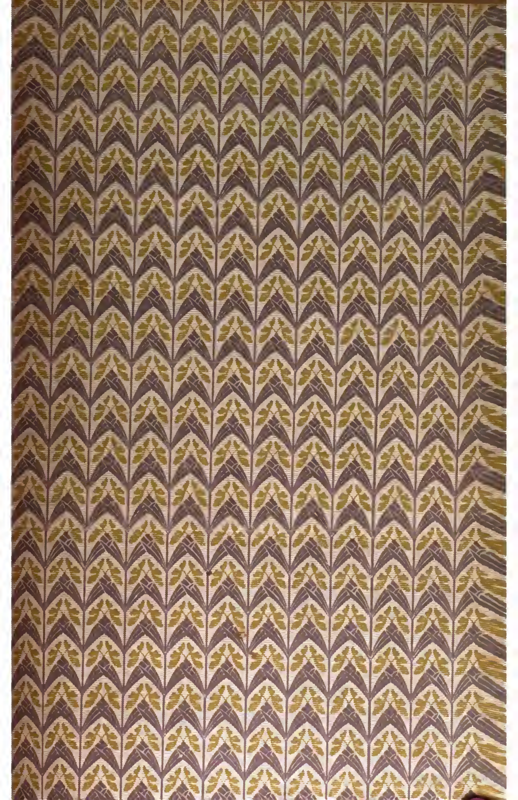

Velhagen & Klasings
Monatshefte



LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1903/1904

2. Band



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis.

XVIII. Jahrgang 1903/1904.

Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XIV. Band, Nr. 7 bis 12:
Unter sengender Sonne. Roman von E. Schroeder. Seite 193—390.





Im Zwielicht. (Motiv aus der Schwanthalerstraße zu München.)
Studie von Prof. P. W. Keller-Reutlingen

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 7, März 1904.

Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

I.

Was sie sich selbst abgerungen hatte, erschien ihr nun, da sie zurückblickte, wertvoller und beglückender noch als alles, was sie fort und fort der Welt abrang.

Aber sie fragte sich in diesen Stunden eigentlich zum erstenmal: ‚Trat ich nicht einst mit dem Trotzgefühl meinen Weg an: Ich will der Welt zeigen, was ich kann!‘

Nein, gewiß nicht allein mit diesem Gefühl im Herzen.

Vor allen Dingen hatte sie doch der Gedanke an den geliebten verlorenen Mann beflügelt. Und dann die heiße Sorge um die Zukunft ihrer beiden kleinen Kinder. Und auch der unbändige Stolz, der von niemandem nehmen wollte, der sich außerstande fühlte, das Wort „Dank“ über die Lippen zu bringen. Mit dem Wort werden nur sehr seichte, feige Menschen leicht fertig oder sehr reife, milde, schwergeprüfte. Es in täglichen Gebrauch zu nehmen, fordert Kleinheit oder Größe.

Ja, alles zusammen und vielleicht noch viel mehr unbewußte, unklar empfundene Regungen waren die geheimen, unabgrenzbar ineinander fließenden Triebkräfte gewesen.

Je größer und stärker ein Baum emporstrebt, desto verzweigter sind die Wurzeln, mit denen er sich seine Nährsäfte aufsaugt. So ist es auch mit der Tat: weit hingebreitet liegen ihre Wurzeln verborgen unter dem Boden, aus dem sie erwächst.

Als Justine Staphorst nun mit wachen Gedanken in der Nacht lag und über sich und ihren Lebensgang nachdachte, kam es ihr vor, als müsse es reiner und erhebender für sie sein, wenn sie dem toten Gatten ins Grab nachrufen könne: ‚Ich handelte einzig und allein, um Deiner wert zu sein, um alles zu erfüllen, was Du von mir gefordert und gehofft hast.‘

Aber das konnte sie nicht. Sie war keine von den Einfachen gewesen, die ihre Pflicht vor sich sahen wie eine schlichte Linie auf sauberem weißen Papier.

Tausend Schnörkel hatte es gegeben, und ihre eigene Hand hatte sie in verwirrten Stunden gezogen.

Jetzt aber, da sie auf ihrem Wege eine wichtige Station erreicht hatte, wo man sich ausruht und Rück- und Vorwärtsschau hält, nun durfte sie sich sagen, das viel erreicht war.

Morgen früh wurde ihre einzige Tochter konfirmiert. Länger als üblich hatte die Mutter sie im Garten der Kindheit festgehalten — ja, Gunhild, die ungeduldig ins Leben hinausspähte, hatte es wohl schon als ein Einsperren empfunden, denn sie zählte sechzehn und ein halbes Jahr. Aber

gerade wie Gunhild beanlagt schien, war es besser sie zurückzuhalten.

Es war viel neugierige Lust in ihr, an alle Pforten zu klopfen und an die verschlossensten am häufigsten.

Solche Mädchenseelen sind von tausend Gefahren umlauert und können sich und anderen viel zu schaffen machen.

Obgleich Justine Staphorst selbst eine arbeitende Frau war, dachte sie doch nicht daran, ihrer also beanlagten Tochter nach Erledigung der Schuljahre irgendeine Berufspflicht zu schaffen. Gunhild war temperamentvoll, und vielleicht steckte irgend ein künstlerisches Talent in ihr. Aber noch viel deutlicher sah man schon in ihr die ausgesprochensten weiblichen Eigenschaften, die für das Haus und die Familie bestimmt schienen. Auch fehlte ihr jene Zähigkeit im Willen und jener leise Zusatz von Schroffheit, den die arbeitende Frau braucht, um in ihrem Beruf vorwärts zu kommen.

Das einzige, was möglicherweise einmal Gunhilds Willen unwiderstehlich festigen könnte, war vielleicht ein Gefühl, das ihr Temperament mit ihrem Willen gemeinsame Sache machen ließ. —

So hatte Justine beschlossen, daß ihre Tochter bei ihr bleiben solle, bis sich einmal später eine glückverheißende Heirat fand. Und warum sollte die sich nicht finden für ein hübsches, gut erzogenes, wohlhabendes Mädchen.

In dieser Nacht, die von so ernsten Gedanken erfüllt war, empfand Justine doch einen kleinen weltlichen Stolz auf die äußerlichen Eigenschaften ihrer Tochter, obschon diese ihr Verdienst waren: das schöne Gesicht, den edlen Wuchs hatte Gunhild von ihr; sie hatte das Mädchen in eigener Verantwortlichkeit ohne Einsprache eines Vormundes oder Verwandten erzogen; sie selbst das Vermögen erworben, das Gunhild wohlhabend machte.

Aber dieser naive Stolz verwischte sich, und die großen, schweren, ernsten Lebensbilder erschienen und zogen gleich einer Wandeldekoration an ihr vorbei.

Vierundzwanzig Jahre waren schon vergangen seit der Zeit, wo sie sich mit dem Premierleutnant Staphorst verlobte.

Diese Jahre hatten so unendlich viel Inhalt gehabt, daß sie sehr schnell zu durchleben gewesen waren. Der Inhalt war sehr bunt gewesen, ein Ereignis hatte nicht mit gleicher Farbe das andere Ereignis zugetüncht und alle Zeichnung verwischt. So stand jedes ganz deutlich vor dem Gedächtnis

Und kein neues Liebeserlebnis stellte sich vor das Bild des toten Gatten. Justine bewahrte ihm die Treue. Nicht aus Vorsatz, sondern aus der innersten Notwendigkeit heraus. Sie hatte ihn leidenschaftlich geliebt; sein früher, tragischer und doch so ruhmreicher Tod nahm ihn von ihrer Seite zu einer Zeit, wo der Alltag und die Gewohnheit des Zusammenlebens das Wesen ihrer Ehe noch nicht zum Sinken gebracht hatten.

Ihn und seine ganze Art hatte sie allzeit mit großer Lebendigkeit in ihren Erinnerungen.

Es war wohl der gegebene Augenblick, jene Zeit, da sie ihn fand, noch einmal zu durchdenken.

Ihre gemeinsamen Anfänge waren äußerlich ganz banal gewesen und ließen sich auf ein Durchschnittsschicksal an; der Sonderreichtum an Glück darin war ihr heimliches, seliges Bewußtsein.

Justine lernte den in ihrer Vaterstadt stehenden Leutnant Staphorst in den Gesellschaften kennen, und nach einem kurzen Liebeswerben verlobten sie sich. Justine war Waise und besaß ein kleines Vermögen, welches knapp zur Kaution reichte. Fritz Staphorst besaß nichts. Denn sein Vater, der Festungskommandant und Oberst z. D. Staphorst, hatte selbst noch immer mit Abzahlung von Schulden aus flotten Jugendjahren zu tun und konnte dem Sohn nur eine winzige Zulage geben, bezüglich deren er stets offenkundig hoffte, daß sie infolge einer auskömmlichen Heirat Fritzens überflüssig für diesen werden möchte.

Das junge Paar fand gar nichts Besorgniserregendes darin, seine Zukunft auf so bescheidenem Fundament zu erbauen. Es sah in seinen Kreisen dutzendweise solche Ehen schließen.

Der Oberst mochte ein wenig enttäuscht sein, denn er hatte seine beiden Jungens für hübsche Kerls taxiert, denen es ein Kinderspiel sein müsse, Goldfische zu fangen. Sein Ältester, Max, hatte es auch verstanden. Freilich, die Frau war ein wenig unzart im Wesen und erschrecklich gefallsüchtig, und Max kam wegen der Heirat

aus dem Regiment und in eins mit einer sehr hohen Nummer, sehr dicht an der Grenze ... aber er besaß nun doch die halbe Million, und das war auch kein schlechtes Bewußtsein.

Diesen Gedankengang des alten Herrn erriet Justine sehr bald. Sie konnte zwar über einen unliebenswürdigen Empfang nicht klagen, als sie während ihrer Brautzeit den Schwiegervater in Schorfau besuchte. Er umgab sie in den ersten Tagen mit einer gewissen etwas lärmvollen Ritterlichkeit, und Frau von Elmenegg, die seinem Hauswesen vorstand, erhielt fort und fort die hörbarsten Anweisungen, es Justine angenehm zu machen. Das kümmerliche Frauchen, der Lebenslasten und körperliche Veranlagung im Lauf ihres harten Daseins eine schiefe Schulter und einen kleinen Buckel aufgebürdet, lief und mühte sich mehr, als es Justinen angenehm sein konnte.

Der alte Herr war aber ein viel zu großer Egoist, um seine Enttäuschung über die „magere" Wahl seines Zweiten länger als ein paar Tage beherrschen zu können. Das Geld von Frau Laura, der Gattin seines Sohnes Max, wurde Justinen bei jeder Gelegenheit in Erinnerung gebracht.

Obgleich es nur logisch gewesen wäre, wenn Justine einzig ihrem Schwiegervater um seiner Unzartheit willen gegrollt hätte, faßte sie doch auch eine gewisse Bitterkeit gegen die Schwägerin, die ihr persönlich noch ganz unbekannt geblieben war.

Da Fritz nun sah, daß seine Braut fortwährend leisen Kränkungen ausgesetzt wurde, empörten sich sein Herz und seine Ehre. Um des Friedens willen und weil der Kränkende sein Vater war, schwieg er. Aber mit erhöhter Liebe umfaßte er die geliebte Braut.

Justine war noch niemals in einer Zitadelle gewesen. Ihr Entzücken über die Wohnung des Schwiegervaters war groß.

Ein breiter Graben, der weiterhin mit dem schiffbaren Flüßchen in Verbindung stand, welches an Schorfau vorbeizog, umgab die Zitadelle. Am Landufer hatte der Graben einen Rand von uralten Eschen, Ulmen und Weidengestrüpp, die ihre Zweige bis in die schwarzgrünen trägen kleinen Wellenschuppen hinabhängen ließen und leise von ihnen in der Richtung des Wasserlaufes durchgekämmt wurden. Am andern Ufer erhoben sich schroff aus dem Graben die rötlich grauen Mauern der Kurtinen und Bastionen. — In Front der Zitadelle schlug eine Brücke über diesen Wassergürtel und führte in den halbrunden Schlund eines stets bewachten Tores.

Dieses Torloch stand wie ein dunkler Fleck inmitten der Kurtine, an deren Fuß. Gerade hoch über dem Tor, oben auf der Kurtine, erhob sich ein schloßartiger Bau, mit einem Barockdach von braun-blanken Ziegeln. Links von demselben, bis dahin, wo sich die Bastion an die sie überragende Kurtine drängte, grünte auf ihr, sie wie mit langausgestreckter Girlande krönend, dichtes Busch- und Baumwerk — der Garten des Kommandanten.

Das kastellgleiche Gebäude, das da so unnahbar hochoben hockte, war die Wohnung des Kommandanten, und man gelangte auf vielen Treppen hinauf, von einem kleinen ummauerten Hof aus, der dicht hinter dem Tor, in der Zitadelle lag.

Justine mit der Freude ihrer neunzehn Jahre an allem, was an Romantik erinnerte, wollte gleich alles besehen. Mit ihrem Verlobten durchstreifte sie das ganze Haus und machte eine Wichtigkeit aus jedem historischen Stück, das sich an Waffen und Bildern vorfand.

Ihre Freude aber erreichte den Höhepunkt, als sie neben dem Hause den lang sich auf dem Kopf der Kurtine hinstreckenden Garten betrat.

Es war ein Tag am Ende des Mai. Nach langer Herbigkeit eines durch Winterkälte und Regengüsse verdorbenen Frühlings kamen Goldregen und Syringen viel später als sonst zur Blüte, während die plötzliche Wärme, die nun eingetreten war, andere Blütenbüsche zu schnellerer Arbeit an ihren Knospen trieb. So gab es ein Duften und ein Farbenlachen ringsum, und eine nachträgliche Pfingstfreude wehte förmlich über das Land.

Auch hier im Festungsgarten standen ganze Riesenbuketts von lila Syringenbüschen und dufteten, als wollten sie die Luft mit Gerüchen trunken machen. An den schlanken Goldregensträuchern hingen die gelben Blütentrauben in koketter Melancholie. Überall im grünen Laube gab es Flecken und Punkte von weißen und rosa Blumen.

Auf dem Rasen drängte sich auf einem

großen Beet samtweicher Goldlack als Kranz um eine Wirrnis von weißen und lila Blumen. Und vor einer Gebüschpartie hin zogen sich, steif aufgerichtet, wie bunt gekleidete Wachtsoldaten, altmodische Malven.

Das war ein üppiges Blühen und ein Gedränge von leuchtenden Farbentönen. Und dazu in der duftschweren Luft eine feierlich-freudige Stille, die vom blauen Himmel sich herabzuspinnen schien und ihn mit dem in Schönheit strahlenden Garten verband.

Justine und ihr Verlobter küßten sich voll Andacht und in seligem Schweigen.

So war ihre Liebe, so war ihr junges Leben wie diese Frühlingsstunde.

Niemals hatten sie so ihr Glück, ihre Zusammengehörigkeit gefühlt, wie in diesem Augenblick, wo der Sonnenschein gleißend und flimmernd um sie floß, wo der ganze Garten Kranz und Strauß schien, ihnen als Huldigung und Symbol dargebracht.

Und dann breitete Justine die Arme aus, als wolle sie all die Blütenpracht an ihre Brust nehmen.

Um wie ein Kind alles nahebei zu sehen, in die Blumenkelche hineinzuriechen, blühende Zweige zu brechen, lief sie von Beet zu Beet, von Busch zu Busch, schon den Arm voll blumenschweren Gezweigs.

Da lockte sie ein besonders schöner Fliederbusch, und sie drängte sich zu ihm hin, denn er stand hinter anderen Büschen . .

„Justine," schrie der Mann und hatte schon ihr Kleid gefaßt.

Ach ja, sie hatte vergessen, daß sie in einem Festungsgarten war.

Nun bogen sie zusammen vorsichtig die Zweige auseinander. Und sie sahen, daß sie hart am Rande der Kurtine standen.

Jäh fiel die Wand ab und ging steil hinunter bis in das Wasser. Ein Fall da hinab konnte vielleicht den Tod bringen.

Und nun trieb es Justine, an den Grenzen entlang zu suchen.

Da klammerte sie sich an einen Baum und bog den Kopf vor, um hinab zu spähen . . . sie sah in die Bastion hinein und sah den stumm drohenden Metallglanz einer Lafette. Dort kniete sie zwischen den Büschen und trachtete, mit vorgeneigtem Oberleibe, einen Blick in die Tiefe zu gewinnen . . . sie sah im weiten Hofraum der Zitadelle zwei kleine Pyramiden von Kanonenkugeln.

Wieder zwang es sie nach der anderen Seite. Und noch einmal stand sie neben dem lachend blühenden Flieder, dessen weiße Blütentraube ihr Gesicht streifte, und starrte hinab auf das Wasser dort unten . . .

Seltsam still und unerklärlich nachdenklich ward sie.

Und der Geliebte mochte necken oder ihre Zärtlichkeit wachküssen wollen: es blieb in ihr wie ein Nachklang — wie eine undeutliche Enttäuschung und Furcht.

Es hatte sie so wunderbar berührt, plötzlich darauf gestoßen zu werden, daß all diese lebensvolle Schönheit, all dies Blühen und Werden umgeben war von den Gefahren und Werkzeugen des Unfriedens, des Todes.

Es schien ihr so bedeutungsvoll . . .

Vielleicht kam es ihr auch nur nachträglich so vor, als ob dieser Eindruck ihr gleich so bedeutungsvoll gewesen, denn in späteren Zeiten kehrten ihre Gedanken wieder und wieder zu jenem Festungsgarten zurück, und er ward ihr ein Sinnbild.

Bei solchem, eine Erinnerung umgestaltenden Nachgrübeln weiß kein Mensch schließlich mehr auseinander zu halten, was der erste Eindruck war, was Zutat ist.

Zunächst hatte Justine freilich keine Veranlassung, derartig ein Sinnbild sich zu erdenken. Auf glatten Wegen, zwischen ordentlich bestellten Fruchtäckern schritt sie mit ihrem Gatten durch die ersten Ehejahre. Das Leben zwar kostete ein wenig mehr, als sie sich gedacht hatten, und man mußte bei ernsten Gelegenheiten das Kapital angreifen. Als der Oberst Staphorst starb, waren sie zu vornehm, um die Schuldenerbschaft abzulehnen. Sie übernahmen tapfer die Hälfte daran, obschon es für den reichen Max und seine Frau, die doch besonders liebes Kind beim Oberst gewesen, nur eine Spielerei bedeutet hätte, allein alles zu bezahlen.

Es schreckte sie weiter nicht, ihr kleines Vermögen auf diese Weise noch schmaler werden zu sehen.

Fritz hatte eine brillante Zukunft vor sich — das stand fest. Alle seine Vorgesetzten wollten ihm wohl, und wenn seine Kameraden von ihm sprachen, sagten sie „na ja — Staphorst!" Das war eben einer von denen, die's zu was bringen. Ein bißchen Streber — arbeitete zu viel — aber dabei doch ein netter Kerl . . .

Aus unserer Studienmappe:



Hirtin. Ölstudie von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Fritz hatte in seinem Elternhaus, wohin er von Plön und später von Lichterfelde aus nur in den Ferien kam, viel Unfrieden gesehen. Derselbe entstand ganz allein aus der allzu großen Leichtlebigkeit seines Vaters und den ewigen Schulden.

Das hatte ihn sehr ernst gemacht. Er erstrebte ein reinliches, friedliches Dasein in Ehe und Haus.

Und da er ein willensstarker Mann war mit einem ausgesprochenen Herrschergelüst, so nahm er die Zügel in feste Hände.

Justine fügte sich ohne Überwindung darein. Sie war noch so jung, so wenig entwickelt, wußte selbst noch nicht, was alles in ihr schlief, und galt bei ihrem Mann und ihren Bekannten dafür, manchmal überspannte Einfälle zu haben. Von ihrer Leitungsbedürftigkeit und seiner Vollkommenheit war sie tief durchdrungen und liebte ihn über alles. So schmiegte sich ihr Wesen an das seine.

Sie bekamen einen Sohn. Justine hatte einen romantischen Geschmack, und kein Name war ihr besonders genug. Es fügte sich, daß auch Fritz eine große Vorliebe für Familienchroniken und altdeutsche Färbung hatte, und so nannten sie den Sohn Wynrich, nach irgendeinem Staphorstschen Urahn.

Die Freude an dem ersten Kind kommt immer diesem allein zu statten.

Beim zweiten freuten Fritz und Justine sich hauptsächlich darauf, was Wynrich zu dem Brüderchen sagen werde. Es hatte für sie vor allen Dingen den Wert einer Spielpuppe für den Erstgeborenen. Aber dies Kind starb schon mit acht Wochen.

Dann legte Gott ihnen ein Töchterlein in die Wiege. Bald indes hob er es wieder heraus und nahm es zu sich empor.

Die kleine Gunhild endlich, die ankam, als Wynrich schon fünfundeinhalb Jahr alt war, blieb von allen tödlichen Feinden der ersten Kindheit ganz verschont und erwuchs in kraftvoller Gesundheit.

Der junge Vater konnte sich aber nicht lange an dem Töchterlein erfreuen.

Gunhild hatte gerade ihren ersten Geburtstag gefeiert, als der Krieg gegen Frankreich anhob.

In dem großen Rausch der Begeisterung war der Abschied eigentlich gar nicht schwer. Fritz und Justine hatten auch ein festes Vorgefühl, daß er heil, mit Auszeichnungen geschmückt, zum Major avanciert, als strahlender Sieger heimkehren werde.

Das feste Vorgefühl trog. Fritz Staphorst fiel am 2. Dezember desselben Jahres bei Loigny. Die näheren Umstände seines Todes, die man später erfuhr, ließen ihn als besonders mutvollen Helden erscheinen. Er hatte, nachdem sein Pferd unter ihm zusammengeschossen worden war, selbst schon blutend, mit dem Degen in der Faust seine Leute im wilden Rausch der Kriegsekstase auf eine feindliche Fahnenkompanie gejagt und war gefallen, das eroberte französische Feldzeichen in der Linken.

Die Witwen und Waisen der gefallenen Helden standen damals im Mittelpunkt der Teilnahme. Es fiel ein Abglanz von Größe auf sie und hob sie auf ein besonderes Niveau. Aber solche Steigerungen haben immer ihre Gefahren in sich. Der früher oder später kommende Abfall wirkt wie eine Kränkung. Nachdem man die Trauernden erst vor lauter Ehrungen und Mitleid gar nicht allein lassen wollte, mußte der Tag erscheinen, wo man sich plötzlich nicht mehr um sie kümmern konnte.

Es gab eben so viele Helden und so viele Witwen und Waisen, und das Unglück wurde ein Gespräch für den Alltag.

Später war es Justine immer, als sei ein großer, schwarzer Abgrund mitten in ihrem Gedächtnis, das sonst einem übersichtlich deutlichen Gelände glich.

In diesen Abgrund war die Zeit gefallen, die sie unmittelbar nach ihres Gatten Tod erlebt hatte.

Sie wußte gar nichts mehr davon, als daß es entsetzlich gewesen war.

Sie fand sich mit ihren Erinnerungen erst in einer Periode wieder, in der sie begann, Sorge zu empfinden.

Die Angst „was soll werden" riß sie aus ihren Tränen.

Von den Zinsen ihres kleinen Kapitals und von der Pension als Hauptmannswitwe konnten sie und die Kinder nicht satt werden. Noch war es ungewiß, ob für die Kinder ein Erziehungsbeitrag vom Staat gezahlt werden würde.

Justine konnte eigentlich mit niemandem ihre Lage beraten. Die nächsten Vorgesetzten und Kameraden ihres Mannes standen im Felde. Max, sein Bruder, hatte schon bei Sedan das Leben lassen müssen.

Aus unserer Studienmappe:



Oliven. Studie von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Da kam Frau Laura Staphorst, die Witwe des Majors Max Staphorst, angereist, um mit Justine eine Begegnung zu haben.

Die beiden Schwägerinnen standen sich ganz fern. Aber nun war es Justine wohltätig, daß sie kam. Das gleiche Leid mußte sie vereinen. Sie konnten zusammen weinen.

Als Frau Laura eine halbe Stunde mit Justine gesprochen hatte, wußte diese, daß es keinerlei Gemeinsamkeit zwischen ihnen geben könne.

Die Majorin Staphorst trat als interessante Witwe auf. Sie genoß ersichtlich ihre ehrenvolle Lage. Von einer unerklärlichen Menge schwarzen Kreps umwallt, mit einer ungemein korrekten Witwenschneppe, die sich über dem hellblonden gekrausten Haar bis in die Stirn hinein bog, sah sie sehr auffallend und ungeheuer funebre aus.

Justine bemerkte, daß der bleiche Farbenton ihrer Wangen nicht ganz natürlich sein konnte, und daß die fehlenden oder zu schwachen Augenbrauen sehr kunstvoll dunkel nachgemalt waren.

Zu welchem Zweck sie eigentlich gekommen war, blieb Justine unklar. Denn sie wollte nicht annehmen, daß Frau Laura die Reise zur Zerstreuung gemacht hatte, um überall das teilnehmende Aufsehen als Heldenwitwe zu genießen, oder gar, um bei Justine ein- für allemal „vorzubeugen“.

Sie konnte ruhig sein: es fiel Justine nicht ein, auf Geldhilfe von ihrer reichen Schwägerin zu rechnen.

Ihren guten Rat gab sie sehr entschieden: Wynrich sollte sobald als möglich ins Kadettenhaus, in ein paar Jahren sei er doch so weit; Justine könne Zimmer vermieten, Pensionäre nehmen und sich so einen Nebenverdienst machen, der ihr ermöglichte, bequem zu leben und Gunhild später ordentlich etwas lernen zu lassen, damit sie dereinst als Erzieherin oder Wirtschafterin ihr Brot fände.

Mit dem überfeinen Ohr der Sorgenvollen hörte Justine heraus, was nicht mit Worten ausgesprochen ward:

‚Ihr habt kein Geld. Da wird Euch eben nichts anderes übrig bleiben, als Euch Eurer gesellschaftlichen Stellung zu begeben und Euch ein paar Klassen tiefer einzureihen.‘

Justine sagte kalt und fest, daß ihr

Mann ein Feind der Kadettenhauserziehung gewesen sei und daß sie über alles selbst bestimmen und für alles selbst aufkommen werde.

Von diesem Augenblick an wandelte sich die bisherige Gleichgültigkeit der Schwägerinnen in heimliche Feindschaft.

Die eine blickte voll Hochmut auf die andere.

Und gerade, weil Frau Laura fühlte, daß sie auf gar keine Weise an Justine herankommen konnte, ward ihr deren Tun und Lassen für das ganze fernere Leben eine Quelle der neidischen Erregung.

Sie hätte diesen Erregungen sehr gut aus dem Wege gehen können, denn die beiden Frauen hatten im Grunde genommen nichts miteinander zu tun. Aber es war gerade, als ob Frau Laura Staphorst es nicht lassen konnte, als ob ein innerer Zwang sie antreibe, sich immer wieder Justine und deren Kindern zu nähern. Vielleicht hatte sie ein Bedürfnis nach Ärger — solchen zu empfinden und zu bereiten gab allerlei kleine Sensationen.

Genug, es gelang Justine niemals, sich von diesem verwandtschaftlichen Anhängsel freizumachen.

Damals hatte dieser erste Zusammenstoß mit der Taktlosigkeit und der kalten Neugier die besten Folgen, denn Justine faßte sich vollends.

Ihr war, als sähen ringsum alle Menschen sie mit derselben kalten Neugier an: was wird die Frau nun machen?

Ihre Gefühlsfeinheit stieg bis zum Hellsehen.

Als sie einmal in harmlos zutraulicher Absicht eine Kommerzienrätin besuchte, in deren Hause Fritz und sie einst gern verkehrt hatten, nahm die Frau sie mit großer Freundlichkeit wie ehedem auf und lud sie auch ein, doch manchmal einen ihrer nun so einsamen Abende bei ihnen zu verbringen. Aber nachher brachte sie das Gespräch auf arme Verwandte ihres Mannes, des Kommerzienrates, und ließ die Bemerkung fallen, daß eben jeder innerhalb seiner Familie soviel tun müsse, daß einem wirklich die Hände gebunden seien und man weiter hinaus sie nicht strecken könne ...

Da las Justine in der Seele jener Frau. Es stand darin: ‚Mein Gott, die gute Staphorst wird uns doch nicht angehen? ...‘

Immer wacher, immer wacher wurde sie und hörte von allen Lippen schöne warme Worte und sah in jeder Brust die Angst, ‚werde ich um Hilfe angegangen werden? Wie fatal wäre das.‘

Aus unserer Studienmappe:



Weiden am Wasser. Ölstudie von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Und da kam heraus, was eigentlich in ihr steckte und sich nur neben dem geliebten, sie beherrschenden Mann gar nicht hatte zeigen können.

Ihre Lebenslage war ja bisher nicht so gewesen, daß Proben von ihr gefordert worden waren, die über das Durchschnittsmaß von seelischer Kraft, die eine Frau aufzubringen hat, hinausgingen.

Da konnten weder sie selbst noch andere beurteilen, wie weit sie eigentlich gekommen war. Ob ihr Mann ihr Druck oder Beispiel gewesen.

Es zeigte sich das letztere.

Jeder muß aus seinem Wesen, wie es nun einmal ist, Kapital zum Betriebe seiner Lebenswirtschaft schlagen. Der eine wirft mit entschlossener Hand die große Münze der Tatkraft und des Mutes auf den Tisch und fragt: Was kostet der Erfolg? Ein anderer handelt sich mit dem mühsam zusammengerafften Kleingeld der Geduld und Bescheidenheit sein bißchen Zufriedenheit ein.

Justine war vom Schlage der Tatkräftigen.

Es erfaßte sie wie ein Rausch. Viele Dinge wollte sie. Die Kinder des Vaters würdig erziehen, ihnen eine Zukunft ohne Sorgen schaffen. Denen, die heimlich Angst gehabt, daß Justine sie um Hilfe angehen könne, mit einem stolzen Lächeln begegnen.

Nur kein kümmerliches Dasein! Nur nicht in der Enge sitzen und die Kaffeebohnen zählen und am Licht sparen!

Sie wußte ganz genau, daß man auf die untersten Sprossen zuerst steigen muß, wenn man eine Leiter emporklettern will. Da gibt es keine Sprünge.

Aber wie mancher demütigt sich um seines Stolzes willen.

Ja, das wollte sie auch, dazu war sie bereit.

Sie dachte damals auch ganz kurz über sich selbst nach. Fritz hatte ihr ja zuweilen so liebevoll als eingehend ihr Sündenregister vorgehalten. Sie sollte leichtgläubig, unvorsichtig, heftig sein.

Ob das wohl stimmte?

Einerlei. Ob glatt, ob mit Ecken und Kanten, sie mußte nun durch all die Dornenzäune, die vor ihr standen.

An sich selbst zu arbeiten, hatte sie keine Zeit. Sie wußte damals noch nicht, daß allerlei Fetzen von selber fliegen, wenn man sich durch Dornenzäune die Bahn frei ficht ...

Sie besah ihre Fähigkeiten.

„Was kann ich?"

Die allerwenigsten Frauen vermögen auf diese Frage eine positive Antwort ohne Selbsttäuschung zu geben.

Justine wußte, daß sie einen netten Brief schrieb und Phantasie genug hatte, etwas zusammenzufabulieren. Mehr als einmal verfaßte sie für kleine Festlichkeiten innerhalb des Regiments Gelegenheitsdichtungen, die bewundert wurden. Auch malte sie ein bißchen und spielte nicht übel Klavier.

Das alles hing sie sogleich in ihren Gedanken mit dem Wort an den Nagel: „Dilettantenkram."

Es war ihr ein untrüglicher Beweis, daß sie zu keinem künstlerischen Beruf erkoren sei, weil sie sich in siebenjähriger Ehe ganz ausgefüllt und sehr glücklich gefühlt hatte. Und mit Intelligenz und Nachempfindung kann heut jeder ein bißchen was produzieren. Nein — das nicht.

Nichts Halbes.

Sie brauchte auch keine stille Arbeit, sondern eine, bei der es hieß, sich ständig rühren.

Etwas Praktisches!

Fritz, der so karg mit seinem Lobe gewesen, hatte allezeit ihre Kochkünste hoch gepriesen.

Damals war viel von der großartigen Verpflegung und Verproviantierung der deutschen Armee die Rede. Man schrieb die Möglichkeit des beispiellos ruhmreichen Feldzugs auch dem Umstande zu, daß die Truppen durch vorzügliche Nährmittel stets bei Laune, Kraft und Gesundheit erhalten wurden. Man sprach von dem Vermögen, das dieser und jener Lieferant von Konserven sich erworben habe.

Die Soldatenfrau und die Hausfrau in Justine vereinigten sich und hatten zusammen einen Einfall.

Justine wollte ihr kleines Kapital daran wenden, um eine Konservenfabrik zu begründen. Bei bescheidenen Anfängen konnte solche Gründung mit ein paar tausend Mark gemacht werden.

Bis es Frühling, bis es Sommer ward und Justine mit dem Fabrizieren von Konserven beginnen konnte, war natürlich der Krieg zu Ende.

Aber auch im Frieden, im Manöver, braucht die Armee Konserven.

Und die Schiffe brauchen welche. Und alle Hausstände, in denen die Hausfrau außerstande ist, selbst einzukochen.

Justine war von ihrem Einfall wie elektrisiert. Sie beriet ihn mit keinem Menschen. Es stand bei ihr felsenfest, daß er ausgeführt werden müsse.

Sie genoß in beschwingter Phantasie den Erfolg vorweg. Und das half ihr mächtig.

Auf einigen Reisen suchte sie die Gelegenheit, sich mehrere Fabriken einschlägiger Art genau anzusehen.

Sie nahm bei einem Buchhalter allabendlich zwei Stunden in allen kaufmännischen Wissenschaften und besaß bald eine ganze Bibliothek von Kochbüchern und Schriften über Obst- und Gemüsebau.

Ihr bescheidener Plan nahm rasch eine größere Gestalt an, und am Schlusse des Monats Februar kaufte Justine sich die Besitzung Attlisberg.

Dies war ein villenartiges Haus mit einem großen, hübschen Garten rundherum und hundertundfünfzig Morgen Land. Es hatte solange einem General a. D., der ein bißchen Amateurlandwirtschaft betrieb, als Ruhesitz gedient; er war zufrieden gewesen, wenn er gerade seine Equipage herauswirtschaftete, und hielt nur vier Kühe im Stall.

Attlisberg lag eine Wegesstunde von der Stadt entfernt, wenn man ohne Hast ging.

Justine wollte das ganze Land mit Gemüse und Beerenobst bepflanzen lassen.

Die Anzahlung, die sie zu machen hatte, war nur gering. Sie mußte ihr Geld als Betriebskapital behalten.

Wenn „es ging“, konnte sie nach und nach die Hypotheken löschen lassen.

Und es war gegangen! Erst so langsam, daß Justine, die große Ungeduld in ihrem Wesen hatte, oft verzweifelte. Dann aber besser, immer besser.

Justine reiste selbst. Mit unbefangenem Eifer suchte sie Vorstände großer Schiffahrtsgesellschaften auf, knüpfte Verbindungen mit militärischen Depots an.

Zu jener Zeit war es noch etwas ganz Ungewöhnliches gewesen, daß eine junge Frau so selbständig in das wirtschaftliche Leben hinaustrat.

Die Männer, mit denen sie Geschäftsverbindung suchte, waren oft wie perplex; manchmal wurden ihr nur bescheidenste Bestellungen zugesagt, gewissermaßen aus Galanterie, weil es den Herren undenkbar schien, eine so schöne und zugleich so entschlossene Frau mit leeren Händen davon gehen zu lassen.

Aber aus jedem kleinen Versuch wurde eine dauernde und immer umfangreichere Verbindung.

Vom Morgen bis zum Abend arbeitete Justine. Eine Geschichte, die sie als Kind im Schullesebuch gelesen und die sie sehr deutlich behalten hatte, war ihr immer gegenwärtig. In dieser Geschichte handelte es sich um eine Frau, deren große Wirtschaft fort und fort rückwärts ging, trotz des ernstlichen Willens der Besitzerin, vorwärts zu kommen. Rat suchend ging sie zu einem Eremiten, der ihr ein Kästchen einhändigte mit der Weisung, es jeden Tag durch alle, alle Räume ihres Hauses und ihrer Wirtschaft zu tragen und es erst nach einem Jahr zu öffnen. Treulichst befolgte die Frau dies Gebot. Aber wie sie nun so, das Kästchen mit dem Talisman darin tragend, jeden Tag durch alle Räume kam, fand sie überall Dinge, die gebessert und geordnet werden mußten. Ihre Wirtschaft nahm einen ersichtlichen Aufschwung. Als sie nach Jahresfrist, voll Dank gegen den Eremiten, das Kästchen öffnete, fand sie darin anstatt eines geheimnisvollen Talismans nur einen Zettel.

Auf demselben stand ungefähr — den genauen Wortlaut wußte Justine nicht mehr —

> Sorge selbst! Bewach Dein Haus,
> So trägt Dir niemand was heraus.
> Täglich sei Du überall,
> So naht Dir niemals der Verfall.

Oft sagte Justine ihren Kindern, daß sie im Grunde genommen nur dieser Geschichte ihr Vorwärtskommen zu danken habe.

Während sie jahrelang auf alle geselligen Vergnügungen verzichtete, fand sie genug Zeit, sich ihren Kindern zu widmen.

Wynrich und später auch Gunhild fuhren jeden Morgen in die Stadt zum Schulbesuch. Als Gunhild so weit war, konnte Justine ihr schon ein Fräulein halten, das ihre Schulaufgaben und sie selbst beaufsichtigte. Und Justine wiederum beaufsichtigte

das Fräulein. In ihrem Geschäftsleben eignete sie sich bald einen raschen, sichern Blick für Menschen und deren Qualitäten an. Viermal wurde mit dem Fräulein gewechselt, bis sich in Klara Wittmer endlich eine Person fand, der Justine ihr Kind ruhig anvertrauen konnte.

Die entlassenen Damen, deren zwei aus der Stadt gebürtig gewesen waren, verbreiteten, daß mit Frau Justine Staphorst kein Auskommen sei. So etwas Befehlshaberisches gäbe es auf der ganzen Welt nicht mehr.

Klara Wittmer, wenn sie dann und

Aber daneben liebte sie sie auch wie ein Vater: herrisch und mit dem ganzen Schützer- und Verantwortlichkeitsgefühl — denn sie war ja auch alles für sie, was sonst der Vater ist: sie ernährte die Ihren, sie sorgte für ihre Zukunft, sie leitete den Sohn zur Berufswahl.

Manchmal sagte sie von sich selbst, wenn sie gleich bei kleinstem Anlaß rasende Erregungen durch ihre Adern pulsen fühlte: „Ich bin entschieden mehr Löwenmutter als Vogelmutter."

Und sie dankte im stillen Gott, daß

Aus unserer Studienmappe:



Abend. Temperastudie von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

wann ihre Mutter in der Stadt besuchte, sagte, daß Justine Staphorst die Gerechtigkeit und Klugheit in Person sei.

Justine liebte ihre Kinder so leidenschaftlich, wie jede andere Mutter auch: treu, selbstlos, voll weicher Zärtlichkeit. Als die Kinder noch in den Spieljahren waren, konnte sie mit ihnen lachen und toben und Puppenkost kochen und ihnen Festungen bauen helfen. An ihren Betten konnte sie sitzen und singen und summen bis sie schliefen. In ihren Lernjahren mit ihnen die Ärgernisse und Wichtigkeiten und Freuden der Schule fühlen.

ihre Kinder sie viel zu fanatisch liebten, um jemals etwas anderes zu wollen und zu wünschen, als was sie guthieß, sie ihnen eingab. Bei Wynrichs Berufswahl zeigte es sich schon, daß die Gefahr eines Zerwürfnisses niemals am Horizont der kleinen Familie auftauchen konnte.

Justine war sich innerlich nicht ganz klar, ob sie sich wünschte, daß ihr Sohn die von ihr gegründete Fabrik, die nun schon großen Ruf hatte, fortführen oder ob er, gleich seinem Vater, Soldat werden solle.

Ihr Werk lag ihr am Herzen. Sie wünschte ihm glühend Fortbestand.

Aber ihr Herz hing auch an der Erinnerung und an dem geliebten Mann. Er hätte sicher gewünscht, seinen Sohn im Dienst des Kaisers zu sehen.

Sie vermied es, sich jemals zu äußern. Sie wollte Wynrichs Entschluß als Bestimmung hinnehmen. Daß er eine andere Wahl treffen könne als Soldat oder Industrieller, fiel ihr gar nicht ein.

Und Wynrich entschied sich in der Tat. Er wollte zur See gehen, Marineoffizier werden.

Seine Mutter war einverstanden.

Daß sie etwa nicht einverstanden sein könne, war nun wieder Wynrich nicht von weitem eingefallen.

Er und Gunhild glaubten, ihre Mutter, die so viel für sie getan, werde immer und bei jeder Gelegenheit nur wollen was ihre Kinder wollten.

Es wurde also bei dieser Sache nichts aufgerührt, nichts aufgedeckt. Mutter und Sohn kamen gar nicht in Versuchung, ihre Kräfte gegeneinander zu messen.

Justine sagte sich hoffend, daß vielleicht einmal ein Schwiegersohn ihr Werk fortsetzen und die Fabrik übernehmen könne. Dann dürfte ihr Herz ganz zufrieden sein.

Und wieder gingen ein paar Jahre hin. Der Wohlstand wuchs. Der Erfolg blieb der fleißigen Frau treu.

Ihr Mutterglück nahm zu, denn Gunhild ward ein sehr schönes Mädchen mit den liebenswürdigsten Eigenschaften. Es schien, daß aus der sanften, gleichmäßigen Art der guten Wittmer einerseits und der feurigen Energie Justinens anderseits die gute Mischung von Erziehungsmomenten ergeben hatte.

Nun war der Tag da, an dem Gunhild aufhören sollte ein Kind zu sein.

Das war ein Abschnitt . . .

Justinen kam es vor: der größte und wichtigste seit dem Tod ihres Mannes.

Als sie so in den Nachtstunden ihr ganzes Leben noch einmal an sich vorbei ziehen ließ, kam eine quälende Sehnsucht nach ihrem Gatten in ihr Herz.

Immer hatte sie gearbeitet. Nie mehr ihren Kopf müde an eine Schulter legen können. Nie mehr ein Paar feste Arme schützend um sich gefühlt.

Immer selbst verantwortlich sein müssen — immer sich selbst verteidigen, anderen Autorität sein . . .

Noch einmal so wie damals in Liebe ruhen und den teuren Mann mit Blick und Wort nach allem fragen . . .

Nur eine kleine geliebte Frau sein . . .

Justine drückte ihr Gesicht tiefer in das Kissen. Ihr Herz klopfte rasend.

Es war, als ob plötzlich ihre ganze Natur sich dagegen sträubte, all die Aufgaben noch weiter zu erfüllen, die sie auf sich genommen hatte.

Sie hatte, in großen Zwischenpausen freilich, zuweilen solche Anfälle.

Das ging vorüber. Sie brauchte das nicht einmal niederzukämpfen. Es verging, wie es gekommen: elementar. Es kam aus Untergründen ihres Wesens und sank dahin zurück. —

Grau begannen sich die Spalten in den Zuggardinen abzuzeichnen. Der Tag wollte kommen.

Ach, wenn doch Fritz diesen Tag erlebt hätte: Gunhild so schön, von so reiner, junger Frömmigkeit begeistert . . .

Und mitten hinein in diesen inbrünstigen Wunsch fiel eine seltsam nüchterne Erwägung: Was wäre, wenn der Mann noch lebte?

‚Dann wären wir bestenfalls Brigadekommandeurs, mit sehr viel repräsentativen Pflichten und ewigen Geldsorgen und der steten Angst vor dem blauen Brief und der häßlichen Hoffnung, daß Wynrich und Gunhild nur ja reich heiraten.‘

Gleich bat sie dem teueren Toten diese Erwägung ab, die fast eine Kränkung für ihn schien.

‚Gewiß‘, dachte Justine, ‚ich wäre dann doch sehr glücklich gewesen, denn ich hätte ihn gehabt. Und für vieles wären mir ja gar nicht die Augen aufgegangen. Ich hätte die große Unabhängigkeit in Geldsachen nie kennen gelernt und sie also auch nicht entbehrt.‘

Der graue Schein am Fenster wurde heller.

Justine setzte sich aufrecht im Bett.

Es war doch verkehrt, daß sie so viele Stunden schlaflos verbracht hatte. Der Tag forderte ihre ganze Kraft. Nun war sie ihm vielleicht nicht gewachsen.

Wenn in Arbeitstagen jede Stunde ihren gewohnten Verlauf und Inhalt hatte, konnte Justine so viel leisten wie sonst zwei tatkräftige Menschen zusammengenommen.

Aber jede Abweichung von der Ordnung im Tagesinhalt, die ihre Nerven nun einmal kannten, fand sie wenig widerstandsfähig. Sie wurde dann leicht abgespannt, und es zeigte sich, daß die hinter ihr liegenden Jahre sie doch viel gekostet hatten.

‚Anstatt zu denken, hätte ich schlafen sollen.‘

Aber es gibt doch eben Gedanken, die man nicht vor der Tür stehen lassen kann. Sie erzwingen sich den Eintritt, und als gesprächige und seßhafte Gäste bleiben sie…

Im Hause wurde es laut. Justine stand auf und zog die Gardinen zurück.

Eine kalte, bleiche Helligkeit kam nun ungehindert ins Zimmer.

Draußen lag ein bläulicher Dunst über Garten und Feldern.

Rechts sah Justine von ihrem Fenster aus die roten Mauern der Fabrik. Ihre Gebäude waren nach und nach in den Garten hinein gewachsen und hatten eine gute Ecke von ihm für sich in Anspruch genommen.

Neu und nüchtern mit ihrer harten Farbe und ihren schmucklosen Wänden sahen sie auf den altmodischen Garten herab.

Den hatte schon der Vorbesitzer so übernommen und in seinem Charakter erhalten. Justine fuhr darin fort, denn die langen Rabatten, von Lavendel eingefaßt, und die Buschrosen und Nelken gefielen auch ihr sehr gut. Sie ließ nach wie vor die Hecken der Hainbuchengänge so beschneiden, daß ihre Mauerform mit Fensterlöchern darin sorgsam erhalten ward.

Die Leute, die glaubten, daß Justine Staphorst ganz und gar Verstandesmensch sei, konnten sich hier davon überzeugen, daß sie auch Phantasie besaß. Und der Garten war das Spielzeug für diese.

Jetzt waren die Hainbuchenmauern, die seinen Mittelgang ganz einfaßten, braun und kahl. Auf den Rabatten, die sich in Parallellinien hinzogen, im rechten Winkel auf den Mittelgang treffend, lag ein dicker nasser Pelz von Tannenzweigen und welkem Laub, der die Pflanzen und niedergelegten Rosen vor dem Winterfrost geschützt hatte.

Die Wipfel der Obstbäume, die da und dort zwischen den Rabatten standen, waren licht.

So konnte man über den Garten hinweg aufs freie Feld sehen. Ein weites Flachland tat sich auf, braun und durchfeuchtet vom zerschmolzenen Schnee des Winters und den Regengüssen des Frühlings. Links, ganz fern und kaum erkennbar im Morgendunst, standen die blauen Formen eines sanften Höhenzuges vor dem Horizont. Rechts, von hier aus halb von den Gebäuden der Fabrik überschnitten, sah man die Stadt mit ihren Türmen, die aus einem bläulichen und rötlich grauen Gewirr von Farbenflecken aufstiegen.

Der Himmel war von einem gleichmäßig grünlich-bläulichen Ton hell überzogen. Die Sonne mußte schon über den Horizont sein, aber sie hatte mit dem Nebel zu kämpfen und konnte ihre Strahlen nicht zur Erde gelangen lassen, ehe sie die Arbeit getan, die Nebelschicht aufzusaugen. Man sah wohl: es konnte ein schöner Tag werden.

Das freute Justine.

An Gunhilds ernst-freudigem Festtag sollte heller Glanz sein.

Als sie in das Eßzimmer hinabging, fand sie, wie gewöhnlich, Fräulein Wittmer dabei, den Tee zu machen und den Kakao für Gunhild anzurühren.

Klara Wittmer ging nun schon seit zehn Jahren still und emsig durchs Haus und war für alle Welt „Fräul'n Wittmer“. Sie dachte auch gar nicht daran sich jemals von diesem Hause zu trennen, und weder Justine noch ihren Kindern kam der Gedanke, daß sie gehen könne und dürfe. Man gehörte eben zusammen.

„Morgen, Fräul'n Wittmer. Die Kinder noch nicht da?“

„Gunhild kommt gleich. Aber darf ich erst alle meine guten Wünsche aussprechen, die mich an diesem Tage für Gunhild bewegen . . .“

Sie war zu gerührt, um fortzufahren. Heute gab es eine wirkliche Veranlassung gerührt zu sein. Aber die Wittmer war reichlich oft ergriffen. Daher hatte man sich daran gewöhnt, und ihre Rührung steckte nicht mehr an. Man wußte ja, sie war echt, aber sie war etwas billig.

Justine klopfte ihr wohlwollend auf die Schultern.

„Ja, Fräul'n Wittmer, wir haben Grund, froh zu sein. Unsere Gunhild ist uns gesund an Körper und Seele groß geworden. Nun haben wir unsere Arbeit getan.“

Die Wittmer schluckte ihre Tränen mühsam nieder und hantierte am Teetisch weiter.

Schön war sie nicht. Ihr Kinn hatte im Profil eine so merkwürdige Linie, ganz ohne Einschnitt ging sie von der Lippe weiter. Wynrich sagte „wie beim Karpfen". Aber sie hatte treue, gute, blasse Blauaugen und eine so angenehme Stimme. Wenn sie sagte: ‚Komm Gunhild', so lag eine unwiderstehliche Bitte darin und zugleich ein Ruf an Gunhilds Ehrgefühl. ‚Sei artig', hieß der unausgesprochene Zusatz. ‚Du wirst Dich doch nicht wie ein eigensinniges, dummes Kind benehmen.' Sie sagte aber auch ‚komm Gunhild', wenn irgendein Kummer die kindliche Seele trübte. Es war dann als hieße es: ‚Alles geht ja vorüber — es ist ja nicht wert, daß Du weinst.' Eine wunderbare Erziehungs- und Trostkraft lag immer in diesem ‚komm Gunhild', und Wynrich behauptete, es sei die Zauberformel, mit der Fräulein Wittmer einfach alles mache.

Justine ging auf und ab im Eßzimmer und sah zuweilen etwas unruhig nach der Uhr.

Noch eine Stunde, bis die Kirche begann. Da man eine halbe Stunde Fahrt bis nach Gronenhagen hinein hatte, so blieben zwanzig Minuten für den Morgentee, wenn die Kinder jetzt endlich kämen.

Und da trat auch schon Wynrich ein. Er ging auf seine Mutter zu und küßte sie. Dann sagte er:

„Morgen, Fräul'n Wittmer" und gab ihr dabei einen kleinen Klaps gegen die Backe, was mit einem glücklichen Lächeln hingenommen ward. „Nich' Fräul'n Wittmer, Du schmierst mir die Semmel? Ach — das tut gut — recht verzogen werden. Nich' Fräul'n Wittmer, Du verziehst mich?"

„Wahrscheinlich wieder nur zu sehr," sagte Justine.

Wynrich war mittelgroß und ein wenig breit, was vielleicht auch nur so schien, denn die Marineuniform macht alles andere eher als schlank.

Er sah, zu Justinens Entzücken, seinem Vater sehr ähnlich und hatte kein schönes aber ein kluges, männliches Gesicht mit bedeutenden Augen. Der Schnurrbart stand ihm gut. Wynrich war blond, und Fräul'n Wittmer konnte es gar nicht überwinden, daß seine hübschen lockigen Haare durch straffe Zucht militärisch glatt gehalten wurden.

Seine Mutter und Klara Wittmer hielten, jede heimlich in ihrem Herzen, Wynrich für den vollkommensten und bedeutendsten jungen Mann von der Welt. Um aber diese Schwäche nicht einzugestehen, tadelte die eine vor der anderen manchmal leise irgend etwas an ihm. Es waren aber immer nur ganz nebensächliche Dinge, und die Tadlerin genoß es, daß die Hörerin sogleich eifrig entschuldigte.

Nun kam die Heldin des Tages ins Zimmer.

Sie warf sich gleich in die Arme der Mutter, die sich ihr in leidenschaftlicher Aufwallung entgegenstreckten.

Klara Wittmer stand in Rührung neben den beiden, die sich lange schweigend umarmt hielten.

Auch Wynrich war bewegt.

‚Ja', dachte er, ‚Mutter kann wohl stolz und ergriffen sein. Nun hat sie uns so weit . . .'

Gunhild richtete sich endlich auf und gab dem Bruder und der treuen Wittmer die Hand.

Sie sah strahlend aus. Und doch lag eine gewisse ernste Weihe über ihrem Wesen.

Sie trug das einfache Wollkleid, das der feierliche Gang erforderte.

Aber es entstellte ihre junge prangende Schönheit nicht. Auch sie war blond, aber die Farben ihres Haares erschienen tiefer und leuchtender als dasjenige Wynrichs. Sie hatte braune Augen, aber nicht von dunklem Samtglanz, sondern es sprühte ein Goldgefunkel aus ihnen. Und über ihnen zogen sich in feinem Bogen die dunklen Brauen.

Ihre Gestalt war fast über mittelgroß und man hätte eher eine Neunzehnjährige als eine von noch nicht siebzehn Jahren in ihr vermutet.

In dem Gesicht, das in zarten Farben blühte, fiel ein sehr reizvoll gezeichneter roter Mund auf.

Klara Wittmer hatte auf der Fensterbank, hinter der dichten dunkelblauen Stoffgardine etwas versteckt gehabt.

Nun brachte sie es hervor: es war ein Gesangbuch in schwarzen Samt gebunden mit einem silbernen Kreuz darauf. Sie wollte es Gunhild zum Geschenk machen und hatte hineingeschrieben:

„Der geliebten Gunhild, zur Erinnerung

an viele frohe Kinderjahre, von der treuergebenen Dienerin des Hauses Staphorst
Klara Wittmer."

Gunhild bedankte sich sehr gerührt, was bei der Wittmer eine an Fassungslosigkeit grenzende Ergriffenheit hervorrief.

„Nur ein Wort paßt da nicht hinein, Fräul'n Wittmer, Du hast ‚Dienerin' geschrieben. Das streich' ich durch. Und Mama soll mit eigener Hand darüber schreiben ‚Freundin' — nich' Mutter, das tutst Du."

„Aus vollem Herzen, mein Kind", sagte Justine.

Und zehn Minuten später fuhr Justine mit den Ihren nach der Stadt, zur Kirche, denn Gunhild wurde im Dom von Gronenhagen eingesegnet.

Schon durchwirkte goldiges Licht den Nebel in der Höhe. Es war herb, feucht, aber unendlich erquickend.

Und Justine strahlte. Ihr Herz war voll Dank gegen Gott.

Aber es war auch von vollkommener Ruhe und Zuversicht erfüllt.

Nun war ihre Lebensarbeit getan. Die Zukunft der Kinder gesichert. Diese selbst waren zu Menschen von Ehre und Güte erzogen.

Für sie selbst hatten die großen Kämpfe noch begonnen als die erste Jugend schon vorbei war. Das war ja noch in dieser Nacht alles durch ihre Gedanken gezogen.

Aber sie hatte auch keine Eltern gehabt und kein Vermögen.

Für Wynrich und Gunhild lag alles ganz anders. Sie hatten eine erfahrene Mutter und waren vermögend. Es würde ihnen, solange sie dessen bedürften, nie an Rat fehlen. Die Sorge konnte überhaupt nicht an sie heran.

Ihre Kinder sahen glatte Wege vor sich. Ihnen das zu ermöglichen, war ihr Ziel gewesen. Sie hatte es erreicht.

Welch ein Bewußtsein!

Arbeiterin und Kämpferin war sie gewesen. Jetzt wollte sie Zuschauerin sein und sich am Anblick des sorglosen Lebensganges ihrer Kinder erquicken.

Nun hob das Alter für sie an, und sie konnte etwas mehr an sich selbst denken und in still-friedlichem Genießen noch mancherlei Schönes sich gönnen. Jeder Mensch will auch einmal sich selbst leben. Das ist sein elementares Bedürfnis und Recht. —

Gerade, als sie bei der Kirche vorfuhren, kam die Sonne durch, und als sie eintraten, fanden sie das Kirchenschiff von Glanz und Tönen durchflutet. Bebende, brausende Schallwellen strömten hin und zurück, weißes Licht, von Stäubchen durchwirbelt, spielte unter dem hohen Spitzbogen, bunte Flecke lagen den gemalten Fenstern gegenüber auf den grauen Säulenbündeln.

II.

Nach der Kirche empfing Justine die Bekannten zur Gratulation.

So wenig Zeit sie auch Jahre hindurch zum geselligen Verkehr gehabt hatte, ihre Erfolge und ihr Tun und Lassen waren den Kreisen, in denen sie als Frau Hauptmann Staphorst noch verkehrt hatte, interessant. Man hielt zähe eine Art von Beziehung aufrecht. Dann wuchs Gunhild heran, und um ihretwillen ward Justine zugänglicher, denn sie sah voraus, daß sie der Tochter später die herkömmlichen Vergnügungen der Jugend werde bieten wollen. Und dazu bedarf man der Menschen.

Zu Tisch waren einige Gäste geladen. Die Familie Langer, denn der Justizrat Langer war der Vormund der Kinder. Er hatte sich niemals um deren Erziehung und Angelegenheiten bekümmert, sondern sein Amt rein dekorativ aufgefaßt, wofür ihm Justine sehr dankbar war. Sie hätte jede Einmischung schwer ertragen. Die Justizrätin paßte gar nicht zu Justine, wurde aber von dieser gelegentlich mit Geduld ertragen; auch mit Mitleid, denn das Dasein der Frau floß in ewigen Ängsten hin, die für sie gewiß darum nicht weniger quälend waren, weil sie meist total überflüssig schienen.

Wehten Stürme über das Land, zitterte sie bei jedem Windstoß, der daher fauchte, daß ihr Sohn, der Unterleutnant zur See Theo Langer, in Lebensgefahr sei, und man stellte ihr vergebens vor, daß ja zur Zeit in der Südsee das herrlichste Wetter sein könne. War aber hier gutes Wetter, so jammerte sie: Was mögen da jetzt für Stürme sein!

Und so ging es mit allem.

Der Sohn hatte die beiden Familien, Langers und Staphorsts, einander doch so weit nahe gebracht als es möglich war. Denn nachdem Theo schon mit Wynrich

das ganze Gymnasium zusammen durchlaufen, war er gleich diesem in die kaiserliche Marine getreten. Sie gehörten derselben Crew an, waren auf dem gleichen Schulschiff beide derselben Wache zugeteilt worden und hatten zu gleicher Zeit das erste Auslandskommando gehabt. Theo Langer freilich war auf das Vermessungsschiff, das in der Südsee kreuzte, gekommen, Wynrich nach der Ostasiatischen Station, die damals aus nur ein oder zwei Schiffen bestand. Aber der freundliche Zufall und die dienstlichen Bestimmungen hatten es so gefügt, daß sie nach ihrer Ablösung, um die gleiche Zeit, sich auf dem Dampfer in Hongkong trafen und gemeinsam die Rückreise machen konnten, mit anderen Kameraden und einigen Mannschaften und Deckoffizieren zusammen.

Acht Tage vor Gunhilds Konfirmation waren sie angekommen und spielten jetzt die dankbaren Rollen junger Helden in ihren Familien.

Außer den drei Langers mußte natürlich Frau Laura Staphorst eingeladen werden, die seit ein paar Jahren sich in Gronenhagen niedergelassen hatte. Sie erzählte allen Leuten, daß es Familienanhänglichkeit gewesen, die sie zu diesem Entschluß trieb, denn ihre Schwägerin Justine und deren Kinder seien doch ihre einzigen nächsten Verwandten. Sie ließ auch durchblicken, daß sie in Wynrich und Gunhild ihre Erben sähe.

Da sie eine wohlhabende Frau, die Witwe eines Offiziers war und den Namen Staphorst trug, der in Gronenhagen guten Klang hatte, so gelang es ihr leicht, in wenigen Monaten schon einen großen geselligen Kreis um sich zu versammeln. Aber der zerstob sehr rasch. Man wußte nicht recht warum. Und Frau Laura versuchte es mit immer neuen Menschen, und es schien, als werde sie immer weniger wählerisch.

Justine ertrug diese Verwandtschaftsgefühle, die von der Frau so zäh an den Tag gelegt wurden, mit Seufzen.

„Seinen Mückenkrieg muß wohl jeder haben," sagte sie zu Klara Wittmer, „davon bleibt kein Leben frei. Meine Schwägerin hat das Amt übernommen, mir die kleinen Stiche beizubringen."

Klara Wittmer wußte ganz gut, daß man in der Stadt davon munkelte, Frau Laura Staphorst habe sich in ihrem früheren Wohnort unmöglich gemacht. Aber sie wollte ihrer Herrin keinen Klatsch hinterbringen und beschloß nur aufzupassen, daß die Frau nicht etwa Gunhild an sich heranzöge.

Vier Tage vor dem Palmsonntag hatte Theo Langer seinem Freund Wynrich ein Brieschen herausgeschickt.

„Denk' Dir, alter Junge, unser liebenswürdiger Reisefreund Bennyn kommt Freitag und bleibt bis Montag. Hat irgend was in Gronenhagen zu tun, wie er mir schreibt. Papa und meine alte Dame waren sofort einverstanden, ihn Sonnabend zu uns zu Tisch zu laden. Komm bitte auch. Fünf Uhr. Bei Euch paßt es wohl zu schlecht in diesen Tagen, wo Gunhild konfirmiert wird. Sonst wäre es ja famos, wenn Ihr ihn Sonntag mitbätet. Denn fabelhaft nett war er doch immer, besonders mit Dir, als Du in Koje lagst. Dein Theo."

Wynrich hatte seiner Mutter das Schriftstück gezeigt. Schon daraus erriet sie seinen Wunsch, daß der Fremde am Sonntag eingeladen werden möge.

Der Gedanke war ihr nicht sympathisch, einen ihr und Gunhild ganz Unbekannten an einem so bedeutungsvollen Tage in ihrem Kreise zu sehen.

Aber Wynrichs Wunsch zu widerstehen, war ihr auch schwer. Sie hörte dann, daß Wynrich sich an Bord einmal eine Verletzung am Bein zugezogen, nicht schlimm, aber dadurch lästig, daß er acht Tage im Lazarett liegen mußte; was das heiße, so in Koje still liegen bei der Hitze — die halbe Mannschaft habe „roten Hund" gehabt, und ein Monsum habe geweht — nicht atmen habe man können — das sei eben nicht zu beschreiben. Damals habe Bennyn sich einfach zu nett benommen. Geradezu als Samariter. Das entschied.

Sie schrieb eine höfliche Einladung, in welcher sie Herrn Konsul William Bennyn bat, ihrem Sohn die Freude zu machen, am Sonntag im kleinen Kreise mit ihnen zu speisen.

Im Grunde hoffte sie, daß der Mann absagen und sich mit einer Visite begnügen würde. Aber der Ausländer hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit des Tages für die Familie Staphorst. Und daß in derselben eine Tochter konfirmiert wurde, ging, als die Justizrätin es ihm erzählte, fast an seinem Ohr vorüber.

Er nahm die Einladung an.

Als die Gratulanten gegangen waren, ruhten sich die Damen ein wenig aus. Fräulein Wittmer, die niemals ruhebedürftig schien, beaufsichtigte indes das Tischdecken und schmückte die Tafel mit einer Auswahl der Blumen, die Gunhild bekommen hatte.

Nun war es fünf Uhr, und Justine stand mit ihren Kindern bereit im Salon.

Dieser hatte neuerdings ein etwas exotisches Ansehen bekommen infolge all der Schnitzereien, Stickereien und Porzellane, die Wynrich aus Ostasien mitgebracht hatte.

Justine fühlte sich sehr abgespannt und sah auch so aus. Ihre Züge waren schärfer als gewöhnlich, und das Leben hatte so wie so schon allerlei Spuren hinein gezeichnet. Niemand hätte sie auf nur fünfundvierzig Jahre taxiert, man hielt sie immer für eine Fünfzigerin, obgleich ihr braunes Haar kaum von ein paar weißen Fäden durchzogen und ihre Gestalt schlank und aufrecht war. Heute gab ihr auch das schwere schwarze Seidenkleid noch besonders viel Würde der Erscheinung.

Als erste Gäste traten Langers ein. Sie bildeten eine kurzbeinige, breitschultrige Familie. Der Justizrat trug sein Kopfhaar ungewöhnlich kahl geschoren, so daß die Haut völlig durchschimmerte. Dafür schien eine wahre Simsonkraft in den Bartwuchs gefahren zu sein. Breit und rotblond wallte der auf das weiße Vorhemd hernieder. Die Frackschöße standen dem Manne merkwürdig ab, entweder waren sie eine Kleinigkeit zu kurz, oder er hatte wieder ein halbes Dutzend Taschentücher nacheinander aus Zerstreutheit in die Schoßtaschen gesteckt. Er ging mit kurzen, energischen Schritten, und seine blauen Augen hatten einen wahren Herrscherblick.

Die Justizrätin litt an Überfülle, trotz ihres sorgenvollen Naturells. Sie war kurzatmig, hatte blasse, dicke Wangen und sehr beredsame braune Augen. Ihr schwarzes Haar war stets mit großer Kunst geordnet, und auf Scheiteln und Puffen glänzten Lichtreflexe. An ihrem Sohn Theo, der ein hübscher Mensch und ihr sehr ähnlich war, sah man, daß sie einmal eine Schönheit gewesen sein mußte.

Der Unterleutnant Langer war laut und lustig von Natur. Er hatte bemerkt, daß das gefiel, und machte sich allmählich eine Rolle daraus.

Die Justizrätin, welche ihre Gratulationen schon in der Kirche angebracht, teilte Justinen gleich unter schwärmerischem Augenaufschlag mit, daß sie von dem Konsul Bennyn ganz „hin" sei. Ein entzückender Mensch. Und ein schöner Mann. Es klang, als ob in ihrem Wort „schön" wenigstens sechs ö'en geschrieben ständen.

Aus irgendeinem Grunde, vielleicht infolge des Konsultitels, hatte Justine sich gedacht, daß Bennyn ein Mann in reiferen Jahren sei, der vielleicht ein väterlich-liebenswürdiges Interesse an den frischen, netten jungen Marineoffizieren genommen.

Mit großem Erstaunen sah sie nun einen eleganten Mann eintreten, der höchstens dreißig Jahre sein konnte. Und die Justizrätin hatte ganz recht: er war ein sehr schöner Mann.

Das erregte sofort Justinens Mißbehagen, obgleich sie sich deswegen auch zugleich schalt.

Die äußere Form! Kann es etwas Zufälligeres geben? Gunhild und Fräulein Wittmer, die gerade noch wieder einmal zusammen die Geschenke betrachteten, die Gunhild bekommen hatte, sahen sich unwillkürlich an.

Das war ja ein interessanter Gast! Groß, schlank, mit vollkommenster Vornehmheit gekleidet. Er hatte ein bräunlich blasses, sehr regelmäßiges Angesicht, braune Augen, groß und samtweich, fast schwarz. Und sehr dunkel waren auch sein Haar und sein Schnurrbärtchen.

Fräulein Wittmer und Gunhild waren auch beide etwas geblendet von dem Ordensstern, den der Konsul an einem roten Bande um den Hals trug und der ihn vorzüglich kleidete.

In diesem selben Augenblick, während Justine, zu ihrer peinlichsten Überraschung, etwas unfrei die Begrüßungsworte mit dem Fremden wechselte, ward vom Stubenmädchen noch ein prachtvoller Fliederstrauß herein gebracht. Auf der Karte, die dabei war, stand „Konsul William Bennyn".

Theo Langer schlitterte heran und flüsterte: „Ich hab's ihm heut morgen gesteckt, daß dies ein furchtbar feierlicher Tag ist, und daß man Dir Blumen schickt. Da wollte er erst absagen und nur Blumen

schicken. Na — ich redete ihm das mit dem Absagen natürlich aus.“

Nun kam Wynrich und stellte den Mann seiner Schwester und Fräulein Wittmer vor.

Bennyn verbeugte sich; als er Gunhild ansah, blitzte es in seinem Auge auf.

Er war von ihr ebenso überrascht, wie sie von ihm. Nach all dem, was Theo Langer ihm heut morgen von dem Fest einer Konfirmation erzählt, hatte er ein Schulkind mit der Unbeholfenheit der Halbwüchsigen erwartet.

Ganz gewiß würde er noch abgesagt haben, denn er begriff aus Theos Reden klar die ernste Intimität des Tages.

Aber es lag durchaus in seinen Plänen und Interessen, die Herrin einer großen Fabrik von Weltruf kennen zu lernen. Und er mußte morgen weiter.

Man stand ein paar Minuten zwecklos umher. Frau Laura Staphorst ließ auf sich warten.

Endlich erschien sie, rauschend, lächelnd, mit vielen Entschuldigungen auf den Lippen.

Justine sah sich mit einem Gemisch von Spott und Ärger ihre Schwägerin an.

Frau Laura Staphorst konnte nicht alt werden. Es deuchte sie zu bitter. Und sie bildete sich ein, daß man die Menschen täuschen könne. Dabei hatte sie nicht einmal den Geschmack, sich der feinsten Täuschung zu bedienen.

Auch diejenigen, welche sich nicht erinnerten, daß sie blond von Natur war, mußten diese rotbraune, sehr künstliche Haartour als Perücke erkennen. Die allzu frischen Farben ihrer Wangen dämpfte sie mit Reispuder, und das machte den Hautton nur bläulich, anstatt blaß.

Gegen ihre Üppigkeit brauchte sie jedes Jahr Marienbad mit wenig Erfolg. Sie zwängte sich in wahre Panzer, aus denen Busen und Hüften, hochgehoben und niedergepreßt, dann doch ihre Fülle quellen ließen.

Ein helllila Gewand von Seide und Spitzen umfloß sie. Trotz all dieser grotesken Einzelheiten verblieb doch eine gewisse angeborene Leichtigkeit der Bewegungen, und ihre kleinen Füße und Hände wußte sie stets zu zeigen.

Sie trat mit den sicheren Allüren der eleganten und verwöhnten Frau auf, die gefallen will, und weiß, daß sie auch gefällt.

Wie das möglich war, blieb Justine und vielen ein Rätsel — aber mehr als einmal waren Namen genannt worden — es hatte geheißen, Laura Staphorst werde wieder heiraten. Dazu gekommen war es freilich nicht, und sie ließ die Bemerkung fallen, daß sie sich doch nicht entschließen könne.

Als man ihr den Konsul Bennyn vorstellte, flog über ihr Gesicht, dessen ursprünglich feine Linien durch ein dreifaches Doppelkinn vergröbert wurden, ein Freudenschein.

Jeder neuen Frauenbekanntschaft kam sie mit den ungünstigsten, jeder neuen Männerbekanntschaft mit den günstigsten Vorurteilen entgegen.

Dann ging sie auf Gunhild zu, umarmte sie und beschenkte sie mit einem Armband, das ein Türkis, von Brillanten umgeben, zierte.

Es war Justine stets ein fatales Gefühl, wenn die aufgeputzte Frau ihr Kind küßte. Sie hatte immer die Empfindung, als ob Unreines sich verräterisch dem Reinen nahe.

Aber da es ihr an jedem Beweis für die Begründung dieser feindseligen Gefühle fehlte, mußte sie sie hinunterwürgen.

Man ging zu Tische. Gunhild saß heute neben ihrer Mutter, befangen, meist mit niedergeschlagenen Augen, von großer innerer Unruhe gequält.

Ihr war beinahe, als müsse sie sich in ihrer Rolle als Konfirmandin genieren. Und heute morgen war sie so stolz und selig gewesen.

Sie hatte auch Angst gehabt, daß der fremde Herr am Ende neben ihr sitzen solle, und war ganz erleichtert, als ihre Mama den Justizrat bat, sich an die linke Seite seines Mündels zu setzen. Zwischen der Mutter und dem Justizrat kam sie sich dann geborgen vor.

Auf den Justizrat folgte Frau Laura Staphorst, dann kam der fremde Gast, darauf Theo, Klara Wittmer, Wynrich und die Justizrätin, die sich wieder an Justine schloß. So bildeten die neun Menschen eine kleine Runde, die Frau Laura sehr wohl geordnet fand, weil sie den schönen Ausländer neben sich hatte.

Der Justizrat hielt gleich nach dem ersten Fleischgang eine sehr schöne Rede, die mehr Ergriffenheit auslöste, als er selbst

erwartet hatte. Langer sah sonst auf Redner herab, die Rührung zu erwecken suchten. Das war ihm zu billig. Da seine Ansprache hier nun aber doch die Gemüter sehr bewegt hatte, was eben die Gelegenheit und nicht seine Rede verursachte, war er höchst befriedigt und dachte: man meistert eben alle Saiten.

Es dauerte eine Weile, bis die Frauen nach ausgetauschten Küssen und Händedrücken ihre Haltung wiederfanden.

Die Situation wäre für den Fremden sehr peinlich gewesen, wenn Frau Laura sich ihm nicht mit großer Liebenswürdigkeit gewidmet hätte. Sie ließ sich von seinen Reisezwecken erzählen, von Singapore, seinem bisherigen Wohnsitz, von seiner gemeinsamen Überfahrt mit Wynrich und Theo, und lud ihn ein, doch auch bei ihr Besuch zu machen, was er für den sehr wahrscheinlichen Fall seiner Rückkehr nach Gronenhagen auch zusagte.

Von der übrigen Gesellschaft fanden Wynrich und Theo zuerst ihren gewohnten Ton wieder. Als deutsche Seemänner waren sie frommen Sinns; sie sahen Gott zu oft am Werk, um ihn nicht zu ehren, zu lieben und zu fürchten. Aber viel Wesens mochten sie nicht davon machen. Ein kurzes ernstes Gebet, und dann wieder fidel hinausgelacht in das Leben.

Ebenso ging es ihnen mit ihren Familiengefühlen. Diese waren unzerstörbar tief eingewurzelt. Aber den lauten und ergriffenen Äußerungen derselben standen sie leicht ein bißchen hilflos und verlegen gegenüber.

Stimmungen vermochten sie nie lange zu folgen. Vieles erschien ihnen zu vorübergehend oder zu selbstverständlich, um sich darüber erst zu erregen.

Ihr Gemütsleben war nicht kompliziert — es war sozusagen auf eine gerade, richtige Linie zusammengestrichen.

In der Kirche war ihnen sehr, sehr feierlich zu Sinn gewesen. Daß man hier nun nochmal feierlich wurde, fanden sie zu weichmütig.

Aber sie spürten es doch, daß sie heute nicht versuchen durften, Gunhild mit in ihren Übermut zu ziehen. So wurde Klara Wittmer ihr Opfer.

Diese fühlte sich im Grunde genommen sehr beglückt durch die Neckerei, aber sie hatte doch alle Not, sie in ihrer gewohnten bescheidenen Art abzuwehren.

Fräulein Wittmer war vor zehn Jahren mit „familiärer Stellung" engagiert worden, welcher Ausdruck doch Grenzen umschreibt. Eben die Notwendigkeit solcher Zusicherung beweist schon, daß kein selbstverständlicher Anspruch vorhanden ist. Obgleich sich nun mit der Zeit das Verhältnis so gestaltet hatte, daß von einer Kluft zwischen der Dienenden und der Herrschaft auch nicht mehr von fern die Rede sein konnte, blieb Fräulein Wittmer von der bescheidensten Zurückhaltung.

Mit der Lebensweisheit ist es so bestellt: wer sie f ü h l t, hat Herzenstakt; wer sie d e n k t, ist klug.

Fräulein Wittmer fühlte die feinsten Dinge, ohne daß sie sich dessen bewußt war. Und so fühlte sie auch, daß Menschen, die die Bescheidenheit gern und oft laut preisen, wie Justine tat, am allerwenigsten dafür veranlagt sind, sie selbst zu üben und anderen Unbescheidenheit zu verzeihen. —

Justine hatte alsbald das deutliche Bewußtsein, mehr Gemütsbewegung gezeigt zu haben, als sie jemals vor Fremden sonst pflegte. Es mußten für ihren Gast peinliche Minuten gewesen sein.

Und sie erinnerte sich daran, daß er doch während einer sechswöchigen Seereise mit ihrem einzigen Sohn intim bekannt geworden sei und sich sehr nett gegen diesen benommen habe. Ihr unerklärliches Vorurteil war ja albern. Das mußte sie niederzwingen. Der Mann hatte sich sogleich auch gegen Gunhild durch den schönen Strauß artig bewiesen. Daß er nun gerade heute hier hineinschneite war eben fatal — für ihn sicher noch mehr als für die Familie. Denn er mußte doch gerade jetzt, während der allgemeinen Rührung, bemerkt haben, wie er störte.

Sie wandte sich huldvoll an ihn und fragte nach dem Zweck seiner Reise.

William Bennyn sprach ausgezeichnet deutsch. Er erzählte, daß seine Mutter eine Deutsche gewesen sei, daß er seine Gewandtheit in der Sprache aber erst völlig auf der Reise, im steten Verkehr mit den deutschen Seeoffizieren gewonnen habe. Sein Vater sei auch Deutscher von Geburt gewesen, aber ein in den holländischen Ko-

lonien naturalisierter Holländer geworden, habe in Singapore ein großes Reisgeschäft gehabt und ihm dasselbe vererbt, ebenso wie er auch das niederländische Konsulat, welches sein Vater innegehabt, übertragen bekommen habe.

Er sprach mit angenehmer Stimme, nicht übermäßig lebhaft.

Seine ganze Art zeigte den Mann von bester Erziehung und von Welt.

„Sie wollen nun Geschäftsverbindungen anknüpfen oder die alten durch eine persönliche Beziehung kontrollieren und befestigen?" fragte Justine interessiert.

letzten Satz nicht so auffaßte, daß nun seine Verhältnisse es erlaubten, das heißt, daß er reich genug sei, seinen und seiner Mutter Wunsch zu erfüllen.

Der Justizrat nickte mehrmals beifällig. Und seine Art zu nicken war immer geradezu eine Demonstration. Es schien, als habe er eine Feder im Nacken, mittels deren sich der Kopf dreimal auf und ab bewegte, daß die Nase fast die rotblonden Bartwellen berührte.

Auch Justinen gefiel ganz wohl, was Bennyn sagte. Ein Wunsch . . . von der Mutter ausgesprochen — eine Sehnsucht,

Aus unserer Studienmappe:



Aus Bregenz. Studienzeichnung von P. W. Keller-Reutlingen.

„Doch nicht. Ich bin aus der Firma geschieden, obgleich mein Vater sie begründet. Es war der heiße Wunsch meiner Mutter, daß ich in ihr Vaterland zurückkehren möge. Seit meiner Kindheit hat sie mich mit der Sehnsucht nach Deutschland erfüllt. Sie siechte früh hin in der Tropenhitze, fühlte es, und da sie sehr am Leben hing, warf sie einen wahren Haß auf Asien. Unzähligemal ließ sie mich versprechen, sobald es die Verhältnisse mir erlaubten, nach Deutschland zu gehen", sagte er.

Es war niemand am Tisch, der diesen von der Mutter geweckt! Das war gewiß treibend gewesen.

Laura Staphorst hatte alles mit kleinen bestätigenden Mienen und Gesten begleitet, womit sie zeigen wollte, daß sie schon ganz vertraut mit William Bennyn und seiner Geschichte sei.

Nun sprach sie: „Und jetzt wollen Sie Ihr Leben hier genießen? Das ist famos. Bleiben Sie doch bei uns in Gronenhagen. Über eine schlechte Aufnahme in der Gesellschaft werden Sie sich nicht zu beklagen haben."

Sie begleitete die Worte mit einem

solchen Lächeln und einem solchen Blick, daß ein starkes Kompliment daraus wurde, um so mehr, als sie das „Sie" sehr betonte.

„Nein, meine gnädige Frau — nur mein Leben genießen — das doch nicht." Es schien, als besäune er sich sekundenlang, wie in irgend einem Zweifelgefühl, was er nun hinzusetzen wolle — „Ich bin dreißig Jahre alt," fuhr er fort, „das ist kein Alter, in dem man faulenzt. Ich sehe mich in Deutschland um, ob ich irgendeine zusagende Gelegenheit finde, in ein großes Geschäft zu treten."

Er brachte das im Ton des Mannes vor, der die Wahl hat, der sorgsam prüfen wird, ehe er sich entscheidet, wo er seine Mittel anlegen will.

‚Er hat gewiß Geld wie Heu,' dachte Frau Laura entzückt, die Reichtum immer bewunderte.

Justine konnte nicht umhin, seine Äußerung verständig zu finden. Auch sie nahm ohne weiteres an, daß er finanziell unabhängig sei, und mußte es loben, daß er dennoch arbeiten wolle.

Der Justizrat rief mit seiner großen Rednerstimme: „Bravo, bravo, bravo. Arbeitskraft, Geld und Geldeswert brach liegen zu lassen, halte ich für eine Unmoralität."

Er war im Begriff einen volkswirtschaftlichen Vortrag anzuknüpfen und legte schon in vorbereitender Geste mit kräftiger Faust seine Serviette links neben seinen Teller, als ein neuer Gang aufgetragen ward.

„Schnepfenpastete," meldete die, vom vielen Essen schon schweratmende Justizrätin über den Tisch ihrem Manne, während sie sich bediente. Still und eilig nahm er sogleich wieder seine Serviette auf die Knie, saß wartend und folgte der Pastete unwillkürlich mit Blicken, bis sie an ihn kam.

Man hörte Theo laut erzählen: „Ja, Fräul'n Wittmer — und da wir fix in unsre Pinaß und los. Ich sag' Ihnen, so hoch gingen die Wellen" — er deutete mit weit ausholenden Armen zur Zimmerdecke — „und die Pinaß immer auf und ab; es war 'ne Brandung! Keine zehn Pfennig, sag' ich Ihnen, hätten Sie mehr auf unser Leben gewettet. Kerls, sagt' ich da zu meinen Leuten, Bangbüxen seid Ihr ja nich', also nun feste. Wenn wir kentern, frißt uns der Hai, und wenn wir auf den Strand geworfen werden, fressen uns die Papuas. Ich sag' Ihnen, das Feuer, um uns zu braten, hatten sie schon an — wir sahen den Rauch kräuseln. Und sie grienten uns entgegen — hockten dutzendweis' nebeneinander auf der Uferböschung. Wart man, denk' ich, daß Menschen blitzen können, is Euch woll was Neues. Mach mich also schußfertig und lange mir einen! Ich sag' Ihnen, als der fiel, liefen die andern aber und heulten ... Wir kamen glücklich aus der Brandung und an Land. Na, und da wir denn 'rein in den Busch ..."

„O mein Gott!" rief die Justizrätin.

„Na, na," hatte Wynrich wiederholt gemurmelt.

„Was mein Sohn für Lebensgefahren bestanden hat, Liebe," sprach die Justizrätin, sich mit einem Augenaufschlag, der Entsetzen ausdrückte, zu Justinen wendend, „danken Sie Gott, daß Wynrich ein anderes Kommando hatte."

„Nun," sagte Justine mit leisem Lächeln, „es ist wohl überall Gefahr."

„Aber nirgend so viel wie Theo zu bestehen hatte," rief sie.

Fräulein Wittmer bekam vor Eifersucht einen roten Kopf. Sie fand es geradezu unerhört, daß Langers aus Theos Erlebnissen mehr machten, als Wynrich aus den seinen. ‚Ja, wenn man so aufschneidet, wie Theo ...' dachte sie empört. Wynrich hatte doch mindestens ebensoviel Gefahren hinter sich.

Theo fuhr in seiner gräßlichen Geschichte fort, die von einer zu Rekognoszierungszwecken unternommenen Landung an der Küste von Neupommern handelte. Und da jetzt fast alle Tischgenossen zuhörten, häuften sich die Schrecknisse in Theos Erzählung.

Da sah Justine zufällig zu dem fremden Mann hinüber. Und sah sein beredtes, dunkles Auge in flammender Bewunderung auf Gunhild gerichtet.

Gunhild empfing gleichsam diesen Blick und errötete unter demselben und schlug die Augen nieder.

Justine fühlte sofort einen ungeheuren Zorn in sich emporkochen.

Was hatte dieser fremde Mensch ihr reines, liebes Kind so heiß anzusehen!

Und heute! Obenein heute! An diesem Tage, der eine Zeit ernstester Vorbereitung mit heiliger Feierlichkeit zum Abschluß gebracht und gekrönt hatte!

Es war Entweihung — Frevel ...

Der Mann fühlte, daß sich ein fester Blick auf ihn richtete.

Er wandte den seinen von Gunhild und begegnete dem Blick voll harter Abwehr, mit dem ihn die zornige Frau ansah.

Ein paar Herzschläge lang maßen sie einander. Dann fingen die Augenlider des Mannes an, sich in leiser, nervöser Zuckung zu bewegen — so, wie bei jemanden, den plötzlich etwas blendet.

Rasch kehrte er sein Gesicht der neben ihm sitzenden Frau Laura zu.

Justine tat, als beschäftigte sie sich mit dem Stück Pastete auf ihrem Teller.

Dies kurze, feindselige Zwiegespräch mit Blicken hatte niemand bemerkt.

Justine aber dachte in späterer Zeit noch oft an diesen seltsamen Blickwechsel zurück.

Für jetzt versuchte sie, nach ihrer Gewohnheit, ihre heftige Aufwallung kritisch zu beleuchten. Warum gleich so zornig? War Gunhild denn nicht sehr schön? Mußte man sie nicht mit Bewunderung betrachten? War es erwiesen, daß dieser Mann das schöne Weib in Gunhild angestaunt? Konnte er, der Landfremde, der andere Lebensformen gewohnt und vielleicht anderen Glaubens war, ermessen, daß Gunhild heut gleichsam als kleine Heilige mit Zartheit zu behandeln war?

Was mußte er von ihren zornig abwehrenden Blicken gedacht haben!

Nun war sie sehr böse mit sich selbst. Der Mann konnte sich ja die ungeheuerlichsten Dinge einbilden: als sähe sie in ihm schon einen Bewerber Gunhilds — oder als erscheine er ihr abenteuerlich und verhängnisvoll interessant — kurz, als sei er ihr eine sehr wichtige Erscheinung.

Ihr alter Fehler! Das heiße Blut, das so schnell in Wärme oder Abneigung aufwallte!

Konnte sie denn nie lernen, maßvoll, gleichmütig zu bleiben!

Und um sich selbst zu strafen, auch um dem Gast das Gefühl zu nehmen, daß sie ihm feindlich gesinnt sei und ihm ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, zog sie ihn nach Tisch in ein Gespräch.

Sie erfuhr von ihm, daß er die ersten paar Tage nach seiner Ankunft in Europa in Bremen verblieben war. Ein Bremer Großkaufmann war gleichfalls sein und Wynrichs Reisegenosse gewesen. Im Hause desselben hatte der Konsul William Bennyn gastliche Aufnahme gefunden. Nun wollte er nach Frankfurt am Main, wo noch Verwandte seiner Mutter lebten. Er nannte auch deren Namen. Es zeigte sich, daß die Familie Franke Justinen dem Namen nach recht gut bekannt war.

Das Gespräch hatte einen so landläufigen Charakter. Es endete sogar da, wo die meisten Tischgespräche von geistesarmen Leuten zu enden pflegen: bei der Feststellung gemeinsamer Bekannter.

Und dennoch war es während dieses so banalen Gesprächs Justinen unmöglich, dem Manne gerade und frei in die sammetdunklen Augen zu sehen.

Was war das? Mein Gott, was war das? Es geschah ihr sonst nur jemandem gegenüber, der schuldbewußt vor ihr stand, daß sie nicht vermochte ihn anzusehen.

Sie erinnerte sich: einer ihrer Angestellten hatte sie einmal auf häßliche Weise betrogen. Als sie ihn zur Rede stellte, fehlte ihr der Mut ihm in die Augen zu sehen — einer menschlichen Mitkreatur die Schmach der Erniedrigung aus dem Blick ablesen, nein, das konnte sie nie.

Und nun dieselbe Unfreiheit dem fremden, gleichgültigen Menschen gegenüber ...

Seltsam ...

Frau Laura Staphorst besaß einen förmlichen sechsten Sinn für das, was ihrer Schwägerin unangenehm war. Sie spürte nun, daß der Konsul William Bennyn sich keine Gunst errungen hatte und flüsterte der Justizrätin zu, Justine sei ja eisig bis zur Unart gegen den Gast, sie wolle trachten es ein bißchen gut zu machen.

Der Justizrätin war es aber auch so vorgekommen, als ob der Konsul Bennyn reichlich oft bewundernd auf Gunhild sah. Dies kühlte ihre Begeisterung für den „schö—ö—önen" Mann ganz ab, denn erstens fand sie es nicht passend, daß man eine Konfirmandin anhimmelte und zweitens hatte sie sich Gunhild für dereinst zur Schwiegertochter ersehen.

Diesen Plan verbarg sie zwar vor jedermann tief in ihrem Herzen, denn sie wußte wohl, ihr Mann hätte es „unmoralisch" gefunden, weil jeder Wunsch der Eltern schon Bevormundung der Kinder bei dem wichtigsten Schritt bedeute; und „unvor-

nehm", weil Gunhild wohl eine große Mitgift bekommen würde. Aber sie nahm sich vor, daß nach Gunhilds Konfirmation die Zeit kommen sollte, wo ihr mütterliches Auge die Interessen ihres Sohnes bewachte.

‚Mach' Du nur gut,' dachte sie daher zu Frau Lauras Flüsterworten, ‚das hilft ihn Justine völlig verleiden.'

Was es im Grunde mit den verwandtschaftlichen Gefühlen der beiden Schwägerinnen auf sich hatte, wußten die nahen Freunde des Hauses ganz genau.

Früh hatte der Tag für die Damen begonnen, und er war seelisch wie körperlich sehr anstrengend gewesen. Deshalb sollten sie ihn auch früh enden.

Langers brachen schon um neun Uhr auf. Zu der schonungsvollen Rücksicht trug auch ein wenig der Umstand bei, daß der Justizrat heute seine Partie Whist nach Tisch entbehren mußte, die ihm Bedürfnis war. Aber er fühlte ohne weiteres: das ging heut ja nicht.

Beim Aufbruch stellte sich heraus, daß der Konsul Bennyn sich keinen Wagen bestellt hatte.

Frau Laura bestand darauf, daß er mit ihr fahren könne.

Theo schlug vor, daß er und Bennyn in der schönen Abendluft zu Fuß gehen wollten.

Doch entschied sich der Fremde dafür, das liebenswürdige Anerbieten der Dame anzunehmen.

Den Triumph, den sie fühlte, ganz naiv in Blick und Lächeln verratend, verabschiedete sich Frau Laura. Sie war immer in dem Wahn befangen, daß es sämtliche anderen Frauen ärgere, wenn sie einen Herrn an ihre Seite zwang. Selbst hier, wo sie doch klar herausgefühlt hatte, daß Justine den Fremden nicht mochte.

Ganz erschöpft sank Justine in einen Stuhl, als die Gäste fort waren.

Sie legte ihr Hinterhaupt gegen die Lehne und schloß die Augen.

„Mutter, Du machst nun, daß Du zu Bett kommst," sagte Wynrich in liebevollem Befehlshaberton.

Wie dieser Ton ihr wohltat. Er schien ihr zu sagen: ‚Nun hat sich die Zeit gewandelt — nicht Du sorgst mehr für uns, wir sorgen für Dich.'

Ja, ausruhen — ausruhen! In förmlich verzehrender Brünstigkeit kam diese Sehnsucht in das Herz der Frau.

Der Sohn hockte auf der Armlehne des Stuhles und zog die Mutter an sich. Nun lag ihr Haupt an seiner Brust.

Und Gunhild kam und kniete vor der Mutter nieder, legte das blonde Haupt in ihren Schoß und blieb so still.

Sie schwiegen zusammen. Es war ein Ausruhen und doch zugleich auch ein Mitteilen.

Sie sagten einander viel in diesem Schweigen.

Und der Mann, der ihr Gatte und Vater gewesen, war mit ihnen, in ihnen.

Ganz unklar, ganz nur wie fernes Aufdämmern erstand im Untergrund ihrer Herzen auch etwas wie Furcht.

Dies Gefühl trieb sie an, sich in erhöhter Innigkeit aneinander zu schmiegen.

Sie beantworteten dies Gefühl nicht mit dem Gedanken ‚was sollte uns wohl auseinander reißen!' Denn dazu war es nicht deutlich genug.

Sie dachten aber ‚wir gehören unzerreißbar zusammen'.

Die Tür öffnete sich, und Klara Wittmer kam herein.

Sofort wollte sie sich wieder zurückziehen, voll Unglück, daß sie unzart gestört.

Aber Justine fuhr auf.

Ihr war so seltsam — so als habe sie hier stundenlang geträumt und sei im Traum weit zurück gewandert mit ihrem Manne Arm in Arm, bis zum Festungsgarten, in dem die Blumen blühten und den Häßlichkeit und Gefahr und Werkzeuge des Unfriedens umgaben. Und da hatte ihr Mann gesagt: ‚So soll der Garten unserer Kinder nicht beschaffen sein.'

Sie lächelte müde und erzwungen.

„Wirklich, ich muß schlafen gehen."

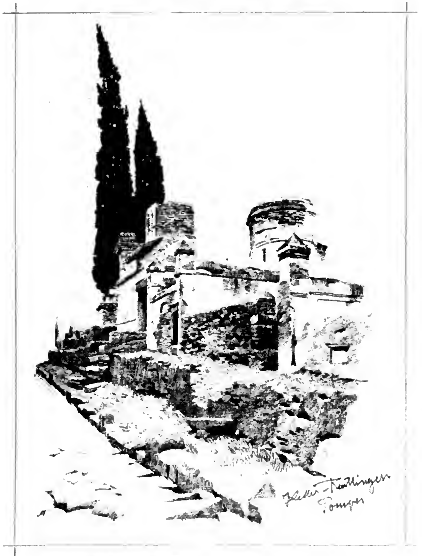
Unter zärtlichen Danksagungen und Küssen bot Gunhild ihr dann gute Nacht.

Gunhilds Stimme bebte. Es schien, als kämpfe sie mit Tränen und beherrsche sich nur mit Gewalt.

„Ihr habt Euch einfach zu viel zugemutet," schalt Wynrich.

Nach alter Gewohnheit half die treue Wittmer Gunhild beim Auskleiden, als ob sie noch immer das kleine sechsjährige Mädchen sei, als welches Fräulein Wittmer sie einst übernommen hatte.

Aus unserer Studienmappe:



Aus Pompeji. Studienzeichnung von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Sie schliefen auch Zimmer an Zimmer, und die Tür blieb nachts angelehnt, sonst hätte Gunhild sich gefürchtet.

Nun lag sie in ihrem Bett. Das ganze hübsche Zimmer, mit weißblau gemusterten Stoffen und dazu passenden Möbeln erst an Gunhilds letztem Geburtstag neu ausgestattet, war hell durchleuchtet. Es sah so freundlich und behaglich aus, als ob hier ein verwöhntes junges Wesen nur Stunden voll Jugendlust erleben dürfe.

Fräulein Wittmer setzte sich noch auf den Bettrand und streichelte zum allerletzten Gute Nacht Gunhilds Haar.

Mit einemmal fing Gunhild an heftig zu schluchzen.

Sie klammerte sich mit beiden Armen um den Hals von Fräulein Wittmer, deren Kopf tief zu sich herabziehend.

Dann ließ sie sie los und versteckte ihr Gesicht in ihren Kissen.

Fräulein Wittmer erschrak.

„Komm Gunhild, komm,“ sagte sie leise.

Und das hieß: fasse Dich doch; was hast Du denn? Sprich doch zu mir.

Und unter heißen Tränen brachte Gunhild heraus: „Mir ist ganz anders zumut als heut morgen.“

Mehr konnte sie nicht sagen. Sie wußte nicht mehr von sich als dies Eine.

Fräulein Wittmer war bestürzt. Sie dachte lange und schwer nach.

Aber sie konnte gar keinen klugen Gedanken finden.

Und doch fühlte sie, daß es ganz gut möglich, ja, daß es wohl eigentlich ganz natürlich sei.

Endlich sprach sie in ihrer beschwichtigenden Weise, wieder und wieder Gunhilds Haar streichelnd: „Uns kann ja nicht immer so zumut bleiben, als ob der liebe Gott uns an der Hand hat.“

Und dann nach einer Pause, weil das Mädchen leise fortweinte: „Komm Gunhild, komm.“

III.

Drei Tage stand ein undurchdringlicher Nebel über dem weiten Flachland, und als der erste Windstoß in diese dichte, grauweiß durchwirkte Luft hineinblies, ward die Arbeit offenbar, die der Nebel getan hatte. Still und ruhig hatte er an den Blattstielen genagt und sie von den Zweigen gelockert; an den Blättern hatte er gesogen und ihnen allen grünen Farbstoff ausgelaugt.

Nun regnete es gelbe Blätter. In dichtem Gesprenkel schwebten sie herab, langsam wurde der Fall lichter, spärlicher, bis von neuem der Wind durch die Wipfel fuhr und abermals das starke Gewirbel von goldenen Flocken hinab zur braunen Erde begann.

Es war Oktober.

Gunhild ging langsam, ein wenig fröstelnd, sehr in Gedanken und mit einem ernsten Gesichtsausdruck durch den Mittelgang des Hintergartens.

Immer auf und ab ging sie, und es kam ihr vor, als ob bei jeder Umkehr die lebendigen Mauern des Hainbuchenganges durchsichtiger, die hinein geschnittenen Fensteröffnungen formloser würden.

Sie sollte sich Bewegung machen. Denn es hieß, sie fange an ein wenig blutarm zu werden, und der Doktor hatte viel Milchtrinken und viel Aufenthalt im Freien verordnet.

Wie sie nun hier so in der Morgenfrühe auf und ab spazierte, empfand sie ein drückendes Gefühl.

Es mußte Langeweile sein. Wahrscheinlich. Sie hatte sich auch den ganzen Sommer gelangweilt und genug zu tun gehabt, dies der Mutter und Fräulein Wittmer zu verbergen. Mußten die sie nicht für undankbar und zu verwöhnt halten?

Daß das Leben so ganz, ganz anders sein könne, wenn man erwachsen war, hatte Gunhild nicht gedacht. Sie erinnerte sich genau, wie voll Zorn sie gewesen war, daß sie immer noch zur Schule gehen mußte, auch als sie schon sechzehn war und schon lange Kleider trug. Damals bildete sie sich ein, wenn man Schule und Kindheit hinter sich habe, sei es so wie sonst in den Ferien: man dürfe immerfort unbändig vergnügt sein und sehr viel faulenzen.

Aber von Vergnügtsein war keine Rede und daß man keine bestimmten Aufgaben mehr zu erledigen hatte, machte die Tage endlos.

Wenn sie es recht bedachte, war der Tag ihrer Konfirmation der letzte wahrhaft schöne und ereignisreiche ihres Lebens gewesen.

Seitdem schien alles, was geschah, so völlig unbedeutend, so sehr gleichgültig.

Zuweilen besuchte sie den Pastor, der sie konfirmiert hatte. Mit Käthe Henning, seiner Tochter, war sie von der Schule her gut bekannt, und sie trachtete diese Bekanntschaft jetzt zu einer Freundschaft zu steigern, nur damit sie häufiger ins Pastorenhaus gehen könne. Denn sie schwärmte für Pastor Henning und hatte als seine eifrigste und verehrendste Schülerin in den Konfirmationsstunden ihm gegenüber gesessen.

Aber auch im Verkehr mit Pastor Henning konnte sie jene hohe, reine Stimmung von damals nie mehr wiederfinden. Wenn ihr nur ein Mensch hätte erklären können, wie es möglich war, daß alles um einen und in einem sich so verändert.

Ob es wohl wirklich so war, wie Fräulein Wittmer am Palmsonntagabend gesagt hatte: ‚Uns kann nicht immer so zumut bleiben, als ob uns der liebe Gott an der Hand hält.'

Aber das wäre ja entsetzlich, wenn so große, herrliche Stunden als Folge diese ewige drückende Nüchternheit haben sollten. Dann wäre es ja besser, man hätte das alles gar nicht gefühlt und erlebt.

An ihrem siebzehnten Geburtstag, vor vier Wochen, als der Garten noch in der satten Farbenpracht der ersten Septembertage prahlte, hatte die Mama ein Fest gegeben. Es war das erstemal gewesen, daß dieses Haus und dieser Garten so viele Menschen sahen.

Die Mama meinte es so liebevoll, denn ihr mußte es nur eine Last gewesen sein. Gunhild empfand das Opfer; die Dankbarkeit dafür war ihr aber sehr schwer, sie mußte sie geradezu erheucheln. Sie wagte der Mama ja nicht zu sagen: es war mir gar nicht amüsant. Und vorher, als sie noch zur Schule ging, hatte sie förmlich auf den Augenblick gebrannt, wo auch für sie das Gesellschaftsleben beginnen würde, und sich von der Mama ganz egoistisch die weitgehendsten Versprechungen machen lassen. Damals hatte sie überhaupt nicht daran gedacht, daß es für die Mutter ein Opfer sein müsse, Feste zu geben und zu besuchen.

Gegen all die bitteren Enttäuschungen konnte Gunhild gar nicht an. Wenn man so viel erwartet — und alles ist nachher so nichtssagend . . .

Und mit ernsthaftem Gesicht ging sie im Laubgang hin und wieder, von den gelben Blättern still umwirbelt, unfroh, ohne zu wissen warum; gewissenhaft die Male zählend, die sie auf und ab zu gehen hatte. Zwölfmal . . . das war gerade dann eine halbe Stunde. Und dreimal am Tag je eine halbe Stunde — so hatte der Doktor befohlen, „damit die kleinen Ohren wieder rosig würden und die Augen wieder blank". Und der geliebten, einzigen Mama zu Gefallen, die sich gleich so ängstigte, befolgte Gunhild alles.

Ihr selbst lag nichts an Gesundheit und Leben — ihr war alles gleichgiltig — ganz gleichgiltig.

Während Gunhild so im Garten ging, ahnte sie nicht, daß die Blicke der beiden Frauen ihr folgten.

Justine saß oben am Schreibtisch. Sie hatte neben ihrem Schlafzimmer im ersten Stock nach hinten heraus ein großes Arbeitszimmer, wo sie in Zeiten, wenn die Arbeit ihr fast über den Kopf wuchs, allein frühstückte. Dann blieb sie bis zur Hauptmahlzeit für die Ihren unsichtbar; Fräulein Wittmer brachte still den Tee und später einen kleinen Imbiß, den zu verzehren Justine oft genug vergaß.

Eben hatte der Disponent sie verlassen, der mit ihr die eingetroffenen Ladungen von Herbstgemüsen besprach und Preisberechnungen über geplante neue Kesselanlagen vorlegte. Das Geschäft nahm fort und fort an Umfang zu. Es wuchs nun sozusagen schon längst durch seine eigene Kraft. Justine staunte oft selbst darüber. Welche Mühe hatte es gekostet, um der Firma diesen Namen zu erwerben, und nun war es, als habe er Körper, sei ein Wesen, das allein arbeitete, Reklame machte, neue Wege bahnte, sich überall Eingang erzwang.

Sinnend sah sie in den Garten hinab, zunächst ohne ihn zu bemerken. Ihre Gedanken waren in der weiten Welt. Dann wurden diese abgelenkt, durch die Gestalt, die sich unten bewegte.

Kaum daß Justine ihre Tochter wahrgenommen hatte, versanken Geschäfte und Betrachtungen, und sie empfand und dachte an nichts als an ihr Kind.

Gerade kam auch Fräulein Wittmer und brachte ein paar belegte Brötchen.

„Da geht nun unser Kind," sagte die Frau lebhaft, „wie es durch den ganzen Sommer gegangen ist: in sich gekehrt, fast unfroh. Mein Gott, Fräul'n Wittmer, haben

wir das erwartet? Haben wir nicht vielmehr gedacht, wir würden mit allzuviel Vergnügungsluft, vielleicht gar gleich mit allerlei verfrühten Kourmachereien und Flirtationen zu kämpfen haben? Und nun so?! Dies ist nicht Gunhilds Natur."

Klara Wittmer seufzte nur. Ihr wäre es ja auch fröhlichere Arbeit gewesen, wenn man Gunhild hätte bändigen müssen, anstatt sie aufzurütteln.

„Fräul'n Wittmer," begann Justine und sah mit ihrem durchdringenden Blick der anderen gerade ins Gesicht, „seien Sie offen. Sie haben doch gewiß Gunhilds Vertrauen. Ich bin weit entfernt eifersüchtig zu sein. Ich begreife es vollkommen, daß ein junges Mädchen sich leichter einer so lieben alten Freundin anvertraut, als der Mama, die doch nebenbei auch immer ein bißchen gefürchtet ist. Also: was hat Gunhild?"

„Ich weiß es nicht," sagte Klara Wittmer. Und das war auch so. Justine wußte, daß Fräulein Wittmer niemals log, auch nicht aus Gründen schonungsvoller Diplomatie.

„Ich stehe vor einem Rätsel," seufzte Justine.

Dieses Rätsel hatte ja der treuen Wittmer den ganzen Sommer zu einem kummervollen gemacht. Sie suchte sich mit aller eindringlichen Liebe an die junge Seele heranzufühlen.

„Gunhild weiß wohl selbst nicht, was ihr ist," sagte sie ratlos.

„Wir leiden mit darunter," fügte Justine hinzu.

‚Ja, das tun wir,' dachte die Wittmer. Und dann sprach sie zögernd, sehr ängstlich, ob es nicht am Ende dummes Zeug war, was sie sagte, oder für dumm von Frau Staphorst gehalten werden würde: „Neulich las ich was in meinem Gartenbuch. Wenn die Eichen ins Treiben kommen, gärt es am stärksten in der Frühlingsluft. Und da dachte ich — ich meine, da mußte ich an Gunhild denken und so . . ."

Sie kam doch nicht damit zustande, die geheimen Vergleiche mit klaren Worten aufzudecken, die sie fühlte. Sie hatte so merkwürdig an Gunhild denken müssen, wie sie das gelesen, und konnte nun doch nicht ausdrücken, was da wohl für Zusammenhänge sein könnten.

Aber Justine verstand vollkommen.

„Das ist ein schönes, tiefes Bild," sprach sie. „Ein kraftvolles Menschenkind in einem Übergangsstadium mag wohl selbst tief unter der Gärung leiden."

Klara Wittmer war ganz erleichtert. Ja, so hatte sie es gemeint.

„Hoffentlich ist es nur das," meinte Justine und sah der Wittmer wieder durchdringend ins Auge.

Und der Wittmer war, als müsse Justine die geheime Furcht lesen, die in ihrem Herzen war. Sie schlug verlegen die Augen nieder.

Justine seufzte.

Sie begriff, daß Fräulein Wittmer und sie wieder einmal genau dasselbe empfanden. —

An diesem selben Oktobertag kam nachmittags Frau Laura Staphorst angefahren.

Man saß gerade um den Teetisch im großen Wohnzimmer. Die elektrischen Glühbirnen gaben durch die kleinen rosa Schirme, die wie Mützen auf ihnen saßen, sanftes Licht, in dem rings aus den Ecken und von den Wänden all der orientalische Kram goldbunt und geheimnisvoll schimmerte. Gunhild las einen Brief von Wynrich vor, und Klara Wittmer bestrich Zwieback mit Pfirsichjam.

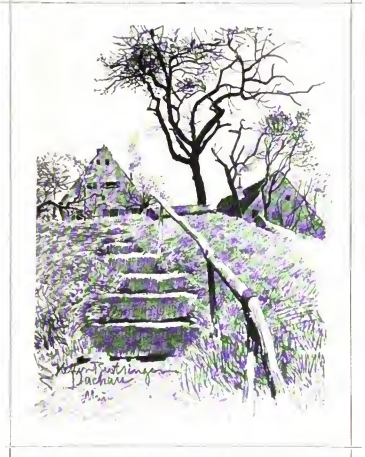
Die Anmeldung des Besuches wirkte recht störend. Gerade hatten sich die beiden Frauen daran gefreut, Gunhild ein wenig belebter zu sehen, was allein noch Wynrichs Briefe zu erzielen vermochten.

Frau Laura war den Sommer über auf Reisen gewesen. Auf Fragen, „wo denn überall," sagte sie: „Erst in Marienbad, dann in München, im Gebirge und Gott weiß wo. Reiseerzählungen langweilen ja doch nur die Menschen."

Sie war sehr munter, behauptete, fabelhaft abgenommen zu haben, und trug ein graues, sehr elegantes Schneiderkleid, das ihre Taille entsetzlich zusammenpreßte, wofür denn auch Hüften und Leib in der plumpesten Weise hervortraten. Ihr Haar schien röter geworden, wahrscheinlich hatte ihr Berliner Friseur ihr zugeredet, der Mode wegen eine neue Perücke zu wählen.

Als sie erfuhr, man habe gerade zusammen einen Brief von Wynrich gelesen, bat sie, zuhören zu dürfen, wogegen Wynrich, wenn er gefragt werden könne, gewiß

Aus unserer Studienmappe:



Aus Dachau. Studienzeichnung von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

nichts haben würde. Denn er hielt ja soviel von ihr, sie verstanden sich so großartig.

Justine hatte noch nie etwas davon bemerkt, daß Wynrich seiner Tante Laura besonders nahe stehe. Sie wechselte einen ganz kleinen spöttischen Blick mit Fräulein Wittmer.

Frau Laura entging dieses rasche Hin und Her aber doch nicht.

Ihr Benehmen wurde noch verwandtschaftlich-liebevoller.

Und dann sagte sie, daß ihr ja erst jetzt wieder einfalle, weshalb sie gekommen sei. Um Gunhild zu morgen abend einzuladen. Nur ein kleines Souper. Sechs Personen. Wahrscheinlich Langers. Dann wohl Käthe Henning, damit Gunhild eine Freundin da habe. Sie — Tante Laura — wolle ja doch nun die Freude recht genießen, eine erwachsene Nichte zu haben und dieser auch in ihrem Hause Gelegenheit geben, sich zu amüsieren; da sollten Gunhilds Freundinnen natürlich auch dabei sein. Dann der Landrat v. Brandstein und Herr und Frau Hauptmann v. Malzau, die bei ihr im Hause parterre wohnten.

Zugleich erfaßte Gunhild ihre Hand — krampfhaft — wie in einem großen Schreck — oder wie um Halt zu suchen.

Käthe wandte sich um, was da denn sei — Gunhild starrte ja so, mit übergroßen Augen, und es sprühte aus ihnen wie goldfunkelndes Licht.

Nun sah Käthe einen Mann, den sie nicht kannte: er war schlank und fast schwarz von Haar und Augen. Er hatte den bräunlich blassen Hautton der Südländer, und Käthe fand, daß er ein unglaublich schöner Mann sei.

Sie wollte Gunhild fragen: wer ist das?

Als sie ihr Gesicht wieder Gunhild zukehrte, sah sie auf den Zügen derselben eine unaussprechliche Freude leuchten.

Gunhild sah wie verklärt aus.

Das gute Kind erinnerte sich später noch oft dieses seltsamen Augenblickes. Einen solchen plötzlichen Wandel auf einem Menschenangesicht hatte sie noch nie gesehen. Und Gunhild schien Käthes Nähe ganz vergessen zu haben.

Zitternd stand sie und starrte den Fremden an, bis er auch zu ihr kam.

Da legte sie ihre eiskalte Hand in die seine.

Es war ihr unmöglich, eine Silbe hervorzubringen.

Sie sah ihm in die samtdunkeln, beredten Augen — hilflos, glückselig, ergeben.

Ihr ganzes Wesen sprach. Ihre Augen funkelten im Fieberglanz, ihre kalte bebende Hand, der stumme Mund, der schnelle, kurze Atem — sagten: ‚Bist Du da — bist Du endlich da!‘

Und der Mann mit den weichen tiefen Blicken sah ihr innig in die Augen und drückte ihre kalte Hand.

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Gedichte.

Von

Georg Busse-Palma.

Madeleine.

Du kannst von mir verlassen,
Doch nie vergessen sein!
Ich denk' auf allen Gassen
Noch heut an Dich allein.
Früh traurig und verstohlen,
Des Mittags oft im Hals.
Schwer rauschen meine Sohlen
Dann durch das Heidegras. —

Doch wenn ich abends liege
Wegmüd im jungen Korn,
Dann wird mein Traum zur Wiege
Für allen Gram und Zorn.
Und dünkt es tags mich Sünde,
Dass Dich mein Herz noch liebt:
Mein Traum ist weich und linde
Und segnet und vergibt! — — —

Einem Toten.

Nun ist auch er von uns geschieden.
Ziemt sich da Lachen oder Leid? —
Er hat ja Ruhe, hat ja Frieden
Und ist von allem Weh befreit!

Was klag' ich da, was wein' ich noch?
So kurz ich ihn gekannt auf Erden,
Fröhlich soll sein Gedenken werden,
Denn oben treffen wir uns doch!

Und heut schon hört mein grüssend Singen
Er wohl in stillverklärter Ruh'
Und hört mein einsam Glas erklingen
Und tränk mir gern noch einmal zu! — —





Bildnis von Mme. Ducrest de Villeneuve. Zeichnung im Louvre von Sir Thomas Lawrence.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Bilder aus der Russischen Geschichte.

II. Der falsche Demetrius.*)

Von

Th. H. Pantenius.

Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Der sterbende Iwan der Schreckliche wußte, daß der einzige ihn erwachsen überlebende Sohn Feodor nicht imstande war, die Regierung selbständig zu führen. Der Prinz war wenig begabt und kränkelte beständig. Schon sein Äußeres hatte nichts von der majestätischen Schönheit, die den Zaren seit Iwan III. eigen gewesen war. Er war klein von Wuchs, und auf seinem blassen, aufgedunsenen Gesicht lag beständig ein blödes Lächeln. Am wohlsten fühlte er sich während des Gottesdienstes und im Gespräch mit seinem Beichtvater. Der Klang der Kirchenglocken bereitete ihm ein besonderes Vergnügen, und er läutete sie wohl selbst stundenlang, indem er mit vielen seiner Untertanen aus den untersten Volksklassen darin ein besonderes religiöses Verdienst sah. Weniger harmlos, aber aus dem Geist der Zeit immerhin ausreichend zu erklären, war die Freude, die ihm die auch an seinem Hof sehr beliebten Zweikämpfe zwischen einem verwegenen, nur mit einem Messer bewaffneten Manne und einem Bären bereiteten. Das einzige starke Gefühl, dessen er fähig war, bestand in der Liebe zu seiner Gemahlin, der ebenso schönen wie liebenswürdigen Irene Godunow.

Iwan hatte angeordnet, daß ein aus fünf Großen bestehender oberster Reichsrat Feodor in der Regierung unterstützen sollte. Der vornehmste, aber zugleich auch der persönlich unbedeutendste unter diesen Herren war der Fürst Mstislawski, dem Iwan wohl nur eine dekorative Bedeutung beimaß. Der volkstümlichste war Nikita Romanow, der Bruder der vom Volk aufs höchste verehrten ersten Gemahlin Iwans Anastasia. Er hatte sich unter Iwan nicht besonders hervorgetan, sich aber von dem Schreckensregiment nach Sylvesters Sturz ferngehalten und galt schon deshalb bei dem Volk für einen Ehrenmann. Militärischer Fachmann war der Fürst Iwan Schuiski, der tapfere Verteidiger von Pskow gegen Stephan Bathory. Ein sehr gefährliches Mitglied des obersten Reichsrats war Bogdan Bielski, ein Mann, der es fertig gebracht hatte, durch sechzehn Jahre der Liebling seines schrecklichen Herrn zu sein und ihn zu überleben. Äußerlich eine prachtvolle, männliche Erscheinung, war er innerlich der Typus der Höflinge Iwans: völlig gesinnungslos, im höchsten Grade verschlagen und selbstsüchtig. Iwan hatte ihn zum Vormund seines jüngsten Sohnes, des kleinen Demetrius, gemacht und scheint angenommen zu haben, daß sein Vertrauter in seinem Geist Feodor beeinflussen würde. Der fünfte der Herren war endlich der erst zweiunddreißigjährige Schwager Feodors, Boris Godunow. Er stammte von einem tatarischen Mursen Tscheta ab, der im XIV. Jahrhundert Christ geworden und nach Rußland übergesiedelt war. Er hatte dann um Kostroma reichen Landbesitz erworben. Seine Nachkommen waren unter den Familiennamen Godunow, Saburow, Weljaminow wohlhabende Landedelleute gewesen, bis die Heirat Irene Godunows mit dem Zarensohn sie an die Stufen des Throns führte. Boris war ganz der Mann dazu, die Aussichten, die sich ihm boten, auszunutzen. Überaus klug und weitblickend, wußte er seinen brennenden Ehrgeiz geschickt zu verbergen. Dem schönen, gewandten Mann, den die Schwester ebensosehr liebte wie bewunderte, wurde es leicht einen großen Einfluß auf seinen Schwager zu gewinnen, und er verstand es, sich zugleich bei Iwan beliebt zu machen. Der schlimmste unter den argen Männern, die während der Periode der Opritschnina die Werkzeuge Iwans waren, war zweifellos Maljuta Skuratow. Galt es eine ganz besondere Schandtat zu begehen, so verrichtete er sie

*) Vergl. Heft 1 des Jahrgangs. Eine ausführliche Monographie über den falschen Demetrius von dem Verfasser dieses Aufsatzes wird demnächst im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinen. D. R.

persönlich. Er fiel in Livland vor dem Feinde, und Iwan bewahrte ihm eine bei ihm ungewöhnliche Anhänglichkeit. Um Skuratows Tochter Maria warb nun Boris und wurde dadurch zugleich mit den mächtigen Schuiskis verwandt, denn eine Schwester Marias wurde bald darauf mit Demetrius Schuiski vermählt. Maria war leidenschaftlich und kühn wie ihr Vater und klug und ehrgeizig wie ihr Mann.

So war der engere Rat beschaffen, mit dessen Hilfe Feodor nach Iwans Willen das Regiment führen sollte. Aber Iwan hatte sich nicht klar gemacht, daß mit seinem Leben auch seine Allmacht erlosch. Und es gab in Moskau mächtige Leute, die die Dinge ganz anders gestalten wollten als er.

Außer dem jungen Großfürsten lebte noch ein Sohn Iwans, der ein halbes Jahr alte Demetrius (geb. 19. Oktober 1583). Seine Legitimität war, da er aus der siebenten Ehe seines Vaters stammte, theoretisch zweifelhaft, sie wurde aber praktisch nicht angefochten. Seine Oheime, die Fürsten Nagoi, machten, wie es scheint, in der Nacht nach Iwans Hinscheiden einen Versuch, den Säugling zum Zaren zu proklamieren, und wahrscheinlich hatte auch Bielski die Hände im Spiel, der Reichsrat handelte aber energisch, so daß die Bewegung im Keim unterdrückt und Feodor anstandslos zum Zaren ausgerufen wurde. Dann aber wiederholten sich die Vorgänge wie in Iwans Kinderjahren: die Fraktionen unter den Bojaren bekämpften sich erbittert. Zunächst wurden die Zarin-Witwe, der kleine Prinz und sämtliche Nagois nach Uglitsch verwiesen, wo die Zarin übrigens eine standesgemäße Hofhaltung führen konnte. Der Zar trennte sich bitterlich weinend von dem kleinen Bruder. Dessen Vormund Bielski aber blieb am Hof, scheinbar im besten Einvernehmen mit den übrigen Mitgliedern des Reichsrats. Bald aber ging unter dem Volk das Gerücht um, Bielski habe Iwan vergiftet und trachte nun auch Feodor nach dem Leben, um seinen Freund Boris Godunow auf den Thron zu setzen. Dieses Gerücht wurde von den Schuiskis verbreitet und mit solchem Erfolg, daß das Volk sich auf dem Roten Platz zusammenrottete und sich anschickte, die schnell geschlossenen Tore des Kreml mit Kanonen einzuschießen. Bielski mußte der Volkswut insoweit geopfert werden, daß er als Wojewode nach Nischni-Nowgorod geschickt wurde. Godunow hielt sich während der Unruhen klug zurück, denn es konnte ihm nur lieb sein, daß Bielski den Hof verlassen mußte. Dann aber ging er ebenso kraftvoll wie erfolgreich gegen die Meuterer vor und erwarb sich dadurch das volle Vertrauen des erschreckten Zaren. Aus Anlaß der Krönung wurde er mit der höchsten Hofwürde, dem Amte des Oberstallmeisters betraut und erhielt den Titel eines Nahen Großbojaren und Statthalters von Kasan und Astrachan. Er wurde außerdem mit so viel Land belehnt, daß er von seinen Gütern gegen 10000 Krieger ins Feld stellen konnte. Das Vertrauen Feodors war unbeschränkt, Boris Godunow tatsächlich allmächtig. Er machte von seiner Macht zunächst nur maßvoll Gebrauch und erwies sich als ein ausgezeichneter Staatsmann. Die vierzehn Jahre, während deren Feodor Zar war, gehörten zu den glücklichsten Rußlands, und Godunows Regiment hätte diesem zum größten Segen gereicht, wenn er der legitime Herrscher des Landes gewesen wäre. Aber das war er ja nicht. Der Zar war von sehr gebrechlicher Gesundheit und konnte jederzeit sterben. Dann aber wurde der Knabe Demetrius Zar und die wirkliche Macht ging auf die Nagois, Godunows Todfeinde, über.

Es mochte nicht nur persönlicher Ehrgeiz sein, der Godunow diese Möglichkeit unerträglich erscheinen ließ. Trat sie ein, so wurde das Land wieder eine Beute der Bojarenfraktionen, denn unter den Nagois und ihrem Anhang befand sich keine einzige hervorragende Persönlichkeit. Alle Keime, die Godunows Staatskunst gepflegt hatte, mußten dann in dem wüsten Treiben untergehen.

Boris Godunow war am Hofe Iwans erwachsen. Was hatte an dem ein Menschenleben gegolten, auch wenn es sich um ein Mitglied des Herrscherhauses handelte! Wurde aber der kleine Prinz in Uglitsch beseitigt, so eröffneten sich Godunow die blendendsten Aussichten. Seine Schwester, die Zarin, war fast so beliebt wie einst Anastasia Romanow und ihm ganz ergeben. Starb der kinderlose letzte Zar aus dem Hause der Moskauer Großfürsten, so mußte doch eine Wahl stattfinden. Auf wen aber konnte sie, wie die Dinge lagen, fallen als



Boris Godunow. (Nach einem Bilde in Moskau.)

auf Godunow? Er selbst war ehrgeizig, und seine Gemahlin war es noch mehr, kein Wunder, daß Hoffnungen sich zu Plänen verdichteten und aus diesen schließlich ein furchtbarer Entschluß wurde.

Die Feinde Godunows, deren Führer die Fürsten Schuiski waren, erkannten sehr richtig, daß seine Macht sich auf seine Schwester stützte. Sie hatten von alters her besonders intime Verbindungen mit der Moskauer Kaufmannschaft, und es gelang ihnen, auch den Metropoliten Dionysius für sich zu gewinnen. Nun planten sie einen Hauptschlag: Feodor sollte von der Geistlichkeit und dem Volk beschworen werden, die unfruchtbare Irene zu verstoßen und eine Fürstin Mstislawski zu heiraten. Man rechnete darauf, daß der Zar unfähig sei, eine starke Zuneigung zu empfinden und daß er sich leicht würde einschüchtern lassen. Aber man hatte die Rechnung ohne Godunow gemacht, der rechtzeitig von der Verschwörung erfuhr und zunächst den Metropoliten gewann. Als ihm das gelungen war, brauchte er nur die vielbenutzte Maschinerie in Bewegung zu setzen: ein Diener der Schniskis klagte diese des Hochverrates an, die Häupter der Familie wurden zunächst verbannt und dann in ihren Kerkern erdrosselt und die Führer der Kaufleute hingerichtet. Der Schlag war pariert, aber wie groß war die Gefahr gewesen!

Vor allem galt es jetzt für Godunow, die oberste geistliche Würde mit einem ihm ganz ergebenen Mann zu besetzen. Er fand

diesen in einem Geistlichen namens Hiob, und er benutzte eine sich bietende Gelegenheit, um ihm, der zum Metropoliten ernannt war, die Würde eines Patriarchen zu verschaffen. Godunow konnte jetzt sicher darauf rechnen, daß die Geistlichkeit zu ihm hielt. Er besetzte ferner alle wichtigen Staatsämter mit seinen Anhängern und gewann sich die Zuneigung des Landadels dadurch, daß er dessen Bauern an die Scholle fesselte. Aber was half ihm das alles, ehe der furchtbare Entschluß zur Tat geworden war.

Godunow zögerte jahrelang. Er scheint anfangs geplant zu haben, den kleinen Prinzen amtlich für illegitim erklären zu lassen, aber er mußte sich sagen, daß damit wenig gewonnen war. Er konnte immerhin jederzeit als Kronprätendent auftreten. Es gab kein anderes Mittel ihn zu beseitigen als durch Mord.

Die Zarin-Witwe lebte in Uglitsch auf fürstlichem Fuß, aber doch immerhin in Verbannung, und jedermann wußte, wie feindlich der allmächtige Günstling ihr gesinnt war. Auch werden sie und ihre Brüder sich über die Sachlage wohl keinen Illusionen hingegeben haben. Immerhin war es nicht leicht, dem kleinen Prinzen beizukommen. Wohl gelang es Godunow Anfang 1591, seine Bonne, die Bojarin Wolochow und deren Sohn Joseph zu einem Attentat zu verführen, aber dieses, das in einem Vergiftungsversuch bestand, wurde entweder nur scheinbar oder in ganz unzureichender Weise ausgeführt. Andere Mörder wollten sich lange nicht finden lassen, bis sich endlich der Djak Bitjagowski bereit erklärte, den Prinzen zu töten. Ein Ukas des Zaren ernannte ihn zum Intendanten der Zarin-Witwe und gab ihm damit die Möglichkeit, in ihrem Palais aus- und einzugehen.

Bitjagowski nahm seinen Sohn Daniel und seinen Neffen Katschalow mit nach



Das Erlösertor des Kreml, das den Zugang vom Roten Platz aus bildet.
(Nach einer Photographie.)



Die von Iwan dem Schrecklichen zur Erinnerung an die Eroberung von Kasan erbaute Kirche Wassili Blaschenny auf dem Roten Platz zwischen dem Kreml und Kitaigorod. Im Vordergrunde die Lobnoje Mjesto, eine Estrade, von der aus die Zaren zum Volke zu sprechen pflegten.
(Nach einer Photographie.)

Uglitsch, Spießgesellen, auf die er sich verlassen konnte. Ihr Eintreffen machte offenbar die Zarin mißtrauisch, sie ließ daher den Prinzen auch am Tage nicht einen Augenblick aus den Augen und speiste ihn mit eigener Hand. Es war nicht daran zu denken, ihn heimlich zu töten. Da entschlossen sich die drei, offen zu Werk zu gehen. Die Zarin, der kleine Prinz und die Nagois pflegten am Vormittag die Kirche zu besuchen. Um elf Uhr kehrte man aus dieser zurück, und die Fürsten Nagoi ritten nach Hause — sie wohnten nicht im Palais — um zu Mittag zu essen und nach dem Essen eine Stunde zu schlafen. Dann kehrten sie wieder ins Palais zurück. Die Zarin pflegte ihrerseits nach der Rückkehr aus der Kirche die Mahlzeit einzunehmen und dann, wie landesüblich, zu schlafen. In der Pause zwischen der Rückkehr aus der Kirche und der Mahlzeit, scheint der kleine Prinz unter der Aufsicht der Wolochow und seiner Amme Irene Tutschkow-Schdanow mit gleichaltrigen Söhnen der Palastbeamten gespielt zu haben.

Am 15. Mai 1591 entschlossen sich die Mörder während dieser Pause ans Werk zu gehen.

Über den Verlauf der Ereignisse lassen sich nur Vermutungen anstellen, denn Boris und seine Helfershelfer haben alles getan, um die Wahrheit zu verhüllen. Falls der Prinz überhaupt am Tage ermordet wurde, ging es wahrscheinlich so zu: Die Zarin-Witwe hatte sich nach dem Kirchgang ins Palais zurückgezogen, und der kleine Prinz begab sich, begleitet von seiner Bonne Wassilissa, der Witwe des Bojaren Wolochow, und seiner Amme Irene Tutschkow-Schdanow auf den Hof. Da traten Daniel Bitjagowski, Nikita Katschalow und der Sohn der Wolochow Ossip an den Prinzen heran. Einer der drei fragte den Prinzen, ob er ein neues Halsgeschmeide umhabe, und hob zugleich das die Kehle des Knaben bedeckende Geschmeide auf. „Nein, es ist mein gewöhnlicher Schmuck," antwortete der Prinz. In diesem Augenblick stieß ihm einer der beiden anderen ein Messer in die Kehle, während der dritte die Amme zu Boden schlug. Dann ergriffen die Mörder die Flucht. Die nicht im Komplott stehende Amme sprang wieder auf und fing den kleinen Prinzen auf, der in ihren Armen verschied. Auf ihre Hilferufe eilten die Zarin und ihr Bruder Andreas herbei, und bald füllten die entsetzten Bewohner des Palastes den Hof. Der Hofgeistliche der Zarin Ogurez lief in die Stadt und läutete in der Kirche die Sturmglocken. Die beiden anderen Brüder der Zarin, die Fürsten Michael und Gregor Nagoi, die in ihrer Stadtwohnung bei Tisch saßen, glaubten, es brenne im Palais und eilten dahin. In der gleichen Annahme liefen auch die Bürger hinaus.

Der Intendant Bitjagowski, sein Sohn, sein Neffe Katschalow und der junge Wolochow befanden sich in dem den Hof begrenzenden Intendanturgebäude. Die Wolochow erklärte, der kleine Prinz sei auf ein Messer, mit dem er eben spielte, gefallen und sei so verunglückt, und der herbeieilende Intendant erklärte der Zarin und allen Versammelten, das sei so gewesen. Empört über diese Frechheit, erschlug man zuerst den Intendanten, drang dann in das Intendanturgebäude, in dem sich die Mörder verbarrikadiert hatten, und tötete sie und ihre sechs Diener.

Es konnte Godunow wohl nichts Willkommeneres geschehen, als daß alle Werkzeuge des Mordes so für alle Zeit still gemacht wurden. Es galt nun nur noch, alles zu tun, um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden. Er ernannte sogleich eine aus drei Personen bestehende Kommission, die die Vorgänge an Ort und Stelle untersuchen sollte. Sie bestand außer aus dem Okolnitschi Kleschnin und dem Djak Wylusgin — Männern, auf die Godunow sich absolut verlassen konnte — aus dem Fürsten Wassili Schuiski als Vorsitzendem. Unter den vielen schlechten Menschen, die es damals am Zarenhofe gab, war dieser einer der allerschlechtesten. Er war nicht nur völlig gewissenlos, sondern auch jeder Scham bar. Da er nicht an ihren Erfolg glaubte, hatte er sich von der Verschwörung seiner Geschlechtsgenossen gegen Godunow ferngehalten und war — obgleich sein Bruder Andreas getötet worden war — bereit, alles zu tun, was ihm das Wohlwollen des allmächtigen Günstlings erhalten konnte. Dieser wußte das. Er wußte auch, daß es der Untersuchung in den Augen seiner Schwester und des Volkes den Schein absoluter Unparteilichkeit geben mußte, wenn gerade ein Schuiski sie leitete.

Die Kommission traf am 19. Mai in Uglitsch ein und begann sogleich mit den Verhören. Die Protokolle sind uns erhalten. Daß sie ein ungeheuerliches Lügengewebe bilden, hat später kein anderer als Wassili Schuiski selbst bezeugt, indem er mit der für ihn charakteristischen Schamlosigkeit nach dem Sturz des falschen Demetrius in einer an das Volk gerichteten Proklamation erklärte, Godunow habe den Prinzen ermorden lassen.

In den Akten wird es so dargestellt, als ob der Prinz, der hochgradig an Epilepsie litt, mit vier anderen Knaben ein Spiel gespielt habe, bei dem man Messer benutzte und bei dem auch Nüsse eine Rolle spielten. Wie die Wolochow das zulassen konnte, wird nicht weiter erklärt. Der Prinz fiel so unglücklich, daß er sich gerade die Kehle durchbohrte.

Das Verhalten der Zarin-Witwe wird, damit man sie mit guter Manier im Kloster verschwinden lassen und verhindern konnte, daß sie etwa eine Audienz bei Feodor erreichte, in den schwärzesten Farben geschil-



Der Heiligenschrein des h. Demetrius in der Archangelski-Kathedrale.
Auf der Innenseite des geöffneten Deckels befindet sich ein Bildnis des Heiligen, das Xenia, die Tochter von Boris Godunow, als Nonne in Gold und Silbee gestickt hat. Über dem Schrein hängt ein übergroßes, den Prinzen darstellendes Heiligenbild. Rechts vom Schrein werden unter Glas das Hemd und der Beutel des Prinzen aufbewahrt.
(Nach einer Photographie)

dert. Sie und der Fürst Michael, den Godunow am meisten fürchtete oder haßte, trugen schuld daran, daß der unschuldige Intendant und seine Verwandten ermordet wurden.

Man begrub die Leiche des Prinzen statt in Moskau in Uglitsch, weil dort angeblich eine ansteckende Seuche herrschte.

Die Akten der Kommission wurden dem

Zaren vorgelegt, der seinerseits auf Godunows Antrieb anordnete, daß sie einer Versammlung der Bojaren und der höchsten Geistlichkeit unterbreitet werden sollten. Die Versammlung erklärte, alles habe sich verhalten, wie hier verzeichnet sei, und die Bojaren fällten das Urteil. Die Zarin-Witwe wurde als Nonne in ein elendes Kloster bei Tscherepowez gesteckt, die getreue Amme und die Fürsten Nagoi wurden gefoltert und dann in harter Kerkerhaft gehalten. Mehr als 200 Bürger von Uglitsch wurden hingerichtet, die übrigen Einwohner nach Sibirien geschickt, wo sie Pelim gründeten. Selbst die Glocke, die Sturm geläutet hatte, mußte sie in die Verbannung geleiten. Dagegen erhielten die Wolochow und die Hinterlassenen Bitjagowskis zahlreiche Landgüter.

Der Weg zum Thron war nun frei für Godunow, aber er war es um einen furchtbaren Preis.

Es versteht sich von selbst, daß die offizielle Darstellung der Uglitscher Vorgänge nicht überall Glauben fand und daß die Feinde Godunows das Ihrige taten, um das Mißtrauen der Bevölkerung zu vermehren. Da kam Godunow eine der üblichen furchtbaren Feuersbrünste zu Hilfe. Sie brach am Abend vor Pfingsten aus und legte, bis auf den Kreml und Kitai-Gorod, so ziemlich die ganze Stadt in Asche. Godunow entwickelte rastlose Tätigkeit und verteilte mit vollen Händen Geld unter die Abgebrannten.

Hatte schon diese Feuersbrunst die Aufmerksamkeit der Bewohner Moskaus vom Untergang des kleinen Prinzen abgelenkt, so geschah das noch mehr durch einen Einfall der Tataren, der so unerwartet kam, daß die Schlacht gegen sie unmittelbar unter den Mauern Moskaus geschlagen wurde. Während der Zar sich mit seiner Gemahlin und seinem Beichtvater in seine Kapelle einschloß und betete, bildete Godunow die Seele des russischen Heeres und schlug die Feinde zurück (am 4. Juli).

Vor dem Wiedererbauer der verbrannten Stadt, vor dem Erretter aus der Tatarennot mußte jedes Gedenken an die Uglitscher Vorgänge zunächst verblassen.

Boris Godunow erhielt jetzt einen ganz neuen Titel. Er hieß „der Diener“.

Noch sieben Jahre lang diente dieser „Diener“ seinem Schwager und Herrn. Wo er in diesen Jahren im Innern auf Widerstand stieß, ging er mit rücksichtsloser Härte vor, sonst aber erwies er sich, wie wir schon sagten, als ein weiser Regent und als ein kluger Diplomat.

Ende 1597 erkrankte der Zar Feodor und am 6. Januar 1598 starb er. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Gerücht, nach dem Godunow seinen Schwager vergiftet hatte, berechtigt war, denn seit dem Tode des Prinzen Demetrius lag für ihn kein Anlaß vor, sein Gewissen noch weiter zu belasten. Er war seines Einflusses auf Feodor sicher.

Der sterbende Zar ernannte seine Frau Irene zu seiner Nachfolgerin, den Patriarchen Hiob, Nikita Romanow und Boris Godunow zu ihren Räten. Alles dieses ohne Zweifel auf Godunows Antrieb. Dieser wußte wohl, daß Irene ins Kloster gehen würde. War sie nun aber vorher, wenn auch nur ein paar Tage lang, Zarin gewesen, so ging die Krone gewissermaßen durch eine Art Erbrecht auf ihren Bruder über, auch wenn dieser immerhin noch besonders zum Zaren gewählt werden mußte.

Und es verlief alles, wie der Kluge vorausgesehen hatte. Am neunten Tage nach dem Tode Feodors erklärte Irene, daß sie fest entschlossen sei, der Krone zu entsagen und ins Kloster zu gehen.

Die Bojaren und die Geistlichkeit beschworen sie, Zarin zu bleiben, aber sie begab sich in das vor den Toren Moskaus liegende Nowodewitschi-Kloster, und ihr Bruder begleitete sie dahin. Irene wurde Nonne.

Die Bojaren beschlossen, daß das Regiment zunächst in ihren Händen bleiben sollte, und teilten diesen Entschluß dem Volke mit. Natürlich hatte Godunow dafür gesorgt, daß das „Volk“ verlangte, er solle Zar werden und daß der Patriarch in der Volksstimme Gottesstimme erkannte. So schwer es auch den zahlreichen stolzen Nachkommen Ruriks, den Mstislawski, Schniski usw. wurde sich darein zu finden, daß der Sprößling einer ursprünglich tatarischen Familie den Thron der Iwans und Wassilis bestieg, so mußten sie sich doch wohl oder übel darein finden, denn das Volk wollte von der Herrschaft einer Aristokratie absolut nichts wissen, und es befand

sich unter den Bojaren kein Mann, dessen Ansehen dem Godunows gewachsen war. Man begab sich also unter dem Vortritt des Patriarchen ins Kloster und bot Godunow die Zarenwürde an. Godunow wies sie in demütigen Ausdrücken zurück. Das wiederholte sich mehrere Male. Da schlug der Patriarch vor, eine Nationalversammlung einzuberufen und Godunow von ihr wählen zu lassen. Eine aus vierhundertvierundsiebzig Mitgliedern bestehende, natürlich zum weitaus größten Teil aus Anhängern Godunows zusammengesetzte Versammlung trat am 17. Februar zusammen und wählte ohne jede Diskusion Godunow zum Zaren. Am 20. wurde dieser Beschluß ihm mitgeteilt, aber Godunow erklärte wieder, er fühle sich der großen Aufgabe nicht gewachsen. Am nächsten Tage war „ganz Moskau" vor dem Kloster versammelt. Der Patriarch hatte das wundertätigste Muttergottesbild mitgebracht, der ganze Apparat von weinenden Bojaren und Bürgern wurde in Szene gesetzt, es fehlte auch nicht an den um das Schicksal ihrer Säuglinge wehklagenden Müttern. Auch eine Prozession von Kindern war dabei.



Vom Heiligenschrein des h. Demetrius in der Archangelski-Kathedrale: Das von Xenia gestickte Bild des Prinzen auf der Innenseite des Deckels. (Nach einer Photographie.)

Irenens Bitten gesellten sich zu denen von Geistlichkeit, Adel und Volk. Da hielt es denn auch Godunow für angebracht, sich zu fügen. Am 26. Februar zog der Zar Boris feierlich in Moskau ein. Am 1. September, dem ersten Tage des neuen Jahres nach russischer Zeitrechnung, wurde er in der Weise der alten Zaren feierlich gekrönt.

Boris war am Ziel und konnte wohl hoffen, daß es ihm gelingen würde, eine neue Dynastie zu begründen. Er hatte einen hochbegabten, bildschönen Sohn Feodor, der zu den besten Hoffnungen berechtigte. Der Patriarch war ihm blind ergeben, die Geistlichkeit, der er in jeder Weise entgegenkam, ihm wohlgesinnt. Den Landadel hatte er sich dadurch verpflichtet, daß er die Bauern auf seinem Grund und Boden durch ein Gesetz an die Scholle gefesselt hatte, die Kaufmannschaft durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Wünsche gewonnen. Der hohe Adel blieb ihm freilich feindlich gesinnt, aber in der Bojaren-Duma saßen drei Godunows, sein Schwager Demetrius Schuiski, die ihm nahe verwandten Ssaburows, Weljaminows. Alle wichtigen Staatsämter hatte er mit seinen Anhängern besetzt.

Wenn nur der Schatten des kleinen Prinzen nicht immer wieder auf seinen Weg gefallen wäre! Der trübte ihm stets von neuem den Blick und machte ihn straucheln. Er traute niemand, und der sonst so Kluge beging aus Mißtrauen eine Torheit nach der andern. Ein Heer von Spionen durchzog die Straßen und Kaufhallen Moskaus, und gegen wen sie aussagten, der war der Folter

und der Knute verfallen. Sie verdarben dem Volk bald alle Freude an dem neuen Zaren. Dazu kam, daß seine Anhänger, die wußten, daß er ihnen ein milder Richter sein würde, sich allerlei Bedrückungen erlaubten. Die zu Leibeigenen gemachten Bauern entliefen in die Wälder und bildeten Räuberbanden oder flohen zu den Kosaken in die südrussischen Steppen, die dadurch zu einer bisher ungeahnten Macht gelangten. Das Kosakentum hatte sich zu der Zeit gebildet, als die Tatarenreiche noch im Südosten bestanden. Man verstand unter Kosaken zunächst tatarische Räuber, später aber ging der Name auf die Abenteurer über, die in Litauen vor der Bedrückung durch die polnischen Pane, in Rußland vor dem Joch der Bureaukratie in die Steppe entwichen. Hier lebten sie vom Fischfang in den Flüssen, Vieh- und Pferdezucht und Plünderungszügen. Da sie sich als Christen fühlten, waren diese meist gegen die Tataren gerichtet, sie suchten aber, wenn sie Ursache dazu zu haben glaubten, auch die russischen Grenzmarken heim und plünderten gelegentlich die Barken der russischen Kaufleute, die die Wolga abwärts fuhren. Iwan der Schreckliche hatte, wenn sie es nicht zu arg machten, darüber hinweg gesehen, weil die verwegenen Gesellen sich im ganzen doch als brauchbare Vorhut gegen die Tataren erwiesen. Boris aber verbot, wohl auf Drängen des Landadels, daß den Kosaken noch weiterhin Kriegsmunition geliefert werde und machte sie sich dadurch zu Feinden. Er sollte das bald schwer büßen.

Boris traute dem hohen Adel mit Recht nicht über den Weg. Als ihm nun seine Spione im Jahre 1600 meldeten, es werde im Volk das Gerücht verbreitet, der Prinz Demetrius sei gar nicht tot, man habe an seiner Stelle den Sohn eines Geistlichen umgebracht und halte den Prinzen versteckt, nahm er an, daß die ihm feindlichen Bojaren diese Intrigue in Szene setzten. Zunächst fiel sein Verdacht auf Bogdan Bielski. Dieser hatte sich in der Schlacht gegen die Tataren ausgezeichnet, hatte darauf hin wieder in Moskau leben dürfen und war schließlich damit betraut worden, in der Steppe die Stadt Zarjew-Borissow zu gründen. Boris berief ihn nach Moskau zurück und ließ ihn wegen Majestätsbeleidigung verurteilen. Ein deutscher Arzt bekam den Auftrag, dem Verurteilten die Haare seines stattlichen Bartes einzeln auszureißen. Dann wurde Bielski verbannt.



Die Archangelski-Kathedrale im Kreml. Die Begräbniskirche der Zaren. (Nach einer Photographie.)

Bei diesem Prozeß war über den Ursprung des fatalen Gerüchts nichts zu ermitteln gewesen. Waren vielleicht die Romanows die Urheber?

Nikita Romanow war schon gestorben, aber er hatte fünf Söhne hinterlassen, von denen der älteste sehr begabt und verhältnismäßig hoch ge-

bildet war. Ein Diener des Hauses sagte aus, daß seine Herren beabsichtigten, den Zaren zu vergiften, und eine Haussuchung förderte in der Tat ein paar Säcke voll giftiger Kräuter zutage. Das genügte, um den Brüdern den Prozeß zu machen. Er förderte über das Gerücht nichts zutage, aber man konnte die gefährlichen Verwandten des erloschenen Zarenhauses immerhin beseitigen. Feodor Romanow wurde, obgleich er verheiratet war und ein Söhnchen Michael hatte, gezwungen unter dem Namen Philaret Mönch zu werden, seine Frau ebenfalls ins Kloster gesteckt. Die anderen vier Brüder wurden in verschiedene Städte verschickt und dort in grausamer Gefangenschaft gehalten. Wer irgend mit den Romanows zusammenhing, wurde verbannt.



Der falsche Demetrius.
(Nach einem gleichzeitigen Stich von Lucas Kilian.)

Wo ihm der Schatten des Prinzen Demetrius nicht im Wege stand, war Boris nach wie vor ein weiser Regent. Er erkannte den Wert der Kultur und liebte sie. Er war bemüht, Ausländer ins Land zu ziehen, die den Russen als Lehrmeister dienen konnten, und förderte Handel und Wandel. Aber es lag ein Unsegen auf dem Lande. Die Jahre 1601 und 1602 brachten völlige Mißernten und hatten eine entsetzliche Hungersnot im Gefolge, der gegenüber alle Anstrengungen des Zaren, das Elend zu mildern, sich als ohnmächtig erwiesen. Hunderttausende verhungerten buchstäblich, die Bande der Ordnung lösten sich, Kannibalismus wurde eine häufige Erscheinung.

Auch in seinem Familienleben wurde Boris von einem schweren Unglück betroffen. Er hatte eine einzige Tochter Xenia, ein ebenso kluges wie schönes Mädchen, und beschloß, sie mit einem westeuropäischen Prinzen zu verheiraten. Er wollte dadurch wohl vermeiden, daß seinem Sohn in ihrem Gatten ein Nebenbuhler aus den Bojarenkreisen erwuchs. Er dachte anfangs an einen Sohn König Erichs XIV. von Schweden, Gustav, mußte sich aber bald überzeugen, daß dieser Prinz ein Sonderling war, mit dem sich nichts anfangen ließ. Boris knüpfte nun mit dem dänischen Hof Verhandlungen an, und diese führten zum Ziel. Ein Bruder des Königs, der junge Prinz Johann, kam nach Moskau und gefiel Boris ebensogut wie Xenia, die ihn freilich nur von einem Versteck aus während der Audienzen sehen konnte. Alles ließ sich auf das erfreulichste an, als der Prinz plötzlich am Nervenfieber erkrankte und starb.

Boris hatte diesen Schlag kaum überwunden, als sich das Gespenst, das ihm seit vier Jahren den Schlaf raubte, plötzlich als ein Lebendiges vor ihm aufrichtete. Der Prinz Demetrius, von dem das Gerücht immer bestimmter aussagte, daß er zur Zeit unter den Kosaken lebe, war in Litauen erschienen und dort von einem der Großen des Landes anerkannt worden.



Sigismund III. König von Polen.
(Nach einem gleichzeitigen Stich.)

gab. Jedenfalls stellte sich der junge Mann als Sohn Iwans vor, und der Fürst glaubte ihm.

Der Prätendent war ein junger Mann von mittlerem Wuchs und untersetzter Gestalt. Er hatte nach Einigen eine auffallend weiße, nach Anderen eine bräunliche Hautfarbe, rötliches Haar und blaue Augen. Eine Warze unter dem linken Augenwinkel und ein kürzerer rechter Arm kennzeichneten ihn charakteristisch. Er sprach das Russische wie seine Muttersprache, beherrschte das Polnische und kannte die ersten Elemente des Lateinischen. Er war sehr klug, beredt und in allen Leibesübungen ungemein gewandt.

Es wäre vom höchsten Interesse, wenn wir genau wüßten, wie er seine Errettung am 15. Mai 1591 selbst dargestellt hat. Aber obgleich er das natürlich unzähligen Personen gegenüber mündlich tun mußte und auch in einer Proklamation an das russische Volk darüber ausführlich berichtete, ist es seinen Gegnern nach seinem Tode gelungen, alle von ihm ausgehenden Darstellungen vollständig zu vernichten. Selbst aus den noch erhaltenen Berichten des päpstlichen Legaten am polnischen Hof, des Grafen Rangoni, ist gerade der Brief aus den Akten entfernt worden, in dem der Legat ausführlich über die Rettung und die Wanderjahre des Prätendenten auf Grund von dessen eigenen Mitteilungen berichtete. So sind wir auf die sehr unzureichenden und lückenhaften Mitteilungen angewiesen, die sich in Schriften der Zeitgenossen finden. Nach ihnen scheint der Prätendent erzählt zu haben, seine Mutter hätte sich schon von Boris des Schlimmsten versehen und ihre Maßregeln getroffen. Die Bitjagowskis hätten in der Nacht in der Stadt eine Feuersbrunst bewirken und dann den jungen Prinzen wecken lassen, um sie, wie er gern

Über das erste Auftreten des jungen Mannes, der als Prinz Demetrius die Zarenkrone in Anspruch nahm, haben wir sehr verschieden lautende Mitteilungen. Fest steht, daß er sich damals im Dienst des griechisch katholischen Fürsten Adam Wischnewetzki befand. Am wahrscheinlichsten erscheint, daß Demetrius sich, als er wirklich krank war oder eine schwere Krankheit fingierte, in der Beichte einem Geistlichen als Prinz vorstellte und daß der Priester den Fürsten darauf aufmerksam machte, in seinem Diener stecke eine hohe Person. Die Zeitgenossen glaubten vielfach, Demetrius habe dem Fürsten selbst seine Herkunft offenbart, als dieser ihm einst in der Badestube eines geringen Versehens wegen einen Backenstreich

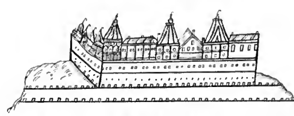
tat, zu sehen. Die Mutter hätte nun den gleichaltrigen Sohn eines Popen, der dem kleinen Prinzen glich, in dessen Kleidung gesteckt und auf die Freitreppe geschickt, wo er ermordet wurde. Vielleicht erzählte er auch, man habe den Sohn des Geistlichen für die Nacht immer in der Kleidung des Prinzen in dessen Bett gelegt, und er sei in diesem schlafend ermordet worden. Den Prinzen aber nahm ein alter Arzt namens Simon mit sich und verbarg ihn zunächst bei zuverlässigen Anhängern der Nagois. Man ließ ihn dann in verschiedenen Klöstern heranwachsen und rettete ihn schließlich nach Litauen, wo er in den Dienst mehrerer Pane trat. Als im Jahre 1600 eine große polnische Gesandtschaft unter Leo Sapieha nach Moskau ging, befand er sich im Gefolge und sah mit blutendem Herzen den Usurpator Boris auf dem Thron seiner Väter sitzen.

Der Prätendent wies auch ein mit Edelsteinen besetztes Brustkreuz vor, das ihm sein Pate, der Fürst Mstislawski, geschenkt haben sollte. Fürst Adam Wischnewetzki gewann auch seinen Bruder Konstantin für seinen Schützling, und beide führten ihn dem Wojewoden von Sandomir Juri Mnischek zu, einem zwar tief verschuldeten und beim Hochadel nicht beliebten aber bei Hof sehr angesehenen Manne. Der Prätendent verstand es, das Interesse der katholischen Geistlichkeit zu erregen, indem er sich nicht abgeneigt zeigte, zur allein seligmachenden Kirche überzugehen. Es war die Zeit, in der Rom sich von den ersten Schlägen der Reformation erholt hatte und überall daran ging, sich das verlorene Terrain wiederzuerobern. In Polen war ihm das mit Hilfe der Jesuiten schon fast gelungen, nun eröffnete sich auch die Aussicht, das schismatische Rußland dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen. So nahmen sich denn die Jesuiten des Prätendenten ebenso eifrig an wie die großen Herren des südlichen Litauen, die sich goldene Berge davon versprachen, wenn der Prätendent mit ihrer Hilfe dazu gelangte, Zar zu werden. Man gewann König Sigismund und erreichte es, daß er den Prätendenten in Krakau empfing und freundlich aufnahm. Bezeugten doch russische Überläufer im Dienste Mnischeks und ein Livländer, der als Gefangener in Uglitsch gelebt hatte, eidlich, daß der Prinz in der Tat die Warze und den kurzen Arm gehabt habe.

Sobald Boris von dem Auftreten des Prätendenten hörte, geriet er in große Unruhe. Wie konnte er auch wissen, ob Schuiski ihm nicht wirklich einen Streich gespielt hatte. Er ließ die Zarin-Witwe nach Moskau bringen, und er und seine Gemahlin



Das Tschudowkloster im Kreml. (Nach einer Photographie.)



Der Palast, den Demetrius im Kreml errichten ließ und in dem er ermordet wurde.
(Aus Isaak Massa von Haarlem: Een cort verhael van begin en oorspronck deser tegenswordighe oorloogen en troebeln in Moscauia.)

verhörten sie persönlich. Als die arme Frau bei der Aussage beharrte, daß man ihr das getötete Kind gleich fortgenommen habe, sie daher nicht aussagen könne, ob es wirklich ihr Sohn gewesen wäre, schleuderte ihr die leidenschaftliche Tochter Maljata Skuratows eine brennende Kerze ins Gesicht. Die Zarin-Witwe mußte dann wieder in ihr klösterliches Gefängnis zurück.

Nach langem Forschen glaubte Boris festgestellt zu haben, daß der Prätendent ein entlaufener Mönch, namens Gregor Otrepjew sei. Dieser Otrepjew, der Sohn wenig begüterter Landedelleute, hatte als Jüngling nicht gut getan und war deshalb von den Eltern in ein Kloster in der Nähe von Jaroslaw getan worden. Aus diesem kam er später in das im Kreml liegende Tschudowkloster. In diesem brachte er es zu verhältnismäßig hohen Ehren, denn er wurde der Sekretär des Patriarchen Hiob. Trotzdem entfloh er später in die Steppe und wirkte unter den Kosaken im Interesse des Prätendenten. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er mit diesem identisch war, denn Otrepjew mußte in Moskau jeder Bojar oft gesehen haben, da er Hiob in die Dumasitzungen zu begleiten pflegte.

Boris also beschickte zunächst den Fürsten Wischnewetzki und verlangte gegen hohe Belohnung die Auslieferung des angeblichen Otrepjew. Als er damit nichts ausrichtete und erfuhr, daß der Prätendent am polnischen Hof weilte, schickte er einen vermeintlichen Onkel von diesem, Smirnoi-Otrepjew, nach Krakau, um seinen Neffen als Betrüger zu entlarven. Aber der Abgesandte bekam den Prätendenten gar nicht zu Gesicht, und die polnischen Minister erklärten kurzerhand, der ganze Handel ginge sie nichts an.

Boris erließ nun eine Proklamation, in der er erklärte, Otrepjew sei betrügerischerweise als Prinz Demetrius aufgetreten, und verstärkte die Grenzwachen. Der Prätendent aber trat heimlich zur römischen Kirche über und warb erfolgreich um die Hand einer Tochter Mnischeks, nachdem er diesem für den Fall, daß er Zar würde, die weitgehendsten Versprechungen gemacht hatte. Mnischek selbst sollte außer einer Million Gulden die Fürstentümer Smolensk und Sewersk erhalten, seiner Tochter, der schönen Marina, sollten Nowgorod und Pskow als Eigengut verschrieben werden.

Die staatlichen Verhältnisse Polen-Litauens waren damals bereits so seltsamer Natur, daß die Magnaten auf ihre eigne Hand kriegerische Unternehmungen in Szene setzen konnten, ohne daß der König ihnen drein reden durfte. Und das Land wimmelte von waffenkundigen Edelleuten, die jederzeit bereit waren, zu einem Abenteuer, das Ehren und Gold versprach, auszuziehen. So fanden denn auch Mnischek und die Wischnewetzkis, als sie zum Kampf für den Prätendenten aufriefen, reichlichen Zulauf. Vor allem aber schlossen sich die Kosaken ihm an, die Boris haßten und Iwan ein freundliches Gedächtnis bewahrten. Unter der Führung der Hetmane Korella und Njeschokosch betraten die Kosaken vom Don den Kriegspfad, und vereinigten sich mit den Saporogern vom Dnjepr.

Vergeblich erhoben einige der angesehensten Magnaten ihre Stimmen gegen das Unternehmen, das, mitten im Frieden unternommen, gegen das Völkerrecht verstieß. Die Jesuiten wußten beim König jedes Bedenken zu unterdrücken. Auch ein Schreiben des Patriarchen Hiob an die litauische Geistlichkeit machte keinen Eindruck.

Der Heerhaufen, an dessen Spitze der Prätendent am 18. Oktober 1604 die russische Grenze überschritt, zählte schwerlich mehr als 5—6000 Mann, aber vor ihm her zogen seine besten Bundesgenossen, die Liebe des Volks zu Iwan dem Schrecklichen und sein Haß gegen Boris. Das Manifest des Prätendenten fand beim gemeinen Mann

allgemein Glauben, ein Teil des Landadels wurde wenigstens schwankend. Die Einwohner der nächsten Stadt Morawsk brachten ihren Wojewoden gebunden in das Lager des Prätendenten, am 26. Oktober empfing ihn die Bürgerschaft von Tschernigow mit Salz und Brot. Der oberste Wojewode trat in seine Dienste. Der Prätendent zog nun im Tal der Desna aufwärts auf Nowgorod-Ssewersk. Dort kommandierte Peter Basmanow. Sein Vater Feodor und sein Großvater hatten zu den schlimmsten Günstlingen Iwans gehört und waren schließlich seine Opfer geworden, er selbst war ein tüchtiger Offizier und ein gewandter Hofmann. Er galt viel bei Boris. Jetzt handelt er ebenso energisch wie umsichtig. Er ließ die Vorstädte abbrennen und befestigte die Festung so gut, daß alle Versuche des Prätendenten, sie mit stürmender Hand einzunehmen, scheiterten. Während der Prätendent aber hier nicht weiter kam, ergriff die Bewegung zu seinen Gunsten immer weitere Kreise. Der Kommandant von Putiwl, der Fürst Rubetz-Massalski, ging zu ihm über, ganz Ssewerien folgte seinem Beispiel. Wer von den Beamten Boris treu blieb, wurde gebunden ins Lager gebracht.

Der Prätendent benahm sich mit großer Klugheit. Er setzte die also Gefangenen sofort in Freiheit und belobte ihre Treue. Der erste vor dem Feinde, gewann er im Lager durch seine Leutseligkeit aller Herzen. Schließlich mußte auch Basmanow in einen Waffenstillstand willigen.

Boris hatte sich unbegreiflich lange gesträubt, den Ernst der Sachlage anzuerkennen. Erst jetzt ließ er das allgemeine Aufgebot ergehen, stellte sich aber nicht selbst an die Spitze des Heeres — wohl weil er glaubte, daß er Moskau am besten durch seine Gegenwart im Zaum hielt —, sondern ernannte den Fürsten Mstislawski zum obersten Feldherrn.

In Moskau mußte Wassili Schuiski öffentlich bezeugen, daß der Prinz gestorben sei, und der Patriarch sprach den Kirchenfluch über alle Anhänger des Prätendenten aus. Beides hatte nur geringen Erfolg.



Der Kreml, von der andern Seite der Moskwa aus gesehen. Hier hinaus, mit der Hauptfront zum Fluß, lag der Palast, den Demetrius für sich hatte erbauen lassen. (Nach einer Photographie.)



Der falsche Demetrius (Nach einem gleichzeitigen Gemälde.)

Mstislawski und seine Unterfeldherren zogen nur sehr langsam gegen den Feind, sei es aus militärischer Unfähigkeit oder aus Abneigung gegen Boris. Erst am 18. Dezember kam es zu einem Zusammenstoß, bei dem das Heer des Zaren trotz seiner ungeheueren numerischen Überlegenheit — es mochten 80 000 Mann gegen 12 000 stehen —, nur mit knapper Not siegte. Immerhin waren die Russen nicht, wie der Prätendent gehofft hatte, zu ihm übergegangen. Er ging deshalb, obgleich 4000 Saporoger Kosaken zu ihm stießen, nach Sjewsk zurück. Hier mußte er es erleben, daß ein Teil der Polen, an ihrer Spitze sein künftiger Schwiegervater Mnischek, seine Sache verloren gaben und nach Litauen zurückgingen. Er selbst aber blieb unverzagt. Als das Heer des Zaren, an dessen Spitze jetzt statt des verwundeten Massalski Wassili Schuiski stand, sich Sjewsk näherte, zog er ihm entgegen und griff es bei Dobrinitschi tollkühn an. Er wurde aufs Haupt geschlagen und rettete, auf schwer verwundetem Roß fliehend, kaum sein Leben. Er floh zuerst nach Rylsk, dann nach Putiwl. Folgte ihm das Heer des Zaren auf dem Fuß, so war er verloren. Die Wojewoden aber blieben, wo sie waren und beschränkten sich zunächst darauf, ein furchtbares Blutgericht über die Bevölkerung abzuhalten. Die Härte, mit der sie vorgingen, erregte überall die äußerste Erbitterung, wer sich ihrer Rache entziehen konnte, floh nach Putiwl, wo eben ein neuer Zuzug von donischen Kosaken eintraf.



Marina Mnischek, die Gemahlin des falschen Demetrius. (Nach einem gleichzeitigen Gemälde.)

Die Wojewoden setzten sich endlich in Bewegung und belagerten Rylsk, ohne es nehmen zu können. Boris, der über ihre lässige Kriegführung mit Recht empört war, machte ihnen lebhafte Vorstellungen, bewirkte aber dadurch nur, daß ihre Feindseligkeit gegen den ehemaligen Standesgenossen zunahm. Sie zogen jetzt vor Kromy, ein kleines Städtchen, in dem nur 2000 donische Kosaken unter dem Ataman Korella lagen.

Dieser Korella, ein, wir wissen nicht wie, unter die Kosaken verschlagener Kurländer, wandte dasselbe Verteidigungssystem an, durch das einst sein Landsmann Totleben in Sebastopol berühmt werden sollte, er umgab das Städtchen mit Erdwällen und nistete sich mit seinen Kosaken in ihnen ein. Immerhin hätte er den 80 000 Mann der Belagerer bald erliegen müssen, wenn die Generäle Ernst gemacht hätten. Aber sie führten die Belagerung mit der äußersten Nachlässigkeit, und ein Teil von ihnen stand wohl schon in geheimer Verbindung mit dem Prätendenten.

Boris war diesem passiven Widerstand gegenüber ohnmächtig, und die schwerste Sorge zehrte an seiner Gesundheit. Am 15. April starb er am Schlage, das Volk aber glaubte, er habe sich, an der Herrschaft verzweifelnd, vergiftet. Andere sahen in seinem Tode ein Gottesgericht. Mehr und mehr war alle Welt geneigt anzunehmen, der Prätendent sei wirklich der, für den er sich ausgab.

Immerhin blieb in Moskau zunächst

alles ruhig, und der junge Feodor konnte zum Zaren ausgerufen werden. Die kluge Mutter des sechzehnjährigen Jünglings berief die Fürsten Mstislawski und Wassili und Demetrius Schuiski nach Moskau, setzte Bielski wieder in die früheren Ehren ein und ernannte Peter Basmanow zum Oberbefehlshaber gegen den Prätendenten. Dieser übernahm am 17. April das Kommando, mochte sich aber bald davon überzeugen, daß er einer verlorenen Sache diente, und war schnell entschlossen, sich durch Verrat den Prätendenten zu ewigem Dank zu verpflichten. Er setzte sich mit diesem heimlich in Verbindung und verständigte sich mit den Wojewoden Golitzin und Ssaltikow und einem Teil des im Heer dienenden Landadels, zumal dem aus Rjäsan.

Am 7. Mai proklamierten sie den Prätendenten als Zar Demetrius, und der größte Teil des Heeres stimmte ihnen zu. In Orel vereinigte sich Demetrius mit dem Heer, entließ dieses zum größten Teil und zog dann, überall jubelnd empfangen, auf Moskau zu.

Die Nachricht vom Verrat Basmanows mußte auf die Godunows lähmend wirken. Wohl fing man noch die Boten, die Demetrius an die Hauptstadt schickte, ab, aber die ganze Bevölkerung wußte bald Bescheid und befand sich in einem Zustande dumpfer Gärung.

Am 11. Juni ritten zwei vornehme Anhänger von Demetrius, ein Pleschtschejew und ein Puschkin, kühn in den hauptsächlich von Großkaufleuten bewohnten Vorort Moskaus Krasnoje Sselo und verlasen eine Proklamation des Prätendenten. Man geleitete sie auf den Roten Platz und hörte sie auch dort an. Dann vertrieb man die herbeieilenden Bojaren Feodors und stürzte in den Kreml. Feodor, seine Mutter und seine Schwester wurden in das sich ebenfalls im Kreml befindende Stammhaus der Godunows gebracht und dort bewacht, alle ihre Verwandten gefangen genommen.

Man schickte eine aus Bojaren bestehende Deputation nach Tula zu Demetrius, die ihm die Unterwerfung Moskaus ankündigte. Der neue Zar verlangte, daß der Patriarch abgesetzt würde, und es geschah in tumultuarischer Weise. Die Verwandten der Godunows und was diesen Namen trug, wurden von der provisorischen Regierung verbannt, Feodor und seine Mutter wurden erdrosselt. Der unseligen Xenia, die man verschonte, harrte ein furchtbares Geschick.

Am 20. Juni hielt Demetrius unter Entfaltung höchster Pracht als Zar seinen Einzug in die Hauptstadt Rußlands.

Demetrius hatte in der Zeit, die zwischen seinem Auftreten als Prätendent und seinem Einzug in Moskau lag, mit Recht die Bewunderung aller erregt, die ihn kennen lernten. Er hatte mit großem Geschick alle Möglichkeiten benutzt, die sich ihm irgend boten. Er hatte sich durch seine Bewerbung um Marina des Beistandes der südlitauischen Magnaten versichert und durch seine Beziehungen zu den Jesuiten alle ihm feindlichen Einflüsse am Hofe Sigismunds mit Erfolg bekämpft. Während des Feldzugs erwies er sich als ein ebenso tapferer Krieger wie in der Behandlung der russischen Massen geschickter Diplomat. Er wußte Bildung zu schätzen und trug sich mit dem Plan, eine russische Universität zu gründen. Während des Feldzuges verlangte er von den beiden ihn begleitenden Jesuiten, daß sie ihn in den liberalen Wissenschaften unterrichten sollten und brachte dadurch die Herren in eine Verlegenheit, die in ihren Briefen nicht ohne Komik zutage tritt. Als er erst von Mstislawski und dann wieder bei Dobrinitschi geschlagen wurde, bewies er in verzweifelter Lage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit.

Nun aber, da er am Ziel ist, geht eine entschiedene Wandlung in ihm vor. Wohl operiert er noch dem Papst gegenüber mit erstaunlichem diplomatischem Geschick, aber des ganzen Menschen bemächtigt sich die Leichtfertigkeit eines vom Glück Verwöhnten. Er nimmt nicht die mindeste Rücksicht mehr auf die ihm wohlbekannten Vorurteile der Russen und gibt ihnen die Verachtung, die er für ihre Unkultur empfindet, rücksichtslos zu erkennen. Wie später der junge Peter der Große hält er es geradezu für seine Pflicht, die Empfindungen seiner Untertanen zu verletzen: er ißt, was in russischen Augen damals ein todeswürdiges Verbrechen ist, mit Vorliebe Kalbfleisch; er verschmäht das Bad unter Umständen, in denen die Sitte es kategorisch verlangt; er bevorzugt bei von ihm veranstalteten Kampfspielen seine aus Ausländern bestehende Leibwache so sehr, daß Basmanow einschreiten muß, um Blut-

vergießen zu verhindern. Gleichzeitig vernachlässigt er auch die jesuitischen Freunde. Und was das Schlimmste ist: lasterhafte Neigungen werden in ihm wach und finden Befriedigung, die vorher nicht zutage traten. Er mißbraucht die Tochter von Boris Godunow und führt auch sonst nach dieser Richtung hin ein Leben, das überall gerechten Anstoß erregt. Zugleich werden ganz phantastische Vorstellungen Herr über seinen bis dahin klaren und verständigen Geist. Er beansprucht für sich den Kaisertitel und träumt von einem Kreuzzug gegen die Türken.



Die Uspenski-Kathedrale im Kreml. Die Krönungskirche der Zaren. (Nach einer Photographie.)

Bei nüchterner Betrachtung mußten die Verpflichtungen, die er gegen Mnischek und die Jesuiten eingegangen war, ihn mit den schwersten Sorgen erfüllen. Konnte er auch hoffen, Mnischeks Ansprüche auf Ssmolensk und Ssewerien durch Geldzahlungen abzulösen, so mußte doch dieses Mittel Rom gegenüber versagen. Er war selbst zum römischen Katholizismus übergetreten und hatte sich verpflichtet, diesem Duldung in Rußland zu verschaffen und womöglich das ganze Volk Rom zuzuführen. Damit mußte er aber die innerste Volksseele in Erregung versetzen, denn diese war mit der griechisch-katholischen Konfession aufs innigste verwachsen. Nur der unglaubliche Leichtsinn, der jetzt das ganze Wesen von Demetrius beherrschte, konnte ihn darüber hinwegtäuschen.

Er hielt an der Verlobung mit Marina fest, obgleich das Verhalten ihres Vaters ihm Anlaß genug geboten haben würde, von ihr zurückzutreten. Ein anderes Motiv als eine starke Leidenschaft für das schöne Mädchen läßt sich kaum finden, denn Mnischek fuhr fort, dem künftigen Schwiegersohn das Leben möglichst sauer zu machen und die ganz unter dem Einfluß der Geistlichen stehende Marina war nicht dazu zu bewegen, dem Empfinden des russischen Volkes auch nur die notwendigsten Konzessionen zu machen. Sie verlangte selbst auch ihrerseits gekrönt zu werden, weigerte sich aber hartnäckig, wenigstens dies eine Mal das Abendmahl nach dem griechisch-katholischen Ritus zu empfangen. Es kam darüber zu den langwierigsten Verhandlungen, und die Mnischeks gaben erst nach, als sie bemerkten, daß die Geduld von Demetrius erschöpft war.

Demetrius hatte, gleich nachdem er in Moskau eingetroffen war, die Zarin-Witwe holen lassen, und die mißhandelte Frau hatte sich bereit erklärt, ihn als Sohn anzuerkennen. Es gab vor allem Volk eine rührende Erkennungsszene. Dann wurde die hohe Nonne in das im Kreml liegende Frauenkloster zur Himmelfahrt geleitet, wo



Die Rote Treppe im Kreml. Rechts die Granowitaja Palata, der Audienzsaal für große Empfänge. Hier zeigt sich nach der Krönung das Zarenpaar dem Volk. (Nach einer Photographie.)

besonders intime Fühlung hatte. Niemand aber wußte so gewiß, daß der neue Zar nicht mit dem Prinzen Demetrius identisch war, wie der einstige Vorsitzende der Uglitscher Untersuchungskommission Wassili Schuiski. Und so verderbt der Mann auch war und so sehr er allezeit bereit gewesen war zu jedem Trug und zu jeder Kriecherei, er war doch immerhin ein Enkel Ruriks, und es mag ihm unerträglich geworden sein, dem glücklichen Abenteurer als seinem Herrn zu dienen. Er zettelte eine Verschwörung an und bewies, als sie entdeckt wurde, einen Mut und eine Standhaftigkeit, die ihm sonst nicht eigen waren.

Er wurde zum Tode verurteilt und sollte auf dem Roten Platz hingerichtet werden. Er benahm sich hier voll Würde, so daß das Volk erleichtert aufatmete, als er im allerletzten Augenblick zur Verbannung begnadigt wurde.

Es ist einer der liebenswürdigsten Züge an Demetrius, daß er in einer unsäglich harten Zeit ganz frei war von Grausamkeit und Rachsucht. Immerhin war diese Begnadigung ein unverzeihlicher politischer Fehler, denn Demetrius hätte Schuiski genug kennen müssen, um zu wissen, daß dieser Mann durch Großmut nicht zu gewinnen war. Er aber schenkte ihm nicht nur das Leben, sondern berief ihn auch bald nach Moskau zurück und setzte ihn in seine früheren Würden wieder ein.

Der Sommer verging über Verhandlungen zwischen Demetrius und Mnischek, und erst im November traf der Djak Afanasi Wlaßjew als Botschafter des Zaren und Brautwerber in Krakau ein. Er, dem noch die alte Devotion vor den Zaren in allen Gliedern lag, spielte unter den hochfahrenden polnischen Magnaten eine lächerliche Figur. Er weigerte sich, sich den Verlobungsring an den Finger stecken zu lassen, tat ihn vielmehr unter dem Gelächter der

standesgemäße Gemächer für sie hergerichtet waren und wo der Sohn sie täglich besuchte.

Der neue Zar, der sich am 30. Juli krönen ließ, erregte in der Duma durch seine Klugheit die Bewunderung der Bojaren und wurde durch sein leutseliges Wesen in weiten Kreisen volkstümlich. Die von Boris verbannten Romanows und ihre Verwandten wurden nach Moskau zurückgerufen und sehr geehrt. Feodor-Philaret Romanow wurde Metropolit von Rostow. Patriarch wurde ein Grieche Ignatius. Den Anhängern des Alten wurde Demetrius aber bald verdächtig. Es war doch unerhört, daß ein rechtgläubiger Zar, statt sich von zwei Bojaren in den Sattel heben zu lassen, sich kurzer Hand selbst in diesen schwang; daß jedermann zu ihm Zutritt hatte; daß er ohne jede Begleitung sich öffentlich zeigte und mit Vorliebe die Werkstätten der Ausländer besuchte. Es erregte bei ihnen den größten Anstoß, daß er sich eine aus dreihundert prächtig uniformierten Ausländern bestehende Leibgarde schuf und diese statt der Strelitzen den inneren Dienst im Kreml verrichten ließ. Konnte ein solcher Mann wirklich ein Sohn Iwans des Schrecklichen sein?

Ganz besonders empfand man so im Kreise der Kaufleute, die im alten Rußland immer sehr konservativ waren. Nun wissen wir schon, daß die Familie der Fürsten Schuiski von alters her mit dieser Welt

Polen in ein seidenes Tüchlein und bewahrte ihn so auf. Er war auch nicht dazu zu bewegen, die Hand der Zarenbraut zu berühren.

Demetrius hatte der Braut prachtvolle Goldgeschenke geschickt und auch den unersättlichen künftigen Schwiegervater reichlich bedacht. Der polnische Adel versprach sich daher in Moskau herrliche Tage, und wer irgend Beziehungen zu den Mnischeks oder Wischnewetzkis herstellen konnte, schloß sich ihnen an. Demetrius veranlaßte seinerseits wieder Juweliere und andere mit Luxusgegenständen handelnde Kaufleute aus Polen und Deutschland nach Moskau zu kommen und dadurch die Pracht der Hochzeitstage zu erhöhen.

Am 3. Mai hielt Marina unter Entfaltung größten Glanzes ihren feierlichen Einzug in Moskau.

Sie wohnte zunächst bei der Zarin-Mutter im Himmelfahrtskloster, die polnischen Edelleute wurden in über die ganze Stadt zerstreuten Quartieren untergebracht. Demetrius selbst befand sich in einem Rausch des Entzückens und handelte unglaublich leichtsinnig. Um die Braut zu zerstreuen, schickte er ihr Musikanten ins Kloster — was nach russischen Begriffen einer Tempelschändung gleichkam — und mit Verletzung aller kirchlichen Sitte setzte er die Trauung auf den 8. Mai fest, obgleich der folgende Tag ein Fasttag war.

Die Trauung, der die Krönung Marinas vorausging, wurde in russischer Tracht und nach dem Zeremoniell der griechischen Kirche vollzogen, aber ein Teil der russischen Geistlichkeit vermißte zornig den Übertritt der Zarin und war empört darüber, daß ein katholischer Priester in der Himmelfahrtskathedrale eine lateinische Rede halten durfte. Auch weiteren Kreisen erschien es im höchsten Grade unschicklich, daß der Zar und die Zarin tanzten. Das waren die Russen an ihren Zaren, die stets die strengste, würdevollste Etikette bewahrten, nicht gewohnt.

Demetrius aber ließ, nun die Hochzeit vorüber war, alle Rücksicht auf seine Untertanen fahren und war nur darauf bedacht, seine junge Frau und seine polnischen Gäste zu unterhalten. Diese letzteren gerieten ihrerseits so in das Jubeln hinein, daß sie ihrem Leichtsinn und der Verachtung, die sie gegen die Russen empfanden, freie Bahn gaben. Sie rissen die Frauen russischer Edelleute auf offener Straße aus den Wagen und trieben trunkenen Sinnes jeden Unfug.

Unter diesen Umständen wurde es Wassili Schuiski nicht schwer, eine neue Verschwörung anzuzetteln. Da nicht daran zu denken war, das Volk direkt gegen den Zaren zu führen — dazu wären die Russen nicht zu bewegen gewesen, auch wenn das Volk Demetrius wirklich gehaßt hätte, was nicht der Fall war —, beschloß man, die Bürger zum Schutz des Zaren gegen die Polen aufzurufen, die ihm angeblich ans Leben wollten. Erst wenn der Zar im Tumult ermordet worden war, sollte es darüber aufgeklärt werden, daß dieser ein Betrüger gewesen sei.

So vorsichtig die Verschworenen auch verfuhren, so wurde es doch ruchbar, daß etwas gegen Demetrius im Werk war. Mnischek wurde unruhig, Peter Basmanow warnte eindringlich, Herren von der ausländischen Leibwache teilten dem Zaren ihre Besorgnisse mit. Aber Demetrius erklärte kurzerhand, er verbitte sich alle solche Denunziationen. Eine Art Größenwahn hatte ihn ergriffen. Noch unmittelbar vor der Hochzeit hatte er mit den Gesandten des polnischen Königs Händel wegen seines Titels angefangen, bald nach ihr wollte er gegen die Türken ziehen als ein zweiter Alexander der Große. Schon war das allgemeine Aufgebot ergangen, bei Jelez sollte sich das Heer sammeln.

Am 16. Mai fand in dem neuen



Ein Moskauer Strelitze.
(Nach den Zeichnungen zu dem Werk des Baron Meyerberg.)

Schloß, das Demetrius sich gegen den Fluß Moskwa hin hatte erbauen lassen, wieder ein großes Fest statt. Man tanzte bis tief in die Nacht hinein.

Schuiski, der in dieser Nacht den Schlag führen wollte, verfügte nur über ein paar hundert Anhänger, es wurde ihm aber möglich, von den hundert Mann der ausländischen Leibgarde, die im Schloß die innere Wache hatten, siebzig fortzuschicken.

Im Morgengrauen entließen die Verschworenen die Verbrecher aus den Kerkern Tatischtschew stieß Basmanow nieder. Da ergriff Demetrius die Flucht und suchte auf den Hof zu gelangen, auf dem sich eine Wache der Strelitzen befand. Man hatte aus Anlaß einer Illumination, die am Abend stattfinden sollte, das Schloß von dieser Seite mit einem Gerüst umgeben, und Demetrius wollte sich an diesem herabgleiten lassen. Er griff aber fehl und stürzte zehn Meter tief herab auf den Boden, wo er mit verrenktem Bein und zerschlagenem Kopf besinnungslos liegen blieb.



Das Grab Boris Godunows, seiner Gemahlin, seines Sohnes und seiner Tochter in der Sergiewschen Lawra. (Nach einer Photographie.)

und bewaffneten sie. Plötzlich läuteten alle Kirchenglocken, und das erschreckte Volk lief auf dem Roten Platz zusammen. „Helft, die Polen wollen den Zar ermorden!" riefen ihm hier die Verschworenen zu. Dann ritten sie in den Kreml, Schuiski voran, in der Rechten das Schwert, in der Linken ein Kreuz.

Die dreißig Leibwachen, die überdies nur mit Hellebarden bewaffnet waren, wurden leicht überwältigt. Demetrius, der anfangs glaubte, es brenne, trat zugleich mit Basmanow, der ihn zu decken bemüht war, den Eindringenden entgegen, aber der Bojar

Die Strelitzen brachten ihn ins Leben zurück, und er versprach ihnen die größten Belohnungen, wenn sie ihn retteten. Sie waren auch anfangs dazu bereit, ihn zu verteidigen, übergaben ihn aber schließlich doch den Verschworenen, als diese ihnen mit dem Untergang ihrer Frauen und Kinder drohten. Man brachte den Unglücklichen wieder ins Schloß und verlangte, er solle bekennen, daß er ein Betrüger sei. Er blieb aber dabei, er sei Iwans Sohn, auch als ihm gesagt wurde, die Witwe Iwans habe ihn eben verleugnet. Schließ-



Die Ssergiewsche Lawra. Das berühmteste Kloster des nordöstlichen Rußlands. (Es liegt etwa 60 km von Moskau.)

lich erschossen ihn ein Walujew und ein WoJeikow. Man schleifte nun die Leiche vor das Himmelfahrtskloster, das neben dem Schloß lag und zwang die Zarin-Witwe ans Fenster zu kommen und auszusagen, der Tote sei nicht ihr Sohn gewesen.

Drei Tage lang trieb der Moskauer Pöbel auf dem Roten Platz Unfug mit dem Leichnam. Hierauf warf man ihn in eine Grube, die als Morgue diente. Dann aber holte man die Leiche wieder heraus, verbrannte sie, lud die Asche in eine Kanone und feuerte diese ab.

Unterdessen war unter den Polen ein furchtbares Blutbad angerichtet worden. Marina, Muischek und die königlichen Gesandten hatten die Verschworenen aber geschützt und hielten sie als Geißeln gefangen.

Wassili Schuiski schmiedete das Eisen, so lange es heiß war, und ließ sich am zweiten Tage nach der Ermordung von Demetrius zum Zaren wählen.

Es darf nicht bezweifelt werden, daß Demetrius sich sein ganzes Leben lang und bis zum letzten Augenblick für den Sohn Iwans des Schrecklichen hielt. Sein ganzes Verhalten beweist es. Er erscheint durchaus als eine offene Natur, als gutherzig, für seine Zeit unerhört tolerant, leichtlebig, phantastisch und tapfer. Überzeugt von der Überlegenheit der abendländischen Kultur hat er durchaus die Absicht, seinen Russen zu nützen, indem er sie zwingt, sie anzunehmen. Die so ganz an den jungen Peter erinnernde Rücksichtslosigkeit, mit der er hierin vorgeht, ist nur durch ein gutes Gewissen zu erklären. Auch der einfältigste Betrüger hätte unmöglich so handeln können. War ein solcher so klug wie Demetrius, so mußte er ängstlich bemüht sein, möglichst in die Fußstapfen seiner angeblichen Vorfahren zu treten, jedes nationale Ärgernis zu vermeiden. Vor den entscheidenden Schlachten gegen das Heer von Boris rief Demetrius überdies frei und öffentlich Gott an, ihm nur zum Siege zu verhelfen, wenn seine Sache die gerechte sei. Nur wenn er sie auch dafür hielt, konnte dieser Mann so handeln.

Wie aber hat man es sich zu denken, daß Demetrius sich für den Sohn Iwans halten konnte, ohne es zu sein? Vielleicht so, daß der Popensohn zufällig die Merkmale des Prinzen an sich trug und daß der Arzt Simon, der ihn nach der Uglitscher Katastrophe mit sich nahm, ihm sagte, man habe ihn, den Prinzen, schon vor Jahren aus Besorgnis vor den Umtrieben Godunows mit dem Popensohn ausgetauscht. Dann konnte er sich auch in allen Wechselfällen des Flüchtlingslebens für den Prinzen halten.

Er war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht der Prinz. Es ist nicht anzunehmen, daß man der Untersuchungskommission unter Schuiski einen falschen Prinzen unterschieben konnte. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die beiden anderen Boris sehr ergebenen Mitglieder der Kommission Schuiski gestattet haben würden, verräterischerweise ein untergeschobenes Kind als Prinzen zu bestatten, selbst wenn er das gewollt hätte. Nach der Aussage von einwandfreien Zeugen, die zur Umgebung des Prinzen gehörten, hatte dieser ferner schwarzes Haar und eine sehr dunkle Hautfarbe, glich also dem Prätendenten gar nicht. Peter Basmanow, der den Prinzen doch gewiß auch gekannt hatte, vertraute einmal, während Demetrius schon regierte, einem Ausländer an, er wäre nicht der Prinz. Dasselbe bezeugten eine Frau von Tiesenhausen, die während der Katastrophe am Uglitscher Hof gelebt hatte, und andere Leute, die versicherten, den Prinzen gesehen zu haben. Und dann: als Demetrius Zar geworden war, wollte er die Leiche des Opfers von Uglitsch ausgraben und anderweitig bestatten lassen. Da beschwor ihn die Zarin-Mutter so lange, es zu lassen, bis er ihr nachgab. Dieser Zug ist doch sehr wichtig.

Ob die Nagois und ihre Verwandten behilflich waren, einen Prätendenten erziehen zu lassen, oder ob der Arzt Simon auf seine eigene Rechnung den kleinen Popensohn zum Rächer des ermordeten Prinzen heranbildete, wird sich wohl nie mehr ermitteln lassen. Die letztere Annahme würde es jedenfalls am natürlichsten erklären, warum sich, trotz aller Nachforschungen, nicht ermitteln ließ, wer der geheimnisvolle Mann war. Es gab dann keine Mitwisser, und Simon nahm sein Geheimnis mit ins Grab.



Siegfried im Kampf mit Brünhilde. Skulptur von K. W. von Glümer-Berlin.



Hariri.

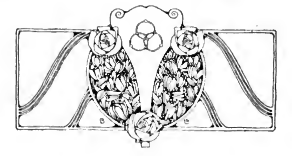
Von

Albert Roderich.

Von Hariri, dem arabischen Sänger,
Dem Grillenverdränger,
Dem Frohsinnempfänger,
Dessen Scherz es gelungen,
Daß er ins Herz sich gesungen
Den Alten und Jungen,
Von Hariri, der im Narrengewand
Aus der Torheit Weisheit zu scharren verstand,
Von Hariri will ich, Euren Dank zu erringen,
Einen Schwank Euch bringen.
Nach den Geschichten
Und Berichten,
Die alte Legenden
Uns spenden,
Liebte Hariri zu reisen und wandern,
Um kennen zu lernen die Weisen der andern,
Um zu erweitern seine Erfahrung
Und sich zu erheitern an der Menschen Gebarung.
So kam er einst, vom Wandern matt
Von einer zur andern Stadt,
Im Lande Jemen
In eine Herberg, dort Rast zu nehmen.
Dort traf er Männer und Frauen viele,
Die waren beim Tanz zu schauen und Spiele.
Hariri aber, unerkannt,
Hat zur Seite sich gewandt
Still und leise,
Sich zu laben an Trank und Speise.
Da plötzlich fuhr er empor
Und spitzte sein Ohr;
Ja, er mußte es wieder hören,
Sie sangen seine Lieder in Chören.
„Kommt doch, ihr Stunden, ihr luftigen, losen,
Daß unser Leben die Freude gewinnt;
Allah schuf uns die duftigen Rosen,
Allah will, daß wir fröhlich sind." —
Als zu Ende war der Gesang,
Ei, wie es da klang
Von Jubel und Begeisterung,
Und ein Mädchen, schön und jung,
Beugte sein Antlitz nieder
Auf die Rosen im Mieder:
„Diesen Kuß dem Sänger der Lieder,
Der das Herz uns erfreut und erhebt,
Der die Sinne erneut und belebt,
Der uns bittere Stunden so gerne versüßt,
Hariri, sei in der Ferne gegrüßt!"
Und Antwort alle im Kreise geben:
„Lang möge der Dichter, der weise, leben!"
Und Hariri sah freudig bewegt,
Daß ihm so viel Liebe entgegenschlägt.
Aber schnell verging ihm der Gedanke
Vor seiner Lust am Schwanke,
Und es ließ sein Vergnügen am Selbstverspotten
All seine Schelmengeister zusammen sich rotten.
Und der Dichter hat
Sich erhoben und trat
In der Begeisterten Runde
Und sprach in Bewegung, scheinbar
Mit der Erregung vereinbar,
Als käm's aus vom Ernst bemeisterten Munde:
„Erlaubt, liebe Leute,
Daß ich Euch bedeute:
Ihr seid eines Irrtums Beute.
Hättet Ihr jemals Hariri gesehn,
So würde Euch die Begeist'rung vergehn.
Er ist ein alter Schlemmer,
Ein Wolf im Pelz der Lämmer;
Seine lockere Dichtung
Verdient die Vernichtung,
Und ist ihm wirklich mal eine gelungen,
So hat er dem Weine sie abgerungen."
Nun konnte er aber nicht weiter sprechen.
„Schlagt ihn nieder, den Frechen!
Hört ihn nicht länger,
Er beschimpft unsern Sänger!"
Und sie nahmen
Den vermeintlich Infamen



In ihre Mitte,
Gaben ihm Püffe und Tritte
Und schalten und schrien:
„Prügelt ihn!"
Und Hariri, vom Schmerz bezwungen,
Doch voll Vergnügen, daß sein Scherz gelungen,
Stieß unter Lachen und unter Jammern
Die Menschen von sich, die ihn umklammern,
Und rief keuchend: „Quält mich nicht länger,
Ich bin selber Hariri, der Sänger."
Da waren alle, die das gehört,
Erst recht empört.
„Er lügt, er betrügt!"
Doch eh' es ihn wieder zu fassen gelungen,
War Hariri auf den Tisch gesprungen
Und rief in die empörte Menge:
„Hört meine neuesten Gesänge!
Seid still, Ihr Leute,
Ich will, Ihr Leute,
Obgleich Ihr mich fast krank geschlagen,
Doch meinen Dank Euch sagen,
Denn Ihr rieft in die Erscheinung
Mir eine neue Meinung,
Die wohl kein Weisheitsgeklügel gibt:
Daß es auch angenehme Prügel gibt.
Ihr Freundesgemeinde,
Ihr lieben Feinde,
Ihr habt mir zerbläut den Rücken,
Doch mein Herz erfreut zum Entzücken,
Denn Ihr habt mir hineingeschrieben,
Daß die Menschen mich lieben.
Mag wer als Toren
Mich geben verloren,
Oder als Weisen
Mich preisen:
Toren und Weise
Auf der irdischen Reise
Mit ihrem letzten Atemzuge
Sind sie verweht,
Wie ein Seufzer vergeht
Im Windesfluge.
Aber mich hat Allah begnadet,
Und wenn er einst mich zu sich ladet,
So wird im Erdentreiben, dem niedern,
Ein Hauch von mir bleiben in meinen Liedern.
Das habt Ihr mir mit Schlägen bewiesen,
Seid deswegen gepriesen!
Dir nun, Dir Schönen,
Mit den Rosen am Mieder,
Dir soll eins ertönen
Meiner losen Lieder.
Du Liebliche, Süße
Hab' Dank für die Grüße,
Die Du mir in die Ferne gesandt,
Aber eins sei Dir gerne bekannt:
Seltsam hat sich die Liebe benommen,
Die Du übest zu meiner Qual,
Da ich selber die Hiebe bekommen,
Und Deinen Kuß mir die Nase stahl!"
Als nun Hariri so geendet,
Hat alles sich zu ihm gewendet
Und ihm Beifall gespendet,
Und als er sich herabgeschwungen
Von seinem Rednergerüst,
Da hat die Schöne ihn zärtlich umschlungen
Und hat ihn geküßt.



Eine Heirat.

Von

Marie Scotta.

(Abdruck verboten.)

Er sah sie zuerst auf der Piazza di Spagna an einem Februarnachmittag, als die Immacolata gegen einen blendenden Himmel gleißte und man die Spanische Treppe durch die blühenden Mandelzweige wie durch einen rosa Schleier sah. Die andern Blumenverkäufer priesen ihre Ware an, gestikulierten, hielten den Vorübergehenden große Büschel gelber Narzissen und dunkelblauer Iris entgegen. Sie stand ganz still an der Barcaccia, so daß ihre Gestalt einen Schatten in das Wasser warf, hielt ihre Veilchen in der Hand, und manchmal, wenn jemand sie anschaute, ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Dann kauften die Leute.

Gerhard von Schelling blieb stehen und betrachtete anscheinend die Fontäne. In Wirklichkeit betrachtete er das Mädchen.

Ihr ovales Gesicht war blaß, die Haare lagen in weichen Wellen um die breite, niedere Stirn, die Brauen zeichneten sich dunkel über den goldbraunen Augen. Der Mund war gerade und sehr rot, die Oberlippe ein wenig geschweift. Die Gestalt war von vollendeter Schönheit.

Um das Marmorbecken herum spielten und lachten einige Modelle — zwei Mädchen mit lang herabhängenden Korallenohrringen, die sich mit Mandarinen warfen, und ein Junge in roten Samthosen und verblichener, weit offener grüner Samtjacke, mit nackten Füßen und dem grünlichen Kalabreser auf dem schwarzen Kopf.

Ein Maler kam herbei und musterte die Mädchen. Sie kannten ihn und boten sich ihm eilig an. Er lachte.

„La Chiara?" sagte er. „Und Angiolina? Nein — danke!"

Dann sah er die Veilchenverkäuferin. Seine Augen wurden groß — er pfiff leise und gedehnt und trat rasch auf sie zu.

Sie griff in ihren Korb und wollte ihm einen Strauß aussuchen.

„Nein, nein!" sagte er. „Modell?"

Sie richtete sich unwillkürlich in die Höhe und schüttelte den Kopf.

„Kostümiert!" sagte er.

„Nein," sagte sie ruhig.

Er biß sich ärgerlich auf die Lippen, dann fing er an, in sie zu dringen.

Sie sagte noch einmal ihr ruhiges Nein; endlich wandte sie sich um und wollte ihren Platz verlassen. Der Maler warf ihr eine häßliche Bemerkung nach. Gerhard stieg das Blut zu Kopf — er streckte die Hand aus, als sie vorüberkam.

Sie blieb stehen und griff wieder in ihren Korb; ihre Züge erheiterten sich.

Die große, schlanke, etwas gebückte Gestalt des Deutschen, das blonde, häßliche, vornehme Gesicht flößten ihr offenbar Vertrauen ein. Er kaufte ihr den ganzen Korb voll ab. Sie sah einem der musizierenden Engel in der Sakristei von Sankt Peter ähnlich. —

„Vielen Dank!" sagte sie mit warmer Dankbarkeit in der Stimme.

Dann ging sie rasch mit elastischen Schritten der Via de' Due Macelli zu.

Er kam in den nächsten Tagen öfters nach der Piazza di Spagna, aber sie kam nicht wieder.

Einige Wochen später ging er die Via Nomentana entlang — an störend neuen Häusern vorüber, an dem weißen Gittertor und dem frühlingsgrünen Garten der Villa Torlonia und dem grauen viereckigen Turm von S. Agnese vorbei — immer weiter, bis er das letzte Haus ein Stück hinter sich gelassen. Aufatmend blieb er stehen und schaute um sich. Nach rechts sah er die zart getönte Campagna unter einem weichgrauen Himmel, der durch einen rosa Streifen in die blauschimmernde Sabina überging — nach links sah er in die Augen der Veilchenverkäuferin, die in einem kleinen Häuschen über der Straße drüben im offenen Fenster saß und ihn gerade anschaute.

Ein rasches Fühlen erfaßte ihn, das zu deuten er sich nicht die Zeit nahm. Er trat ans Fenster und bat sie um ein Glas Wasser. Sie legte die Näharbeit fort und trat nach einer Minute mit dem frischen Trunk zu ihm heraus. Er trank langsam, und dazwischen sprach er mit ihr.

Sie wohne hier mit ihrer Mutter, sagte

sie, und nähe für Herrschaften in der Via Nomentana — sie komme selten weiter in die Stadt hinein, als bis zur Porta Pia. Nur neulich habe sie eine wehe Hand gehabt, und da habe eine Bekannte ihr geraten, Blumen zu verkaufen. Aber es habe ihr gar nicht gefallen, und seit der Signor so freundlich gewesen, ihr alles abzunehmen, sei sie nicht wieder dort gewesen.

Dann schwiegen sie und sahen hinüber auf die Campagnafelder, in denen Scharen weißer, breitstirniger Ochsen arbeiteten, und hörten eine Drehorgel aus der einsamen Osteria am Anio herüberschallen.

Als Gerhard am Abend in das Hotel de Rome zurückkam, traf er am Eingang mit zwei Damen zusammen, von denen die eine stehen blieb.

„Herr von Schelling," sagte sie in erfreutem Ton. „Das ist ja eine Überraschung."

„Eine sehr angenehme, Baronin," sagte er. „Seit wann sind Sie in Rom?"

„Seit gestern. Sie sehen, ich habe mein Nomadendasein noch nicht aufgegeben. Und Sie?"

„Ich denke daran, in Italien Anker zu werfen," sagte Gerhard. „Vielleicht. Aber Sie wissen, ich lebe immer von einem Tag zum andern."

„Und was treiben Sie eben?"

„Das alte Durcheinander — lauter interessante Dinge: Geschichte der Völker, der Sprachen, der Kulturen — was mir in den Weg kommt. Und die Menschen selbst, die mir begegnen." —

Später saß Gerhard am Monte Pincio, sah die Frühlingsnacht über die Türme, Kuppeln, Säulen und Obelisken von Rom hereinbrechen und dachte.

Er war einmal mit der Baronin von Genua nach New York gefahren, und unterwegs hatten sie Psychologie und allerhand Lebensweisheit getrieben.

Er hatte behauptet, daß eine Ehe nur dann wahr, rein und glückbringend sein könne, wenn zwischen Mann und Frau die engste Geistesverwandtschaft bestände — sie tatsächlich eins seien in Grundrichtungen, Gedanken, Ansichten, Interessen.

Sie hatte ihn ausgelacht und behauptet, daß es das nicht gäbe.

Dann verzichte er überhaupt, hatte er gesagt.

Ein Jahr später hatte er geglaubt, jenes Glück in Händen zu halten und seine Theorie in die Tat umsetzen zu können.

Bah — er mußte eingestehen, daß die Baronin recht gehabt. Das gab es nicht.

Und er hatte verzichtet.

Jetzt dachte er an ein Mädchen von der Via Nomentana, das ein Madonnengesicht hatte und wahrscheinlich nicht schreiben konnte.

Er lachte ironisch über sich selbst. Aber ohne jegliche Bitterkeit — die war längst vorbei. — Er ging noch oft den einsamen Weg an S. Agnese vorüber — stand noch oft mit ihr und schaute in den Zauber der Campagna. Nach vier Wochen fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle.

Er hätte keiner Fürstin mit mehr Ehrfurcht entgegenkommen können.

Maddalena wurde sehr blaß und antwortete nicht. Sie hatte geglaubt, er komme, um das italienische Volk zu studieren. Daß sie ihn liebte, wußte sie als etwas Selbstverständliches. Daß er ihr nie Etwas sein würde, war ihr ebenso selbstverständlich gewesen. Sie hatte die Tatsache schweigend angenommen.

Nun er sie zum Weibe begehrte, verstand sie ihn nicht. Sie wußte nicht, warum.

Aber er verstand sie.

„Ja," sagte er auf ihre unausgesprochene Frage, „ich brauche Dich — ich brauche Ruhe und Reinheit und Schönheit und Einfachheit. Das alles sollst Du um mich schaffen — Du und keine andere."

Sie wurden in S. Agnese getraut — ganz still und einfach an einem frühen Maimorgen. Die Kirche schimmerte in weicher, rötlicher Farbenharmonie und dem Licht goldener Lampen — von den Wänden schauten weiße, lächelnde Heilige aus goldenem Glorienschein, und Maddalena betete in regungsloser Andacht.

Auch Gerhard betete — das erste Mal seit langen Jahren.

Sie fuhren noch am nämlichen Tage nach Frascati, wo Gerhard eine Villa gemietet hatte. Er ließ kultur- und sprachhistorische Nachforschungen in Rom zurück und machte sich an das Studium seiner Frau.

Es interessierte ihn außerordentlich.

Er studierte Maddalenas Einfachheit, die ihn geradezu verblüffte. Sie trug die neuen Kleider, die er ihr gekauft, mit derselben Anmut, mit der sie die italienische

Volkstracht getragen — sie wendete keinen Gedanken daran. Die Ungewohnheit ihrer Umgebung und der neuen Situation brachte sie nie in die geringste Verlegenheit — sie dachte nie an sich, und dieses Selbstvergessen umkleidete sie mit einer klaren Sicherheit.

„Ich schaue zu, wie Du es machst — dann mache ich es ebenso," sagte sie ruhig.

Sie begriff noch nicht, welch außergewöhnliches Ding er getan, indem er sie geheiratet hatte.

„Ich glaube beinahe, Rousseau hatte recht," sagte Gerhard und schaute aus dem Schatten seiner Eichen und dem Rauschen seiner Fontänen hinüber, wo die Hitze über Rom flimmerte, „Natur — Natur! Wenigstens eine Zeitlang."

Wenn er Maddalenas Gesicht sah, wünschte er sich, Maler zu sein, und wenn er ihre Bewegungen, ihre Linien sah, hätte er Bildhauer sein wollen.

Einmal begegnete er einem Bekannten, als er mit Maddalena am Nemisee herumstreifte. Die Vorstellung erfolgte.

„Ihre — Frau, Schelling?" fragte der andere erstaunt. „Ja, seit wann —?"

„Seit drei Monaten," sagte Gerhard. „Bitte, meine Frau versteht noch nicht deutsch."

Sie sprachen italienisch, und Gerhard wußte, daß Maddalenas Dialekt sie verraten würde. Auch ihre Hände trugen noch einige Spuren der früheren Arbeit.

„So," sagte er sich, als sie heimkehrten, „der Höhepunkt der Idylle ist erreicht. Nun geht es abwärts — ins tägliche Leben zurück."

Bald trafen Briefe ein — Kondolenzbriefe, Vorwurfsbriefe, Briefe mit gutem Rat.

Sie unterhielten ihn, und er fütterte damit seinen Papierkorb.

Eines Tages kam Hans Rhederer an — der einzige Mensch, den Gerhard je würdig gefunden hatte, sein Freund zu heißen.

„Ich war in der Schweiz," sagte Hans, „dort begegnete ich Deinem Vetter. Er erzählte mir, Du habest eine kolossale Dummheit gemacht — oder seiest irgendwie sehr fatal hängen geblieben — er schien selbst nicht genau zu wissen, was los sei. Nun — da packte ich auf und kam — ich dachte, Du brauchtest vielleicht jemand."

Gerhard lachte halb gerührt.

„Daß Du da bist, freut mich, alter Freund — jetzt überzeuge Dich selbst, was an der Sache ist."

Rhederer blieb. Es war Platz genug für ihn in den freskenbunten Zimmern, in dem blühenden, duftenden Garten, unter den mächtigen Eichen und Kastanien. Er schien die beiden nicht zu stören.

„Nun?" sagte Gerhard am Abend, ehe Rhederer abreisen mußte.

Sie saßen in Bambussesseln unter einer großen, breitwipfligen Pinie und sahen Maddalena nach, die durch die bunte Dämmerung dem Hause zuging. Ihr weißes Kleid leuchtete bisweilen auf in der Bewegung, und die roten Blumen, die sie im Vorübergehen streifte.

„Ja," sagte Hans nach einer kurzen Pause, „ich begreife Dich vollkommen. Das heißt, ich begreife, daß einer es tun konnte. Daß Du gerade es getan hast, ist freilich weniger verständlich."

„Wieso? Bitte, sage mir genau, was Du denkst."

„Man fragt sich bei Dir nach dem Motiv," sagte Rhederer ein wenig zögernd. „Die Frau als solche war Dir nie ein Bedürfnis —"

„Rechnest Du gar nicht mit der Liebe des Individuums?"

„Ja — aber Dein Leben, Deine Interessen bewegen sich ausschließlich in der intellektuellen Sphäre — und denkst Du noch an Deine früheren Theorien über die Ehe?"

„Theorien —" sagte Gerhard und blies zufrieden blaue Ringe in die Luft, „die Theorie ist grau, teurer Freund. Hast Du praktisch etwas an uns auszusetzen?"

„Nichts — bis jetzt. Aber Ihr werdet nicht immer in den Flitterwochen bleiben, Du wirst ins Leben zurückkehren —"

„Gewiß — zu zweien, statt allein — das ist der einzige Unterschied. Maddalenas Anwesenheit, die Atmosphäre, die sie um sich schafft, wird gerade das sein, was mein Leben zur Vollendung brauchte — ein Schmuck, eine Erweiterung, eine Schönheit —"

„Ja," sagte Hans, „und was wirst Du ihrem Leben sein?"

„Der Inhalt natürlich."

Gerhard sagte es mit dem ruhigen Vollton der Überzeugung. Rhederer schwieg. —

Im Herbst kehrten sie nach Rom zurück. Maddalena durfte ihrem natürlichen Schönheitssinn beim Einrichten einer kleinen Wohnung freien Lauf lassen.

Gerhard nahm seine früheren Beschäftigungen wieder auf. Er brachte halbe Tage in alten Leihbibliotheken zu — studierte — schrieb. Nach der Ruhe eines ganzen Sommers faßte ihn die Arbeit mit neuem Reize an — die Harmonie, die von Maddalena ausging, wirkte wohltuend auf seine Nerven — seine Spannkraft wuchs. Es war ihm, als habe er noch nie einen so großen Genuß an geistiger Tätigkeit gefunden.

Wollte er sich ausruhen, so kam er aus seinem Studierzimmer zu Maddalena herüber — aus seiner eigenen persönlichen Welt in die kleine Welt, die sie gemeinsam hatten. Er fand sie immer, denn sie hatte ja keine persönliche Welt, in der sie sich hätte verlieren können.

Meistens fand er sie arbeitend.

„Was machst Du eigentlich?" fragte er einmal.

„Ich nähe für Arme," sagte sie, „und für Kirchen."

„Den ganzen Tag?"

„Nicht den ganzen Tag, aber einen großen Teil davon. Ich muß doch eine Beschäftigung haben."

Sie sagte es wie das Feststellen einer Tatsache, ohne einen Schatten der Klage in der Stimme.

Der Gedanke ging Gerhard flüchtig durch den Kopf. ‚Ja — was hat sie eigentlich zu tun?'

Zwei gute Dienstboten besorgten den Haushalt, und wenn auch Maddalena denselben leitete, so konnte das ihren Tag nicht ausfüllen. Sie kannte niemand. Geistige Beschäftigung verstand sie nicht. Er hatte richtig geahnt — sie las und schrieb mit vieler Schwierigkeit. Der Gedanke, sie heranzubilden, war ihm nie gekommen. Das, was sie ihm sein sollte, war sie ihm, gerade durch ihre Einfachheit. Manchmal besuchte sie ihre Mutter, die von Gerhard erhalten wurde und mit der Wendung der Dinge sehr zufrieden war. Aber sie fühlte, daß es nicht oft sein konnte.

Einmal traf Gerhard einen Bekannten in der Vatikanischen Bibliothek.

„Ist es wahr, daß Sie ein verheirateter Mann sind?" fragte dieser.

Gerhard bejahte.

„Das weiß ja keiner Ihrer Freunde in Rom," sagte der andere, der viel älter war und Gerhard etwas väterlich behandelte.

„Nein. Muß man denn jedermann seine Familienverhältnisse klarlegen?"

„Das nicht. Aber wenn man es nicht der Mühe wert findet, die Existenz seiner Frau auch nur zu erwähnen, so läßt man der Phantasie seiner Bekannten einen weiten Spielraum."

Gerhard richtete sich stramm empor.

„Wollen Sie uns die Ehre Ihres Besuches schenken, Conte?" fragte er etwas hochmütig.

Der Conte kam und noch einer oder der andere von Gerhards Bekannten. Es waren Junggesellen — meist Wandervögel wie er, die sich zufällig in Rom getroffen hatten.

Sie sahen Maddalena nur bei den Mahlzeiten — sonst saßen sie in Gerhards Studierzimmer, rauchten und trieben ihre Liebhabereien.

Durch diesen Umgang in seinem eigenen Heim mit Menschen von gleichen Interessen vertiefte sich Gerhard noch mehr in seine augenblickliche Arbeit, und im Laufe des Winters gab es Tage, an denen Maddalena ihn kaum bei Tische sah.

„Laß einmal hören, wie es bei Euch steht und geht," schrieb Hans Rhederer. „Ihr seid ja ganz verschollen?"

„Es geht uns vortrefflich," antwortete Gerhard, „komm und überzeuge Dich selbst, wie Du es schon einmal getan hast. Ich habe einen sehr interessanten anregenden Winter gehabt — wahrhaftig, ich glaube, meine Wanderjahre sind vorüber, und Rom wird der Schauplatz meines übrigen Lebens sein. Ich habe eine größere Arbeit vor und freue mich darauf. Das Leben ist mir lieb, Hans — es ist voll und reich.

„Maddalena — was soll ich Dir von ihr sagen? Sie ist wie die Luft, die man einatmet — man denkt nicht über sie nach und wäre doch so unglücklich, wenn man sie nicht hätte."

Die rosa Mandelzweige wurden wieder zum Verkauf ausgeboten auf der Spanischen Treppe, als Maddalena ausging und zarte, feine Leinwand kaufte. Sie verfertigte ein kleines Hemdchen daraus mit Spitzen und himmelblauem Band, und als es fertig war, zeigte sie es Gerhard.

Er nahm sie in die Arme, und sie weinte vor lauter Glück.

Von jetzt an fand er sie oft mit Lesen beschäftigt. „Ratgeber für junge Mütter"

hieß das Buch, über dem sie mit heißem Kopfe saß, jedes Wort mit dem Finger verfolgend und die schweren Worte buchstabierend.

„Ich verstehe ja gar nichts von kleinen Kindern," sagte sie und sah mit sonnigen Augen zu ihm auf, „ich muß soviel lernen —"

Im Mai zogen sie wieder nach Frascati.

„Wenn wir zurückkommen —" sagte Maddalena.

Sie dachte an die Last, die sie mitbringen würde — lief in den Zimmern herum und malte sich aus, wie kleine Füßchen darin herumtrippeln würden und die Sonne auf einen kleinen Kopf scheinen — einen blonden Kopf natürlich wie Gerhard.

Er ließ auch diesmal wieder seine Arbeit zurück. Sie würde ihn zu sehr in Anspruch nehmen, und er wollte jetzt Maddalena gehören.

Eine Rührung überkam ihn oft, wenn er sie sah, und ein Erstaunen. Die ganze Sache erschien ihm so wunderbar. Der Gedanke an eine Familie hatte ihm immer fern gelegen — selbst als er Maddalena geheiratet. Er hatte sie einfach haben wollen um ihrer Schönheit, ihrer Reinheit willen.

Er saß bei ihr, wenn sie arbeitete, und beobachtete mit Interesse jedes kleine Kleidungsstück, das aus ihren geschickten Fingern hervorging. Sie überlegten zusammen, ob diese oder jene Spitze besser aussehen würde. Gerhard fand die weißen wollenen Schuhchen, die auf dem Tische vor ihr standen, zu klein. Dagegen hatten die kleinen Jäckchen, die aussahen wie aus Filigran, seine höchste Anerkennung.

Sie waren selbst wie zwei Kinder, und wenn Maddalena allein war, sang sie.

Manchmal ging sie fort. Dann wußte Gerhard, wo er sie finden würde. Sie saß dann in dem dunkeln Dom di S. Pietro und dachte nach. Oder sie kniete am Gitter einer Seitenkapelle und betete.

„Es ist eine so große Verantwortung," sagte sie, und ihre Augen wurden tief — „unser Kind soll so schön und rein sein vor dem lieben Gott —"

Es war an einem heißen Herbstmorgen, als Gerhard in ratloser Angst und Spannung vor Maddalenas Schlafzimmertür auf und ab lief. Drinnen waren Arzt und Wärterin beschäftigt. Der Sirokko kam zu allen Fenstern herein und nahm ihm den Atem. Er ärgerte sich über die roten Granatblüten, die ihm entgegenflammten, so oft er am Fenster vorbeikam.

In der Straße spielte ein Leierkasten Rossinische Melodien. Mitten in seiner Angst summte Gerhard mit — ärgerte sich, daß er es tat — und tat es wieder.

Wenn es nur endlich vorüber wäre — er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Schritte drinnen und im anstoßenden Kinderzimmer.

Dann öffnete sich eine Tür. Der Arzt winkte. Gerhard ging jetzt auf einmal langsam — die Angst packte ihn noch fester.

Auf dem Wickeltisch lag ein weißes Bündel.

„Meine Frau?" sagte Gerhard atemlos.

„Gut bis jetzt — aber —"

Unwillkürlich sah der Arzt nach dem Bündel.

„Ist das dort — das Kind?" fragte Gerhard halb ehrfurchtsvoll.

„Ja — aber — es ist tot, Signor."

„Ihre Frau verlangt nach Ihnen," sagte der Arzt eine Stunde später.

„Ich — ich k a n n nicht," sagte Gerhard, „d a s kann ich nicht —"

Aber er hörte Maddalenas schwache Stimme, die ihn rief. Sie lag da, so blaß und still und selig und hielt ihm die Hand hin. Etwas würgte ihm die Kehle zu.

„Darf ich es jetzt sehen, Gerhard?" fragte sie, und ihr glücklicher Mund bebte.

„Noch nicht," sagte er, und die Worte wollten nicht über seine trockenen Lippen kommen.

„Es ist ein Junge, das weißt Du? Die Wärterin hat es mir gesagt —"

Er antwortete nicht.

Sie schloß die Augen, und ein Lächeln verbreitete sich über ihr ganzes Gesicht.

„Ich habe es noch gar nicht schreien hören," sagte sie plötzlich. „Schreien kleine Kinder nicht gewöhnlich, wenn sie zur Welt kommen?"

„Ich glaube wohl — gewöhnlich," sagte er erstickt.

„Hast Du es gesehen, Gerhard?"

„Ja — —"

Sie wandte den Kopf und sah ihn voll an — ihre Augen wurden forschend.

„Ist es schön?" fragte sie langsam. „Groß? Blond?"

„Ich — ich weiß nicht — Du sollst nicht soviel reden, Maddalena."

„Gerhard," sagte sie nach einer ganz kurzen, schweren Pause, „ist es — verkrüppelt — oder sonst —?"

„Es ist nicht verkrüppelt," sagte er rasch.

„Gott sei Dank! Aber warum freust Du Dich dann nicht?"

Ein leiser Vorwurf schlich in ihre Stimme.

„Laß es mir bringen, Gerhard — bitte," sagte sie flehend.

„Ich kann nicht — ich kann ja nicht —"

„Aber wann —? In einer Stunde?"

„Nein," sagte er und biß die Zähne auseinander — es mußte ja sein — „auch in einer Stunde nicht. Dir geht es gut, Maddalena — aber das Kind —"

„Es ist tot," setzte er leise hinzu und schloß unwillkürlich die Augen.

Die Hand, welche er in der seinen hielt, krallte sich in sein Fleisch. Maddalena stöhnte. Dann lag sie ganz still.

Hätte sie nur geweint — gejammert — Er hob den Kopf und sah sie an. Ihre Augen schauten ihm groß entgegen und verwirrten sich, während sie schauten.

„Tot?" sagte sie. „Haben wir dann kein kleines Kind, Gerhard — überhaupt gar kein kleines, süßes Kind —?"

„Nein —" seine Stimme brach — „gar keines" — — — — — — — — —

„Gerhard," sagte sie, als er am Abend des nächsten Tages bei ihr eintrat, „erzähle mir ganz genau, wo Ihr es hingelegt habt — ich kenne ja den Campo Santo —"

„Unter die große Zypressengruppe links —"

„Wo früh alles golden ist und rosig von der ersten Sonne," sagte sie, — „ich weiß — Ich habe auch Zypressen gern."

Sie lag ein wenig aufgerichtet von den Kissen und konnte zum Fenster hinaussehen. Die Berge glühten in violettrotem Gold — in den Fenstern eines weißen Klosters auf der Höhe bei Grotta-Ferrata flimmerte die untergehende Sonne. Im Tal wurde es schon dunkel.

„Wie der Springbrunnen im Garten rauscht," sagte Maddalena, „und das Heliotrop duftet —"

Gerhard fühlte, daß sie etwas ganz anderes hatte sagen wollen.

„Wenn Du nach Rom zurückgehst," fing sie vorsichtig, zögernd an —

„Wir können hier bleiben, solange Du willst," sagte er, „den ganzen Winter —"

„Ich glaube, ich werde überhaupt nicht mehr zurückgehen — ich werde —"

Sie suchte nach einem Worte.

Er hatte sich jäh emporgerichtet. Sie tastete nach seinen Händen.

„Erschrick' nicht," sagte sie zärtlich, „Du hast solange ohne mich gelebt —"

„Der Arzt sagt, Du littest nur an den natürlichen Folgen der Aufregung —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, daß ich sterben werde," sagte sie ruhig. „Und — es ist auch besser."

„Besser!" stöhnte er auf. „Warst Du nicht glücklich? Und weißt Du nicht, daß Du mir unendlich viel gewesen bist?"

Draußen zog eine Schar von Burschen und Mädchen vorüber. Sie kamen von der Weinlese. Einer spielte die Mandoline. Eine Saltarella klang übermütig durch das Rauschen des Wassers.

„Ja," sagte sie, zog seine Hände empor und schmiegte ihr weißes Gesicht daran, „ich war glücklich. Aber — siehst Du — ich hatte mir eine Ehe doch anders gedacht — ganz, ganz anders. Ich weiß ja nichts und habe nie etwas gewußt — also auch das nicht, aber ich hatte es mir anders gedacht. Voller —"

„Habe ich Dein Leben nicht füllen können?" fragte er bitter.

„Nein," sagte sie halb bittend, als müsse sie sich entschuldigen, „Du hast mich genommen, aber Du hast mir nichts von Dir gegeben — Du konntest ja nicht, das weiß ich. Ich danke Dir ja doch für soviel — soviel —"

Sie küßte seine Hand, die eiskalt war in der Schwüle des Herbstabends —

Sie sprachen nicht. Draußen wurde es hell —

„Eine Mondnacht," sagte Maddalena, „eine blaue, große, stille Mondnacht —"

Sie dachte an die Zypressengruppe im Campo Santo und an den weiten Himmel und an Gott —

— — — — — — — — —

Gerhard von Schelling kam aus dem Reisebureau in der Via Condotti. Die Baronin ging vorüber.

„Nun?" fragte sie und blieb stehen, „wollen Sie den Anker wieder lichten?"

„Ja," sagte er, und seine Stimme klang müde, „er ist zerbrochen — —"



Widerspenstige Ziegen.
Nach dem Gemälde von Julius Paul Junghanns-München.

Der Kriegsbecher.

Von

Julius Berstl.

Im Marketenderzelt schwälen die Flammen,
Schwertkumpane sitzen beisammen
Um den lärmenden Tisch herum,
Bärtige Kriegsleut' und leichte Gesellen,
Die ihr Leben aufs Pulverlass stellen —
Nur der kreisende Becher bleibt stumm.
Ein alter Becher mit Beulen drin,
Sie konnten nicht damit prahlen und prunken,
Aber der König hat draus getrunken —
Tags drauf riss ihn die Kugel hin.

Er sah wie alle Becher aus,
Doch trank der siebente Mann daraus,
Der musste scheiden vom Leben
Und sein Herzblut zum Opfer geben.
So ging's dem König, so ging's dem Knecht,
Der Becher hat nicht gewählt und gebeten —
Der Beste war ihm eben recht,
Um vor den Schlachtentod zu treten.

Nun ging der Becher wieder im Rund,
Die alten Narben begannen zu brennen,
Sah man ihm auf den feuchten Grund,
Und wusste doch keiner dem andren zu nennen,
Was er geschaut in dem dunklen Wein,
Auf dem die perlenden Blasen treiben,
Und wusste keiner zu beschreiben
Des quirlenden Trankes Zauberschein.

Nun traf den Becher ein junger Fant,
Der zu dem rüstigen Kriegeshaufen
Vor dreien Tagen erst weit über Land
Aus Abenteuerlust gelaufen,
Der grad von Mass und Elle fort
Und aus dem dumpfigen Krämerkeller,
Von Eltern und Braut und sicherem Port
Zum Würfelspiel und zum Muskateller.
Der nahm den Becher und lachte hinein
Und trank in durstigen Zügen den Wein:
„Zu Ruhm und Ehre und reicher Beute!
Doch am faulen Lagertag heute
Wollen wir lustig und locker sein!"

Wie er so trank — in des Weines Glühen
Erschien ihm seiner Heimat Bild,
Doch nicht so lachend und frühlingsmild,
So jung und schön in ihrem Blühen,
Wie er sie eben verlassen —
Das war ein Land in Grau getaucht,
Wenn an den Bergen der Nebel raucht
Und der Wind peitscht durch die Gassen.
Es war, als habe des Herbstes Hauch,
Der über Felder treibt und Höhen,
An einem blühenden Rosenstrauch
Des Frühlings reine Seele befleckt
Und alles Hässliche, Finstre geweckt
Im Windeswehen . . .
Und war doch wieder wie ein Land,
Das ewig sonnenleer und tot,
Schmachtend genüber dem Abendrot,
Den Frühling nie gekannt . . .

Und eine Mutter kam gegangen,
Die pflanzte Rosen auf ein Grab,
Rosen, die niemals aufgegangen,
Brach sie mit welken Händen ab —

Und ein alter Mann im weissen Haar
Kam an den Krücken zitternd gekrochen,
Dem war des Geistes Kraft gebrochen —
Dass er der reiche Kaufmann war
Mit vollen Speichern und Kellern und Räumen
Und einem Park mit uralten Bäumen
Und Truhen voll Gold und Prunkgestein
Und einem köstlich geschnitzten Schrein,
Darin eine strahlende Perlenschnur
Für seines Sohnes Weib . . . er hat es vergessen . . .
Und wusste nur,
Dass er ihn einstmals besessen
Und ihn gehütet und gehegt
Mit tausend Mühen . . .,
Doch hat er ihn ins Grab gelegt —
Und die Rosen wollen nicht blühen . . .

Und ein Mädchen sass da zusammengekauert,
Die hatte Augen wie leeres Gestein,
Die sahen starr in das Nichts hinein
Und brannten — so hat sie getrauert.
Nur zuweilen kroch ein Leben im Grund
Wie eine träge, müssige Schlange —
Ein Flackern brannte in ihrer Wange,
Und ein Name lag stumm auf ihrem Mund.

Das alles sah der junge Fant,
Hat noch eben die Hände gefallen,
Konnte sich kaum noch aufrecht halten —
Reichte dann bieder seine Hand
Den wackren Kriegskameraden allen
— — — — — — — — — — —
Und ist tags drauf im Gefecht gefallen.





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus.

Tagebuchblätter von

Eugen Wolf.

I.

Nur wenig private Äußerungen des Fürsten von Bismarck über die deutsche Kolonialpolitik und damit verknüpfte Fragen sind in die Welt gedrungen.

Nur wenigen Deutschen ist es bekannt, wie unendlich natürlich und unbefangen sich der Verkehr in dem Hause dieses größten aller Deutschen gestaltet hat.

Nur die intimsten meiner Bekannten wissen, daß Fürst und Fürstin Bismarck mich gern bei sich sahen.

Da ich es dem Andenken des großen Mannes schulde, über denkwürdige Begegnungen mit dem Begründer des deutschen Reiches nicht zu schweigen, übergebe ich meine Erinnerungen jetzt der Öffentlichkeit.

München zum 1. April 1904.

Eugen Wolf.

Im Jahre 1885 von Westafrika und dem Congo in die Heimat zurückgekehrt, wurde ich während meines Aufenthaltes in Paris von dem damaligen deutschen Botschafter, Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher sich über die Verhältnisse am Congo zu unterrichten wünschte, empfangen. Die Auskünfte, welche ich dem Botschafter gab, schienen dem letzteren so bedeutsam, daß er darüber dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, nach Berlin berichtete.

Zu Neujahr 1885 sandte ich an den Reichskanzler Fürsten Bismarck verschiedene ausgesuchte Sammlungsgegenstände von meiner Reise in Südamerika, sowie mit Halbedelsteinen eingelegte Waffen und andere Gegenstände aus Kleinasien. In Erwiderung dieser Aufmerksamkeit empfing ich das nachstehende Schreiben aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers:

Berlin, den 10. Januar 1885.

Euer Wohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß der Herr Reichskanzler die Ihrem gefälligen Schreiben vom 31. Dezember v. J. beigefügte interessante Sendung erhalten und mich beauftragt hat, Ihnen für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit sowie für Ihren freundlichen Glückwunsch seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Graf zu Rantzau,
Wirklicher Legations-Rat.

Ermüdet von der westafrikanischen Reise, suchte ich in der Umgebung von Hamburg Waldluft auf. Eines Spätnachmittags ging ich, eine leichte dunkelblaue Tuchjoppe, das sogenannte österreichische Kommodjackerl, tragend, im Sachsenwald spazieren und stand unschlüssig vor einem Wegweiser, als Fürst Bismarck, mit ihm sein Sohn Bill, auf mich zutrabten. Der Fürst hielt das Pferd an.

„Haben Sie Ihren Weg verloren?"

„Jawohl, Durchlaucht, ich will nach Schwarzenbeck."

„Dann müssen Sie nicht nach der Sonne zu" (dieselbe war eben im Sinken), „sondern nach Osten gehen;" — und ein Stück neben mir her reitend: „So, jetzt habe ich Sie auf den richtigen Weg gebracht."

Das war meine erste Begegnung mit dem Fürsten Bismarck.

Im Herbst 1885 sandte ich, nachdem ich die mitgebrachte ethnographische Sammlung geordnet und einen Teil davon den Staatsmuseen zugewiesen hatte, interessante Schaustücke an den Reichskanzler Fürsten Bismarck, worauf mir folgendes Schreiben zuging:

Varzin, d. 18. Sept. 1885.

Euer Wohlgeboren bin ich beauftragt, den verbindlichsten Dank des Fürsten Bismarck auszusprechen für die liebenswürdige Aufmerksamkeit, welche Sie dem Fürsten wiederum durch Übersendung interessanter Gegenstände aus dem Congogebiet erwiesen haben. Dieselben werden in Schönhausen aufgestellt werden und einen wertvollen Bestandteil der dortigen Sammlungen bilden.

Graf zu Rantzau,
Geh. Legationsrat.

Im Laufe des Jahres 1888, von einer Forschungsreise und Jagdexpedition durch die Indianerstaaten Nordamerikas, sowie Mexikos, Yucatans ꝛc. nach Deutschland zurückgekehrt, übersandte ich wiederum dem Reichskanzler Sammlungsobjekte. Hierauf bezieht sich nachstehendes Schreiben aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers:

Berlin, den 8. November 1888.

Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, den verbindlichsten Dank des Fürsten Bismarck für die ihm wiederum freundlichst zugedachte in-

teressante Sendung auszusprechen. Seine Durchlaucht würde bitten, die Sachen an Herrn Administrator Kohnert nach Schönhausen an der Elbe zu senden, wo sie bei den früher von Ihnen gewidmeten Gegenständen Aufstellung finden sollen.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Schwartzkoppen,
Legations-Rat.

Eine fernere Aufmerksamkeit gegen den Fürsten Bismarck bestand in der Übersendung der Friedenspfeife, welche bei Gelegenheit einer Strafexpedition gegen die Indianer zwischen dem amerikanischen Kommandanten und der Indianer-Häuptlingsfrau in meiner Gegenwart geraucht worden war. Hierauf ging mir unterm 28. November 1888 ein verbindliches Dankschreiben aus dem Auswärtigen Amte zu.

Im Herbst 1888 war ich, von Leutnant Wißmann aufgefordert, ihn bei der Emin Pascha-Expedition zu begleiten, in Berlin mit der Ausrüstung für dieselbe beschäftigt.

Ich lasse von jetzt ab mein Tagebuch sprechen:

Friedrichsruh, den 4. Dez. 1888.

Aus Friedrichsruh, woselbst sich der Reichskanzler Fürst Bismarck aufhält, trifft in Berlin ein Telegramm ein, Wißmann möchte heute noch dorthin kommen. Wir fahren nachmittags ab und sind abends in Friedrichsruh. Wißmann geht direkt ins Schloß, ich ins Landhaus (den Krug), wo ich übernachte, da ich den Befehl Seiner Durchlaucht abwarten will.

Friedrichsruh, den 5. Dez. 1888.

Wißmann hat eine schlechte Nacht gehabt, da die schneidende Kälte auf der Reise von Berlin hierher sein Asthma verschlechterte. Geheimrat Dr. von Rottenburg, der Chef der Reichskanzlei, kommt heute vormittag in das Landhaus und teilt mit, der Fürst und die Fürstin hätten ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ich gestern nicht gleich mit ins Schloß gekommen sei. Fast gleichzeitig kommt ein fürstlicher Diener, der den Auftrag hat, meine Sachen zusammenzupacken und ins Schloß zu tragen.

Beim Frühstück sehe ich zum erstenmal den eisernen Kanzler in seinem Tuskulum. Er empfängt mich hoch aufgerichtet, reicht mir die Hand und sagt: „Ihr Quartier war mangelhaft, daran sind Sie selbst schuld." Als ich schüchtern bemerkte, ich hätte auf meinen Reisen schon schlechteres Lager gehabt, meinte er: „Aber gewiß keine kürzeren Betten." Der Fürst musterte mich mit durchdringenden Blicken, mir war zu mut, als ob dieselben meinen Kopf durchbohrten. Ich hatte Bismarck in Berlin wiederholt in Uniform gesehen, auch gelegentlich im Reichstag, und vor drei Jahren zu Pferde im Sachsenwald flüchtig gesprochen. Nun aber hatte ich Gelegenheit, ihn von einer mir ganz neuen Seite zu sehen, als einen Landedelmann im Kreise seiner Familie, in langem Gehrock mit weißer Binde, der in seinem liebenswürdigen Auftreten und in seinen verbindlichen Formen an alles eher erinnerte, als an einen dämonischen Übermenschen. Ich wurde der Fürstin vorgestellt und dann der weiteren Tischgesellschaft, welche sich zusammensetzte aus dem Landrat von Bülow und seiner Frau, der Freifrau von Spitzemberg, Witwe des früheren württembergischen Gesandten in Berlin, der Gräfin Rantzau, Rottenburg und Wißmann.

Das Frühstück bestand aus zwei Abteilungen, kalter und warmer Küche. Auf der Mitte des Tisches stand, als man sich setzte, eine große Blechdose, gefüllt mit russischem Kaviar, den tags vorher ein von Petersburg zurückgekehrter Kurier gebracht hatte; ferner vom Gute des Fürsten in Varzin angekommene hausgemachte Würste verschiedener Art, in Bouillon eingelegte Heringe, Anchovis, Kartoffelsalat, Butter und in einer Schüssel eine grauweißliche mit Grün durchsetzte Masse. Von letzterer nahm sich der Fürst eine ordentliche Portion und bot mir davon an.

Auf meine Frage, was das sei, antwortete Bismarck: „Das ist Fluhm," und auf mein erstauntes Gesicht: „Was, ein so weit gereister Mann weiß nicht, was Fluhm ist! Dann wissen Sie überhaupt nicht, was gut ist. Es ist pommersches Gänsefett, zerrieben und mit feinen Kräutern durchsetzt, es ist wohlschmeckend und bekömmlich." Im Hinblick auf die Fülle der von mir bereits verzehrten sonstigen Genußmittel verzichtete ich, eingedenk des Sprüchleins: „Was der Bauer" zc. auf die mir unbekannte Delikatesse. Als man sich gegen drei Uhr von dem Frühstückstisch erhob, sagte mir die Fürstin: „Ihr Zimmer ist bereit"; da ich meinte, ich könnte ja in Hamburg übernachten, weil das Schloß bereits so viele Gäste habe, bestanden der Fürst und die Fürstin darauf, daß ich bei ihnen bleiben sollte.

Ich begab mich in mein geräumiges, zweifenstriges, nach dem Park zu gelegenes Zimmer. Es kommt ein Diener mit der Meldung, der Fürst erwarte mich zu einer Ausfahrt. Wißmann bleibt wegen seines Asthmas im Schlosse.

Als der Reichskanzler mich in dem eigens für den Besuch in Friedrichsruh angeschafften Zylinderhut erblickte, sagte er: „Na, Sie haben ja so 'ne Angströhre auf, die paßt nicht in den Sachsenwald. Nehmen Sie eine meiner Mützen aus dem Vorzimmer." Die graugrüne Jagdmütze, die ich probierte, ging mir direkt bis auf die Nase, auch die nächste, eine leichte rotbraune Sommermütze, war für meinen Kopf zu weit; gleichwohl setzte ich sie auf. Der Fürst bot mir auch noch, da es draußen sehr kalt war und wir in offenem Wagen fuhren, einen Militärmantel an, wofür ich in anbetracht meines warmen Winterpaletots dankte.

Bismarck trug einen grauen Kaisermantel mit gelbem Paspol, eine grüngraue Jagdmütze und hielt in den Händen einen Naturstock. Zum Zudecken der Füße benutzte er eine dicke, aus reiner Wolle mit zahlreichen eingewebten Mustern versehene Reisedecke. Dieselbe war von den Navahoe-Indianern gewebt, von mir bei Gelegenheit meines Aufenthaltes unter den Indianern Nordamerikas erworben und dem Fürsten im Laufe des letzten Jahres zugesandt worden. Der Fürst fand mich zu leicht gekleidet; er war wiederholt bemüht, auf seine eigenen Kosten mit mir mit der Linken einen Teil der Decke über die Beine zu legen. Der alte Tyras wird nicht mehr mitgenommen, er ist grau geworden und lahmt be-

deutend; es wird dem Fürsten nahe gehen, wenn der treue Begleiter das Zeitliche segnet. Es ist rührend zu sehen, wie Tyras am Gartentor sitzen bleibt, wenn der Herr ausfährt oder ausreitet, um dort zu verharren, bis derselbe zurückkommt. Nur die Hündin Rebekka folgt uns während der Fahrt. Zunächst begleiten wir Herrn und Frau von Bülow, die im eigenen Wagen nach Hause fahren. An der Grenze des fürstlichen Besitztums verabschieden sich die Herrschaften.

Während der Fahrt richtete Fürst Bismarck an mich die Frage, ob ich mich für Landwirtschaft interessiere; als ich dies unter Hinweis darauf bejahte, daß mein Vater neben seiner ärztlichen Tätigkeit auch Ökonomie betrieben habe, ließ er sich in ein längeres Gespräch über das Meliorationsverfahren der Felder, über den Stand seiner Wintersaaten und der seiner Nachbarn, und über gewisse Parzellen der letzteren, die in seine Besitzung hineinragten, aus. Bei einzelnen besonders schönen alten Buchen ließ er langsam fahren, um mich auf sie aufmerksam zu machen.

„Als ich zum erstenmal mit Ihnen sprach," fuhr Bismarck fort, „hielt ich Sie für einen österreichischen Offizier," worauf ich erstaunt sagte: „Vermutlich war mein bayerischer Dialekt daran schuld." — „Nein," entgegnete der Fürst, „aber Sie trugen damals eine Joppe von ähnlichem Schnitt, wie sie österreichische Offiziere als Interimsuniform tragen." Hierauf ging der Fürst auf das Hauptthema über.

„Jetzt erzählen Sie mir einmal, wo überall in der Welt Sie schon gewesen sind. Kennen Sie auch Zanzibar? Ich bin der Ansicht, daß Stanley tot ist."

„Dieser Ansicht," erwiderte ich, „kann ich mich nicht anschließen, ich glaube vielmehr, daß er Gründe hat, nichts von sich hören zu lassen."

„Wie weit ist Wißmanns Emin Pascha-Expedition, der Sie sich anschließen, gediehen? Kennen Sie Emin Pascha? Was versprechen Sie sich von der Expedition?"

Ich setze dem Fürsten die Pläne Wißmanns, soweit er mich in dieselben eingeweiht hatte, auseinander. Emin Pascha kenne ich nicht; seine Befreiung hielte ich aber für eine Kulturaufgabe, der nebenbei auch ein politisches Ziel nicht abzusprechen sei. Wir könnten dort eine deutsche Interessensphäre gründen; die Stanley-Expedition verfolge gewiß nicht nur philanthropische Zwecke.

Der Fürst hörte mir aufmerksam zu; als ich bei der Entwickelung meiner Ansichten immer wärmer und wärmer wurde, unterbrach er mich nicht ein einziges Mal. Nachdem ich geendet, trat eine peinliche Pause ein; der Fürst rückte sich im Wagen etwas herum, nach mir zu, und sagte nach tiefem Atemzuge:

„Sie kennen Emin Pascha nicht und ich auch nicht. Ist der Mann Mohammedaner, ist er Christ? Ist er Deutscher geblieben oder nicht? Will er überhaupt gerettet werden? Schicke ich einen preußischen Leutnant da hinein, so muß ich unter Umständen noch mehrere nachschicken, um ihn herauszuholen. Das führt uns zu weit. Die englische Interessensphäre geht bis zu den Quellen des Nils, und das Risiko ist mir zu groß. Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier liegt Rußland, und hier" — nach links deutend — „liegt Frankreich und wir sind in der Mitte; das ist meine Karte von Afrika."

Dann hielt er sich den Mund mit dem Taschentuch zu. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und dachte bei mir: Was wird Wißmann dazu sagen?

Nach einer Weile fuhr Bismarck fort: „Ich werde Wißmann vom 1. Januar ab ins Auswärtige Amt kommandieren lassen und ihn mit der Niederwerfung des Araberaufstandes an der Küste von Zanzibar, mit welcher die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht fertig werden kann, beauftragen. Was Sie anbelangt, so sind Sie ein freier Mann, und Sie könnten sich Peters anschließen." Auf meine Erwiderung, daß ich vorziehen würde, bei Wißmann zu bleiben, bemerkte der Fürst: „Das kann ich verstehen, da Sie mit Wißmann befreundet sind." Mitten im Walde ließ Bismarck halten: „Sie sind ja Bayer, und da werden Sie meinen Durst verstehen. Schwenninger will nicht haben, daß ich denselben beim Essen stille. Und da hat der Kutscher ein paar Flaschen Münchener Bier für mich unter dem Bocksitz mit." Der letztere hatte aber Glas und Korkzieher vergessen, was den Fürsten sichtlich unangenehm berührte; einen Vorhalt machte er demselben jedoch nicht, und so unterblieb diese diätwidrige Libation. Die Fahrt dauerte zwei Stunden.

Um 6½ Uhr wurde das Diner eingenommen; der Fürst führte seine Tochter zu Tisch, ich die Fürstin, außerdem war noch Geheimrat Dr. von Rottenburg während des Mahles anwesend. Ich sitze zwischen dem Fürstenpaar; beide trinken mir zu.

„Es tut mir so leid," bemerkte die Fürstin, „daß Wißmännchen auf dem Zimmer bleiben muß."

Aufgetragen wurden: Forellen, Braten, Bier, Rotwein, Rüdesheimer und Champagner. Der Fürst sprach von verschiedenen Weinsorten, unter anderem vom Rüdesheimer fünfundsechziger, und verlangte von mir als Pfälzer Auskunft über die besten Lagen der Pfalz. Gegen Ende der Tafel legten die beiden Hunde Tyras und Rebekka zu beiden Seiten Bismarcks neben seinen Teller ihren Kopf auf den Tisch, um von ihrem Herrn die gewohnten Bissen zu erhalten. „Meine Hunde stürzten sich einmal auf die Sauen, und ich vermochte sie nicht zurückzurufen. Die Sauen gingen auf mich los, und ich mußte retirieren, weil mein Revolver versagte. Auch bei der Bärenjagd hat mich der Bär einmal angenommen, und ich war in großer Verlegenheit, obwohl ich sonst kein schlechter Schütze war, denn ich holte die Eichhörnchen mit der Revolverkugel vom Baum herunter." Nach dem Essen legte sich der Fürst im Wohnzimmer auf eine Chaiselongue und zündete die lange Pfeife an; nachdem sie ausgeraucht war, folgte eine andere. Die Corona bildeten die Fürstin, die Gräfin Rantzau mit ihren drei Söhnen und ich. Nun mußte ich den Kindern von meinen Reisen erzählen, wobei der Fürst mit derselben Aufmerksamkeit zuhörte wie seine Enkel. Es wurden Kaffee, Kognak und Zigarren gereicht; die ich mir nahm, war starker Tabak;

sie trieb mir den Schweiß auf die Stirne. Später kam Bier. Der Fürst erkundigte sich teilnehmend nach Wißmann, den ich auf seinem Zimmer besucht und welchem die Fürstin alle mögliche gute Krankenkost aufs Zimmer gesandt hatte. Als ich dem Fürsten sagte, Wißmann pfeife auf der Lunge, drückte er lebhaftes Bedauern aus.

Nun holte die Fürstin ihr in seines Leder gebundenes Gästebuch hervor und bat mich um Eintragung. Beim Durchblättern fand ich zwei Autogramme Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II., zwei Crispis und fürstliche und hohe Namen ohne Zahl. Ich sagte, ich paßte nicht in eine so vornehme Gesellschaft hinein, darauf lachte mich die Fürstin aus und bestand auf der Eintragung meines Namens.

Als ich auf meine Jagden in Nordamerika zu sprechen kam, gab der Fürst Auftrag, nach Schönhausen zu schreiben, man möge den von mir dort aufgehängten Bisonkopf, den zweiundzwanzigender Hirsch, das wilde Schaf und den Virginiahirsch, sowie die Bärenfelle, die den Fürsten am meisten interessierenden Stücke aus meiner Jagdbeute, nach Friedrichsruh senden.

Ich sagte dem Fürsten, ich sei mit dem Grafen James Pourtalès aus Schlesien in Colorado zur Jagd zusammengetroffen; darauf meinte er: „Sie kommen ja aus den Pourtalès gar nicht heraus, Sie haben mir ja erzählt, daß Sie auch am Congo mit einem Pourtalès zusammen waren." Und als ich erwiderte, letzterer sei ein anderer Graf Pourtalès gewesen, der seinerzeit bei der Kavallerie in Straßburg gestanden und Adjutant des Statthalters Frhrn. von Manteuffel gewesen, sagte Bismarck: „Ja, die Geschichte kenne ich."

Während ich mich mit den Rantzau-Kindern weiter unterhielt, wurden dem Fürsten die Abendzeitungen überreicht. Langsam ließ er ein gelesenes Blatt nach dem andern zur Erde gleiten; demnächst las er uns einen Artikel aus der „Kölnischen Zeitung" vor, wonach der amerikanische General Sheridan, welcher den Feldzug von 1870/71 im deutschen Hauptquartier mitgemacht hatte, gesagt haben sollte, Bismarck und er seien einmal vor den feindlichen Kugeln geflohen. „I!" — sagte der Fürst — „das ist ja gar nicht wahr. Als die Kugeln um uns herum pfiffen, habe ich zu Sheridan gesagt: Ich bin in des Königs Diensten, und darf nicht hier bleiben; wir müssen diesen Abhang hier plein carrière hinunter reiten, was Sheridan für zu waghalsig hielt. Als er aber dann immer mehr Kugeln pfeifen hörte, kam er mir gleich nach galoppiert."

Und nach einer kurzen Pause: „Auch das ist nicht wahr, daß ich, um mir auf der Landstraße den Weg frei zu machen, mit der Pistole in der Hand durch unsere Munitionskolonnen geritten sei. Das ist mir gar nicht eingefallen."

Da Wißmann allein war, bat ich um $^1/_2$9 um die Erlaubnis, mich verabschieden zu dürfen. Die fürstlichen Herrschaften entließen mich auf das gnädigste mit guten Wünschen für meinen Freund. Die Fürstin hatte für denselben eine Schleimsuppe kochen lassen; der Fürst sandte eine halbe Flasche Champagner hinauf und ließ ihm sagen, Wißmann möchte sie auf einen Zug austrinken, dann werde es ihm wohler. Der Fürst hatte mich schon bei Tisch gefragt, ob Wißmann nicht Forellen, ferner Pflaumen oder anderes Obst haben wolle. Das fürstliche Paar und die Gräfin Rantzau überboten sich förmlich, dem Patienten wieder auf die Beine zu helfen.

Friedrichsruh, den 6. Dez. 1888.

Gestern Nacht um $^1/_2$12 Uhr (ich lag im Zimmer Wißmanns, welcher eben eingeschlafen war, auf der Chaiselongue) trat Geheimrat von Rottenburg, den ich als einen liebenswürdigen und geistvollen Mann kennen gelernt hatte, ein, um mir zu sagen, die Fürstin erwarte mich zum Tee. Wir gehen hinunter und treffen noch die Gräfin Rantzau. Ich muß über Wißmann berichten und der Fürstin von meinen Reisen erzählen. Um $^1/_2$1 Uhr löst sich der Kreis. Die Nacht verbringe ich auf dem Sofa bei Wißmann. Um 4 Uhr höre ich den Grafen Herbert ankommen, erst $^1/_2$5 Uhr in der Früh findet mein Freund Ruhe. An die Ausführung unseres Vorhabens, heute nach Hamburg weiterzureisen, ist nicht zu denken.

Friedrichsruh, 7. Dezember 1888.

Zum zweiten Frühstück das fürstliche Paar, Gräfin Rantzau, Graf Herbert, Geheimrat von Rottenburg und ein Sekretär aus dem Auswärtigen Amt. Der Staatssekretär bedankt sich noch mündlich für die ihm aus der Expedition gegen die nordamerikanischen Indianer mitgebrachte Friedenspfeife; sein Appetit steht hinter dem des Fürsten nicht zurück. Der letztere war sehr aufgeräumt. Als Graf Herbert erzählte, daß die Diplomaten vorgestern bei ihm zu Tisch gewesen seien und alle davon noch Brummschädel hätten, besonders Rascon, bemerkte Bismarck lächelnd: „Behielten sie doch ihre Brummschädel!" Als Graf Herbert daraufhin mit seinem Vater über die Kaiserin Augusta und die Indisposition des jungen Kaisers zu sprechen begann, wandte ich mich, um nicht indiskret zu erscheinen, zur Fürstin, die sich nun mit mir in ein Gespräch über Oberbayern und speziell über die Vorzüge von Reichenhall und Tölz als Sommerkurorte einließ.

„Von Bill sind die Nachrichten gut," fuhr sie, zum Reichskanzler gewandt, fort, „Schweninger war bei ihm und hat ihn auf halbe Kur gesetzt."

Der Reichskanzler zog ein Schreiben aus der Tasche, welches ich in Berlin an denselben gerichtet hatte, las es durch und verlangte Erklärungen.

„Apropos," bemerkte Bismarck, „schreiben Sie immer mit lateinischen Lettern? Ich kann mich nicht damit befreunden."

Auf meine Antwort, ich gebrauchte dieselben, weil ich der Ansicht sei, daß den romanischen Völkern die Vertrautheit mit der deutschen Sprache durch die gotische Schrift erschwert würde, erwiderte Bismarck: „Ich werde mich nicht mehr damit befassen."

Nach Tisch fuhr der Reichskanzler mit seinem Sohne aus. Herr von Rottenburg ging mit mir im Walde bis $^1/_2$5 Uhr spazieren; wir sprachen über Amerika, Kalifornien, Mexiko, die Panamafrage, Karl Schurz, den Eisenbahnkönig Villard, den Kabelkönig Mackay, Stanley, Ferdinand von

Lesseps und kamen schließlich auf Afrika, die Forschungsreisenden Junker und Cameron, die deutsch-ostafrikanische Sache und die Emin Pascha-Expedition. Es kam mir vor, als ob Rottenburg im Auftrag des Fürsten einiges von mir erfahren wollte. In der langen Unterhaltung bestätigte sich mein Eindruck, daß man es hier mit einem selten vielseitigen Mann zu tun hat, den man bei näherem Umgang lieb gewinnen muß.

Die Anzahl der Aufmerksamkeiten, die täglich, mit jeder Post und aus allen Gauen der Welt für den Fürsten einlaufen, ist erstaunlich. Stickereien, Malereien, Teppiche, Schals, Kissen, Bilder, Früchte, Konserven, Würste, Schinken, Zigarren, Weine, Geflügel, Wildbret, wie überhaupt Naturalien aller Art tausen von reich und arm ein, oft von rührenden Schreiben begleitet.

Die Wohnung des Fürsten macht den Eindruck, daß alles auf das Praktische gerichtet ist. Links vom Eingang das Zimmer für den aufwartenden Diener, daran anschließend das Arbeitszimmer Rottenburgs, sodann das Arbeitszimmer des Fürsten, geschmückt mit vielen wertvollen Erinnerungen, darunter solche vom alten Kaiser; rechts vom Eingang ein Vorzimmer, welches als Garderobe dient, daran anstoßend der Empfangssalon; sodann das Wohnzimmer; links davon der kleine Empfangssalon der Fürstin, rechts das geräumige Speisezimmer; eine Treppe hoch die für die Familie und die Gäste sehr behaglich aber nicht luxuriös eingerichteten Wohn- und Schlafzimmer.

Ich befinde mich in einem merkwürdigen Zustand, in einer Art von Taumel; mir kommt es vor, als ob ich vor einem Riesenkaleidoskop säße, und die ganze Welt ziehe an mir vorbei. Eines ist mir gewiß: ich erlebe den denkwürdigsten Abschnitt meines Lebens, und ich werde wohl niemals wieder solche Tage, als Gast des bedeutendsten Mannes dieser Welt, in meiner zukünftigen Existenz zu verzeichnen haben. Die Fürstin mit ihren herzig guten, treuen Augen sorgt für einen wie eine Mutter, und der Fürst reicht mir einen Teller guter Speisen nach dem andern, stets aufmerksam, immer ängstlich bedacht, man habe nicht genug zu essen oder zu trinken. Ich frage mich, wie komme ich, ein achtunddreißigjähriger Mann, ohne Titel, Würden und Orden, in weiteren Kreisen kaum bekannt, zu solchen Ehren? Man möchte jeden, der dem Fürsten Verdruß bereitet, oder der aus Unverstand sein politischer Feind ist, zermalmen, um dem Fürsten nur ungetrübte Tage zu verschaffen. Die Rantzau-Knaben sind herzig; sie freuen sich bereits auf München, wohin sie nach Weihnachten mit der Gräfin gehen.

Abends 7 Uhr führte ich die Fürstin zu Tisch; zugegen waren noch die Gräfin Rantzau und Graf Herbert. Wißmann konnte wieder nicht teilnehmen. Der Fürst sandte ihm Austern und Champagner, was ihm gut bekam. Wir tranken eine Flasche 1868er Johannisberger Kabinett; dabei erzählte Bismarck: „Als ich Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war, lud mich der alte Fürst Metternich auf sein Schloß Johannisberg ein und setzte mir vorzügliche Weine vor; allerdings wußte er nicht, daß ich vormittags in seinem Keller schon bessere getrunken, die mir der Kellermeister kredenzt hatte." Nach dem Essen umringten mich die Enkel des Fürsten, ich mußte Indianergeschichten erzählen. Abends kam ich nicht zum Tee, ich ließ mich bei der Fürstin entschuldigen, da ich Wißmann Gesellschaft leisten wolle.

Hamburg, 8. Dez. 1888.

Gestern arbeitete ich auf meinem Zimmer noch bis früh 1 Uhr und schlich mich wieder zu meinem Freunde, bei dem ich, angekleidet, auf dem Sofa die Nacht verbrachte, um bei Hustenanfällen zur Hand sein zu können.

Heute geht es, Gott sei Dank, Wißmann besser; er ist seit 10 Uhr auf, und wir gehen von 11 bis 12 spazieren, wobei ich ihm alles, was Bismarck mit mir gesprochen, rekapituliere. Später gesellt sich Herr von Rottenburg zu uns. Um 1 Uhr frühstücken wir zusammen, der Fürst froh darüber, daß sein zukünftiger Hilfsarbeiter, Wißmann, wieder hergestellt ist. Nach Tisch fuhr Bismarck mit demselben aus, während ich mit Herrn von Rottenburg spazieren ging. Um 3 Uhr waren alle zurück; der Fürst begrüßte die Baronin Merk, seine Gutsnachbarin, die mit ihrem Sohne gekommen war, um den Geburtstag des jüngsten Enkels des Fürsten, der heute sechs Jahre alt geworden, zu feiern. Auf seinem Geburtstagstisch, der mit praktischen Geschenken aller Art bedeckt und mit blauweißen Schleifen, den Bismarckschen Farben, geschmückt war, stand eine Torte mit sechs brennenden Kerzen. Auch der Fürst sah sich die Gaben an.

Wir nahmen eine Tasse Tee bei der Fürstin ein, dann verabschiedeten wir uns, wobei der Fürst und die Fürstin mir wiederholt sagten: „Kommen Sie uns ja wieder!" Auch die Gräfin Rantzau hatte mich eingeladen, sie in München zu besuchen.

Um 4 Uhr dampften Wißmann und ich nach Hamburg ab.

Im Westen Amerikas, in Colorado, hatte ich einen Cow-boy-Sattel mit vollem Zubehör und recht bequemem Sitz anfertigen lassen; darauf bezieht sich das nachstehende eigenhändige Schreiben des Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck:

„31. Dezember 1888.

Verehrter Herr Wolf!

Ihren freundlichen Brief, sowie den ebenso schönen als praktischen und interessanten Sattel habe ich erhalten und danke Ihnen für beides auf das herzlichste. Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, den Sattel demnächst hier zu probieren. Derselbe ist mit so geschickter Gewichtsverteilung und so leicht hergestellt, daß er Ihrer Sachkenntnis auch auf diesem Gebiete alle Ehre macht.

Indem ich Ihnen noch meine besten Glückwünsche zum neuen Jahre ausspreche und damit den Ausdruck der Hoffnung verbinde, Sie recht bald persönlich begrüßen zu können, bin ich in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Bismarck."

Am 1. Januar 1889 wurde ich von Hauptmann Wißmann, der ins Auswärtige Amt berufen worden war, zum Chef in der von ihm

zu bildenden deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe ernannt und war in Berlin mit der Ausrüstung für Deutsch-Ostafrika sehr beschäftigt, als ich gebeten wurde, schnellstens abzureisen, um in Aden, Zanzibar und an der deutsch-ostafrikanischen Küste Vorbereitungen für den Feldzug gegen die Araber zu treffen.

Berlin, den 16. Jan. 1889.

Ich dachte bei der Fürstin Bismarck nachmittags 2 Uhr nur meine Karte abgeben zu dürfen, und war überrascht, als mir, noch ehe ich den Vorplatz des Palais verlassen hatte, der Diener mit der Meldung nachkam, „die Fürstin lasse bitten".

„Also wollen Sie uns doch verlassen! Und Sie haben es so gut bei uns! Warum gründen Sie sich nicht ein nettes Heim? Sie könnten es ja so gut haben!"

Ich meinte, ich hätte in meinem Leben noch recht wenig geleistet und möchte für unsere koloniale Entwickelung noch weiter arbeiten, außerdem sei Wißmann für mich eine große Anziehungskraft.

„Haben Sie sich schon von meinem Manne verabschiedet?"

„Nein, Fürstin, Seine Durchlaucht ist doch so beschäftigt."

„Er wird Sie gewiß noch einmal sehen wollen; ich werde hinunterschicken und nachsehen lassen."

Nach Rückkunft des Dieners sagte die Fürstin: „Mein Mann will Sie noch sprechen, ich bitte Sie, heute abend mit uns zu speisen."

Der Reichskanzler empfing mich um 6 Uhr mit aller Liebenswürdigkeit.

Tischgäste sind Graf Arnim-Kröchlendorff und seine Gemahlin Malwine, die Schwester Sr. Durchlaucht, der Geheime Legationsrat Rudolf Lindau, Geheimrat Dr. von Rottenburg, Chef der Reichskanzlei, und Professor Dr. Schweninger. Die erste Frage des Reichskanzlers war: „Wann können Sie reisen? Sind Sie bereit, dann sobald wie möglich, es darf draußen nicht so weiter gehen."

Meine Antwort: „Die Koffer sind gepackt, ich kann heute nacht reisen," befriedigte den Fürsten. „Durchlaucht, aber mit wessen Gelde soll ich die Aufträge, die mir Wißmann gegeben, ausführen? Allerdings hat der Vorsitzende des Emin Pascha-Komitees Wißmann 80 000 Mark angewiesen, und was davon nicht für Ausrüstung der Emin Pascha-Expedition verauslagt worden, habe ich an den Nachfolger Wißmanns in der Emin Pascha-Expedition überwiesen. Aus welchen Mitteln soll ich Lebensmittel für die Schutztruppe kaufen, Dampfer und Dhaus chartern, Offiziers- und Mannschaftsquartiere, Lazarette 2c. einrichten?"

„Nehmen Sie das alles" — erwiderte der Reichskanzler — „vorläufig auf meine Kappe; Hansings und O'Swalds werden Ihnen schon Kredit geben; sagen Sie nur, Sie kämen von mir; Wißmann wird Ihnen einen diesbezüglichen Brief mitgeben. Machen Sie die Sache diskret und ruhig ab, denn wenn Eugen Richter hört, daß Sie Geld ausgeben, das vom Reichstag noch nicht bewilligt ist, gibt es Skandal."

Die Fürstin sagte zu mir: „Sie werden das ewige Reisen ja doch bald aufgeben, und ich erlebe es vielleicht noch, Sie in der Wilhelmstraße zu sehen."

„Ja," meinte der Fürst, „mit Ihren Sprachkenntnissen und Verbindungen in der ganzen Welt könnten Sie an irgend einem Punkte einen guten Konsul abgeben."

Ich erwiderte, daß ich weder juristisch gebildet, noch eine amtliche Schulung besäße.

Darauf der Fürst: „Was das erstere anbelangt, so könnte man Ihnen ja, angenommen Sie wären Konsul in Marokko, einen juristischen Beirat stellen."

Auf meine Entgegnung, daß ich mich dann den Befehlen, die vom grünen Tische kämen, unterordnen müßte, selbst wenn meine Ansicht, wie ich sie mir an Ort und Stelle gebildet, mir die richtige schiene, und daß ich einen Löffel Suppe am Bismarckschen Familientische einer amtlichen Stellung vorziehe, erwiderte der Fürst: „Das kann ich Ihnen bei Ihrer unabhängigen Natur nachfühlen."

Während des Essens bekam ich Gelegenheit, die erstaunliche Vertrautheit des Reichskanzlers mit den Klassikern zu bewundern. Es kam, ich weiß nicht in welchem Zusammenhang, die Rede auf ein Zitat aus Shakespeare, Rottenburg sagte: „Das ist aus dem ‚Sturm';"

„Nicht doch" — erwiderte der Fürst — „aus dem ‚Sturm' wird es nicht sein, sondern aus ‚König Richard dem III.'" Dabei nannte er Akt und Szene und meinte, es müsse in der deutschen Übersetzung von Schlegel und Tieck auf der so und so vielten Seite rechts, auf der siebenten oder neunten Zeile von unten stehen. Da auch Rottenburg im Recht zu sein glaubte, ließ der Kanzler das betreffende Buch aus der Bibliothek holen. Der Fürst hatte recht. Besonders interessant war es mir, die Schwester des Fürsten, die er durch seine Jugendbriefe verherrlicht hat, kennen zu lernen; ich konnte mich längere Zeit mit ihr unterhalten.

Wenngleich der Fürst und die Fürstin gegen mich liebenswürdig und herzlich bis ans Ende waren, und ich der großen Sorge um die für den Zweck meiner Reise benötigten Mittel überhoben, so fühlte ich mich im Reichskanzlerpalais doch nicht so behaglich wie vor fünf Wochen in Friedrichsruh. Ich kam mir vor wie in der Höhle des Löwen und freute mich, daß alles gut abgelaufen war. Fürst Bismarck begleitete mich bis an die Tür, küßte mich auf beide Wangen und verabschiedete mich mit den Worten: „Und nun sei Gott mit Ihnen!" —

Am 28. Januar 1890 kam ich von der Expedition zur Niederwerfung des Araberaufstandes über Indien in Messina an und sandte vom Hotel Timeo in Taormina auf Sizilien ein Begrüßungstelegramm an den Fürsten nach Berlin. Über die weiteren Vorgänge besagt mein Tagebuch:

Taormina, den 6. März 1890.

Empfange Nachricht vom Fürsten Bismarck, daß er sich freuen wird, mich zu sehen. Antworte umgehend, daß ich mich bei ihm melde, sobald ich wohl sei.

Taormina, den 31. März 1890.

Gehe in die Gasthäuser, um die sich hier aufhaltenden Deutschen aufzufordern, sich morgen an einem Mahle zu Ehren des Geburtstags des Fürsten Bismarck zu beteiligen. Ich treffe bei dieser Gelegenheit den Grafen Arnim-Muskau, den ich einlade, mit seiner jungen Frau und zwei anmutigen Töchtern aus erster Ehe. Einige Italiener baten, sich bei der Feier beteiligen zu dürfen, so der Kommandant der Carabinieri und der Pfarrer von Mola; von den in Taormina anwesenden Deutschen fanden sich unter anderen ein Graf Arnim-Muskau, Baron von Glöden, Landschaftsmaler Busse aus Berlin, Herr Yonck, Verlagsbuchhändler aus Riga, der Großkaufmann Max Hoffmann aus Bremen, sowie der allen Deutschen, die Sizilien und diesen einzig schönen Ort besuchen, wohl bekannte, hier ansässige Maler Julius Reif. Abends Vorfeier.

Taormina, den 1. April 1890.

Am Festmahle nehmen 14 Herren teil. Wir senden ein Begrüßungstelegramm nach Friedrichsruh. —

Berlin, den 25. Juni 1890.

Hotel Kaiserhof, Korrespondenz mit der Fürstin Bismarck wegen meines Besuches in Friedrichsruh.

Berlin, den 27. Juni 1890.

Erhalte die Einladung der Fürstin nach Friedrichsruh für nächsten Sonntag.

Berlin, den 28. Juni 1890.

Bierabend im Lichthofe des Kaiserhofes zu Ehren des Reichskommissars Hauptmann Hermann von Wißmann, an welchem auch der Führer der Zentrumspartei, die kleine Exzellenz Windthorst, teil nimmt.

Friedrichsruh, den 29. Juni 1890.

Ankunft Friedrichsruh 1 Uhr. Wagen am Bahnhof. Gehe zu Fuß ins Schloß. Wie werde ich ihn wiedersehen, vor dessen Stimme ehedem die Großen der Erde zitterten, und der jetzt, als einfacher Landedelmann, immer noch der große Bismarck ist. Als ich ins Haus trete, erblickt mich der Fürst, der eben im Vorzimmer anscheinend vom Spaziergang zurückgekommen war, durch die Scheiben und ruft mir zwischen Tür und Angel zu: „Mein Gott, Wolf, wie sehen Sie denn aus!"

„Durchlaucht, ich bin erst am hellen Morgen ins Bett gekommen."

„Ah! Sie haben wohl mit Wißmann so lange gepichelt. Ich habe bereits von dem Bierabend vernommen."

Die Fürstin hatte bestimmt, daß ich auf Zimmer Nr. 3 wohnen solle. Ich sehe mich daselbst um und werde durch ein Bild des Generals und Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Ulysses S. Grant gefesselt, welches der ehemalige amerikanische Gesandte in Berlin, mit folgender Unterschrift versehen, Bismarck gewidmet hatte: From his faithful friend Geo. Bancroft 25. December 1886.

In dem Speisesaal versammeln sich der Fürst, gefolgt von seinen zwei Hunden, die Fürstin, Gräfin Eickstädt, Baron und Baronin Merck und die rechte Hand Sr. Durchlaucht, Lothar Bucher, der in seiner kleinen, schmächtigen, fast gedrückten Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast zu dem Fürsten bildet. Mir war der Platz zwischen dem Fürsten und der Fürstin angewiesen.

Zuerst kalte Küche: geräucherter Fisch, Reh, Hering und dazu Kartoffel in der Schale, dann Kalbssüße; zu trinken gab es Sedlmayr-Bier, Sekt, dazwischen alten Nordhäuser Korn. Der Diener schenkt der Fürstin Apollinaris ein. Ich erbitte gleichfalls ein Glas davon. Darauf die Fürstin:

„Ist Ihnen das nicht zu stark?"

Und auf mein fragendes Gesicht: „Wir hatten einmal einen Forstbeamten zu Tisch, und als der Diener ihm Wasser eingoß, rief er: ‚Ne, dat moog ich nich; dat is mich tau sterk.' Darauf sagte ich: ‚Herr Förster, dat is Ihnen tau sterk?' — ‚Joo, Dorchläucht, Woater is mich tau sterk, det drifft jo Mühl'n.'"

Ich konnte nichts hinunterkriegen und quälte mich, um das Essen zu markieren, an einem Stückchen Fleisch ab. Der Fürst, dies bemerkend, sagte:

„Ein sehr gutes Mittel gegen Kater ist eine ganze Flasche Champagner auf einmal austrinken. Zur Zeit, da ich noch Gesandter in Frankfurt a. M. war, habe ich die Probe aufs Exempel gemacht, indem ich bei dem Liebesmahl eines Reiterregiments mit einem ganzen Humpen Sekt meinen Jammer wegspülte."

In meinem Zustande schien das Experiment gewagt; doch als die Fürstin beifügte: „Und ich empfehle Ihnen einen fatzigen Hering," durfte ich nicht nein sagen. Während die Fürstin aus der benachbarten Wirtschaft (Landhaus) einen gesatzenen Hering beschaffen ließ und mir eigenhändig drei Kartoffeln schälte und vorlegte, hatte der Fürst durch Pinnow einen Humpen mit Champagner füllen lassen.

„Nun haben Sie meiner Frau Rat befolgt, jetzt befolgen Sie auch meinen. Wenn Sie den intus haben, ist Ihnen wieder wohl."

Vor der Ausführung dieser eigentümlichen Heilmethode fühlte ich mich recht beklommen, aber was halfen alle Bedenken gegenüber einer solchen Autorität?

Darauf erhob ich mich, knüpfte an die Worte: „Und nun sei Gott mit Ihnen", welche der Fürst am 13. Januar 1889 nach dem Diner in der Wilhelmstraße an mich gerichtet hatte, an und gab meiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, die fürstlichen Herrschaften so wohl zu finden und nach wie vor mich ihrer gnädigen Gesinnungen rühmen zu dürfen: „Ich leere diesen Humpen bis auf die Neige auf das Wohl Eurer Durchlauchten."

Während ich sog und sog, nicht glaubend, daß der Humpen leer würde, und ich mir doch um keinen Preis eine Blöße geben wollte, sah ich über das Gefäß hinaus, wie der Fürst sich freute, daß es mir so schwer wurde. Die Tränen liefen ihm vor Lachen über die Backen; doch als ich den Rand des Kelches auf den Daumennagel setzte und die Nagelprobe machte, rief der Fürst freudig: „Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht, drum wird er auch nicht ausgelacht."

Hierauf ließ die Fürstin zwei extra starke Tassen Kaffee vor mich hinstellen, wiederum eine



Muschelkarren am Noordwyker Strand.
Nach dem Gemälde von Gregor von Bochmann-Düsseldorf.

besondere Aufmerksamkeit, da der Kaffee meist im angrenzenden Wohnzimmer eingenommen wird. Und siehe da, mein Kater war über alle Dächer, ich konnte, nachdem der Fürst sich seine Pfeife angezündet, zwei starke Havannazigarren vertragen.

Ich fand den Fürsten in einer vorzüglichen körperlichen und geistigen Verfassung, sprühend von Witz, die Fürstin frisch, lebhaft und von größter Liebenswürdigkeit. Nachdem der Fürst mit mir über meine letzte Afrikareise gesprochen, kam die Rede auf die Geigenfee Theresina Tua, jetzige Gräfin Franchi-Verney de la Valetta, auf die berühmte Sängerin Malibran, sowie die Gräfin Rossi, von welcher Bismarck bemerkte, daß er sie in Frankfurt a. M. gehört hatte.

Ich vernahm, daß zum 1. April ungefähr 7000 Telegramme eingegangen waren, sah die Adressen der Städte Berlin und Charlottenburg, das Diplom für das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen, das Bild des Kaisers mit seiner eigenhändigen Unterschrift.

Als man von Wißmann sprach, erkundigte ich mich bei dem Fürsten, ob ihn der ihm von mir von Zanzibar aus an seine Adresse abgesandte merkwürdige Brief des Rebellenführer Buschiri interessiert habe.

„Von dem weiß ich gar nichts. Ich habe ihn nicht bekommen, und wenn er unterwegs nicht verloren gegangen ist, so muß er im Auswärtigen Amt liegen; ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie in Berlin danach recherchieren wollten. Damals war der Geh. Legationsrat von Brauer bei mir im Dienst."

Ich sagte zu, die Sache demnächst aufzuklären.

Nachmittags ritt der Fürst bei strömenden Regen spazieren, ein Beweis für die Rüstigkeit des Fünfundsiebzigjährigen. Vor dem Ritt sagte er zu mir: „Sie werden wohl den Damen Gesellschaft leisten, ich habe kein Pferd für Sie. Sie bleiben doch zum Diner."

Beim Mittagessen war der Fürst ungemein aufgeräumt; nach Tisch rauchte er vier Pfeifen, und ich konnte mich bis $^1/_2$11 Uhr mit ihm unterhalten. Bei Gelegenheit meines Besuches in Hamburg hatte ein Vertreter des „Hamburger Korrespondenten" mich über die wirtschaftliche Bedeutung Deutsch-Ostafrikas interviewt. Anknüpfend an den hierüber erschienenen Artikel im „Hamburger Korrespondenten" vom Juni 1890 kam der Fürst auf den Zanzibarvertrag zu sprechen. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er darüber denke.

„Ich hätte niemals meine Einwilligung zu solchem Vertrage gegeben. Die Küste war ja bereits effektiv in unserem Besitz, und Zanzibar wäre uns zweifellos später zugefallen. Der Wert Helgolands ist ein sehr zweifelhafter; es ist roter, weicher Sandstein, den man mit weittragenden Marinegeschützen zusammenschießen kann. Schon zu meinen Zeiten schwebten Verhandlungen über die Gewinnung Helgolands; das Opfer, das die Engländer dafür forderten, war mir aber zu groß."

Auf meine Bemerkung, ich fühlte mich in bezug auf seine politischen Mitteilungen zur Diskretion verpflichtet; da ich nun morgen zu der in Köln tagenden Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft reiste und es dort bekannt sei, daß ich in Friedrichsruh weile, so würde man zweifellos von mir erfahren wollen, wie der Fürst über diese wichtige Frage denke, antwortete Bismarck:

„Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, und ich ermächtige Sie, falls Sie gefragt werden, von dem, was ich gesagt habe, Gebrauch zu machen. Grüßen Sie die Kölner von mir, die mich noch zu Lebzeiten verewigt haben. Wie Sie wissen, hängt in meinem Arbeitszimmer eine Abschrift der Urkunde, welche beim Schlußsteinfest des dortigen Domes in die Kreuzblume eingelegt worden ist. Es ist mir eine liebe Erinnerung. Grüßen Sie die Kölner vielmals!

„Der erwähnte Artikel im ‚Hamburger Korrespondenten' hat mir übrigens gefallen. Sie haben eine gewandte Feder und Sie könnten der kolonialen Sache nützen, wenn Sie Ihre Reiseerfahrungen weiteren Kreisen durch die Presse zugängig machten. Am besten wäre es, Sie würden sich eines Blattes bedienen, das einen großen Leserkreis hat, und noch besser eines solchen, das bisher auf die koloniale Sache nicht gut zu sprechen war. Erst dann haben Sie sich ein wirkliches Verdienst zuzuschreiben."

Auf meine Anfrage nannte mir der Fürst auch die Zeitung, für die ich seiner Ansicht nach schreiben sollte.

Unter den auf dem Tische aufliegenden illustrierten Blättern fand ich den „Punch" vom 29. März 1890, Bismarck darstellend, wie er in der Kleidung eines Lotsen das Staatsschiff verläßt. Auf meine Bemerkung, ich wolle mir diese Nummer des „Punch" verschaffen, überreichte Bismarck mir dieselbe mit den Worten: „Nehmen Sie sie mit als Erinnerung an meine Tätigkeit."

In meinem Zimmer fand ich auf dem Schreibtisch eine Flasche alten Portweins, da sich die Fürstin Bismarck erinnert hatte, daß mir dieser 1888 so gut gemundet. Ich war bereits im Begriff, mich auszuziehen, als es an meiner Tür klopfte. Die Fürstin ließ fragen, ob ich noch eine Tasse Tee mit ihr trinken wolle. Als ich herunterkam, fand ich sie in Gesellschaft der Gräfin Eickstädt. Die Vorgänge des letzten halben Jahres bildeten den Gegenstand ihrer unverhohlenen Aussprache, die bis 2 Uhr währte.

Köln, den 30. Juni 1890.

Hotel du Nord. Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von den fürstlichen Herrschaften. Vor meiner Abreise nach Köln schickt mir noch die Fürstin Bismarck ihre Photographie auf mein Zimmer, begleitet von folgender Unterschrift:

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen für stetes, bestes Wohlergehen. J. v. B.

Das Kabinettbild ist von dem Hofphotographen Pilartz in Kissingen, zeigt die Fürstin in anmutiger Stellung im einfachen Straßenkleide mit Capothut, die Rechte auf den Sonnenschirm gestützt. Es trägt die Unterschrift: J. v. Bismarck. Friedrichsruh 30. 6. 90.

Die fürstlichen Herrschaften trugen mir noch auf, Wißmann, der in Köln erwartet war, aber sich Krankheit halber entschuldigen ließ, vielmals zu grüßen.

Köln, den 1. Juli 1890.

Bei Gelegenheit des Kolonialbankettes in der Flora bringe ich einen Toast auf die Frauen

aus; nach Beendigung ruft mir eine Stimme zu: „Sie waren bei Bismarck, wie geht's ihm?" Als ich meine günstigen Friedrichsruher Wahrnehmungen kund gab, erhob sich brausender Jubel.

Berlin, den 2. Juli 1890.

Im Auswärtigen Amte Nachfrage nach dem Briefe Buschiris gehalten. Herr von Schwartzkoppen aus der Reichskanzlei teilt mir mit, daß auf meinem Begleitschreiben der Vermerk des Herrn Legationsrates von Brauer sich finde: „Laut Befehl Sr. Durchlaucht zu den Akten des Auswärtigen Amtes zu nehmen." Friedrichsruh, 26. 9. 89 in Berlin 27. 9. 89 eingetroffen.

Berlin, den 4. Juli 1890.

Gräfin Eickstädt schreibt mir aus Friedrichsruh unter dem Gestrigen, es gehe noch an diesem Abend das Bild des Fürsten an meine Adresse ab. „Was Sie mir über das Fest in Köln schreiben hat den Fürsten interessiert und gefreut. Ihre Nachrichten über Wißmann sind ihm aber sehr betrübend, besonders, wenn es sich bestätigt, daß er seinen Abschied einzureichen gedenkt. Verdenken kann man es ihm freilich nicht unter den obwaltenden Verhältnissen."

Ich erhalte an demselben Tage per Post das Bild des Fürsten, unterfertigt: von Bismarck 30. Juni 1890.

Lauterberg im Harz, den 9. Juli 1890.

Am 5. Juli Abreise von Berlin hierher zum schwer erkrankten Wißmann. Auf meine der Fürstin Bismarck gemachte Mitteilung über den Zustand Wißmanns schrieb dieselbe zurück:

„Friedrichsruh, 8./7. 1890.

Geehrter Herr Wolf!

Wir beklagen so sehr die Krankheit von Herrn von Wißmann und mir geht's besonders nahe, daß das schlimme Asthma wiedergekehrt ist, weil ich's ja lange aus dem Grunde kenne und darum weiß, wie man dabei leidet und davon deprimiert wird. Und daß wir nun durch dieses Mißgeschick auf den Besuch von Herrn von Wißmann verzichten müssen, auf den wir uns schon so sehr gefreut, macht uns recht traurig! Gott helfe, daß die Krankheit bald gehoben sei und wir dann vielleicht doch noch die Freude haben dürfen, ihn hier zu sehen! Ich danke Ihnen viel für Ihre beiden lieben Briefe — weiß nicht, wer sein Taschentuch hier vergessen und ob er's wohl reklamieren wird. Wegen der ‚W'-Chiffre glaubte ich, es gehöre Ihnen, und wickelte drum die Bilder hinein.

Leben Sie wohl, geehrter Herr Wolf, und seien Sie herzlich gegrüßt, bitte unsere Empfehlungen an Herrn von Wißmann zu bestellen und unsere Teilnahme mit dessen Wünschen zu versichern.

Ich bin, lieber Herr Wolf, Ihre ergebene

J. v. Bismarck."

* * *

Im Spätherbst 1890 ging ich nach Ostafrika zurück, feierte Weihnacht mit Wißmann im Stromgebiet des Rufidji, schloß mich seiner Strafexpedition nach dem Kilimandscharo an und bereiste dann die portugiesischen Kolonien Afrikas, ferner den Transvaal und Swaziland.

Zanzibar, den 31. Dez. 1890.

Dem Fürsten Bismarck innige Wünsche übersandt. Heute abend mit Wißmann zum Diner beim englischen Generalkonsul, der nach Tisch mit uns in den Deutschen Klub geht, wo des Altreichskanzlers Wohl ausgebracht wird.

Zanzibar, den 1. April 1891.

Telegramm — an Fürst Bismarck, Friedrichsruh: „In treuester Anhänglichkeit gratulieren Eurer Durchlaucht herzlichst die Deutschen auf Zanzibar." Abends im Deutschen Klub bringe ich den Toast auf den Fürsten aus.

Prätoria (Transvaal), den 2. Juli 1891.

Früh 7 Uhr beim Präsidenten, Paul Krüger. Als ich an seinem Familientisch mit ihm Kaffee trank, besprach ich des näheren das von mir bereits ausgearbeitete Projekt, 50 Burenfamilien in Deutsch-Südwestafrika mit Kind und Kegel und ihrem Vieh anzusiedeln. Hierauf kam die Rede auf des Präsidenten Besuch in Europa, speziell bei dem Reichskanzler Bismarck. Krüger erzählte bei dieser Gelegenheit: „Bismarck und ich, wir konnten uns sehr gut verständlich machen; er hat plattdeutsch mit mir gesprochen, ich die Sprache meines Landes, und so bedurfte es zwischen uns keines Dolmetschers."

Delagoa-Bay, anfangs August 1891.

Mein dem Fürsten Bismarck zugedachter Brief Buschiris wurde mir nachträglich wieder zugestellt, worauf ich ihn dem Altreichskanzler einschickte. Unter Bezugnahme hierauf erhalte ich den nachstehenden Brief, der, nach Zanzibar adressiert, mich hier erreicht:

„Friedrichsruh, den 1. Juni 1891.

Ihr freundliches Schreiben und den merkwürdigen Brief Buschiris habe ich mit Vergnügen erhalten und bitte Sie, für Ihre Aufmerksamkeit meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

von Bismarck."

Am 7. Dezember 1891 in Neapel gelandet, besuchte ich in Rom Papst Leo XIII., um ihm Bericht über die Wirksamkeit der Missionen in Afrika zu geben.

Da auch des Fürsten Bismarck bei dieser Audienz Erwähnung geschah, lasse ich mein Tagebuch sprechen.

Rom, den 10. Dezember 1891.

Vorgestern nacht hier angekommen, machte ich gestern eine Eingabe wegen eines Empfanges beim Papst und erhielt bereits heute nachmittag 4 Uhr aus dem Vatikan folgende private Mitteilung: „Trotz Beschäftigung des Papstes, trotz öffentlicher und privater für diese und die nächste Woche angesetzter Audienzen bei Sr. Heiligkeit, wolle mich der Papst morgen früh 10 Uhr sehen."

Beigefügt war die offizielle Ansage, worauf auch vermerkt war, man erscheine im Frack, weißer Binde; keine Handschuhe.

Rom, den 11. Dezember 1891.

Nach einem Besuch bei Kardinal Simeoni, dem Generalpräfekten der Propaganda, und dem Staatssekretär Kardinal Rampolla stand ich 3/4 12 Uhr vor Seiner Heiligkeit, dem Papste Leo XIII., in seinem kleinen, mit roten Damastmöbeln sehr bescheiden ausgestatteten, einfenstrigen Empfangszimmer. Der Papst saß am anderen Ende des Zimmers auf einem etwas erhöhten Sessel, das Gesicht dem Fenster zugewandt. Nach der durch das Zeremoniell vorgeschriebenen ersten tiefen Verbeugung unmittelbar nach dem Ein-

treten, der zweiten Verbeugung in der Mitte des Zimmers ging ich schnellen Schrittes auf den Papst, der sich erhoben hatte und mir entgegentreten wollte, zu, um letzteres zu verhindern, und ließ mich ehrfurchtsvoll, wie es sich vor dem mächtigen Kirchenfürsten und dem edlen 82jährigen Greis geziemt, zum Handkusse auf das Knie nieder. Seine Heiligkeit erhob mich aber sofort und bat mich, Platz in seiner unmittelbaren Nähe zu nehmen. Seine Heiligkeit ging, nachdem er mich mit lauter wohltönender Stimme in huldvoller Weise willkommen geheißen hatte, sofort auf die Angelegenheit über, die mich zu ihm geführt. In gedrängter Kürze machte ich mein Exposé. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Papst gemacht. Seine Heiligkeit zeigte nicht nur ein seltenes Gedächtnis für Dinge, die vor vielen Jahren passiert waren, sondern auch soviel Interesse für das, was ich vorzutragen hatte, daß ich, von neuem ausholend, dem heiligen Vater haarklein mit allen Details dienen mußte. Das hatte ich von dem greisen, vielbeschäftigten Kirchenfürsten nicht erwartet. Punkt für Punkt mußte ich die Ereignisse, die zur Sprache kamen, erörtern. Punkt für Punkt gab mir Seine Heiligkeit mit einer Schlagfertigkeit, mit einer Logik und einem Scharfblicke seine Ansicht kund, wie man es sonst sicherlich selten von einem am Abschlusse seiner Lebensbahn angelangten Sterblichen erwarten kann.

Im Laufe des Gesprächs — das teils in italienischer, teils in französischer Sprache geführt wurde —, der Papst spricht auch deutsche Worte, wie z. B. das Wort „Kulturkampf", vollkommen richtig aus — berührte Se. Heiligkeit mit warmer Empfindung auch die Person des Altreichskanzlers. Der Papst sagte, er habe in der Zeitung gelesen, daß Fürst Bismarck seinen Sitz im Reichstag nicht einnehmen würde, da sein Arzt es verboten. Ich erlaubte mir zu erwidern, daß der Fürst, wenn es sich in wichtigen Fragen um das Wohl und das Wehe des Vaterlandes handeln sollte, soweit ich mir eine Ansicht habe bilden können, sicher sein eigenes Wohl dem des Vaterlandes, wie er es so oft im Leben getan, hintansetzen würde. Später sprach der Papst vom Besuch Sr. Majestät des deutschen Kaisers in Verbindung mit der Arbeiterfrage. Den Missionsangelegenheiten, welchen ein großer Teil der Unterhaltung zufiel, widmete er besonderes Interesse. Auch hierin bezeugte der Papst ein scharfes Gedächtnis. Die Karte Afrikas hat Leo XIII. genau im Kopf.

Am Schlusse der Audienz fragte mich der Papst: „Quel voyage allez-vous faire maintenant?" — „J'irai présenter mes hommages au plus grand homme d'Etat" — „Ah — vous allez chez le Prince de Bismarck! Saluez le Prince de ma part, nous avons eu de bons rapports."

Auch mir, wiewohl Protestant, wird der Eindruck, den die milde, verklärte Gestalt des edlen, greisen Kirchenfürsten macht, unvergeßlich sein. Ich prophezeie ihm übrigens, wenn keine Komplikationen eintreten, noch weitere zehn Jahre.

Hamburg, den 16. Januar 1892.

Um 11 Uhr nach Friedrichsruh. Der Fürst erwartete mich im Park und empfing mich mit den Worten: „Wo stecken Sie so lange? Ich habe Sie schon überall gesucht. Wir wollen einen Spaziergang machen."

Es lag hoher Schnee, und der Fürst meinte, hier müßten wir, wie in Afrika, im Gänsemarsch gehen. „Gehen Sie voran, Sie sind der Pfadfinder."

Ich hatte den Fürsten seit ein und einem halben Jahre nicht gesehen und freute mich, ihn gesund, frisch von Farbe, geistig und körperlich auf dem Damm zu finden. Der Parkteich war teilweise zugefroren, es trieben große Eisstücke auf dem Wasser. Bei herrlichem Sonnenschein herrschte starke Kälte, so daß der Schnee unter den Füßen knirschte.

„So, jetzt werden die Schwäne gleich ihre Aufwartung machen. Da kommen sie schon. Des Nachts ruhen sie auf dem Eise aus; ich habe leider kein Weißbrot mit, und sie sind gewohnt, etwas von mir zu bekommen . . . Nun, Sie haben ja Nettes erlebt bei Ihrem letzten Aufenthalte in Afrika!"

„Jawohl, Durchlaucht, man hat es mir nicht leicht gemacht. Als ich zur Einsicht gekommen war, daß eine Änderung der Kolonisationsmethode in Afrika stattfinden müsse, schrieb ich nach Berlin. Von dort antwortete man mir: ‚Nur ruhig, Wolf, um Gottes Willen nichts in die Öffentlichkeit, es wird geändert.' Daraufhin sah ich mir die Sache noch eine Zeitlang an. Aber es wurde nicht besser. Von Berlin aus geschah nichts; da wußte ich mir keinen anderen Ausweg, als an die Öffentlichkeit zu treten, und die Folge meines doch ausschließlich von patriotischen Gesinnungen eingegebenen Vorgehens war, daß Graf Caprivi, wie Ew. Durchlaucht wissen, ein Küstenverbot gegen mich erließ. Graf Caprivi sah indessen nach kurzer Zeit ein, daß ich im Recht war; der Gouverneur nahm seinen Abschied. Das Küstenverbot ist aber noch immer in Kraft. Was soll man da tun?"

„An Ihrer Stelle" — erwiderte Bismarck — „würde ich eine Petition an den Reichstag betreffs dieser Ausweisung richten und fragen, wie das werden soll, wenn einzelne Deutsche ohne Vergehen diktatorisch ausgewiesen werden können. Wie können da einzelne Pflanzer hinausgehen? Wenn dem Herrn Gouverneur die Nase nicht gefällt, so weist er sie einfach aus."

Als ich bei einer Biegung des Weges, an dem etwas weniger Schnee lag, auf die Seite bog, um den Fürsten vorgehen zu lassen, weil es mir peinlich war, den großen Mann hinter mir zu sehen, antwortete Bismarck:

„Gehen Sie nur weiter; mit Ihren jüngeren Beinen sind Sie der Wegmacher. Wollen Sie mir, bitte, erklären, wieso es kommt, daß einer, der als Gouverneur in Kamerun tüchtig war, in Ostafrika nicht reüssierte?"

Ich erwiderte, hier sei der Unterschied in der Bevölkerung größer als der zwischen einem Masuren und einem Oberbayern. An der Küste von Kamerun käme in der Hauptsache nur ein Negerstamm in Betracht, in Deutsch-Ostafrika dagegen gäbe es außer Suahelis, Zulus, Inder, Goanesen, Araber, Zanzibariten, Zugezogene aus dem Persischen Golf, von der Küste von Aden,

von den Maskarenen u. s. w., und was von der Verschiedenheit der Einwohner gelte, gelte auch von ihrer Religion, von ihren althergebrachten Gebräuchen, von ihren Gesetzen und ihrer Lebensweise."

„Ja," entgegnete der Fürst, „dann ist mir die Sache allerdings klar."

„Ich kann dies Ew. Durchlaucht noch durch ein Beispiel näher erläutern. Mein Freund, Karl Maria von Gravenreuth, früher bayerischer Offizier, war die rechte Hand Wißmanns. Er verstand es, in Krieg und Frieden vorzüglich mit den Küstenleuten in Ostafrika umzugehen. Was er sagte, nahmen die Leute als Gesetz an, weil er sie verstand, und er war unter dem Namen: 'Simba mrima', das heißt der Löwe der Küste, bekannt. Durch einen Mißgriff der Kolonialverwaltung wurde er nach Kamerun kommandiert, und so verloren wir unerwartet schnell diese ungemein wertvolle Kraft, auf die wir Bayern stolz waren. Denn gerade sein stürmisches Draufgehen, das ihm in Ostafrika, wo der Gegner nicht zu schießen verstand, zum Siege verhalf, brachte ihm in Kamerun, wo die Eingeborenen Hinterlader besitzen, sich solcher zu bedienen wissen und nach europäischer Taktik Verteidigungswerke anlegen, bei der ersten großen Sache den frühzeitigen Heldentod. Ich habe mir, weiß Gott, redlich Mühe gegeben, dem Geheimrat Kayser auseinanderzusetzen, was unseren Kolonien not tut; aber es sind da so viele Strömungen, und er muß so-viel Rücksichten nehmen, er hat so viele Feinde und Neider, daß er sich nicht zu helfen weiß."

„Ja," erwiderte Bismarck, „ein Held ist er nicht, aber er hat sich doch sehr eingearbeitet. Er ist durch mich in diese Stellung hineingekommen; früher hat er meine Söhne für das Examen präpariert!

„Es wird wohl jetzt Zeit zum Frühstück sein!"

An der Tafel fand ich die Fürstin, Lothar Bucher, Schwenninger, Chrysander; es gab Kaviar, Spickaal, kalte Küche, dann Königsberger Klops mit Kartoffeln. Der Fürst trank zuerst Champagner-Bier in halben Flaschen, ein neues Getränk, das ihm als diätetisch empfohlen war; außerdem gab es Sedlmayr-Bier und Portwein; dazwischen wurde alter Litauer Korn angeboten. Nach dem Frühstück Kaffee, Kognak und Zigarren.

Der Appetit des Fürsten, sowie der Fürstin, welch letztere ich wohler aussehend und weniger kurzatmig als im Jahre 1891 fand, ist ausgezeichnet. Gegen Ende des Frühstücks nahmen die Hunde des Fürsten ihren gewohnten Platz zu beiden Seiten ihres Herrn ein. Es war bei dem kleinen Kreise ein schönes Bild urdeutscher Gemütlichkeit.

Der Fürst sagte: „Ich finde den Tod des Herzogs von Clarence*) recht traurig für England, wie für seine junge Braut im besonderen. Der Herzog von Clarence hat mir immer sehr gut gefallen; er war ein frischer, liebenswürdiger Mensch, und ich war sehr ergriffen, als ich die Todesnachricht erhielt."

*) Albert Victor, Herzog von Clarence, geboren den 8. Januar 1864, gestorben den 14. Januar 1892, der älteste Sohn des Prinzen von Wales; derselbe starb kurze Zeit nach seiner Verlobung mit der Prinzessin Victoria Mary von Teck.

Auf die Frage der Fürstin: „Haben Sie Ihr Gepäck nicht mitgebracht? Sie bleiben doch ein paar Tage bei uns," erwiderte ich, ich sei, um keine Umstände zu veranlassen, in Hamburg abgestiegen.

„Ach ja," sagte der Fürst, „wir fahren ja heute zu Waldersees, und das Wölfchen würde sich hier langweilen."

„Ja," fügte die Fürstin bei, „wenn das nicht der Fall wäre, hätten Sie nach Hamburg um Ihre Sachen telegraphieren und unbedingt hier bleiben müssen."

Als wir uns von der Tafel erhoben, äußerte der Fürst: „Da warten schon meine Abonnenten." Er meinte damit die Vögel, welche auf der Balustrade der Terrasse saßen und bei der großen Kälte nach ihrem Wohltäter ausspähten, an dessen Spende sie gewohnt waren.

„Euer Durchlaucht," so bemerkte ich, nachdem der Fürst seine Pfeife angezündet hatte, „habe ich noch mitzuteilen, daß ich am 12. Dezember eine einstündige Privataudienz bei dem Papste hatte und daß Seine Heiligkeit sich mit warmer Empfindung mit mir über Eure Durchlaucht unterhalten und Grüße für Hochdieselben aufgetragen haben."

„Wie geht's dem alten Herrn? Wir sind stets gut miteinander ausgekommen und der Papst hat mir seinen höchsten Orden mit Brillanten verliehen, aber mit der verflixten kleinen Exzellenz*) konnte ich nicht auskommen."

Und mit bezug auf meine dem Papst über das Reichstagsmandat Bismarcks gemachte Bemerkung meinte die Fürstin:

„Mein Mann nahm das Reichstagsmandat nur an, damit der Sitz nicht an einen Sozialdemokraten oder einen Freisinnigen verloren geht. Er geht nicht nach Berlin, wenigstens jetzt nicht; er müßte schweigen oder frisch von der Leber weg reden, und beides will er nicht."

Der Fürst auf dem Sofa, aus der Zeitung vorlesend: „Ah, da ist wieder eine ganz neue Selbstmordmethode; ein junges Mädchen stellt sich unter die Windmühlenflügel, um ihrem Leben ein Ende zu machen."

Als ich dem Fürsten das gestrige Abendblatt einer Berliner Zeitung vorlegte, in welchem die Chefredaktion meine scharfe Kritik über die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika in einem Zusatze billigte, sagte Bismarck: „Das sieht dem Blatte allerdings nicht ähnlich; das wird der Kolonialabteilung nicht gefallen."

Von einer Reise in noch wenig bekannte Gegenden Rußlands riet mir der Fürst zurzeit ab: „Die Deutschen sind dort augenblicklich nicht gerne gesehen, und" — setzte er lächelnd hinzu — „Sie können wieder einmal ausgewiesen werden."

Die Fürstin bringt ein Album mit photographischen Ansichten der im Museum in Schönhausen befindlichen Gegenstände, und macht mich auf die Photographien der von mir gestifteten ethnographischen Gegenstände aufmerksam.

*) Der Führer der Zentrumspartei Dr. Windthorst.

Vor meiner Verabschiedung mußte ich mich noch in das Gästebuch eintragen. —

Schönhausen a. d. Elbe, den 25. Januar 1892.

Einer Einladung des Grafen Herbert folgend, begab ich mich um 11 Uhr nach Schönhausen, woselbst ich nach dem Frühstück mit ihm das Museum besichtigte. Es fallen mir von großen Ölgemälden auf: die Kaiserproklamation in Versailles 18. Januar 1871, die lebensgroßen Porträts verschiedener Regenten Europas, ferner die große Zahl von Ehrenbürgerbriefen, Humpen, Photographien, Geschenke aller Art, die sämtliche Räume des ersten Stockwerks füllen. Beginne mit dem Auspacken meiner Sammlung. Gegen Abend Spaziergang im Park, wobei mich der Graf an die Gräber zweier seiner Vorfahren führt. Vor dem Schlosse stehen vier Kanonen, Geschenke Kaiser Wilhelms I., Geschütze aus der Zeit Ludwigs XIV. und XVI., sowie Napoleons III. Nach dem Mittagessen habe ich mit dem Grafen Billard gespielt. Ich sah im Schlosse einen vorzüglichen Stich des Fürsten Bismarck von Hecht in München nach einem Gemälde des Meisters Lenbach vom Jahre 1889, der Fürst nach dem Frühstück im Lehnstuhl sitzend, sich zur Unterhaltung hochrichtend, die Rechte, wie seine Gewohnheit ist, auf die Lehne gestützt, in der Linken die lange dampfende Tabakspfeife. Der Stich gefiel mir so gut, daß ich mir vornahm, einen gleichen zu kaufen und den Fürsten zu bitten, denselben mit seiner Unterschrift und dem Datum meines letzten Besuches in Friedrichsruh zu versehen.

Schönhausen, den 26. Januar 1892.

Um 9 Uhr gemeinschaftliches Frühstück, bis 1 Uhr im Museum gearbeitet, zweites Frühstück. Dann bis 6 Uhr im Museum weiter gearbeitet. Die Sammlung provisorisch aufgestellt und Skizzen gemacht für die definitive Unterbringung.

Es meldet sich ein zweiter Besuch in der Person Sr. Durchlaucht des Prinzen Christian Krafft zu Hohenlohe-Oehringen, den ich schon früher schätzen gelernt hatte. Um 8 Uhr Diner, alsdann interessante politische Unterhaltung bis 11 Uhr. Billardspiel bis zum Schlafengehen.

Ich erhielt heute den folgenden Brief aus Friedrichsruh:

„Friedrichsruh, 25. 1. 1892.

Geehrter Herr Wolf!

Mein Sohn schrieb mir, daß er Sie heute in Schönhausen erwartet; so will ich Ihnen dahin unseren herzlichen Dank senden für die merkwürdige wuchtige Peitsche*) und die zauberhaften Blumen, die wirklich überwältigend schön waren und noch immer neben meinem Schreibtisch wundervoll duften.

Es war so liebenswürdig von Ihnen, unser zu gedenken in so köstlicher Weise, die uns sehr erfreut, und **wir beide** danken Ihnen recht von Herzen dafür.

Schönhausen wird Ihnen gewiß gefallen — es ist solch eigentümliches Haus, wie ein Märchen aus alten Zeiten, und man merkt ihm die 600 Jahre, in denen es ehrwürdig dasteht, schwer an. Und wie behaglich und wohnlich hat mein Sohn sich's eingerichtet! — Ich habe im Sommer große Freude daran gehabt und wäre ich nicht gar so kümmerlich und schwerfällig, würde ich ihn gern oft dort besuchen. Grüßen Sie ihn viel, bitte, und sagen Sie ihm, ich ließe sehr für seinen lieben gestrigen Brief danken und freute mich innig zum Mittwoch.

Leben Sie wohl, lieber Herr Wolf, möchten Ihre Mühen in Berlin doch mit Erfolg gekrönt werden, so daß Sie fröhlich und zuversichtlich abreisen mögen, in eine glückliche Zukunft hinein. Mein Mann und ich grüßen Sie herzlich, lieber Herr Wolf, und so behüte Sie Gott allerwegen!

Ihre ergebene

J. Bismarck."

*) Es war das eine Sklavenpeitsche, ein Beutestück aus dem Araberaufstand.

Berlin, den 28. Januar 1892.

Hotel Kaiserhof. Gestern früh 10 Uhr verabschiedete ich mich von Schönhausen. Erhalte heute den Besuch des Reichstagsabgeordneten Major v. Massow-Rohr, Gutsnachbar von Bismarck in Varzin, und zweier Parteifreunde desselben, welche mit mir über die Petition sprechen, die ich nach Bismarcks Rat in Sachen des gegen mich erlassenen Küstenverbots an den Reichstag richten soll. Dieselben teilen Bismarcks Auffassung, daß ich die Verfügung Caprivis nicht ruhig hinnehmen dürfe

Berlin, den 30. Januar 1892.

Schicke ein Duplikat des Stiches, welcher mir in Schönhausen so gut gefallen hat, an die Fürstin Bismarck, mit der Bitte um die Unterschrift Sr. Durchlaucht: besonders dankbar wäre ich für einen Sinn- oder Hausspruch desselben.

Berlin, den 4. Februar 1892.

Werde durch die folgenden Zeilen erfreut, wofür ich mich sofort bei der Fürstin bedanke, auch sie um ein Andenken in Gestalt einer Photographie bittend

„Friedrichsruh, 3. 2. 92.

Lieber Herr Wolf!

Sinn- oder Haussprüche, wie Sie's nennen, schreibt mein lieber Gatte nie, unter Bilder überhaupt nicht. — Er ist schon unzähligemal angegangen, hat's aber stets refüsiert. So konnte ich Ihren Wunsch auch nicht erfüllen, lieber Herr Wolf, so gerne ich's ja getan.

Aber die Unterschrift mit Datum (Ihres lieben Besuchs) hat er gleich gegeben — trotzdem er schon einmal lithographisch dasteht, und außerdem hat er mir viele herzliche Grüße dazu für Sie aufgetragen.

Ich existiere nirgends so umfangreich. Bin mal in Kissingen für meine Kinder in größerem Format photographiert, habe die Platte dann aber gleich vernichten lassen, weil ich nicht am Photographenfenster breit ausstehen mochte. Ich bin nur mehr in Kabinettbildern vorhanden, weiß nicht, welches Sie von mir haben — bin zuletzt im vorigen Jahre hier — mit einer Goliathshand abgedruckt, welches meine Freunde sämtlich scheußlich finden, ebenso eine ‚Aufnahme' von 83 — die mir ganz erträglich erscheint, und ich Ihnen wahrscheinlich gab — (im Hut?). Dann ist noch ein Versuch gemacht, 1871 im Sammetkleide, jedenfalls das beste — jetzt aber wenig kenntlich, weil zu jung.

Wollen Sie die Riesenhand haben — so

schicke ich sie Ihnen gern. Sie können ja den Kopf abschneiden, der leidlich gelungen.

Und nun leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen, lieber Herr Wolf!

Ich grüße Sie herzlich und bin

Ihre ergebene

J. Bismarck."

Berlin, den 7. Februar 1892.

Erhalte die erbetene Photographie Ihrer Durchlaucht, Kabinettaufnahme des Hofphotographen A. Bockmann in Straßburg i. Elsaß, mit der Fürstin Unterschrift: J. v. Bismarck, Friedrichsruh, 16. Jan. 92. Dieselbe stellt die Fürstin ohne Hut im dunklen Sammetkleide mit Schmelzbesatz dar, die Arme übereinander gelegt. Die Gabe war von folgenden Zeilen begleitet:

„7. Februar 1892.

Da bin ich mit herzlichen Grüßen.

J. v. B."

* * *

14. April 1892 schiffte ich mich zu einer weiteren afrikanischen Reise ein, nicht ohne vorher am 1. April mit den sich auf Sizilien aufhaltenden Deutschen ein Festessen zur Feier des Geburtstages des Fürsten in Taormina veranstaltet zu haben.

August 1893 von der Reise nach dem Viktoriasee und um denselben, durch die Länder Uganda, Umburru und Umbugwe nach Europa zurückgekehrt, besuchte ich wieder den Papst und kam über Paris, wo ich dem Minister des Auswärtigen, und über Spa, wo ich dem König von Belgien meine Aufwartung gemacht, in Berlin an, um dem Grafen Caprivi Bericht über das Resultat meiner Reise zu machen. Graf Caprivi, mit dem ich betreffs der Verwaltung Deutsch-Ostafrikas in Differenzen geraten war, die ihn zur Verfügung veranlaßt hatten, mir das Betreten des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes zu untersagen, trat mir mit den Worten entgegen: „Ich habe Ihnen unrecht getan, ich sehe es ein, wir wollen die Streitaxt zwischen uns begraben!" —

Ich hatte auf eine am 22. August nach Kissingen gerichtete Anfrage die telegraphische Mitteilung erhalten, daß Fürst Bismarck, welcher soeben eine schwere Krankheit überstanden hatte, wohler, und daß mein angekündigter Besuch willkommen sei.

Ich reiste nach Kissingen und wurde zum 26. August um 7 Uhr mit einer Tischeinladung erfreut.

Über die im Kreise der Bismarcks verlebten Stunden besagt mein Tagebuch:

Kissingen, den 26. August 1893.

Obwohl mir infolge der Nachtfahrt von Berlin hieher, wobei ich mir ein Zahngeschwür zuzog, das Gesicht sehr verschwollen war, nahm ich die Einladung an, weil ich mich der Gefahr, den Fürsten vielleicht gar nicht sprechen zu können, nicht aussetzen wollte.

Meine Befürchtung, daß ich den Fürsten noch sehr angegriffen finden würde, hat sich, Gott sei Dank, nicht bestätigt. Er leidet zwar an Gesichtsschmerzen und wie es scheint auch an Rheuma, sonst ist er aber unverändert wie ich ihn im Januar v. J. gefunden, lebhaft, witzig und lebensfreudig. Die Fürstin zeigt mehr Stubenfarbe wie ehedem; sie ist eingefallener, hat aber ihre ganze Lebendigkeit und Unterhaltungsgabe bewahrt. Zugegen waren bei Tisch noch Hofrat Dr. Dieruf nebst Frau, der protestantische Stadtpfarrer Hausleiter, Salinenarzt Dr. Heckenauer, Dr. Chrysander und Oberst von Goldammer aus Stangenteich bei Friedrichsruh.

Der Fürst kam mit großer Herzlichkeit auf mich zu und sagte:

„Sie sehen ja diesmal gar nicht so verbrannt aus."

Als er bei Tisch sah, daß ich nichts Konsistentes essen konnte, äußerte er, er wolle mir zwei weiche Eier kochen lassen.

„Wir befinden uns übrigens" — so fuhr er fort — „in gleichem Zustande. Sie sehen, auch ich kann vor Gesichtsschmerzen nicht kauen: dafür wollen wir um so kräftiger trinken."

Da die Tischgesellschaft zu zahlreich und nicht intim genug war, hielt ich es für angezeigt, mich jetzt nicht über das zu äußern, was ich dem Fürsten auszurichten hatte, und unterhielt mich deshalb zumeist mit der Fürstin, die wie immer von einer großen Liebenswürdigkeit für mich war.

Kissingen, den 27. August 1893.

Fahre zu verschiedenen Gärtnern, um für morgen weiße Rosen und blaue Vergißmeinnicht zu einem Bouquet in den bayrischen Landesfarben und mit dem Spruch: „In Treue fest, in Liebe heiß, Stets zum Fürsten, gut blauweiß", zu bestellen.

Abends sehe ich den Reichstagsabgeordneten von Massow-Rohr, welcher mir erzählt, die Fürstin habe zu Schwenninger bemerkt, ich hätte infolge des geschwollenen Gesichtes so gesprochen, als ob ich einen Neger im Mund gehabt hätte. Ich mußte über diesen Einfall so lachen, daß das reife Zahngeschwür aufging.

Kissingen, den 28. August 1893.

Abends $\frac{1}{2}7$ Uhr fuhr ich zu Professor Schwenninger nach der oberen Saline, um mich von ihm auf fernere Tropentauglichkeit untersuchen zu lassen. Um 7 Uhr meldete der Diener, es sei serviert, der Fürst ließe bitten, ich möge mitessen. Da ich nicht in Gesellschaftsanzug war, ließ ich mich durch den Diener entschuldigen, worauf er mit der Meldung zurückkam, ich möchte trotzdem bleiben.

Heute waren wir en petit comité; anwesend außer dem Fürstenpaar nur Professor Schwenninger, Chrysander und Frau von Reckow, Priorin aus Stolp. Ich bekam meinen Sitz zur Rechten des Fürsten angewiesen; er litt heute weniger an Gesichtsschmerzen als vorgestern und war infolgedessen aufgeräumter. Während er am Samstag nur Suppe zu sich nahm, verzehrte er heute Forellen, weich gekochten Schmorbraten mit Kartoffeln und Kompott mit großem Appetit. Als ich den Fürsten so zugreifen sah, bemächtigte sich auch meiner, der ich mehrere Tage gefastet, ein förmlicher Heißhunger, worüber Bismarck sich freute; wir tranken vorzügliches Faßbier, das ihm von einem Münchner Großbrauer gesandt worden war. Er äußerte, es sei rührend, wie viele Aufmerksamkeiten er von meinen bayrischen Landsleuten erfahre. Allen voran leuchte der Prinzregent, der, so oft er die bayrische Grenze über-

schreite, ihm Wagen, Pferde und Dienerschaft zur Verfügung stelle. „Ich weiß nicht, wie ich ihm jemals danken kann."

Des weiteren unterhielt sich Bismarck mit mir über meine Reisen, vor allem über die deutsch-ostafrikanische Kolonie und über Zentralafrika. Das Kapitel „Missionen" interessierte ihn: er entwickelte eine so genaue Kenntnis aller geistlichen Orden und ihrer Geschichte, daß ich erstaunt war. Es war und wird mir stets ein Rätsel bleiben, wo Bismarck diese unbeschreibliche Fülle von Wissen hernimmt. Er illustrierte an Beispielen, daß die Methode der katholischen Missionen in den Kolonien jener der protestantischen vorzuziehen sei. Demnächst sprachen wir über die neuerlichen Bestrebungen der Antisklavereigesellschaft, und Bismarck meinte, eine plötzliche Emanzipation des Negers sei nur zu dessen Schaden.

„Was halten Sie vom Neger?"

Ich erwiderte, der Neger käme mir vor wie ein Mittelding zwischen Kind und Affen, worauf der Fürst laut lachte; „allerdings" — fügte ich hinzu — „gibt es unter den Negerstämmen Ausnahmen, wie z. B. die Bagandas." Nunmehr beteiligte sich die Fürstin auch an diesem entre la poire et le fromage entstandenen Kolonialgespräch. Ihre Frage: „Haben Sie vieler Menschen Tod verursacht?" konnte ich verneinen, worauf der Fürst bemerkte: „Man könnte sich ja auch des Gegenteils schuldig machen." Die Konversation war in dem kleinen Kreise lebhaft; die Fürstin hatte in den „Hamburger Nachrichten" einen Artikel über das Schächten der Juden gelesen, und frug nun: „Otto, was ist eigentlich das Schächten?", was Bismarck nun auch wieder so sach- und sachgemäß beantwortete wie ein Talmudgelehrter.

Wir hatten ziemlich lang bei Tisch gesessen und waren eben im Begriffe, aufzustehen, als Graf Janos Palffy, der Onkel der Gräfin Herbert Bismarck (geb. Gräfin Hoyos), bei welchem im vergangenen Jahre in Wien die Hochzeit des Grafen Herbert gefeiert worden war, erschien. Nun blieb man bei einem Glas Bier noch sitzen; später verfügte sich die Gesellschaft nach dem anderen Ende des großen, weißgedeckten Saales. Es bereitete dem Fürsten sichtlich Schmerzen, als er es sich auf dem für seinen gigantischen Körper viel zu kurzen, altfränkischen Kanapee bequem machte. Der kleine Kreis gruppierte sich jetzt um ihn herum.

Bezugnehmend auf die von mir in einem Berliner politischen Blatte veröffentlichten und von dort in andere Zeitungen übergegangenen Berichte über meine Reise nach Zentralafrika, bemerkte die Fürstin: „Eigentlich habe ich mich gewundert, daß Sie für Ihre Veröffentlichungen eine Zeitung gewählt haben, die meinen Mann so häufig zur Zielscheibe ihrer Angriffe gemacht hat," — worauf ihr der Fürst, noch ehe ich Antwort geben konnte, ins Wort fiel: „Ich selbst habe Herrn Wolf zu dem Blatte geraten. Die Kolonialpolitik hat mit der inneren Politik nichts zu tun, und daß Herr Wolf die von dem Blatt mir gegenüber eingenommene Haltung nicht billigt, ist mir hinlänglich bekannt."

„Das wußte ich nicht, Ottochen —" bemerkte die Fürstin beschwichtigend.

Über den politischen Teil des Gespräches gehe ich hinweg, da sich derselbe zur Zeit doch nur fragmentarisch oder mit Weglassung der Pointen wiedergeben ließe. Graf Palffy erzählte sehr interessant und gab sich alle Mühe eines geistreichen Causeurs, um dem Fürsten über seine Schmerzen hinweg zu helfen. Die Fürstin wollte nun von dem Onkel ihrer Schwiegertochter, der als gourmet gilt und, so viel mir bekannt, als Verfasser eines Kochbuches für den feinsten Geschmack in den höchsten Kreisen der Aristokratie bekannt ist, wissen, wie das Gericht heiße, das ihrem Manne in Wien bei ihm so gut geschmeckt habe. Graf Hoyos nannte erst verschiedene Gerichte, es wurde hin- und hergeraten, schließlich kam die Fürstin auf das richtige, es war ein Entrée in einer Form von Butterteig ‚purée de volaille aux quenelles'.

„Ja" — warf der Fürst ein, die Zeitung, in der er las, auf die Erde fallen lassend — „nun hat sie's, nun haben wir's, purée de volaille, aux quenelles". Graf Palffy versprach, dem Koch am nächsten Tage die Herstellung dieses Gerichtes zu erklären.

„Mein Vater war ja Koch" — meinte lächelnd der Graf, einer der liebenswürdigsten Kavaliere, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Der Fürst rauchte heute zwei Pfeifen hintereinander mit mehr Behagen als vorgestern; einmal begab er sich auf sein Arbeitszimmer, wohin ihm Professor Schwenninger, da dasselbe dunkel war, mit einem brennenden Papierfidibus nachleuchtete. Alles einfach, gemütlich, ungekünstelt.

Ich erzählte dem Fürsten noch über den Verlauf meiner Audienz bei dem König der Belgier in Spa.

Mittlerweile war es 10 Uhr geworden, wir verabschiedeten uns, der Fürst lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, worauf ich mit dem Grafen Palffy den Rückweg nach Kissingen antrat.

Kissingen, den 29. August 1893.

Lange Unterhaltung mit Graf Palffy, der dem Fürsten Bismarck noch eine Lebensdauer von drei bis vier Jahren prophezeit. Er erörterte eingehend die Eventualität einer Aussöhnung desselben mit dem Kaiser, glaubt nicht daran, daß Frankreich mit uns Frieden wolle, „in der Politik gibt es keine Offenheit, keine Freundschaft, keine Liebe, keine Neigung; alle guten Eigenschaften müssen weggedacht werden; nur das eigene Interesse ist maßgebend".

Kissingen, den 30. August 1893.

In der Früh Schwenninger in der Saline besucht. Der Fürst hat eine gute Nacht gehabt und schlief noch um 9 Uhr. Abends erzählte ich dies in der Altdeutschen Weinkneipe Adolf Menzel, der es wiederum dem neben ihm sitzenden tauben Professor von Treitschke auf einen Zettel aufschrieb, worauf wir auf Bismarcks Wohl eine Flasche Deidesheimer tranken.

Kissingen, den 31. August 1893.

Bei Gelegenheit meines letzten Besuches in der Saline erwähnte Fürst Bismarck, als die Rede auf seine Hunde kam, daß am 31. August der Namenstag seiner Hündin Rebekka sei. Aus diesem Anlaß erlaubte ich mir den Scherz, für diese Hündin ein Kollier von Knackwürsteln mit Blumen durchflochten nach der Saline zu senden.

Gleichzeitig folgte ein Riesenblumenkorb zusammengesetzt aus Hunderten von Herbstzeitlosen und anderen Kindern der herbstlichen Flora, welche ich beim Durchstreifen von Wald und Flur gepflückt hatte. Hierauf bezieht sich das nachfolgende Telegramm:

„Saline (Kissingen), den 31. August 1893.

Ich danke ergebenst für die überaus gütige Erinnerung meines Namenstages und habe mit großer Freude von der herrlichen Sendung gefrühstückt.

Die Fürstin dankt Ihnen sehr herzlich für den unvergleichlich wundervollen Blumenkorb und sendet viele Grüße. Rebekka."

Kissingen, den 1. September 1893.

Früh 10 Uhr begab ich mich hinaus zu Schwenninger, um mich nach des Fürsten Befinden zu erkundigen. Er lag noch im Bett, hatte eine schlechte Nacht gehabt, war von Schmerzen geplagt worden. Schwenninger meinte, es sei kein Gedanke, daß der Fürst diese Woche abreisen könne. Nachdem ich die Saline bereits verlassen hatte, ließ mich die Fürstin zurückrufen, um sich mit mir eine halbe Stunde lang über die Liebenswürdigkeiten des bayrischen Prinzregenten, über die Schönheit Oberbayerns und seine treuherzigen Einwohner, über Tölz-Krankenheit, das sie seinerzeit zur Linderung ihrer Leiden aufgesucht hatte, zu unterhalten. Dabei erwähnte sie mehrmals mit dem Ausdruck des Dankes den Namen der Familie Loder.

Schließlich brachte sie das Gespräch auf meine engere Heimat, die bayrische Pfalz. Wie lieb ist doch die Fürstin, und welch feine Art hat sie, sich für ihr erwiesene Aufmerksamkeiten zu bedanken.

Erst am heutigen Tage gelangt ein Schreiben des Fürsten Bismarck d. d. Friedrichsruh, 4. Januar 1893, in meine Hände, worin sich derselbe für meinen aus Zentralafrika an ihn gesandten Neujahrswunsch bedankt.

Kissingen, den 4. September 1893.

Vormittags in die Saline; Fürst Bismarck hat wiederum eine schlechte Nacht gehabt, die Neuralgie hat ihm stark zugesetzt. Von der vierten Morgenstunde ab war Schwenninger bei ihm; bis zum heutigen Tag hat er vierundzwanzig Bäder genommen; vier weitere waren vorgesehen; es war indessen in den letzten Tagen empfindlich kalt geworden; auch die Fürstin hatte Feuer in ihrem Zimmer. Sie sagte: „Mein Mann möchte gerne fort, nach Varzin, es ärgert ihn, daß er hier so gefesselt ist. Nach dem Süden zu reisen, daran ist nicht zu denken. So weit will mein Mann nicht mehr fahren; er hat es im vorigen Jahr abgelehnt nach Fiume zu gehen, wo Herberts Hochzeit stattfinden sollte, weil die Fahrt über den Karst vierzehn Stunden mehr in Anspruch genommen hätte als die nach Wien. Wäre er nach Fiume gefahren, so wären die Dinge in Wien nicht passiert. Der alte Kaiser von Österreich war immer so wohlwollend für meinen Mann. Was in Wien vor sich ging, hat meinem Manne sehr leid getan und er hat es so schnell nicht überwunden."

Ich blieb eine halbe Stunde bei der Fürstin, verabschiedete mich dann von ihr mit der Bitte, seiner Durchlaucht meinen tiefsten Respekt zu sagen, hoffend daß der Fürst recht bald vollkommen schmerzfrei sein möge.

Bienenleben.

Sie neigte bald ihr Ohr. Wir sahn uns an.
Und meine Stimme war von Honig süss.

„Geliebteste, wir sammeln süssen Seim,
Und manche Blüte muss sich uns erschliessen
Bald still im Dunkel, bald in wilder Pracht.
Wir naschen überall, doch nehmen wir
Vom Lieblichen das Lieblichste, vom Guten
Das Beste, von des Himmels keuschem Licht
Das Allerzarteste, das Blumen schmückt.
Wir wählen nur die holdesten der Düfte,
Drin eine Seele atmet, fein, so fein,
Dass rohe Sinne keinen Hauch verspüren.
Und was an Sehnsucht manche bange Stunde
Aus unberührten Kelchen dunkel drängt,
Wir nehmen es und schenken reichlich wieder.
Wir scheinen sparsam und verschwenderisch,
Denn unsre Speise labt wie Himmelsbrot.
Die Poesie ist unsre Königin,
Ihr folgen wir bei jedem trunknen Schwärmen,
Wie es dem grossen Imker wohlgefällt . . ."

Da neigte sie die jungen Blütenlippen
Und gab mir ihre ganze Süssigkeit.

Franz Evers.



Tangermünde. Studie von Prof. Georg Koch-Berlin.



Abb. 1. Auf dem Bahnhof in Kiautschou.

Mit dem Kaiserlichen Gouverneur des Kiautschou-Gebiets im Innern Schantungs. I.

Von

Harry Koenig,

Gouvernementsarzt.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien von Oberleutnant Kurz.

Im November 1902 hatte der neuernannte Gouverneur der Provinz Schantung Chou fu dem Schutzgebiet und dem Vertreter des Kaisers seinen Antrittsbesuch gemacht; er kam auf dem Seewege von Weiheiwei hier an und wurde mit den seinem hohen Range und der Bedeutung seiner Stellung entsprechenden Ehren empfangen; ein siebenundsechzigjähriger hochgewachsener Mann, mit klugem, von geistiger Arbeit zeugendem Gesicht, lebhaften Geistes, so stellte er sich uns vor und so gewann er sich im Laufe der Tage, die er hier verbrachte, die Sympathien aller, die dienstlich oder außerdienstlich mit ihm in Berührung traten.

Er hatte für alles Interesse: er besichtigte die Schulen und Werkstätten, die Hafen- und Eisenbahnbauten, die Handels- und Kaufhäuser, die Kasernen und Forts und zeigte namentlich auch für die umfangreichen Aufforstungsarbeiten lebhaftes Verständnis. Ihm und seinen Begleitern war ein Haus in der Nähe der Dienstwohnung des Gouverneurs eingeräumt und Sorge getragen worden, daß Kost und Lebensgewohnheiten möglichst den chinesischen Sitten entsprechend geregelt werden konnten.

Als Chou fu nach circa achttägigem Aufenthalt schied, geleitete ihn unser Gouverneur zur Bahn und schied von ihm mit dem Eindruck, daß seine lebhaften Worte des Dankes von Herzen kamen.

Ein baldiger Gegenbesuch wurde von Chou fu erbeten und von Gouverneur Truppel auch zugesagt.

Diesem Gegenbesuch galt in erster Linie die kleine Expedition, die am 29. März v. J. von Tsingtau aufbrach: an ihrer Spitze der Kaiserliche Gouverneur Kapitän zur See Truppel, begleitet von seinen Adjutanten, dem Hauptmann Gandenberger von Moisy und Oberleutnant Kurz, ferner der Dolmetscher Mootz und endlich der Schreiber dieser Zeilen.

Sorgfältig und von langer Hand waren die Vorbereitungen getroffen worden, denn wir konnten nicht darauf rechnen, in heimischer Weise Nachtquartier vorzufinden; Feldbetten mußten beschafft und schützende Kisten für sie angefertigt werden. Wasserdichte Koffer aus Eisen oder Holz wurden

an jeder nur möglichen Stelle mit dem Namen des Besitzers versehen; Dauerproviant in fester und flüssiger Form und hinreichender Menge mußte gleichfalls bruch- und regensicher verpackt werden. Endlich galt es, die Pferde auf die ihnen bevorstehenden Anstrengungen durch tägliche ergiebige Übung vorzubereiten.

Am 28. März waren alle Vorbereitungen getroffen, und am folgenden Morgen verließ die kleine Expedition um acht Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zug die Stadt Tsingtau.

Die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft hatte uns in dankenswerter Weise ihren neuen Direktionswagen zur Verfügung gestellt; er wurde von uns eingeweiht und erwies sich als so praktisch und bequem gebaut und eingerichtet, daß eine kurze Schilderung als Dankespflicht erscheint. Wie bei unseren D-Wagen erlauben je zwei Türen an den Endseiten des Wagens den Zutritt zu ihm; der Wagen enthält ein Arbeitszimmer mit zwei Tischen und Stühlen, ein Eßzimmer mit Sofa und bequemen Lehnstühlen, einen Schlafraum für vier Personen, ferner Wasch- und Toiletteräume, und endlich eine kleine, aber genügende Küche. Der Schlafraum ist tagsüber mit Sitzpolstern versehen, die sich umdrehen lassen und an ihrer Kehrseite die vollkommene Ausrüstung an Wäsche und Decken aufweisen, die zur Nachtzeit nötig wird.

Füge ich hinzu, daß der Wagen vorzügliche Federn hat, ruhig und angenehm läuft, so wird man zugeben müssen, daß eine Reise ins Innere Asiens unter so angenehmen äußeren Bedingungen noch niemals angetreten worden ist.

In Tscheng-jang — der ersten Station nach Überschreiten der Grenze — empfing uns der Mandarin des Kreises Pſimo, ein freundlicher, behäbiger Mann, namens Tocheng yun han, und bewirtete uns mit Sekt und Kuchen, die er eigens zu diesem Zwecke aus Tſi nan fu hatte kommen lassen; er war sehr erstaunt, als wir nach Ablauf der fahrplanmäßigen Aufenthaltszeit pünktlich aufbrachen; nach seiner echt chinesischen Auffassung, der wir später noch öfter begegneten, hätte der Zug vom Gouverneur zu beliebiger Rast gezwungen werden können; über Kiautschou (Abb. 1) und Kamni führte uns der Zug nach Tschang-lo-yen, wo wir 4 Uhr 39 Minuten ankamen und Halt machten, um das nahe gelegene Kohlenbergwerk zu besichtigen.

Direktor Michaelis und der leitende Betriebsingenieur Herr Steinhoff übernahmen die Führung, zeigten uns die Maschinen- und Werkstatträume, die in bezug auf Belichtung, Lüftung, Raumweite und -höhe auch heimischen Ansprüchen genügen. Es wurde dann in das Bergwerk eingefahren vermittels eines Fahrstuhls, der aus zwei Etagen besteht und gleichzeitig acht Personen in die Tiefe befördern kann; durch eine Sperrvorrichtung, die automatisch in Tätigkeit tritt, ist ein Schutz gegen Drahtseilbrüche geschaffen.

Die bis jetzt erreichte Tiefe beträgt hundertfünfundsiebzig Meter, und hundert Meter unterhalb des Meeresspiegels wird zurzeit die Kohle gefördert; ein Längs- und zwei große Querstollen führen zu kleineren Nebenstollen, an deren Endpunkten die Kohle in der Weise gewonnen wird, daß zunächst von Kulis durch Handarbeit ein größerer Block umhauen wird; durch Dynamitsprengung wird dieser verkleinert und die Kohle dann in der auch in der Heimat üblichen Form nach oben befördert. Zwei Wetterkanäle führen den vor Ort arbeitenden Leuten frische Luft zu, beziehungsweise die verbrauchte Luft ab und zwar vermittels einer kräftigen Ventilationsmaschine. Die Luft war überall gut, die Temperatur auch an den äußersten Arbeitsstellen durchaus erträglich. Die Arbeitszeit beträgt unter Tag acht Stunden ohne Unterbrechung, über Tag zwölf Stunden mit anderthalbstündiger Mittagspause.

Bei Unglücksfällen ist für sofortige ärztliche Hilfe Sorge getragen; tritt infolge eines Unfalls völlige Erwerbsunfähigkeit oder der Tod ein, so wird der Verletzte oder seine hinterbliebene Familie durch einmalige Zahlung einer größeren Summe entschädigt. Die der Gesellschaft für die Kohlen entstehenden Kosten sinken dauernd und betragen zurzeit drei (mexikanische) Dollars per Tons; die Verkaufspreise sind für schlechte, mit Grus vermischte Kohle fünf Dollars per Tons, für ausgesuchte (Eisenbahn-) Kohle acht bis neun Dollars, für die gewöhnliche, von Grus befreite Kohle 7,50 Dollars ab Bahnhof Tschang lo yen.

Für die sogenannte Gruskohle hat sich bereits ein chinesisches Kohlensyndikat ge-



Abb. 2. Beim General Mei. Der General steht in der Mitte, links von ihm Gouverneur Truppel.



Abb. 3. Reitergruppe während des Marsches.

bildet, das den gesamten Ertrag des Bergwerks aufkauft und vertreibt.

Am folgenden Tag brachte uns ein Extrazug zunächst nach Wei-hsien, einer bedeutenden und reichen Handelsstadt; sie zu besichtigen blieb uns keine Zeit; auf dem Bahnhof empfing uns, im Auftrage des Gouverneurs, General Mei und stieg in unsern Zug, der nach kurzer Fahrt vor dem Lager des Generals hielt.

Das Lager gleicht einer kleinen Festung; über ihren weitgeöffneten Toren wehen stolz und friedlich nebeneinander die deutsche und die chinesische Flagge; den Weg zur Festung flankieren zu beiden Seiten die Truppen des Generals, meist kräftige, wohlgebaute Männer, die offenbar gut militärisch gedrillt sind. Der Donner der Geschütze übertönt die Fanfarenklänge der eingeborenen Kapelle und hüllt die in leuchtenden, roten Farben gehaltenen Banner und Flaggen der Kompanien vorübergehend in weißen Rauch. —

Alles in allem ein farbenprächtiges, wunderbares Bild! Der General führte uns nun in seine Wohnung, in deren Empfangsraum die Tafel gedeckt stand; er hatte für europäische Küche und Gedecke gesorgt, deutsche Getränke wurden gereicht, und es störte uns bald nicht mehr, wenn der eifrige Diener in der Hitze des Gefechts den Kognak oder den Malaga in die Bier- oder Weißweingläser füllte.

Die Unterhaltung bei Tisch war lebhaft und berührte die verschiedensten Fragen; unser deutscher und mehrere chinesische Dolmetscher vermittelten den Gedankenaustausch zwischen unseren Wirten und uns; General Mei erzählte, ein Amerikaner habe ihn gefragt, warum eigentlich den Deutschen in Schantung so viele Vorteile gewährt würden; er habe ihm geantwortet: „Steckt Ihr erst mal so viele Millionen in unser Land, wie die Deutschen es getan haben, dann werden wir auch Euch bevorzugen." — Die Eisenbahn, ihre schnellen Fortschritte, der ungeheure Nutzen, den sie dem Volke bringen müßte, war das Lieblingsthema der Chinesen, und hier wie überall späterhin wurde uns bestätigt, daß die abergläubische Angst der Bevölkerung vor der Lokomotive längst einer gerechten Würdigung ihrer Verdienste gewichen war.

Nach dem Essen wurde ein Gruppenbild aufgenommen (Abb. 2), und dann verabschiedeten wir uns von unserm liebenswürdigen Wirte, wobei ihm der Gouverneur für die Rückreise einen längeren Aufenthalt versprach. —

Ein leiser Regen hatte eingesetzt und sich allmählich zum festen Landregen entwickelt; staunend sahen wir vom sichern Standpunkt unseres Eisenbahnwagens, wie sich unter seinem Einfluß die Straßen mit Wasser füllten, die Wege sich erweichten und schier unpassierbar wurden; und dankbar empfanden wir die Fürsorge der Eisenbahningenieure, die es möglich gemacht hatte, daß uns unser Zug bis zum nächsten Nachtquartier Tsching tschou fu bringen konnte.

Erst bei Dunkelwerden liefen wir hier ein; wiederum Salutschießen und großer Empfang, diesmal durch den General Tscheng

mit vier Bataillonen Infanterie, und dann ging es in Sänften nach dem Dienstgebäude der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, wo Baumeister Hildebrandt uns gastliche Aufnahme bereitet hatte.

Am nächsten Tage fiel der Regen in Strömen und zwang uns, die Weiterreise zu verschieben; Regentage in Schantung sind Feiertage für das ganze Volk, und da dieses nur in der Neujahrswoche von der Arbeit ausruht, so sind sie ihm wohl zu gönnen; für uns aber bedeutet ein Regentag Zimmerfest, denn Straßen und Wege sind unpassierbar.

Gegen Mittag sprang der Wind nach Norden um, der Regen hörte auf, und wir konnten einen Gang durch die Stadt und auf der Stadtmauer riskieren.

Am anderen Morgen wurde frühzeitig aufgestanden, das Gepäck auf Wagen verladen und vorausgeschickt; gegen neun Uhr brachen wir auf — unter Vorantritt einer circa achtzig Mann starken Eskorte, deren Spielleute einen frischen Marsch in die Frühlingsluft schmetterten; an der Stadtgrenze verabschiedeten sich die Spitzen der Stadt und der General Tscheng, die Truppen waren in Parade aufgestellt und bildeten Spalier, zu beiden Seiten der Brücke im Flusse stehend. — Unter dem Donner der Salutgeschütze passierten wir die Brücke.

Und nun begann „das Leben auf der Walze" — wie wir nach dem bekannten Vorgang landfahrender Gesellen alsbald unser Tagewerk tauften (Abb. 3).

Dieses Leben hatte zweifellos seine eigenen Reize, die der Reisende daheim nur selten noch sich gönnt; unsere Rosse — meist eingeborene Ponies — trugen uns mit unbedingter Sicherheit über Berg und Tal, durch Hohlwege und Schluchten. In der Ferne die blauenden Berge, in nächster Umgebung die im frischen Grün oder Blütenschmuck prangende Frühlingslandschaft. Dazwischen zahlreiche Dörfer, deren Einwohner bei den Klängen unserer Musiker zusammenströmten und uns — ohne Ausnahme — freundlich begrüßten. Dann wieder — an der Grenze eines Kreises oder einer größeren Stadt — der Empfang durch den Abgesandten des Mandarin, der unter tiefem Kniebeugen seiner Soldaten (Abb. 4) die Karte seines Gebieters überreichte. — Wir ritten täglich 90—120 Li (45—61 km), machten Frühstücks- und Mittagsrast und richteten uns so ein, daß wir zwischen fünf und sechs Uhr abends das Nachtquartier erreichten.



Abb. 4. Stadtsoldaten bei Tsching ling tscheng.

Ein kleiner Stab von deutschsprechenden Beamten und Offizieren des Gouverneurs Chousu eilte uns voraus — gewissermaßen als Furierkommando dienend — und sorgte dafür, daß an den vorher bestimmten Rastplätzen alles zu unserer Aufnahme gut vorbereitet war. Je nach Größe und Lage des Ortes, der für die Nachtruhe ausersehen war, wurden wir in Herbergen, Prüfungshallen — oder beim Salzhändler untergebracht, der offenbar überall der reichste Mann des Städtchens war. —

Kamen wir an, so empfing uns meist der Kreisbeamte (Abb. 5); es wurde Tee gereicht, der nach heißem Ritt äußerst erfrischend schmeckte, und dann zog sich der Mandarin taktvoll zurück, uns Zeit zur Toilette und zum Nachtmahl zu gönnen (Abb. 6).

Trotzdem wir für unsere Verpflegung selbst sorgten, war meist eine chinesische Mahlzeit für uns bereitet. Das erste Mal haben wir des wissenschaftlichen Interesses halber mit lautem „Ho Ho" die Eßgriffel in die zu gemeinsamem Gebrauch dienenden Schüsseln getaucht und uns an Schwalbennestern, Haifischflossen, Fischbauchrogen, schwarzen Eiern, Lotos- und Bambusstengeln und zahlreichen anderen chinesischen Leckerbissen gelabt. Aber bald widerstand uns die chinesische Kost — wie die unsere den Eingeborenen — und nicht ohne Überwindung wurden späterhin die Pflichtbissen geschluckt, die wir aus Höflichkeit gegen unsere Gastgeber verzehren mußten. Freilich nötigten diese nicht zum Essen, waren aber doch bei besonderen Leckerbissen geneigt, uns diese direkt zwischen die Lippen zu schieben oder die Eierkuchen, welche mit grünem Schnittlauchsalat gefüllt wurden, eigenhändig zwischen den schlanken Fingern zu rollen und das fertige schmackhafte Gebilde uns in den Mund zu stecken.

Der erste Reisetag führte uns auf unergründlichen Wegen auf Tsche ho nach Tsching-ling-tscheng; bis an den Tsche-ho, dessen mächtiges Flußbett jetzt wenig Wasser führte, gab uns Baumeister Hildebrandt das Geleite. Bis über die Räder sanken unsere Gepäckkarren ins Wasser, und mühsam suchten im aufgeweichten Lehm unsere Ponies festen Tritt zu fassen; war dieser erste Tag somit besonders ermüdend, so tröstete uns der Gedanke, daß nicht mehr lange dem Wanderer solche Strapazen zugemutet werden würden; in unserer nächsten Nähe erhob sich der feste Bahndamm, vom Schein der bald durch die Wolken sich durchringenden Sonne hoffnungsvoll beleuchtet (Abb. 7). Nur kurze Zeit noch — und zwischen Tsingtau und Tsi nan fu rollt der Schnellzug.

Mit besonderer Freude begrüßten wir die Ingenieure und Baumeister der Bahn, deren Standorte wir passierten und auf deren Häuser und Gehöfte uns die weit auswehende deutsche Flagge hinwies; es ist gewiß kein leichtes Leben, das diese auf vorgeschobenem Posten zum Teil mit Frau und Kindern weilenden wackeren Pioniere deutscher Kultur führen; wenn wir aber abends zu gemeinschaftlichem Plauderstündchen zusammen saßen, hörten wir sie nie anders als in tatenfrohem Stolz von ihrer erfolgreichen Arbeit sprechen. Auch die Chinesen aller Stände sprechen nur in erwartungsvoller Freude von dem rüstig fortschreitenden Bahnbau — diese Freude wurde uns völlig verständlich, wenn wir auf den Landstraßen ganzen Zügen von Last- und Reisekarren begegneten, die, von schweißtriefenden Kulis geschoben, auf den fürchterlichen Wegen einherächzten. — Dabei ist das Ächzen nicht etwa bildlich zu nehmen; da der Karrenführer das große Rad, das die Mitte seines Fahrzeugs bildet, grundsätzlich nicht schmiert, entsteht bei jeder Drehung ein quietschender Ton, der nach dem Aberglauben der Chinesen zwar die bösen Geister fernhält, der uns aber als das berechtigte Seufzen der unbelebten Kreatur erschien.



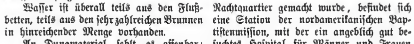
Abb. 5. Der Kreisbeamte in Tsche ho.

Auf der ganzen Strecke bis Tsi nan fu fanden sich die Felder in derselben sorgfältigen Weise — unter Ausnutzung auch des kleinsten Fleckchens Erde — bestellt, wie wir es im Schutzgebiet beobachten können. Weizen, Hirse, Gerste rc. fanden sich auf den Äckern, Birnen-, Aprikosen- und Kirschbäume in



Abb. 6. Unsere Tafel in Tsching ling tscheng.

den Gärten. Durch ein eigenartiges Berieselungssystem wurde den Feldern das nötige Wasser zugeführt; mitten in den Äckern waren tiefe Brunnen, teilweise in großer Zahl, gegraben, aus denen das Wasser geschöpft und dann durch ein Rinnensystem den Feldern zugeführt wurde; an einzelnen Stellen fand sich auch ein Göpelwerk, das ein Esel in Bewegung setzte und das im übrigen ohne menschlichen Beistand die Felder mit Wasser versorgte.



Wasser ist überall teils aus den Flußbetten, teils aus den sehr zahlreichen Brunnen in hinreichender Menge vorhanden.

An Dungmaterial fehlt es offenbar; denn überall an den Straßen waren Männer und Kinder eifrig bestrebt, den Pferdemist mit eigens hierzu konstruierten eisernen oder hölzernen Gabeln in einen Korb zu sammeln. In allen Dörfern fanden wir am Aus- und Eingangstor öffentliche Bedürfnisanstalten, die zweifellos nicht bloß der Bequemlichkeit der Reisenden zuliebe, sondern zu Dungzwecken errichtet waren.

Seidenzucht fanden wir in der Umgebung von Tsch'y ho, Tschang schan hsien, Tson ping, Lung schan und Han tschang. In Tschang lien wird Indigo gebaut; in Hung mian, einem kleinen Dorf mit etwa zwanzig Familien, trafen wir auf eine gut entwickelte Specksteinindustrie; der Stein wird aus dem Gebirge dorthin geschafft und dort verarbeitet, längs der Dorfstraße standen die Verkäufer, die namentlich Tuschschalen, Kugeln ꝛc. feilhielten.

In Tschang schan hsien wurden wir in der Prüfungshalle empfangen, die als Schule für etwa fünfzig Schüler eingerichtet wird; je ein chinesisch und ein deutsch sprechender Lehrer sollen den Unterricht in dieser neuen Kreisschule erteilen. Die Schüler, die im Alter von 20 bis 24 Jahren stehen, sollen in 25 Zimmern zu je zwei Mann untergebracht werden; der Schulplan steht noch nicht fest.

In Tsonping, wo am zweiten Tag Nachtquartier gemacht wurde, befindet sich eine Station der nordamerikanischen Baptistenmission, mit der ein angeblich gut besuchtes Hospital für Männer und Frauen für Chinesen verbunden ist. Leider war bei dem Besuch der Mission, der am anderen Morgen gemacht wurde, der Chef der Mission nicht zu sprechen.

In Tschangtschin wurde am 2. April Mittagsruhe gehalten; ein Gang durch die Stadt, die eine sehr gut erhaltene Mauer umgibt (Abb. 8), zeigte uns einen wohlhabenden Ort, dessen Einwohner namentlich tüchtige Schmiede sind und als solche in der Provinz herumreisen; aber auch Baumwolle wird auf den umliegenden Feldern gewonnen und hier verarbeitet; in mehreren Häusern hörten wir das eigentümliche Geräusch, das das Zerzupfen der Baumwolle hervorruft; es wird mittels eines bogenartigen Instruments bewirkt, dessen straff gespannte Sehne taktmäßig auf die Baumwolle niederschlägt; trotz dieser primitiven Behandlung bleibt die Baumwolle schneeweiß, wird dann sorgfältig gerollt und verpackt.

Am zweiten Tag wurde in Tsonping, am dritten Tage in Jungschau Nachtquartier gemacht; hier empfing uns eine vom Gouverneur Chou fu entgegengesandte Deputation unter der Führung eines früheren Baseler Missionars, namens Kong; dieser Chinese hat in den Jahren 1864—1871 in Deutschland gelebt und wirkt jetzt als Lehrer an der Akademie in Tsi nan fu. Es



Abb 7. Auf dem Bahndamm bei Tsi nan fu.

ist zu hoffen, daß er von den großen Zeiten, die er in Deutschland erleben durfte, seinen Schülern wahrheitsgetreu berichten wird.

Am andern Morgen — dem 3. April — wurde früh aufgestanden und ausgerückt; nach zweistündigem Ritt machten wir kurze Rast auf einem Friedhof unter schattenspendenden Zypressen und frühstückten in Hantschang — diesmal unter der Ägide des liebenswürdigen Mandarinen Tschang; um zwölf Uhr brachen wir auf, lehnten die von Gouverneur Chou fu uns entgegengesandten Sänften ab und ritten bei herrlichem Frühlingswetter die letzte etwa 40 Li lange Strecke bis Tsi nan fu, wo wir gegen vier Uhr eintrafen. —

Von den befestigten Lagern vor der Stadt donnerte der Salut, die dort untergebrachten Bataillone bildeten Spalier, während die chinesische Kapelle „Die Wacht am Rhein" spielte. Hinter den Soldaten drängte sich Kopf an Kopf zu vielen Tausenden, von dem seltenen Schauspiel angelockt, die städtische Bevölkerung, die nach chinesischer Art aber ihrer Ehrerbietung nur durch tiefes Schweigen Ausdruck gab. Am Nordosttor der Stadt empfingen uns die höchsten Beamten des Gouverneurs, und von hier aus wurden wir in Sänften nach dem für uns bereiteten Wohnhaus getragen — Der Eindruck, den wir, hier angelangt, empfingen, war der denkbar günstigste; von dem Eingangstor, das mit frischem Grün, Laternen und Willkommens-Inschriften reich geschmückt war, wehte die deutsche Flagge; sie schmückte auch in zahlreichen Exemplaren neben der chinesischen den Speisesaal, den wir passieren mußten, um zu unseren Zimmern zu gelangen. — Hier fanden wir offenbar ganz neue europäische Möbel, die in vornehmem Geschmack gehalten waren; am meisten imponierte uns das breite englische Bett, das nach den unruhigen Nächten der hinter uns liegenden Wanderzeit uns erquickenden Schlummer zu versprechen schien.

Am selben Tag gegen fünf Uhr machten wir dem Gouverneur Chou fu unseren Besuch, der von ihm eine Stunde später erwidert wurde. Chou fu empfing uns in seinem in chinesischer Bauart errichteten Yamen, dessen schöne Räume gleichfalls nur im europäischen Stil eingerichtet waren.

Ein Gang durch die Straßen der Stadt, die dauernd von großen Volksmengen belebt waren, bot dem Auge des Arztes ein buntes Bild der verschiedensten Krankheiten: namentlich die zahlreichen Bettler, die vor den Läden lungerten, bis eine mildtätige Hand sich ihnen aufgetan hatte, zeigten zum Teil geradezu abschreckende körperliche Gebrechen; wir hörten später, daß diese Bettler eine Innung bilden, die unter Leitung eines Bettlerkönigs ihr Gewerbe ausübt und zum

Teil sich Wunden und Ausschläge absichtlich beibringt, um Mitleid zu erregen.

Die chinesische Regierung tut für diese Kranken nichts oder noch nichts. Im amerikanischen Missionshospital aber, das ich am Tage nach meiner Ankunft besuchte, fand ich ein in chinesischer Bauart, aber sehr praktisch errichtetes Krankenhaus. Eine am Eingang aufgestellte Tafel trägt folgende Inschrift:

„Ms. Ilvaine Hospital.
This Hospital
consisting of gate, dispensary and hospital courts, and buildings, thirty-two chin in all, was built in 1892—94 from part of the proceeds of a legacy left by
Rev. Jarpes S. Ms. Ilvaine."

Der Chefarzt Dr. James Boyd Neal (von der Presbyterian-Mission) empfing mich sehr freundlich, zeigte mir das ganze Anwesen und führte mich in die Kranken-, Operations- und Apothekenräume. Der Jahresbesuch beträgt etwa 7000 Kranke, unter ihnen sollen sich 1—2 ‰ Aussätzige (Lepröse) befinden. Zurzeit waren nur einige poliklinische Kranke in der Männerstation vorhanden; wie an der Küste, so ist auch dort der Frühling die gesundeste Jahreszeit. Das Frauenhospital wird von einer Ärztin geleitet, Dr. Mary Burnham, die dann die weitere Führung übernahm; hier fanden sich 4—5 weibliche Kranke mit meist äußeren Krankheiten; ein kleines Mädchen, dem bei den Einschnürungen der Füße mehrere Zehen abgestorben waren, die durch Exartikulation hatten entfernt werden müssen.

Die Mission zählt im übrigen vierzig Schüler, die meist in chinesischer Sprache Unterricht erhalten. Sie zahlen 5000 kleine Käsch*) monatlich dafür und müssen das Doppelte bezahlen, wenn sie auch Englisch lernen wollen; in letzterer Beziehung wird auf sie keinerlei Druck ausgeübt. Der Chefarzt, seine Gattin und die Ärztin trugen europäische Kleider, ein anderer anwesender Missionar dagegen chinesische.

Am andern Tage wurde die Gouvernementswerkstatt besehen; über den Zweck dieser neueingerichteten Anstalt erzählte uns ihr Direktor, sie solle durch gute Vorbilder das Kunstgewerbe heben, und der Erwerb sei völlig Nebensache. Mit dieser Angabe stimmen die sehr hohen Preise überein, die für die Erzeugnisse der Werkstatt gefordert werden. Wir sahen sehr schöne Seidenstoffe, Seidenstickereien — meist nach japanischem Muster — Holzarbeiten aller Art, Möbel rc.,

*) ca. 3 Dollar = 6 Mark.

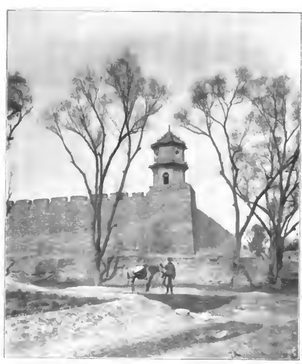


Abb. 8. Teil der Stadtmauer von Tschang tschin, vorn ein Soldat der Begleitschwadron.

ferner Eisenarbeiten, darunter einen schönen eisernen Spiegel mit Silbereinlage, für den 100 Dollar gefordert wurden. Die Werkstätten, in die wir geführt wurden, waren primitiv eingerichtet, meist mit Holzmaschinen oder hölzernen Webestühlen ausgestattet.

Die schönsten Erzeugnisse der Werkstatt konnten uns nicht gezeigt werden, da sie zur Ausstellung nach Japan geschickt waren.

Die am 9. April besichtigte Schule kann auf den Titel „Universität", der ihr häufig zuerkannt wird, keinen Anspruch machen; der Direktor der Anstalt, ein früherer Seeoffizier Tscheng, nannte sie „College". Nach unseren Begriffen ist es eine Gouvernementsschule, deren vorgeschrittenste Schüler etwa auf dem Standpunkt unserer Quartaner stehen. Die Schüler werden aus der ganzen Provinz geschickt, und zwar zwangsweise; jeder Bezirk hat zwei bis drei seiner besten Schüler zur Prüfung zu schicken; aus diesen werden dann wieder die tüchtigsten ausgesucht. Zurzeit ist die Schule von ca. 300 Schülern besucht, die im Alter von 18—30 Jahren stehen und vier bis sechs Jahre in der Schule bleiben. Sie verteilen sich auf dreizehn Klassen, in denen vormittags vier Stunden, nachmittags zwei Stunden Unterricht erteilt wird; dazu kommen bestimmte Arbeitsstunden; der Unterricht findet in chinesischer, deutscher und englischer Sprache statt; während aber der deutsche Unterricht nur in drei Klassen erteilt wird, ist der englische für neun Klassen vorgesehen. Die Lehrer sind sämtlich Chinesen, mit Ausnahme eines amerikanischen Lehrers Goodcell, der seit fünf Wochen an die Stelle des Prof. Hay getreten ist; dieser unterrichtet englische Sprache und Geschichte, sowie Mathematik, im übrigen wird Algebra, Geographie, deutsche und englische Sprache gelehrt.

Der Unterricht wie die Verpflegung gehen auf Staatskosten. Die vorhandenen Räume genügen nicht mehr, es ist ein Neubau außerhalb der Stadt am Westtor geplant und bereits begonnen. Die uns gezeigten Pläne lassen erkennen, daß die Schule im großen Stil neu errichtet werden soll; 140 Morgen Land sind dafür vorgesehen. Das jetzige Schulgebäude soll dann für eine Normalschule verwandt werden.

Wir wohnten dem Unterricht in der ersten deutschen Klasse bei; als Lehrbuch diente Weick, Fibel ꝛc. für das erste und zweite Schuljahr. New York, American Book Company. 29 Schüler besuchten diese Klasse; sie konnten das Alphabet lesen, einzelne von ihnen auch kleine Sätze übersetzen; in der zweiten deutschen Klasse, die gleichfalls für 29 Schüler eingerichtet ist, soll Geographie gelehrt werden; die dritte deutsche Klasse,



Abb. 9. Am Hoang ho.



Abb. 10. In einer Teeschänke am Hoang ho, in der Mitte der Kreisbeamte.

der unser Reisebegleiter Kong, ein früherer Missionar der Baseler Mission, vorstehen soll, wird demnächst eröffnet werden.

Als Lehrmittel dienen fast ausschließlich amerikanische Erzeugnisse; ein vorhandener deutscher Globus erwies sich als Geschenk der Bahngesellschaft.

Am 6. April wurde zunächst ein Ritt an den Hoang ho — den Gelben Fluß — gemacht (Abb. 9), wo Baurat Hildebrandt uns die Pläne für die Eisenbahnbrücke über diesen gefährlichsten Strom der Provinz erläuterte, und im Anschluß daran das Arsenal besichtigt. Dieses beschäftigt zurzeit gegen 500 Arbeiter, die bei einer neun- bis zehnstündigen Arbeitszeit einen täglichen Lohn von 3—400 Käsch erhalten. Die chinesischen Werkmeister, denen sie unterstellt sind, erhalten 30 Taels monatlich an Lohn.

Wir besuchten sämtliche Werkstätten, und zwar der Reihe nach die Kesselschmiede, Modelltischlerei, Gießerei und Formerei, Patronenfabrik, Schlosser- und Drehschmiede, endlich die Pulverfabrik. Alle Werkstätten waren hoch und luftig gebaut, reichlich mit Platz ausgestattet und entsprachen in dieser Hinsicht auch heimischen Ansprüchen; irgendwelche Schutzmittel gegen Unfälle waren nicht vorhanden; diese sollen denn auch ziemlich häufig vorkommen.

Die Maschinen waren, soweit sie überhaupt in Betrieb waren, unsauber gehalten, die nicht in Betrieb befindlichen gingen dem Verfall sichtlich entgegen.

Im Anschluß an diese Besichtigungen fanden verschiedene Festlichkeiten statt, die ausführlich hier zu behandeln kaum von Interesse sein dürfte.

Besonders gefiel uns das Frühlingszeremonienfest, dem wir am zweiten Tage nach unserer Ankunft im Osttortempel beiwohnen durften; Chou fu selbst verrichtete an der Spitze seiner Beamten die Feier, die zunächst darin bestand, daß er vor dem Tempel niederkniete und nach den in singendem Ton von Yamendienern vorgetragenen Gebeten dreimal dreimal das greise Haupt zur Erde beugte — also Kotau in optima forma. — Die folgenden Zeremonien im Tempel selbst, in dem mehrere geschlachtete Opfertiere auf Tischen gelagert zu sehen waren, konnten wir nicht genau verfolgen; aber unmittelbar darauf begann, nachdem die Mandarine ihre Prachtgewänder und kostbaren Barette gegen einfachere Bekleidungsstücke eingetauscht hatten, der zweite Teil des Festes, das P f l ü g e n: auf einem benachbarten Acker standen mit Ochsen bespannte Pflüge bereit, deren Führung die höchsten Beamten, der Schatzmeister und der Oberrichter, übernahmen, während hinter ihnen in die gelockerte Erde die



Abb. 11. Der neunmalige Kotau beim Frühlingsfest in Tsi nan fu.

nächsthohen Beamten den Samen ausstreuten. — Gouverneur Chou fu, dem diese Pflicht zunächst zugekommen wäre, hatte sich aus Rücksicht auf seine schwachen Augen davon dispensiert. Dreimal drei, etwa 20 Meter lange Furchen zog der schwere Pflug in die harte Erde, und heiße Schweißtropfen sammelten sich auf den Stirnen der Mandarinen bei der schweren ungewohnten Arbeit. — Den Schluß bildete das Pflügen durch einen Vertreter des Ackerbaues, einen alten Landmann, der sich hochgeehrt fühlte, als er an die von den Mandarinen gezogenen Furchen die seine anreihen durfte (Abb. 11 und 12).

In dem sinnigen Brauch kommt wohl derselbe Gedanke zum Ausdruck, der in einzelnen Gegenden unserer Heimat dahin geführt hat, daß der Priester die Felder seiner Gemeinde im Frühjahr segnet und unter Teilnahme von Prozessionen des Himmels Gnade für eine gute Ernte anruft.

Als wir am Schluß unserer Reise angelangt waren, standen überall die Felder in üppiger Fülle, eine gute Ernte verheißend, die denn auch tatsächlich eingeheimst worden ist. Das sei der Segen, den die Reise unseres Gouverneurs dem Lande gebracht habe, sagte das Volk, in das die Kunde von unserer Anwesenheit bei dem Frühlingsopferfest wohl gedrungen sein mochte. —

Einen besonderen intimen Reiz hatte ein Fest, das Gouverneur Chou fu uns auf dem Taminho-Teich im Nordwesten der Stadt veranstaltete.

Der Teich umgibt mehrere Inseln, auf denen Tempel und Landhäuser erbaut sind, die gegen eine kleine Miete Familien und Gesellschaften zur Abhaltung von Festen zur Verfügung stehen; eine Reihe mächtiger flacher Boote, die mit einem hohen Dach versehen und wohnlich eingerichtet sind, vermittelt den Verkehr, der jederzeit sehr lebhaft ist. — Ein Bootssteuerer steht auf dem Achterdeck und lenkt mit dem kräftigen Bambusstabe sein Fahrzeug, indem er es gleichzeitig vorwärts bewegt.

Auf dem Boden des Teiches wuchert die Lotoswurzel (Nelumbium speciosum), und wenn der Herbst kommt, dann ist vom Wasser überhaupt nichts mehr zu sehen, denn die mächtigen Blätter der Lotosstaude mit ihren herrlichen Blüten beherrschen die weite Fläche. Das erzählte uns Gouverneur Chou fu, behaglich im Vorderschiff sitzend, die Beine angezogen nach türkischer Art, und machte uns dann auf eine unförmliche Gestalt aufmerksam, die, in eine Ochsenhaut gehüllt, eben in der Tiefe des Wassers verschwand.

Es war ein Taucher, der die kostbaren Wurzeln auf dem Grunde des Wassers

suchte. Nichts, so plauderte Chou fu weiter, gibt es von der Lotosblume, das nicht praktische Verwendung fände. Die Wurzel, die Stengel, die Blätter, selbst die Staubfäden werden gegessen, und zwar teils als Nahrungs-, teils als Heilmittel. Stengel und Blätter werden außerdem zu gewerblichen Zwecken verwandt. Von dieser verdienstlichen Pflanze, die bekanntlich bei den alten Ägyptern vor Jahrtausenden schon im Rufe der Heiligkeit stand, kamen wir auf die Verdienste der Männer zu reden, denen hier ein Ehrentempel, dort ein Ehrenbild oder wenigstens eine Ehrentafel vom Kaiser errichtet worden war. Wehmütig schüttelte Chou fu das Haupt und meinte: „Mir wird niemand eine Gedenktafel errichten, denn ich habe keine Verdienste." —

Zu einer dieser festlichen Veranstaltungen wurden auch die Kaufleute der Stadt in ihren ersten Vertretern herangezogen — ein bis dahin ganz unerhörtes Vorkommnis; es entsprach dies einerseits einem Vorgang in Tsingtau, anderseits einem besonderen Wunsche unseres Gouverneurs, der persönliche Beziehungen mit den Großkaufleuten anknüpfen wollte.

An offiziellen Reden fehlte es nicht; bei dem ersten Essen, das uns Chou fu am Tage unserer Ankunft in seinem Hause gab, erhob er sich nach dem ersten Gang und trank auf das Wohl „der erhabenen Kaiser unserer beiden Länder". Nach dem dritten oder vierten Gang hielt er eine Ansprache, die ich hier wiedergebe, weil der herzliche Ton, in dem sie gehalten war, uns auch zu Herzen drang und weil Chou fu vorher und nachher bewiesen hat, daß seine Worte ernst gemeint waren. Die Rede lautet: „Herr Gouverneur Truppel hat die Güte, trotz des weiten, beschwerlichen Weges mich hier zu besuchen. Dieser Beweis freundschaftlicher Gesinnung erfreut mich, meine Beamten und das Volk aufs herzlichste. Die Mühen, denen Sie sich unterzogen haben, verleihen meinem Schantung Glanz. Daß Sie unterwegs Regen und schmutzige Wege getroffen haben, bedauere ich sehr, aber trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß das, was Ihnen beschwerlich gewesen ist, dem Land zu großem Segen gereicht.

„Als ich seinerzeit in Tsingtau war, sah ich die Vortrefflichkeit aller Anlagen, Bauten und Handelseinrichtungen. Mit Bewunderung erkannte ich, mit welch großen Fähigkeiten, mit welch eingehender Sorgfalt Sie



Abb. 12. Ackerbauzeremonien beim Frühlingsfest in Tsi nan fu.

alles durchdacht haben. Ich wünsche nur, daß meine Beamten und das Volk das nachahmen möchten. Möchten Beamten und Volk beider Länder bei den Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen der chinesisch-deutschen Gesellschaft einander freundlich unterstützen und einträchtig wie eine Familie leben: dann wird in Zukunft der Handel sicher emporblühen. Der Besuch des Herrn Gouverneur Truppel ehrt nicht nur mich und meine Beamten, sondern ist auch ein untrüglicher Beweis der engen Freundschaft unserer beiden Länder.

„Ich erhebe dieses Glas und trinke auf das Wohl des Herrn Gouverneurs Truppel und seiner Herren Begleiter." —

Die Antwort unseres Gouverneurs hier wiederzugeben halte ich gleichfalls für nötig, da sie offenbar in der meisterhaften Übersetzung unseres Dolmetschers Mootz auf die Chinesen einen ausgezeichneten Eindruck machte und mehrfach von langandauernden Beifallsrufen und Händeklatschen begleitet war. Gouverneur Truppel erhob sich nach dem nächsten Gang zu folgender Ansprache:

„Euerer Exzellenz danke ich für die freundlichen Worte, die Sie soeben an uns gerichtet haben, ich danke für die überaus gastliche Aufnahme, die Sie uns hier bereiteten und für die Gastfreundschaft und Fürsorge, die Euer Exzellenz uns bereits unterwegs auf Herbergen, durch Bewirtung und Sicherheitsgeleit haben angedeihen lassen.

„Nach dem Besuche Ew. Exzellenz in Tsingtau im November vorigen Jahres ist es mir ein persönliches Bedürfnis gewesen, diesen Besuch alsbald zu erwidern und den Gefühlen der Freundschaft und Hochachtung Ausdruck zu geben, die ich für Ew. Exzellenz hege. Aber ich bin heute zugleich auf Befehl Sr. Majestät des deutschen Kaisers und in amtlicher Eigenschaft hier, um durch den Besuch das gute Einvernehmen zu zeigen und zu bezeugen, das zwischen dem Gouverneur der Provinz Schantung und dem des deutschen Schutzgebietes besteht.

„Auf meiner Reise hierher war ich immer wieder von neuem erfreut, eine so schöne, fruchtbare Provinz und ihre fleißige, friedliche Bevölkerung zu sehen; und die Aufgabe, die wir uns in Tsingtau gesetzt haben, einen Handelsplatz zu schaffen, wo zwischen Deutschen und Chinesen und allen handeltreibenden Völkern sich ein lebhafter friedlicher Handelsverkehr entwickeln soll — diese Aufgabe erschien mir in einem um so



Abb. 13. Bei Chou fu in Tsi nan fu.



Abb. 14. Bergtempel bei Tsi nan fu. (Ritt nach dem Hoangho.)

schöneren, verheißungsvolleren Licht. Ich bin überzeugt, der neue Hafen Tsingtau wird der Provinz und dem deutschen Schutzgebiet zum großen Segen gereichen.

„Aber etwas anderes noch ist mir auf dieser Reise deutlicher als zuvor zum Bewußtsein gekommen: während ich die erstere größere Hälfte bis Tsching tschou fu in einem Tage mit der Eisenbahn zurücklegte, brauchte ich für den zweiten kleineren Teil vier Tage angestrengten Reitens! Das zeigt, welche ungeheure Bedeutung für diese Provinz und ihren Handel die Eisenbahn haben muß, die es ermöglichen wird, in einem Tage von Tsing tau nach Tsi nan fu zu kommen und die Waren zwischen beiden Plätzen auszutauschen. Diese Eisenbahn wird sicherlich ein weiteres Band werden zum gedeihlichen Verkehr zwischen beiden Plätzen und zu immer besserem Verständnis zwischen Chinesen und Deutschen.

„Aber alle die Hoffnungen, die ich für Deutschland und China an den in Tsing tau erstehenden Hafen und an die Eisenbahn knüpfe, sie können nur dann zum Besten beider Völker in Erfüllung gehen, wenn Friede herrscht und gewahrt bleibt und das gegenseitige Vertrauen immer größer wird. Ew. Exzellenz arbeiten mit Weisheit und Energie an diesem Ziele und Ew. Exzellenz selbst haben es mir bei Ihrem Tsingtauer Besuche zum Ausdruck gebracht, wie förderlich dazu die persönliche Bekanntschaft und persönlichen Beziehungen zwischen den Beamten, und besonders auch den Gouverneuren sind. Ich freue mich, hier in diesem Kreise hoher Provinzbeamten feststellen zu können, wie freundschaftlich und vertrauensvoll unsere Beziehungen sind und hoffe, daß es immer so bleiben wird.

„Ich trinke auf das Wohl Sr. Exzellenz des Gouverneurs Chou fu und der Provinz Schantung!" —

Den Schluß dieses Abends bildete ein Feuerwerk, das den altbegründeten Ruhm der Chinesen, die schon im Anfang des VII. Jahrhunderts n. Chr. aus Pulver Feuerwerke herstellten, alle Ehre machte. Wir saßen am Teich vor dem Yamen des Gouverneurs; an der anderen Seite desselben zischten und prasselten die feurigen Garben, Kugeln, Frösche, Bomben in den verschiedensten Gebilden in sinnverwirrendem Glanze in die Luft, auf dem Teich aber trieben, in vorzüglicher Nachahmung, die Kelche der Lotosblume, an Stelle der Staubfäden Lichter tragend, von leisem Wind bewegt, auf dem Wasser umher; unter dem märchenhaften Zauber dieses Gesamtbildes verstummte das Gespräch, und wir alle lauschten

den Worten des Gouverneurs, der mit leiser Stimme von den heiligen Fischen erzählte, die den Teich bevölkern; sie dürfen nicht gefangen werden, sind uralt und einer von ihnen trägt einen Ring am Schwanz, der ihm angeblich vor hundert Jahren angebracht worden ist. —

Am 8. April, nach viertägigem Aufenthalt, nahmen wir Abschied von Tsi nan fu. Am Westtor erwartete uns Chou fu mit seinem Stab; noch einmal wurde der photographische Apparat aufgestellt und auf den besonderen Wunsch Chou fus wurde ein Bild der beiden Gouverneure aufgenommen. Dann verabschiedeten wir uns mit herzlichen Dankesworten und ritten unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ zum Tore heraus — hinein in die lachende Frühlingslandschaft.



Abb. 15. Der Gouverneur Chou fu.

Aus Tag und Traum.

Von

Georg Martell.

Wunden meiner wachen Tage,
Sterne werden sie zur Nacht!
Was ich weh und sehnend trage,
Wird zu seel'gem Blühn gebracht.

Was am Tag so bitter brannte,
Deingedenken, wird zum Glück.
Denn der Traum, der gottgesandte,
Führt mich nachts zu Dir zurück.

Wieder bei Dir laß mich knieen!
Laß mich küssen Hand und Saum!
Ach der Tag war so voll Mühen,
Und so quälend war sein Traum!

Ach mir träumte, daß ich ferne,
Fern von Dir für alle Zeit!
Unsre Wünsche, unsre Sterne,
Wurden Wunden tief und breit!

Ach der Tag bringt soviel schwere
Wüste Träume, Qual und Not!
Wenn der Traum das Leben wäre,
Wär' mir besser, ich wär' tot!

Also klag' ich selbst mein Wachen
Als ein irres Träumen an,
Und mit herzig liebem Lachen
Hört mein Traumbesuch mich an.

Glücklich bis der Morgen dämmert
Hab' und halt' ich Dich im Arm.
Wenn das Werk der Weckuhr hämmert,
Werd' ich wieder bettelarm.

Fremde Weiten, fremde Bahnen!
Fremde Mädchen grüßen mich!
Nur die eignen Tränen mahnen
An die Heimat und an Dich! — — —





Vor dem Dorf. Liebhaberaufnahme von G. Weigelt.



Kollege Schmitz.

Von

Max Grube.

(Abdruck verboten.)

Wenn es unkünstlerisch ist, pünktlich zu sein, so bin ich ganz gewiß kein Künstler.

Ich bin nur einmal zu spät zur Probe gekommen, und das war am Stadttheater zu X. Ich will auch das Datum genau feststellen, am 25. März des Jahres ..., d. h. das Jahr brauche ich doch wohl nicht anzugeben, ich komme doch allgemach in die Jahre, wo es unhöflich ist, dem Künstler nachzurechnen, und für unhöflich kann ich doch die Leser dieses liebenswürdigen Blattes nun und nimmermehr halten.

Übrigens kam ich eigentlich nicht zu spät, denn die Probe hatte noch gar nicht begonnen. —

Es mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein. Das ganze Personal stand im dichten Knäul auf der Bühne, und der Mittelpunkt dieser kleinen Volksansammlung war der Kollege Schmitz.

Der Kollege Schmitz war sonst nicht im Mittelpunkt unseres Interesses. Man hätte nicht behaupten können, daß er beliebt war.

Im Kreise der Schauspieler nicht beliebt zu sein, kann unter Umständen das Zeichen eines großen Talentes sein, eines gefährlichen Nebenbuhlers für alle — das kam aber hier nicht in Frage.

Schmitz war ein guter Durchschnittsschauspieler, der sein Fach eben ausfüllte, aber keinen verdrängte, keinem zu nahe trat.

Er besaß allerdings ein starkes Talent, aber eins, das beim Theater nicht sonderlich geschätzt wird, nämlich ein Talent zur Sparsamkeit. Gutem Vernehmen nach war er vermöglicher Leute Kind, aber niemals hatte man gehört, daß er für sich, geschweige denn für andere, irgendeine besondere Ausgabe gemacht hätte. Böse Zungen behaupteten sogar, daß er allmonatlich seinen väterlichen Zuschuß und sogar noch einen kleinen Teil seiner Gage — der Teil konnte freilich nur klein sein, denn wir erhielten dort alle überhaupt nur kleine Gagen — auf die Sparkasse trüge.

Schmitz besaß aber einen starken Mitteilungstrieb, insofern sich diese Mitteilung auf Dinge bezog, die ihm von andern mitgeteilt worden waren. Solche Dinge waren vor allem Schminke, Abschminke, Puder, Seife und Schminktücher. Niemand konnte sich entsinnen, solche unentbehrliche Hilfsmittel mimischer Kunst jemals in Schmitz' Besitze gesehen zu haben. Mit der liebenswürdigsten Unverfrorenheit verstand er es, sich dergleichen von uns andern zu borgen, da er „zufällig“ immer in Not war.

Wir waren es schließlich gar nicht mehr anders gewöhnt. Auch daß er ziemlich regelmäßig das Zurückgeben solcher Kleinigkeiten vergaß, wurde bald stillschweigend anerkannt. Man nahm es ihm das nächste Mal stillschweigend wieder weg, sofern es inzwischen nicht aufgebraucht war, und alles war in Ordnung.

Man sprach gar nicht mehr darüber. Wenn man sich ärgerte, half es doch nichts. Es war, als ob seine Sparsamkeit und sein Erwerbssinn uns so ganz anders Gearteten geradezu imponierten.

Alles, was mit einer ausdauernden Beharrlichkeit getrieben wird, hat ja schließlich in der Welt Erfolg, warum nicht auch in der kleinen Bühnenwelt?

Man ließ ihn schließlich in seiner mehr oder minder berechtigten Eigentümlichkeit gelten, strafte ihn mit einer Art stiller Verachtung und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Wie geriet er also heute in den offenbaren Mittelpunkt allgemeiner Beachtung?

Nun — die Sache war wohl allgemeiner Beachtung und einer Probe-Beginn-Verzögerung wert.

Schmitz hatte seine Verlobung angezeigt.

Und es war eine richtige Verlobung, nicht etwa die beschönigende Anzeige eines sogenannten Saisonverhältnisses, nein, es war eine Verlobung „in der Stadt“.

Das war an sich schon etwas Verwunderbares in dem etwas puritanisch angehauchten Orte, dessen ehrsame Bürger, zum Teil aus Gründen, die man ihnen von ihrem Standpunkte aus nicht immer verargen konnte, den Priestern des Musentempels nur in seltensten Fällen Zutritt zu den häuslichen Kreisen gestatteten.

Im vorliegenden Falle war es jedoch ganz besonders merkwürdig, denn Kollege Schmitz hatte sich mit einem der reichsten Mädchen aus der Stadt verlobt, mit der Tochter des Apothekers Metzner, der zugleich Besitzer eines der größten, schönsten und neuesten Häuser der Stadt war.

Fräulein Metzner war keine jugendliche Schönheit, sie war sogar weder schön noch jugendlich, ja man hätte kühnlich das Gegenteil von beidem behaupten können. Sie war uns allen wohlbekannt, zählte sie doch zu den ständigsten Theaterbesucherinnen. Ihr Vater konnte ihr dies kostspielige Vergnügen leisten. Er hätte es freilich nicht getan, wenn er dafür hätte bezahlen sollen, denn Herr Metzner war, um es gleich festzustellen, ein Mann von ebensogroßer Wohl-

habenheit als Sparsamkeit, aber er gehörte zum Theateraufsichtsrat und verfügte als solcher über einen Freiplatz im ersten Range.

Wie es dem Kollegen Schmitz gelungen war, die Schranke zu überspringen, die die „Spielers" von den „ehrlichen Leuten" der Stadt trennte, wie er das Herz von Fräulein Musi — aus welchem christlichen Kalendernamen dies Kosewort entsprungen ist, blieb uns ewig verborgen, wir hatten auch, ehrlich gestanden, keine etymologischen Ambitionen — wie er Fräulein Musis Herz gewonnen hatte, ist uns immer ein Rätsel geblieben. Eher schien es uns erklärlich, daß Herr Metzner und Herr Schmitz sich gefunden hatten, umwehte doch beide mit demselben Fittich der Genius der Sparsamkeit. Die böse Welt nannte Herrn Metzner sogar geizig.

Unser Komiker leistete sich den „Witz": „Zwei schöne Seelen finden sich!" und verstieg sich zu dem Wortspiele: „Herr Schmitz hat sehr verschmitzt gehandelt!" Mit diesen beiden Geistesblüten kamen wir für den nur noch kurzen Rest der Spielzeit aus.

Man sprach wohl gelegentlich einmal darüber, daß Kollege Schmitz nun schwerlich noch beim Theater bleiben würde, bei dem ihm eine große Zukunft augenscheinlich nicht beschieden war, und als man sich bei der letzten Vorstellung Lebewohl sagte, tat man dies in der Überzeugung, daß man Herrn Schmitz in diesem Bühnenleben nicht mehr begegnen würde — ein Gedanke, der keinen von uns sonderlich aufregte.

* * *

Um so mehr war ich erstaunt, als ich bei einem Gastspiel in C. — ich war inzwischen in Dresden wohlbestallter Hofschauspieler geworden — Schmitz wieder sah.

Wenn zwei Schauspieler, die im selben Engagement waren, sich nach einiger Zeit treffen, so pflegt dies stets auf beiden Seiten eine ganz außerordentliche Freude hervorzurufen.

Selbst wenn man sich damals nicht besonders „gestanden hat", selbst wenn man sich gar nicht „gestanden hat", so ist dann alles vergeben und vergessen und man begrüßt sich, wie zwei Herzensfreunde.

Von diesem schönen Vorrecht der schnelllebigen Bühnenwelt machten auch Herr Schmitz und ich den ausgiebigsten Gebrauch. Ich konnte dies um so eher tun, da ich bereits aus Erfahrung wußte, daß solche Wiedersehensparoxysmen selten länger als höchstens achtundvierzig Stunden zu dauern pflegen.

Nach den ersten Begrüßungsfreudenausbrüchen lag mir natürlich die Frage nahe: „Nun, Sie sind doch der Kunst treu geblieben? Wie befindet sich denn Ihre Frau Gemahlin?"

Auf diese ganz berechtigte und harmlose Frage hin nahm aber das Antlitz des Kollegen Schmitz einen nichts weniger als erfreuten Ausdruck an, und mit unverkennbarer Gereiztheit knurrte er: „Ach was Gemahlin?! — Der verdammte Badeofen!"

Es gibt bei der Bühne leider recht oft unglückliche Ehen, und da die Leute, die wirkliche Komödie spielen, von dieser Kunst sehr oft weniger Gebrauch machen, als die Komödianten der wirklichen Welt, so kann man dies gewöhnlich leicht erkennen.

Es war mir schon manchmal vorgekommen, daß ein Ehegatte vom andern nicht gerade in den zärtlichsten Ausdrücken sprach, ich konnte mir auch allenfalls vorstellen, daß die Verbindung zwischen der ältlichen Musi Metzner und dem Kollegen Schmitz, der gewiß nicht zu den liebenswürdigsten und nachgiebigsten Menschen gehörte, für beide Teile nicht sehr zufriedenstellend sein könnte. Daß jedoch ein mißvergnügter Ehegatte seine ihm angetraute Eheliebste gerade mit der Bezeichnung „verdammter Badeofen" belegt, das war mir denn doch noch nicht vorgekommen.

Ehe ich jedoch mit der schönen Offenheit, die man sich unter Kollegen gestatten kann, dem Kollegen Schmitz eine diesbezügliche Frage vorlegen konnte, fiel mein Stichwort, ich mußte auf die Szene und im weiteren Verlauf der Probe hatte ich keine Gelegenheit, den Kollegen Schmitz allein zu sprechen.

Am Abend befand ich mich aber mit ihm in ein und derselben Garderobe.

Die Garderobenverhältnisse des Theaters in C. waren die denkbar schlechtesten. Das Haus war zu jener Zeit gebaut worden, wo die Herren Baumeister — jetzt nennen sie sich Architekten — einen schönen Zuschauerraum errichteten und ihm ein Theater anfügten, während unsere jetzigen Theatererbauer es vernünftigerweise meist gerade umgekehrt machen, wie es denn auch wohl richtiger ist.

Eine eigene Gastgarderobe gab es nicht, und man hatte es liebenswürdigst so eingerichtet, daß ich wenigstens mit einem Künstler zusammen war, von dem man wußte, daß ich ihn von früher her kannte.

Mir war das auch insofern ganz recht, als ich nun Gelegenheit zu finden hoffte, zu einer Aufklärung über den „verdammten Badeofen" zu gelangen.

Eine Anknüpfung fand sich bald. Kollege Schmitz entdeckte, wie immer, „zufällig", daß ihm Teint Nr. 6 gerade fehlte und fragte, ob er in Erinnerung früherer Zeiten sich erlauben dürfte, mich zu bitten . . .

„Mit allergrößtem Vergnügen," entgegnete ich, „wenn Sie mir einen kleinen Gegendienst leisten wollen."

Statt der Antwort reichte er mir, freundlichst lächelnd, einen etwas gebrechlichen, altersgeschwärzten Federkasten, auf dessen Grunde einige Schminkebröckelchen lagen, die in mir lebhaft die Erinnerung an pompejanische Lapilli erweckten.

„Danke recht sehr, ich meine ganz etwas anderes. Sagen Sie mir doch nur, wie Sie — nun verzeihen Sie die Geradheit der Frage — also geradeheraus ich kann nicht leugnen, . . . es ist vielleicht etwas undelikat . . . aber ich möchte mir die Frage erlauben . . . wie Sie auf den eigentümlichen Einfall kamen, Ihre Frau Gemahlin . . . entschuldigen Sie, aber ich sage mit Piccolomini: ‚Herr Graf, dies Gleichnis brauchen Sie, nicht ich!‘ Ihre Frau Gemahlin, ja das Wort muß doch einmal fallen . . . mit einem verdammten Badeofen zu vergleichen? . . ?"

Der gütige Leser verzeihe mir, wenn ich in

der schriftlichen Wiedergabe der obenstehenden Frage von dem Vorrechte unserer großen modernen Dichter, Gedankenstriche und Punktreihen in verschwenderischer Weise anzubringen, ergiebigsten Gebrauch gemacht habe, ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß unsere Schriftzeichen wirklich nicht ausreichen, um alle feinen Abstufungen des Ausdrucks wiederzugeben. In diesem Falle wenigstens war es so.

Nach dieser notgedrungenen Entschuldigung fahre ich fort, zu erzählen.

„Meine Frau Gemahlin?“ entgegnete Kollege Schmitz. „Aber Sie haben mich ja ganz mißverstanden, ich habe ja gar keine Frau, und daran ist eben der verdammte Badeofen schuld!“

Ich blickte den Kollegen Schmitz verständnislos an, da ich den Zusammenhang ganz und gar nicht zu fassen vermochte.

„Da Sie,“ fuhr Kollege Schmitz fort, „da Sie die Vorgeschichte nun doch einmal kennen, so will ich Ihnen meinetwegen auch die Geschichte selbst erzählen ...“

„Die Geschichte von dem Badeofen?“ unterbrach ich ihn.

„Jawohl, von dem Badeofen. Wenn es Sie aber nicht interessieren sollte ...“

„Aber im Gegenteil, es interessiert mich sehr,“ beeilte ich mich einzuwerfen.

„Schön! Also ganz kurz! Sie wissen vielleicht oder wissen auch nicht, daß ich manche Passionen habe, die mit meinen bescheidenen Verhältnissen nicht ganz im Einklange stehen.“

Ich wußte das nun ganz entschieden nicht, hütete mich aber wohl, nochmals zu unterbrechen.

„Ich könnte z. B. viel weniger, vielleicht gar nicht rauchen, vor allem habe ich mir jedoch Vorwürfe gemacht, daß ich geradezu eine Schwärmerei für das Baden habe.“

„Eine sehr lobenswerte, ästhetische, ja sozusagen eine gesunde Schwäche,“ warf ich ein.

„Nun ja, im Sommer ist es ja auch im ganzen nicht teuer, in der kalten Jahreszeit hingegen ... nun, dem sei, wie ihm wolle, — jedenfalls hatte ich durch den intimeren Verkehr im Hause meines künftigen Schwiegervaters bald bemerkt, daß daselbst am Sonnabend für die ganze Familie Badetag war. Nun lag es doch gewiß recht nahe, daß ich, da ich mich wohl schon zur Familie zählen durfte, auch um Erlaubnis bat, an dem Familienbadetag teilnehmen zu dürfen. Der Ofen war ja nun doch einmal geheizt — nicht wahr? Meinem Schwiegervater in spe leuchtete das vollkommen ein, ja, ich darf wohl sagen, er war offenbar erfreut, daß sein Schwiegersohn eine so praktische Idee hatte. Praktisch war doch die Idee — nicht?

„Also ich saß nun gerade recht warm in der Badewanne, da spür' ich auf einmal einen eigentümlich brenzligen Geruch. Wie ich mich umschaue, bemerke ich, daß ich ein sehr intimes Kleidungsstück zu nahe an den Badeofen über einen Stuhl gehängt hatte, vielleicht war auch eine Kohle herausgefallen, was weiß ich? Kurz, das Zeugs brannte. Ich sprang natürlich aus dem Wasser, ergriff das Ding und tauchte es rasch in die Wanne. — Was ich nun in der Hand behielt, war ein Mittelding zwischen einer altdeutschen Knie- und einer modernen Badehose. Jedenfalls war das Überbleibsel wenig geeignet als Unterhülle meiner unteren Extremitäten zu dienen. Indessen, ich konnte doch diesen Unfall nicht gut im Familienkreise zur Sprache bringen und verschluckte meinen Ärger über den unliebsamen Vorfall. Auf dem Nachhausewege, es war ein kaltnasser Aprilabend, holte ich mir zunächst einen gehörigen Schnupfen, am meisten verschnupfte mich aber der materielle Verlust. Erlauben Sie, so ein Ding kostet doch immer seine vier Mark. Da fiel mir ein, wie ich meinte, erleuchteter Gedanke ein: die Feuerversicherung! Ich bin mit meiner gesamten Garderobe versichert, wo sich diese auch befinden mag. Wie leicht kann im Theater oder im Hotel ein Brand entstehen, nicht wahr? Und hier lag doch zweifellos ein Brandschaden vor. Ich meldete ihn daher an und freute mich schon darauf, wie sehr meine Klugheit meinem praktischen Schwiegeralten in spe imponieren müßte, wenn ich einmal später bei Gelegenheit den ganzen Spaß zum besten gab.“

„Erhielten Sie denn wirklich etwas ersetzt?“

„Jawohl. Die fünf Mark habe ich bekommen —“

„Ich denke der Schaden betrug nur vier Mark?“

„Nun, ich hatte die Summe natürlich abgerundet, aber wenn ich selbst eine Mark profitiert hätte, was will das besagen gegen den Schaden, den ich erlitt? Der verdammte Badeofen hat ja meine ganze Zukunft zerstört! — Sie verstehen das natürlich nicht, lassen Sie sich's nur erzählen —.— darf ich inzwischen wagen, Sie noch um etwas Altrot zu bitten? Meins ist mir, wie ich eben sehe, zufällig ausgegangen.“

„Bitte, mit größtem Vergnügen! Hier!“

„Danke tausendmal! Die Geschichte ging nun folgendermaßen weiter: Ein paar Tage später wurde ich schnell zu Metzners zitiert. Ich traf den Alten in großer Erregung im Streit mit einem Schutzmann. ‚Nun, da ist ja Herr Schmitz‘, sagte dieser, ‚und kann Ihnen bestätigen, daß er ein Schadenfeuer in Ihrem Hause gemeldet hat.‘ Nun mußte ich freilich Farbe bekennen, die Angelegenheit wurde in heiterster Weise aufgeklärt und schien Herrn Metzner augenscheinlich großen Spaß zu machen. Nach einigen Tagen mußte ich wieder hin, da waren zwei Herren von der Versicherung da und ein Herr von der städtischen Baukommission. Ich mußte den Herren erklären, wie der Schaden vermutlich entstanden war. Ich rückte einen Stuhl nahe an den Badeofen und beschrieb die ganze Situation. Die Herren besahen sich den Stuhl, besahen sich auch den Ofen hinten und vorn. Der eine ging dann auch in die anderen Stockwerke und Wohnungen, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob unter gleichen Verhältnissen das kleine Unglück auch dort hätte vorkommen können, dann empfahl sich die ganze Kommission, und wieder ein paar Tage später, erhielt ich mit einem höflichen Schreiben meine fünf Mark ausgezahlt.“

„Na, dann war ja alles gut!“

„Jawohl, alles gut! Zu gleicher Zeit bekam mein nun in spe gewesener Herr Schwiegervater ein recht wenig höfliches Schreiben von der Baupolizei, — die sämtlichen Badeöfen seines großen, schönen, neuen Hauses seien unvorschriftsmäßig und es werde ihm auferlegt, sie durch neue zu ersetzen. Wissen Sie, das war ein Spaß von fünf- bis sechshundert Mark!

„Herr Metzner, dieser Geizkragen, wollte sich das natürlich nicht gefallen lassen und so gab es einen langen Federkrieg. Als der, wie zu erwarten war, zu ungunsten von Herrn Metzner entschieden war, wollte er seinen Mietern die Badeöfen samt und sonders sperren. Das ließen sich die wieder nicht gefallen und es gab wieder einen Kampf. Die Sache wurde zum Stadtklatsch, wobei Herr Metzner den Spitznamen des polizeiwidrigen Badeofens erhielt, den er übrigens noch jetzt führt.

„Daß meine Rolle im Hause Metzner ausgespielt war, brauche ich Ihnen wohl nicht noch näher auseinanderzusetzen.

„Habe ich nun nicht recht, wenn ich sage: Schuld an der ganzen Pleite meiner Zukunft ist nur und einzig und allein der verdammte Badeo . . ., o haben Sie nicht vielleicht etwas gelblichen Puder? Meiner ist mir zufällig ausgegangen."

„Bitte, Kollege Schmitz!"



Letzte Liebe.

(Aus einer Novelle.)

Von

Karl Emil Franzos †.

Wie ein See auf herbstlich stiller Au'
Seinem Winter sah mein Herz entgegen —
Und nun pocht's nach Dir in wilden
Schlägen,
Und ich folge Dir auf allen Wegen,
Stolze, blasse, braungelockte Frau.

Folge Dir, weil ich Dir folgen muss!
Holdes Spiel ist Glut in jungen Jahren,
Hold, so Weh wie Wonne zu erfahren,
Aber Schicksal, mit bereiften Haaren
Dursten, dürsten nach dem ersten Kuss.

Ach, kaum weiss ich selber, wie's mich traf!
Ist's nur Drang im eigenen Gemüte,
Ist's des schlanken Leibes reife Blüte,
Ist's dein Lächeln leidensvoller Güte,
Was geraubt mir jählings Ruh' und Schlaf?

Eins nur weiss ich: Wär's mein schlimmster
Schmerz,
Endlos Leid nach kurzen Traumes Grüssen,
Müsste ich's mit Folterqualen büssen —
Sieh, ein Bettler lieg' ich Dir zu Füssen:
Sei barmherzig, zieh mich an Dein Herz!





Lhassa und der Dalai-lama.

Von

Dr. Georg Wegener.

In der vor mir liegenden Karte Indiens sind die Grenzen des britischen Kolonialreichs mit roter Farbe bezeichnet. Sie machen gegen Norden, wo der Wall des Himalaya aus den Tiefen der Gangesebene emporsteigt, am Fuß des Gebirges Halt: die Bergstaaten Nepal und Butan umschließen sie nicht mehr. Zwischen diesen beiden hindurch aber leckt bereits ein Streif britischen Gebietes hindurch, lang, schmal, blutrot, wie die lüsterne Zunge eines begehrlichen Raubtiers, bis an den letzten Wasserscheidekamm des Hochgebirges, bis unmittelbar an die Grenze jenes Landes, das der Himalayawall vor der Außenwelt schützt, des geheimnisvollen, verschlossenen Tibet. Dies Zwischengebiet ist der kleine Bergstaat Sikkim. Seine südliche Hälfte mit dem berühmten Dardschiling, dem entzückenden Sommersitz der britischen Beamten, haben die Engländer vollständig der Präsidentschaft Bengalen einverleibt, während der nördliche noch einen eigenen Radschah besitzt und amtlich als „the independent Sikkim“ bezeichnet wird; allein auch dieses steht in Wahrheit ganz unter englischem Einfluß.

Es ist gerade sechs Jahre her, seit ich selbst im „unabhängigen Sikkim“, in jenem grandiosen Labyrinth wilder, scharfrückiger Grate, tiefeingerissener Bergströme und regenfeuchter Urwälder umherstreifte, die sich vor den Flanken der höchsten Gipfelriesen*) des Himalaya gegen Osten dehnen. Meine Reise galt den buddhistischen Bergklöstern dieser romantischen Wildnis, die zwar politisch noch zum britischen Machtbereich gerechnet werden, kirchlich jedoch bereits zu der großen Hierarchie des tibetischen Priesterkönigs in Lhassa gehören. Tief, unvergeßlich waren die Eindrücke, wenn wir nach mühevollen Ritten durch hitzebrütende Täler, über schwankende Hängebrücken, auf schwindelerregend jähen Bergpfaden und durch unermeßliche Wälderdome zu den einsamen nebelumwallten Höhen emporgedrungen waren, wo diese Klöster liegen, wenn dann, in günstigen Augenblicken, die Wolken sich teilten und über dem weißwogenden Meer der Dünste die strahlenden Schneehäupter der ewig unnahbaren Gipfel ringsher aufleuchteten, in unsagbarer diamantener Herrlichkeit.

Aber so erschütternd groß und erhaben das Gemälde jener Häupter auch war, die still und feierlich, wie unkörperliche Gebilde von Licht, im reinen Äther schwammen, fast noch tiefer erregte den Sinn des leidenschaftlichen Reisenden doch der Anblick der Einsattelungen in der Bergwand im Norden und Nordosten, denn das waren die uralten Pässe, die aus Sikkim nach Tibet hinüberführen. Seit dem Beginn meiner geographischen Studien hatte ich mich vorzugsweise mit diesem Lande beschäftigt, dessen Mysterien mich geheimnisvoll reizten und lockten; von den Berichten der alten Inder und Chinesen an bis zu den Odysseen der wenigen modernen Reisenden, denen es vergönnt war, einen flüchtigen Blick in diese Welt zu tun, war mir nicht vieles unbekannt geblieben, was allgemein zugänglich ist, und meine Doktorarbeit hatte über tibetische Gebirge gehandelt. Nun stand ich hart an ihrer Schwelle; dort unmittelbar hinter jenen bläulichen Bergmauern lagen die Hochtäler, auf denen die Tibeter seit unbekannten Zeiträumen ihre Gerste bauen, ihre Yackochsen weiden; dort im Norden, nur wenige Meilen von der Grenze, lag die heilige Klosterstadt Schigatse, und gegen Nordost, nur noch 300 Kilometer in der Luftlinie von mir entfernt, Lhassa, das wunderbare Mekka des Buddhismus. Je mehr man sich einem Magneten nähert, um so stärker fühlt man die Kraft seiner Anziehung. Anderthalb Jahr zuvor war ich gelegentlich einer Reise ins Nördliche Eismeer, die mich im Norden Spitzbergens bis über 81½ Grad nördlicher Breite hinaus geführt hatte, dem Nordpol auf eine Entfernung nahe gekommen, die nur noch dem Abstand zwischen Berlin und Paris gleichkam; dort am unüberschreitbaren Rande des geschlossenen Packeises, das mir ein unweigerliches „bis hierher und nicht weiter“ zurief, hatte ich am eigenen Leibe einen Hauch des dämonischen Reizes verspüren dürfen, den das Problem der Erreichung des Pols auf wagnisbedürftige Gemüter ausübt. Heut trennte mich nur noch eine Strecke gleich der von Berlin nach Breslau oder Bremen von einem Punkte, der in den letzten Jahrzehnten eine ganz ähnliche Rolle gespielt hat, wie der Nordpol.

Ganz ähnlich wie der Kampf um diesen hat

---

*) Unmittelbar an der Westgrenze Sikkims erhebt sich der Kantschindschinga, der dritthöchste Berg der Erde (8580 m); nur wenig weiter gegen Westen der Gaurisankar (8840 m). Der zweithöchste Berg des Globus, der gewöhnlich fälschlich Dapsang genannte Berg K 2 der indischen Landesaufnahme (8620 m) liegt im Karakorumgebirge.

auch das Streben, nach Lhassa zu gelangen, in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eine große Anzahl kühnster Männer zu außerordentlichen Anstrengungen gereizt, und dem, der diese Stätte erreicht hätte, wäre fast ebenso wie dem Eroberer des Nordpols die glänzendste Berühmtheit des Namens unmittelbar gewiß gewesen. Alle mußten sie hier wie dort jedoch unverrichteter Sache wieder umkehren: zuletzt noch im ersten Jahr dieses Jahrhunderts der tapfere Sven Hedin; nicht überwunden durch die Hindernisse der Natur, so bedeutend diese auch sind, sondern durch das Gebot jenes Priesterkönigs, der Europäern den Eintritt in sein Reich unbedingt verweigert.

Leider wußte auch ich damals von vornherein, daß mir das Gebiet verschlossen bleiben müsse. Denn scharf wurden die Himalayapässe von den Tibetern bewacht; kurz zuvor war erst der bekannte Landor unter vielleicht etwas phantasievoll geschilderten Umständen mit seinem Versuch des Eindringens von Süden her gescheitert. Ja auch die Engländer selbst stellten sich dem in den Weg. Ich hatte bei meinem Gesuch, in das dem allgemeinen Verkehr von der Grenzlinie des Rangitflusses ab nicht freigegebene „unabhängige Sikkim" vordringen zu dürfen, genau meine beabsichtigten Reisewege angeben und mich an diese binden müssen, und die Erlaubnis zur Überschreitung der tibetischen Grenze wurde dabei auch englischerseits rundweg verweigert. Es hieß damals, man wünsche auch den geringsten Anlaß zu einem Mißtrauen von seiten der Tibeter zu vermeiden, um einen möglichst reichen friedlichen Handelsverkehr mit ihnen auf den im Ausbau begriffenen Straßen zur Grenze hervorzurufen. So mußte ich jenen blauen Höhenzügen wieder Valet sagen, ohne meine Sehnsucht befriedigt zu haben.

Heute kommen mir jene Tage aufs lebhafteste wieder in Erinnerung, wo die überraschende Kunde durch die Zeitungen geht, daß die Engländer auf kriegerischem Marsch nach Lhassa begriffen sind. Während die Russen offenkundig vor der europäischen Welt schon seit längerer Zeit allerlei anscheinend so klug ausgesonnene diplomatische Manöver ausführten, um dereinst einmal den Dalai-lama und damit das seelenbeherrschende Haupt der buddhistischen Welt unter ihren Einfluß zu bringen, schienen die Engländer untätig zuzusehn. Jetzt aber offenbart es sich, daß sie doch noch immer mit jener Zielsicherheit und ruhigen Entschlossenheit zu handeln wissen, die ihre Größe begründet hat. Es erscheint mir kaum zweifelhaft, daß sie schon damals in dem sorglich von ihnen gehüteten Zugangslande Sikkim nicht ausschließlich für friedlichen Handel ihre Straßen bauten und ihre Brücken spannten, sondern daß sie den Schlag von heute bereits damit vorbereiteten. Sie führen ihn in dem Zeitpunkt aus, wo der Krieg von 1900/01 mit China zur Genüge gezeigt hat, daß diese Schutzmacht Tibets, deren Protektorat bisher die Unverletztheit des Gebiets eigentlich in erster Linie gewährleistet hat, keinen ernsthaften Widerstand wagen kann, und wo andrerseits die russische Macht eben noch nicht weit genug vorgeschoben ist, um ihrerseits einzugreifen.

Zurzeit, wo ich dies schreibe, bekundet die neueste Nachricht der Times, daß die auf eine Winterkampagne eingerichtete englische Truppe unter der Führung des Obersten Younghusband — eines seit Mitte der achtziger Jahre bereits berühmt gewordene Tibeterforschers — am Jelep-passe angelangt ist, der von Sikkim aus nach Osten in das schon zu Tibet gehörige Chumbital führt; die Straße durch dieses Tal, die als die im Winter passierbarste gilt, scheint zum weiteren Vordringen gewählt worden zu sein. Wenn diese Zeilen in die Hand des Lesers kommen, ist das künftige Schicksal von Lhassa vielleicht bereits entschieden, und es wird ihm interessant sein, im folgenden einiges darüber zu finden, was wir von dieser Stätte wissen, und worin das allgemeine Kulturinteresse beruht, mit dem ihr berühmter Name umkleidet ist.

Er wird finden, daß dies — und ich kann hier auf beschränktem Raum nur einen bescheidenen Bruchteil unsrer Kenntnis vorführen — schließlich gar nicht so wenig ist. Wenn ich vorher das Lhassaproblem mit dem der Erreichung des Nordpols verglich, so liegt auch noch darin eine Ähnlichkeit, daß beide Bestrebungen eigentlich weniger ein unbedingtes wissenschaftliches Interesse als ein point d'honneur sind. Wir können uns seit der Reise Nansens schon heut mit ziemlicher Sicherheit denken, wie es am Nordpol aussieht, und fundamentale geographische Entdeckungen werden mit seiner Gewinnung schwerlich verknüpft sein. Vollends ist das neuerliche Ringen um Lhassa eigentlich eine glänzende Schimäre gewesen, denn die vollkommene Abschließung dieser Stadt gegen Weiße ist noch nicht sechzig Jahre alt: in früheren Zeiten haben zahlreiche Europäer dort kürzere oder längere Zeit sich aufgehalten und sie eingehend beschrieben, und wir besitzen auch aus asiatischen Quellen genaue Schilderungen, einen sorgfältig vermessenen Plan Lhassas, neuerdings sogar photographische Aufnahmen davon, so daß wir in Wahrheit kaum über eine andere Stadt Innerasiens so exakt Bescheid wissen, wie über diese.

* * *

Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es in Asien eine ganze Reihe den Europäern mehr oder minder streng verschlossener Länder: China, Japan, Korea, Annam u. a. m.; Tibet ist das einzige, dem es möglich war, diesen Zustand bis zur Gegenwart aufrecht zu erhalten. Der Grund dafür liegt in der geographischen Gestaltung dieses Erdraums, den die Natur als eine einzige Festung riesenhaftester Art geformt hat. Wie ein ungeheures massives Kastell liegt das tibetische Hochland inmitten des asiatischen Kontinents, eine so auffallende Bildung, daß sie bereits den Indern des Altertums zum Bewußtsein kam. Nach ihrer mythologischen Weltanschauung hat die Erde die Gestalt einer großen Lotosblume, die auf den Wellen des Weltmeers schwimmt. Inmitten der ringsum ausgebreiteten Blütenblätter — der Halbinseln und Flachländer Asiens — steigt der majestätische Fruchtknoten empor, der heilige, von unzähligen Sagen umwobene Berg Meru. Er ist der Sitz der ewigen Götter und segnenden Genien; seine Wände sind aus kostbaren Metallen

und edlen Gesteinen gebildet, auf seiner Höhe, von der die Hauptströme der Erde herniederrauschen, breitet sich ein unermeßliches Gefilde von paradiesischer Schönheit aus, mit Gipfelkränzen rings umgeben, die weißen Lotosblumen gleich weithin über die fernen Reiche der Erde leuchten, „wie ein Lächeln Schiwas, des großen Gottes“.

Schon Karl Ritter zeigte, daß in diesem Gemälde unfraglich eine richtige einheitliche Erfassung jener gewaltigen Massenanschwellung im Herzen Asiens mit dem prachtvoll glühenden und glänzenden Schneegebirgsrand des Himalaya zu erkennen ist.

Über die Riesenmauer des Himalaya führen nur wenige, an 5000 m hohe Pässe, die leicht zu überwachen sind, und sie werden, seitdem das Bedürfnis der Abschließung die tibetische Regierung beherrscht, auf das sorgfältigste gehütet, da naturgemäß die so nahe vor den Toren Tibets den Hochgebirgen Asiens. Während der Himalaya ein überaus vielgestaltiges Gewirr von tief eingefurchten Tälern, jähen Gehängen und himmelanragenden Graten und Zacken ist, besteht der Kwen-lun aus langen, gleichförmig dahinziehenden, trotz der ungeheuren Höhe von 6—7000 m doch ganz flachen Wellen, den Ruinen uralter, einst noch viel höherer Gebirge, die heut bis fast an den Kamm in ihrem eigenen Trümmerschutt begraben sind. Weite, unsäglich öde, mit Salzseen bestreute und von Staub-, Regen- und Schneestürmen durchfegte Kies- oder Sumpfflächen dehnen sich zwischen den einzelnen Kettenzügen, in ihren niedrigsten Teilen immer noch in der Meereshöhe der höchsten Alpengipfel liegend. Das sind jene furchtbaren Hochwüsten, in denen der Reisende monatelang wandert, ohne ein lebendiges Wesen zu treffen, in denen er Sturm, Kälte und physische Leiden zu erdulden hat, die denen der schlimmsten Polargebiete nicht nachstehen.



Ausschnitt aus der Karte von Tibet.

gelegene britisch-indische Macht das Mißtrauen der Tibeter besonders rege erhält. Von Süden aus galt das Eindringen eines europäischen Forschers bisher für gänzlich ausgeschlossen.

Eine anscheinend noch wildere Gebirgswelt, die im einzelnen noch wenig bekannt ist, trennt Tibet im Osten von China. Die großen Ströme Ost- und Südostasiens, die hier dicht nebeneinander ihren Ursprung nehmen, haben tiefe, enge Talschluchten in das Bergland hineingerissen, zwischen denen sich dann auf schmaler Basis die Bergketten mit ungeheuer steilen Wänden zu Höhen emportürmen, die stellenweise nicht viel hinter dem Himalaya zurückbleiben. Die wenigen, durch dies Labyrinth führenden Straßen sind ganz in den Händen der Chinesen, die natürlich von hier aus den Zugang aufs leichteste vereiteln.

Gegen Nordwesten, Norden und Nordosten endlich ist das Hochland umgürtet durch die gewaltigen, langgedehnten Züge des Kwen-lun-Gebirges, jenes ältesten und sonderbarsten unter

Der Sitz des tibetischen Staates, den diese ungeheure natürliche Rüstung umschließt, liegt im Süden und Südosten des inneren Hochlandes. Hier fließt in einem breiten Hochtal der Hauptstrom des Landes, der Sang-po, nach Osten, der später — in noch unerforschten Gebirgswildnissen den Himalaya durchbrechend — zum Brahmaputra Indiens wird. An seinen Ufern reihen sich die wichtigsten Städte Tibets: Dschangladsche, Schigatse, Tschetang u. a. m. An dem von Norden her in ihn einfallenden Nebenfluß Kitschu, wenig oberhalb der Mündung desselben, liegt die Stadt Lhassa, ungefähr im Schnittpunkt des 30. Breitegrades mit dem 91. Meridian von Greenwich, rund 800 Kilometer (Berlin—Stockholm oder Venedig) nordnordöstlich von Kalkutta. Die Breitenlage ist ungefähr gleich der von Kairo, also der Schwelle der Tropenzone, allein die Meereshöhe von 3630 m entspricht der alpinen Erhebung des Großvenediger in den Hohen Tauern oder der Blümlisalp im Berner Oberland, in der bei uns das Leben bereits im Eise erstarrt.

Wir kennen Lhassas Namen seit lange. Bereits gegen 1330 ist der mittelalterliche Reisende Odorico von Pardenone dort gewesen. Dreihundert Jahr später erreichten dann die Jesuitenväter Gruber, ein Deutscher aus Linz, und d'Orville (1661) die Stadt. Im XVIII. Jahrhundert weilten zahlreiche Missionare in Lhassa, z. T. sogar längere Zeit hindurch. Am längsten der begeisterte Vorkämpfer der Christianisierung von Tibet, Horazio della Penna, der mehr als zwei Jahrzehnte hier verlebt hat. Auch ein wissenschaftlich gebildeter Laie, der anscheinend mit großer Forscherbegabung ausgestattete Holländer van de Putte, hat sich um 1730 in Lhassa aufgehalten, leider aber vor dem Tode seine tibetischen Aufzeichnungen verbrannt.

Noch im Laufe des XVIII. Jahrhunderts fielen jedoch die christlichen Missionare am Hofe von Peking, wo sie bekanntlich lange eine ungemein bedeutende Rolle gespielt hatten, in Ungnade, und infolge davon ging auch die Mission in Lhassa zu grunde, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Seit dem Jahre 1760 haben nur noch drei Europäer Lhassa erreichen können. Im Jahre 1811 kam der englische Arzt Manning dorthin, da er an der Grenze einen chinesischen General behandelt hatte und von ihm mitgenommen wurde. Sein flüchtiger, aber lebendiger Reisebericht gelangte erst vor etwa 30 Jahren ans Tageslicht. Dann sind endlich im Jahre 1846 die beiden Lazaristenmissionare Gabet und Huc — die noch einmal den kühnen Versuch wagten, die Religion Christi unmittelbar in die heilige Stadt des Buddhismus zu verpflanzen — mit einer mongolischen Pilgerkarawane in das Weichbild von Lhassa gekommen. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt jedoch wurden sie auf Betreiben des chinesischen diplomatischen Vertreters nach China hin abgeschoben. Den Dalailama haben sie nicht gesehn.

Huc hat uns eine schriftstellerisch glänzende Schilderung dieses Aufenthalts gegeben.

Keinem der vielen modernen Asienreisenden weißer Rasse ist es seitdem trotz all ihrer bewundernswerten Energie und Opferwilligkeit gelungen, den Bann zu durchbrechen.

Fast ausschließlich wurde bei diesen Versuchen der Weg von Norden her über die ungeheuren, menschenleeren Einöden Innerasiens gewählt, weil hier allein die Aussicht bestand, unbemerkt bis in die Nähe Lhassas zu kommen, und die Hoffnung, vielleicht mit einer der buddhistischen Pilgerkarawanen in die Hauptstadt hineinzuschlüpfen. Aber immer wiederholt sich der gleiche Vorgang: sobald man die ersten Einwohner trifft, werden die Reisenden festgehalten, Boten eilen nach Lhassa, binnen wenigen Tagen kommt eine hohe obrigkeitliche Persönlichkeit mit starker Bedeckung, und zugleich mit äußerster Höflichkeit aber auch unbeugsamer Entschiedenheit werden sie genötigt, rückwärts oder auf einem Wege nach West oder Ost wieder abzuziehen. Programmäßig genau so verlief auch trotz geschicktester Verkleidung der letzte derartige Versuch, den Sven Hedin im Jahre 1901 ausgeführt hat.

Freilich, nur für Europäer gilt diese Abschließung, Asiaten ist der Durchpaß nach Tibet ohne jede Schwierigkeit offen. Treibt doch Tibet einen lebhaften Außenhandel mit allerhand wertvollen Erzeugnissen seines Hochlandes und beruht doch Lhassas Bedeutung seit Jahrhunderten gerade darauf, daß es ein von endlosen Scharen gläubiger Buddhisten aus den fernsten Teilen der buddhistischen Welt aufgesuchter Wallfahrtsort ist. Daraufhin haben die Engländer zu der klugen Maßregel gegriffen, besonders begabte Hindu wissenschaftlich auszubilden, so daß sie Messungen, Kartenaufnahmen und Aufzeichnungen aller Art machen konnten, und sie dann mit bestimmten Forschungsaufgaben als Kaufleute oder Pilger verkleidet in das verschlossene Land hineinzusenden. Diese Leute, „Pandits“ genannt, haben in größerer Zahl, durchweg mit höchstem Eifer und unter romantischen Schicksalen Tibet durchzogen und uns die wertvollste Kunde heimgebracht. Drei von ihnen haben auch bemerkenswerte Schilderungen von Lhassa geliefert: Nain Singh (1866 und 1873), Kischen Singh (1880) und zuletzt Sarat Tschandra Das (1882). Von dem Zweitgenannten stammt der sorgfältige Plan von Lhassa, den er heimlich, durch Abmessen mit seinem Pilger-Rosenkranz, zu gewinnen wußte.*) Endlich haben neuerdings auch buddhistische Kalmücken aus dem asiatischen Rußland, ebenfalls europäisch-wissenschaftlich etwas vorgebildet, die Stadt erreicht und sie nachher geschildert.

Die Tibeter werden gewöhnlich der mongolischen Rasse zugerechnet, doch scheint es, als ob recht verschiedene Bestandteile in sie aufgegangen sind: das niedere Volk muß nach unseren Begriffen durchgängig recht häßlich sein, in den vornehmeren Ständen begegnet man jedoch oft feinen, selbst schönen Gesichtern und fast weißer Hautfarbe. Die Kultur des Volkes gründet sich in den höheren Teilen des Landes auf die Viehzucht und ist dort nomadisch, in den tiefer gelegenen Tälern auf den Ackerbau und ist hier bodenständig. Aber auch jene Täler liegen noch außerordentlich hoch, so daß wir hier die Gegenden haben, wo der Körnerbau die größten Höhen auf der Erde erreicht. Einer der indischen Pandits hat Gerstenfelder noch in Höhen beobachtet, die 500 m höher als der Gipfel der Jungfrau lagen.

Infolgedessen ist der Kampf um die Existenz in Tibet nicht leicht und das Volk im großen und ganzen ärmlich, seine materielle Kultur bescheiden, doch rühmen ihm fast alle Reisenden eine natürliche Heiterkeit, höfliches Zuvorkommen und gastliche Sitten nach; jene Feindseligkeit gegen die Europäer scheint vielmehr chinesischem Einfluß als eigener Neigung zu entspringen. Freilich wohl auch dem Teil der Bevölkerung, der den andern durch ein mit beispielloser Vollkommenheit ausgebildetes System geistlicher Bevormundung in seelischer und intellektueller Abhängigkeit erhält.

Es gibt wohl auf Erden kein zweites Volk, wo die Priesterschaft eine so unumschränkte Macht über die Gemüter ausübt, wo die Kirche das Ideal der Durchdringung und Beherrschung aller öffentlichen Verhältnisse, dem das des Papsttums bei uns im Mittelalter nachstrebt, so vollkommen

*) Veröffentlicht in Petermanns Mitteilungen. Gotha 1885.



Jugendliches Bildnis. Gemälde von Jean Honoré Fragonard.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

erreicht hat, wie das tibetische. Seine Religion ist eine Abart, eine dogmatische Weiterbildung des in Indien entstandenen Buddhismus, der vom fünften nachchristlichen Jahrhundert an dort eingeführt wurde und nun hier eine ganz eigentümliche Entwicklung nahm, so daß sie z. T. die ursprüngliche Lehre Buddhas in ihr direktestes Gegenteil verkehrte. Man bezeichnet sie gern als Lamaismus nach dem mongolischen Wort lama = der Höhere, der Priester. Ähnlich wie in der römisch-katholischen Kirche erkennt der Lamaismus neben den heiligen Schriften auch eine sich stetig fortbildende Tradition als gültige Glaubensquelle an. Auf Grund dieser letztern entwickelte sich, nachdem Buddha gerade das Kastenwesen Indiens und die Herrschaft der Brahmanen gebrochen und ähnlich wie Christus ein Priestertum aller Gläubigen begründet hatte, ein neuer Unterschied zwischen Priestern und Laien, und während der Stifter sich bemüht hatte, den Schwerpunkt des religiösen Lebens ins Innere des einzelnen zu verlegen, leitet heut die Lamakirche Tibets die Seelen des Volkes mit absoluter Vormundschaft und befriedigt seine religiösen Bedürfnisse durch ein ausgebildetes System äußerer Formen.

Früh schon scheint diese Entwicklung begonnen zu haben. Bereits ein im Jahre 901 n. Chr. gestorbener König wird in der wie bei uns im Mittelalter ganz mönchisch beeinflußten Geschichtsschreibung des Landes besonders gepriesen, weil er „durch seine grenzenlose Verehrung der Geistlichkeit das Glück des Volkes so sehr förderte, daß es dem der seligen Geister glich“, und schon Odorico von Pordenone (um 1330) erzählt, in der Hauptstadt wohne der „Abassi“ der Tibeter, was so viel wie ihr „Papst“ sei.

Ihr eigentliches Gepräge aber bekam die tibetische Hierarchie durch den großen Reformator Tsongkaba (1358—1419).

Obgleich dieser zweifellos bedeutende Mann in nach unsern Begriffen bereits geschichtsheller Zeit lebte, ein Altersgenosse von Johann Huß, so ist doch seine Person bereits mit mannigfachen Sagen umsponnen. Wie Buddha selbst soll auch er von einer Jungfrau geboren sein, sein Leichnam, der im Kloster Galdan bei Lhassa bestattet ist, schwebt dort ähnlich wie der Mohamme ds in der moslemitischen Sage zwischen Himmel und Erde und gibt von Zeit zu Zeit Orakel, welche die Lama deuten usw. Äußerst interessant ist eine Erzählung, die nach dem vorher genannten Reisenden Huc sich im Kloster Kumbum, dem Geburtsort Tsongkabas, erhalten hat. Als der Heilige noch ein Knabe war, sich aber bereits durch große Geistesgaben auszeichnete, kam ein geheimnisvoller Fremder in seine Gegend, der angab, ein Lama aus den Ländern des fernsten Westens zu sein. Dieses Mannes hohe Weisheit ergriff den jugendlichen Wahrheitssucher derart, daß er sich ihm aufs innigste anschloß und später nach seinem Tode in seinem Sinne lehrte und wirkte. Huc folgert aus dieser Erzählung und insbesondere aus dem eigentümlichen hinzugefügten Nebenzuge, der Fremde habe eine große Nase besessen, ganz anders als die Leute des Landes und sehr ähnlich ihm und seinem Freunde Gabet, Tsongkaba habe den Unterricht eines jener großen christlichen Missionare genossen, die im Mittelalter vielfach Asien auf abenteuerlichen Reisen durchzogen, ähnlich wie der soeben genannte Odorico, und er möchte damit die vielen, höchst auffallenden Ähnlichkeiten zwischen den römisch-katholischen und den tibetischen Kultformen erklären, die schon so vielen Forschern Kopfzerbrechen gemacht haben.

Es könnte irre führen, Tsongkaba als einen Reformator zu bezeichnen, wenn man dabei an Huß oder Luther denkt. In diesem Sinne war er es jedenfalls nicht, vielmehr entgegengesetzt in dem Sinne etwa Gregors VII., indem er gerade die in Verfall geratene Hierarchie der Lamas und ihre äußeren Formen wiederherstellte und verschärfte. Vor allem hat er ganz wie jener Papst die Ehelosigkeit der Priester vollständig durchgeführt, die vorher ebenso wie bei uns nur ein besonderes Verdienst gewesen war und hier wie dort außerordentlich viel zur Absonderung und zum inneren Zusammenschluß des Klerus beigetragen hat.

Ganz besonders förderlich zur immer höheren Steigerung der Priestermacht wurde die Betonung der schon älteren Lehre von der „Buddhawerdung“ frommer Männer. Buddha selbst gilt im Dogma nicht als ein gewöhnlicher Mensch, sondern als die zeitlich-menschliche Verkörperung eines göttlichen Wesens. Nun können aber auch besonders fromme Persönlichkeiten durch ihren Wandel eine Art Göttlichkeit bekommen und dann in ähnlicher Verkörperung nach ihrem Tode aufs neue in menschlicher Form wiedergeboren werden, so daß sie in fortgesetzter Reinkarnation auf Erden unsterblich fortleben. Stirbt der Leib eines solchen Heiligen, so erscheint die Seele einige Zeit nachher in irgendeinem Kinde wieder, das seine göttliche Eigenschaft durch ganz bestimmte Wunderzeichen offenbart. Es gibt solcher im irdischen Körper fortlebender Götter gegenwärtig verschiedene im Bereich des Buddhismus, die natürlich die höchste Verehrung, ja Anbetung genießen und das Ziel religiöser Wallfahrten sind. Auch Tsongkaba selbst lebt in diesem Sinne unsterblich fort, und zwar in der Gestalt des sogenannten „Teschu-lamas“ in dem Kloster Teschu-lumbo bei der zuvor genannten Stadt Schigatse. Aber trotz der großen Verehrung, die er genießt, gilt er nur als die zweithöchste dieser lebenden Gottheiten; die erste Stelle nimmt unbedingt der Dalai-lama in Lhassa ein, d. h. dem Wortsinne nach, der „Weltmeer“-Lama, ein Ausdruck, der wohl die ungeheure Größe dieses Priesters ausdrücken soll. Dieser gilt als eine stetige Neuverkörperung des uralten buddhistischen Heiligen Padmapani, desselben, der in einer früheren Inkarnation als der sagenhafte König Srongdsan-Gambo (gestorben 698) den Buddhismus in Tibet eigentlich begründet hat. Der Dalai-lama ist also nicht, wie man von Laien oft hören kann, eine Inkarnation Buddhas selbst; eine solche existiert gegenwärtig nicht auf Erden und wird erst in ferner Zukunft wieder erwartet.

Das sind die religiösen Grundlagen der Position des Dalai-lama; seine große Erhöhung über die andern lebenden Heiligen, die heutzutage

ganz Tibet in einen Priesterstaat verwandelt hat, der, anscheinend noch strenger als der Katholizismus im Papste, im Dalai-lama gipfelt, ist wohl politischen Umständen in den letzten Jahrhunderten mit zuzuschreiben, besonders seit die auswärtigen Eroberer Tibets es am geeignetsten fanden, von Lhassa aus durch die Person dieses Priesterkönigs das Volk zu regieren. Seit dem Jahre 1720 ist China die Vormacht, der Tibet tributpflichtig ist. Von dieser Zeit ab bis heut sind zwei chinesische Residenten, Amban genannt, dauernd in Lhassa anwesend, und sie sind in Wahrheit die Leiter Tibets. Geschickt beschränken sie sich darauf, die militärischen und die auswärtigen Angelegenheiten ganz nach den Winken vom Hof in Peking zu lenken, während sie die inneren, insbesondere die geistlichen Dinge den einheimischen Behörden überlassen. Ihre Wirksamkeit beruht augenscheinlich weniger auf einer positiven Machtentfaltung chinesischer Truppen in Tibet, als in der Überlegenheit der chinesischen Diplomatie über die einfachen Tibeter, ähnlich wie der englische Resident den indischen Vasallenfürsten nach den Wünschen Englands beeinflußt, manchmal ohne die geringste militärische Macht zur Seite zu haben. Die Tributgeschenke, die der Dalai-lama alljährlich nach Peking sendet, werden klüglich durch weit wertvollere Gegengaben von seiten des chinesischen Kaisers aufgewogen; China erkennt hinreichend seinen Vorteil in dem einträglichen Handel, den es sich durch seine politische Oberherrschaft als ein Monopol sichert.

In den Augen des eigenen Volkes ist natürlich der Dalai-lama selbst der absolute Ausfluß allen göttlichen und weltlichen Gesetzes Er gilt nicht nur für unfehlbar, sondern anscheinend auch für allwissend und allgütig wie Gott; jener bescheidene kleine Lama, der Sven Hedin auf dem Wege nach Lhassa begleitet, meint ja allen Ernstes, der Dalai-lama wisse längst, wer sie, die in tiefer Wüsteneinsamkeit verborgen dahinziehenden angeblichen Pilger seien, mit welcher Absicht sie kämen, ja was sie jeden Tag miteinander redeten; aber er werde trotzdem nicht zulassen, daß ihnen etwas Böses zuteil werde. Grenzenlos ist heut die Verehrung von ihm, nicht nur in Tibet selbst, sondern weit nach Norden und Osten bis zu den asiatischen Völkern des heutigen Russenreiches, bis zu den fernsten Mongolen der Wüste Gobi. Alles was wir an Mühsalen und Entbehrungen von mittelalterlichen Pilgerfahrten nach Rom oder selbst Jerusalem kennen, wird in Schatten gestellt bei den Wallfahrten, die von den armseligen Hirten und Oasenbewohnern Innerasiens in glühender Glaubensinbrunst über die fürchterlichen Hochwüsten nach Lhassa ausgeführt werden. Ich empfehle dem Leser, wenn er die Stimmung einer solchen Wanderung kennen lernen will, die glänzende Schilderung des Abbé Huc von seiner Reise mit der mongolischen Pilgerkarawane von der chinesischen Provinz Kansu südwestwärts über die Wüstenplateaus des nordöstlichen Tibet.*) Hier wird er nicht nur all jene Mühsalen kennen lernen, sondern auch die wachsende Spannung mit empfinden, in der jeder einzelne der Karawane dem endlichen Anblick der heiligen Stadt entgegensieht. Zuletzt trennt nur noch ein hoher Berg die Reisenden von dem Anblick der Götterstadt — denn Lha-sa heißt nichts anders als „Göttersitz" —: zu Fuß und mit tiefer Ehrfurcht wird der Anstieg ausgeführt; schon dieser Berg ist heiliger Boden; ihn erklimmen zu dürfen, ist eine Anwartschaft auf die Vergebung aller Sünden. Endlich lag, heißt es, in den Strahlen der untergehenden Sonne die heilige Stadt zu ihren Füßen. „Diese Fülle von hundertjährigen Bäumen," schreibt Huc, „welche die Stadt wie mit einem Wall von Laub umgeben, diese großen, weißen Häuser, in Plattformen endigend und von kleinen Türmchen überragt, diese zahlreichen Tempel mit vergoldeten Dächern, dieser Berg Potala, auf dem sich der Palast des Dalai-lama erhebt — all das gibt Lhassa einen majestätischen Anblick." Schon durch den Anblick der Stadt getröstet, schon befeligt durch das Bewußtsein der um des Glaubens willen erduldeten Mühen, schon berauscht von der brünstigen Erwartung des Heils nahen sich diese Pilger dem heiligen Berg Potala und zuletzt dem Antlitz des lebendigen, redenden, sie mit sichtbarer Hand segnenden Gottes, um dann in tiefer Befriedigung unter denselben Mühen wieder in die Heimat zurückzukehren.

Hedin berichtet neuerdings die ergreifende Geschichte jenes Lamas aus Urga, einer Tausende von Kilometern entfernt nahe der Nordgrenze der Mongolei gelegenen Stadt, der durch irgendein Vergehen das Recht verwirkt hatte, die heilige Stätte zu besuchen. Um Verzeihung zu erlangen, sei er von Urga bis nach Lhassa in Gebetsstellung, d. h. auf den Knieen, gerutscht. Er habe die Hände auf die Erde gestützt, dann die Kniee nachgezogen, hierauf die Hände weiter gesetzt und so — in sechs Jahren! — die ganze furchtbare Reise vollendet. Nur noch eine Stunde war er vom Tor entfernt, da habe ihm der Dalai-lama das Betreten der Stadt versagt, und unverrichteter Sache habe er wieder umkehren müssen. Er soll dann seinen Büßerweg auf den Knieen, die zuletzt hart und hornig wie die Schwielen der Kamele geworden, noch zweimal wiederholt haben, ohne daß er die Vergebung erlangen konnte!

Ganz ähnlich wie Huc schildert auch der Pandit Sarat Tschandra Das den Eintritt in die heilige Stadt*): „An diesem Punkte nähert sich die Straße dem Flusse, und die ganze Stadt lag ausgebreitet vor uns am Ende einer Allee von knorrigen Bäumen, die Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf ihre vergoldeten Dome. Es war ein stolzer Anblick, wie ich ähnlich nie etwas gesehen. Zu unsrer Linken war Potala mit seinen erhabenen Gebäuden und vergoldeten Dächern; vor uns, umgeben von einem grünen Rasenplan, lag die Stadt mit ihren turmähnlichen, weißgetünchten Häusern und chinesischen Gebäuden mit Dächern von blauen, glasierten Ziegeln. Lange Girlanden von beschriebenen

*) Huc: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. Paris 1850. Bd. II. — Sven Hedin: Im Herzen von Asien. II. 296.

*) Journey to Lhasa and Central Tibet. London 1902. S. 146.

und bemalten Lappen hingen von Haus zu Haus und wehten im Winde."

Die Bevölkerungszahl der in einem breiten, nach Süden offenen Tal liegenden Stadt wird von Main Singh auf rund 30000 angegeben, doch ist sie offenbar schwankend, wegen der ab- und zuströmenden Pilgerscharen. Auch sind ca. 18000 Mönche dazugerechnet, die in zahlreichen Klöstern in und bei der Stadt leben. Das Innere Lhassas ist in den Hauptstraßen sauber und freundlich, die Häuser haben stets frisch geweißte Wände, sind aber im Innern sehr einfach, bei den niederen Klassen unsauber und ärmlich. Im Zentrum der Stadt liegt der große Buddhatempel, ein riesenhaftes Gebäude von drei Stockwerken, mit einem Dach von angeblich solid goldenen Platten. Das düstere Innere enthält eine außerordentlich alte Kolossalstatue Buddhas von gigantischen Maßen und reicher Vergoldung. Auch dieser Tempel ist ein geweihter Ort für die Pilgerscharen, die hier Blumen opfern, jedoch nicht das eigentliche Ziel ihrer Wanderungen. Das ist der etwa anderthalb Kilometer im Westen des Weichbildes gelegene Berg Potala, das heilige Zentrum ihrer irdischen Welt. Buntscheckiges, lebhaftes Treiben herrscht den Tag über in der von den Typen ganz Ost- und Innerasiens erfüllten Stadt Lhassa, wenn aber der Tag zur Rüste geht und das Bild des Berges Potala sich als dunkler Schattenriß gegen den Abendhimmel abzeichnet, dann ruht jede Arbeit und jedes Geschwätz; die Bewohner versammeln sich auf den flachen Dächern ihrer Häuser, auf den Straßen und Plätzen und werfen sich dort zu Boden, ihre heiligen Formeln sprechend. Ein einziges dumpfes Gemurmel, das gemeinsame Gebet der Tausende, klingt dann gegen Potala hinaus.

Der berühmte Berg ist ein isolierter, steiler, etwa 100 m hoher Felsrücken, der wie eine Insel aus dem grünen See des Talbodens emporsteigt. Auf seiner Höhe trägt er die burgartigen Kloster-, Palast- und Tempelbauten, die seit Jahrhunderten die Wohnung des Dalai-lama bilden.

Nach übereinstimmendem Zeugnis der Beobachter macht diese etwas sonderbare und schwer zu entwirrende Anlage doch als Ganzes einen unleugbar großartigen Eindruck. Wir besaßen bis vor kurzem nur eine einzige Abbildung dieses Ortes, die unbeholfene Zeichnung des alten Pater Gruber, die in Athanasius Kirchers China illustrata (Amsterdam 1667) veröffentlicht und seitdem unzählige Male wiedergegeben worden ist. Danach hatte der Fels eine charaktervolle, akropolisartige Gestalt; sein Fuß war umgeben von großen Kastell- und Mauerwerken, seine unregelmäßige Höhe bedeckt mit einer Menge ungleich großer, blockartiger Bauwerke mit gewaltigen Wänden und endlosen Fensterreihen. Seit kurzem haben wir aber auch endlich authentische Photographien von ihm. Sie kommen teils von einem der oben erwähnten russischen Kalmücken, teils von einem Mitgliede der nepalesischen Gesandtschaft in Peking, und sind fast gleichzeitig in Europa bekannt geworden.*) Es geht aus ihnen hervor, daß Grubers alte Skizze gar nicht so übel gewesen ist. Die Krönung des Gebäudes bilden heut ein paar chinesisch geformte Dächer, vermutlich die goldenen Bedachungen des Prachttempels, den der chinesische Kaiser Kangchi am Anfang des XVIII. Jahrhunderts nach der Unterwerfung Tibets unter die Herrschaft des Reichs der Mitte dort aufgeführt hat.

Zwei schöne Alleen von dichtlaubigen Bäumen führen zum Potala hin, prächtige Anlagen mit künstlichen Seen und rauschenden Bächen umgeben seinen Fuß, die unausgesetzt von kommenden und gehenden Menschenmassen erfüllt sind. Allein im Gegensatz zu dem munteren Lärm in der betriebsamen Wallfahrtsstadt selbst wird hier ein ernstes Schweigen beobachtet; die religiöse Weihe des Ortes spiegelt sich im Gebaren jedes einzelnen wieder. In den ausgedehnten Baulichkeiten des Potala sollen viele Tausende von Lamas wohnen. Der große Mittelbau erhebt sich in vier Stockwerken, in dessen Innern sich auch hier eine Kolossalstatue Buddhas befindet, 22 m hoch, durchweg vergoldet und mit kostbaren Steinen geschmückt. Die Pilger müssen sie auf umlaufenden Galerien dreimal umkreisen, einmal um die Füße, dann um die Mitte, endlich um das Haupt. Der Palast des Dalai-lama soll ähnlich wie der Vatikan zehntausend Zimmer haben und mit unermeßlichen Kostbarkeiten und Kunstschätzen angefüllt sein; von chinesischen Autoren werden Prachtsäle mit historischen Wandgemälden geschildert usw. Man wird freilich gut tun, diese Darstellungen ein wenig mit Kritik entgegenzunehmen — erzählt doch Sarat Tschandra Das unter anderm, die Abwässerung in den Baulichkeiten, die er zu Gesicht bekam, sei so ungenügend gewesen, daß der Geruch darin fast unerträglich war —, allein man wird immerhin annehmen dürfen, daß im Lauf der Jahrhunderte doch sehr bedeutende Werte durch die Pilgerscharen hier zusammengetragen sein müssen.

Ein sehr wesentlicher Unterschied in der Stellung des Dalai-lama vom römischen Papste besteht darin, daß letzterer in reifen Jahren erwählt wird, während der Dalai-lama immer wieder ein neugeborenes Kind sein muß, in das die Seele des Heiligen übergeht. Infolgedessen wird seine Stellung in der Regel viel weniger selbstherrlich sein, als die des Papstes, denn bis zu seiner Großjährigkeit, die auf 18 Jahre angesetzt ist, wird er ein armes, unglückliches Kind sein, das in halber Gefangenschaft gehalten und mit erdrückenden hohen Ehren überhäuft wird, während die tatsächliche Macht in den Händen seiner Erzieher und Berater, d. h. in den Händen des Klerus, insbesondere eines besonderen „Regenten" liegt. Es ist sicher kein Zufall, daß alle Reisenden, die den Dalai-lama selbst gesehen haben, ihn uns als einen jungen Knaben schildern; es scheint, daß er zur Großjährigkeit niemals gelangt: wenn dies Alter herannaht und damit die Gefahr, daß der göttliche Heilige seiner Umgebung die Macht aus der Hand nimmt, dann weiß diese seine Seele zu veranlassen, den Körper wieder einmal zu wechseln.

Die Neuwahl des Dalai-lama ähnelt insofern dem römischen Konklave, als gewisse Zeit

*) In La Geographie. Paris 1901. Vol. II und Geographical Journal. London 1901. Vol. II.



nach dem Tode eines solchen die Kirchenfürsten sich sieben Tage lang in einem Tempel Potalas einschließen, um zu fasten und die Götter anzurufen. Am siebenten Tage wird durch das Los unter den an gewissen Wunderzeichen als vermutliche Wiedergeburten erkennbaren Kindern der wahre Nachfolger herausgefunden. Dies Los wird aus einer goldenen Urne gezogen, seit 1793 aus einer solchen, die der Kaiser von China geschenkt hat. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß niemals das Kind einer Familie daraus hervorzuspringen pflegt, die dem chinesischen Residenten in Lhassa nicht genehm erscheint. Neuerdings sind einige Änderungen in dieser seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts gebräuchlichen Form vorgekommen.

Höchst anziehend ist die Schilderung, die Manning von seiner Begegnung mit dem Dalai-lama gibt. Am 17. Dezember 1811 erstieg der englische Arzt die vierhundert Stufen zur Höhe der Potalaburg. In einer großen Empfangshalle befand sich der Priestergott inmitten seines Hofstaats, ein Knabe von etwa sieben Jahren. Manning berührte dreimal vor ihm den Boden mit der Stirn und legte dann seine mitgebrachten Geschenke: Geld und eine schöne Seidenschärpe, nieder. Der Knabe berührte ihm segnend das Haupt, eine Ehre, die nach Horazio della Pennas Angaben zu urteilen, sonst nur Königen, inkarnierten Heiligen oder fremden Gesandten zu teil wird. Hierauf folgte eine kurze, durch einen Dolmetscher vermittelte Unterhaltung, die aus einigen Höflichkeitswendungen bestand. Mit höchstem Anteil aber beobachtete Manning dabei die schöne und interessante Erscheinung des hohenpriesterlichen Kindes. Dasselbe hatte, erzählt er, das einfache und ungezierte Gebaren eines wohlerzogenen prinzlichen Knaben. Sein Angesicht war geradezu poetisch und rührend schön. Sein Wesen war muntere, liebenswürdige Freundlichkeit, sein schöner Mund ließ sich in anmutigem Lächeln gehn, ja er lachte sogar gelegentlich zwanglos, wenn auch mit Anstand. Manning — ein keder, gar nicht sentimentaler Abenteurer und sonst nicht ohne spöttischen Humor — sagt zum Schluß, die Unterredung mit dem Dalai-lama habe ihn außerordentlich ergriffen: „Ich hätte weinen können, so seltsam war der Eindruck, und in tiefen Gedanken verließ ich den Ort."

Um Neujahr muß der Dalai-lama sich für einen ganzen Monat in die Verborgenheit zurückziehn, um sich religiösen Übungen zu unterwerfen. Manning sah den heiligen Knaben noch einmal unmittelbar nach dieser Frist: er sah blaß und krank aus, wohl infolge seiner Kasteiungen.

Hierneben halte man die Darstellung, die der Pandit Sarat Tschandra Das von seiner Audienz bei dem Dalai-lama am 10. Juni 1882 gibt. Er beschreibt zunächst den steilen Anstieg zur Höhe des Potala und die wundervolle Aussicht von dort. „Nach einer Weile kamen drei Lamas und sagten, daß der Dalai-lama einen Gedächtnis-Gottesdienst für den verstorbenen Groß-lama des Mern-Klosters abhalten wolle, und daß wir dabei zugegen sein dürften. Mit sehr leisen Schritten wandelnd kamen wir zur Mitte der Empfangshalle, deren Dach von drei Reihen von Pfeilern getragen wird, vier in jeder Reihe, und die durch von oben einfallendes Licht erhellt wird. Die Ausstattung war so wie man sie gewöhnlich in den Lamasereien sieht, nur waren die Behänge von den reichsten Brokaten und Goldstoffen; die kirchlichen Geräte waren von Gold und die Bemalung der Wände von ausgesuchter Feinheit. Hinter dem Throne standen sich schöne Teppiche und Atlasvorhänge, ein großes ‚gyan-tsan' d. h. Baldachin bildend. Der Boden war schön glatt und glänzend, allein die Türen und Fenster, rot gemalt, waren von jener rohen Art, wie sie im Lande gebräuchlich ist."

Der Pandit deponierte dann in den Schoß eines Beamten seine Gabe für den Dalai-lama, ein Goldstück, und nahm hierauf mit den übrigen Pilgern seinen Sitz auf wollenen Decken ein, die in acht Reihen lagen. Er kam in die dritte, etwa zehn Fuß vom Thron entfernt.

„Der Groß-lama", fährt er fort, „ist ein Kind von acht Jahren mit heller und schöner Gesichtsfarbe (bright and fair complexion) und rosigen Wangen. Seine Augen sind groß und durchdringend, der Schnitt seines Gesichts merkwürdig arisch, wenn auch etwas beeinträchtigt durch die Schiefstellung seiner Augen. Die Zartheit seiner Person war vermutlich der Erschöpfung durch die Hofzeremonien und die religiösen Pflichten und asketischen Übungen seiner Stellung zuzuschreiben. Eine gelbe Mitra bedeckte sein Haupt, und deren herabhängende Klappen verbargen seine Ohren; ein gelber Mantel umgab seinen Körper, und er saß mit gekreuzten Beinen, die inneren Handflächen aneinandergelegt. Der Thron, auf dem er saß, war von geschnitzten Löwen getragen und mit seidenen Schleiern bedeckt, vier Fuß hoch, sechs Fuß lang und vier Fuß breit."

Als alle gesegnet waren, goß einer der Beamten Tee in die goldene Tasse „Seiner Heiligkeit", und vier Hilfsbeamte bedienten das Publikum. Nach einem Gebet wurde schweigend der Tee getrunken, der mit einem entzückenden Wohlgeruch parfümiert war. Dann wurde vor den Dalai-lama ein goldener Tisch mit Reis gesetzt, letzteren berührte er, und die geheiligte Speise wurde hierauf unter die Anwesenden verteilt. Und nun sang der Dalai-lama mit einer leisen, undeutlichen Stimme eine Hymne, die von den Lamas in tiefen, ernsten Tönen wiederholt wurde.

Hiermit hatte die Zeremonie ein Ende. Der Kämmerer gab dem Reisenden zwei Pakete gesegneter Pillen und ein anderer band ihm ein Stückchen roter Seide um den Hals — die gebräuchlichen Gegengaben des Dalai-lama.

Das ist die letzte Schilderung, die wir von dieser merkwürdigen Persönlichkeit besitzen. Bewahrheitet es sich jetzt, daß die Engländer mit bewaffneter Hand nach Lhassa vordringen, dann wird in Bälde sehr viel reicheres Licht über eine der interessantesten, kulturhistorisch unbedingt merkwürdigsten Stätten fallen, die der Erdball heute trägt. Hoffentlich findet diese außerordentlich bedeutsame Stunde auch die rechten Beobachter, deren Verständnis und deren Pietät der unwiederbringlich kostbaren Gelegenheit entsprechen.

1870/71 in der französischen Karikatur.

Von

Georg Herrmann.

Mit elf Abbildungen.

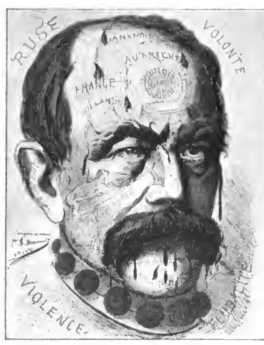
Der Deutsche, der sich mit der Kriegskarikatur des Jahres 1870—71 befaßt, wird vielem begegnen, was sein sittliches, wie sein nationales Empfinden schwer beleidigt; aber wenn er bedenkt, daß diese Blätter ein Kampfmittel darstellen gegen einen Feind, der im Lande steht, so wird er diese Kränkungen schon verschmerzen. Bei eingehender Beschäftigung wird auch die Anteilnahme an Künstlerischem in diesen Blättern, sowie das Interesse des Psychologen, vereint mit dem des Historikers siegen. Gerade die Karikatur jener Tage hat alle Keime im Bösen wie Guten emporschießen lassen und uns Dokumente jeder Art in die Hand gegeben, die zur Erkenntnis der Rasseneigenheiten von Wichtigkeit sind. Die Strömungen haben vieles zur Oberfläche gerissen, was sonst verborgen bleibt. Die französische Karikatur jener Tage ist ein wichtiges Dokument, um zu zeigen, wie in Frankreich Kunst und Leben ineinandergreifen. Der Beschauer, er mag auf entgegengesetztem Standpunkt beharren, muß zugeben, daß die Karikatur, die der deutsch-französische Krieg, die Gefangennahme Napoleons, der Aufstand der Kommune gezeugt haben, eine große künstlerische Tat ist, doppelt bewundernswert bei den unglücklichen Verhältnissen, unter denen sie entstand. Man denke: Lachen und Spott in einer Stadt, die von Aufständen innerlich zerwühlt, ausgehungert, mit Bomben überschüttet war; Lachen und Spott, während Tausende und Abertausende die Felder deckten. Die Karikatur hat hier nicht als vereinzelte Erscheinung, als Marotte eines einzelnen, nein, als die ausschließliche Tätigkeit von Hunderten von Künstlern alle Druckereien beschäftigt, Tausende von Blättern auf dem Markt.

* * *

Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt in ihrer Kriegssammlung zehn starke Bände französischer Karikaturen; fast nur Einzelblätter oder Folgen, ungerechnet der periodisch erscheinenden Zeitschriften. Naturgemäß sind die Arbeiten meist großen Umfangs, denn sie waren für die Straße berechnet und hatten, ähnlich wie das Plakat, eine Konkurrenz zu bestehen. Die Öffentlichkeit, die Straße war es, welche künstlerisch wie geistig den Stil dieser Arbeiten bestimmte. Zehn Bände — vielleicht siebenhundert Blatt — sind gegenüber den gesamten



Aus: Actualites Nr. 4. A. Baudet Collections Grognet.
Je veux bien rendre mon Baton, mais non le Magat.
Erspartes.



A. Belloguet. (Aus: Le Pilori-Phrénologie. Serie von 13 Blättern.)
Bismarckoff Ier.

habe im Streit der Parteien, hier aber die Begleiterscheinung eines Krieges ist.

Gewiß, die Zeichner Faustin und Moloch, Belloguet und Alphons le petit, Mailly, Pilotell, Klenk sind brutal, sind eigentlich unkünstlerisch, aber gerade so, wie sie sind, mußten sie sein, um ihren Aufgaben gerecht zu werden. Heute erscheinen uns die letzten Arbeiten des alten Daumier, Ancourts, des Brüsseler Guillaume, als die besten jener Zeit, weil sie in tiefen Allegorien die Grundzüge des Jahres zusammenfassen; und doch fanden sie sicherlich zur Zeit geringeren Nachhall, wie die bluttriefenden Blätter des Pilori-Phrénologie Bellogueis wie das Paris aux caves Molochs, wie alle die tausend grandiosen Verspottungen des Kaiserhauses, die Zerrbilder von Generälen, von Häuptern der Regierung. Zugegeben, diese Arbeiten sind oft roh und unkünstlerisch, aber sie sind wuchtig in der Mache und kühn im Gedanken. Man merkt es ihnen an, daß sie in bewegter Zeit entstanden, und daß hinter den Zeichnern mit der Hetzpeitsche ein schnell pulsierendes, ereignisreiches Jahr stand, ein Jahr, in dem das einzelne Leben ein Nichts galt; in ihrer Art sind es doch Kunstwerke, diese rohen Blätter, denn sie geben klar und groß die Zeitstimmung. Hat auch keiner der Zeichner später mehr eine bedeutende Rolle gespielt, so haben sich doch 1870—71 manche der Begabungen unter dem Druck der Verhältnisse, unter der eigenen Konstellation stark entwickelt.

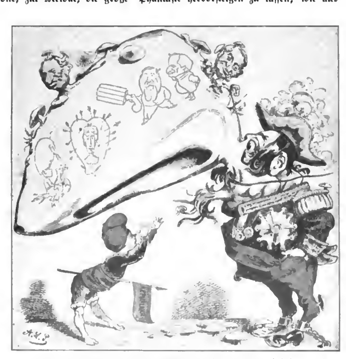
deutschen Karikaturen jener Zeit eine geradezu erdrückende Menge; und doch stellt diese reiche Sammlung nach dem Katalog von Jean Berleux (Paris, Labitte 1890) ungefähr nur den zehnten Teil der Produktion dar. Der Katalog macht zweihundert Künstler namhaft, und unter den Blättern befinden sich hundertsiebzig fortlaufende Serien von Karikaturen, viele mit 20—30 Nummern, einige sogar mit 80; außerdem sind 43 in regelmäßiger Folge erscheinende Witzblätter genannt. Und doch begegnen sich Kenner französischer Karikatur, wie Grand-Carteret, Deberth, Alexandre, darin, daß diese, an Schaffen so reiche Zeit, keine Karikaturisten von Bedeutung hervorgebracht hat. Sie haben recht, wenn sie einen rein künstlerischen Maßstab anlegen, wenn sie jene Epoche mit der Glanzzeit der politischen Karikatur in Frankreich, mit 1830—1835, mit 1848 bis 1852 vergleichen. Nur ist dieser Vergleich hier unangebracht; da die Karikatur in relativ ruhigeren Zeitläuften eine Hand-

* * *

Mit dem Jahre 1866 begann wieder die lang gefesselte Karikatur sich machtvoll zu regen. André Gill ist es, der mit seinen gewaltigen Blättern in der Eclipse und später in la Lune die Kokette Grévins entthronte, welche so lange Alleinherrscherin des zweiten Kaiserreichs gewesen war. Mit

Gill tritt das politische Spottbild in eine neue Phase, und seine Art wirkt in vielem bestimmend auf den Stil der Karikatur während der Kriegszeit. Der technischen Entwicklung der Zeit folgend, schafft Gill für photographische Druckverfahren, statt sich der breiten, malerischen Mittel des Lithographen zu bedienen. Gill hat das von Daumier geschaffene Portrait-charge im neuen Sinne ausgestaltet. Gibt jener die Porträt-Satire, so dieser die Porträt-Groteske. Sind bei Daumier die Glieder des Körpers nur wenig übertrieben, so werden sie hier zu anatomischen Unmöglichkeiten. Der Leib schrumpft als unwichtig zusammen, hängt als schlotterndes Anhängsel an dem Riesenkopf; alles an diesem Schädel, in diesem Gesicht ist gesehen mit dem Splitter von dem Spiegel des Teufels im Auge, von dem uns Andersens Märchen von der Schneekönigin erzählt. Hat einer einen spitzen Schädel, so wird der ganze Kopf zur Pyramide, ein runder Kopf schwillt auf zum Vollmond, zur Melone, die große Nase wird zum Rüssel, starke Lippen zu Wulsten wie Nadelkissen, hervortretende Backenknochen werden zu spitzen Geschwülsten, und am Schädel zeigen sich zum Überfluß noch sonderbare Mißbildungen, Auswüchse wie Pilze. Aber dabei bleiben diese Blätter von geradezu erschreckender Aehnlichkeit, unheimliche Doppelgänger. Die von Gill angewandte Porträt-Groteske spielt eine große Rolle im Kriege 1870. Wie böse Träume ziehen so ganze Bildnisreihen an uns vorüber. Neben ihr nimmt, als eine höhere Kunstform, die Allegorie eine Stellung ein.

Den politischen Karikaturen gegenüber, die an bestimmte Personen, bestimmte Ereignisse anknüpfen, steht eine Unzahl sittenschildernder Arbeiten; das ganze Paris, umschlossen vom Ring der Feinde, erblickt man im Spiegel der Karikatur; das Groteske der Form tritt hier zurück, die Schilderungen sind manchmal fast liebenswürdig zu nennen, meist herrscht in ihnen eine feinere Satire. Aber wenn einzelne der Zeichner bemüht sind, ein getreues Abbild der Verteidigung aufzubewahren und andere eine Gloriole um die Tapferen hüllen, den Geist, die Galgenstimmung der Belagerten haben nur zwei gegeben: Moloch und Faustin. Besonders Moloch offenbart eine merkwürdige Anlage, Blätter von infernalischer Kraft zu schaffen, Gebilde aus der Tiefe seiner Phantasie hervorsteigen zu lassen, wie aus



Alfred Le Petit: La Charge (Suppléments): Le pif Impérial.
T'as beau claire ton nez mon bonhomme; si tu crois de venir à Paris tu peux te fouiller.

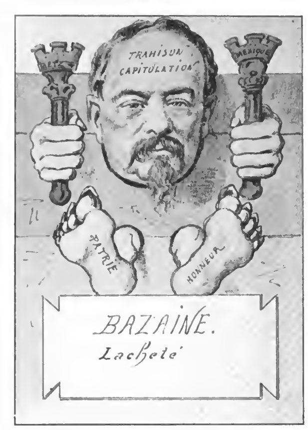
einem Jenseits, wo Nacht und Grauen wohnt. Keiner der anderen weist so stark die Unterströmungen des Lebens, welche emporwallen, wenn die Fesseln gefallen sind. Aus seinen Arbeiten lernen wir den Geist der Zeit begreifen, es ist, als ob er uns aus ihnen mit Hohnlachen, mit glühenden Augen, mit flatternden Haaren entgegenträte, Mordwerkzeuge in heißen, blutbefleckten Händen.

* * *

Napoleon III. war der meist verspottete Mann des XIX. Jahrhunderts. Noch häufiger wie Bismarck ist er die Zielscheibe der Karikatur gewesen. Die heutige Geschichtsauffassung steht seiner Persönlichkeit schon gerechter gegenüber. Wie stark aber der Einfluß der Karikatur gewesen ist, das sehen wir daran, daß es ihr gelungen ist, das Bild des Mannes völlig zu verschütten. Je mehr der Glücksstern des Herrschers sinkt, desto stärker neigt sich das Spottbild von der Satire der Groteske zu, um sich endlich in wildesten Übertreibungen zu überhasten. Badinguet, der Name des Maurers, in dessen Kleidern Napoleon III. aus der Festung Ham entfloh, wird nun ganz der seine und der seiner Dynastie. Unliebsame Gegenstände werden die Insignien seiner Macht: das Papierpferd, das Zeichen der Kokotte, sein Reittier, der Galgen sein zweites Heim, die Kugel des Galeerensträflings hängt sich an seinen Fuß; die Nase wächst aus zum monströsen Unding, welches Warzen und Pilze schmücken und das Tätowierungen trägt, wie der Arm eines Athleten. Die ganze Gestalt geht ins Tierische über, wird zum Schwein, zum porc des Tuileries, zum widerlichen Nashornvogel, zu Jacquot III. Der Dreispitz wie der Zylinder erscheinen eingetrümmert, und Hirschgeweihe schießen auf dem entstellten Schädel empor. Man geißelt ihn als Glücksritter; 1848 steht er da, ein Bild des Jammers, mit eingebeultem Hut, umgekehrten Taschen, pas un sou, und 1870 verläßt er, ein grienendes Schweinchen, mit Beuteln voll Goldes, mit Millionen, vergnügt den Boden Frankreichs, dem Wegweiser folgend, der ihn nach Kassel weist. Der Ver-



Stick: Courbet sur la colonne Vendôme.



H. Mailly. Le Pilori (Album 31 Caricatures) Blatt 18. Bazaine.

gleich des Geschmähten mit dem Genie Napoleons I. lag nahe und er wurde reichlich ausgenutzt, dort Napoléon le Grand, hier Badinguet le Petit.

Welch ein Unterschied zwischen solchen Blättern und dem Bildnis des Mannes, der zerlumpt, frierend, in sich zusammengesunken, in Nacht und Nebel sein Land verläßt, ohne auch nur einen Hoffnungsfunken in der Seele zu haben, so wie es die Lithographie Ancourts darstellt, eine Karikatur, aus der zugleich tiefes Mitleid spricht.

Wieviel Spott wird auf diesen einen Mann gehäuft, wieviel Wut, wieviel Verachtung. Er wird zum Robert Macaire, dem von Daumier geschaffenen Gründertyp; er steht am Schandpfahl — tous les honnêtes citoyens doivent lui cracher au visage. Hat man ihn erst dargestellt als den Herrscher der tollen demi-monde, so zieht er jetzt mit seinen drei Maitressen Not, Hunger und Elend durch das Land und wird zum Kinderspott. Kaum besser wie Napoleon ist seine Gemahlin, ist Eugenie fortgekommen. Wenn sie von der Republik mit einem kräftigen Fußtritt verabschiedet wird, so ist das fast eine Schmeichelei zu nennen gegenüber anderen Dingen, zu denen ihr Bild mißbraucht wird.

* * *

Hadol zeichnet die Menagerie impériale, Tiere mit Menschenköpfen sind das: Eugenie als Kranich: la grue, der Vetter Plonplon nimmt als Hase vor einer Vogelscheuche Reißaus, Marguérite Bellanger wird zur Katze, die mit der Napoleon Maus spielt. Die Minister werden gebrandmarkt, Rouher als Papagei, Cassagnac als Stachelschwein, Conneau als Blutegel. Daß sie noch alle in anderen Folgen ihre Ehrenplätze haben, versteht sich von selbst.

Die Angriffe, welche die Deutschen in der Karikatur erfuhren, sind gegen die, welche den eigenen Herrscher und alle Äußerungen seines Regiments trafen, ebenso wie gegen die, welche nach den Führenden der Republik geschleudert wurden, bei weitem in der Mehrzahl. Wilhelm I. ist nur selten zur Zielscheibe erkoren, während gegen Bismarck eine Fülle von Schmähungen aller Art sich richteten. Welche Menge von Verbrechen man ihm vorwarf, beweist das Blatt Belloguets. Aber in all den Blättern regt es sich doch wie ein Stück Bewunderung,



Moloch. Paris dans les caves. Album 39 numéro Blatt 2.
Ich sagte Ihnen ja, daß dieser Keller etwas feucht ist.

und seine Größe bleibt auch vom Feinde unangetastet.

Über den deutschen Landwehrmann macht man sich lustig, sieht in ihm so eine Art von Halbbarbar, man läßt ihn Pendulen und Boule-Schränke in Wagenladungen fortschaffen, läßt ihn Briefe über seine Erlebnisse schreiben, in denen man seine schlechte Aussprache des Französischen parodiert.

* * *

Wie ein Kind, welches man in ein Zimmer einschließt, um es zu bestrafen, nun auf alle Arten sich selbst zu beschäftigen strebt, so beschäftigt sich Paris, welches sonst durch Tausende von Zuflüssen mit der Kulturwelt verbunden war, und nun plötzlich umstarrt vom Ring der Heere, wie eine einsame, umbrandete Insel im feindlichen Meer liegt, ohne Nachricht, ohne Ahnung von den Dingen, die sich draußen ereigneten — beschäftigt sich fieberhaft erregt mit sich selbst, seinen Vorgängen, seinen Menschen und Hoffnungen. Und wie ein Kind, um die Angst, den Hunger, die aufsteigenden Tränen niederzuzwingen, zu lachen, zu singen versucht, so lacht Paris, so singt es, bemüht sich alles von der komischen, von der grotesken Seite zu nehmen; aber in sein Lachen hinein klingt es wie von Angst und Verzweiflung, wie von unterdrückten Tränen. Nur so, dünkt mich, ist die ins Gewaltige gesteigerte Produktion der Karikatur, die sich mit dem Paris bloqué, mit allen Ereignissen, allen Männern, die nur irgendeine Rolle spielen, befaßt, erklärbar. Es ist die Selbstbeschäftigung, mit der sich das eingeschlossene Riesenkind Paris über seine Lage hinwegtäuschen will.

Gegen Thiers und Favre richten sich fast noch wütendere Angriffe, wie gegen Napoleon III. Meist führen beide ihre Schandtaten gemeinsam aus. Thiers ergreift die Initiative, Favre ist der Helfershelfer; beide sind alt und man stellt sie gern in welker Nacktheit dar. Thiers wird zum bluttriefenden Ungeheuer, zum Schlächter großen Stils, man bezeichnet ihn als Mörder der Republik, als Orleanisten, zieht ihm die Uniform Napoleons I. an und höhnt ihn als Troppmann I. Überall begegnet man seiner kleinen, dickbäuchigen Gestalt. Jules Favre aber wird zur unmöglichen Verzerrung, mit den Augen einer Bestie, mit wirren, weißen Haarsträhnen, mit aufgequollenen Lippen und der Nase eines Satyrs. Er wird zum Tränenbrunnen und seine Worte, die Phrase eines Akademikers: „Nicht ein Fußbreit von unserem Land, nicht ein Stein von unseren Festungen," findet man immer wieder.

* * *

Die Folgen, welche Männer der Republik, Generäle, Kommunards karikieren, sind sehr zahlreich. Da ist Alfred le Petit mit seinen geistvollen fleurs, fruits et légumes du jour, Jules Ferry wird zur eitlen Narzisse, Littré, die Blume der Wissenschaft, zur vertrockneten, gepreßten Lippenblüte, Felix Pyat zum blutroten Radieschen, während Dufaure sich als uralter Efeu um die Verfassung von 1830 schlingt. Man begegnet Rochefort oft und nicht im bösen Sinne, selbst seine Gegner sehen in ihm den Mann von Geist, ihm und Viktor Hugo öffnet die Muse selbst die Pforten der Verbannung. Von Viktor Hugo spricht man nur mit höchster Achtung, seinen Châtiments wird eine überirdische Kraft begelegt. Auch der Maler Courbet taucht häufig in den Reihen der Verspotteten auf, der Sturz der Vendôme-Säule wird ihm zur Last gelegt und sein Spottbild errichtet die Karikatur auf dem Stumpf des Säulenschaftes.

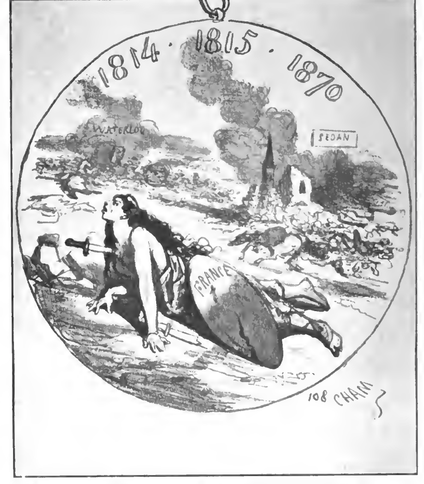
Alfred le Petit ist es auch, der les hommes de la Commune zeichnete: Deleseluze vom „Reveil", Rigault, der jung gefallene Vermorell, Jules Vallée, der Historiker der Revolutionen, Ferré, Courbet — pas flatteur du ministère publique, pauvre Courbet! Mailly hat einen Schandpfahl errichtet für die Minister und auf blauem Grunde großzügig, charakteristisch die Köpfe hingeschrieben. Mordret, der Verlag, ließ sich von einer Reihe von Künstlern die Männer der Kommune verewigen: Faustin, de Frondas, Rosambeau, der sich auch mors a beau zeichnete, [wie überhaupt derartige Wortwitze häufig (l'empire wird zu l'an pire, république zu ruine publique)], Klenk und viele, viele andere — alle bei der Arbeit.

* * *

Den anregendsten Teil jener Tage bildet die Schilderung des Paris bloqué.



Honoré Daumier (Aus: Album du Siège par Chamet Daumier): Un Paysage en 1870.



Cham (aus dem Album der Belagerung von Cham und Daumier): Die Rückseite der Medaille von St. Helena.

Es sind gezeichnete Novellen, Humoresken, Satiren, Grotesken, diese geistvollen Ausschnitte. Nichts Einzelnes, Losgerissenes, sondern kleine Bilder mit reichem, stimmungsvollem Milieu. Haben die Arbeiten politischer Karikatur ihre Aktualität eingebüßt, sind sie uns oft schwer verständlich, so können wir es hier mit Händen greifen, es ersteht vor uns. Wir hungern mit ihnen, wir bilden Queue beim Bäcker und Schlächter, gehen auf die Jagd nach Hunden, Ratten und Katzen, und lernen die Königin des Tages: Kartoffel und Mohrrübe hofieren. Unter dem Einfluß unsicherer Gegenwart und fraglicher Zukunft werden die lockeren Bande der Moral noch lockerer, und mit dumpfer Angst empfindet man das unheimliche Gären der hungernden Volksmassen, selbst der klirrende Schritt der Matrosenbataillone schafft keine Beruhigung. Wir sehen die Kämpfe der Kommune, sehen die Petroleusen mit Kannen umherziehen, um das zu zerstören, was der Hagel der Kartätschen noch gelassen. Wir sehen die Trüm-

mer der Häuser mit hängenden Türen und zerschlagenen Fenstern, Steinhaufen und Balkenwirrwarr, aus dem Rauch und Qualm hervorsteigt. Die Blusenmänner rotten sich zusammen und kämpfen, und dann sehen wir, wie sie in Reihen füsiliert werden. Wir hören die rohen Witze der Wachtstuben und schreiten durch die Lazarette, wo in langen Reihen die Betten stehen und Krankenpflegerinnen lautlos in treuer Pflichterfüllung schaffen. All diese unheimlichen, bunten Bilder erfüllen uns mit einem eigenen Galgenhumor, und doch fühlen wir wieder in diesen bitteren Verhältnissen eine gewisse Gesundung, wir empfinden, wie es ein Blatt darstellt — daß das Paris jenes Winters ihr kleines, gradkrempiges Hütchen der Kokotte sich vom Toupet gerissen, die Flitterröcke von den Gliedern, daß es die Mauerkrone auf das Haupt gesetzt, die Wehr zur Hand genommen und Eisen um den Leib gegürtet.

Von der Unzahl von Folgen des Paris assiégé seien nur einige wenige erwähnt. Die interessanteste von den Folgen Molochs „Silhouettes 1871", „les Automédons", „les Prêtres", „les fils de Cerberus" (die concierges), „Paris aux caves" — ist die letzte. Hier vereint sich eine überaus charakteristische Gestaltungsfähigkeit mit einer grotesken Satire, der Bourgeois ist vor dem Bombardement in die Keller geflüchtet und das ganze Leben von oben spielt sich in wenig anderen Formen dort unten ab. Einige Unzulänglichkeiten muß man schon dabei mit in den Kauf nehmen. Wenn die Wohnstätte feucht ist, wird man zur Pilzansiedelung. Auch ist ein Quartier nicht als freundlich zu bezeichnen, wenn die Leichen der Mieter vergangener Nacht umherliegen, von den Ratten bis auf die Knochen aufgezehrt. Und trotzdem alles wie oben dort unten; Rivalität und Eifersucht steigt bis in die Keller hinab; Haß, Liebe, Maitressen-



Honoré Daumier: Aus Album du Siège. L'Empire c'est la paix.

wirtschaft bis dahin, Soiréen mit Höflichkeit und Zeremoniell, mit galonierten Dienern bis dahin. Bei aller Roheit üben diese Arbeiten durch die Kraft der Konzeption einen starken Reiz aus. Moloch gegenüber erscheint selbst Faustin nur wie ein freundlicher Plauderer.

In dem „Album du siège“ von Cham und Daumier finden wir die gewaltigen Allegorien des alten Daumier, und dort spricht sich Cham mit seinem Sinn für Humor aus: Heinrich IV. ringt auf seinem Standbild die Hände, selbst das eiserne Pferd unterm Leib hat man ihm fortgeführt, um es zu schlachten; die Tiere des Zoologischen Gartens, welche lange kein Futter erhalten haben, mischen sich friedlich, den Korb am Arm, unter die wartenden Frauen und die sind nicht freudig erstaunt, wie ihnen die dicken Köpfe der Eisbären, Löwen, Tiger über die Schulter blicken. Diesen witzigen Schöpfungen gegenüber stehen Dinge von Größe und von tiefem Ernst, wie jene Rückseite der Medaille von St. Helena von Cham und die Anklagen, welche Honoré Daumier erhebt. Sein armes Frankreich zeigt der Künstler am Felsen hängend und der deutsche Adler reißt ihm die Seite auf. Die zur Phrase gewordenen Worte Napoleons III.: „l'empire c'est la paix“ zeigt er in ihrem wahren Sinn, und was kann schneidender den Krieg geißeln, als jene Paysage 1870? Nur eines erscheint Daumiers Kunst ebenbürtig, die in Brüssel herausgegebene Folge der „Génies de la Mort“ von Edmond Guillaume. Die Blätter sind farbige, große Lithographien und wie von dem Haupt einer Gorgo gehen von ihren tiefen Flammenfarben Tod und Verderben aus. Unersättliche Blutgier glüht in den halb erloschenen Augen, die aus Knochenhöhlen starren. Mit gespenstigen Fledermausflügeln schweben diese Riesenköpfe hoch über dem verwüsteten Land und der Schein der brennenden Städte flammt empor bis in den blauen Nachthimmel, der sie umhüllt.



E. Guillaume 1870. Les Génies de la Mort: Pie IX. Erschienen in Brüssel.



E. Guillaume. Les Génies de la Mort: Napoléon III.
Erschienen in Brüssel bei Cheval.

Wenn wir den ganzen bunten Zug noch einmal an uns vorüberwallen lassen, so werden wir der hier verrichteten Arbeit unsere Achtung nicht versagen. Merkwürdig aber erscheint ein Volk, das noch zu lachen vermag, wenn seine Jugend tot auf dem Felde liegt und Granaten über die Dächer hinfegen.

Briefe, die ihn nicht erreichten.

Von

Anna Marie Elsen.

Wir alle haben diesen tiefen Schmerz empfunden,
Wir alle, alle kennen jene dunklen Stunden,
Da unsrer Sehnsucht Flügel stark und weit sich dehnen,
Da uns das Herz fast bricht in seinem heißen Sehnen
Nach jenem Fernen, Nie-Erreichten, jenem Einen,
Den wir seit Weltenanbeginn zu lieben meinen,
Der uns versteht in unserm innersten Empfinden,
An den uns tausend unlösbare Bande binden. —
Wir alle fühlen, wie des Lebens kalte Augen
Aus unsrer Seele Kraft und Licht und Wärme saugen,
Wir alle flüchten dann aus hoffnungsloser Leere
Und flüchten über weite, endlos weite Meere
Zu jener Seele, jener fernen — nahen — gleichen —
— — Wir alle schreiben Briefe, die ihn nicht erreichen.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Immer hat es etwas Erfreuliches, ja Tröstliches, wenn irgendein Mitglied der Familie Biedermeier seine Fähigkeiten auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft erprobt. Die Familie Biedermeier, das ist der gefeierte, vielumworbene, von Regierung und Volksvertretung verhätschelte Mittelstand, „insonderheit" der geistige Mittelstand. Mit ihren zahlreichen Verzweigungen und Verästelungen — mögen sie sich nun -meyer, -mayer, -maier, -meir, -meyr, -mair, -mayr schreiben — bildet sie das breite Fundament des Staates, die feste Grundmauer der Gesellschaft. Ohne Biedermeiers ginge alles drunter und drüber, die Welt käme aus der Unruhe ewiger Neuerungen, ewigen Leichtsinns gar nicht heraus, alle Tage wär' Fasching, und Schwärmer und Ideologen ständen am Steuer des Schiffs, das rettungslos ins Blaue liefe, irgendeinem Traumland zu. Zum Glück sind die Biedermeiers da, sie lassen sich nicht den Kopf umnebeln, kein Wolkenkuckucksheim, kein Luftschloß lockt und verführt sie, sie stehen fest auf dem Boden der Realität, unentwegt geschart um das Banner der alten guten Sitte, des Rechten, Schönen und Wahren. Für das Rechte, Schöne und Wahre können sie sich sogar begeistern, natürlich stets mit Würde und in Maßen. Auch sind Biedermeiers keineswegs „jeglichem" Fortschritt abhold; für einen gesunden, vernünftigen Fortschritt, der nichts überstürzt und nebenbei reelle Vorteile für Biedermeiers in Aussicht stellt, sind sie stets zu haben. Selbst mit dem Modernen finden sie sich ab, sobald es sich Geltung zu verschaffen weiß und unter höherer Protektion in Mode kommt. An Talent und Begabung fehlt es den Biedermeiers nicht, aber ihre Fähigkeiten betätigen sich innerhalb enger Grenzen. Was sie schaffen und arbeiten, ist so gut wie ausschließlich auf das Solide und Praktische gerichtet. Für Kunst und Wissenschaft hegen sie ein Empfinden, in dem sich Mitleid mit Erstaunen, herablassendes Wohlwollen mit ironischer Überlegenheit, Ehrfurcht und Spottsucht eigenartig verschmelzen. Eben deshalb ist es stets zu begrüßen, wenn ein Biedermeier ausnahmsweise die gewohnten Schranken überklettert und sich, wenn auch nur auf Zeit und nur mit halber Neigung, in dem Lande ansiedelt, wo die Versemacher, Farbenstreicher und Sterngucker hausen. Das ist wie eine Ehrenerklärung für Kunst und Wissenschaft, ihre Existenzberechtigung wird von Biedermeiers anerkannt. Jeder Kunstzigeuner muß sich gehoben fühlen und Biedermeiers Mitarbeit als einen Trost empfinden, daß selbst in den Augen der Solidität der Poet kein ganz verworfener, kein reiner Tunichtgut und Taugenichts ist.

Und darum Heil dem ehrenvesten Theophil Jucundus Chrysostomus Biedermeier, den wir heute die Ehre haben, unter uns zu sehen, der es nicht verschmäht, sich mit der leichtgeschürzten Muse der Lyrik in ein kleines, zartes Verhältnis einzulassen. Fritz von Ostini hat es fertig gekriegt, den wackern Herrn zu überreden, daß er „anstandslos" seine Gedichte der „Jugend" zur Veröffentlichung überliefert hat, er hat ihm schließlich sogar die Erlaubnis abgerungen, diese Gedichte zu einer Sammlung vereinigen zu dürfen. Als schmuckes Bändchen, künstlerisch verziert durch Julius Dietz, liegt die Sammlung vor mir; ihr Titel lautet schlicht und einfach „Biedermeier mit ei", Lieder eines Zeitgenossen; Verleger sind Adolf Bonz & Co. in Stuttgart. Meister Theophil ist, wie Ostini berichtet, seinem Wesen nach ein spätgeborener Sprößling jener Kulturepoche, wo man auf blitzblank polierten Kirschbaumholzkanapees saß und in Damenalmanachs blätterte oder Kaffee trank aus großen Porzellantassen mit empfindsamen Inschriften; wo man noch einiges übrig hatte für behäbige Umständlichkeit der wohlgesetzten Rede; wo man sich noch am Gesang der Nachtigall erfreute und diesem Vergnügen Ausdruck geben durfte, ohne für einen Trottel gehalten zu werden; wo man langsam, aber sicher noch in Thurn- und Taxisschen Postkutschen fuhr; wo die Herren noch Kastorhüte und gestickte Busenstreifen, die Damen noch Kreuzbandschuhe und Schmachtlocken und die Kinder noch weiße Höschen bis auf die Knöchel hinunter trugen; wo der Schrein der Hausfrau noch nach Lavendel roch und nicht nach Naphthalin; wo Würde und Feierlichkeit noch in der Welt war. Ein Anklang an jene verschollene Zeit weht durch Biedermeiers Gedichte und gibt ihnen ihren eigenen Hauch an sicherem Behagen und ruhiger Freundlichkeit. Dabei ist Meister Theophil ein in gewissem Sinne fast moderner Mensch, stets für das Neueste begeistert, was, sozusagen, der Menschengeist auf Lager hat. Überhaupt ist er stets begeistert. Der vornehmste Grundzug seines Wesens ist diese stete Begeisterung. Wenn ein Biedermeier dichtet, kann er gar nicht anders als begeistert sein. So klingt denn auch Theophils Lied immer con fuoco, schwillt oft zu stolzem maestoso an, nie plätschert es in weichlich lyrischen Tönen. Sogar in seinen Liebesliedern spürt man, wie Ostini mit Recht hervorhebt, einen Zug würdig-herber Sachtichkeit. „Bürgerliche Harfenklänge" lautete denn auch der bezeichnende



Feldhauptmann. Nach dem Gemälde von Robert Forell-Frankfurt a. M.

Titel, den er erst seiner kleinen Sammlung bestimmte und nur schwer ließ er sich zu der volltönenden Bezeichnung „Lieder eines Zeitgenossen" überreden.

Sie kommen gerade zur rechten Zeit, diese Lieder. Ihre Behaglichkeit, die stille Heiterkeit, die von ihnen ausgeht, tun doppelt wohl in unsern ernsten, sorgenvollen Tagen, in unsrer hastenden, lärmenden Gegenwart. Kaum je stört den Leser ein greller Mißklang, ein pessimistisches Rabengekrächz; je feierlicher sich die Lieder geben, desto fröhlicher wirken sie. Tadellos in Reim und Rhythmus gehen sie ein wie Buttermilch und sie sind nahrhaft wie Buttermilch, denn Biedermeier ist nicht nur Gefühlspoet, sondern auch Lehrmeister und Bildungsdichter, der seine vielseitigen Kenntnisse uneigennützig in den Dienst der Allgemeinheit stellt.

Liebes- und Naturgedichte eröffnen das Buch. Zu den unglücklich Liebenden zählt Biedermeier nicht; wie es scheint, ist ihm das bescheidene Glück, auf das er Anspruch macht, nicht versagt geblieben. Nur einmal erlebt er eine herbe Enttäuschung, die ihm das sanftklagende Liebesversgeseufze „Aber Emma!" entlockt:

Da flehte ich um Deine Liebe,
Ich flehte höflich aber fest,
Weil einem solchen heißen Triebe
Sich nicht so leicht gebieten läßt.

Du aber sprichst mit schnöder Kühle:
„Mein Herr! wie kommen Sie mir vor?
Mit was für stürmischem Gefühle
Verletzen Sie mein keusches Ohr?"

Und mit gerümpfter Miene stehst Du
Und wendest Dich empört und stumm —
O teure Jungfrau, sprich: wie gehst Du
Mit einem vollen Herzen um!

Theophils Naturgefühl ist stets mit ernster gesunder Verständigkeit gepaart; über aller Schwärmerei vergißt er nie das Nützliche und Bekömmliche, das mit dem Naturgenuß verbunden ist. Gern wandert er im Sommer, den leichten Strohhut auf dem Haupt, durch Feld und Wald; aber wenn er „mit Wonne an den vollen Brüsten der unvergleichlichen Natur hängt", denkt er doch zugleich daran, daß das Wandern nicht nur ästhetisch, sondern auch gesundheitlich sich empfiehlt.

Es hindert auch die größte Hitze
Mich am Spazierengehen nicht;
Und da ich dann gehörig schwitze,
Verlier' ich täglich an Gewicht.

In seinen Schilderungen hält Biedermeier auf Bestimmtheit und Genauigkeit; daher pflegt er Blumen und Kräuter mit ihrem wissenschaftlichen Namen zu bezeichnen, denn er weiß, daß die deutsche Benennung nicht in allen Gegenden des Vaterlandes die gleiche ist und deshalb leicht Irrtümer zeugen kann. Ein Osterlied beginnt mit der Strophe:

Rings macht in selter Bodenkrume
Sich fühlbar schon der Sonne Kraft;
Es blüht die Frühlingsknotenblume,
Leucojum vernum, massenhaft.
Was man galanthus heißt nivalis,
Kommt gleichfalls aber seltner vor,
Die Weide, salix viminalis,
Steht schon im zarten Kätzchenflor.

Nachdem der Dichter im selben Liede dem Hasen eine Anerkennung für den Fleiß im Eierlegen gespendet hat, bricht sein Frühlingsjubel in die Worte aus:

So treibt es auch den Biedermeier
Zu ungewohnter Emsigkeit —
Natürlich legt er keine Eier,
Jedoch sein Herz wird hell und weit.

Aber Liebes- und Natursänger ist Biedermeier nur im Nebenberuf, im Hauptberuf ist er Zeitdichter, poetischer Chronist. All jene aktuellen Fragen und Geschehnisse, die er morgens beim Kaffee in seinem Leibblatt als die wichtigsten Menschheitsangelegenheiten behandelt sieht, vom Reformkleid bis zur Flottenverstärkung, die packen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt und „entzünden seinen Genius". Begeistert schwingt er seine Muse, stürmt in die Leier und singt von allem, was die „Zeit bewegt", von der Turnüre, der Fleischteuerung, dem Burenkrieg, dem Dr. ing., der Frauenbewegung, der Einheitsmarke, dem Reichstag und in buntester Reihe so weiter. Am tiefsten jedoch wird er erregt durch den Klang berühmter Namen, nie fühlt er sich freudiger als Zeitgenosse, als wenn er irgendwelche Jubiläen und Gedenktage feiern darf. Den 70., 80. oder gar 90. Geburtstag irgendeiner Zelebrität unbeleiert und unbeharft vorübergehen zu lassen, das würde ihm wie ein Majestätsverbrechen gegen die Muse erscheinen. Und daher entgeht seinen Versen so leicht niemand, weder Bismarck noch Moltke, weder Heyse und Ibsen noch Wilhelm Busch, weder Richard Wagner noch Max von Pettenkofer. Sein Hymnus an Richard Wagner oder vielmehr wie Biedermeier in seiner vertraulich familiären Art schreibt, an Richard, beginnt mit den Worten: O Wagner! Wirklich wonnig und verwundert, in starren Staunen steh' ich vor Dir da . . . Von Moltke heißt es u. a.:

Als Mensch von ungeheurer Perspektive
Sah er auf Reisen intensiv und viel,
Und schrieb auch Bücher drüber, nicht nur Briefe,
Und, wie gesagt, in tadellosem Stil.
Ihm war Musik erquicklich und geläufig,
Er spielte Whist, und zwar so gern wie häufig,
Und Whist ist doch ein so ein schweres Spiel.

Aber er sieht auch keinen Arg darin, sich für die Saharet zu begeistern, dann und wann geht selbst dem Biedermeier das Herz mit dem Verstande durch. Dann jauchzt er:

. . . Du Wirbelwind aus Flor und Seide,
Ganz ohne ein Atom von Fett!
Du eminente Augenweide —
O Saharet!

Für die Bescheidenheit des Dichters zeugt es, daß er seinen eigenen fünfzigsten Geburtstag nicht, nach echt moderner Weise, mit einem Hymnus auf sich selbst feiert, sondern auf das

Säkulum, das neben Biedermeier so viel andres Herrliches zutage gefördert hat:

> . . . Ach, was ward seit jenen Stunden
> Nicht entdeckt, erforscht, erfunden,
> Ausgeklügelt und bezweckt,
> Angebahnt und ausgeheckt,
> Und erschlossen und erdacht,
> Eingesehen, klar gemacht.
> Durch den Menschengeist errungen,
> Und erobert und bezwungen,
> Und bestätigt und besiegt,
> Ausgetüftelt, rausgekriegt,
> Einverleibt und ausgepürt,
> Ein- und auf- und ausgeführt,
> Konstruiert, erfaßt, durchschaut,
> Festgestellt und aufgebaut,
> Angefangen und vollendet,
> Und erfolgreich angewendet,
> Umgewertet, abgeleitet,
> Eingeführt und zubereitet;
> Präpariert und eruiert,
> Ausgerechnet und erraten,
> Und zuletzt in allen Staaten
> Dann geschützt und patentiert! . . .

Hoffentlich ist es dem wackeren Meister vergönnt, noch einige Dezennien lang in ungestörter Behaglichkeit weiterzuverseln und zu reimen, bis nichts, aber auch rein gar nichts mehr durch Biedermeier unbedichtet geblieben ist. Heil ihm!

Von den Biedermeiers führt kein sehr langer Weg zu den Menschen, deren Geschicke Carl Freiherr von Schenck zu Schweinsberg in „Zeitlosa“, einer Familiengeschichte aus dem Siebenjährigen Kriege (Frankfurt a. M., Carl Jügel), erzählt; Höhenmenschen sind nicht darunter. Den romantischen Namen Zeitlosa führt eine Dame, deren Art und Wesen mit keinerlei Romantik behaftet ist. Zeitlosa ist eine ältliche Jungfer, die mit fünf altjungferlichen Schwestern im Hause des waldeckischen Jägermeisters von Veliha lebt. Sie machen dem alten Herrn und er ihnen nach Möglichkeit das Leben schwer. Daß die Familie an allerlei Abenteuern ungewöhnlich viel erlebt, dafür sorgt der Siebenjährige Krieg. Bald quartieren Franzosen, bald Reichstruppler, bald Preußen und Hannoveraner sich im Hause ein: diese Einquartierungen haben besonders für Zeitlosa etwas Beängstigendes. Sie muß fortwährend befürchten, daß irgendeine Spürnase gelegentlich eine für Zeitlosa unangenehme Entdeckung macht. Die ehrenwerte Dame ist nämlich vor Jahren in eine echt und rechte Mordgeschichte verwickelt worden. Ein Sergeant des französischen Heeres hat Zeitlosen, während er die Gastfreundschaft der Velihas genoß, in plumper Weise nachgestellt; auf das jungferliche Geschrei hin stürzte ein Forstgehilfe herbei und stach den Bösewicht nieder. Der Tote wurde in den Keller geschleppt und dort verscharrt. Eines Tages erfüllt sich dann, was Zeitlosa so lange gefürchtet hat: der Totschlag kommt an den Tag. Aber es geschieht weiter nichts, die Geschichte verläuft im Sande und der Leser fühlt sich ein wenig genarrt. Dafür wird er durch eine Überfülle anderer Abenteuer und Geschehnisse, unter denen es natürlich auch an Liebesgeschichten nicht fehlt, reichlich entschädigt. Das Gewebe auseinanderzulegen, dazu fehlt es mir an hingebender Geduld. Was in dem Buche an Wert steckt, damit haben diese Abenteuer auch wenig zu tun. Bedeutsamer sind die Kulturbilder, die der Erzähler entrollt, seine lebendigen Schilderungen aus dem wilden Kriegs-, aus dem wenig anmutenden Hof-, Stadt- und Landleben der Zeit. Ein Schönfärber ist Schenck zu Schweinsberg nirgends, sein saftiger Realismus läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Immerhin wird sein literarisches Talent deutlicher sich kundtun, wenn er künftig im Stofflichen etwas wählerischer vorgeht und die Geschichten von geheimnisvollen Wilddieben, die eigentlich Freiherren sind, freundlich den Verfassern von Küchenlieferungsromanen überläßt.

Ein Problem, das in der modernen Literatur eine beherrschende Rolle spielt, behandelt Anton Freiherr von Perfall in seinem Roman „Kraft und Liebe“ (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.). In Kürze läßt sich das Problem etwa so umschreiben: Wie weit reicht die Selbstherrlichkeit des aus der Masse geistig emporragenden Individuums? Ist es berechtigt und befähigt, für jede Tat sein eigener Richter zu sein? Hat es ein Recht, das eigene Glück auf Kosten, ja mit Zerstörung eines anderen zu erkaufen? Eitel Graf Sparre, ein junger Mann, der sich ganz mit modernen Anschauungen erfüllt hat, hat einen Diener seines Vaters, der ihm bei irgendeiner Gelegenheit feindlich entgegentritt, in jäher Aufwallung erschossen. Niemand war als Zeuge zugegen und da der Täter seine Schuld verschweigt, so gerät statt seiner ein anderer in Verdacht, wird beschuldigt, verurteilt und eingekerkert. Graf Sparre denkt die Schuld, die ihn belastet, dadurch zu sühnen, daß er für den Sohn des Eingekerkerten nach allen Kräften sorgt, daß er in sich selbst nach Möglichkeit alles „Edelmenschliche“ ausbildet und schließlich eine weitreichende soziale Tätigkeit entfaltet. Aber je reifer er wird, desto weniger fühlt er sich durch seine Sühnearbeit entlastet; mehr und mehr erkennt er, daß alles, was er tun kann, doch eine Halbheit bleibt. Erlöst fühlt er sich erst im Sterben, als er im Kampf das eigene Leben gleichsam als Opfer dargebracht hat. Der Roman ist nicht arm an packenden Einzelheiten, die Schilderungen sind farbig und lebensvoll, freilich nur zum Teil, und die Charakteristik fesselt durch psychologisch feine Züge. Hier und da tritt eine Anlehnung an Vorbilder zutage; so erinnert die Figur des Staatsanwalts allzu deutlich an den Prokurator in Dostojewskis „Raskolnikow“. Das Problem selbst aber ist nur einseitig erfaßt, in seiner ganzen Weite und Tiefe wird es kaum berührt, und die Tendenz, die der Roman zuguterletzt ans Licht fördert, hat einen etwas trivialen Anstrich. Besonders eigenartig nimmt sich das Spiel mit den Begriffen Kraft und Liebe nicht aus. Überdies wird es einem nicht recht klar, wie der Erzähler dazu kommt, Kraft und Liebe als eine Art Gegensatz hinzustellen. Was er meint, würde durch die Gegeneinanderstellung von Macht, Selbstsucht, Eigendrang oder dergleichen Begriffen mit dem Worte Liebe wohl schärfer ausgedrückt.

Lebendiger noch als Perfalls Buch atmet

der jüngste Roman Gabriele Reuters „Liselotte von Reckling" (Berlin, S. Fischer) den Geist unmittelbarer Gegenwart. Die Erzählung baut sich auf auf dem Grunde jener modernen Bestrebungen, die auf eine Erneuerung des religiösen Lebens hinauslaufen. Die Bilder, welche die Dichterin entrollt, umfassen allerdings nur ein beschränktes Gebiet, aber was sie geben, ist mit anschaulicher Kraft gezeichnet und hier und da mit gutem Humor. Das Beste der Erzählung aber steckt in diesen Schilderungen nicht, sondern in dem Charakterbild, das die Dichterin von der „Heldin" entwirft, in der seelischen Entwicklung, die sie darlegt, in dem Empfindungsleben, das sie vor Augen führt. Es geht eigentlich nicht an, Liselotte Reckling als eine moderne Gestalt zu bezeichnen; sie ist ein Weib, typisch Weib, das zeitlich Weibliche in ihr ist dem ewig Weiblichen gegenüber kaum von Bedeutung. Eine Zeitlang aber wird das sensitiv zarte Weib durch ihre Ehe mitten in das brausende Leben der Zeit hinausgestoßen, innere und äußere Kämpfe mit all ihren Wunden bleiben ihr nicht erspart. Und schließlich muß sie auch die bitterste Enttäuschung erleiden, daß sich eine Kluft auftut zwischen ihr und dem geliebten Manne. Künstlerisch genommen bildet die Charakterzeichnung dieses Mannes ein wahres Kabinettstück. Als lebendes Modell hat Moritz von Egidy gedient, aber in keinem Zug hat sich die Erzählerin sklavisch an das Vorbild gehalten, sondern aus ihrer Phantasie heraus das Bild bereichert und gefärbt. Es ist eine schwere Stunde für Liselotte, als sie erkennt, daß „die innerste Seele ihres Mannes nicht in seiner Sehnsucht und seiner Religion und seinem Streben lebt, daß das alles nur Bewegungen seines Geistes sind, daß seine Seele aber in seiner Sinnlichkeit lebt". Liselotte hat nach kurzem Rausch alle Sinnlichkeitstriebe in sich überwunden, während sie in dem Manne immer wieder mit neuer Gewalt hervorbrechen und ihn in die Arme anderer Weiber treiben. Das ist mächtiger in ihm, als sein Drang nach Idealität; alle Selbstzucht ist auf die Dauer vergeblich. Von ihrer Liebe vermag sich Liselotte nicht loszulösen, zusammenleben mit dem Manne aber kann sie in Zukunft nicht, denn immer wieder seinen weibersuchenden Blick zu ertragen, das geht über ihre Kraft. Und so geht sie von ihm ohne Zorn und ohne Bitterkeit. Ihr Traum war zu Ende, der „selig-schreckliche, ängstigende, quälende Traum". Sie war aufgewacht, war bei sich daheim — im Frieden, in schöner, heller Einsamkeit. Mehr und mehr war die Sehnsucht nach irdischer Liebe von ihr abgefallen, je tiefer sie eingedrungen war in die Betrachtung des Ewigen, das als ein güldner Ring alles Irdische umschließt. Ein Frauenroman, wie ihn nur eine Frau zu schaffen vermag. Sensitiv empfindungszart die Heldin, sensitiv empfindungszart die Erzählerin.



Mein.

Ich habe nichts als Dich auf dieser Welt;
Doch Du bist mein, mit ganzer Seele mein,
Und was dies kurze Wort im Schoße hält,
Das weißt nur Du und ich allein.

Was mir in stiller Nacht vorüberglitt,
Was ich in hellen Stunden je erschaut,
Aus allem klingt mir Deines Fußes Schritt
Und Deiner Stimme lieber Laut.

Und welcher Sturm dies wilde Herz bewegt,
Es findet Frieden unter Deiner Hand,
Bis meine Seele einst die Flügel regt
Zum Flug ins unbekannte Land.

Walther Schottelius.

Illustrierte Rundschau.

Prof. P. W. Keller-Reutlingen. — Léon Gérôme †. — Innenansichten aus dem Wohnhaus des Präsidenten des Deutschen Reichstags. — Neue keramische Arbeiten von Bing & Gröndahl in Kopenhagen. — Wohnungsausstattung nach Arbeiten der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. — Zu unsern Bildern.



Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Das Titelbild unseres Heftes und eine Anzahl zum Teil in farbiger Reproduktion wiedergegebener kleiner Arbeiten, die wir in die ersten Bogen einreihten, sollen unseren Lesern die nähere Bekanntschaft eines unserer trefflichsten deutschen Künstler vermitteln, der freilich den meisten Lesern ja längst kein Fremder und Unbekannter ist: die intimere Bekanntschaft mit der Schaffensart von P. W. Keller, der nach seinem Geburtsort und zur Unterscheidung von Anderen gleichen Namens meist Keller-Reutlingen genannt wird und auch selbst so figuriert. Der Künstler steht noch in der Vollkraft der Jahre und seiner Tätigkeit. Am 2. Februar 1854 in der württembergischen Stadt Reutlingen geboren, gewann er seine erste künstlerische Ausbildung auf der Stuttgarter Kunstschule und ging dann nach Italien — eine ganze Reihe seiner Gemälde behandelt daher italienische Motive, wie Mercato vecchio in Florenz, den Kanal von Chioggia, die Riva bei Schiavoni in Venedig usw. Es zog ihn aber doch mächtig nach den stilleren Reizen seiner nordischen Heimat zurück, und er schlug seinen Wohnsitz erst in Dachau, der beliebten Künstlerstätte bei München, dann in Fürstenfeld-Bruck auf. So schloß er sich den deutschen Landschaftern an, deren Kunst man im schönsten Sinne als Heimatskunst bezeichnen darf. In weiten Sichten über die Ebene weiß er all den malerischen Zauber des Flachlandes und des über ihn gespannten Himmels zusammenzufassen; ganz besonders aber liegen ihm die Abendstimmungen. Unser



J. L. Gérôme †.
(Aufnahme von Gerschel-Paris.)



Arbeitszimmer des Reichstags-Präsidialgebäudes.



Der Speisesaal des Reichstags-Präsidialgebäudes.

Titelbild gibt ausgezeichnet wieder, wie er dem Dämmerlicht der Stadtstraße malerische Wirkungen abzugewinnen weiß; die Temperastudie auf Seite 12 aber bringt eine schöne stille Uferlandschaft zur Abendstunde. Professor Keller-Reutlingen beschränkt sich jedoch keineswegs auf die Landschaft ausschließlich. Die Vielseitigkeit seiner Begabung führte ihn, so stark er das landschaftliche Element bevorzugt, doch auch auf das Figurenbild hin. Wie kräftig und lebendig er auch auf diesem Gebiete ist, mag seine Ölstudie „Hirtin“ auf Seite 5 bezeugen. — Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn wir an dieser Stelle die Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals besonders auf die farbigen Reproduktionen der Kellerschen Blätter lenken. Wir tun es ja nicht, um uns ein Verdienst an ihnen zuzuschreiben, sondern lediglich um zu zeigen, bis zu welcher Vollendung heute diese Reproduktionsmethoden gesteigert werden können, wenn sie von einem so meisterlich und in wirklich künstlerischem Geist geleiteten Atelier, wie Angerer & Göschl in Wien, angewandt werden. Indessen tut es deren Kunstfertigkeit doch nicht allein, wie jeder Fachmann weiß: der zweite Faktor, der gleich wesentlich mitspricht, ist die Leistungsfähigkeit der Druckerei; wir müssen daher neben die Namen der Wiener Herren auch dankbar die der Leipziger Drucker unserer Hefte — Fischer & Wittig — setzen. — —

Zu Paris starb am 9. Januar einer der gefeiertsten Künstler — Maler und Bildhauer — des heutigen Frankreich: Léon Gérôme. In Vesoul im Jahre 1824 geboren, kam er schon als Siebzehnjähriger nach Paris in das Atelier von Delaroche, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und nachhaltig, zumal auch in der Richtung der allgemeinen Stoffwahl, auf den hochbegabten Schüler einwirkte. Die Historie wurde dessen Domäne, und erst später erschloß sich ihm auch der farbenprächtige Orient. Während Delaroche aber immerhin große geschichtliche Vorwürfe bevorzugte, baute Gérôme das historische Anekdotenbild aus und fast stets im Sinne echt gallischer Raffiniertheit. Gleich seinen ersten großen Erfolg errang er,



[illegible] des Reichstags-Präsidialgebäudes.

1847 mit seinem berühmten „Hahnenkampf", auf dem ein nacktes griechisches Liebespaar die Hauptrolle spielt. Es folgten u. a.: „Phryne vor ihren Richtern", „Alcibiades bei Aspasia", „Cäsar und Kleopatra", verschiedene Gladiatorenkämpfe usw. — kühl, aber meisterhaft gemalte Bilder, auf denen entweder nackte Schönheit oder sinnenkitzelnde Grausamkeit die Beschauer blenden sollen. Reizvoller sind seine Orientbilder, und dann und wann führte ihn auch ein Pariser Vorwurf zu großem Erfolge, so der „Tod des Pierrot": die packende Darstellung eines Duells zweier Besucher eines Maskenballes am Morgen nach diesem. Viel bewundert wurde endlich sein „Tod des Marschall Ney". Gérôme war ein Meister der Detailtechnik. Auf allen seinen Bildern ist das geschichtliche Milieu, sind alle ethnographischen Einzelheiten mit peinlichster Treue und Sorgfalt wiedergegeben, und auch die Technik trägt fast stets den Stempel schärfster Berechnung jedes Einzeleffekts. Wärmer und erquickender war er als Plastiker, obwohl er auf diesem Gebiet weit weniger bekannt oder berühmt wurde. Bis in die letzten Jahre hinein war er eine der markantesten Erscheinungen des Pariser Lebens; der Eingeborene zeigte gern Gérôme jedem Fremden, sei's im Bois, wo er mit jugendlicher Frische sein Pferd tummelte, sei's auf dem Boulevard, wo er in den Dämmerstunden flanierte. — Wenn wir übrigens jetzt soviel von den Kämpfen zwischen unseren Künstlergruppen sprechen, so vergessen wir leicht, daß im Ausland ganz dieselben Gegensätze vorhanden waren und auch jetzt noch lebendig sind. Für Gérôme war kein Ausdruck zu stark, wenn etwa auf Manet oder Millet die Rede kam. Schon das Wort „Impressionismus" konnte ihn erregen, und da er die Automobilen haßte, erfand er für sie die Bezeichnung „Impressionisten der Geschwindigkeit". Die heranwachsende Künstlergeneration sah mit ziemlicher Mißachtung auf ihn herab, aber seine Klasse besuchte sie trotzdem: denn es war bekannt, daß man in ihr etwas lernte, was sonst im modernen Paris schwer zu finden ist — das korrekte Zeichnen. —

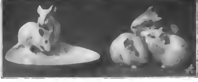
Das Wohnhaus für den Präsi-


Statuette.


Vase. Von Fanny Garde.


Blumenschale.


Statuette.



Mäuse, Meerschweinchen und spielende Katze. Von J. Dahl Jensen.
Neue Erzeugnisse von Bing & Gröndahl in Kopenhagen.


Leuchter und Schale von Ingeborg Plockroß.

denten des deutschen Reichstags ist endlich vollendet. Der Charakter der Innenräume schließt sich in seiner breiten Monumentalität dem des Reichstagshaus an; überall ist den Repräsentationsaufgaben des Hauses Rechnung getragen, für welche in der Tat die Formen der deutschen Spätrenaissance sich ausgezeichnet eignen. Die Bauleitung erfolgte nach Wallots Entwürfen unter der Leitung des Geheimen Oberbaurat Hückels durch den Regierungs-Baumeister Teubner. —


Wohnzimmer von E. H. Walter-Dresden.

Vor kurzem feierte die Kopenhagener Porzellanfabrik von Bing & Gröndahl ihr fünfzigjähriges Bestehen. Das ist keine lange Spanne Zeit gemessen an den Jahren, auf welche die großen staatlichen Institute zu Meißen, Berlin und Sèvres zurückblicken können. In diesem halben Jahrhundert haben sich Bing & Gröndahl aber zu einer Fabrik emporgearbeitet, deren Leistungen sich heute unmittelbar neben die jener Manufakturen stellen dürfen, was ihre künstlerischen Qualitäten anbetrifft. Wir freuen uns, einige neuere Arbeiten der ausgezeichneten Fabrik wiedergeben zu dürfen.

Unsere Rundschau schließt mit vier Abbildungen nach Wohnungseinrichtungen, welche die verdienten „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst“ anfertigten. Die Innendekoration dieser Räume bewegt sich ungefähr auf der mittleren Linie, die wir an dieser Stelle so oft als wünschenswert bezeichneten. Sie ist nicht geschaffen nach dem im Grunde doch recht törichten Grundsatz l'art pour l'art; sie will praktischen Zwecken dienen. Sie ist auch nicht geschaffen für unerschöpfliche Börsen, sondern für den besser situierten Mittelstand. Extravaganzen sind vermieden, aber die Einrichtungen kommen dem modernen Geschmack glücklich entgegen. Besonders geglückt erscheinen mir die Arbeiten von Riemerschmid. —

* * *


Speisezimmer von Schmidt-Müller.



Wohnzimmer von Richard Riemerschmid.

Von ganzseitigen Einschaltbildern geben wir diesmal viel Schönes und Reifes. Da ist zunächst zw. S. 32 u. S. 33 ein geradezu klassisches Frauenbildnis nach einer Zeichnung des großen Briten Sir Thomas Lawrence (1798—1830), dem wir ein liebenswürdiges Knabenbildnis des berühmten Franzosen Fragonard (1732—1808) — zw. S. 104 u. S. 105 — anreihen möchten. Der Vergleich beider Arbeiten ist sehr interessant. Der Bildhauer W. von Glümer, aus der Begasschule hervorgegangen, aber jetzt von Eberlein anscheinend stärker beeinflußt, überließ uns seine kräftig bewegte Gruppe „Siegfried und Brünhilde“ zur Reproduktion (zw. S. 56 u. S. 57). Von J. P. Junghans in München schalten wir ein famoses Ziegenbild ein (zw. S. 64 u. S. 65). Auch die Landschaft und Architektur sind vertreten: Prof. Georg Koch, den unsere Leser besonders als Jagd- und Tiermaler kennen werden, beweist mit seiner Studie „Tangermünde“ (zw. S. 80 u. S. 81), daß er in allen Sätteln gerecht ist; die kleine Arbeit verrät ein ausgezeichnetes Auge für die eigene Stimmung dieses merkwürdigen märkischen Städtchens, dessen schöne mittelalterlichen Backsteinbauten jetzt nach Gebühr gewürdigt werden. Der Düsseldorfer G. von Bochmann steuert ein Strandbild von Nordwyck bei, in feinen Tönen gehalten, mit weitem Blick auf den Horizont (zw. S. 72 u. S. 73); der photographischen Kunst wollen wir durch Wiedergabe der schönen Winterlandschaft „Vor dem Dorfe“ von G. Weigelt gerecht werden. — Ausgezeichnet durch prägnante Auffassung und liebevolle Vertiefung ist der große Kopf „Feldhauptmann“ von Robert Forell in Frankfurt a. M. (zw. S. 121 u. S. 122). H. v. S.

Diele von Richard Riemerschmid.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis. Gemälde von Prof. Georg Papperitz-München.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 8, April 1904.

Dr. Ripač.

Eine Geschichte aus Österreich.

Von

Karl Emil Franzos.

Es sind nun an die zwanzig Jahre her, daß ich, nachdem ich im „steirischen Gastein", dem „Römerbad", die Kur gebraucht hatte, plötzlich wieder einmal von dem ungestümen Drang ergriffen wurde, in einen stillen Winkel der Erde zu gehen, wo es nichts gab, als Wald und Sonnenschein, und ein Stück Leben, das ich noch nicht kannte. Eine Frage an den schönbärtigen Kurarzt, dem jeder Winkel dieser Gegend vertraut war, und ich hatte gefunden, was ich suchte: südlich der nahen Save, bis ins Tal der raschen Gurk dehnte sich ein Bergzug, dicht bewaldet, von unzähligen Bächen durchrieselt. Und was der Arzt sagte, war mir gerade recht: es sei dort gar so einsam, und die Slowenen in den wenigen Bergdörfern ein stilles, scheues Volk. Freilich fügte er bei: „Und wo wollen Sie wohnen und wovon satt werden?" — aber das fand sich wohl. Und so fuhr ich am nächsten Tage die kurze Strecke nach Laibach mit dem Eilzug und von da im Wägelchen ins Gebirg, so weit es eine fahrbare Straße gab.

Sie endete in einem schmalen, steil ansteigenden Tal vor einem Wirtshaus, das ganz einsam stand; von diesem schlängelte sich nur ein Karrenweg zum Kirchlein empor, um das sich einige dürftige Gehöfte scharten und darüber hinaus zu einem noch höheren, noch ärmlicheren Dorf am Kamm des Gebirges, dessen Strohdächer wie braune Punkte auf dem schimmernden Grün der Matten standen. Es war ein hübscher Anblick. Auch talabwärts bot sich ein freundliches Bild, rings um das Wirtshaus aber stand dichter Wald von jener Art, die meinem Auge die schönste erscheint, weil es der Wald meiner Jugend ist: Tannen mit Buchen vermischt. So war ich denn sofort entschlossen zu bleiben. Ein Gaststübchen gab's ja im Wirtshaus, auch sauber war's, aber sehr eng und niedrig, und obendrein räumte es mir der Wirt, ein blasser, düsterer Mann mit den breiten Backenknochen, dem spitzen Kinn, dem schwarzen straffen Haar seines Stammes, sichtlich nur ungern ein. Das freilich wurde schon nach unserem ersten Gespräch anders. Er begann die Unterhaltung in kümmerlichem Deutsch mit der Frage, ob den dicken Tierarzt in Laibach etwa der Schlag getroffen habe. Ich konnte versichern, daß ich das nicht wisse. Oder ob der Steuerinspektor mit der krähenden Stimme und den Storchbeinen versetzt sei. Auch darüber konnte ich keinen Aufschluß geben. Da taute er auf und bekannte, er habe mich für den neuen Tierarzt oder Steuerinspektor gehalten, und das seien böse

Menschen. Der Tierarzt schnüffle hier alljährlich herum, entdecke Seuchen, von denen sonst niemand was wisse, und sperre den Zutritt auf den Laibacher Markt — das sei ein Unglück für das Tal, das nur vom bißchen Viehzucht lebe. Und gar der Steuermensch! Was ich nun eigentlich hier wollte, verstand er freilich nicht, kam aber darum auf die für mich günstige Erklärung, mich für einen verschrobenen, aber harmlosen Menschen zu halten. So machte er mir's denn so behaglich, wie er konnte, und da die Frau als Köchin in Triest gedient hatte, so konnte ich leidlich satt werden.

Des Nachmittags machte ich meinen ersten Spaziergang gegen jenes obere Dörfchen zu und freute mich des prächtigen Waldes und des Rückblicks ins Tal, der fast von Schritt zu Schritt ein schöneres Bild bot. Dabei begegnete mir ein Mann, der mich ebenso scharf ins Auge faßte, wie ich ihn. Wir taten's jeder vermutlich aus demselben Grunde: weil der andere städtische Tracht trug. Freilich seine Kleider hatte offenbar ein Dorfschneider gemacht, aber dafür guckten seine großen milden, braunen Augen hinter Brillen hervor. Diese Augen waren das einzige Schöne in seinem kantigen Gesicht; auf den ersten Blick erschien er mir wie ein Bruder meines Wirts, natürlich war dies ein Irrtum, eben der Irrtum, der sich überall einstellt, wo sich das Auge an eine fremde Rasse gewöhnen muß; zunächst erscheinen einem alle Gesichter gleich, bis man dann auch die Unterschiede bemerkt. Der Mann mochte Ende der Dreißig sein; ich hielt ihn für den Schulmeister des Orts.

Er war aber der Arzt, wie mir des Abends die Wirtsleute erzählten; der Ortsrichter saß daneben. Die drei rühmten ihn sehr, er sei gut und geschickt, dabei trotz seiner großen Armut wohltätig. Denn daß er hier kaum das Brot finde, sei selbstverständlich, die Gegend sei arm, dazu dünn bewohnt. Und er habe ein Weib und zwei Kinder. Ehe er sich in jenem oberen Dorf niedergelassen, wären sie auf den Chirurgen in Weichselburg angewiesen gewesen, dem man für jeden Besuch im voraus einen Gulden hätte bezahlen müssen. Nun hätten sie seit acht Jahren um wenige Groschen, was nicht einmal die Weichselburger hätten, einen richtigen Arzt. Wie er hieße, fragte ich. Sie nannten den Namen, sagen wir hier: Dr. Ripač. — „Ripač?" fragte ich. „Johann Ripač?" — „Ja!" — Also ein Bekannter von der Universität, freilich kein genauer, und zwölf Jahre waren es her, seit wir uns bei einer kuriosen Verhandlung kennen gelernt hatten. Das war 1870 in Graz und die Studentenschaft damals so in Parteien zerklüftet, daß keine allgemeine Versammlung ohne vorherige Verständigung möglich war. Freilich hätten die Deutschen über die Slawen und Italiener die Mehrheit gehabt, wenn sie untereinander einig gewesen wären, aber sie waren's eben nicht; uns „Nationalen", die für Bismarck schwärmten, standen die „Schwarz-Gelben" und die Klerikalen entgegen. Damals handelte es sich um die Wahl der studentischen Vertreter ins Kuratorium des akademischen Unterstützungsfonds, gewiß keine politische Angelegenheit, aber sollte die Versammlung nicht stürmisch werden, so mußten die Kandidaten im vorhinein bestimmt sein. Für unsere Partei verhandelten ein Freund und ich; mit niemand ging's leicht, aber mit den Slowenen am schwersten. Ihr Führer war ein Student der Rechte, Franz Bauer, ein schöner Mensch, groß und stark, blond und blauäugig, der richtige Germane und in der Tat dem Blut nach ein Deutscher; nun aber nannte er sich zwar nur zuweilen „Bavr", war aber immer ein fanatischer Slowene. Mit ihm war zu keinem Endziel zu kommen; war er heute mit der Wahl eines Slowenen in den Fünfer-Ausschuß zufrieden gewesen, so verlangte er morgen drei Stimmen, um sich dann zu zweien zu bequemen. Die Verhandlung war am Scheitern, als ihm der Mediziner Ripač beigegeben wurde, ein Bauernsohn, dürftig, häßlich, eckig, aber ein ehrlicher Junge. In stummer Bewunderung, mit leuchtenden Augen hing er an den Lippen seines schönen Freundes, aber als dieser wieder einmal vergessen hatte, was er vor fünf Minuten gesagt, tat er die dünnen Lippen auf und sagte langsam und wuchtig: „Wir Slowenen sind Zeloten, die Deutschen sind Tyrannen, aber wir Slowenen sind ehrlich: einer ist abgemacht, dabei bleibt's." Und so kam Bauer in den Ausschuß, wo wir geringe Freude an ihm hatten; der schöne Mensch war ein Lügner und Streber, zudem, wo es sich um keinen Südslawen handelte, inhuman. Uns anderen darf ich

nachsagen, daß wir im Amte nicht nach der Nationalität fragten, aber daß wohl die Hälfte aller Gesuche von Südslawen kam, fiel uns doch auf. Freilich waren viele von ihnen sehr arm, aber daß sie sich leichter zu einem Gesuch entschlossen als die Deutschen, stand fest. Fiel eine solche Bemerkung, so rückte uns Bauer den Jan Ripač als Muster vor; der hungere und lehne doch jede Wohltat ab. Und dies war ausnahmsweise wahr.

Diese Dinge tauchten mir wieder auf, als mir die Leute von ihrem Arzt erzählten. Es paßte dazu, daß er sein Leben seinen armen Volksgenossen widmete. Aber als ich dies äußerte, stimmten mir die Hausleute zu; der Richter, ein jüngerer Mann, der es im Militär bis zum Korporal gebracht hatte und sich nun trotz seiner Würde in der Öde sehr unbehaglich fühlte, meinte lächelnd: „Bloß aus Güte ist er nicht hergekommen, anderswo wär's nicht möglich!" — „Wieso?" fragte ich. „Sie rühmen ihn ja als Arzt." — „Ja, das schon, aber —". Da fielen ihm die Wirtsleute auf slowenisch ins Wort; ich verstand soviel davon: es sei ja nur ein Gerücht, vielleicht die Erfindung des schlechten Menschen, des Chirurgen in Weichselburg. Worauf der Richter: Nein, es sei die Wahrheit, das könne jeder sehen, der Augen im Kopfe habe; dann aber schloß er: „Eine Privatsache, beschwören kann es niemand."

Als ich am nächsten Morgen auf prächtigem Waldweg das obere Dorf erreichte, sah ich mir die zerstreut liegenden Hütten darauf an, welche etwa des Doktors Wohnung sei. Sie waren aber alle gleich elend und verwahrlost. Endlich wies mich ein Knabe, dem ich mich verständlich machen konnte, nach der obersten Hütte, dicht am Rande des Tannenwalds. Auch sie war ärmlich, aber die Scheiben an den kleinen Fenstern glänzten und die Wände waren blank. Vor der Hütte saßen zwei Kinder, ein blondes, etwa neunjähriges Mädchen brachte einem etwa sechsjährigen Knaben aus einer Fibel die Buchstaben bei. Sie sahen merkwürdig verschieden aus: das Mädchen mit schönem, feinen Gesicht, strahlenden blauen Augen und goldblondem Haar, der Junge ein unschönes, schwarzhaariges Bübchen, dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. „Seid Ihr des Doktors Kinder?" fragte ich auf ruthenisch, vielleicht verstanden sie mich doch. Doch blickten sie mich nur groß an und schwiegen. Da trat auf den Klang meiner Stimme eine Frau in bäuerlicher Tracht aus der Tür und sah mich fragend an. Eine hohe, schlanke Gestalt mit feinen, melancholischen Zügen, dunklen, feuchtschimmernden Augen und prächtigem, tiefschwarzem Haar, die Verkörperung südslawischer Frauenschönheit; von solchen Augen, solchem Haar singen die Lieder dieses Volkes. Freilich war sie nicht mehr ganz jung, und ein herber Zug um den Mund ließ sie noch älter erscheinen. Da sie mich schweigend musterte, so fragte ich nach dem Doktor; ich hätte ihn besuchen wollen, ich kenne ihn von Graz her. Sie schüttelte den Kopf. „Sprechen Sie deutsch!" sagte sie lächelnd. Und als ich's wiederholte, erwiderte sie, ihr Mann sei nicht daheim und werde bedauern, meinen Besuch verfehlt zu haben. Ich ging und dachte verwundert: ‚Welche Schönheit hat der häßliche Mann heimgeführt! Und wie kommen die beiden schwarzhaarigen Menschen zu dem goldblonden Kinde?'

Auf dem Heimweg begegnete mir der Arzt. Natürlich mußte ich ihn nun ansprechen und tat es zögernd; es war ja nicht vorauszusehen, wie der weltfremde Mann, der einst ein Fanatiker gewesen, den Deutschen aufnehmen würde. Er war aber ganz freundlich. „Damals waren wir Gegner," sagte er lächelnd, „und heute wären wir es vermutlich auch, wenn wir von Politik reden würden, aber wir müssen ja nicht." Und als er erfuhr, wozu ich hier sei, wurde er sogar herzlich. „Das freut mich, möge es Ihnen recht bei uns gefallen! Und welches Glück wäre es für das arme Tal, wenn's Ihnen recht viele nachtäten." Es sei ja so schön hier, fügte er bei, nur müsse man die rechten Wege und Aussichtspunkte zu finden wissen. Wenn ich ihn als Führer brauchen könne, so stehe er gern zur Verfügung. Natürlich nahm ich dankend an, wir verabredeten gleich für den nächsten Morgen einen gemeinsamen Spaziergang. Und so wäre dies erste Gespräch nach langer Zeit aufs beste verlaufen, wenn ich nicht zum Schluß gefragt hätte, was denn aus Bauer geworden sei. Er zuckte zusammen und wechselte die Farbe, die Frage mußte ihm sehr peinlich sein. „Bauer?" fragte

er dann langgedehnt, „O dem ist's gut ergangen! Er ist jetzt längst Bezirkshauptmann in Mähren.“ — „Alle Wetter!“ rief ich, „das ist eine Karriere!“ — „Ja, wenn man's versteht,“ sagte er bitter. „Bald klerikal, bald liberal, bald slawisch, bald deutsch — je nach dem nächsten Vorgesetzten! Auch hat er eine Baronesse geheiratet ... Aber von dem Manne wollen wir nicht mehr reden, nicht wahr?!“ Er atmete tief auf, grüßte und ging.

Am nächsten Morgen holte ich ihn, wie verabredet, ab. Das Häuschen war auch von innen dürftig, aber blitzblank. Ein Regal mit Büchern und Zeitschriften, eine kleine Hausapotheke, einige Stühle und ein großer Tisch, das war die Einrichtung des Ordinationszimmers, kein Sofa, nicht einmal ein Schreibtisch; das Gerät von ungebeiztem Holz, aber es glänzte nur so von Reinlichkeit. Stolz zeigte mir Ripač die neue medizinische Enzyklopädie, die er sich angeschafft habe, „sehr teuer, aber man will doch mitgehen, und den armen Leuten hier ist ihr Leben ebenso teuer wie den reichen Städtern“. Die Apotheke besorgte zumeist die Frau und zeigte mir, was sie alles hätten; sie sprach das Deutsche gewandter als ihr Mann und war offenbar nicht ungebildet. Als ich ihre gute Aussprache rühmte, wehrte sie lächelnd ab, sie habe ja als Mädchen mehr deutsch als slowenisch gesprochen, sie sei als Beamtentochter in einem germanisierten Städtchen, in Krainburg, aufgewachsen. Es freue sie sehr, daß ihr Mann wieder mit einem gebildeten Menschen reden könne, das entbehre er hier schmerzlich. „Und die Geistlichen im Tal?“ fragte ich. Mit dem Pfarrer im unteren Dorf, erwiderte er, wechsle er zuweilen ein Wort, aber der hier oben sei sein Feind, weil er nie zur Kirche gehe; darum lasse der Mann auch, wenn ihm etwas fehle, lieber den Chirurgen aus Weichselburg holen. Dann zeigte er mir seine Kinder, Mara hieß das Mädchen nach der Mutter und Jan der Knabe nach ihm. Sein Gesicht strahlte, als ich das Aussehen der Kinder lobte und lächelnd hörte er zu, wie ich mich in meinem heimatlichen Ruthenisch mit ihnen anzufreunden suchte. Aber da ergab sich abermals wie gestern, ohne meine Absicht, ein Mißton, und diesmal noch ein schrillerer, als da ich nach Bauer gefragt hatte. Ich äußerte harmlos, es sei ein merkwürdiges Naturspiel, daß sie ein blondes Töchterchen hätten. Da wurde die Frau dunkelrot, er ganz blaß und beide wandten sich ab. Eine halbe Minute währte das Schweigen und preßte mir selbst die Kehle zu, bis ich mich endlich zur Frage aufraffte, ob wir nun gehen könnten. Da begleitete er mich, die Frau aber blieb wie entgeistert zurück.

Natürlich ging mir dies im Kopfe herum, auch fiel mir unwillkürlich das Gespräch in der Wirtsstube ein. Aber es schien mir nicht recht, die Hausleute auszuforschen und einige Tage später wäre mir dies vollends unmöglich gewesen. Denn da hatte ich Ripač und seine Frau näher kennen und so schätzen gelernt, daß es mir peinlich gewesen wäre, etwa Ungünstiges über sie zu hören. Der arme Landarzt war ein so lauterer, edler, selbstloser Mensch, daß mich seine Bekanntschaft wie ein köstlicher Fund dünkte. Die Art, wie er seinen Beruf auffaßte, sein Leben an das der armen Brüder um sich her anknüpfte, Armut und Vereinsamung ohne Klage ertrug, war rührend und erhebend zugleich. Seine Fehler aber waren eben nur der Schatten, den seine Vorzüge warfen. Voll ungestümer Redlichkeit konnte er in Glaubenssachen nicht heucheln und vergaß darüber, daß ihm seine radikalen Äußerungen nicht bloß die Kundschaft des Pfarrers raubten, sondern auch den erziehlichen Einfluß auf seine Bauern schmälerten. Und ebenso dachte er in nationalen Dingen nicht anders, wie als Student; seine Treue wies ihm seinen Platz — und das Deutschtum war eben der Feind! Darein mußte man sich finden, nicht daran rühren, wenn man mit ihm auskommen wollte, aber das fiel mir wahrlich nicht schwer, ein so trefflicher Mensch war er sonst in jeder Hinsicht, auch als Vater und Gatte. Freilich hatte er liebe Kinder und eine prächtige Frau. Sie hatte es offenbar in ihrem Elternhaus besser gehabt, hatte sich gern geistig beschäftigt, war eine begabte Frau; nun fand sie sich ohne Klage in das Leben einer Bauernfrau, die vom Morgen bis zum Abend harte Arbeit tat. Das Beste aber an den beiden Menschen war die Art, wie sie zueinander standen: weich und gütig und nachsichtsvoll, jeder aufs innigste bemüht, den anderen zu erfreuen und im Lebenskampf durch Liebe zu laben.

Treiber am Morgen. Gemälde von Prof. Alfred von Wierusz Kowalski.

Etwa eine Woche hatte ich dies mit ansehen dürfen, und dachte fast schweren Herzens an die Stunde, wo ich wieder fort mußte, als sich eine widrige Szene ereignete, die mich noch heute in der Erinnerung peinlich berührt, und die ich dennoch zu segnen Grund habe, weil sie mir vollen Einblick in die Seele eines Menschen verschaffte, wie es deren nicht viele gegeben hat.

Als ich eines Vormittags, es war ein Sonntag, den Arzt wie gewöhnlich auf seinem Pflichtgang durchs Gebirge begleitet hatte und nun auf seine Einladung bei ihm essen sollte, stürzte in dem Augenblick, wo wir uns zu Tische setzen wollten, der Meßner jammernd herein, den hochwürdigen Herrn habe der Schlag getroffen. Die Köchin habe sofort einen Wagen um den Chirurgen in Weichselburg geschickt, er aber sei hierher geeilt, weil Gefahr im Verzuge sei. Ripač ging sofort mit ihm und blieb so lange aus, bis wir ohne ihn aßen.

Nach drei Stunden kam er wieder; er habe getan, was die ärztliche Kunst in derlei Fällen vorschreibe, und sei erst gegangen, als der Chirurg zur Stelle gewesen sei. Der Pfarrer lebe noch, freilich gehe es mit ihm zu Ende. Dann aß der Arzt hastig, während Frau und Kinder sich zurecht machten; wir wollten ins untere Dorf, wo heute die Kirchweih gefeiert wurde.

Als wir vor die Türe traten, begann die Sterbeglocke zu läuten, der Pfarrer war eben verschieden. Unser Weg führte am Pfarrhaus vorbei, Frau Mara und die Kinder gingen voran, wir Männer folgten in weitem Abstand. Vor dem Pfarrhaus bestieg der Chirurg, ein dicker Mann mit rohem Gesicht und rot funkelnder Nase, eben den Karren, der ihn zurückführen sollte. Als er Ripač erblickte, rief er ihn an:

„Also so machen es die Doktoren! Der Pfarrer ist mein Patient — aber Sie laufen doch hin! Und dann tun Sie nichts! Er wäre zu retten gewesen! Ich werde das anzeigen. Sie decken die Sünden anderer mit Ihrem Namen zu, ich nicht!"

Der Arzt war sehr blaß geworden, ging aber schweigend weiter. Das entfachte den Zorn des brutalen Menschen zur Raserei.

„Kinder anderer, die können Sie ja behalten, aber Patienten anderer nicht!"

Der Arzt blieb stehen, totenblaß hob er den Stock. Ich faßte seinen Arm. „Ihre Frau!" rief ich, „wollen Sie, daß sie es hört?!" In der Tat hatte Frau Mara auf den Lärm aus der Ferne den Kopf gewendet und blickte zurück.

Da ließ er den Arm sinken. Der Chirurg rollte im Wägelchen an uns vorbei, wir holten die Frau und die Kinder ein und gingen mit ihnen zu Tal. Man kann denken, wie trüb uns der Tag verlief.

Am nächsten Morgen trat Ripač bei mir ein. „Sie haben gestern gehört," begann er, „wie mich der wüste Mensch beschimpft hat. Und daß er in seiner Art die Wahrheit gesagt hat, bezweifeln auch Sie nicht. Es ist auch wahr. Aber darum bin ich meiner Frau und mir schuldig, Ihnen zu sagen, wie sich alles gefügt hat."

Und dann erzählte er.

„Sie wissen, ich bin der Sohn armer Leute aus einem Dorf bei Krainburg; mein Vater war dort Schuster, besaß auch einen kleinen Acker. Fünfzehn Jahre war ich alt, hatte die Dorfschule beendet und sollte eben der Ziegenhirt der Gemeinde werden, da erbot sich unser Pfarrer, mir ein staatliches Stipendium zu verschaffen, damit ich studieren könne. Er meinte es gut, er hielt mich für begabt und wollte mir ein besseres Los schaffen. Natürlich dachte er daneben auch daran, daß es an geistlichem Nachwuchs für unsere Diözese mangelte, aber das ist menschlich. Ich bekam das Stipendium, vierzig Gulden jährlich, aber in Krainburg war ein Gymnasium, meine Eltern konnten mir Brot und Obst schicken, so brachte ich mich durch. Da ich fünf oder sechs Jahre älter war als meine Mitschüler, so war ich natürlich der Primus, und der Herr Bezirkshauptmann Bauer nahm mich zur Nachhilfe für seinen Sohn Franz an, der neben mir auf der Schulbank saß. Eigentlich hätte er mir die drei Gulden monatlich dafür nicht zu geben brauchen, ich hätte es auch sonst gern getan, denn ich hatte den Jungen lieb, wie einen jüngeren Bruder. Warum weiß ich nicht, er war träg, ein Lügner und behandelte jeden schlecht, der sich das von ihm gefallen ließ, mich am schlechtesten weil ich alles geduldig hinnahm. Aber ich liebte ihn eben und hätte mein Leben für ihn hingeben können, vielleicht weil er schön war und ich häßlich, er gewandt und ich plump, er ein Herrenkind und ich ein Bauer, er lustig und ich schwermütig. Sie wissen,

so was kann man nicht genau erklären, aber ich glaube, daran lag es. Denn das war überhaupt meine Art: gerade weil ich mich genau so sah, wie ich wirklich war, gefiel mir alles Schöne und Feine und Heitere so sehr. Und darum auch das Fräulein Mara Kostovič. Das war eine große Dummheit von mir, denn wohl war sie nur die Tochter des Aktuars an der Bezirkshauptmannschaft, also eines Kanzleibeamten, aber ein so schönes, gebildetes Mädchen, daß sie sogar mit der Schwester meines Franz verkehrte. Dort im Hause lernte ich sie auch kennen, bei der Tanzstunde. Das heißt, da sprach ich sie zuerst. Denn wie sie aussah, das wußte ich schon seit Jahren so genau, wie von keinem Menschen auf der Welt. Denn die Frau Ritovaz, bei der ich wohnte, hatte ihr Häuschen dem ihrer Eltern gegenüber. Da saß ich am Fenster und büffelte ganz ernstlich, aber wenn sie am Fenster drüben erschien, wußte ich es sofort; ich brauchte nicht erst aufzublicken; ich hatte es so in den Nerven ... Und nun erst die Tanzstunde! Daß sie mich auslachte, wie die anderen Mädchen — ich war sehr plump und trug zudem Stiefel, die mein guter Vater nach seiner Art gemacht hatte — hinderte mich gar nicht, mich nun erst recht so auf Leben und Sterben in sie zu verlieben. Eine große Torheit, denn trotz ihrer siebzehn Jahre und obwohl sie gar nicht gefallsüchtig war, hatte sie schon so viele Anbeter, wie es junge Herren in Krainburg gab und heiratete gewiß bald. Ich aber sollte ja geistlich werden.

Nun ich wurde es nicht. Etwa der Mara wegen, denken Sie? Nein, einen Wortbruch zu begehen, um glücklich zu werden, das hätte ich nie über mich vermocht. Ich will mich nicht rühmen, wenn ich das sage, aber Treue zu halten, gehörte auch zu dem, was mir auferlegt war. Und ein Wortbruch war es ja, der Pfarrer hatte mir nur dazu das Stipendium verschafft. Aber es ging nicht, weil ich den Glauben verloren hatte. Durch keine besonderen Erlebnisse, nicht einmal durch den Einfluß bestimmter Bücher; es kam so allmählich, eine Frage hing sich an die andere und ein Zweifel an den andern, und eines Tags sagte ich mir: ‚Nein! Anderen verkünden, woran Du selbst nicht glaubst, das wäre Frevel! Das darfst Du nicht!‘ Der Pfarrer tobte, die Eltern weinten, aber ich konnte mir und ihnen nicht helfen. Und so ging ich als Mediziner nach Graz. Erst nachdem dies entschieden war, kam mir auch der Gedanke: ‚Und vielleicht erringst du nun die Mara!‘ Aber das war ein Traum und schien mir selbst Torheit.

Ich war schon volle dreiundzwanzig Jahre alt, als ich inskribiert wurde, auch trotz meines unscheinbaren Äußeren zäh und kräftig, und das war beides gut für mich, denn wäre ich jünger und schwächer gewesen, ich hätte dies Leben nicht ertragen. Meine Eltern konnten mir nichts schicken, hätten es vielleicht selbst dann nicht getan, wenn sie gekonnt hätten, weil sie noch immer hofften: ‚Statt zu verhungern, geht er schließlich doch ins Seminar.‘ Und Lektionen fanden sich nicht, und Almosen annehmen, und sei es auch von einer Stiftung, das konnte ich nicht. Da mußte ich mir anders helfen. Der Mann, bei dem ich wohnte, war ein Holz- und Kohlenhändler; ich sägte einige Stunden täglich Holz für ihn, trug Kohlen ab, dafür gab er mir eine Schlafstelle und die Morgensuppe. Dann war ich im Winter Schneeschaufler bei der Straßenreinigung und tat in der Bauzeit als Ziegelträger bei der Nachtschicht mit, bei Tage ging es ja nicht, der Kollegien wegen. Und während der Ferien verdingte ich mich für mehrere Wochen zur Ernte, da konnte ich sogar etwas Geld sparen. Kurz, ein elendes Leben, und daß mein Körper es ertragen konnte, bleibt mir heute selbst ein Wunder. Vielleicht ging's nur, weil ich mich seelisch fast glücklich fühlte. Ich konnte studieren, versäumte kein Kolleg, keine Demonstration, begriff das meiste, stellte mich beim Operieren leidlich geschickt an, kurz, ich war, was die Medizin betraf, mit mir selbst nicht viel unzufriedener, als meine Professoren. Und dann unser Verein, die Reden, die Gesänge, die Hoffnungen! Ein guter Slowene war ich schon als Gymnasiast gewesen, nun wurde ich's mit Leib und Seele, weil ich jetzt alles klarer erfaßte. Es wird Sie nicht kränken, wenn ich sage: die deutsche Wissenschaft, die imponierte mir, aber wie sich die Deutschen untereinander herumschlugen im Landtag, in der Stadt, auf der Universität, das imponierte mir viel weniger.

Es waren aber noch zwei Dinge, die

mir die Seele stark und hell erhielten. Oder vielmehr zwei Menschen, der Franz und die Mara. Daß Bauer auch auf der Universität zu uns hielt, unser Führer war, das war mir eine große Freude. Es gab ja einige unter uns, die meinten: ‚Er ist so eitel, bei uns kann er der Erste sein — was wäre er unter den Deutschen? Wir trauen ihm nicht!' — aber denen antwortete ich so, daß sie verstummten. Und wenn mir gar einer sagte: ‚Dich achten alle, ihn wenige, Du bist sein stärkster Halt im Verein, darum gibt er sich mit Dir ab und spottet hinter Deinem Rücken über Deine Plumpheit, Deine Armut' — so schien mir dies vollends Unsinn. Er war eben mein lieber, schöner, geistvoller Franz, der zwar seine kleinen Schwächen hatte, aber doch ein Prachtmensch war, der Paradiesvogel unter uns Sperlingen. Und mir war er wirklich gut, mit dem Herzen, auch wenn die Zunge etwas Spitzes sagte. Daß ich die Mara liebte, war ihm längst kein Geheimnis; da sprach er mir denn Trost und Mut zu. In der Tat hatte sich ihr Schicksal so gestaltet, daß ich hoffen durfte, ohne mich geradezu für wahnsinnig zu halten. Von den vielen jungen Herren, die für sie schwärmten, hielt keiner um sie an; ihr Vater war ja ein armer, kleiner Beamter, und als die Mutter gestorben war und der Vater eine neue Ehe schloß, machte ihr die Stiefmutter das Haus zur Hölle. Noch einige Jahre und ich war ja Arzt, wenn ich dann um sie anhielt, so nahm sie mich vielleicht doch. Die Art, wie sie mir begegnete, wenn ich auf acht Tage zum Besuch heimkam, konnte meine Hoffnungen nicht töten, freilich auch nicht anfeuern. Sie benahm sich ruhig, aber freundlich, sogar herzlich gegen mich, freilich wußte sie, wie sehr ich sie liebte, sie hätte ja blind sein müssen, um es nicht zu merken — und das nimmt kein Mädchen übel.

Ein Jahr vor mir ging Franz von der Universität ab; ich hatte ja als Mediziner

Aus unserer Studienmappe:



Abschied. Gemälde von Prof. Alfred von Wierusz Kowalski.

zwei Semester länger zu studieren. Er ging als Praktikant an die Bezirkshauptmannschaft in Krainburg. „Ich muß slowenisch reden hören," sagte er, „sonst ersticke ich!" Ich jubelte darüber, weil nun auch die anderen an seine Treue für unser Volk glauben mußten, aber noch mehr, weil ich nun jemand hatte, der mir über die Mara berichten, ein gutes Wort für mich bei ihr einlegen konnte. Das tat er auch redlich. Mindestens alle Monate erhielt ich einen Brief von ihm. Die Mara sei zwar nicht mehr so schön wie in der ersten Jugendblüte, und ihm persönlich gefalle sie jetzt gar nicht mehr, aber von ihrem Charakter habe er nur noch größeren Respekt. So schwer sie es der Stiefmutter gegenüber habe, sie halte sich tapfer, fast als ob eine heimliche Hoffnung auf Erlösung sie aufrecht hielte. Und was diese Hoffnung sei? Er wisse es ja nicht, aber die Wahrheit müsse er sagen: sie sei schon zuweilen errötet, wenn er plötzlich meinen Namen genannt habe ... Wie selig mich das machte, soll ich's erst sagen?! Nun ging's mir aber zudem in jenen beiden Semestern überhaupt gut. Ich wurde Demonstrator im physiologischen Laboratorium, bei Rollet, mit dreißig Gulden monatlichem Gehalt. Was ich mit dieser Riesensumme anfangen sollte, hätte ich wirklich nicht gewußt, aber nun mußte ich ja für die Rigorosen sparen. Als es Juli wurde, konnte ich meine Sehnsucht kaum mehr bezähmen: zwei Jahre hatte ich nun die Mara und meine Eltern, ein Jahr den Freund nicht gesehen. Aber dem stand ein Hindernis entgegen, in den früheren Jahren hatte ich den Weg von Graz nach Krainburg und zurück auf meines Vaters Rappen gemacht, das konnte ich nun nicht, es kostete zu viel Zeit, denn Franz hatte schon im Juni angedeutet, er habe meinetwegen eine Sorge; hoffentlich eine grundlose, und schrieb jetzt: ‚Erschrick nicht, aber der neue Aktuar, der Zazić, schnüffelt um die Mara herum. Eine ganz gemeine Schreiberseele, das Mädchen mag ihn nicht, aber die Eltern bestürmen sie, ihn zu nehmen. Es wäre gut, wenn Du so bald als möglich mit Deinen Rigorosen fertig wärest. Bis dahin wache ich für Dich und bin überzeugt, das Mädchen empfängt Dich jubelnd, wenn Du endlich kommst, sie zu erlösen!' Und so setzte ich mich hinter meine Bücher und die Präparate und arbeitete täglich achtzehn Stunden. Die glücklichste Zeit meines Lebens — Rollet hatte mir zugesichert, mich als Assistenten anzunehmen. Am 12. Dezember 1874, einem Samstag, wurde ich promoviert. Schon eine Woche vorher hatte ich dem Franz geschrieben, ich reiste Sonntag nach Krainburg und sei nachts dort, denn ich wollte doch, so sehr es mich hinzog, unserem Verein den Doktorschmaus nicht schuldig bleiben. Wir waren nicht üppig, Bier und Würstchen, jedoch das mußte sein! Aber wie ich nun so im geliehenen Frack aus dem Saal trete und die Freunde beglückwünschen mich, da faßt mich plötzlich in meinem Jubel die Sehnsucht: Heim! Zur Mara! Zum Franz! — ‚Brüder,' sage ich, ‚der Schmaus in vierzehn Tagen — ich reise heute drei Uhr!' Aber sie: ‚Warum hast Du es so eilig? Deine Eltern, freilich! Aber sonst hast Du doch niemand mehr in Krainburg.' — ‚O, unseren Franz!' — ‚Aber der ist ja längst nicht mehr dort! Vor vierzehn Tagen schon stand's im Amtsblatt, er ist nach Linz versetzt.' Ich war starr von Staunen, in seinem letzten Brief vor drei Wochen stand kein Wort darüber. Hatte er plötzlich fort müssen?! Ich verstand es nicht. Nun gleichviel, die Mara war ja in Krainburg. Am selben Tage gegen Mitternacht war ich dort ..."

Er hielt inne und es währte lange, bis er fortfuhr:

„Es fällt mir schwer, sehr schwer ... Also! Der erste Mensch, an den ich pralle, als ich aus dem Coupé klettere, ist der Wuk Spiranski, der Bahnadjunkt, ein guter Bekannter. ‚Ist der Franz wirklich fort?' frage ich. — ‚Freilich, einige Wochen schon, es war die höchste Zeit! Der Lump!' — ‚Was soll das heißen?' — ‚Er hat die Mara Kopović in Schande gebracht. Und wie er denkt: Nun müssen's die Eltern, die anderen Leute merken, brennt er durch, der ...' Da fuhr ich ihm an die Kehle: ‚Hund, Du lügst!' — daß sich die anderen Leute auf dem Perron auf mich stürzten und mich bändigen mußten wie einen Wahnsinnigen. Und weit vom Wahnsinn war ich auch in jener Stunde nicht ... Der Spiranski hatte Mitleid mit mir; er führte mich in sein Amtszimmer, setzte sich neben mich. Wir schwiegen beide; daß es wahr war, daran zweifelte ich nicht, als die erste Raserei vorbei war. Nur eines noch fragte

ich: ‚Wissen es ihre Eltern?‘ Er zuckte die Achseln. ‚Da es seit gestern die ganze Stadt weiß . . .‘ Und dann: ‚Daß Du sie liebst, wissen auch alle. Der Franz hat es jedem erzählt, der's hören wollte. Wozu sollen die Leute Dich bemitleiden, über Dich lächeln? Das Beste ist, Du bleibst bis zum Morgen hier und gehst dann zu Deinen Eltern.‘ Ich sah ihn an, als hätte er chinesisch gesprochen. Unsinn! Fortgehen, wo die Mara im Elend war? Mein Glück lag in Scherben, für immer, immer. Und sie war ein leichtfertiges Ding! Gleichviel, es war die Mara, die ich seit zwölf Jahren über alles liebte und lieb behalten mußte so lang ich lebte; sie durfte nicht verlassen bleiben! Ich dachte nach: ‚Von wem erfuhr ich am besten, wie es jetzt um sie stand? ‚Lebt die alte Ribovaz noch, meine Kostfrau?‘ ‚Ja,‘ war die Antwort, ‚auch noch im selben Haus, dem Kopovič gegenüber.‘ Sie hatte die Mara immer lieb gehabt und war ein braves Weiblein, die hatte sich wohl auch jetzt nicht von ihr losgesagt. Um fünf stand die Alte auch des Winters auf. So ging ich denn um diese Zeit durch die dunklen Straßen nach ihrem Hause; eine böse Nacht, Sturm, Schnee und Regen. Aber was focht mich dies an?

Um fünf pochte ich bei ihr an. Sie öffnete sofort. ‚Du Jan — schon jetzt?‘ Sie führte mich in ihr Stübchen. ‚Du siehst übel aus. Setze Dich! Ich will Dir einen Tee kochen.‘ Ich dankte. ‚Mütterchen, Ihr sagtet: Schon jetzt? Da erwartetet Ihr mich wohl erst abends?‘ Sie nickte. ‚Und woher wußtet Ihr's?‘ Sie schwieg verlegen. ‚Von der Mara?‘ fragte ich. ‚Und der Mara hatte es der Franz aus Linz geschrieben: Am Sonntag abend kommt der Tölpel! Tu' ihm schön und er heiratet Dich doch.‘ — ‚Wer hat's Dir gesagt?!‘ rief sie erstaunt. Dann aber erzählte sie auf meine Fragen, was sie von der Sache wußte. Alles so, wie ich's mir gedacht hatte, aber doch in einigem anders, für die Mara günstiger. Es war eine alte Liebschaft; schon im Gymnasium hatte er ihr den Kopf verdreht und sie dann in den Ferien bestürmt. Das war vergeblich; auch sie hatte sich in ihn vergafft, aber wie er war, wußte sie doch auch, und daß er sie nie heiraten würde. Erst da er sich als Beamter hierher schicken ließ, begann sie an ihn zu glauben, denn das hatte er doch sicherlich nur ihretwegen getan. Und ihretwegen war's wirklich geschehen — auch die Alte glaubte es gleich mir — er war eben toll nach ihr, und bisher hatte er ja im Leben erreicht, was er wollte. Und so erreichte er auch dies, im Sommer, ein Jahr, nachdem er wieder hergekommen war. Natürlich versprach er ihr die Ehe, und sie hatte es im Hause wirklich schlecht, und das mit dem Zajič war auch keine Lüge . . . Dann freilich kam die Reue und bald auch die Verzweiflung. Aber er tröstete sie: ‚Dann heirate ich Dich noch früher, als ich vorhatte. Zu meinem Vater reise ich und stelle ihn vor die Wahl, entweder willigt er ein, oder er hat keinen Sohn mehr. Ich werde eben Advokat; ich bin Manns genug, mich selbst durch die Welt zu schlagen.‘ Und sie glaubte ihm und harrte und harrte. ‚Da kam endlich,‘ erzählte die Alte, ‚gestern ein Brief von ihm. Ach Jan, das war ein Unglückstag! Wie ich des Morgens auf den Markt gehe, hält mich die Krämerin an der Ecke, die Vicova, an: »Habt Ihr schon gehört, Gevatterin — die Mara!« Und alle Leute reden von nichts anderem, plötzlich, urplötzlich — ein Offizier, ein Student, meinen einige, die meisten wissen das Richtige. Und wie ich heimkomme, liegt der Brief aus Linz da, an mich für die Mara. Ich hole sie herüber und sie liest einmal, zweimal und wird immer blasser und macht eine Miene — »Barmherziger Gott!« rufe ich, »Kind, fasse Dich, Gott erhalte Dir Deinen Verstand.« Sie sagt nichts, wohl zwei Stunden sitzt sie da, kein Wort, keine Träne, nur immer das furchtbare Gesicht, und zuweilen klappern die Zähne im Fieberfrost. »Aber was ist es denn?« Da deutet sie auf den Brief. O, der Lump! Er schreibt, er kann seinen Eltern nicht das Herz brechen, er muß entsagen! Und heute schreibt er, kämest Du . . . »Schuft!« rufe ich unwillkürlich, »dafür soll der arme Jan gut genug sein!« Nun ja, es war schlecht gegen die Ärmste, aber es war mir so entfahren. Da richtet sie sich auf und sagt: »Ihr könnt ruhig sein, Mütterchen, dem Jan droht von mir keine Gefahr!« Und will gehen. Ich halte sie zurück. »Verzeih mir, Kind, und nun laß uns beraten, was da zu tun ist.« — »O, das weiß ich schon,« sagt sie und geht. Mir war das Herz

zentnerschwer: um Himmels willen, sie tut sich ein Leid an. Aber Gottlob, das wenigstens ist nicht zu befürchten. Als sie heimkommt, machen ihr der Vater und die Stiefmutter eine furchtbare Szene; sie hatten's eben gehört. Die Stiefmutter schreit: »Die Dirne muß aus dem Haus!« Davon aber will der Kopovič, obwohl er ein alter Esel ist, doch nichts wissen. Da sagt die Mara, sie wolle zu ihrer Tante Fruzia, der Schwester ihrer Mutter, die in

So erzählte die Alte und ich nickte nur immer. So hatte es kommen müssen, so war es gekommen. Und auch das letzte verstand ich. Der Kanker ist im Sommer nur ein Bach, aber jetzt wälzt er die trüben Wogen wie ein Strom der Save zu. Der Weg führt anfangs weit von ihm durchs breite Tal, dann aber treten die Berge dicht zusammen, und der Pfad läuft dicht am Flusse hin, und da er hier steil ansteigt, springt der Kutscher ab und bittet den Fahr-

Aus unserer Studienmappe:



Marktlag. Gemälde von Prof. Alfred von Wierusz Kowalski.

Tupolitsch wohnt, hoch oben am Kankerfluß, wo es gegen die Karawanken geht, die werde sie gewiß aufnehmen. Nun ist das freilich eine alte Betschwester, mit Reden voll Honig und einem Herzen voll Galle, und ich würde lieber des Teufels Großmutter um Erbarmen anflehen als sie. Aber die Mara muß wissen, was sie tut. Sie sagt sogar, eine Anfrage bei der Tante Fruzia ist nicht nötig. Und heute um sieben Uhr kommt das Wägelchen, sie nach Tupalitsch zu bringen.'

gast, gleichfalls abzusteigen. Und der Kutscher faßt sein Pferd am Zügel und führt es vorwärts und blickt nicht zurück ... Die Mara war ein vernünftiges Mädchen, eine Anfrage bei der Tante Fruzia war nicht nötig ...

Ich sah auf die Uhr. Es war nach sechs. Dann trank ich hastig von dem heißen Tee, den mir die Alte bereitgestellt hatte, und stürzte ab. Der Sturm währte fort, der eisige Regen goß vom Himmel

nieder und wurde auf der Erde zu Eis; es war, als wollte die Welt zerrinnen in Nebel und Nässe und Kälte. Immer wieder mußte ich stille stehen und mich an einen Baum halten, um nicht zu Boden gerissen zu werden, und zweimal stürzte ich im Glatteis hin. Aber ich raffte mich immer wieder auf und eilte verzweifelt vorwärts. Denn so genau wie ich wußte, wer ich bin und wie ich heiße, so genau wußte ich: ‚Sie ist verloren, wenn du nicht vor ihr an der Stelle bist, wo sie ihr Kutscher absteigen läßt.‘ Und sie durfte nicht ins Wasser, ich mußte es hindern. Wie ich das tun, was ich ihr sagen wollte, war mir noch unklar. Aber dies durfte nicht sein.

Ich kam an die Stelle; die überhängende Felswand bildete eine Art Höhle, hierher drangen nur einzelne Tropfen. Ich barg mich da und starrte in den Nebel. Kein Laut als das wilde Rauschen des Flusses, wohl eine Stunde lang. Ich sehe auf die Uhr, zehn vorbei; ich werde unruhig. Da wird der Regen schwächer, es wird heller, und ich sehe tief unten das Wägelchen am sanften Abhang langsam emporklimmen. Auf dem Kutschbock ein Mann, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, hinter ihm eine vermummte Frauengestalt. Sie kommen näher; nun sind sie wenige Schritte von mir. Ich drücke mich in die Höhle, sie sehen mich nicht. Und es kommt genau so, wie ich's vorausgesehen hatte. Der Kutscher, ein alter Mann, klettert schwerfällig herab, und im selben Augenblick steht auch sie neben dem Wagen. Er nickt. — ‚Wollt Ihr eine Decke, Fräulein?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Also sacht mir nach. Ein halb Stündchen müßt Ihr laufen.‘ Er zieht die Kapuze über die Ohren, ergreift das Pferd am Zügel und zieht es langsam den schlüpfrigen Abhang empor, ohne umzuschauen. Sie blickt scheu nach ihm, dann wirft sie das Tuch ab und macht eine Bewegung gegen das tosende Wasser hin. Aber da habe ich sie gefaßt und umkralle ihren Arm. Sie schreit gellend auf. ‚Sie?! . . . Wie kommen Sie her?! . . . Was wollen Sie von mir?!‘ — Darauf ich: ‚Ich will, daß Sie leben, sonst nichts!‘ Sie aber verzweiflungsvoll: ‚Wozu? Zum Hohn der Menschen, zur Schande für mich?!‘ Ich aber, ich hatte bis dahin nur das eine gedacht: ‚Sie darf nicht sterben!‘ — Dies eine immer wieder und sonst nichts. Aber wie sie nun vor mir steht, totenfahl und entstellt und verzweifelt und doch dasselbe Wesen, das ich so sehr, so über alles geliebt habe, da plötzlich weiß ich es: ‚Für mich sollen Sie leben!‘ Sie schreit auf: ‚Nein! Niemals! Das verdiene ich nicht! Es wäre ein Wahnsinn, wenn Sie es täten!‘ Ich aber: ‚Ich weiß, was ich tue!‘ Und nach einer halben Stunde Redens hatte ich sie soweit, daß sie mit mir ging. Den Alten ließen wir seinen Gaul nach Tupalitsch ziehen; ich brachte sie in die Hütte meiner Eltern. Es fiel ihnen hart, sich drein zu finden, aber schließlich taten sie es doch aus Liebe zu mir. Und sechs Wochen später war die Mara mein Weib. So, nun wissen Sie alles."

Ich drückte ihm die Hand. „Sie haben in diesen Bergen," sagte ich, „ein Sprichwort: ‚Wenn Gott will, so baut der Teufel eine Kapelle.‘ Der Franz Bauer hat Ihr Glück begründet. Denn daß Sie Ihren Entschluß nie bereut haben, weiß ich."

„Niemals," sagte er. „Auch nicht, als uns die ganze Welt verrammelt schien. An die Stelle als Assistent war nicht zu denken. Der brave Rollett hätte es getan, aber der akademische Senat! Und auch in Südsteiermark, wo ich mich niederließ, wollten sich die Leute von einem ‚Ehrlosen‘ nicht behandeln lassen. Nun, hier ist's gegangen."

Einige Stunden später nahmen wir Abschied, nur für Jahre, dachten wir beide, aber es wurde ein Abschied fürs Leben. Als ich im letzten Sommer spät abends als einziger Gast in einem Wirtshaus des Bregenzer Waldes saß, kam noch ein Tourist, und im Gespräch erwies sich, daß er aus Weichselburg war. „Da kennen Sie wohl den Dr. Ripač?" fragte ich. — „Freilich, aber er ist tot, im Frühling gestorben. Es war ein Typhus oben, und da hat er sich überanstrengt. Ein braver Mann gewiß, aber er hat das Leben nie verstanden."

Ich erwiderte nichts. Im stillen aber dachte ich: O wenn wir es alle so verstünden wie der Dr. Jan Ripač, welch ein Eden wäre diese arme, dunkle, harte Erde!



Napoleon und England.

Von
Prof. Dr. Ed. Heyck.

Schon zur Zeit der großen französischen Revolution nahm England in der Politik die Stellung ein, die es sich bis vor kurzem erhalten hat. Es gab wohl andere Großmächte als England, aber außer diesem keine eigentliche Weltmacht. England herrschte auf den Meeren, besaß an den wichtigsten Wegen des Großverkehrs feste Stützpunkte in der Art von Gibraltar, und hatte sich ein ausgedehntes Kolonialreich teils erarbeitet, teils erobert. Dabei hatte es die Völker des europäischen Festlandes auch von seiner Industrie abhängig gemacht, in der es den übrigen Nationen rühmenswert voran geeilt war. Wer etwas Gutes kaufen wollte, verlangte englische Waren; viele Dinge wurden überhaupt nur in England erzeugt. So waren die anderen Völker die Abnehmer und wirtschaftlichen Untertanen Englands geworden, dessen Reichtum unaufhörlich aus diesen Tributen des Festlandes wuchs. Die kontinentalen Häfen und Seestädte hatten vielfach, in erster Linie Hamburg, die Bedeutung im Großhandel, daß sie sozusagen die auswärtigen Agenturen Englands waren. Eigene Beteiligung am Weltverkehr, Übernahme von Aktien der englisch-ostindischen Handelskompanie, direkte Schiffahrt nach Südamerika und derlei war den ehemaligen Hanseaten kurzweg durch britische Verbote untersagt worden und war auch durch die monopolistischen Verträge Englands mit Spanien und Portugal, einschließlich ihrer Kolonialreiche, unmöglich gemacht. Zu allem obendrein wurden die Völker durch blendende nationalökonomische Theorien, die sich von England aus verbreiteten und auf dem Festlande eifrige Schüler fanden, in der Überzeugung erhalten, daß alles so am besten und glückseligsten sei, und daß Versuche, die kommerzielle Tyrannis Englands zu erschweren, Sünde wider die höheren und feineren Gedankengänge der Weltwirtschaftslehre sein würden.

Wahrlich, wir können uns nicht wundern, daß England jenes Herrengefühl unter den Völkern entwickelte, das uns heute zuweilen herausfordert und reizt. Wie einst das weltbeherrschende alte Rom hatte England sich gewöhnt, nur sein eigenes Gebot und seinen Vorteil auf dem Erdkreis anzuerkennen. Und damit auch nur sein Recht. Wenn für jene Römer die übrigen Völker, mit alleiniger Ausnahme der Griechen, lediglich „Barbaren" waren, die man enteignen und brutal überlisten konnte, ohne dabei ein Unrecht zu empfinden — weil jene als Barbaren auf rechtliche Behandlung gar keinen Anspruch hätten —, ganz ähnlich gewöhnte sich der Brite, für Recht anzusehen, was Englands Größe diente, auch wenn es nach allgemeinen Begriffen das bitterste Un-Recht war. Durch Englands Herrenanspruch wurden die Existenzberechtigung und das politische Eigentum Anderer einfach aufgehoben, soweit es jenem so paßte; Gewalttat, Heuchelei und Lüge wurden sittlich, sobald England dadurch gewann. Das Wort vom „perfiden Albion" ist heute nicht mehr jung. Und Bismarcks Offenheit umschreibt es: daß die Achtung vor den Rechten anderer Staaten in England doch nur so weit reiche, als die englischen Interessen nicht berührt werden. Ein seltsames Widerspiel: je mehr sich der bessere und normale Engländer zu privater Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe erzog, desto unbekümmerter bot eine einseitig auf Vorteil gerichtete Politik den Eigenschaften Zuflucht, die der Einzelne von sich ablehnte. — Wie ferner der Römer des Altertums die Menschheit in „römische Bürger" und „Barbaren" einteilte, so begann der Engländer alle Nichtlandsleute in eine gemeinsame Masse von „Ausländern" (foreigners) oder besser von Nichtzugehörigen, Minderberechtigten und Minderwertigen zusammenzuwerfen. Auf Rassen- und Stammesgruppierung ließ er sich nicht ein; Deutsche, Italiener oder Kroaten waren, von seiner Höhe gesehen, gleich tief unter ihm stehende Foreigners, mochte seinerseits der Deutsche mit der demütigen Bewunderung des armen Verwandten zu dem „angelsächsischen Vetter"

aufblicken. Die Franzosen allein wahrten sich noch ein gewisses ironisches Selbstbewußtsein und einen in der Tiefe glimmenden nationalen Haß gegenüber dem englisch Reisenden und Globetrotter, der alle Welt behandelte, als ob sie bloß zu seiner Unterhaltung da sei. Nach der Beflissenheit, die ihnen entgegengebracht wurde, taten die Briten allerdings ganz recht, Deutschland, die Schweiz und Italien wie eine eigens für sie arrangierte Wirtstafel oder Sommerfrische, die dortigen Bewohner lediglich als ihre Aufwärter und deren angeborene Sprachen für bloßen Jargon anzusehen, zu deren Erlernung ein Engländer nicht herabstieg. Und das hat viel dazu beigetragen, wenn sie bis heute nicht gerne begreifen, daß derartige Leute politisch ebenbürtig werden wollen.

So lagen die Dinge schon vor hundert Jahren, als der Mann erstand, der bis auf den heutigen Tag als Einziger versucht hat, Englands Vorherrschaft zu brechen und die Quellen seines Reichtums versiegen zu machen, Napoleon Bonaparte. Die Aufgabe, England zu stürzen, ist sein höchster Lebensgedanke gewesen, alles übrige steht nur in Zusammenhang hiermit. Aber erreicht hat er es nicht; der Lauf der Ereignisse hat ihn immer wieder anderweitig abgelenkt, und England hat hierzu, so viel es konnte, beigetragen. So vieles Napoleon auf dem Kontinent vollbracht hat, so hat er sich doch gutenteils nur in den Linien bewegt, die ihm die ebenso kluge wie unbedenkliche englische Politik zog. Schließlich ist England aus dem europäischen Ringen der „napoleonischen Zeit" als der vollkommene Sieger, nur noch mächtiger und kraftvermehrter, hervorgegangen.

Das ist zwar nicht ganz die Auffassung, die bei uns von der napoleonischen Zeit geläufig ist. Unwillkürlich sehen wir Deutschen, deren altes römisch-deutsches Kaiserreich er zerstört, deren Grenzen er geschmälert, deren Einzelstaaten er in sein Königreich Westfalen und in seinen Rheinbund gezwungen, deren beste, preußische Kraft er bei Jena gebrochen hat, wir Deutschen, deren Großväter sich dann so herrlich wider ihn ermannt und ihm auf Leipzigs Gefilden alles heimgezahlt haben, ihn als unseren eigentlichen Hauptfeind an. Wir könnten diese Auffassung bis zu einem gewissen Grade auch gar nicht entbehren. Denn in der schamglühenden Erinnerung an Jena und an die Rheinbundknechtschaft wurzeln unser nationales Selbstbesinnen und unser Erstarken zur Tat im XIX. Jahrhundert: von den Befreiungskriegen bis zu Sedan und bis zur neuen, schöneren Kaiserverkündigung von Versailles. Das ist unsere nationale Empfindung von jenen Vorgängen, aber nicht zugleich die weltgeschichtliche Betrachtung; in dieser gewinnen die Dinge ein anderes Bild. Da heißen die Fronten nicht Frankreich und Deutschland, sondern dieses Gegenüber schrumpft zusammen zur bloßen Position auf einem größeren Schachbrett; die beiden wirklichen Gegner des gewaltigen Spiels, welche die Figuren hin und her rücken, heißen Frankreich und England. Schach dem königlichen England, so lautet die Parole der unablässigen napoleonischen Offensive; aber endlich setzt das viel kühler und geduldiger operierende England den eingekreisten Draufgänger matt, und das englische Kriegsschiff führt den endgültig bei Waterloo Besiegten auf die englische Gefangeneninsel St. Helena davon.

Dem entspricht es auch, daß vor jetzt hundert Jahren eine hitzige Gegnerschaft von Preußen und Frankreich weder historisch gegeben noch politisch unvermeidlich war. Dagegen zwischen den beiden Nachbaren England und Frankreich war der Kampf auf Tod und Leben eine Erbschaft von Jahrhunderten, aus den Zeiten der Jungfrau von Orleans oder schon von Eleonore von Poitou, ja von Wilhelm dem Eroberer her. Und diese alte Rivalität war doppelt verschärft worden, seit die einseitig befangene Politik Ludwigs XIV. ums Jahr 1700 herum den großen Vorsprung Englands als Großmacht und Weltmacht ermöglicht hatte. Diese folgenschweren Fehler Ludwigs XIV. gutzumachen, das ist es, was Napoleon I. unternimmt — hundert Jahre zu spät, und daher trotz aller gewaltigen Kraftentfaltung ohne Erfolg.

Wir müssen, um dies deutlicher zu machen, einen kurzen Rückblick tun.

Als Ludwig XIV. nach Mazarins Tode im Jahre 1661 selber die Regierung in die Hand nahm, schien die Zukunft Frankreich zu gehören und dieses auf absehbare Zeit zur führenden Macht unter den Na-

tionen aufsteigen zu wollen. Das Haus Habsburg, das in den beiden eng verbundenen Staatengruppen Österreich und Spanien sowie in dessen großen Kolonien regierte und auch die Kaiserkrone trug, war zurückgedrängt worden durch die einander ablösenden großen Staatsmänner Frankreichs, deren Erbschaft König Ludwig antrat, Richelieu († 1642) und Mazarin. Die Lähmung Habsburgs auf den verschiedensten Gebieten, das gebieterische Hervortreten Frankreichs als Militärmonarchie sind die eigentlichen Ergebnisse des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens. Gleichzeitig entfaltete Frankreich seine reichen natürlichen Mittel zu lebhaft aufblühendem Gewerbefleiß, Handel und Schiffsverkehr, und Hand in Hand damit zu leistungsfähiger staatlicher Finanzkraft. Die stärkste Armee in Europa, reichgefüllte Kassen und der Wille eines hochgemuten, tatverlangenden jungen Königs waren die Faktoren, welche die Größe Frankreichs verbürgen mußten. Und zwar eine weltpolitische Größe. So hatte es früher schon der weit hinausschauende Richelieu aufgefaßt, indem er den Kolonialbesitz Frankreichs begründete: sowohl in Asien und am Senegal, wie in Amerika, wo daran noch heute die Namen wie St. Louis oder Louisiana und die französische Sprache in Kanada erinnern. Und so faßte es auch der große Gelehrte Leibniz auf, dessen Gedanken über die Welt gingen und nach gewohnter deutscher Art sich bereitwillig in den Dienst von fremder Größe stellen wollten. Leibniz war es, der dem König Ludwig den bedeutsamen Plan vortrug, Frankreich müsse in Ägypten Fuß fassen, so daß es in Ost und West das Mittelmeer umklammere, und dann müsse Frankreich diesem Meere seine durch Vasco de Gama herabgedrückte Bedeutung verjüngt und erweitert zurückgeben, indem es den Suezkanal baue. Das bedeutete: Frankreich als Gebieter an der neuen großen allgemeinen Fahrstraße zur See, am Wege nach dem fernen Osten als künftiger Herr von Indien und Australien!

Aber weder auf diese Mittelmeergedanken wurde eingegangen, noch eine dauernde Sicherung der überseeischen Besitzungen durch die Zukunftsarbeit richtiger Kolonisation eingeleitet. Mehr und mehr suchte Ludwig XIV. die rascheren glänzenderen Lorbeeren europäischer Erfolge, Landbeute aus Raubkriegen gegen Frankreichs festländische Nachbaren, Deutschland und die Niederlande. Und eben hierdurch hat er England die Wege geebnet, hat diesem überlassen, was er selber versäumte.

England strebte schon längst nach Seegeltung, stand aber zunächst noch zurück. Die Königin Elisabeth († 1603) hatte die Selbständigkeit ihres Staates im Großverkehr und englischen Kolonialbesitz angebahnt, der hochbedeutende Cromwell durch die Navigationsakte von 1651 — die den Zwischenhandel nach England englischen Schiffen vorbehielt — den Kampf gegen das Übergewicht der Niederländer im Handel und Seeverkehr aufgenommen.

Die Niederlande, welche schon die Erbschaft der Hansa in Nordeuropa angetreten hatten, waren nach ihrer Loskämpfung von Spanien zu der Stellung als erste Seemacht gelangt. Sie waren die alleinigen Beherrscher des gewinnreichen Gewürzhandels von den Molukken, die Hauptimporteure von Kolonialwaren aller Art, die Besitzer der größten Kriegs- und Handelsflotte. Aber sie waren bei allem gewonnenen Reichtum und aller harten Tüchtigkeit ein zu kleines Volk, um richtig zu kolonisieren, ihnen fehlten die Menschen. Sie mußten das festländische Indien denen, die kommen würden, zur Beute liegen lassen; sie sahen zuerst Neuseeland und andere Inseln der ozeanischen Welt, aber sie mußten diese Entdeckungen verschweigen, da sie sie nicht ausnutzen konnten. Ihre Flagge wehte über Pernambuco in Brasilien und über Neu-Amsterdam, das heute New York heißt, aber auf die Dauer festzuhalten vermochten sie beide Stellungen nicht. Lediglich an dem allerwichtigsten Schiffahrtspunkte des damaligen Großverkehrs, am Kap der guten Hoffnung, haben sie niederdeutsche, französisch-hugenottische und holländische Kolonisten angesiedelt und die Mädchen des Amsterdamer Waisenhauses dorthin geführt, um jenen Bauernkolonisten Frauen zu geben, ihre Familien holländisch zu machen. Das ist die Entstehung der Buren- und Afrikanderbevölkerung von Südafrika.

Ihre staatliche Abtrennung vom Deutschen Reiche hatte die Niederlande frei gemacht, die Arme in alle Welt zu strecken.



Aus dem Jahre 1810. Nach dem Gemälde von Walter Mac Ewen-Paris.

Aber der Rumpf des somit entstandenen staatlichen Sonderkörpers war und blieb zu klein; sie konnten saugen mit diesen Armen wie der Tintenfisch, aber keine aufbauende und zukunftbeständige Arbeit tun. Es war bald nur noch die Frage, welche von den beiden Nationen, die neu als Weltmächte aufstrebten, an ihre Stelle treten würde, Frankreich oder England. Noch reichte ihre von de Ruiter geführte Kraft hin, allen beiden, wenn sie sich verbrüderten, zur See die Spitze zu bieten, und in gewaltigen Seeschlachten haben sie Englands Angriffe abgewiesen. Zum schließlichen Verderben wurde ihnen nicht Englands Gegnerschaft, sondern dessen Freundschaft. Ludwigs XIV. dritter Raubkrieg (1689—1697) und der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714), welcher Belgien und die ganze spanische Kolonialmacht französisch zu machen drohte, zwangen die Niederlande, Englands Hilfe anzunehmen. Nun mußten sie ohne Widerspruch zulassen und sogar gutheißen, daß England als ihr Verbündeter seine Flotte mit bewundernswerter Energie zur stärksten erhob, daß es Frankreich zur See bekämpfte, während die Niederlande ihre Mittel auf den Landkrieg verwenden mußten, daß es Gibraltar (1704) und andere Schlüssel der Seefahrt besetzte und zuletzt, in den Friedensschlüssen, unerhörte Handelszugeständnisse von Spanien und Portugal, sowie neue weite Kolonialstrecken davon trug. Die Niederlande als erste Seemacht hatten ausgespielt. Aber auch die führende Weltstellung Frankreichs ward im spanischen Erbfolgekriege begraben. England begann auf den Wogen zu gebieten, wie sein damals entstandenes Volkslied singt, alle Kriegs- und Handelsflotten weit hinter sich zu lassen, Kolonialexport und Zwischenhandel an sich zu ziehen, seiner schnellen Industrie das Monopol zu erobern. Was an europäischen Kriegen geführt wurde, englische Intrigen und englisches Geld waren dabei, und in den Friedensschlüssen gewann England. Wo immer es mit den Franzosen zusammenstieß, verdrängte es sie. In Ostasien wie in Kanada wurde mit alter französischer Tapferkeit gegen Englands Söldner gerungen, aber den Engländern kamen Roßbach und andere Franzosensiege des verbündeten großen Preußenkönigs zugute; so sanken Frankreichs Banner nieder, wurden Bengalen und Madras, Kanada und Louisiana verloren.

Das ist die Weltlage, welche den richtigen Augenpunkt zum Verständnis Bonapartes und seiner brennendsten Absichten gibt.

Die erste Großtat des jungen Befehlshabers war, am 18. Dezember 1793, die Vertreibung der lüsternen Engländer von Frankreichs Mittelmeer-Kriegshafen Toulon. Die Stadt hatte sich gegen die revolutionäre Regierung zu Paris erhoben und war dadurch in Beziehung zu der sogenannten Koalition der auswärtigen Gegner Frankreichs getreten. Sobald im Jahre 1797, durch den Frieden von Campo Formio, Frankreichs Kräfte von den festländischen Fesseln des Koalitionskrieges gelöst wurden, betrieb Napoleon die Landung in England. Dieses hatte Frankreichs Übergewicht gebrochen, es hielt auch jetzt alle Fäden gegen Frankreich zusammen und dirigierte die europäischen Mächte. „Vereinigen wir," rief Bonaparte aus, „all unsere Tätigkeit auf die Hebung unserer Kriegsflotte, zerstören wir England, dann liegt Europa zu unseren Füßen!" Er selber wurde Oberbefehlshaber der „englischen" (d. h. zur Landung bestimmten) Armee und ließ Kanonen mit dem englischen Kaliber gießen, um die drüben zu erbeutende Munition verwenden zu können. Indessen, das Frankreich von damals besaß die der britischen auch nur einigermaßen gewachsene Flotte nicht, über welche Ludwig XIV. noch verfügt hatte. Bonapartes Pläne mußten einen anderen Weg suchen, und so führten denn seine Denkschriften vom Frühjahr 1798 aus: Wenn überhaupt, so könne die Landung höchstens in den langen Nächten des Herbstes gewagt werden. Bis dahin sei die Zeit zu benutzen, um Englands Weltstellung von — Ägypten aus zu gefährden. Das sind die Gedankengänge Leibniz', die er hier aufnimmt, wenn auch zunächst ohne den Suezkanal. Maltas — welches damals dem Johanniterorden gehörte — werde man sich im Vorüberfahren bemächtigen. Auch dies, um die Vorsprünge Englands in verkehrsbeherrschenden Stellungen wett zu machen.

Die ägyptisch-syrische Expedition blieb belanglos, weil die Flotte Frankreichs nicht zureichte, sie zu decken. Nelson, der größte Seeheld Englands, besiegte die gegnerische Flotte am 1. August 1798 bei Abukir. Napoleon mußte froh sein, heimlich mit kleiner Begleitung nach Frankreich zurück-

zugelangen, und Malta wurde, anstatt französisch, englisch. Die Briten, entschlossen, überhaupt keine Flotte außer der ihrigen mehr übrig zu lassen, nahmen die der mit Frankreich verbündeten „Batavischen Republik“, d. h. Hollands, weg und erschienen schon 1801 zu dem gleichen Zwecke vor Kopenhagen. Diesmal entging die dänische Flotte noch der Vergewaltigung.

Inzwischen hatte der Rastatter Kongreß, welcher die Auseinandersetzung Frankreichs mit Österreich und dem Deutschen Reiche auf Grund des Friedens von Campo Formio im einzelnen regeln sollte, ergebnislos und mit der Ermordung der französischen Kongreßgesandten durch österreichische Husaren geendet. Heute zanken sich unsere Historiker mit ungewöhnlicher Schärfe, wer diesen Überfall eigentlich angestiftet habe, und haben noch immer kein völliges Licht in die Sache gebracht. Damals, als der Überfall geschah, waren so kluge Leute, wie der in der preußischen Gesandtschaft mit anwesende, aus Franken gebürtige Ritter Heinrich v. Lang der Meinung: England. Denn daß die österreichischen Diplomaten englisches Geld nahmen, war sicher; warum also, dachte man, nicht auch ein Szekler Husarenrittmeister mit seinen Leuten? Der Erzherzog Karl hat das Ergebnis seiner damals angeordneten Untersuchung nicht bekannt werden lassen. Doch muß betont werden, daß man von Seite der heutigen Historiker diese Schuld nicht bei England sucht. Jedenfalls gab es nun neuen, festländischen Krieg mit Österreich, durch den Frankreich zur Preisgabe von Ägypten genötigt wurde. Er sammelte noch größere militärische Lorbeeren, als der frühere, um Bonapartes Stirn; sie trugen den Sieger von Marengo zum lebenslänglichen Konsulat (1802) und zur Kaiserwürde (1804) empor.

Die Vernichtung der englischen Vorherrschaft blieb bei alledem des Imperators heißestes Bestreben. England hatte die Kriegsjahre benutzt, um den mit Frankreich verbündeten Holländern das Kapland, Ceylon, Malakka und andere Kolonien, weitere solche den Spaniern und den Franzosen selber wegzunehmen. Zwar setzte der Friede von Amiens, den ein weniger kriegerisches englisches Ministerium 1802 mit Frankreich schloß, fest, daß alles jenes bis auf Ceylon und Trinidad zurückzugeben sei. Aber das geschah einfach nicht. So brach der Krieg wieder aus, nachdem man sich gegenseitig durch die Presse gereizt und England französische Kauffahrer weggenommen hatte. Frankreich rückte 1803 durch holländisches Gebiet in Hannover ein, welches infolge der englischen Thronbesteigung der Welfen mit Großbritannien in Personalunion verbunden war. Mit anderen Worten, dessen Kurfürst König Georg III. von England war. Damit war den englischen Schiffen der Zugang zur Weser und Elbe versperrt. Daß Cuxhaven hamburgisch, also neutral war, hielt Napoleon nicht ab, es zu besetzen. Es ist der Gedanke der späteren Kontinentalsperre gegen den englischen Handel, der sich hier bereits ankündigt. Desgleichen und zu demselben Zweck wurden die Batavische Republik, sowie Spanien und Portugal an Napoleons Politik gefesselt, die Häfen Unteritaliens gewaltsam besetzt. Auf der ganzen Küstenlinie von Hamburg bis nach Tarent sollte England vom europäischen Festlande abgeschnitten sein. An der Kanalküste wurden flache geräumige Transportschiffe sowie Kanonenboote gebaut und Landungsmanöver großer Truppenmassen geübt. 120000 Mann im ganzen wurden für die Landung in England ausgehoben und von Brest bis ins Holländische an der Küste entlang verteilt. Die Häfen von Havre, Calais, Dünkirchen und Ostende, namentlich aber Boulogne sahen die geräuschvollen Arbeiten zur Überfahrt des neuen Englanderoberers.

Man hat schon damals diese Rüstungen vielfach nicht ganz ernst genommen, sondern gemeint, sie hätten England nur beunruhigen und an weiterer freier Verwendung seiner Flotte in den entlegeneren Teilen der Erde hindern sollen. Wie dem sein mag, zunächst wurde Napoleon durch royalistische Verschwörungen in Frankreich beschäftigt, mit denen die Erschießung des bourbonischen Herzogs von Enghien zusammenhängt. Er verlor viel Zeit, während England sich auf die Vernichtung jener harmlosen Landungsschiffe einrichten konnte. Der Amerikaner Fulton, der Erfinder des Dampfschiffs, bot der französischen Regierung seinen Gedanken an, der die Flotte von Wind und Wetter unabhängig machen würde. Napoleon wies ihn als Charlatan ab; freilich würde er mit dem Bau von Dampfschiffen weitere Monate und weitere große Mittel verbraucht

haben. (Übrigens stieß Fulton, als er 1806 sein Projekt nach England brachte, auch dort auf überlegenes Kopfschütteln.) Die Landung wurde vom Herbst 1803 auf den Frühling von 1804, dann wieder auf den Herbst 1804 verschoben. Auch dann unterblieb sie, das Ganze kam nicht über eine Demonstration hinaus, deren Kosten man auf 154 Millionen Franken berechnete. Nachträglich hat Napoleon erklärt, es sei ihm nur an einer solchen Demonstration gelegen gewesen, und die Vorbereitungen hätten tatsächlich dem baldigen neuen Landkriege gedient. Immerhin war erreicht worden, daß die britische Flotte zu dieser Zeit nicht frei verfügbar war. Anderseits führte der Schrecken, der in die englische Geschäftswelt mit der Besetzung Hannovers gefahren war, zu einem Wechsel im englischen Ministerium; der berühmte jüngere Pitt (1759—1806) gelangte im Mai 1804 wieder an die Spitze und mit ihm der energischere Kriegsgedanke, nachdem das vorhergehende Ministerium Addington jenen Frieden von Amiens geschlossen hatte.

Die Stimmung in England war die eines Gemisches von Besorgnis und Spott. Sie tritt uns am direktesten in den politischen Karikaturen entgegen, welche schon die heimischen Machthaber sehr ungeniert behandelten, gegenüber Napoleon jedoch, seiner Gemahlin Josefine und seinen Schwestern kein Maß in der Verunglimpfung kannten. Für uns sind namentlich diejenigen Blätter interessant, welche die englische Weltanschauung kennzeichnen. Sie beweisen die fast unschuldig wirkende Selbstverständlichkeit, womit man dort die Weltherrschaft als sein alleiniges Recht betrachtet. Da ist die Erdkugel als englischer Plumpudding dargestellt, verstohlen schleicht sich der kleine Korse heran, um ein Stückchen davon zu mausen, aber der ehrliche John Bull paßt auf und klopft dem Missetäter auf die Finger. Andere Bilder zeigten Napoleons geköpftes Haupt, wie man es 24 Stunden nach der Landung zur Schau stellen werde.

Es gelang Pitt in der Tat, alsbald eine neue festländische Verbündung gegen Frankreich zustande zu bringen, welcher Österreich, Rußland und Schweden angehörten. Diesen zahlte das reiche England große Hilfsgelder und konnte sich der dringendsten Sorgen ledig fühlen. Auch Napoleon war des Kriegs mit jenen Mächten zufrieden, obwohl er ihn von England abzog: er war zu weit gegangen, um ohne eine glänzende Motivierung die Rüstungen zur Landung jenseits des Kanals fallen lassen zu können. Hier hatte er sie. Und abermals blieb er der gewohnte Sieger in der Landschlacht: der Tag von Austerlitz am 2. Dezember 1805 senkte die Fahnen zweier Kaiser vor den Adlern des neuen Cäsar. Österreich suchte raschen Frieden, und nun konnte der Imperator die Landkarte des alten Europa, namentlich die von Deutschland und Italien, ganz nach Belieben oder vielmehr nach französischem Interesse umgestalten. Die Gründung des Rheinbundes und die Auflösung des alten deutschen Reiches (1806) gehören zu den unmittelbaren Folgen der „Dreikaiserschlacht" und des Preßburger Friedens; nicht minder aber die grimmige Rache, die Napoleon im gleichen Jahre 1806 an Preußen nahm, welches seine schwächlich-unentschlossene und unzuverlässige Politik von 1805 nun so furchtbar zu büßen bekam.

Die Nachricht von Austerlitz war auch für England ein unverhoffter Schlag, der indessen das Land doch nicht unmittelbar traf. Wenige Wochen vorher war durch die Nation die Siegeskunde von Trafalgar (21. Oktober 1805) gehallt. Mit 27 Linienschiffen hatte Nelson die 33 der vereinigten Franzosen und Spanier bei dem genannten Kap unweit Cadiz besiegt und im eigenen Heldentode Leben und Vollbringen auf ihrer höchsten Höhe beschlossen. Frankreich hatte keine Flotte mehr. Die Landungsgefahr war beseitigt, auf alle Fälle nahm man nun sehr bald (1807) auch den Dänen die ihrige — 75 Schiffe, darunter 18 Linienschiffe und 17 Fregatten — weg, ohne sich mit dem Bedenken aufzuhalten, daß England mit Dänemark Frieden hatte. Der abschließenden Besetzung der französischen und holländischen Kolonien stand jetzt gar nichts mehr im Wege.

Napoleon suchte seine großen festländischen Erfolge gegen England zu benutzen. Er konnte dieses freilich nur noch in seinem Handel treffen. Im November 1806 verfügte er von Berlin aus für seinen ganzen Machtbereich das Verbot allen Verkehrs mit England. Seitdem gestaltete er diese Maßregeln zu dem System seiner Kontinental-

sperre aus, zu deren Anerkennung er außer Frankreich, Holland, Italien und dem Rheinbund nach und nach auch Preußen, Rußland, Dänemark, Spanien und Österreich nötigte. Alles englisches Eigentum und die Personen von Engländern auf dem Kontinent, sowie alle erreichbare Ladung englischer Schiffe sollten beschlagnahmt oder gefangen werden, der gesamte Kontinent weder von der Industrie noch von dem Handel Englands fernerhin noch Waren geliefert erhalten. Es war eine Maßregel, die aufs tiefste in alle Lebensverhältnisse schnitt, zahllose Existenzen ruinierte. Um den sofort ins Werk gesetzten Schmuggel mit englischen Waren besser überwachen zu können, belud Napoleon das nationale französische Kaiserreich jetzt sogar mit der völligen Einverleibung Hollands und der ganzen deutschen Nordseeküste, sowie Lübecks (1810). An eine Französisierung dieser niederdeutschen Holländer und Friesen oder Altsachsen war absehbar nicht zu denken; sie mußten ein unverdaulicher Bissen bleiben für den französischen Staat; aber der antienglische Zweck beherrschte den Kaiser durchaus. Den Hamburgern, wie sie ihm als neue französische Staatsbürger ihre Reverenz machten, sagte er, in vier Jahren werde er die neue große Flotte gebaut haben, die England vernichte. Dann sollten, so waren seine Gedankengänge, Rotterdam und Hamburg mit ihrem breiten kontinentalen Hinterlande die Welthäfen des allein noch über den Erdkreis gebietenden Frankreich sein. Den Hamburgern freilich lag sehr viel mehr, als an diesen vagen Aussichten, an der Wiederherstellung ihrer gewohnten Vermittlerrolle im englischen Festlandverkehr.

In jenen vier Jahren aber fand England die Bundesgenossenschaft Rußlands aufs neue, und über dessen Schneefeldern neigte sich des unbesiegten Imperators bisher so glänzender Stern. Aus den sich anschließenden Befreiungskriegen ging England mit dem anerkannten Besitz von Malta, Helgoland, den Jonischen Inseln, Kapland, Isle de France, Seschellen und Ceylon, mit erweiterten abgerundeten Stellungen in Indien und Australien hervor. Alle Auftrebungen von See- und Handelsmacht, von Weltstellung neben England waren zunächst abgetan. Rücksichtsloser denn je im XVIII. Jahrhundert gebot England in der großen Politik, wovon die deutsche Geschichte, namentlich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und hinsichtlich der deutschen Marine in den Jahren 1848—1853, erzählen kann; mehr denn je betrachteten unsere „Vettern" den Ausbau ihrer ausschließenden Weltmacht als eine Art Naturrecht, während die übrigen nur gut seien, von Mal zu Mal die englischen Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Die Zeiten sind andere geworden. Frankreich ermannte sich in den besseren Tagen Napoleons III. zu neuer Großpolitik, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika traten in die Reihe der Weltmächte ein. Großbritannien ist heute nur noch eine von diesen. Was es bei dem rüstigen und derben Nordamerika nicht gewagt hat: uns hat es genugsam seinen Verdruß über unser Erscheinen auf den Weltmeeren und in der Kolonialpolitik zu fühlen gegeben. Umgekehrt haben wir, was früher nur bei den historisch Gebildeten der Fall war, bis zum einfachsten Mann im Volke die Natur der englischen Politik erkennen gelernt: daß sie kein Mittel für verwerflich hält, niemandem ein eigenes Existenzrecht gönnt und unaufhörlich die anderen Völker gegeneinander ausspielt. Bei alledem, und wenn es auf beiden Seiten Überwindung kostet: das verantwortungsschwere Feld der großen Politik ist keine Spazierfläche für Stimmungen, und der Fehler aus Ludwigs XIV. Zeit darf nicht wiederholt werden. Was damals von Frankreich und den Niederlanden galt, daß sie sich gegenseitig fesselten, so daß England groß wurde, würde heute in Anwendung auf Deutschland und England deren gegenseitige Lähmung oder Vernichtung zugunsten von Nordamerika bedeuten. Davor könnte uns selbst das beste Verhältnis zu Rußland und Frankreich nicht bewahren, so sehr ein solches an sich zu wünschen ist.





An Japans heiliger Stätte.

Von

Paul Lindenberg.

Mit elf Abbildungen nach Originalen.

In dichten Scharen wallt es durch die von niedrigen Häuschen eingesäumten Straßen des traulichen Städtchens Nikko, bunt leuchtet es auf von farbenfrohen Trachten und papierenen Schirmen, von Bannern und Fahnen. Alt und jung, arm und reich sind in dem Schwarm vertreten, Männer, Frauen und Kinder, daneben Priester in grellen, schleppenden Gewändern, mit kahlgeschorenen Köpfen, und Pilger, die aus Stroh geflochtene Mäntel um den halbentblößten Oberkörper gehängt haben, Mönche mit Rosenketten in den Händen und einem aus vielen Einzelstücken zusammengesetzten Überwurf, unaufhörlich ihr „Namu Amida Butsu" („Heil dem ewigen Lichtglanz Buddha") murmelnd, Büßer mit merkwürdigen, fast das ganze Gesicht verhüllenden Kopfbedeckungen aus Schilf und sonstigen Abzeichen besonderer frommer Brüderschaften. So schiebt und drängt sich die Menge durch den Ort und über die jenseits desselben liegende Brücke, unter welcher der Daiya-gawa seine schäumend-strudelnden Wellen in hastender Eile dahinsendet. Und nun plötzliche Stille in dem engen Gewühl, nur unterbrochen von dem Brausen des Flusses und von dem schlagweise ertönenden, feierlichen Klange der erzenen Tempelglocken, die geheimnisvoll inmitten des dunklen, hoheitlichen Zedernwaldes erklingen. Man hat den heiligen Tempelgrund betreten und richtet die ersten innigen Gebete an die Gottheiten, sie anflehend, in den gegenwärtigen Kriegswirren dem Vaterlande beizustehen und dem japanischen Heere den Sieg zu verleihen. Und diese flehentlichen Bitten werden fortgesetzt in den zahllosen Tempeln, die zerstreut unter den Riesenbäumen dieses herrlichen Naturdomes sich erheben, und ertönen schließlich mit immer heißerer Gewalt vor dem Grabe des Shoguns Iyeyasu, das hoch oben auf dem Gipfel des heiligen Berges liegt in ernstabgeschlossener Einsamkeit: „O, Ihr Himmlischen, schützt unser Vaterland, helft unseren Söhnen, die für dessen Ruhm und Ehre kämpfen! O steht uns bei in diesen Tagen der Gefahr!" — —

Wo könnten, nach japanischer Ansicht, diese Gebete einen besseren Erfolg verheißen, als im Tempelhaine Nikkos, in dem die Göttlichen sich besonders gnadenvoll erweisen den Gläubigen gegenüber, die ihnen bittend und opfernd nahen. Denn seit zwölf Jahrhunderten gilt diese Stätte als ein Lieblingsort der Götter, denen die herrlichsten Tempel und Weihgaben gewidmet wurden und denen zweimal im Jahre auch der Mikado mit der gesamten kaiserlichen Familie seine Verehrung bezeugt, dann unter dem Vorantritt der Priester und mit glänzendem Gefolge über die Mi-hashi ziehend, die heilige Brücke, die nur für diese beiden Gelegenheiten dem Abkömmling der Sonnengöttin und den in seiner Begleitung befindlichen Sterblichen ihre Gitterpforten öffnet.

In kühnem Bogen spannt sich diese Mihashi über den in wirbelndem Gefäll vom Gebirge herabtosenden Daiya-gawa. Ihr mit reichen goldbronzenen Verzierungen versehener roter Lacküberzug hebt sich mit merkwürdiger Leuchtkraft wirkungsvoll ab von der dichtbelaubten Bergschlucht und von den weißschäumenden Fluten des Flusses, der jugendfrisch einherstürmt, voll kecken Übermutes alle Hindernisse nehmend. Im Jahre 1636 erbaut, ist diese Brücke eng verknüpft mit der religiösen Sagenwelt, die mit wir-

rendem Gerank den jenseits des Flusses sich erhebenden, 2400 Meter hohen heiligen Berg Nantai-san, sowie das benachbarte Gelände umgibt. Im Jahre 767 war es, daß ein frommer buddhistischer Mönch Sho-do Shonin aus weiter Entfernung über dem eben genannten Berge vier seltsam gefärbte Wolken sah, die er als ein Zeichen Buddhas betrachtete, jenen Berg zu ersteigen und dort seine Andacht zu verrichten. Er machte sich auf den Weg, den er schließlich versperrt fand durch einen wilden Gebirgsfluß, den Daiya-gawa, der nirgends eine Furt erkennen ließ. Da sank der Mönch in die Kniee, heiße Gebete zu Buddha richtend, ihm den Pfad zu weisen. Und siehe da, als er sich erhob, stand am anderen Ufer eine erhabene Gottheit, die eine grüne und eine blaue Schlange in den Händen hielt und beide über das Wasser schleuderte, worauf sogleich eine Brücke entstand in Form und Farben eines Regenbogens. So konnte Sho-do Sho-nin nun ungehindert den Berg erklimmen und an seinem Abhang einen Tempel, den ersten, erbauen, wobei er erklärte, daß die alte Shinto-Gottheit dieses Berges die einzige Offenbarung Buddhas in Japan sei.

Hier finden wir bereits einen frühen Zusammenstoß resp. eine gewisse Verquickung der beiden japanischen Religionskulte, des Buddhismus und Shintoismus. Die fernere Geschichte der heiligen Stätten bei Nikko sorgt für eine Ergänzung. Auf einem Vorsprunge des Nikko-san, des „Gebirges des sonnigen Glanzes“ —, wurde hier 1617 der Shogun Iyeyasu beigesetzt. Es war ein aus der fürstlichen Familie der Tokugawa stammender gewaltiger und gewalttätiger Herr gewesen, der im Jahre 1603 von dem zur Ohnmacht verurteilten, sich mit den ihm bezeugten gottähnlichen Ehren begnügenden Mikado seine hohe Würde erhalten oder richtiger sie jenem abgezwungen hatte, dadurch den Mikado noch mehr zu einem Schattenkaiser stempelnd. Iyeyasu hatte viel für das Reich getan, er setzte den ewigen blutigen Kämpfen zwischen den einzelnen Lehnsfürsten ein Ende, befestigte in umfassendem Maße seine Herrschaft und erließ eine Verfassung, durch die er dem



Blick auf Nikko.



Die heilige Brücke. Studie von C. Wullke.

Schwertadel große Vorteile einräumte und ihn daher dauernd an sich und seine Nachkommen fesselte.

Auf seinen Wunsch wurde Iyeyasu in Nikko bestattet unter dreitägigen, großartigen Feierlichkeiten, denen zahllose Fürsten und Edle beiwohnten, die sich beeilten, zu Ehren des Dahingeschiedenen kostbare Weihgeschenke, welche noch heute den Tempelgrund schmücken, zu stiften, während der Mikado den Shogun unter die Götter versetzte mit den rühmenden Bezeichnungen: „Hoheit ersten Ranges, Licht des Ostens, große Verkörperung Buddhas". Iyeyasus Nachkommen bekleideten die Shogunatswürde bis zu der 1868 erfolgenden Restauration, mit der Japans Wiedergeburt verbunden war; der noch heute regierende Mikado, von entschlossenen Staatsmännern unterstützt, ergriff selbständig die Zügel der Regierung, setzte den Shogun nach verschiedenen siegreichen Kämpfen ab und verließ seine Palaststadt in Kyoto, um von nun an als konstitutioneller Herrscher in Tokio zu regieren. Bald danach wurde der Shintoismus zur Staatsreligion erhoben, und auch die Tempel Nikkos wurden von allerhand im Laufe der Jahrhunderte angesammeltem Beiwerk befreit, trotzdem auf der von tiefer Stimmung umfangenen Waldeshalde Iyeyasu begraben liegt als „Inkarnation Buddhas".

Mit der anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erlassenen Erklärung, daß der Shintoismus von neuem Staatsreligion sein solle, kehrte man zu den frühesten religiösen Überlieferungen des Reiches der aufgehenden Sonne zurück. Denn die ersten Religionsanschauungen waren shintoistischer Art, sie begriffen die Verehrung bestimmter Götter in sich, die in enger Verbindung mit der Natur standen und denen Opfergaben, meist aus Reis, Früchten, Blumen bestehend, geweiht wurden. Dieser mit der Natur verquickte Mystizismus kam auch den Mikados zu statten, die ja vorgaben, von der Sonnengöttin abzustammen und denen infolgedessen göttliche Ehren erwiesen wurden. Um so mehr, als an der Spitze der shintoistischen Gottheiten jene Sonnengöttin Amaterasu steht, während man in anderen Gottheiten die Naturkräfte, Flüsse, Wälder, Berge, auch Nahrung, Schreibkunst, Gelehrsamkeit ꝛc. verehrt. Die Zahl der „offiziellen" Shinto-Götter wie -Göttinnen beläuft sich auf viele Hunderttausende, daneben gibt's noch unendlich mehr Heilige, die sich einzelne Ortschaften, Gemeinden, Familien als Schutzpatrone erkoren. Die Ausübung dieses Kultus ist sehr einfacher Art, obwohl manche mit ihm verbundene Gebräuche noch heute unaufgeklärt sind. Ihre Entstehung und Begründung sind im Laufe der Zeit verloren gegangen. Volkstümlich ist der Shintoismus schon deshalb, weil mit ihm zahlreiche Märchen und Sagen verknüpft sind,



Terrasse mit Tempel.

mit denen das Gemütsleben speziell der unteren Bevölkerungsklassen harmoniert und die oft lebhaft an unsere deutschen Legenden, namentlich an jene der Tierwelt, erinnern. Die Shintotempel sind schmucklos oder sollen wenigstens schmucklos sein, aber der Buddhismus wirkte auch hier nachhaltig ein und sorgte für mehr oder minder prunkvolle Beimischung äußerer Prachtentfaltung. In den Lehren der Shintopriester spielen Elternliebe, Hingebung für den Mikado und seine Beamten wie Offiziere, Treue zum Vaterlande, Güte und Höflichkeit eine große Rolle; der Ehrgeiz wird geweckt, indem Helden, Staatsmänner und sonstige Wohltäter des Volkes nach ihrem Tode unter die Götter versetzt werden können, denen die Nachwelt liebevolle Opfer weiht.

Die aus Holz erbauten Shintotempel, die meist in einem Haine liegen, sind schon von fern kenntlich an dem vor ihnen errichteten Tori, einem aus Erz oder Holz bestehenden offenen viereckigen Tore; nahe dem Tempel liegt der Raum für das heilige weiße Pferd, das verehrt wird als Nachkomme des von den Göttern geliebten himmlischen Füllens und das wirklich ein Götterleben auf Erden führt, denn die Gläubigen füttern es unausgesetzt. Gelegentlich findet man auch erzene Nachbildungen des weißen Rosses neben mächtigen Bronzelaternen, die als Weihgaben zum Andenken eines Verstorbenen oder zu Ehren einer Gottheit dienen. Die Gläubigen sinken in dem Tempel vor dem Altarraume, der häufig einen runden Metallspiegel, wohl ein Sinnbild der Sonne, enthält, in die Kniee, nachdem sie eine kleine Münze in der Richtung des Heiligsten geworfen haben. Sie klatschen leicht in die Hände, um die Aufmerksamkeit der Gottheit, der sie ihre Bitte anvertrauen wollen, zu erregen, und verrichten kurz, aber desto inbrünstiger ihr Gebet. Eine Predigt in unserem Sinne kennt der Kultus nicht, dagegen an kirchlichen Fest- und Feiertagen viel festliches Brimborium mit buntbewegten Umzügen, bei denen die hohen, grell aufgeputzten Götterwagen eine große Rolle spielen.

Zu Anfang des III. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eroberte eine für ihren unmündigen Sohn die Regierung führende kriegerische Kaiserin, mit Namen Jingu, Korea; das war für die fernere Entwicklung des japanischen Inselreiches von größter Bedeutung, denn über Korea (das bald wieder verloren ging, gegen Ende des XVI. Jahrhunderts von den Japanern von neuem erobert wurde, die es, völlig erschöpft nach siebenjährigem Feldzuge, räumten, und das nun abermals den Streitapfel bildet) gelangten chinesische Schrift und Kunst, chinesisches Wissen und Etikettenwesen, chinesische Staatseinrichtungen und Kultureinflüsse nach Japan, neben den später zur Geltung gelangenden religiösen Strömungen des Confucianismus und Buddhismus, von denen sich nur der letztere als keimfähig erwies und viele Jahrhunderte hindurch den Shintoismus völlig in den Hintergrund drängte resp. dessen Lehren erheblich beeinflußte. Aber es lag im Wesen des japanischen Volkes, dem Buddhismus viel von seiner Starrheit, wie letztere ihm in China anhaftet, zu nehmen und seinem Götzenunwesen das Schreckhafte, Unheimliche abzustreifen, so daß die japanischen buddhistischen Tempel weit freundlicher berühren als die chinesischen.

Überhaupt neigt die japanische Bevölkerung in keiner Weise zu einer strengen Religionsausübung und kennt keinen Haß auf Andersgläubige; dazu ist sie viel zu tolerant, wie sie auch den einheimischen Religionsformen mit einer gewissen liebenswürdigen Naivität gegenübersteht, ohne sich durch das eine oder andere Bekenntnis gebunden zu fühlen. Es mag sehr viele Japaner geben, denen die Frage nach ihrer Religion schwere Verlegenheit bereiten würde. Von Staats wegen Shintoisten, hängt die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung dem buddhistischen Glauben an; im allgemeinen mag die Religion, die, was bezeichnend ist, an den japanischen Universitäten kein Lehrfach bildet, als Nebensächliches betrachtet werden, nur in besonderen Fällen, bei Unglücksfällen, Krankheiten, dem nahenden Tode, auch bei Gefährnissen, die das Vaterland



Tempel in Nikko.

und damit die Einwohnerschaft bedrohen, regt sich mit einem Male mächtig der fromme Sinn. Dann sucht man gern Zuflucht in den Tempeln und bei den Gottheiten, pilgert zu den heiligen Stätten, um an ihnen, wo man am ehesten das Gehör der Götter erhofft, die Kraft des Gebetes zu erproben.

Und wo fände sich ein geeigneterer, von weihevollster Stimmung und großen geschichtlichen Überlieferungen erfüllter Ort dazu als wie in Nikko? Der Japaner spricht nur vom „entzückenden Nikko" und hebt gern Fremden gegenüber das alte Wort hervor: „Wer nicht Nikko gesehen, hat nicht das Recht, sich des Namens ‚herrlich' zu bedienen!" Das stimmt, denn soviel man auch schon vorher von Nikko, man sich je vorgenommen hatte. Der mehrfach erwähnte Daiya-gawa bildet die Grenze zwischen dem Stadtgebiet und den Tempelwaldungen, zu denen uns eine zweite Brücke, die in einiger Entfernung von der heiligen Mihashi liegt, führt. Ein ungebärdiger Gesell ist dieser Fluß, mit wildem Ungestüm braust und schäumt er dahin, hochauf spritzen feine kristallklaren Wellen von bemoosten Felsblöcken, um dann desto hurtiger dahinzuhasten durch eine malerische Schlucht, die im Hintergrund von bewaldeten Gebirgszügen abgeschlossen wird.

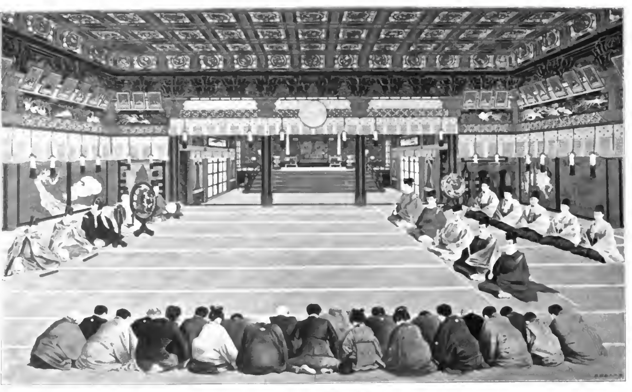
Und nun betreten wir den Hain, und sofort umfängt unsere Seele jene feierlicherhebende Sonntagsstimmung, die jeden Gedanken adelt und jedes laute Wort verpönt. Weit hinter uns scheinen die Rauheiten und



Allegorische Darstellung der drei heiligen Affen.

feinen wolkenumzogenen Gebirgen, seinen brausenden Wasserstürzen, seinen Waldungen und Tempeln vernommen hat, man wird trotzdem völlig hingerissen von der bewegenden Anmut, dem traulichen Frieden, der reizvollen Eigenart dieses schönen Erdenfleckens, der wahrlich geeignet erscheint, den malerischen Hintergrund abzugeben für einen tiefempfundenen Naturgottesdienst.

Der Ort selbst ist an sich unbedeutend, ein japanisches Landstädtchen, wie so viele, mit zahlreichen Herbergen für die Pilger und nicht minder zahlreichen Verkaufsläden, in denen es nicht an „Kurios" fehlt, jenen hunderterlei alt- und neujapanischen Raritäten, die alle guten Vorsätze ins Wanken bringen, nichts mehr zu kaufen, da man bei früheren ähnlichen Gelegenheiten die Börse schon mehr in Anspruch genommen, als Sorgen des täglichen Lebens zu liegen, nichts stört den tiefen Frieden, nichts diese Majestät der Einsamkeit, die erinnerungsgeweihte Stätte. Nur mit Zedern ist dieser weite Tempelgrund bewachsen, Jahrhunderte sahen sie kommen und gehen, in stolzer Schönheit recken sie sich zum Himmel empor, mit ihren Kronen ein so dichtes Dach bildend, daß nur vereinzelte Sonnenstrahlen mit flimmerndem Spiel hindurchzudringen vermögen und eine leichte Dämmerung herrscht, welche die Phantasie wohltuend beeinflußt. Um uns rauscht und raunt und sprudelt es von zahllosen Quellen, die vom Gebirge sich zu Tal ergießen, hier plätschernde Kaskaden bildend, dort sich zu einem gischtaufwirbelnden Wasserfall vereinend, da unter dem weichen, moosbesponnenen, mit hohen Farnkräutern bestandenen Boden plötzlich verschwindend,



Inneres aus einem Tempel zu Nikko.

um eine Strecke tiefer mit fröhlichem Murmeln hervorzuschießen.

Auf schmalen Pfaden wandelt man dahin. Endlich schimmert es uns farbenreich entgegen, eine fünfstöckige, mit rotem Lack versehene Pagode erhebt sich linker Hand, und rechts wölbt sich ein mächtiges Shintotempeltor in viereckiger Form. Aus Bronze ist es gefertigt und ruht auf gewaltigen Granitblöcken; von dem Altersdunkel des Metalls heben sich goldene Chrysanthemums ab, uns verratend, daß ein Shogun — und zwar im Jahre 1618 — das Tor gestiftet hat. Es durchschreitend, fällt unser Blick auf mehr denn hundert große, kunstvoll gearbeitete, auf steinernem Untergrund ruhende Bronzelaternen, die von Fürsten und Rittern zu Ehren Iyeyasus errichtet wurden. Dann erreichen wir auf breiten Steinstufen das von vergoldeten Löwen und Tigern flankierte „Tor der beiden Könige" und treten in den ersten Tempelhof ein, an den sich weitere reihen.

Der Blick, der sich hier erschließt, ist wirklich märchenhafter Art, und man muß lange verharren, um voll den Gesamteindruck aufzunehmen. Überall niedrige Tempel- und Nebenbauten. Von mattem Braunrot sind die Wände, mit reichsten, buntbemalten Schnitzereien bedeckt, ebenso die Dachfirste, deren dunkle Ziegel goldene Verzierungen aufweisen. Überall Bronzekandelaber und erzene Glocken, kleine Glocken- und Trommeltüren, von raunendem Quellwasser durchzogene Bassins, die den Gläubigen zu ihren Waschungen dienen, Drachen und Lotosblumen aus mattglänzender Bronze. Nichts Übertriebenes und Verletzendes, eins fügt sich würdig zum anderen, alles paßt in diesen eigenartigen Rahmen, als ob ein großer Künstler es hier vereint hätte, während doch Jahrhunderte erforderlich gewesen sind, um all diese Schätze und Erinnerungsstücke zusammenzubringen.

Und was alles enthalten verschiedene dieser Bauten! Vielumfassende Sammlungen all jener kostbaren Gegenstände, die teils als Weihgeschenke gedient haben, teils aus dem Besitz der Shogune stammen; herrliche, goldeingelegte Waffen, dann seltene Por-



Priester am Kaisergrab.



Kaisergrab in Nikko.

zellane und Lackarbeiten, Gemälde und Stickereien, Altäre und Götterfiguren, die kunstvollsten Nippes aus edlen Metallen und Elfenbein. Die ganze Kunstfertigkeit und der erlesene Geschmack des Inselvolkes werden hier offenbar. In einer Halle sind drei weiße Rosse untergebracht, deren religiöse Bedeutung bereits erwähnt wurde, in einer anderen die reichvergoldeten Götterwagen, die man an hohen Festtagen benutzt. Auf einer kleinen überdachten Bühne führt eine in Weiß und Rot gekleidete Priesterin den Kagura, einen aus langsamen Bewegungen bestehenden religiösen Tanz, auf, dessen Entstehen bis auf die Sonnengöttin Amaterasu zurückgeführt wird, welche nach einem Streit mit ihrem Bruder sich in eine Höhle zurückgezogen hatte, um die Welt in Finsternis zu stürzen, aber durch diesen Tanz hervorgelockt und wieder versöhnt wurde.

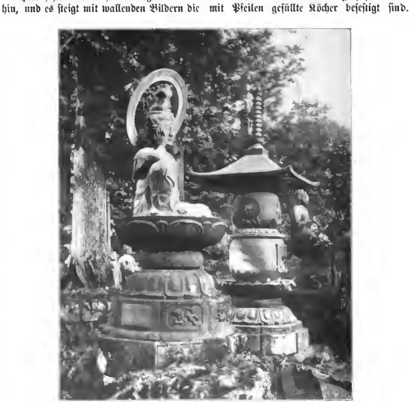
Meisterhaft sind viele der Schnitzereien, mit denen man die Wände und Toreingänge verziert hat. So vor allem jene allegorische Darstellung der drei heiligen Affen, von denen der eine die Ohren, der zweite den Mund und der dritte die Augen zuhält zum Zeichen, daß sie nichts Böses hören, sprechen und sehen wollen; ferner die schlafende Katze, die von außerordentlichem Naturalismus ist. Man meint, im nächsten Augenblick müßte sie irgend ein leises Geräusch zum Erwachen bringen und die Augen aufschlagen lassen.

Mehrere Tempelhöfe durchwandern wir, bis wir durch eine vergoldete Pforte zum eigentlichen Tempel gelangen, richtiger nur zur Vorhalle, denn das Allerheiligste dürfen einzig die Priester betreten. Eine gesuchte Einfachheit macht sich in der Halle geltend: ihre Wände weisen Goldton auf, zu dem sich schwarze Lackgeräte und der runde, glänzende Metallspiegel wirkungsvoll fügen, ebenso der aus goldenem Papier gefertigte Gohei in langer Streifenform, der symbolisch einen Stoff, bezüglich ein Kleid vertritt, auf welchem sich der Geist der Götter mit Vorliebe niederläßt.

Viel prunkvoller als dieser schlichte Raum muten uns die benachbarten, dem Shogun Iyemitsu geweihten Tempel an, die dem buddhistischen Kultus dienen. Da

schimmern uns von den mit kostbarem Lack überzogenen Altären goldene Buddha- und andere Götterfiguren entgegen, mit herrlich gewirkten oder bemalten Stoffen sind zum Teil die Wände bespannt, frische Blumen ragen aus wundervollen Porzellan- und Cloisonnéevasen heraus, goldene Lotoszweige und bronzene Räuchergefäße in mannigfachster Art schmücken die Altäre; allerhand Kostbarkeiten ruhen auf Lacktischchen, von dem tiefblauen Grund der Decken heben sich goldene Drachen ab, überall funkelt's und glänzt's in dem mystischen Halbdunkel, in dem aus den Opfergeräten die bläulichen Wölkchen des Weihrauchs langsam emporzüngeln, während die Priester in gelbseidenen schleppenden Gewändern ihre Andacht verrichten und die Gläubigen regungslos in stillem Gebet verharren.

Hier schwindet leicht die Gegenwart dahin, und es steigt mit wallenden Bildern die Vergangenheit empor aus der Feudalzeit Alt-Japans. Langgezogene Musikklänge ertönen. Sie künden aus weiter Ferne das Nahen des Zuges mit dem Shogun an, der den Ahnen seiner Vorfahren zu opfern gedenkt. Soldaten bilden Spalier, sie tragen bis auf den Boden reichende weiße Gewänder, einen schwarz verlackten Sturmhut, zwei Säbel im Gürtel und eine schwarze Pike, mit der sie die Neugierigen zurückdrängen. Edelleute zu Pferde erscheinen, auf den Häuptern schwarze Lackmützen mit schwarzen Federbüschen; weitärmelig sind die bunten Atlasröcke und aus gleichem Stoff die mit Gold- und Silberstickereien bedeckten Beinkleider, die Stiefel sind verlackt und mit goldenen Streifen durchzogen, vergoldete Säbel hängen von den um den Leib gebundenen brokatenen Feldzeichen herab, während auf dem Rücken der Bogen, sowie der mit Pfeilen gefüllte Köcher befestigt sind.



Einzelheit vom Kaisergrab.

Die Sättel sind vergoldet und ruhen auf Kissen, die auf Tigerfellen liegen, seidene Tücher flattern zu Seiten der Pferde, die auf den Köpfen vergoldete Hörner tragen und deren Mähnen mit goldenen und silbernen Drähten durchflochten sind. Über die Brust, wie über den Schweif wehen rotseidene Netze mit langen Troddeln, die Füße, der Hufeisen entbehrend, sind mit roter Seide umhüllt. In mit Messing beschlagenen und mit grünem Laubwerk übermalten Tragsesseln aus schneeweißem Holz, von denen je vier Träger einen tragen, folgen die Gattinnen der Hofbeamten. Letztere selbst sitzen in Sänften, deren Türen vergoldet und deren Fenster verziert sind. Vor jeder Sänfte schreitet ein gleich den Trägern weißgekleideter Diener mit einem großen Sonnenschirm aus weißer Seide. Nun kommen drei von je zwei schwarzen, mit roten Netzen umhüllten und von je vier weißgekleideten Leibknechten geführten Stieren gezogene Wagen, mit herrlichem Lack versehen und mit prächtigen Malereien geschmückt; die Fenster sind an den Seiten mit Brokatvorhängen bedeckt, die Räder mit Goldblech überzogen und mit Perlmutter ausgelegt. Diese Kutschen bergen die Gemahlinnen des Shoguns. Trabanten schließen sich an und in zahllosen Sänften die Dienerinnen. Jetzt eine Reihe von Kammerherren zu Pferde, umgeben von einem Schwarm von Dienern, und dann die für die Tempel bestimmten, von Offizieren getragenen Geschenke. Abermals eine Schar von Edelleuten, diesmal zu Fuß, mit je zwei Schwertern an der Seite und einer Pike in der Faust, hinter ihnen Herolde mit Stäben aus Ebenholz und eisernen Schlangen, die sie hin- und herbewegen, und endlich die von weißgekleideten Edelleuten getragene und von Samurais begleitete Sänfte des Shoguns; ihre Außenwände sind schwarz lackiert und mit den schönsten Schnitzereien versehen, das nach oben sanftgewölbte Dach ist blau verlackt, mit goldenen Sternen ist es besät, und auf der Spitze breitet ein aus reinem Gold geformter Hahn seine Flügel aus. Trabanten, Truppen, Musiker schließen den glänzenden Zug, das Volk sinkt in den Staub beim Erblicken der Sänfte des Shoguns, auch die Priester verneigen sich tief und verharren so, bis der Herrscher in den Tempel eingetreten ist, in dem er seine Opferungen vollbringt, um



Priesterin.

dann, von den Priestern und höchsten Würdenträgern gefolgt, sich zur Grabstätte seines großen Vorfahren Iyeyasu zu begeben und dort zu beten. — — —

Dieses Grab liegt hoch über den Tempeln am Hügelabhange des Hotoke, des heiligen Berges, der früher nur zu bestimmter Zeit nach langen Bußübungen bestiegen werden durfte. In mehreren Absätzen führt eine aus 260 moosbewachsenen Stufen bestehende Steintreppe bergan, stets im Zedernhain, stets beim Rauschen munterer Gebirgsquellen. Abermals öffnet vor uns ein zierlicher Tempelbau sein goldschimmerndes Innere, gleich dahinter finden wir das Grab Iyeyasus. Ein steinernes Gitter mit einem von zwei Bronzelöwen bewachten kunstfertigen bronzenen Portal umgibt das sich auf massigem Granitunterbau erhebende Grabmal, das in Glockenform aus Bronze gefertigt ist. In sitzender Stellung ruht der Tote darin. Vor dieser gewaltigen erzenen Urne, die an die indischen Dagobas erinnert, sehen wir auf steinernem Altar die üblichen buddhistischen Sinnbilder: eine mannshohe bronzene Vase mit goldenen Lotosblumen, ein bronzenes Räucherbecken und einen auf einer Schildkröte stehenden Kranich aus Bronze. Machtvolle Zedern breiten hoch oben ihre Kronen gleich einem schützenden Dache aus und lichtes

Bambusgebüsch schließt sich unten eng zusammen. Das Ganze ist inmitten feierlichen Naturfriedens von ergreifender Erhabenheit, von einem so hoheitsvollen Ernst, daß sich die Erinnerung daran unvergeßlich unserem Innern einprägt. —

Bald vielleicht steht der Mikado an dieser feierlichen Stätte, um dem Andenken Jyeyasus' zu huldigen und Opfer darzubringen. Welche Gedanken mögen ihn da bewegen! Ist er doch einen anderen Weg gegangen, wie ihn Jyeyasu in seinem politischen Testamente vorgezeichnet hat. Denn es war das Bestreben jenes Shoguns gewesen, Japan von der Außenwelt abzuschließen, um seine Kultur unbeeinflußt sich entwickeln zu lassen. Seit langem kennt das Reich nicht mehr diese engen Grenzen, im Gegenteil, es will sie stetig erweitern und will auch auf dem Festlande die Flagge mit dem glühenden roten Sonnenballe aufpflanzen, seine Rechte geltend machend mit den Waffen in der Hand. Wird es zum Heile und Ruhme des Landes und Volkes sein oder wird der russische Bär mit seiner schweren Pranke dem so kühn emporstrebenden asiatischen Staate einen vernichtenden Schlag versetzen? Wer möchte da den Propheten spielen und Japans Geschicke voraussagen, denn

„— — eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende!"



Ornament mit der allegorischen heiligen Katze in einem Tempel zu Nikko.

Jugend.

Von Karl Vanselow.

Gleich grofsen, wilden, fcheuen Schmetterlingen
Mit wundervollen, prachtgefärbten Flügeln,
Die, kaum gefehen, fich vorüber fchwingen
Und fchon entfchweben über blühenden Hügeln —
So find die Stunden, ach, die bunten, füfsen,
Die kurz und fcheu, mit Bangen und mit Beben,
Mit Raufch und Traum noch meine Nächte grüfsen
Aus meiner Jugend fonnenfchönem Leben . .





Die Wiener Ringstraße. Nach dem Gemälde von Hermine Lang-Laris.



Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Die stumme Begrüßung zwischen Gunhild und dem Fremden war in ihrer kaum gebändigten Erregung niemandem entgangen.

Der kleine Kreis stand von diesem Moment an wie unter einer Suggestion: Jeder glaubte, er sei nur hier, um diesen beiden die Gelegenheit zu einem Wiedersehen zu bieten. Jeder fühlte die Pflicht, so harmlos als möglich zu tun und die beiden soviel als irgend angängig einander zu überlassen. Daß sie sich erst zum zweitenmal sahen, wußte niemand außer der Hausfrau.

Herr v. Brandstein dachte: ‚Es ist reichlich früh, daß Gunhild sich schon mit kaum Siebzehn verloben soll — aber natürlich, es ist ja kein Mann in der Familie, und Tanten und Mütter haben immer Eile mit dem Heiratstiften.‘

Käthe Henning fühlte einen kleinen Verrat an der Freundschaft und dachte gekränkt: ‚Das hat Gunhild mir nicht mal anvertraut!‘ Aber die Sache war doch zu interessant. Also Gunhild würde die erste aus ihrer Klasse sein, die sich verlobte. Sie war ja auch ein Jahr älter als die anderen und so schön. Ob wohl die ganze Klasse zur Verlobung eingeladen werden würde?

Frau v. Malzau, die eine ausgesprochene Schwärmerei für blonde Männer hatte, fand, daß dieser Herr William Bennyn wie ein Troubadour aussähe — zu weichlich. Na, das würde aber eine Enttäuschung geben, wenn Gunhild Staphorst sich schon verlobte. Sie, Tessi Malzau, wußte zwei junge Leutnants, die heftige Absichten hatten . . .

Gunhild kam auch bei Tische noch nicht auf die Erde zurück.

Sie saß neben ihm.

Sie konnte gar nicht fassen, welch ein unermeßliches Glück es mit einmal geworden war, zu leben.

In ihrer Brust brannte ein heißer großer Fleck — so, als wenn sie gleich wild weinen und schluchzen müßte. Aber doch hätte sie lachen mögen — ganz überlustig — ganz laut.

Und immer, wenn er mit ihr sprach, hob sie ihren Blick und sah in seine tiefen, tiefen flehenden Augen.

Sie hörte wohl, was er sprach: er sei den Sommer über in verschiedenen deutschen Städten gewesen, in Frankfurt, in Berlin, in München. Nirgendwo habe es ihn gelockt, sich heimisch zu machen.

In München habe er Frau Laura Staphorst getroffen, mit der er seit Palmsonntag in Korrespondenz getreten. Sie habe ihn in seinen Wünschen ermutigt, doch hierher zurückzukehren. Er wolle trachten, sich hier ansässig zu machen, wenn die Hoffnungen, die zum Stern seines Daseins geworden seien, ihn nicht betrögen . . .

Das alles hörte sie wohl und verstand sie auch ganz klar. Sie fühlte auch, was seine ‚Hoffnungen‘ waren.

Aber noch süßer, als ihn mit weicher, leiser Stimme so sprechen zu hören, war es, in seine Augen zu sehen . . .

Er erkannte diese blinde, besinnungslose Hingabe ihres Wesens an ihn.

Er mußte sie erkennen: ihre junge Seele kam ihm unverhüllt entgegen, mit der ganzen Unklugheit reinster Jugend, die nichts von der Möglichkeit der Selbstbeherrschung oder gar Verstellung ahnt.

Und er fühlte sich tief erschüttert.

‚Holdes Kind,‘ dachte er inbrünstig, ‚wenn ich Dir nur erst auf den Knieen danken darf . . .‘

Er verzehrte sich vor Verlangen, allein mit ihr zu sein, ihr zu sagen: Ich liebe Dich. Wirst Du den Mut haben, mein Weib zu werden . . .‘

Die Stunden vergingen. Es war zuletzt keinem der Anwesenden mehr zweifelhaft, daß man ein schon heimlich verlobtes Paar unter sich hatte.

Vielleicht sollte wegen Gunhilds großer Jugend noch nicht offiziell davon die Rede sein. Als ob in Gronenhagen irgend etwas geheim bleiben könnte! Besonders wenn die beiden Betreffenden so ganz nur Auge und Ohr für einander waren.

Die übrigen Gäste empfahlen sich früh. Sie glaubten, das junge Paar noch etwas allein lassen zu sollen.

Käthe Henning küßte Gunhild stürmisch.

„Übermorgen komm' ich — morgen hab' ich Schneiderstunde, dann kann ich nicht — aber Du erzählst mir dann alles, alles."

Gunhild stand wie verträumt ...

Was denn erzählen? Was war denn geschehen?

„Es ist erst etwas nach halb elf," sprach Frau Laura, die sich in strahlender Laune befand, trotzdem ihre Gäste so früh gegangen waren. Sonst mußte es spät bei ihr werden, das war ihr das Zeichen, daß man sich amüsierte.

„Jäger kommt erst um elf," sagte Gunhild bestürzt.

Jäger war der Kutscher, der seit vielen Jahren bei Justine auf Attlisberg bedienstet war, Gunhild auch schon zur Schule gefahren hatte und mit der Pünktlichkeit einer Bahnhofsuhr noch andere sehr strenge Eigenschaften verband. Er trug mehr die Allüren eines grimmigen Schutzmanns denn eines beflissenen Herrschaftskutschers zur Schau. Aber gerade deshalb ließ Justine ihr Töchterlein ruhig unter seinem Schutz.

„Na," meinte Frau Laura lachend und sah den Mann herausfordernd an, „wir, Herr Konsul und ich, unterhalten Dich schon so lange. Oder, was meinen Sie — trauen Sie sich's nicht zu?"

„Ich hoffe doch," murmelte er etwas verlegen. Diese Frau und ihre Art waren ihm unerträglich. Wenn die Bereitwilligkeit, mit welcher sie ihm ihre Freundschaft nachtrug, nicht der Weg zu Gunhild gewesen wäre ...

Gunhild stand befangen. Sie wagte plötzlich nicht aufzusehen.

Es war so still und menschenleer im Zimmer geworden.

Mit einemmale schien ihr, als ob alle diese Menschen ein Schutz gewesen wären.

Und was hatte Käthe nur gemeint?

„Darf ich Sie hinaus begleiten?" fragte Bennyn. „Sie können doch unmöglich allein in der Nacht ..."

Gunhild schüttelte den Kopf und Frau Laura lachte auf.

„Jäger würde Augen machen! Der wäre imstande, Sie zu fragen: ‚Hat meine gnädige Frau das so befohlen?' Gunhild kann nicht gesicherter und beschützter fahren als mit Jäger."

Sie glaubte aber aus dem Anerbieten des Mannes den Wunsch herauszuhören, daß er Gunhild allein sprechen möge. Plötzlich sagte sie, daß sie draußen ihren Leuten mal auf die Finger sehen müsse.

Der Mann erschrak vor der Plumpheit ihres Benehmens.

Aber sie war noch nicht an der Tür, als Gunhild schon neben ihr stand und hastig und bebend sagte: „Ich geh' mit Dir — kann Dir vielleicht was helfen."

„Ach laß nur — es hat doch auch Zeit bis nachher," meinte Frau Laura.

Nun saßen sie in qualvoller Gezwungenheit noch einige Minuten zusammen.

Es war wie Erlösung aus unerträglichster Lage, als man den Wagen hörte.

Gunhild sprang sogleich auf und lief nach dem Schlafzimmer, um Mantel und Hütchen zu nehmen. Während ihr Frau Laura half, sagte diese: „Erzähl' lieber der Mama nicht, daß Du den Konsul Bennyn hier getroffen hast."

„Ich hab' keine Heimlichkeiten vor Mama," rief Gunhild heftig. „Warum auch?"

„Ich glaub' Deine Mama mag ihn nicht besonders gern."

Gunhild flammte auf.

„Solchen Mann sollte Mama nicht leiden mögen? Was für'n Unsinn. Mama wird sich gewiß sehr, sehr freuen, daß er hier bleiben will."

Frau Laura lächelte in sich hinein.

Im Flur stand dann William Bennyn, den Hut in der Hand, und wartete auf Gunhild, um sie bis an den Wagen zu geleiten.

Er hatte einen sehr hellen, weitfaltigen Mantel um die Schultern gehängt, von einer Art, wie Gunhild ihn noch nicht ge-

sehen. Der stand ihm großartig. Wie ein fürstlicher Ritter erschien er ihr darin.

Langsam, ganz langsam gingen sie zusammen treppab. Die Flügel der Haustür waren weit zurückgeschlagen. Draußen stand in der Nacht als schwarze Riesensilhouette der Wagen. Man sah im Ausschnitt des Straßenbildes, den die Haustür freigab, noch die linke Wagenlaterne rotgelb in ihrem geschliffenen Glase glühen. Die Wagenräder standen in fast gespenstischen Formen mit ihrem Skelett von Speichen und Reifen auf den feuchten Steinen.

Gunhild und der Mann neben ihr warteten ein paar Herzschläge lang still nebeneinander. Sie konnten nicht anders. Ihnen schien, als müsse sogleich noch irgend etwas geschehen, als würden sie sich berauben, wenn sie nun gleich und schweigend voneinander gingen.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er leise.

„Ich weiß nicht — ich meine — ich wollte sagen — wenn Sie uns besuchen —"

„Ehe ich Ihre Mama besuche, wollte ich Sie allein etwas fragen — ich muß — o Gunhild . . ." flüsterte er und drückte ihre Hände.

„Ich bin morgen halb vier in der Platanenallee bei unserem Hause," flüsterte sie zurück. Und dann, mit demselben Atem rief sie zitternd und laut: „Säger, sind Sie da."

Und sah doch die schwarze Form des Wagens riesengroß vor sich auf dem feuchten Fahrdamm stehen.

„'n Abend," sagte Säger und griff an seinen Hut.

Als er sah, daß ein Herr neben seinem Fräulein war, behielt er den Kopf so lange stark nach links zurück gewandt, bis dieser Herr dem Fräulein in den Wagen geholfen, den Schlag zugemacht hatte und mit förmlicher Verbeugung zurückgetreten war.

Gunhild drückte sich in die Wagenecke und weinte — weinte . . .

Es war unaussprechlich schön so zu weinen.

Alles, was seit Monaten das Leben so langweilig und schwer gemacht hatte, war wie hinweg gezaubert. Was war es nur eigentlich gewesen?

Weil er nicht da war — weil sie ihn niemals mehr sah, und glaubte sie würde ihn auch niemals wiedersehen . . . ja das hatte sie so gedrückt und ihr jede Freude genommen.

Die liebe, einzige Mama! Und die gute treue Wittmer!

Gunhild sehnte sich unbeschreiblich danach, ihnen um den Hals zu fallen und ihnen zuzujubeln: Er ist wieder da . . .

Aber beide würden gewiß fragen: Warum hast Du denn geweint?

„Ja, warum hab' ich denn geweint?" dachte Gunhild und saß aufrecht und lachte in die Nacht hinein.

Irgendwo unten am Horizont stand wohl der alte Mond und schob mühsam seine zusammenschwindende Form himmelauf. Man sah ihn nicht. Aber es war Helle in jener Richtung, und von dem dunkelglänzenden Himmel erkannte man deutlich die von Blättern schon fast entleerten langen Besenwipfel einer Pappelallee, die drüben über eine Bodenwelle sich ins Land hineinzog.

Gunhild hauchte gegen ihr Taschentuch und tupfte damit an ihre Augen.

Nun bog der Wagen in die Platanenallee ein, die das große weite Halbrund des Vordergartens von der Pforte bis zur Haustür durchschnitt.

Hier wollte er sie morgen treffen . . . Und sie nickte den dicken alten Stämmen glückselig zu.

Justine und Fräulein Wittmer waren natürlich noch auf. Anders hatte Gunhild es auch gar nicht erwartet. Sie würde sich zurückgesetzt, schlecht behandelt gefühlt haben, wenn etwa nur Dora, das Stubenmädchen gewacht hätte, um ihr in ihr Schlafzimmer zu leuchten.

In den wenigen Sekunden, die verstrichen, seit der Wagen vorfuhr, bis Fräulein Wittmer aus dem Zimmer kam, ging in Gunhild blitzschnell eine Wandlung vor...

Sie beschloß d e n n o c h die Wiederkehr William Bennyns zu verschweigen.

Wenigstens heute noch — bis morgen — bis sie ihn gesprochen . . .

Er wollte sie ja erst a l l e i n sprechen... Und sie war doch nun ein erwachsener Mensch!

Hatte Mama nicht Palmsonntag gesagt: Solange lebtet Ihr mein Leben mit, Kinder, nun fängt Euer eigenes an.

Wenn er sie a l l e i n sprechen wollte,

war es doch eine Angelegenheit, die noch niemand wissen durfte . . .

Dennoch aber fiel sie erst der Wittmer und dann der Mama um den Hals und sagte, daß es wunderschön gewesen sei. Wer dann da war? O, Brandstein, Malzaus, Käthe . . . Nicht Langers? Es scheine, als seien die gar nicht geladen gewesen, sie wisse es nicht, es sei nicht von Langers gesprochen worden. Gerade wollte Justine einer Verstimmung Raum geben, weil sie doch gerade auf Langers hin hauptsächlich Gunhild hatte gehen lassen. Da zog Gunhild etwas aus der Tasche.

„Was hab' ich hier!" rief sie, mit ihren lachenden Augen die Mutter anstrahlend.

Justine entriß ihr das Bildchen.

„O," sagte sie nur — „o . . ." Sie legte es vor sich auf den Tisch und saß darüber gebeugt, Glanz der Rührung in den Augen.

„Sehen Sie, Fräulein Wittmer — so sah mein Mann aus, als wir uns verlobten — so keck — so ernst dennoch — es war ein unwiderstehliches Gemisch von Jugend und Reife in ihm — das weiß ich jetzt — damals fühlt' ich nur den Zauber. Ach — gerade dies Bild! Es stammt aus der Zeit, wo wir uns schon heimlich einig waren, aber wo Fritz erst seinen Vater vorbereiten wollte . . ."

Sie war ganz außer sich. Ihre ganze Seele fühlte sich zurückgerissen in jene Zeit ihrer ersten, jauchzenden heimlichen Liebesseligkeit.

Fräulein Wittmer stand gerührt. Sie, die von der Liebe nur ganz theoretische, aus lyrischen Gedichten gewonnene Vorstellungen hatte, liebte und bewunderte an ihrer Herrin diese Treue für den Toten.

„Wo hast Du es her, mein Kind . . ."

„Tante Laura hat es mir geschenkt," sagte Gunhild, stolz die Spenderin solcher Freude zu sein, „sie fand es gestern. Ich lasse es aber Dir. Denn ich habe ja Papa so doch nicht gekannt."

Von Laura! Das war nun doch wieder sehr nett von ihr. Und Justine war schnell bereit zu denken, daß sie überhaupt wohl manchmal der Schwägerin unrecht tue und daß die auch ihre guten Seiten habe. Es freute sie nun nachträglich ungemein, Gunhild hingelassen zu haben.

Am anderen Morgen sprach gerade Doktor Pfeiffer vor.

Er war sehr befriedigt von Gunhild. Ihr Puls sei lebhaft, ihr Auge voll Glanz, die Farben wieder rosig. Ja, Milch und frische Luft! Man sähe doch wieder, daß man damit weiter käme als mit allen Pillen und Nährmitteln.

Und Gunhild lachte ihn an und rühmte sich, auch mit großartiger Genauigkeit die vorgeschriebene Bewegung im Freien gemacht zu haben. Heut morgen sei sie schon ihre halbe Stunde im Hainbuchengang auf und ab gerannt, nachmittags halb vier käme die Platanenallee daran.

Es war ein milder Oktobertag. Auf den rostbraunen und goldgelben Baumkronen lag der aufhellende Schimmer der Sonne, die ein wenig bläßlich, mit kühlem Messingglanz schien.

Die dünne Himmelsbläue schwebte in unermeßlichen Höhen über der feuchtbraunen, mit gelben und bronzenen Tönen geputzten Erde.

Vor dem Hause wurde die Platanenallee, die geradlinig den auch sonst in lauter steifen Linien geteilten Garten durchzog, jeden Morgen frisch geharkt, was nicht hinderte, daß sie am Nachmittag schon wieder dicht von den groß ausgezackten lederartigen Blättern beworfen war, davon einige ihre gelbe Oberseite, andere ihre silberweiße Unterseite zu dem willkürlich gemusterten Teppich hergegeben hatten.

Die Doppelreihe der dicken Platanenstämme prunkte in einer geradezu raffinierten Schönheit. Vom satten, dunklen Moosgrün bis zum lichtesten Silbergrau waren alle Farbenschattierungen in dem großgefleckten Samtüberzug der Stämme zu sehen.

Gunhild kam schon bald nach drei Uhr aus der Haustür und marschierte erst in fröhlichem Takt die Schritte messend, bis zur Pforte und zurück.

Sie war wie unsinnig vor Freude. Er kam — er kam!

Aber bei jeder neuen Wanderung auf und ab mischte sich in die Freude mehr und mehr quälend-süße Aufregung.

Die Spannung wuchs — schien zuletzt unerträglich.

Sie stand an der Pforte und schaute die zur Stadt führende Chaussee entlang; die kam in weitem Bogen, in einer ganz kleinen Steigerung von der Straße her und war rechts und links von Obstbäumen ein-

gefaßt, die aus einem Rasenrain in regelmäßigen Abständen sich erhoben.

An einer bestimmten Stelle wurde die Landstraße, die sich in der Perspektive des Bogens, den sie machte, zum spitzen Horn zu verjüngen schien, übersehbar.

Als an dieser Stelle Pferde erschienen, ein Wagen erkennbar ward, floh Gunhild von der Pforte zurück in die Allee. —

In dem Wagen saß William Bennyn. Er hatte dem Kutscher befohlen, ihn nur so weit zu fahren, bis das Haus und die Fabrik von Attlisberg sichtbar an der Chaussee liege, und dann zu warten.

Nun hielt der Wagen, und der Mann stieg aus.

Suchend, mit wachsendem Erstaunen, sah er sich um, indem er vorwärts schritt.

An jenem Märztag, als er hergefahren war, ohne zu ahnen, daß er eine, über sein Leben entscheidende Begegnung haben werde, hatte er sich nicht umgesehen. Seine Gedanken waren damals lediglich damit beschäftigt, ob er in der Mutter des Unterleutnants Staphorst eine Bekanntschaft mache, die ihm für seine Niederlassung in Deutschland nützlich werden könne.

Er sah nun ein flaches oder doch kaum gewelltes Gelände vor sich, das im Sommer, wenn es in üppiger Kultur stand, reizvoll sein mochte. Ein breiter, etwas träge fließender Bach ging drüben in ein Wiesenland hinein und war von einem Brückchen mit anmutigem Birkengeländer überschlagen. Weiterhin gab ein Bauernhof unter alten Pappeln und umbuscht von Weiden ein nettes Bildchen. Aber das war alles. Außer dem großen Komplex von Gebäuden und umgitterten Höfen und Gärten der Besitzung Attlisberg kein Wäldchen, keine Anlagen — nur freies Land, nützlichen Zwecken dienstbar gemacht.

Wo war denn nur die Platanenallee, die Gunhild ihm zum Rendezvous bestimmt hatte? Ein heimliches, vor jeder Beobachtung sicheres Plätzchen dachte er zu finden.

Kein Zweifel — es konnte sich nur um diesen Baumweg handeln, den er nun von der Gitterpforte sich bis ans Haus erstrecken sah.

Diese Wahl, die sie getroffen, erschütterte ihn geradezu. Welche rührende Unbefangenheit. Welch naives Ungeschick. Aus vielen Fenstern des Hauses konnte man wahrscheinlich in die Platanenallee hineinsehen.

Für Gunhild war also sein Wunsch, sie allein zu sprechen, auch nicht von fern mit dem Gedanken an eine Heimlichkeit oder gar eine unerlaubte Heimlichkeit verbunden gewesen.

Liebes, holdes, reines Kind . . .

Er stand still. Etwas wie Furcht erfaßte ihn. Eine abergläubische Empfindung . .

Er sah plötzlich die Mutter Gunhilds vor sich und sah aus den klugen, herrischen Augen die härteste Feindseligkeit sich entgegensprühen . . .

Würde er dieser Mutter das heißbegehrte Mädchen abtrotzen?

Hatte er ein Recht, es ihr abzutrotzen?

‚Ich kann ihrer würdig w e r d e n,‘ dachte er mit aufflammendem Mut.

Es trieb ihn vorwärts. ‚Ich muß!‘ fühlte er. Und er öffnete die eiserne Pforte.

Hinter ihm fiel sie mit klirrendem Ton ins Schloß.

Das klang, als wenn Ketten rasselten.

Er hörte es nicht mehr, denn sein Herz klopfte rasend.

Da — unfern, an einem der dicken, grüngrau getigerten Stämme gelehnt, wie eine die Schutz sucht, stand Gunhild.

Sie sah ihm entgegen, mit großen, strahlenden Augen. Um ihren Mund zuckte es von beginnendem Weinen.

Schon war er bei ihr. Sie hielten einander an beiden Händen und sahen sich an — atemlos vor Erregung.

Er war kein reifer, lebenserfahrener Mann in diesem Augenblick. Leiden und Kämpfe, und alles was hinter ihm liegen mochte, fiel von ihm ab.

Er war jung wie sie, rein wie sie, hoffend wie sie — zwei Kinder waren sie, die zagend und zitternd vor dem Wunderland der Liebe stehen und nicht wagen an dessen Pforten zu pochen, ob ihnen gleich die Augen geblendet sind von den Strahlen, die sie schon hervorbrechen sehen.

Der Mann fühlte eine heilige Erschütterung durch sein ganzes Wesen gehen.

„Gunhild," sagte er, „Du liebst mich." Er zog sie an sich.

Was er alles hatte besprechen und auseinandersetzen wollen, war vergessen.

Nein, nicht vergessen — er begriff gar nicht, daß er in seinen neuen Lebenskampf

noch alte Lasten mit ihatte hinübernehmen wollen.

Diese Erschütterung, die ihn so jäh erfaßt und ihn selbst überrascht hatte, schien ihm den Beginn eines neuen Daseins anzukündigen.

Von diesem feierlichen und doch von heißer Leidenschaft durchzitterten Augenblick an, wo er Gunhilds junge Lippen zum erstenmal küßte, war er ein anderer Mensch.

Er fühlte es. Die Stimmung hob ihn bis zum Glauben an sich selbst empor.

Heilige Eide hätte er ablegen können. Ihm war, als habe er viel zu beschwören, zu versprechen und hätte doch nicht genau sagen können was.

Er sprach ihr flüsternd von der Liebe, die ihn unwiderstehlich erfaßt, gleich als er sie zum erstenmal gesehen. Von jenem Augenblick an habe sein Leben nur einen Inhalt gehabt: Sehnsucht nach ihr.

„Und ich," sagte sie, „ich habe nicht gewußt, was mir fehlte, bis ich Dich gestern abend sah. Da fühlte ich mit einemmal, daß ich immer traurig gewesen bin, weil Du nicht hier warst."

„Und Deine Mutter? Glaubst Du, daß sie Dich mir gern geben wird?" fragte er vorsichtig.

„Mama? O, Mama liebt Wynrich und mich viel zu sehr, um nicht glücklich zu sein, wenn wir glücklich sind. Weil ich Dich liebe, wird sie Dich auch lieben," sprach Gunhild eifrig und überzeugt.

Er entnahm doch das aus ihren Worten, daß die Mutter niemals ungünstig über ihn gesprochen habe. Aber vielleicht war er für die Frau nur eine ganz vorübergehende Erscheinung gewesen, von der noch zu sprechen ihr ganz und gar nicht der Mühe wert deuchte.

„Soll ich bei Deiner Mutter schriftlich oder mündlich um Dich anhalten?" fragte er. Sein zaghafter, unentschlossener Ton fiel ihr nicht auf.

„O — komm gleich mit zu ihr . . ." rief Gunhild, „das ist doch so einfach!"

„Nicht so einfach, wie Dein Herz sich denkt," sagte er zärtlich. „Sieh mal, Eltern, eine Mutter, die muß viel kluge Fragen stellen, die von Hab und Gut handeln und von dem, was ein Mann leisten kann. Ich bin ein Fremder . . ."

„Wir lieben uns! Ist das nicht genug!" rief Gunhild, wie von einem Rausch getragen. „Mama wird nicht viel fragen nach Nebendingen. Sie wird weinen vor Freude, weil wir uns lieben, wie sie und Papa sich liebten . . . Und, weißt Du, wir Mädchen sprechen und träumen manchmal davon, wie das ist: lieben! Immer hab' ich gesagt: Ich will eine Liebe wie die von Papa und Mama. Sie war seine, er war ihre erste und einzige Liebe."

Er zog sie abermals an seine Brust und schloß die Augen. Er wünschte, daß es keine Vergangenheit und keine Zukunft gäbe.

Welch ein Kind war sie doch noch! Auf welchen reinen Höhen wandelte ihre Seele.

Wie sollte es jemals die seine von allem Staub, der ihr anhing, befreien?

Wie dieser Jugend der wahrhaftige Gefährte werden?

Und ihm war, als versänke die heilige Erschütterung, die ihn vorher zu nie gekanntem Glück emporgehoben hatte, und eine müde, kranke Furcht bliebe zurück.

Und da tat sie die törichte süße Mädchenfrage, die ihrem siebzehnjährigen Herzen natürlich war: „Nicht wahr — sag' es mir — Du hast noch niemals geliebt — —"

„Noch nie . . ." flüsterte er zurück. Und in seiner Brust hallte es nach: ‚Gott ist mein Zeuge — noch nie wie Dich, Du süßes Kind.'

„Ach," stammelte sie, „ach — ich wußte es — ich fühlte es."

Das törichte Kind schien sich auf einmal in ein leidenschaftliches Weib zu verwandeln.

Sie hing in seinen Armen.

„Mein," rief sie zitternd, „mein! Ich wollte auch nicht leben ohne Dich."

Was war alles in ihr! Vor welchen Geheimnissen, welchen Empfindungswelten stand er?

Welche Herrlichkeiten würde ihr Wesen ihm noch offenbaren? Welche Gefahren barg es?

War alles, was ihm so entgegenflammte, Verheißung? Lauerten nicht auch Drohungen darin?

Was sie ihm auch entgegentrug mit weitgeöffneten Händen: er war bereit, alles von ihr hinzunehmen, Leben oder Tod.

Sie war sein Schicksal. Er begriff es ganz.

Sie hielten sich stumm umfaßt, sich

aneinander klammernd, als stehe schon hinter ihnen die Gefahr, die sie trennen wollte.

„Gunhild!“ gellte ein angstvoller Ruf durch den Garten.

Die Stimme kam vom Hause her.

Gunhild schreckte auf.

„Fräulein Wittmer,“ sagte sie.

Sie sahen sich an, zweifelnd — überlegend. Die wichtige Frage, wann und wie der Mutter ihr Liebesbündnis mitzuteilen sei, war ja nicht entschieden worden.

Und den wundervollen Moment wollte Gunhild doch durch nichts gestört sehen.

„Warte,“ sagte sie sehr rasch, „gehe ein wenig hier auf und ab. Ich lauf' hinein und seh' ob Mama da ist, oder ob da Geschäftsmenschen sind ... Ich sag's Mama — und dann ruf' ich Dich gleich.“

„Gunhild!“ rief Fräulein Wittmer. Die Stimme klang näher.

„Nein,“ antwortete William, „das ist keine Art, die Deiner Mama gegenüber paßt. Ich fahre sofort in die Stadt zurück. In längstens anderthalb Stunden hat Deine Mama meinen Brief.“

„Gunhild!“

Leichenblaß, am ganzen Leibe bebend, stand Klara Wittmer plötzlich neben ihnen.

Sie faßte Gunhild am Kleid ... wie man ein Kind zurückzieht von einem unerlaubten Weg . . .

„Um Gottes willen,“ brachte sie heraus, „Du stehst hier mit — mit — einem fremden Manne.“

„Das ist kein fremder Mann, das ist William Bennyn,“ sagte Gunhild triumphierend, „Du kennst ihn doch wieder?“

Der Mann küßte Gunhild die Hand.

„Also in anderthalb Stunden. Und der Bote wartet auf Bescheid.“

Sie sah ihn leuchtend an.

Er ging.

„Kind!“ jammerte Fräulein Wittmer, „Kind . . .“

„Was ist denn?“ fragte Gunhild. Sie ging mit wahrhaft königlichen Schritten, hocherhobenen Hauptes so schnell die Allee hinauf zum Hause, daß Fräulein Wittmer hasten mußte, um mit ihr in gleicher Linie zu bleiben.

„Mama hatte vom Fenster gesehen, daß Konsul Bennyn Dich küßte.“

Gunhild lachte klingend und glückselig auf und breitete beide Arme aus, um sich zu dehnen —

Ja, er hat mich geküßt, jauchzte ihr Herz. Ja, er liebt mich. Ja, ich bin seine Braut . . .

„Wie kannst Du — wie kannst Du,“ jammerte Fräulein Wittmer weiter, „hinter Mamas Rücken.“

Gunhild fiel ihr um den Hals.

„O, Du dummes geliebtes Fräulein Wittmer,“ jubelte sie, „hat uns nicht noch grad' gestern abend die Mama erzählt, daß sie mit dem Papa ein paar Tage lang heimlich verlobt war.“

Fräulein Wittmer war nun stumm. Sie wagte nicht, Gunhild mitfühlend, beglückwünschend zu küssen. Dazu brauchte ihr Gemüt erst die Autorisation von Frau Justine.

Auch fiel die Aufregung geradezu verheerend über ihre Fassungskraft her.

„Komm nur — komm,“ drängte sie.

Gunhild stürmte ins Haus, über die Schwelle des Wohnzimmers.

Da stand ihre Mutter, funkelnden Zorn in den Augen, an allen Gliedern fliegend vor Angst.

„Was habe ich gesehen!“ rief sie drohend.

Gunhild blieb wie erstarrt vor dem Ton und dem Ausdruck im Angesicht ihrer Mutter.

„Du hast Dich von dem Manne küssen lassen?“ rief die Frau wieder und trat näher an ihre Tochter heran.

Mit Blitzesschnelle huschten die wunderlichsten Gedanken durch Gunhilds Kopf.

Was dachte die Mama nur von ihr? Offenbar Schlechtes? Wie war das möglich?

Ja, das konnte die Mama sich freilich auch wohl nicht gleich denken, daß er, der Einzige, Hohe, sie, die junge Gunhild sich zum Weibe erkor. Dazu hielt Mama ihr Kind gewiß nicht für auserwählt genug.

Der Jubel schwoll wieder auf in ihrem Herzen und berauschte ihr ganzes Wesen. Sie fiel ihrer Mutter in die Arme und rief: „Mama — ich bin seine Braut.“

IV.

Fräulein Wittmer stand über Justine gebeugt und rieb ihr Kölnisches Wasser hinter die Ohren, und Gunhild kniete neben der Chaiselongue und streichelte immerfort der lieben Mama die Hände.

Justine hatte einen schweren Ohnmachts-

anfall gehabt. Das war ihr nicht widerfahren, seit jenem Tag, wo sie den Tod ihres Gatten erfuhr.

In einem unentwirrbaren Gemisch von verschiedenen Empfindungen hockte Gunhild neben ihr. Ganz ungebrochen war in ihr noch die triumphierende Glücksstimmung. Aber daneben auch große Reue, daß sie der Mutter nicht in liebevoll vorbereitender Art die große Nachricht mitgeteilt hatte. ‚Entschieden, ich hab' es dumm angefangen,' dachte sie, ‚ich hätte William lieber ein bißchen weiter weg vom Hause treffen sollen. Die Überraschung war zu groß für Mama.'

Justine sah mit abwesenden Blicken vor sich hin. Wie sie da so lang hingestreckt lag, sehr bleich, ganz reglos, bekam die treue Wittmer ein sehr wehmutvolles Gefühl.

Sie mußte sich abwenden, um ihre aufsteigenden Tränen zu verbergen. Ihre Herrin kam ihr plötzlich so gealtert, ja krank vor.

Seltsam lange blieb die liegende Frau in vollkommenem Schweigen.

In Gunhild erwachte allmählich eine große Unruhe. Die Zeit verrann so eilig.

Draußen ging schon der Tag zu Ende. In der Tiefe des Gartens unter den rostroten Wipfeln und zwischen den goldfarbenen Büschen kauerte schon die Dämmerung, in die feuchten, lila Nebelschleier des Herbstabends gehüllt und schien darauf zu warten, daß der riesige, strahlenlose Sonnenball, der in Glutflüssigkeit formlos zu werden schien, versänke. Schon stand er hinter dem Gezweig, nahe dem Horizont.

Bald konnte doch Williams Brief kommen, und der Bote mußte doch die Antwort erhalten, daß William sofort herauskommen dürfe, um sich der Mama als deren lieber Sohn vorzustellen.

Endlich wagte sie eine Mahnung.

„Mama . . . nicht, Mama? Du bist mit mir glücklich?"

„Hinter meinem Rücken . . ." murmelte die Frau vor sich hin. Das war ihr erstes Wort.

Gunhild küßte ihr schnell die Wange.

„Mama — aber Du weißt doch selbst, wie es mit Dir und Papa anfing. Habt Ihr es gleich allen gesagt?"

„Ich hatte keine Mutter!" sagte Justine tonlos.

Sie glaubte nicht anders, als daß ihre Tochter heimlich den ganzen Sommer über mit dem Mann in Verbindung gestanden haben müsse.

Gunhild rief lebhaft: „O Mama — lange hätte ich auch keine Heimlichkeit vor Dir haben können. Schwer genug war es mir auch heut morgen, Dir und Fräulein Wittmer nichts zu sagen, daß ich ihn gestern wiedergesehen . . . Aber er wollte mir noch erst allein etwas sagen . . . Und da bestellte ich ihn in unseren Garten . . . Siehst Du, so kam es."

Gunhild hielt diese Erklärung für erschöpfend. Die Mutter belebte sich, fragte weiter nach.

Also Frau Laura hatte die beiden zusammen geführt . . .

Justine lächelte bitter. Ging ihre alte Feindin vom Mückenkrieg zu vergifteter Kampfesweise über?

„Kind," sagte sie, „Du kennst den Mann ja kaum."

„Ich? Ich kenne ihn doch schon über ein halbes Jahr, seit Palmsonntag," rief Gunhild in einem ganz naiven Erstaunen.

Das war wie ein Bekenntnis, daß sie den ganzen Sommer nichts, gar nichts gedacht hatte, als ihn.

Ihre Seele war auf das innigste vertraut mit seinem Bilde.

Justine seufzte schwer. Sie richtete sich auf, saß einige Sekunden und sann vor sich hin

Sie fühlte, daß sie den wilden Zorn, der in ihr gärte, zu bändigen suchen müsse. Mit ihm übt man keine Autorität aus. In seinen Wallungen führt man blinde Schläge.

Und sie bedurfte ihrer gesammelten, klaren Kraft. Über dem Haupt ihres Kindes stand Unheil. Das mußte abgewendet werden.

Aber mit Entsetzen fühlte sie: Es gelang ihr nicht, sich zu fassen, kalt, besonnen zu werden.

Sie, die bei allen Dingen des praktischen Lebens mit immer wachem Verstand nie die Herrschaft über sich verlor, ward zur Sklavin ihres leidenschaftlichen Naturells sobald es sich um diejenigen handelte, die sie liebte.

Jeder Nerv in ihr bebte in haßvoller Abneigung gegen den Mann, der ihr Kind betört hatte.

Um ihre Jugend betrog er Gunhild. Dieser unselige Mensch — den heiligsten Tag ihres jungen Lebens hatte er ihr für immer in ihrer Erinnerung verdorben und

sein glattes, schönes Gesicht zwischen sie und die reine Begeisterung damals gedrängt.

Dafür konnte er nichts. Gewiß nicht. Es war nur ein Zufall gewesen, der ihn just an jenem ernsten Tag Gunhild in den Weg geführt.

Und dennoch fühlte Justine, daß sie ihm gerade diese Tatsache, an der er unschuldig war, nicht verzeihen konnte.

Wie ungerecht! Sie begriff es.

‚Gerechtigkeit — Sammlung,‘ dachte sie in verzweifeltem Wunsch und wußte doch

‚Ja, um ihre erste Jugend hat er sie bestohlen,‘ dachte die Frau wieder erbittert.

Und ganz plötzlich schleuderte sie es der noch immer nichts Ahnenden ins Gesicht.

„Es kann nichts daraus werden. Niemals!“

Gunhild schrie auf.

Sie starrte die Mutter erst fassungslos an. Dann brach sie in Bitten, in Beschwörungen aus.

„Das ist nicht wahr, Mama. — Das

Aus unserer Bildermappe:



Junge Hasen. Gemälde von J. Ch. Deiker.

genau, daß man weder gerecht noch gesammelt sein wird, wenn man sich erst gewaltsam selbst dazu ermahnt.

„Nun bist Du mir nicht mehr böse, Mama, daß ich schwieg. Sieh mal — es sind ja keine vierundzwanzig Stunden gewesen . . .“ schmeichelte Gunhild.

„Und den Sommer?“ fragte die Mutter strengen Tones.

„Ich wußt' es ja selbst nicht, warum mir alles so traurig und langweilig vorkam,“ gestand sie treuherzig.

meinst Du nicht. — Das kannst Du nicht. — Ich sterbe, wenn Du nein sagst.“

Und sie warf sich nieder, legte ihr Gesicht auf den Sitz neben der Mutter und weinte, weinte . . .

Justine hatte es anders sagen wollen — milde — mit liebevollen Vorstellungen verbrämt.

Der Zorn in ihr hatte aber zu viel Sprengkraft gehabt und das böse „Niemals“ so herausgeschleudert . . .

Plötzlich sprang Gunhild wieder auf.

Daß ihre Mutter sie so weinen ließ, so steil und stumm neben ihr saß, reizte ihren Trotz.

„Ich will aber!" sprach sie fest. „Und ich nehme mir eher das Leben, als daß ich von ihm lasse."

Etwas Unglücklicheres hätte Gunhild nicht sagen können.

Justine vergaß, daß es die überspannten Worte einer Siebzehnjährigen waren — gewiß nur Worte, ganz leer und ohne wirklichen Sinn.

Zürnend stand sie vor der Tochter.

„Ist das schon der Einfluß dieses hergelaufenen Menschen, der Dich so schändliche Worte sagen läßt?" rief sie.

Es war Gunhild, als habe die Mutter ihr ins Gesicht geschlagen.

Hergelaufener Mensch . . .

„Komm, Gunhild — komm," sprach da die besänftigende Stimme der Wittmer, und Gunhild fühlte, daß ihre Hand leise von einer anderen Hand umfaßt ward.

Sie wollte sich auch beherrschen — nicht vergessen, daß sie das Kind war und ihre Mutter ihr Richter und ihr Schützer. Aber ‚hergelaufener Mensch' — von ihm, dem Herrlichen, das war zu viel . . .

Justine sah, wie sich die Züge ihrer Tochter entstellten.

Sie fühlte den schweren Fehler, den sie begangen hatte.

Sie sah, daß Fräulein Wittmer dabei stand wie ein geprügelter Hund.

Und ebenso sehr wie das leichenblasse, verzerrte Gesicht der Tochter, ward ihr die unglückliche Haltung der treuen Dienerin zur Mahnung.

„So kommen wir nicht weiter," sprach sie mit zitternder Stimme.

„Was hast Du gegen ihn, Mama?" jammerte Gunhild auf. „Sage es mir. Begreifst Du nicht, wie schrecklich dies für mich ist."

Ja, das begriff die Mutter.

„Was ich gegen ihn habe? Was ich — gegen ihn — habe?"

Gunhild und die Wittmer hingen mit Blicken voll fieberhafter Erwartung an ihrem Munde.

Es war ein entsetzlicher Augenblick für Justine.

Sie konnte nichts angeben wie einen törichten Frauengrund. Sie mußte gestehen, daß sie sich von einem feindseligen Vorurteil treiben ließe.

„Eine innere Stimme spricht bei mir gegen ihn," sagte sie und mied den Blick der Tochter.

Nun flammte Gunhilds ganzes Wesen auf.

„Ist denn meine Liebe nicht auch eine innere Stimme?" fragte sie heiß.

Wahr — wahr! Gefühl stand gegen Gefühl.

Das gab keinen Sieg für die Widerstreitende. Justine hatte eine kurze, schaudernde Erkenntnis davon.

In solchem Streit hat noch immer die Liebe gesiegt . . .

Schweigen legte sich über die drei Frauen.

Da klopfte es.

Fräulein Wittmer huschte zur Tür und flüsterte an derselben mit dem Stubenmädchen.

Dann kam sie leise an Justine heran.

„Hier ist ein Brief. Der Bote, sagt Dora, warte auf Antwort."

„Er soll sie haben."

Wie die Mutter das sagte! In einem Ton — so hart, so voll Hohn. Wenigstens kam es Gunhild so vor. Mit bangen Augen folgte sie den raschen Bewegungen der Mutter.

Die las den offenbar nur kurzen Brief.

Dann ging sie an den Schreibtisch und schrieb die Antwort. Ihre Feder flog nur so über das Papier hin.

So rasch schrieb sonst die Mutter nicht.

Vor Angst bekam Gunhild einen Schwindelanfall und sank in den nächsten Stuhl. Ihre flehenden Blicke suchten das Gesicht der treuen Wittmer.

Und Fräulein Wittmer sah sie sehr unglücklich wieder an.

Justine erhob sich. Über ihre heftig raschen Bewegungen erschraken die beiden und warteten zitternd und atemlos.

Zwei offene Briefe in der Hand kam Justine auf ihre Tochter zu.

„Lies," sagte sie, „da es doch Dich angeht."

Auf dem ersten Blatt, das die Mutter ihr reichte, stand William Bennyns Werbebrief.

Mit einer feinen, länglichen, sehr schräg liegenden Schrift hatte er geschrieben:

„Hochverehrte gnädige Frau!

Bewegten Herzens nahe ich mich Ihnen. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter. Und Gunhild liebt mich. Möge es Ihnen gefallen, meine Werbung anzunehmen. Mein Leben soll fortan nur einen Inhalt haben: das Streben, Gunhild glücklich zu machen.

Befehlen Sie, ob ich zu Ihnen kommen darf, um mich mündlich mit Ihnen auszusprechen.

In gehorsamster Ehrfurcht verharre ich als Ihr William Bennyn."

Als sie las: Mein Leben soll fortan nur einen Inhalt haben: das Streben, Gunhild glücklich zu machen — weinte sie auf.

„Hier meine Antwort," sagte Justine ungerührt durch diese Tränen.

Sie hatte geschrieben:

„Hochverehrter Herr!

Daß auf Ihre Werbung ein glattes Ja erfolgen könne, dürften Sie selbst kaum erwartet haben. Meine Tochter ist erst siebzehn Jahre und mag wohl über ihr Herz, kann aber nicht über ihre Hand verfügen. Sie sind ein Fremder, wir kennen Sie kaum. Sie werden begreifen, daß ich diese Frage erst mit dem Vormund meines Kindes besprechen will. Ich glaube aber schon heute sagen zu dürfen, daß ich mich nicht für berechtigt halte, Ihnen Hoffnung zu machen.

Hochachtungsvollst ergeben
Justine Staphorst."

Gunhild weinte stärker.

Der ganze Brief schien ihr eine Beleidigung für den Geliebten. Ein Fremder? Mein Gott, was lag daran und daran, daß die anderen ihn nicht kannten.

‚Ich liebe ihn,' dachte Gunhild, ‚das ist doch genug.'

Auch Fräulein Wittmer bekam den Brief zu lesen und fand ihn ausnehmend richtig. Wirklich, man wußte doch zu wenig von dem Mann.

Der Brief wurde hinaus gegeben.

Es kam eine große Geschäftigkeit über Justine.

Justizrat Langer sollte gleich geholt werden. Säger mußte anspannen und ihn herausfahren.

Niemals hatte Justine einen Rat gewünscht oder gebraucht. Es wäre ihr beinahe lächerlich vorgekommen, wenn sie die Angelegenheiten ihrer Kinder mit einem fremden Manne hätte durchsprechen wollen.

Nun war ihr mit einemmal ein Rückhalt, eine Autorität über und neben der ihrigen sehr erwünscht.

Sie gestand es sich: hauptsächlich ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit wegen.

Die beraubte sie der Fähigkeit, in dieser Sache selbst alles klug zu lenken.

Langer war ein nüchterner, intelligenter, gerechter Mann.

Daß er ihr beistehen und eine Heirat Gunhilds mit dem Fremden nicht zulassen werde, war zweifellos. Gunhild mit ihren siebzehn! Und dieser William Bennyn mit seiner fast abenteuerlichen Schönheit!

Gunhild sagte, sie wolle in ihr Zimmer gehen. Gut — gut. Aber als Klara Wittmer hinter ihr her sich auch hinausschleichen wollte, rief Justine sie an und behielt sie bei sich, bis Langer kam.

Sie war es gewohnt, alles in Fräulein Wittmer hineinzusprechen. Das zaghafte alte Mädchen konnte nie einen Rat geben, aber sie war wie ein Hörrohr. Was man in sie hineinsprach, wurde bis in ihr Innerstes getragen. Und sie schwieg und litt mit und freute sich mit und mißbrauchte nie das Vertrauen.

Nun ging Justine heftig im Zimmer hin und her und entlud ihre Aufregung in Worten.

Hatten sie dazu Gunhild erzogen, um sie gleich dem ersten besten hinzuwerfen? Wußte Gunhild schon mit ihren siebzehn recht, was sie wollte? Nahm sie nicht eine verliebte Aufwallung am Ende für ein großes Gefühl? Daß Gunhild viel Temperament habe und eine große Neugier auf das Leben, sei gewiß. Wahrscheinlich habe der Mann das begriffen und sie zu nehmen verstanden. Und hatte er nicht beinahe etwas vom Abenteurer an sich? Es schien, er habe Geld. Wer wußte Genaues? Wie sollte man sich erkundigen? Singapore sei weit.

Mit seiner verfluchten Wachspuppenkopfschönheit hatte er es ihrer Mädchenphantasie angetan. Auf solche Samtaugen fiele man nur mit siebzehn Jahren hinein. Und dann die weiche, melancholische Note in seinem Wesen! Der widersteht kein unerfahrenes Herz.

O, wie sie ihn haßte, haßte! Er stahl Gunhild die Jugend; betrog sie um die Zeit, die sonst die fröhlichste, sonnigste ihres

Lebens gewesen wäre. Denn wenn Gunhild ihn auch später vergäße — und das mußte sie — ihre ersten Mädchenjahre waren ihr doch verdorben, der Harmlosigkeit beraubt.

Mit welch köstlichen Erwartungen hatte sie Gunhilds Mädchenzeit entgegen gesehen. Eine lachende Lust hatte das Leben hier im Hause werden sollen.

Die ganze Luft durchzittert von süßen, jungen Torheiten und Wichtigkeiten — — Ein buntes Blumenblühen ringsum. Endlich, endlich eine Zeit der reinsten, sorgenlosesten Freuden . . .

Plötzlich stockte der Fluß ihrer heftigen Rede.

Ein wehmütiger Zug legte sich um den Mund der Frau . . .

Sie sah sich wieder in jenem Festungsgarten, und sie dachte daran, wie er ihr zum Symbol des Lebens geworden war . . .

Sie schüttelte den Kopf.

Es war eine schmerzliche Gebärde — aber auch eine der Auflehnung.

Fräulein Wittmer hatte den sich überstürzenden Worten hingegeben zugehört. Wie recht hatte die arme Frau. Man mußte ihr ganz und gar beistimmen.

Nur nicht in dem, was sie von der „Wachspuppenschönheit“ sagte. Das tat Fräulein geradezu weh. Denn sie mochte es sich kaum gestehen, ganz heimlich bewunderte sie diese Schönheit, so hatte sie sich immer „den Mann“ gedacht.

Nicht früher durfte Fräulein Wittmer zu Gunhild, als bis Langer gemeldet wurde. Justine meinte, es wäre gut, wenn das Kind sich ein wenig in der Einsamkeit besinne.

Als Langer eintrat, lief Fräulein Wittmer denn auch eilends treppan zu ihrer geliebten Gunhild.

Gunhild ging auf und ab, genau wie die Mutter unten, mit heftigen Schritten, flammenden Augen.

‚Wie sind sie sich ähnlich,‘ dachte Fräulein Wittmer. Wie oft hatte sie es mit Bewunderung gedacht. Aber heute erschien es ihr schreckhaft.

Und Gunhild hatte nur auf sie gewartet, um ihre leidenschaftliche Erregung in einem Wortstrom dahinbrausen zu lassen.

Das also war Mamas Liebe? Verbarg sich nicht Tyrannei dahinter? Wenn Mama ihn denn nicht leiden mochte: sie sollte ihn ja nicht heiraten, sondern die Tochter wollte es. Hatte Mama nicht einst auch über ihr Leben bestimmt? Nicht sogar eingestanden, daß Großpapa Staphorst eine andere Partie für seinen Sohn gewünscht? Und war doch so namenlos glücklich mit Papa gewesen! Auf die Stimme der Liebe mußte man hören, an sie glauben, nicht an Vorurteilen hängen. Wie lächerlich, daß Mama mit einem Male so den „Fremden“ betonte. Sie, die internationale Handelsbeziehungen pflegte. Sie, die sonst sagte: es gibt eigentlich keine Entfernungen mehr. Aber wahrscheinlich kam das ganze Vorurteil nur davon her, daß William und sie sich bei Tante Laura wieder begegnet seien. Das genüge für Mama. Und wie kam es dann, daß sie — Gunhild — nicht über sich bestimmen sollte, während Wynrich doch auch mit siebzehn über sich bestimmt und seine Berufswahl getroffen habe, was doch eine ähnlich wichtige Entscheidung sei, wie eine Heirat.

Fräulein Wittmer hörte den sich überstürzenden Worten hingegeben zu. Wie recht hatte das arme Mädchen. Man mußte Gunhild ganz und gar beistimmen.

„Komm, Gunhild,“ sagte sie leise, „komm.“

Das zerbrach Gunhilds nur sehr künstlich gesteigerten Zornesmut, und sie warf sich weinend in die Arme von Fräulein Wittmer.

„Es wird ja wohl noch alles gut werden,“ flüsterte diese und kam sich wie eine Verräterin vor. Bei der Mutter mußte sie der Mutter recht geben, sie konnte gar nicht anders, es war ihr innerstes Gefühl. Und nun gab sie wieder der Tochter recht — auch aus innerstem Gefühl.

Daß sie einmal solche Stunden in diesem Hause erleben werde, hatte sie sich nie träumen lassen. Welche schreckliche Zeit begann wohl jetzt . . . es war nicht auszudenken.

„Ich muß einen Brief schreiben. Du mußt dafür sorgen, daß Säger ihn mit in die Stadt nimmt, wenn er Onkel Langer wieder hinein bringt,“ sagte Gunhild unter Tränen.

„Kind,“ rief Fräulein Wittmer und machte ein Gesicht voll äußerster Angst, „Du willst doch nichts tun, was ich vor Mama nicht verantworten könnte?“

„Sei ruhig," sprach Gunhild und gewann ihre Haltung zurück, „ich werde niemals ein Glück wollen ohne Mamas Segen. Aber ich kann mich auch nicht stumm und wehrlos in Mamas Nein fügen. Du hast es selbst gehört: sie mag ihn nur nicht leiden! Das ist doch kein Grund, mich unglücklich zu machen."

Nein, das war gewiß kein Grund. Und Fräulein Wittmer ließ Gunhild schreiben.

Daran, daß die Tochter kein Glück wollte ohne der Mutter Segen, daran hatte sie das Herz ihrer Gunhild wieder erkannt und war beruhigt.

Daß Gunhild nun mit einer unglücklichen Liebe und zerbrochenem Herzen aus diesem Kampf hervorgehen müsse, war schrecklich — und doch — es schien der Wittmer so ergreifend interessant. O, wie wollte sie es mit ihr tragen, mit ihr weinen, sie trösten ...

Unterdessen schrieb Gunhild.

„Liebe Tante Laura! Ich habe mich heute mit William Bennyn verlobt, aber Mama sagt nein. Ohne Mamas Einwilligung werde ich nicht heiraten. Aber von William lassen kann ich auch nicht. Ich muß mit ihm selbst unsere Lage besprechen, was gewiß mein Recht ist. Ich glaube, wir werden wohl warten müssen, bis ich mündig bin, und Mama sich durch unsere Standhaftigkeit überzeugen ließ.

Darf ich William in Deiner Gegenwart morgen vormittag um elf Uhr sprechen? Sei so gut, ihn zu benachrichtigen.

In Dankbarkeit Deine G."

Es blieb ja keine Wahl. Langer war von Mama zur Hilfe gerufen und also als Beistand für sie verloren, Pastor Henning wollte sie sich nicht anvertrauen, weil Käthe was gemerkt hätte, und Käthe konnte nun mal nicht schweigen. Sonst aber stand niemand Gunhild so nahe. Dennoch hatte sie eine peinliche Empfindung dafür, daß die Not sie gerade zu Mamas Feindin trieb. —

Unten im Wohnzimmer besprachen sich der Justizrat und Frau Staphorst.

Er nickte immer wieder mit demonstrativer Kräftigkeit der Gebärde, so daß seine Nase fast seinen rötlich wallenden Bart berührte.

Seine verehrte Freundin hatte völlig recht. Man überläßt den Händen einer Siebzehnjährigen es noch nicht, das eigene Geschick aufzubauen. Und man wußte von dem Manne zu wenig. Zwar Wynrich und Theo hatten sechs Wochen an Bord mit ihm zusammen verlebt und ihn während der Zeit lieb gewonnen. Das wollte aber nichts sagen, als daß Konsul Bennyn angenehme Manieren habe, wovon man sich übrigens auch Ostern überzeugen konnte.

Es gab ja aber Telegraphen, es gab Post. Man konnte nach Singapore kabeln. Man konnte an irgendein Hamburger Haus schreiben, das drüben genau Bescheid wußte. Und hatte Bennyn nicht auch Verwandte mütterlicherseits in Deutschland? Auch an die konnte man schreiben.

Und wenn dann alle, alle Auskünfte so glänzend waren, daß der Charakter, der Lebenswandel und die wirtschaftliche Lage des Mannes in zweifelloser Unantastbarkeit dastanden, dann konnte Justine — im Hinblick auf die instinktive Abneigung, welche sie nun einmal gegen den Mann hatte — der so jungen Tochter immer noch eine Wartezeit von ein bis zwei Jahren auferlegen, während welcher es sich zeigen müsse, ob es sich um den Traum einer erregten Mädchenphantasie oder um ein echtes Gefühl handle.

Er selbst, als Vormund, würde, zum ersten Male von seinem Recht Gebrauch machend, sich vorbehalten, nach eigensten, genauesten Beobachtungen und Erkundigungen seine Einwilligung zu geben oder vorzuenthalten.

Justine war ganz erleichtert, fühlte auch ein Vertrauen zu Langer wie noch nie.

Er war doch ein Mann. Klar, gerecht. In überströmender Dankbarkeit drückte sie seine Hand.

„Da ich mich in dieser Sache zu leidenschaftlich erregt fühle, will ich mich unter Ihren Schutz begeben, lieber Freund," sagte sie, „Ihrem Rat folgen — tun, was Sie für richtig halten."

Sie sah, er war ein Gegner dieser Heirat, und da war es so leicht, so beruhigend, sich seinem Rat zu fügen.

Daß die Auskünfte, nach denen sie sich nun umtun wollten, weder gut noch schlecht ausfallen würden, sondern jenen höflichleeren Charakter haben könnten, der alles nach Wunsch deuten ließ, kam ihnen beiden gar nicht in den Sinn.

Es war Justinen bei ihrer Art auch schon fast ein Trost, daß sie etwas tun konnte.

Während Langer beim Fortgehen versprach, nach Singapore zu kabeln und nach Hamburg zu schreiben, wollte Justine an die Familie Franke sich wenden und Wynrich das Vorgefallene mitteilen.

Die Adresse dieser Familie Franke konnte sie in ihrem Schreibtisch suchen.

Eine der Familie und ihr selbst gleicherweise befreundete Dame, eine Frau Doktor Ludwig, war im vorigen Sommer bei den Frankes zum Besuch gewesen; damals hatte Justine sich die Adresse notiert.

Sie saß vor ihrem Schreibtisch und kramte in der weit herausgezogenen Schieblade umher, mit überhastigen, nervösen Händen. Der Zettel mit jener Adresse war natürlich nicht auffindbar. Aber dafür fand sie einen Brief von der Doktorin Ludwig, den diese ihr aus Frankfurt geschrieben. Justine las ihn durch. Erst ein paar Erinnerungen an die nette Zeit, die man seinerzeit in Trafoi zusammen verlebt — dann eine Beschreibung von allerlei kleinem Reiseungemach, das die Doktorin erlebt hatte.

Wie leer, wie inhaltslos. Warum hält man eigentlich eine solche Beziehung mit Reisebekannten aufrecht, mit denen man seelisch in Wahrheit gar keinen Einklang hat, oder nicht weiß und erfährt, ob man ihn haben könnte, weil man nie in Tagen der Arbeit, in Tagen der Sorge beisammen war, dachte Justine.

Weiter. Da stand: „Hier bei den lieben Frankes ist es wieder einfach reizend. Durch das Familienglück, das hier herrscht, kommt solch Behagen. Ein Vater und ein Sohn, die sich zusammen als Kompagnons vertragen. Das ist geradezu eine Rarität. Sie wissen, beide sind Rechtsanwälte; ich glaube wenigstens, ich erzählte es. Franke ist ein Korpsbruder meines Mannes. In den Sohn bin ich verliebt. Schade, daß ich keine Tochter habe, die brächte ich mit Gilbert Franke zusammen. — Gestern waren wir in Kronberg . . .“

Justine ließ den Brief sinken und dachte nach.

An diese Leute wollte, mußte sie nun schreiben. Ihnen eine Frage vorlegen, deren Beantwortung vielleicht über Gunhilds Leben entschied.

Was waren es für Leute? Würden sie den Angstruf eines Mutterherzens verstehen? Die Frage als Last und Zudringlichkeit empfinden?

Die Doktorin Ludwig war eine sehr angenehme Gesellschafterin. Aber hatte sie auch ein Urteil über Wesen und Wert von Menschen? Konnte das Gute, das sie über die Frankes berichtete, nicht etwa aufgefärbt sein? Gastfreunde schmäht man nicht.

Es war doch ein Wagnis. Justine empfand es klar, daß ihre Frage gar nicht vorsichtig genug gestellt werden konnte. Sie schrieb ein Konzept nieder, was sie noch nie sonst getan, und änderte daran, bis sie den Brief danach kopierte.

„Hochverehrter Herr Doktor! Durch unsere gemeinsame Freundin, die Doktorin Ludwig, besteht so etwas wie eine Beziehung zwischen uns. Frei gestehe ich, daß ich diesen Zufall gern als Einführung mir zunutze mache.

In einer Angelegenheit schwerwiegendster Art muß ich mich unter tiefster Diskretion und sehr vertrauensvoll an Sie wenden.

Ihr Verwandter, der Konsul William Bennyn aus Singapore, der seit einigen Monaten, wie Ihnen bekannt ist, Deutschland bereist, um sich ansässig zu machen, bewirbt sich um meine einzige Tochter. Die Bewerbung erfolgt nach so überaus kurzer Bekanntschaft, meine Tochter ist noch so sehr jung, daß ich als Mutter nicht sorgsam genug erwägen kann, ob ich schon einwilligen darf. Ich kenne nichts von Herrn Bennyn, wie seine überaus vorteilhafte Erscheinung und seine liebenswürdig gewandten Manieren, die mich ohne weiteres belehren, daß er ein Mann aus bester Familie von wahrhaft guter Erziehung ist. Da seine Mutter eine geborene Franke, wenn ich recht berichtet bin, Ihre Cousine war, sind diese Vorzüge genügend erklärt.

Würden Sie sich entschließen können, mir die Eindrücke mitzuteilen, die Sie von Bennyn gewannen, als er Sie diesen Frühling, von Gronenhagen kommend, in Frankfurt besuchte?

Ich weiß, daß ich ein peinliches und vielleicht verantwortungsvolles Ansinnen an Sie stelle.

Sie können es ablehnen. Aber auch dann bitte ich einer Frau nicht zu zürnen, die, früh ihres geliebten Gatten beraubt, ihren Kindern alles sein muß.

Ihre hochachtungsvolle
Justine Staphorst.“

Sie war nicht zufrieden mit dem Brief. Ein besserer gelang ihr nicht. Ihr Herz war zu voll. Mit Klugheit aus der Überfülle das Richtigste herauszuheben, hätte Kaltblütigkeit gefordert.

Unheil konnte der Brief in keinem Fall anrichten, selbst wenn die Frankes oberflächliche Menschen waren. Sie hatte der Familie eine starke Verbindlichkeit gesagt und ihre Abneigung gegen Bennyn nicht verraten.

Und danach tat sie ihrem Herzen wohl und schrieb an Wynrich. Sie bat ihn, sofort zu kommen, teilte ihm aber auf vierzehn langen Seiten mit, was sich begeben hatte.

Es war nach Mitternacht, als Justine endlich zu Bett gehen konnte.

Sie tat es niemals, ohne vorher nach Gunhild zu sehen.

Auch jetzt trat sie in das Zimmer der Tochter, auf leisen Sohlen, den Atem anhaltend.

An der Tür drehte sie am Lichtknopf. Sogleich glühte sanft der rosig gefärbte Schein auf, den die verhüllte Birne zu Häupten von Gunhilds Bett ausstrahlte.

Ihre Tochter schlief — —

Mit ganz demselben ernsten, verschlossenen Ausdruck wie immer.

Oft war in der Familie darüber gescherzt worden, wie böse Gunhild aussehe, wenn sie schliefe — —

Nun stand Justine mit gefalteten Händen, vor neu aufwallender Erregung zitternd, und staunte dies junge Gesicht an.

Wie hatte sie nur je darüber scherzen können — —

Stand auf diesen Zügen nicht die Schrift eines unbeugsamen Willens — eines Charakters voll Leidenschaft und Festigkeit?

Da war Justine, als raschle etwas hinter ihr. Sie wandte sich um.

In der halbgeöffneten Tür zum Nebenzimmer stand Klara Wittmer.

Die beiden Frauen sahen sich an — lang, stumm, traurig.

Dann ging Justine — —

Die schreckliche Zeit, die Fräulein Wittmer gefürchtet, fing nun an. Gleich am andern Morgen begab es sich, daß Gunhild um zehn Uhr fertig zum Ausgang gerüstet in die Küche trat, wo Fräulein Wittmer mit der Köchin abrechnete.

„Ich gehe zur Stadt. Vor Eins kann ich nicht zurück sein — falls Mama nach mir fragt. Adieu so lang."

Wegen der Köchin konnte Fräulein Wittmer nichts fragen, nichts verhindern. Denn ehe sie sich besonnen hatte, war Gunhild fort.

‚Das darf sie nicht erfahren,' dachte Fräulein Wittmer und beschloß, ihrer Herrin Gunhilds Fortgang zu verheimlichen.

Als sie um halb Zwölf ein paar Frühstücksbrötchen in Justinens Arbeitszimmer trug, fragte diese — was sie sonst nie tat —: „Wo ist Gunhild?"

„Sie macht sich ihre vorgeschriebene Bewegung," sagte Fräulein Wittmer.

Justine hatte zum Glück gefragt, ohne von ihrer Schreiberei aufzusehen. Sonst hätte sie bemerkt, daß der Wittmer die halbe Lüge auf dem Gesicht geschrieben stand.

Gunhild aber ging mit raschen, sicheren Schritten, frei erhobenen Hauptes, um den geliebten Mann zu sprechen.

Von ihrer Tante Laura wurde sie mit viel Rührung, in großer Aufregung empfangen.

Es war eine Lage, die ganz und gar den Sensationsbedürfnissen der Frau entsprach. Sie konnte Liebende beschützen — und das war ihrer Art von Gutmütigkeit eine wirkliche Genugtuung; sie schwärmte für Bennyn und seine Samtaugen und war beglückt, ihm zu einer schönen, reichen Frau verhelfen zu können, wobei sich die Aussicht ergab, daß sie die verhätschelte, geliebte Tante des jungen Paares werden mußte, das ihr Dankbarkeit schuldete; sie genoß auch recht das Bewußtsein, daß sie Justine dabei ärgern konnte.

Von irgendeinem Verantwortlichkeitsgefühl war nicht von fern bei ihr die Rede.

„Ich steh' Euch bei, Kinder," versprach sie, „auf mich könnt Ihr zählen. Mama muß nachgeben. Sie wird es auch. Was hat sie denn gegen ihn?"

Gunhild wollte ihrer Mutter Abneigung gegen den Geliebten nicht preisgeben. Sie sann über eine Antwort nach.

Aber da kam er auch schon. Und Gunhild ließ sich gleich in seine Arme ziehen, und ihr war, als ruhe sie dort aus von allem Leid, das sie seit gestern ertragen.

Frau Laura trocknete sich eine Träne ab.

Aber dann fragte auch er dasselbe. „Was hat Deine Mama gegen mich?"

„Weil Du uns so fremd bist — so weit her bist . . ."

„Himmel, wie kleinstädtisch," warf Frau Laura dazwischen.

„Sie kennt doch meine Herkunft, meine Familie in Deutschland," sprach er. „Sei offen, mein Liebling — ich flehe Dich an. Nur dann können wir den Weg sehen, der uns ans Ziel führt. Hat sie Bedenken, weil ich zurzeit ohne Beruf bin? Spielen Geldfragen mit? Traut sie mir zu, daß ich an Euren Reichtum denke?"

Seine tiefen, weichen Augen sahen beschwörend in die ihren.

„Aber nein," rief Gunhild voll Eifer, „wie kannst Du von Mama das glauben! Das ist doch alles ganz egal! Du bist doch auch reich oder wohlhabend, nicht? Ach, laß uns doch nicht von so etwas reden."

„Gottlob," warf Frau Laura befriedigt ein, „daß Sie vor dem Verdacht der Mitgiftjägerei bewahrt sind."

Das Gesicht des Mannes war ganz fahl. Er schloß ein paarmal die Augen, wie jemand, den etwas blendet. Diese nervöse Bewegung der Augenlider, über die er nicht Herr war, quälte ihn stets auf das peinvollste.

Ihm war, als habe sie eine Sprache . . .

„Aber was, um Gottes willen, was ist es denn, das sie bestimmt?" fragte er.

Und ganz verlegen, sehr voll Scham, daß sie so etwas von ihrer teuren Mutter eingestehen müßte, sagte Gunhild da: „Sie mag Dich nicht leiden — weiter nichts."

„Weiter nichts!" wiederholte er bitter. „Das ist das Schlimmste. Widerwille!"

Und er sah die harte Feindschaft in dem Auge der Frau blitzen . . .

Wenn er doch jemals über diesen Blick weg könnte.

„O," sprach Gunhild und sprach sich in heiße Erregung, „sie wird Dich lieben, wenn sie Dich erst kennt! Und das wollte ich Dir vorschlagen — darum bin ich hier. Ohne Mamas Erlaubnis kann ich Deine Frau nicht werden. Von Dir lassen kann ich nicht. Mama muß Dich kennen und lieben lernen! Besuche sie. Oder schreibe ihr nochmals und bitte, daß sie Dir wenigstens eine Unterredung mit ihr erlaubt. Ich bin ja felsenfest überzeugt, daß Du nur einmal ordentlich mit ihr zu reden brauchst, und sie gewinnt Dich sofort lieb! Du sollst sehen, dann kommt es noch so, daß sie ihre erste Abneigung selbst gar nicht mehr begreifen kann. Und noch was: schreib' doch auch gleich an Wynrich. Ich will ihm auch schreiben. Der wird uns schon beistehen. Weißt Du, was Wynrich Ostern von Dir sagte: Du seiest ein famoser feiner Kerl. Verzeih. Aber Wynrich sagte es so burschikos. Und zu Langer mußt Du gehen. Mama ließ ihn rufen. Gewiß soll er ihr beistehen. Er ist mein Vormund. Du kriegst Langer aber gewiß sofort herum."

Dieser naive, felsenfeste Glaube an seine unwiderstehliche persönliche Gewalt kam der innigsten Liebeserklärung gleich.

Wie ihn das rührte, beseligte. Welch überschwengliches Glück harrte seiner, wenn er sich dieses Mädchen errang.

Ein Leben voll Friede, Freude, Reinheit schwebte ihm vor.

„Süße Gunhild," flüsterte er.

Frau Laura ging sacht hinaus und überließ die beiden ein paar Minuten sich selbst. Sie bemerkten es gar nicht, sie hatten so wie so nur einander empfunden.

„Bleibe fest, bleibe mein," flehte er und küßte sie leidenschaftlich. Leidenschaftlicher, als er gewollt. Aber das Maß entschwand ihm im Sturm seines übermächtigen Gefühls.

Seine Küsse berauschten sie.

„Ich bleibe fest," schwor sie glühend, „ich lasse nicht von Dir."

Als sie schieden, hatte sich in ihr etwas verändert. Gestern noch durchleuchtete und verklärte die bewußt werdende Liebe wie eine träumerische Morgenröte ihr Wesen. Heute stand es in hellen Flammen.

William Bennyn blieb noch eine Weile bei der Frau zurück, die sich zur Beschützerin seiner Liebe gemacht.

Sein Kopf war ihm schwer von Sorgen. Er erwog, wie weit er der Frau sein Vertrauen geben könne.

Er wünschte wahr und klar zu sein. Aber er zitterte davor, daß ihm dann all das heißersehnte Glück verloren gehen könne. Ja müsse — — Er fühlte die entsetzliche Gewißheit voraus. Die seltsam elementare Feindseligkeit von Gunhilds Mutter war ihm unheimlich.

Dies Mutterherz, das sich mit solcher Kraft gegen ihn wandte, staunte er an wie ein schreckhaftes Wunder.



Auf dem Felde. Nach dem Gemälde von Prof. Otto Strützel-München.

Er durfte der herrischen Frau, deren Leidenschaftlichkeit er ahnte, keine Waffen gegen sich geben. Sie würde sie gleich benutzen. Auf liebevolle Nachsicht, auf den Versuch zu verstehen, zu verzeihen durfte er gewiß nicht rechnen.

Deshalb Vorsicht! Auch gegenüber dieser seiner Beschützerin. Sie war doch immer ein Familienmitglied. Und er kannte sie auch zu wenig.

Und überdies: wozu unnötig von vergangenen, unabänderlichen Dingen sprechen, die im Grunde weder Gunhild noch die Ihren etwas angingen?

Es gab nur eine Pflicht: die, Gunhild glücklich zu machen.

Und in neuer Aufwallung seiner Liebe gelobte er sich inbrünstig, diese Pflicht zu erfüllen, wenn Gunhild sein Weib würde.

„Gunhild ist ein Engel," sagte Frau Laura, die banale Bemerkung im überschwänglichsten Ton vorbringend.

Er erwachte aus seinen Gedanken.

„Ich wollte, Gunhild wäre ein armes Kind aus dem Volke — ich könnte für sie arbeiten — Not tragen . . ." sprach er leidenschaftlich.

‚Das ist ja nun bloß 'ne Redensart,' dachte sie, ‚das ist Schnack, das meinst Du gar nicht.'

Ihm aber war es heißer Glaube. Daß ihm die seelische und physische Kraft gefehlt hätte, in zäher Arbeit ein gemeinsames Leben für sie und sich zu gestalten, nahm ja seinem Glauben nichts von der Aufrichtigkeit.

„Immerhin," sagte Frau Laura, die behaglich am Fenster saß und nebenbei aufpaßte, ob Herr v. Brandstein zum Frühschoppen gehe, denn es war die Stunde, „immerhin ist es doch sehr angenehm, daß Ihnen und Gunhild solche romantische Liebesproben erspart bleiben und Ihr beide reich seid."

Bennyn ging noch zweimal auf und ab, ehe er stehen blieb.

Seine Farbe war ganz verändert. Sie hatte den seltsam grauen Ton, den Menschen von südlicher Hautfarbe bekommen, wenn sie erblassen.

„Sie sprechen wiederholt von einem Reichtum — auch Gunhild — ich — ich bin kein reicher Mann . . ."

Frau Laura nickte strahlend auf die Straße hinab. Drüben ging der Landrat a. D. und grüßte herauf. Darüber hatte sie nun nicht genau verstanden . . .

„Was sagten Sie . . .?"

Er mußte das Geständnis wiederholen — er hätte noch die Freiheit gehabt, es zu erweitern. Das wollte ihm nicht von den Lippen. Er sagte: „Ich bemerkte, daß ich keineswegs der indische Nabob bin, für den ich gehalten zu werden scheine."

„Dafür hält man Sie nicht."

„Doch aber für sehr reich."

„Na, sagen wir mal: für recht wohlhabend und jedenfalls für völlig unabhängig."

Welch ein Gespräch. Es feuchtete ihm die Stirn.

„Nicht so ganz," sagte er halblaut, „und ich zittere vor Furcht, daß Frau Staphorst mich dennoch verdächtigen könnte, es auf Gunhilds Geld abgesehen zu haben. Ich schwöre Ihnen, daß ich Gunhild um ihrer selbst willen liebe."

Frau Laura sah ihn mit ihren hellen Augen lange und sehr forschend an. Sie blieben beide stumm.

Endlich wandte er mit zwinkernden Augenlidern den Blick zur Seite.

Daß er die Wahrheit sprach, glaubte sie. Er liebte Gunhild mit rasender Gewalt. Sie kannte wohl die Stimme der Leidenschaft, die aus ihm sprach.

Aber daneben war sie auch überzeugt, daß er die Leidenschaft in ihren ersten Anfängen gleich in seinem Herzen erstickt hätte, wenn Gunhild zufällig ein armes Ding gewesen wäre.

Sie dachte an ihre Schwägerin. Deren Vermögen kannte sie ziemlich genau. Es konnte Justine wahrhaftig gleichgültig sein, ob ihr Schwiegersohn Geld hatte oder nicht. Und es würde ihr auch gleichgültig sein — das heißt, nur bei einem Manne, der ihr sehr willkommen war, den sie selbst leiden mochte, dem sie volles, freudiges Vertrauen schenkte. Bei William Bennyn aber würden unzulängliche Geldverhältnisse ihr Mißtrauen erhöhen, sie würde diese zum Vorwand nehmen für ihre Weigerung, ihm Gunhild zu geben.

Frau Laura hätte wohl genau wissen mögen, wie es um ihn stand. Aber sie fühlte, daß hier Vorsicht am geratensten war. Vielleicht hatte er gar nichts. Oder gar Schulden. Und war abenteuernd aus-

gezogen, um sich mit seiner Schönheit eine Frau zu erobern und ihr Geld.

Es war wirklich besser, den Mann nicht zu einem genauen Bekenntnis zu nötigen.

‚Das geschieht Justine ganz recht,‘ dachte sie, ohne sich zu präzisieren „was“ und „warum“.

Sie rechnete. Wenn der Mann Gunhild bekam, war es so gut, als gehöre Justinens halbes Vermögen ihm. Vielleicht übergab ihm Justine auch das ganze, große Geschäft. Als Wynrich Marineoffizier wurde, hatte sie doch gesagt, daß einmal ein Schwiegersohn die Fabrik fortführen könne. So oder so ... Gunhilds Mann war „sicher“.

Viele Minuten waren ja verstrichen seit seinen Worten. Und doch schien es ganz selbstverständlich, daß Frau Laura nun auf diese einging.

„Ich kenne meine Schwägerin genau,“ sprach sie langsam und ließ keinen Blick von dem Gesicht des Mannes, „ich rate Ihnen entschieden, sie in dem Glauben zu lassen, daß Sie ganz unabhängig sind. Ich will Sie in den Stand setzen, ohne Lüge dies behaupten zu können.“

Sie machte eine Pause. Er wartete atemlos.

„An dem Tage, wo Sie mit Gunhild auf das Standesamt fahren, gebe ich Ihnen Hunderttausend — Zweimalhunderttausend, wie Sie wollen. Ob ich meine Zinsen mir von der Bank hole, oder ob ich sie von Ihnen bekomme, kann mir egal sein. Der Schwiegersohn Justinens ist mir sicher. Ich habe Gründe zu glauben, daß Justine Ihnen das Geschäft abtritt, wenn sie sich zur Einwilligung in die Heirat bewegen läßt. Na — und das Geschäft ist 'ne Goldgrube. Sie können mir, einmal Chef desselben, mit der allergrößten Leichtigkeit nach und nach mein Darlehn zurückzahlen, ohne daß irgendein Mensch was davon merkt. Das sind Nebenfragen. Die besprechen wir später. Die Hauptsache ist dies: daß die Geschichte vollkommen unter uns zweien bleibt, und dann, daß Sie meiner Schwägerin schreiben oder sagen: Sie seien imstande und bereit, am Hochzeitstag die und die Summe ins Geschäft einzuschießen. Sehen Sie mal: auf diese Weise kommt es dann erst gar nicht dazu, daß Justine mit Ihnen die Geldfragen erörtert — die sind immer greulich. Sie wird sich dann denken: ein- oder zweimalhunderttausend Mark sind ja kein Reichtum, aber Geld genug, um mir zu beweisen, daß Gunhild selbstlos geliebt wird. Na — was sagen Sie?“

„Wie soll ich Ihnen jemals danken,“ murmelte er und küßte ihr beide Hände.

Wohlgefällig sah sie ihn an. In das befriedigende Gefühl, ihrer Schwägerin so nachdrücklich entgegenzuarbeiten, mischte sich nun eine kleine echte Rührung.

„Ich kann doch Gunhild nicht weinen sehen! Ich hab' doch selbst ein Herz ... solche Liebe muß zum Ziel kommen.“

Wie unrecht hatte er dieser Frau getan, als er sie für herzensroh hielt.

Reuevoll und dankbar küßte er nochmals die weißen, fleischigen, beringten Hände.

Welche Demütigung, welches Wagnis blieb ihm nun erspart!

Später, wenn die feindselige Frau erst an seine Liebe zu Gunhild glaubte und durch das Glück der Tochter ihm geneigt geworden war — dann — ja dann konnte er Vertrauen zu ihr fassen und ihr gestehen, wie alles zugegangen war.

Diese Hoffnung steigerte sich fast zum Vorsatz in ihm. Und das beruhigte ihn, nahm ihm alle Skrupel. —

V.

Auch an einer anderen Stelle bekam in dieser selben Stunde Gunhilds Sache Segelwind.

Der Justizrat Langer bildete sich ein, daß er seiner Frau niemals von den Angelegenheiten seiner Klienten etwas anvertraue. Je wichtiger die Vorfälle waren, für deren Abwickelung er sich gerade einsetzte, je deutlicher bemerkbar wurden an seinem Wesen die Symptome des großen Geheimnisses.

Dann begann seine Frau zu fragen. Er lehnte jede Mitteilung ab und leitete seine Verweigerung in der verschiedensten Weise ein. „Wie dürfte ich über eine Angelegenheit sprechen, an deren Geheimbleiben der Ruf einer alten Firma hängt.“ — „Verlange doch nicht von mir, daß ich die Ehegeheimnisse preisgebe, die mir anvertraut wurden und in deren konfliktvollen Charakter ich noch versöhnend einzugreifen hoffe.“

Da nun Langers ihre Privatwohnung in der ersten Etage desselben Hauses hatten,

in dessen Räumen sich unten die Bureaus befanden und Frau Langer während der Sprechstunden soviel als möglich am Fenster saß und in den „Spion“ guckte, so wußte sie ziemlich, wer aus- und einging, und konnte viel kombinieren.

Daß ihr Gatte noch gestern abend nach Atlisberg hinausgeholt worden war, wäre ihr beinahe entgangen.

Sie hatte einen Damentee besucht und kam zu spät zum Abendbrot heim, ein wenig in Ängsten, denn sie ließ ihren vielbeschäftigten Mann nie eine Minute warten, wartete hingegen geduldig stundenlang auf ihn.

Nun erfuhr sie, daß er noch gar nicht da sei, etwa um halb sieben von einem Wagen noch über Land geholt worden wäre und hinterlassen habe, er wisse nicht, wann er zurückkommen würde.

Wahrscheinlich wollte ein Sterbender sein Testament machen.

Sie schickte sich also an zu warten.

Er trat gegen neun Uhr ein, und sie erhielt die gewohnte, liebevolle Schelte: „Du hast wieder mit dem Essen gewartet? Das sollst Du nicht ...“

„Du weißt, ich hab' allein doch keine Ruhe. Obenein, wo Du mit Pferden über Land warst ... fremde Pferde ängstigen mich immer.“

Sie aßen, und er sagte nicht, wo er gewesen war.

Sein Schweigen fing an für sie beredt zu werden.

In Sinnen verloren, trommelte er auf den Tisch.

Später sagte er, daß er noch einen wichtigen Brief nach Hamburg schreiben müsse.

Wieder arbeiten! Der arme Mann. Er rieb sich rein auf. Nein, das würde sie nicht dulden. Es werde wohl nicht so eilig sein.

„Mein Kind,“ sagte er sanft, aber entschieden, „es ist immer eilig, wenn es sich darum handelt, eine geängstete Mutter zu beruhigen.“

Nun kamen ihre Fragen. War irgend ein Liebespaar, ein Schüler, oder sonstwer durchgegangen, den die Mutter noch im Hafen abfassen lassen wollte?

„Immer wieder muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß ich nicht über meine Angelegenheiten spreche, auch nicht, wenn sie unsere nahen Freunde betreffen und nicht eigentlich juristischer Natur sind.“

Er dachte immer so bohrend und so mit ganzer Sammlung nach, daß ihm gerade darüber entging, wie seine Antworten die Grenzen der Klugheit überschritten.

Die Justizrätin ging zu Bett, lag und grübelte und fing an zu folgern: Nahe Freunde — sie mußten weit vor der Stadt wohnen — eine geängstete Mutter — eine Sache nicht eigentlich juristischer Natur — ein Brief nach Hamburg — —

Auf einmal kam der Schreckblitz des Verstehens: Ihr Mann war bei Justine Staphorst gewesen, und es handelte sich um Wynrich und Theo. Die hatten ein Unglück gehabt ...

Entsetzlich! Sie hatte es immer geahnt. Es war ein zu gefährlicher Beruf.

Ihr Gatte fand sie, als auch er zu Bett gehen wollte, aufrecht, mit gerungenen Händen sitzen.

„Na nu“, sagte er.

„Du bist bei Frau Staphorst gewesen,“ stieß sie heraus.

„Wie kommst Du auf Frau Staphorst?“ fragte er betroffen.

„Mit Wynrich und Theo ist etwas passiert! Sie sind verunglückt! Sag' es nur. O mein Gott — mein Theo ...“ jammerte sie.

„Deine ewige Angstmeierei!“ rief er ärgerlich. „Wir haben nicht von Wynrich und Theo gesprochen.“

Dann begriff er, daß er damit zugegeben habe bei Justine gewesen zu sein, und wurde einfach wütend.

Sie deckte sich geschwind bis über die Ohren zu und war nur erleichtert, daß ihr Theo nicht zerquetscht, verbrannt oder ertrunken war.

Am andern Morgen ging er schon früh zur Post und sprach dann beim ersten Frühstück davon, daß es doch großartig sei, wie jetzt das Netz der Kabel den Erdball umspanne und daß man für sechs Mark das Wort nach Singapore telegraphieren und selben Tags schon Antwort haben könne.

Als die Justizrätin dann nachher vom Fenster aus den Konsul William Bennyn über die Straße gehen sah, wußte sie alles. Und der Schreck fuhr ihr in die Glieder. Der war gekommen, um sich Gunhild zu

erobern! Ihrem Theo die vorbestimmte Braut weg zu schnappen! Kein Zweifel. Ihr Mann war von Justine beauftragt, sich nach dem Bewerber um die Tochter zu erkundigen. O nein, daraus sollte denn doch nichts werden.

Halbzwölf kam ihr Mann, um sein Glas Portwein zu trinken und sein Chesterbrötchen dazu zu essen.

Seine Frau sagte ihm nun gerad heraus, was sie kombiniert hatte. Er öffnete den Mund, um ihren Redefluß mit einer strengen Bemerkung abzuschneiden. Aber da schloß sie ihren Vortrag schon selbst, und zwar mit einem Trumpf.

„Und das sag' ich Dir: Du tust was Du kannst, das zu hintertreiben! Du bist der Vormund! Du kannst es einfach verbieten. Und warten bis sie mündig ist — ach, das kann Gunhild gar nicht. Die hat kein Temperament zum Warten. Dann schlägt sie sich die Geschichte wieder aus dem Sinn. Ich hätte sonst nie darüber gesprochen, aber ich muß es Dir unter vier Augen doch andeuten: unser Theo soll mal Gunhild kriegen. Es liegt auf der Hand. Sie sind Jugendgespielen und mögen sich gern. Noch Ostern sagte Theo, daß es doch selbstverständlich sei, daß er Gunhild mal heiraten würde."

Etwas Unheilvolleres hätte die Frau nicht sagen können.

In der Brust ihres Mannes erwachte der Löwe der Lauterkeit.

Diese Lauterkeit, die sein Charakter, seine Rolle, sein Stolz, sein Firmenschild war!

Wie denn, er, der Vormund, sollte den Herzenswünschen seines Mündels entgegentreten, um für den eigenen Sohn das schöne, wohlhabende Mädchen frei zu halten? Er, der Justizrat Langer, der nie, nie in seiner ganzen Praxis auch nur den leisesten anrüchigen Fall angenommen zur Verteidigung, er sollte sich dem Geflüster aussetzen, dem Verdacht, daß er Gunhild Staphorst weinen lasse, damit sein Sohn eines Tags lachen könne?! Er sollte das Vertrauen der edlen Frau mißbrauchen, die ihn zum Vormund ihrer Tochter gewählt und von ihm erwartete, daß er gerecht prüfen würde?! Solche Zumutungen wurden an ihn gestellt? Und von wem? In seiner eigenen Familie! Von dem eigenen Weibe! Es war nicht auszudenken! So wenig also verstand sie den reinen Goldklang seines Namens zu würdigen . . .

Schon hing seine Frau weinend an seinem Halse und bat um Verzeihung.

Er beruhigte sich und gab zu, daß sie aus Fahrlässigkeit, ohne dolose Absicht gesagt, was sie gesagt.

Er werde entscheiden, ganz gerecht, ganz klar — je nach den Auskünften und so, als habe er selbst keinen Sohn, der sich Hoffnung auf Gunhild mache. —

Von nun an war ihm die Angelegenheit selbst nicht mehr so wichtig. Unversehens war sie ein bißchen aus ihrer Vordergrundstellung in die Kulissen zurückgedrängt, und vorn an der Rampe, im hellsten Bühnenlicht, erging sich mit großartigen Gesten seine „Integrität", die es ihm zur Pflicht machte, nun ganz im Gegenteil dem fremden Mann mit den besten Vorurteilen zu begegnen. —

Als William Bennyn noch am selben Tag beim Justizrat Langer vorsprach, fand er eine sehr freundschaftliche Aufnahme, die ihn auf das freudigste überraschte. —

Es schien, als habe sich alles gegen Justinens geängstetes Herz verschworen. Auch wer sie trösten wollte, beunruhigte sie nur.

Wynrich antwortete:

„Geliebte Mama! Leider gibt die K. M. ihren Offizieren nicht nach Familienbedarf Urlaub. Da ich Ostern erst meine 45 Tage hatte, die mir nach der Rückkehr vom Auslande zustanden, kann ich frühestens Weihnacht auf ein paar Tage meine Werftdivision ohne meine, so eminent förderliche Aufsicht und Ausbildung lassen.

Wie gerne ich Dir zur Seite wäre, wo Du Dich jetzt in einer, mir nicht recht begreiflichen Aufregung befindest, brauche ich wohl kaum erst zu sagen. Daß es keine Kleinigkeit für Dich ist, Deine einzige Tochter zu verheiraten, verstehe ich zwar vollständig. Aber daß Du Gunhild nicht lange im Hause behalten würdest, konnte man voraussehen. Ich bin ja der Bruder. Trotzdem muß ich es sagen: so'n Mädel gibt's nicht alle Tage. Es ist ja nicht nur ihre Schönheit, ihre gute Erziehung und ihre Mitgift oder was man so nennt, denn ich weiß nicht, wie Du es damit halten wirst. Es ist noch was anderes. Ihr Gang, ihr Blick, ihr Lächeln, ihre Kopfhaltung — alles steckt voll Temperament.

Daß nun Gunhild auf Konsul Bennyn

solchen Eindruck machte, sah man schon Ostern und — wenn es Dich auch gewiß fast kränkt, daß ich es feststelle — man sah auch, daß Gunhild sehr beeindruckt von ihm war.

Was Du gegen den Mann hast, ist mir unbegreiflich. Ich habe ihn während meines mehrwöchentlichen Beisammenseins an Bord — und wie nah ist man da beisammen — nur als taktvollen, guterzogenen Menschen kennen gelernt. Ein bißchen was Weiches hat er ja. Aber das haben die Leute leicht, die in den Tropen geboren und erzogen wurden. Das Klima gibt ihnen schließlich was Müdes, Schweigsames, das ist aber nur was Äußerliches. Hat mit dem Charakter nichts zu tun.

Obenein bietet Dir gerade Bennyn, was Du Dir von Deinem Schwiegersohn immer gewünscht. Da er noch, wie er mir kürzlich schrieb, bezüglich seiner geschäftlichen Niederlassung zu keinem festen Entschluß kam, kann er ja bei uns eintreten, Dein Kompagnon werden, oder Du kannst ihm gleich das Geschäft ganz überlassen. Du sagtest doch noch Ostern, Du möchtest bald ausruhen und das Leben endlich ein bißchen genießen. Und er sagte doch, er wolle gern arbeiten.

Kann es besser passen?

Ich will Dir nur verraten, daß auch Gunhild mir ähnlich schrieb: so liebevoll hatte sie schon in dem Gedanken geschwelgt, daß unsere liebe, rastlos fleißige Mama nun bloß noch Feiertage haben solle, und daß der Schwiegersohn alle Geschäftslasten auf sich nehmen könne.

Und wird meine so groß und gerecht denkende Mutter sich nicht sagen: Gunhild liebt den Mann, da muß ich meine Abneigung niederzwingen! Gunhild liebt ihn wirklich — mit einer Kraft, die ganz großartig bei solchem jungen Ding ist.

Nur wenn die Auskünfte über Bennyn schlecht ausfallen, dann wirst und mußt Du bei Deinem Nein bleiben. Aber erstens glaube ich, daß die Auskünfte gut sein werden, und zweitens wünsche ich es. Denn ich fürchte, Gunhild würde an einem Verzicht schwerer zu tragen haben, als ihre Kräfte reichen. Hat doch schon die bloße, unbewußte Sehnsucht nach dem Manne sie den Sommer über kränkeln lassen, wie Du selbst mir schriebst.

Telegraphiere mir, sowie die Sache entschieden ist. Ich denke natürlich sehr unruhig an Euch.

Mit tausend Küssen

Dein treuer Sohn."

Justine durchwachte die Nächte. Und in den angstvoll dunklen Stunden war sie von Schreckbildern umgeben. Entweder sah sie ihr Kind hinsiechen, oder sie sah sich selbst gezwungen, einen Menschen als Sohn und Mitarbeiter täglich um sich zu haben, der ihr verhaßt war.

Ihr Leben würde vergiftet sein, wenn es mit dem dieses Mannes zusammengekettet werden mußte.

Aber Gunhilds Jugend und Gesundheit zerbrach, wenn sie entsagen mußte. —

Langer kam mit wichtigen Nachrichten. Aus Singapore hatte man ihm seitens des deutschen Konsulates geantwortet: „Firma Bennyn & Brown hoch geachtet."

Sodann teilte er mit, daß Bennyn ihn aufgesucht und angedeutet habe: Falls Frau Staphorst sich entschließen könne, ihm und Gunhild ihren Segen zu geben, sei er bereit, auch in bescheidenster Stellung, in das Geschäft zu treten, wenn er nicht als Teilhaber aufgenommen werden sollte.

Läge es indes im Plane der Mutter Gunhilds, sich fortan vom Gatten der Tochter die Arbeitslasten erleichtern zu lassen, so sei er bereit, am Hochzeitstage mit hundert- oder zweihunderttausend Mark als Teilhaber einzutreten.

Es sei ein hübsches Stück Geld. Frau Justine sei ja Geschäftsfrau und wisse, daß man mit solcher Summe leicht auch anderswo ankomme. Jedenfalls sei durch dies Erbieten der Beweis erbracht, daß Bennyn kein Mitgiftjäger sei. Er habe auch angeboten, daß das Geld vorher auf der Reichsbankfiliale deponiert werden könne; er vermöge es jeden Augenblick zu beschaffen.

Justine fühlte, daß Langer seine Ansichten geändert hatte.

Bitter bereute sie, sich seinen Rat als Richtschnur erbeten zu haben.

„Die Auskunft über die Firma, der Bennyn gar nicht mehr angehört, ist keine Auskunft über den Mann," sagte sie.

Vielleicht würde Langer ihr beigestimmt haben, wenn er nicht die Pflicht und das Bedürfnis empfunden hätte, sich immerfort zu beweisen, daß jede Hoffnung für

den eigenen Sohn ihm fern läge und er vollkommen lauter handle. Jetzt aber zuckte er die Achseln und meinte: da die Firma von Bennyns Vater gegründet war und das Geld des Sohnes daher stamme, schlösse die Auskunft doch von selbst auch ein Urteil über die geschäftliche Ehrbarkeit des Mannes ein.

Dann kam auch von dem Hamburger Kollegen Langers eine Nachricht. Der dortige Advokat hatte sich bei einigen Firmen, die Beziehungen in Ostasien hatten, nach Bennyn erkundigt. Die Firma Bennyn & Brown, hieß es, habe ein gutes Renommee, sei zwar vor einigen Jahren bei der großen Reiskrisis stark im Schwanken gewesen, nun aber ganz fest und solide. Der gedachte William Bennyn sei aber nicht mehr Teilhaber.

Nun, das wußten sie schon.

Justine fand, man sei gerade so klug wie vorher. Langer bestritt das mit Energie und lief mit seinen kurzen, raschen Schritten, verzweifelt über Fraueneigensinn, hin und her. —

Zuletzt schrieb dann die Familie Franke. Voll Ungeduld hatte Justine schon bereut gehabt, „diesen Leuten" ihr Vertrauen geschenkt zu haben. Der Brief, der endlich eintraf, beschämte sie dann und entlockte ihr mit seinem Eingangssatze einen reuevollen Seufzer, der ihrer Unfähigkeit, zu warten, galt. Sie würde es nie lernen. Sie würde immer mit dem Kopfe durch die Wand wollen. So war sie etwas bescheideneren und weicheren Sinnes, als sie las:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ein Brief wie der Ihre hätte umgehend beantwortet werden müssen, denn wir hatten zu danken für ein ehrendes Vertrauen, das uns geschenkt ward, und wir durften ein Mutterherz keinen Augenblick in Unruhe lassen. Aber am Tage, da Ihr Brief kam, legte mein Vater sich gerade mit allen Anzeichen einer beginnenden ernsten Erkrankung. Er hoffte, nach ein, zwei Tagen wieder soweit zu sein, Ihnen selbst schreiben zu können. Seine Hoffnung trog. Eine schwere Lungenentzündung kam zum Ausbruch, und wir haben einige Tage drückender Sorge durchlebt, die es mir zur Pflicht machte, jeden freien Augenblick, den mir die verdoppelte Arbeit ließ, meiner armen Mutter zu widmen, zu versuchen, ihr Halt und Trost zu sein. Die Gefahr scheint vorüber. Aber selbst zu schreiben, wird mein Vater noch lange nicht imstande sein.

Sie sehen, ich kann die Tatsache, daß ich Ihnen schreibe, rechtfertigen. Dennoch aber empfinde ich sie fast wie eine Zudringlichkeit. Sie haben sich an den besten, den vertrauenswürdigsten aller Männer, an meinen Vater gewandt, und ein junger, unerprobter Mensch, von dessen Dasein Sie vielleicht nicht einmal etwas wissen, antwortet Ihnen! Es wird, es muß Ihnen unangenehm sein. Seien Sie milde und nehmen Sie den Wunsch, Ihnen zu dienen, als zureichende Entschuldigung.

Zur wichtigen Sache selbst dies: In der Tat war die Mutter von William Bennyn eine Cousine meines Vaters. Da sie sich indes nach Holland verheiratete und sogleich nach ihrer Heirat mit dem Gatten erst nach Batavia, dann nach Singapore übersiedelte, hörten die verwandtschaftlichen Beziehungen fast auf und beschränkten sich schließlich auf die Zusendung von gedruckten Familienanzeigen. Wir haben es freudig empfunden, daß in Emmy Franke doch viel Anhänglichkeit an Deutschland und ihre Familie wach geblieben war, und daß sie in ihrem Sohn den Wunsch geweckt hat, uns kennen zu lernen. Wir haben ihn liebevoll als Verwandten aufgenommen. Wir fanden ihn fein und sympathisch. Daß er auf die Phantasie und die Herzen junger Mädchen sehr leicht und sehr stark einzuwirken vermag, konnten wir hier beobachten. Eine in unserem Hause viel verkehrende junge Dame — ein sehr reiches und angenehmes Mädchen — verliebte sich so offensichtlich in ihn, daß wir erstaunt blieben, wie er diesem Liebeswerben gegenüber blind schien. Jetzt ist es erklärt: das Bild Ihrer Tochter beherrschte schon seine Gedanken.

Meine hochverehrte gnädige Frau, ich fühle tief, wie wenig es ist, was ich Ihnen da sage. Zwar meint Mutter, daß Ihnen gerade diese Erwähnung der verliebten jungen Dame von Wichtigkeit sein würde, denn Sie erfähen aus dem Vorfall, daß William nicht einmal ein Auge dafür gehabt habe, wie er sich da ein großes Vermögen hätte erheiraten können. Es kann wohl sein, daß meine Mutter recht hat. Aber ich würde Ihnen gern mehr bringen.

zum Beispiel die ernste Versicherung: William ist ein Ehrenmann, und ich setze mich ganz und gar dafür ein, daß er es ist!

Ich kann nur sagen: ich glaube, daß er ein Ehrenmann ist.

Sie wissen es selbst, meine gnädige Frau, daß man einen Menschen, dessen Werdegang, dessen Lebensintimitäten, dessen Umgebung und dessen Freunde man nicht kennt, unmöglich genau zu beurteilen vermag. Deshalb haben Sie ja auch nur gefordert, zu wissen, welche Eindrücke wir von ihm hatten.

Ich muß wiederholen: sympathische. — Jeden Augenblick bin ich bereit, wie es sonst Vater gewesen wäre, wenn er nicht krank läge, Ihnen in dieser Angelegenheit zu dienen. Möglicherweise entstände in Ihnen aus irgendeinem Grund der Wunsch, jemand aus Williams Familie zu sprechen. Rufen Sie mich dann nur. Ich würde sofort kommen.

Die Wünsche für das Lebensglück Ihrer Fräulein Tochter auszusprechen, werden wir hoffentlich Gelegenheit haben, sobald diese Frage entschieden ist. Möge sie sich in dem Sinne entscheiden, der Ihnen erwünscht ist. Ihr verehrungsvoller

Gilbert Franke, Dr. jur."

Dieser Brief gewann durch seine Objektivität und Wärme den Frankes Justinens Herz. Wenn sie überhaupt geneigt war, dem Manne mildernde Umstände zuzubilligen, so war es seine Verwandtschaft mit dieser Familie.

Eine Entscheidung aber brachte auch dieser Brief nicht.

Daß William für Gunhild eine wahre Leidenschaft hege, bezweifelte Justine gar nicht; es hätte der Geschichte von der verliebten und nicht beachteten Dame nicht bedurft.

Sie konnte sich nur nicht entschließen, zu glauben, daß die Leidenschaft des Mannes ihrer Tochter Glück bringen würde.

Zwischen Mutter und Tochter entstand in diesen Tagen eine Kluft. Beide litten in der schwersten Weise darunter. Beide hatten den heißen Wunsch, über diese Kluft hinüber zu gelangen, zurück zu dem andern geliebten Herzen.

Aber sie hatten diesen Wunsch immer in verschiedenen Augenblicken, und so begegneten sie sich nie.

Einmal bettelte Gunhild, in Tränen aufgelöst, in kindlichem Anschmiegungsbedürfnis um die Einwilligung der Mutter und fand die ergreifendsten Töne, um ihr vorzustellen, wie William und sie voll Liebe und Ehrfurcht die Mutter auf Händen tragen wollten und wie nun Ruhezeit und Sonnenschein für sie kommen solle. Aber dann traf es sich, daß Justine gerade ganz von dem Gedanken beherrscht war, den ihr so widerwärtigen Mann in ihrer Nähe, in ihrer Familie, in ihrem Geschäft dulden zu sollen. Und sie vermochte aus Gunhilds Worten nichts herauszuhören, als die Schrecken der Zukunft.

Ein andermal erbarmte Justine das verhärmte Aussehen ihres Kindes, und die Augen, die in fieberhaftem Gefunkel oft förmlich Zorn sprühend schienen, ängstigten sie. Dann tastete sie sich wohl scheu, mit den Verklausulierungen, die ihrer herrischen Natur nötig waren, aber doch voll spürbarer Liebe an Gunhilds Gemüt heran. Aber dann gerade war dies verhärtet in der bitteren Erinnerung, daß die Mutter den Geliebten einen „hergelaufenen Menschen" genannt hatte, und daß sie ihn so haßte, daß sie nicht einmal sein Geld in ihrem Geschäft sehen wollte, und daß sie für all dies keinen Grund hatte, gar keinen Grund!

Der Justizrat erkannte nachträglich, wie klug er gewesen war, sich nie in Justinens Angelegenheiten zu mischen, und pries sich als feinen Psychologen. Sie ertrug eben keine Autorität über sich. Aber auch Langer ertrug nicht, daß man sich der seinen nicht blind fügte. Er wurde nach und nach Partei in der Sache. Zu der „Integrität" gesellte sich noch das Bedürfnis, diese eigenwillige Frau niederzuringen.

Er sprach sich ausnahmsweise zu seiner Gattin über Justine aus: im Grunde war es so verzeihlich, daß sie sich gebärdete, wie sie tat. Als junge Frau hatte sie den heißgeliebten Gatten verloren, und ihre ganze leidenschaftliche Natur war in die bis auf den heutigen Tag andauernde Witwentrauer wie in einen eisernen Kerker gesperrt worden. Die Säfte eines kraftvollen Baumes waren sozusagen auf einmal zurückgestaut worden, da man ihm die Krone absägte. Dann schossen sie mit übernatürlicher Kraft in die Nebenzweige. Mit allzu leidenschaft-

licher Ausschließlichkeit liebte sie ihre Kinder. Ferner hatte sie sich seit eben jener Zeit niemals in einen anderen Menschen zu fügen brauchen, sondern verlangen dürfen, daß ihre Umgebung sich ihr füge. Nun stieß zum erstenmal das Schicksal wieder an ihr Wesen, und es verlor auf der Stelle sein Maß.

Justinen selbst machte er Mittelsvorschläge. Wenn es ihr denn so unerträglich war, den Mann sich als Kompagnon, als täglichen Verkehr zu denken, so könne er sich ja einfach anderswo niederlassen und mit Gunhild dahin ziehen — man könne das sogar als Bedingung stellen: Du sollst Gunhild haben, aber etabliere Dich „fern von Madrid".

Niemals! Ihr Kind von sich lassen! Es dem Manne überantworten! Keine Aufsicht haben über sein geschäftliches Treiben! Keinen Einblick in das Eheleben! Nicht kontrollieren können, ob Gunhild unglücklich oder glücklich werde! Niemals!

Unterdes wechselten die Liebenden, die sich als Brautpaar betrachteten, täglich zwei Briefe.

Justine wußte es. Sie konnte es nicht hindern. Sie wollte es auch nicht.

Denn sie begriff es: sie mußte ihre Einwilligung geben. Sie trotzte dagegen. Sie wehrte sich in immer heftigeren Formen, in denen sich der Zorn aussprach, gegen das Müssen!

Und endlich eines Abends, als sie sich ganz zerbrochen fühlte, entrang sich ihr das Zugeständnis.

Als Gunhild ihr gute Nacht sagte, ihren Blick vermeidend und ihr konventionell die Hand küssend, erlag Justine.

Ihr Herz schrie auf: Ich will meine Tochter wieder haben!

„Sieh mich an," sagte sie leise. Gunhild hob den Blick und sah ihre Mutter traurig aber furchtlos an.

„Was wirst Du tun, wenn ich bei meinem Nein bleibe?"

„Warten, bis ich mündig bin," sagte Gunhild.

„Dieser Mann stellt mich vor die Wahl, mein Kind zu verlieren oder mein Kind zu behalten mit ihm zusammen. So wähle ich denn das letztere," sprach die Mutter. Sie wollte nicht schroff sein — gewiß nicht —, sie war so krank, so müde, so gar nicht kampfesstark in diesem Augenblick; und dennoch: ihr Ton ward eisig und scharf. Er benahm der Einwilligung alles Beglückende.

Gunhild brach in Tränen aus.

„Aber ich habe natürlich meine Bedingungen," fuhr die Mutter fort, „Du kannst sie Herrn Bennyn mitteilen. Ihr sollt warten. Du bist zu jung. Ich will erst sehen, ob diese Liebe auch so dauerhaft ist, wie sie sich toll gebärdet. Ihr sollt ein Jahr warten. Dann kann William Bennyn bei uns Kompagnon werden, vielleicht ziehe ich mich ganz zurück. Ich habe nichts dagegen, wenn Ihr korrespondiert. Auch kann er uns einmal besuchen. Etwa Weihnacht ein paar Tage, wenn auch Wynrich hier ist. Ich nehme an, daß er während des Wartejahrs sich nicht in Gronenhagen aufhalten wird."

Als sie dies alles hervorgebracht hatte, lehnte sie sich zurück und schloß die Lider.

Mit weinenden Augen und gefalteten Händen stand Fräulein Wittmer im Hintergrund des Zimmers und dachte: ‚Dies kostet ihr zehn Lebensjahre.'

Gunhild aber rief: „Mama, wir sind mit allem einverstanden. Er wird auch fortgehen, wenn Du es befiehlst. Aber doch nicht eher, als bis Du ihn einmal, einmal nur empfangen hast — nicht wahr? Sprich ihn nur einmal — einmal nur . . ."

Wie von ferne hörte Justine die bettelnde Stimme.

Ja, ja — das mochte wahr sein — das würde nicht anders gehen — — dieser Unterredung konnte sie nicht ausweichen . . .

„Morgen," flüsterte sie.

Gunhilds Herz jubelte in glückseliger Hoffnung auf.

„Du sollst sehen, Fräul'n Wittmer, wenn Mama nur erst mal ordentlich mit ihm spricht, wird alles gut. Ich sehe es schon kommen, daß sie morgen, nach der Begegnung mit ihm, die Sache mit dem ein Jahr warten zurücknimmt!"

Aber Justine hatte den Mann zu lange vor der Tür stehen lassen. Da man sie ihm nun zum Eintritt öffnete, mußte er wissen, daß es wider Wunsch und Willen geschah. Die Abneigung, mit welcher man ihn aufnahm, war zu offenkundig geworden.

Keine Höflichkeit zwischen dem Mann und der Frau konnte das Bewußtsein bei ihr und bei ihm auslöschen: er weiß, daß ich ihn nicht mag — sie haßt mich.

Alle waren bleich und fast unbeherrscht vor Erregung, als die Begegnung stattfand.



Holländischer Kanal. Liebhaberaufnahme von Dr. M. Wilhelm Meyer-Berlin.

Justine mühte sich, mit blassen, zitternden Lippen zu sagen, daß sie hoffe, er werde sich des Vertrauens wert erweisen, welches sie bezeuge, indem sie ihm die Tochter geben wolle.

Unterdes dachte sie: ‚Abneigung ist ebenso unerklärlich wie Liebe. Das ist auch was Elementares. Dagegen kann man nicht an. Nie ... nie ...‘

Und er schlug sein samtdunkles beredtes Auge auf und wollte mit heißem Herzen alle seine Liebe zu Gunhild, alle Versprechungen, sie glücklich zu machen, der Mutter zuschwören.

Aber gleich fingen seine Augen an zu zwinkern, als blende ihn etwas, und er sah seitwärts.

‚Dieser Frau könnte ich mich nie anvertrauen,‘ dachte er verzagt, ‚ich kann allein versuchen, durch meine Liebe zu Gunhild sie mir allmählich zu versöhnen.“

Dann überließ Justine das junge Paar für eine kurze Weile sich selbst. Zwei Menschen, die sich kennen lernen sollen, ehe sie sich für das Leben binden, haben viel miteinander zu sprechen. Ihre ganze Seele sollen sie einander mitteilen. Das begriff die Mutter.

Gunhild aber, zermartert von all den Kämpfen, die hinter ihr lagen, und der Sehnsucht nach dem Manne, geängstet von dem Gedanken, daß sie ihn heute für lange Zeit zuletzt sah, auch berauscht von der Gewißheit, endlich mit der Einwilligung der Mutter sich als Braut des Geliebten fühlen zu dürfen, Gunhild wollte gar nicht sprechen, gar nichts mehr erörtern. Nur selig ausruhen in seiner Liebe wollte sie und seine Küsse fühlen.

Und er, aus seiner Art heraus, verstand diese Minuten des Alleinseins gar nicht anders, als daß sie ihm das Recht gaben, seine Braut leidenschaftlich zu liebkosen. Dazwischen flüsterten sie nur von den Leiden der bevorstehenden Trennung und der Hoffnung, daß die Mutter noch anderen Sinnes werden möge. —

Am Nachmittag desselben Tages kam dieser Hoffnung eine Hilfe der unerwartetsten Art.

Eines hatte Justine während dieser Kampfzeit, die sich über fast drei Wochen hinzog, nicht bedacht: daß man nichts für sich allein erleben kann, daß die Welt sich immer anteilnehmend hineinmengt. Langer zwar war von seiner Frau wohl darüber unterrichtet worden, daß die Gesellschaft in Gronenhagen nur noch ein Thema habe: Gunhild Staphorst und William Bennyn. Aber es gehörte zu seinen Theorien, daß er den Klatsch der Welt verachte. Sofern der sich nämlich mit anderen Menschen als mit ihm beschäftigte, tat er es auch.

Heute nun kam ein Mann, dessen Worte Justine sehr ernst zu nehmen gewohnt war, vor dessen echter Teilnahme für sie und ihre Kinder sie überzeugt sein konnte.

Pastor Henning kam zuweilen mit seiner Tochter Käte zu einem Nachmittagsbesuch, besonders in guter Jahreszeit, wenn man einen bekömmlichen Spaziergang damit verbinden konnte. Als Justine Vater und Tochter heute durch die Platanenallee auf das Haus zukommen sah, dachte sie erst, der frische Wintertag habe den Pastor verlockt. Es lag ein ganz dünner Schneeflaum über der Erde, der Novemberhimmel war klar und hellblau, die Luft windstill. Bald mußte die Dämmerung eintreten, aber Pastor Henning liebte es zu wandern, wenn die Sterne über ihm aufblinkten und die Luft ihm bei jedem Atemzuge so kühl in die Lungen drang, daß es war, als bade man inwendig.

Als Justine den großen, blonden, zur Behäbigkeit neigenden Mann daherschreiten sah, dachte sie: ‚Ich will es ihm sagen — wenn es auch sonst Geheimnis bleiben soll ...‘

Er hatte ihr Vertrauen verdient, eigentlich konnte er es, als Gunhilds Seelsorger, beanspruchen.

Sie begrüßte die Gäste schon auf dem Flur, der sich gleich einem breiten Korridor ins Haus hinein streckte.

Käthe mit ihrem runden Köpfchen, das durch die darum gewundenen Zöpfe noch runder aussah, küßte Frau Staphorst die Hand und fragte, ob sie zu Gunhild hinauf gehen dürfe, sie habe sie schon oben am Fenster gesehen.

„Geh nur, Kind, ich lasse Euch dann zum Tee rufen ...“

Kaum saß sie mit Pastor Henning auf dem Sofa im Wohnzimmer, als der Mann sofort begann:

„Ganz ohne Umschweife, verehrte Frau, und weil ich's schon bei Ihnen kenne: die

Minuten, wo man Sie allein hat, sind knapp. Ich komme in ernster Angelegenheit. Es betrifft Gunhild."

Justine erschrak und dachte irgend etwas Tolles, Unwahrscheinliches. Sie war so verängstet und erregt.

„Gunhilds Name ist in aller Mund. Ganz Gronenhagen beschäftigt sich mit den Fragen: Ist sie mit dem Herrn Bennyn verlobt? Wird sie sich mit ihm verloben? Wird die Mutter es erlauben? Will sie es nicht erlauben? Warum nicht? Was geht vor?"

„Wie ist das möglich?" rief Justine entsetzt, „wie können die Leute wissen — was geht die das an —"

„Verehrte Frau," sagte der Pastor und hob voll Erstaunen ein wenig die Hände, „verzeihen Sie, aber wie naiv! Was die Leute das angeht? Wie die Leute wissen können? Es gibt kein Privatleben. Das ist ein Wahn. Ich meine doch, sonst haben Sie den auch nie gehabt."

Er ließ die Hände auf die Tischplatte niedersinken und sah mit leichtgeöffnetem Mund immer noch Justine voll Staunen an.

„Aber kann man denn nicht mehr in Verborgenheit durch Kämpfe gehen!" rief sie erbittert.

„Ja — das muß man dann sehr, sehr klug anfangen," sagte er.

Klug anfangen — klug anfangen — wer denkt an Künste der Geheimniskrämerei, wenn er vor Leidenschaft zittert. Ach, Justine fühlte sofort: sie hatte es wohl nicht klug angefangen.

„Gunhild hat sich heute morgen mit Herrn William Bennyn verlobt," sagte sie, „ich hätte es Ihnen auch ohne diese Ihre Mitteilung anvertraut."

Pastor Henning gratulierte von Herzen, aber doch mit einiger Zurückhaltung. Es war ihm recht empfindlich, daß man ihn nicht früher ins Vertrauen gezogen hatte. Und während der Zeit der Konfirmationsstunden hatte Gunhild solche grenzenlose, schwärmerische Verehrung und die Mutter soviel Ergebenheit für ihn gezeigt.

Er kannte das. Das verrauschte — bei wie wenigen seiner Schülerinnen hielt diese aus religiösem Eifer und persönlichem Kultus gemischte Anhänglichkeit vor! Aber bei Gunhild und ihrer Mutter dachte er der nächste Freund und Berater geworden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

In der Nacht verloren.

Sie waren beide jung, des Lebens Rasengarten
War ihnen aufgetan, wo tausend Blumen warten
Der Hand, die sie zum Freudenkranze flicht.
Sie traten ein. Selbander nun zu wandern
Durch all die Märchenpracht, eins an der Hand des andern,
Das war ihr Bund vor Gottes Angesicht.
Ein liebes Paar! Der Glanz der Sonnentage
Umwogte sie so licht, weit ab lag Not und Plage,
Und Rosen wuchsen auf dem Pfad der Pflicht.
Da kam die Nacht. In weiter Ferne funkelt
Ein gülden Feenschloß, doch tiefer nur umdunkelt
Erschien des Lebenstages goldnes Licht.
Sie tasteten umher — da lösten sich die Hände,
Das traute Band zerriß — da ging der Weg zu Ende,
Verlor in tausend wirre Pfade sich.
Und dennoch keine Rast! Ob auch die Füße bluten
Auf dunkler Dornenbahn, ob wie mit Feuersgluten
Der Trennungsschmerz die Einsamen durchdrang —
Sie gingen ihren Weg. Und wie im alten Liede:
Der Rosenhag versank, sie wurden matt und müde
Und gingen in der Irre lebenslang.

Friedrich Reifenrath.



Das Wohnhaus des Künstlers in München.

Adolf Hildebrand.

Von

Hans Rosenhagen.

Mit fünfzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Aufmerksamkeit der kunstfreundlichen Welt hat sich im letzten halben Jahrhundert so ausschließlich der Malerei zugewendet, daß darüber das Verhältnis der Allgemeinheit zur Plastik entschieden zu Schaden gekommen ist. Besonders in Deutschland. Man kann hier, angesichts der durch das Denkmalsunwesen der verflossenen drei Jahrzehnte geschaffenen Sachlage, ohne Umschweife von einem ästhetischen Notstand sprechen. Aber es machen sich doch, im bescheidenen Umfange, auch erfreuliche Bewegungen in der deutschen Bildhauerkunst bemerkbar. Auf einige Künstler hat die Antike in neuer Weise eingewirkt, andere haben sich von der italienischen Frührenaissance anregen lassen, und endlich beginnt auch der neuartige belgische und französische Realismus Einfluß auszuüben. Zur Bedeutung und Anerkennung sind jedoch bisher nur wenige der Künstler gelangt, die sich so in Gegensatz zu der offiziellen Plastik brachten. Nur einer hat sich die allgemeine Achtung in so nachhaltiger Weise zu erzwingen gewußt, daß es kaum mehr Widerspruch erregt, wenn man ihn einen der bedeutendsten lebenden deutschen Künstler nennt: Adolf Hildebrand.



Professor Adolf Hildebrand.



Schlafender Hirtenknabe. Marmor.

Es ist vielleicht auch nicht ganz leicht, die richtige Stellung zu Adolf Hildebrand zu gewinnen. Er gehört nicht zu den Künstlern, die überwältigen. Er besitzt kein hinreißendes Temperament. Man spürt in seiner Kunst mehr weises Abwägen als rotes Blut, mehr Denken als unmittelbares Empfinden, mehr Erziehung als Natur. Aber außerdem gesammelte Kraft, einen festumrissenen Charakter und die vornehmste Gesinnung. Die Vereinigung dieser Eigenschaften ist zu selten, als daß der Künstler, bei dem sie sich findet, nicht groß erscheinen müßte.

Es hieße die Bedeutung Hildebrands herabsetzen, wollte man den Versuch machen, ihn einer bestimmten Richtung zuzuerteilen. Er stellt in seinen Werken eine Richtung für sich vor, deren Elemente, je nach der Empfindung des Beschauers, realistisch oder idealistisch genannt werden können. Im letzten Grunde ist bei Hildebrand nur der Ausdruck idealistisch; der Gegenstand seiner Kunst immer mit den Augen eines Realisten gesehen. Die Realität bleibt in Hildebrands Schöpfungen unbedingt das Entscheidende und Wirksame; denn gerade dieser Künstler ist es, der nachdrücklich darauf hingewiesen hat, daß der Ausdruck von dem Verhältnis zur Umgebung und vom Material abhängig, also bis zu einem gewissen Grade zufällig sei. Das Charakteristische von Hildebrands Kunst liegt nur scheinbar in ihren Beziehungen zur Antike und zur Frührenaissance; in Wirklichkeit beruht es auf seiner bewunderungswürdigen Fähigkeit, das Gegenständliche zu vereinfachen, einzelne Wahrnehmungen zu ganzen Vorstellungen zusammenzufassen, ohne zu verallgemeinern. Dadurch steht der Künstler den großen Realisten der Plastik, dem Donatello und

Michelangelo sehr viel näher als etwa dem Thorwaldsen oder Canova, die abstrakten, verallgemeinerten, antiken Kunstidealen nachstrebten. Wo vor Hildebrands Schöpfungen sich die Erinnerung an die Antike einstellt, geschieht es nicht, weil er von ihr inspiriert erscheint, sondern, weil er in ihrem Sinne geschaffen hat. In seinen Werken folgt er keinem allgemeinen Schönheitsideal, sondern ist bemüht, den Charakter, die individuelle Schönheit der Erscheinungen in klaren Zügen zur Darstellung zu bringen. Seine Schöpfungen wirken also ideal, weil sie in letzter Instanz höchst realistisch sind.

Adolf Hildebrand ist am 6. Oktober 1847 in Marburg geboren. Die Ereignisse des Jahres 1848 gaben Veranlassung, daß sein Vater, der Nationalökonom an der dortigen Universität, Bruno Hildebrand, nach der Schweiz flüchtete, wohin ihm die Familie erst drei Jahre später folgte. Dem anfänglichen Aufenthalt in Zürich schloß sich ein dauernder in Bern an. Mit vierzehn Jahren kam Adolf Hildebrand nach Jena auf die Schule. Aus dieser Jenenser Zeit stammen seine ersten künstlerischen Anregungen. Nichts gewährt ihm mehr Vergnügen, als aus Ton allerlei Figürchen zu machen. Indessen denkt nur die Familie daran, daß er Künstler werden könnte. Er selbst glaubt Neigung zu einem gelehrten Berufe zu spüren. Schließlich aber bekehrt er sich zu der Ansicht der Eltern und beginnt 1865 bei August von Kreling in Nürnberg seine Kunststudien. Kreling, ein Schüler Schwanthalers und ein zwar vielseitiges, aber ziemlich oberflächliches Talent, konnte dem jungen Hildebrand nicht eben viel geben, und so siedelt dieser bald nach München über, wo Kaspar Zumbusch, der spätere Direktor der Wiener Akademie, sein Lehrer wird. Mit ihm geht er am Silvestertage auf 1867 nach Rom. Der bis zum Sommer 1868 währende Aufenthalt dort war entscheidend für die Entwicklung des jungen Künstlers. Mannigfache Anregungen ergaben sich aus dem Verkehr mit dem Maler Hans von Marées, dessen Anschauungen auch auf Künstler wie Feuerbach, Böcklin, Pidoll, Klinger und Tuaillon Einfluß ausgeübt haben. Man begegnet ihnen auch in Hildebrands grundlegender, allerdings erst 1893 erschienenen Schrift: „Das Problem der Form". Das Jahr 1869 findet den jungen Künstler in Berlin wo er, um existieren zu können, im Atelier Siemerings als Gehilfe arbeitet. Nebenbei modelliert er auf eigene Hand. Ein „Hirtenknabe" entsteht und das Modell zu dem „Trinkenden Knaben". Aus diesen Verhältnissen wird er 1872 durch den großherzigen Kunstfreund und feinsinnigen Ästhetiker Konrad Fiedler erlöst, der ihm die Mittel zu weiterem Aufenthalt in Italien gewährt und die Ausführung des „Trinkenden Knaben" in Bronze bestellt. Noch in demselben Jahre läßt sich Hildebrand in Florenz nieder. Die Wiener Weltausstellung von 1873 bringt ihm die ersten künstlerischen Erfolge. Der „Schlafende Hirtenknabe" und die Büste des Sprachforschers Th. Heyse in Marmor sowie die Bronzestatuette des „Trinkenden Knaben" lenken sofort die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf das aufstrebende Talent, und von da ab gestaltet sich das Schicksal Hildebrands immer günstiger. Im Jahre 1874 kann er sich in Florenz das ehemalige Kloster



Th. Heyse. Porträtbüste. Marmor.

San Francesco di Paolo, das ihm bisher als Atelier gedient hatte, kaufen. Seine Arbeiten werden allmählich für öffentliche Sammlungen erworben. Bei der Berliner Konkurrenz um das Kaiser Wilhelm-Denkmal erhält er den zweiten Preis. Die 1894 erfolgte Errichtung des Wittelsbacher Brunnens bietet dann dem Künstler Veranlassung, nach München überzusiedeln. Er hat sich dort, jenseits der Isar, in der Nähe der Prinzregentenbrücke ein Haus nach seinem Sinne gebaut, in dem er mit seiner Familie den Sommer zu verleben pflegt. Es ist bezeichnend, daß Hildebrand in jüngster Zeit mit seinen Arbeiten immer näheren Anschluß an die Architektur sucht und die



Luna. Marmor.

Plastik so ihrer ursprünglichen Bestimmung und Aufgabe, dem Werke des Baumeisters die höhere künstlerische Zier zu verleihen, wieder zuführt.

Das Bezeichnende liegt darin, daß Hildebrand hier seinen Ideen über die eigentlich künstlerische, d. h. raumgestaltende Tätigkeit, praktischen Ausdruck gibt. Denn die Darstellung von Raum und Form scheint ihm die eigentliche Aufgabe seiner Kunst. Hierin berührt er sich durchaus mit Marées, dessen Bilder und Skizzen lauter verschiedene Lösungen des Problems „Der Mensch im Raum“ vorstellen. Die konsequente Verfolgung dieser Ideen ist es, die Hildebrands Schöpfungen das Gepräge der inneren Notwendigkeit verleiht und sie eindrucksvoller macht als fast alle anderen Bildhauerwerke.

Der Künstler hat sich für seine Art zu arbeiten feste Grundsätze geschaffen, die ihm von vornherein bestimmte Wirkungen sichern. Hildebrand ist nicht nur Bildhauer, sondern auch Maler, und aus der Erfahrung dieses hat jener unzweifelhaft viel gewonnen. Als Maler weiß er, was es für die Wirkung eines Bildes bedeutet, wenn die Raumvorstellung von Höhe, Breite und Tiefe dem Beschauer sofort in die Augen springt, wenn dieser vergißt, daß er vor einer Darstellung in der Fläche steht, wenn dessen Augen um die Erscheinungen im Bilde herumspazieren können, als seien es wirkliche Körper. Da er weiter weiß, daß unser anschauliches Verhältnis zur dritten Dimension — zur Tiefe — nur durch die Erfahrung, durch den Wechsel der Standpunkte gewonnen ist, daß wir die Tiefe also eigentlich nicht sehen, sondern auf Grund dieser Erfahrung annehmen, ist es ihm klar, daß die Dimensionen der Höhe und Breite eine besondere Bedeutung für die Tiefenvorstellung besitzen, daß ihr Verhältnis zur Hintergrundfläche diese Vorstellung bestimmt. Höhe und Breite geben in der Plastik den Umriß einer Erscheinung, der also bereits Bedeutung für deren Tiefeneindruck haben muß. Hildebrand meint nun, daß jedes gute plastische Werk eine Hauptansicht haben müsse, in der die Flächendimensionen so klar zum Bewußtsein des Beschauers kommen, daß er sofort über die Tiefen- und Raumverhältnisse des Ganzen aufgeklärt sei. In Konsequenz dieser Meinung geht Hildebrand bei seinen Arbeiten vom Flachbilde, vom Relief aus und erzielt



Der Kugelspieler. Marmor.

seine Wirkungen durch Vertiefen der geraden Fläche nach hinten. Selbst für Rundfiguren fordert er eine Reliefauffassung. Sie sollen von jedem Standpunkte aus den klaren, alle Tiefen- und Raumverhältnisse bestimmenden Umriß bieten. In der Erreichung dieses, der Bildfläche analogen klaren Umrisses liege die Vollendung.

Hildebrand hat als einer der Ersten auf die durch die moderne Denkmalsplastik völlig verödeten Begriffe von Plastik hingewiesen. Unter Plastik denke sich der moderne Mensch nur noch runde Figuren, die in der Mitte eines Platzes stehen. Erinnert man sich an die vielen Denkmäler, an Kirchenwände oder andere Bauten sich anlehnend, an die Tempel, Triumphbogen usw., wie sie frühere Zeiten zeigen, so müßte man erkennen, wieviel reicher diese Plastik sei als die freistehende Rundplastik. Sie ist leider ausgestorben. Die unglücklichen Rundmonumente seien die einzige Bühne, auf der sich die Phantasie des modernen Bildhauers austoben dürfe. Weil dieser nun seine Ideen nicht opfern wolle, komme er zu einer künstlerisch unmöglichen Form. „Was würde man sagen, wenn einem Dichter oder Musiker nur eine Form für die künstlerische Konzeption vorgeschrieben würde, wenn man ihm nur erlaubte, in die vorgeschriebenen Szenen sogenannte Motive einzufügen? Das, was der Kunst immer neues Leben zuführt und sie immer freudig macht, ist die neue Situation. Wie kann aber von einem Unterschiede der Situation die Rede sein, wenn die Plastik nur als Rundplastik im leeren Raum, auf der Mitte eines Platzes vorkommen darf, wo es kein vorn und hinten gibt und die Situation der Bildwirkung der Plastik möglichst entgegenarbeitet? Was ist aber schuld an diesem Aberglauben von der Mitte eines Platzes? Wiederum die unentwickelte Vorstellung, welche sich einen Platz gleichsam als organisches Ganzes denkt und damit

das Gefühl von organischer Symmetrie verbindet. Sie faßt ihn als ein an sich Existierendes auf, anstatt ihn sich als gesehen vorzustellen, als ein Ding, das seine künstlerische Existenzberechtigung nur inbezug auf den Beschauer hat und von diesem Gesichtspunkte aus behandelt werden muß."

Es würde zu weit führen, hier den Gedanken Hildebrands über seine Kunst nach allen Richtungen zu folgen. Nur auf ein für das Erfassen und Beurteilen derselben höchst wichtiges Moment soll noch hingewiesen werden. Der Künstler macht ebenfalls als erster auf die Beziehung und den seinen Unterschied aufmerksam, der zwischen der Form als Raumwert und der Form als Funktionsausdruck besteht. Bewegungen rufen Änderungen der Form hervor, die man als Merkmale dieser Vorgänge festhält. Mit ihrer Wahrnehmung stellt sich die Vorstellung dieser Vorgänge ein. Man empfindet sie mit, indem man sie sozusagen innerlich wiederholt und diese innerliche Aktion der gesehenen Erscheinung als Ursache unterlegt. Jeder Beobachtende — beim Kinde fängt es bereits an — sammelt auf diese Weise eine Summe von Merkmalen für dergleichen Vorgänge. Mit zusammengezogenen Brauen, geblähten Nasenflügeln verbindet man die Vorstellung einer zornigen Erregung. Geschwellte Armmuskeln und eine bestimmte Stellung der Schulterblätter lassen auf bestimmte Kraftleistungen, die von dem betreffenden Individuum ausgeführt werden, schließen. Auf allen solchen Funktionsmerkmalen sind unsere Vorstellungen von der bewegten Natur begründet. Mit ihnen muß die Plastik rechnen und zwar als mit etwas Gesetzmäßigem, das zwar variiert werden kann, aber als Grundschema bestehen bleiben muß. „*So sehen wir in den Kunstzeiten auch alle Künstler von dem gemeinsamen Trieb beseelt, für den Lebensinhalt die gesetzmäßige Form immer mehr zu klären und ein immer objektiveres und zusammenfassenderes Bild der Natur zu schaffen. Das Persönliche spielt nur insofern eine Rolle, als es künstlerisch objektiver Natur ist und in ein allgemeines künstlerisches Gesetz ausmündet. Das heißt, alle individuelle Naturauffassung, wodurch der Kunst ein neuer Naturinhalt zugeführt wird, hat nur dann einen künstlerischen Wert, wenn dieser, als Ausdruck eines Gesetzmäßigen erfaßt, eine neue Variation des Grundthemas darstellt.*"



Der Wasserträger. Bronze.

Man kann das Charakteristische der Kunst von Hildebrand nicht fassen, wenn man sich diese letzten Sätze nicht gegenwärtig hält. Sie bilden sein eigentliches Glaubensbekenntnis und erklären am besten, warum die Arbeiten des Künstlers so lebhafte, aber dabei doch nicht unangenehm berührende Erinnerungen an die Werke der Antike oder der Renaissance wachrufen. Sie erklären aber auch, warum die Befriedigung, die diese Kunst gewährt, mehr eine feine ästhetische Freude als ein tiefes Ergriffensein vorstellt und warum Hildebrands Plastik keine Berührungspunkte mit der großen realistischen Bewegung hat, die von Frankreich und Belgien ausgeht. „Ein immer objektiveres und zusammenfassenderes Bild



Marmorbüste.

der Natur zu schaffen", ist das Ziel, das Hildebrand vorschreibt. Das Objektivieren ist eine Tätigkeit des Verstandes, das Zusammenfassen in dem von Hildebrand gemeinten Sinne bedingt künstlerische Empfindung. Beides — Verstand und künstlerische Empfindung — besitzt der Künstler in hohem Grade, und sie gehorchen ihm so, daß tatsächlich keine minderwertige Arbeit seiner Hand bekannt ist. Wenn sich Böcklin auch, wie es nach Floerkes Mitteilungen scheint, gegen Hildebrands Art ausgesprochen hat, so berühren sich die beiden Künstler doch in vielem, besonders in ihrem Bestreben und ihrer Fähigkeit, Wahrnehmungen, Beobachtungen in Vorstellungen umzuwandeln. Die Schöpfungen beider sind nur in den selteneren Fällen vor der Natur entstanden. Beide empfinden jedes unmittelbar naturalistische Element als etwas Störendes. Sie stehen zwischen der Naturerscheinung und ihrem Werk. Sie scheiden von dem Gesehenen aus, was ihnen nicht gefällt, sie ergänzen, was ihnen unvollkommen und undeutlich erscheint. Sie fühlen sich der Natur gegenüber nicht als Momentapparate, sondern als Wesen, die ihre Vorstellungen kombinieren können und die einzelnen Wahrnehmungen dabei nur benutzen und hineinverweben. Nur daß Böcklin nicht objektiv war, und die Individualität daher in seinen Werken eine bemerkbarere Rolle spielt als bei Hildebrand. Dieser aber ist jenem wieder durch ein besonders feines Gefühl für das Organische überlegen. Seine Gestalten haben dadurch etwas Logisches und trotz der Abstraktion von dem unmittelbaren Natureindruck etwas unendlich Überzeugendes. Schon durch ihre unglaubliche Einfachheit. Es fällt Hildebrand gar nicht ein, durch Beziehungen, die außerhalb der plastischen Idee liegen, Interesse für seine Schöpfungen suchen oder gar erzwingen zu wollen. Seine Gestalten sollen lediglich durch ihre Existenz wirken. Hier und da ist eine seiner Schöpfungen auf den Namen einer mythologischen Erscheinung getauft. Aber ob nun diese Steine „Luna", „Leda", „Merkur" oder „Marsyas" heißen — sie würden ohne diese Bezeichnungen nicht weniger eindrucksvoll sein. Wie bei dem Bilde eines großen Malers die Art der Farbengebung an sich schon die Bedeutung des Werkes ausmacht, so beruht der künstlerische Wert der Schöpfungen Hildebrands in erster Reihe darauf, daß die Daseinsform seiner Gestalten oder auch nur die seiner Porträtköpfe in vollkommener Weise erfaßt und gegeben ist, daß sie durch-



Herzog Karl Theodor in Bayern.
Marmorbüste.



Allegorische Figur vom Wittelsbacher Brunnen zu München.

„Marsyas“, den „Kugelspieler“ oder die „Luna“ an! Dazu kommt dann die erstaunliche Gabe Hildebrands, die leisesten Bewegungen noch durch Funktionsmerkmale ausdrücken zu können. Sein „Jugendlicher Mann“ in der Berliner Nationalgalerie ist eines der glänzendsten Zeugnisse für diese Begabung. Er steht ruhig da, aber an der leisen Bewegung der rechten Schulter nach vorn, an der nicht weniger leise angedeuteten Schwellung der Adern am rechten Arm, an der schnelles Atmen verratenden Brust, den fest auf den Boden gestellten Füßen und vielleicht noch an den ein wenig gespannten Brauen bemerkt man, daß seiner ruhigen Haltung eine Anstrengung vorausgegangen, daß er ermüdet ist. Bei dem „Ruhenden Hirten“ ist jedes Gelenk gelöst, bei dem „Kugelspieler“ drückt jede Muskel die leichte Anspannung aus, die das mehr Aufmerksamkeit des Auges als Aufwand von Kraft fordernde Spiel beansprucht, und bei der „Luna“ ist die ganze Erscheinung ein Symbol des sanftesten Nahens.

aus plastisch sind. Es gibt in Hildebrands Kunst kein Geistreichtun, keine unterstrichenen Pointen.

Die außerordentliche Bescheidenheit, mit der dieser Künstler hinter seinem Werke zu verschwinden sucht, läßt dieses zuweilen kühl, aber niemals unpersönlich erscheinen. Man erkennt Hildebrands Arbeiten unter Hunderten an der Sorgfalt heraus, mit der sie für das und in dem benutzten Material gedacht sind, und an der ungewöhnlichen Aufmerksamkeit, die den Funktionsmerkmalen zugewendet wurde. Bei allen seinen Schöpfungen in Marmor oder Stein empfindet man immer, trotz der durch die Kunst bewirkten Aufhebung der Gegenständlichkeit, den benutzten Steinwürfel als Raumeinheit durch. Die dadurch dem Bewußtsein unmerklich aufgenötigte Vorstellung von einer stillen Zusammengehörigkeit der Einzelformen gibt den Werken des Künstlers ihre bewunderungswürdige Geschlossenheit. Man sehe sich daraufhin nur einmal seinen „Ruhenden Hirten“, den „Adam“, den



Allegorische Figur vom Wittelsbacher Brunnen zu München.



Mittelteil des Johannes Brahms-Denkmal.

Das Raumvorstellungen erzeugende Vorhandensein der Steinmasse spricht bei den direkt in Stein gehauenen Reliefs des Künstlers natürlich unmittelbar mit. Des Künstlers „Leda", sein „Bacchisches Relief" sind, jede Schöpfung in ihrer Art — dieses fast bis zur vollen Körperhaftigkeit der Figuren vertieft, jenes flach, beinahe nur auf den Reiz der Linie gestellt — Musterbeispiele für seine vielfachen Absichten in dieser Richtung.

Immer und überall erfreut bei Hildebrands Arbeiten die verständnisvolle Verwendung des Materials. Bei Bronze, dem blanken oder dunklen Material, reden die Innenformen nicht, sondern nur der äußere Umriß. Daher treibt ihn sein künstlerischer Instinkt dazu, bei den für den Bronzeguß bestimmten Arbeiten eine ganz scharfe Silhouettenwirkung zu erstreben. Fest, bestimmt, genau ausgedrückt muß hier alles sein. Der „Wasserträger", die Brunnenfigur des einen Weinkrug leerenden Jünglings in Partenkirchen und der köstliche, ebenfalls als



Hans von Bülow. Bronze.

Brunnenfigürchen dienende kleine „Putto“ (bei Herrn von Mendelssohn in Berlin) sind neben den herrlichen Bronzebüsten von Böcklin, General Beyer u. a. am meisten charakteristisch für die Vertretung dieses Prinzipes.

In Hildebrands Lebenswerk haben neben den freien Schöpfungen seine Porträtbüsten wohl die größte, jedenfalls aber eine bereits allgemein gewürdigte Bedeutung. Das Wort, das Burkhardt von Tizian sagt: „Er fühlt den Dingen und Menschen diejenige Harmonie des Daseins an, welche in ihnen nach Anlage ihres Wesens sein sollte,“ kann man auf Hildebrand bei der Würdigung dieser Seite seiner Tätigkeit unbedenklich anwenden. Von deutschen Bildhauern hat bis jetzt keiner Besseres, Höheres gegeben. In den kostbaren Persönlichkeitsschilderungen, ja Charakteroffenbarungen, die er in den Marmorbüsten von Siemens, Helmholtz, Herzog Karl Theodor von Bayern, J. Brewster, Klara Schumann, Klara Brewster, in der Terrakottabüste der Frau Fiedler geliefert hat, ist Hildebrand ungleich realistischer als in seinen sonstigen Schöpfungen, aber seine Bildnisbüsten haben trotzdem im besten Sinne Stil, der teils durch Rücksicht auf das Material, teils durch des Künstlers Wahrnehmungen, die zu erhabenen Vorstellungen von dem Wesen der dargestellten Persönlichkeiten geworden sind, erreicht ist.

Die letzten Jahre sahen den Künstler, außer mit plastischen, auch mit architektonischen Problemen beschäftigt. Jemand, der erkannt hat, „daß unser Verhältnis zum Raum in der Architektur einen direkten Ausdruck findet, indem an Stelle der Orientierungsarbeit, welche wir der Natur gegenüber vollziehen, ein Raum derart gegliedert wird, daß wir durch den Eindruck auf das Auge dieser Arbeit enthoben sind“, muß natürlich auch das Bedürfnis fühlen, diese Erfahrung für seine Zwecke auszunutzen. Der Wittelsbacher-Brunnen in München, der zugleich als architektonischer Abschluß einer Promenade dient, das Otto Ludwig-Denkmal und das Brahms-Denkmal in Meiningen, das Bülow-Denkmal in Hamburg, das Grabmal

v. Röhrer in München, der noch in Arbeit befindliche Siegfried-Brunnen für Worms, der Rhein-Brunnen für Straßburg und zwei Wandbrunnen im Hause Siemens sind sprechende Beweise für die eminent künstlerische Art, mit der Hildebrand auch auf diesem Gebiete seine Ideen zum Ausdruck zu bringen weiß. Auch hier tritt sein Streben, das Gesetzmäßige zu erfassen und dem gegebenen Moment gemäß zu variieren, deutlich hervor. Von dieser Verbindung von Plastik und Architektur zur reinen Architektur war nur ein Schritt. Hildebrand hat ihn in Schöpfungen für Hamburg, Berlin und Heidelberg getan und mit diesen und in seinem prächtigen Münchener Heim Zeugnis dafür abgelegt, daß er als Architekt nicht geringere Qualitäten besitzt denn als Bildhauer.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Betrachtung allen oder selbst nur den wichtigsten Arbeiten eines so stetig schaffenden Künstlers wie Hildebrand auch nur annähernd gerecht zu werden; aber zwei müssen hier doch noch wenigstens genannt werden, weil sie für das deutsche Volk im weitesten Sinne bestimmt waren: Die unvergleichliche Bismarckdenkmünze zum achtzigsten Geburtstage des großen Kanzlers — die schönste deutsche Medaille, die es gibt! — und die wundervolle Stimmzettelurne für das deutsche Reichstagsgebäude, durch deren Ablehnung die Mehrzahl der Mitglieder des deutschen Parlamentes sein Kunstunverständnis vor einigen Jahren zur Erheiterung Europas so glänzend dokumentiert hat.

Betrachtet man Hildebrands Lebenswerk als Ganzes, so macht es in der Folgerich-

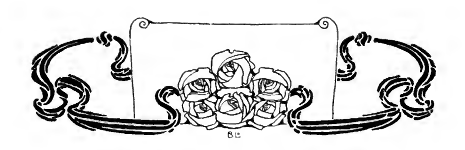


Vater Rhein.
Bronzene Brunnenfigur in Straßburg i. E.

tigkeit und Sicherheit seiner Entwicklung selbst den Eindruck eines Kunstwerkes. Es hat nichts von Sturm und Drang, aber es wirkt wie die Schöpfung eines innerlich festen Mannes, der die reiche Erbschaft der Jahrhunderte mit Weisheit angetreten hat und seinen Schatz so verwendet, daß alle Nutzen davon ziehen, ohne ihn selbst persönlich arm machen zu können. Man hat bei Hildebrand stets das Gefühl, daß er, trotzdem er viel gegeben hat, immer noch über ein künstlerisches Vermögen gebietet, das ihm jeden Aufwand gestattet. Von einer solchen Natur kann man immer noch Neues, Gewaltiges erwarten. Aber ob man auch vergeblich warten würde — das Bewußtsein, daß Hildebrand ein Meister ist, kann nicht mehr erlöschen. Seine Werke künden seinen Ruhm, und die Schule, die er mit seiner Kunst und Anschauung gemacht hat, läßt keinen Zweifel daran, daß er mehr ist als eine vom Abendrot der Vergangenheit angestrahlte glänzende Erscheinung, daß man in ihm auch einen Führer zu den morgenfrischen Gefilden einer neuen starken Kunst verehren darf.



Reichstagswahlurne. Entwurf.

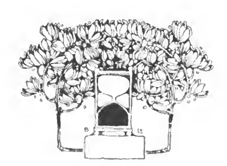


Es war einmal . . .

Von

Wilhelm Langewiesche.

Du bist ein Märchen . . . Lärm und Leid
Und Tag und Tod und Ziel und Zeit —
Was geht das alles den noch an,
Der Deinen Tiefen lauschen kann . . .
Es träumt ein Himmel, Stern bei Stern,
In Deinen Augen fremd und fern,
Die für dies bunte Leben blind,
Nach Innen ganz gerichtet sind. —
Du bist ein Märchen still und schlicht
Und rein, und all Dein Wesen spricht
Zu meiner Tage Lust und Qual
Geheimnisvoll: „Es war einmal . . .
  Wenn Deiner schlanken Hände Tanz
Betört den alten Flügel ganz
Und was an Wundern in ihm schlief,
Hervor aus seinen Tiefen rief,
Indes Dein Antlitz, mir so nah,
In mir so ferne Welten sah —
Wenn Deiner Füße leichter Schritt
Am Waldesrand vorüberglitt,
Bis in der Tannendunkelheit
Verloren ging Dein weißes Kleid —
Wenn heimlich zwischen Tag und Nacht
Ich in der Ferne Dein gedacht,
Stets brachtest meine Seele Du
Und ihre Sehnsucht ganz zu Ruh',
Sagst meinen Lebensweg entlang
Wie Feierabendglockenklang . . .
  Du bist ein Märchen, das sich fest
Nicht halten noch vergessen läßt,
Das immer wieder mir entschwebt
Und doch in meinem Herzen lebt,
Das gütig jedem Wunsch sich neigt,
Und vor dem jeder Wunsch doch schweigt,
Das fremd durch meine Tage irrt
Und ihnen doch ein Segen wird,
Das mich begleitet nah und gern
Und unerreichbar doch und fern. — —
Schon dämmert mir der Abend sacht,
Du fürchtest Dich nicht vor der Nacht,
Dein Wesen all' wird um mich sein
Wie ferner leiser Sternenschein . . .
Und horch — da rauscht das ganze Tal,
Das dunkle Tal: „Es war einmal . . .“





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus.

Tagebuchblätter von

Eugen Wolf.

II.

München, den 10. September 1893.

Seit mehreren Tagen kann ich mich davon überzeugen, welch ein Prachtmensch der Jüngstgeborne des Altreichskanzlers ist. Wir speisen heute zum viertenmal bei Lenbachs, und nach verschiedenen Abendzerstreuungen findet uns häufig die frühe Morgenstunde bei fröhlicher Unterhaltung im Café Luitpold. Heute unternahmen wir einen Ausflug nach Schliersee zu Konrad Dreher und machten im Eisenbahncoupé ein lustiges Radi- und Würstelfrühstück. Einem Kranz von Regensburger Knackwürsten ging Bill ganz energisch zu Leibe. Wir waren alle so glücklich darüber, daß es nach den erhaltenen Mitteilungen dem Fürsten Bismarck besser ging, und beschlossen deshalb, Nachmittags in das Schlierseer Bauerntheater zu gehen, wo das „Lieserl vom Schliersee" von Konrad Drehers Bauerntheatertruppe meisterhaft aufgeführt wurde. Ich tanze hinter den Kulissen unter Zitherbegleitung mit der Gräfin Sibylle Bismarck, die wie eine Sylphide leicht dahinschwebt, einen Schuhplattler.

München, den 13. September 1893.

Vorgestern fuhr ich mit Bill Bismarck, Frau von Lenbach, Baronin von Reizenstein, Oberst von Goldammer über Füssen nach Schwangau, wo wir abends im Gasthaus zur „Alpenrose" beim Klange einer Zither, die ein österreichischer Grenzwächter spielte, wiederum ein Tänzchen wagten. Mein kräftiges Aufstampfen beim Schuhplattln dröhnte bis zu dem Herrn Geheimrat Krupp aus Essen, hinauf, der über uns wohnte und dessen Schlummer gestört wurde, was ich zu meinem großen Bedauern erst am folgenden Morgen erfuhr. Gestern schleppte ich in Anbetracht des urbajuwarischen Appetits des Grafen Bill einen Rucksack voll Knackwürste den Säuling hinauf, aber nicht wieder herunter. Nachmittags Besuch von Neuschwanstein; und Tanz bis Mitternacht. Heute morgen konnte ich mich am gemeinsamen Frühspaziergang nicht beteiligen, weil meine Gamslederuen vom Tanzen noch so durchnäßt waren, daß ich im Bett und sie im Backofen bleiben mußten. Abends Rückfahrt nach München. Graf Bill hatte wiederholt sein Verlangen nach echt bayrischen Leberknödeln mit Sauerkraut ausgedrückt, die wir nach der Rückkehr zusammen mit den Damen und Professor von Lenbach im Hotel National Simmen verzehrten.

München, den 16. September 1893.

14. d. M. Mittags mit Bismarcks bei Lenbachs gespeist, abends mit ihnen ins Volkstheater; am 15. mit Bismarcks und Lenbach nach Ammerland, um das reizende Engelskind Lenbachs, Marion, zu besuchen. Abends die ganze Gesellschaft bei mir (Hotel National). Heute machte ich für Bismarcks den Führer in der „Sezessions-Ausstellung", wo wir manches Gute sahen, Mittags, bei Lenbachs, abends hörten wir schöne Walzer von der Straußschen Kapelle. 10 Uhr Abfahrt des Grafen Bill zu seinem Vater nach Kissingen.

München, den 18. September 1893.

Gestern mit der Gräfin Sibylle in die Alte Pinakothek gegangen, abends mit ihr und Moltkes nach dem Theater ins Café de l'Opera. Heute zu Tisch bei Lenbachs mit Gräfin Sibylle und dem Adjutanten des Kaisers, dem Grafen Moltke; abends wiederum in diesem fürstlichgastlichen Hause, woselbst Moltke nach Tisch hinreißend schön Klavier spielte; Gräfin Sibylle sang mit vieler Poesie.

Waidbruck (am Brenner), den 22. September 1893.

Am 19. früh 8 Uhr holte ich den Jüngstgebornen des Fürsten, der von Kissingen zurückkam und von dort gute Nachricht brachte, an der Bahn ab. Die nächsten drei Tage kann ich mit zu den schönsten meines Lebens rechnen, denn ich lernte Bill Bismarck und die Gräfin Sibylle von einer neuen Seite, als ausdauernde, furchtlose Bergsteiger kennen. Wir hatten beschlossen, eine Tour in die Dolomiten zu machen, und reisten am 19., begleitet von meinem alten Rucksackträger Johannes Hobes aus Salzburg, bis Waidbruck an der Brennerbahn, zwischen Franzensfeste und Bozen gelegen, der Einbruchsstation in das Grödnertal und die Sellagruppe. Die Sonne war bei unserer Ankunft in Waidbruck bereits hinter den Bergen versunken, aber wir hatten einen wonnigen lauen Südtiroler Septemberabend, so daß wir uns im Freien das Tiroler Kaiserfleisch, das wir mit echtem Maddaleuer begossen, herrlich munden ließen. Nach dem Essen Mondscheinspaziergang am Ufer der rauschenden Eisack, deren Wildwassertosen uns bald in kräftigen Schlaf wiegte.



Frau Malwine von Arnim, geb. von Bismarck-Schönhausen.
Nach dem Gemälde von Prof. Lauchert aus dem Jahre 1864.

Regensburger Hütte, den 23. September 1893.

Heute morgen, o weh, wie ich aus dem Fenster seh, die Berge frisch voll Schnee. Trotzdem sagten wir uns: „Frisch gewagt ist halb gewonnen" und traten die Fahrt nach St. Ulrich in Gröden an, wo wir um 11 Uhr und in St. Christina um 1 Uhr eintrafen. Um 2 Uhr marschierten wir nach der am Fuße des Sas Rigais gelegenen Regensburger Unterkunftshütte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ab, der Herr Regierungspräsident von Hannover und die hochgeborne Gemahlin alpin ausgerüstet, und in „kurzer Wichs". Doch erstens es kommt anders, zweitens wie man's denkt.

Wir kamen quitsche quatsche naß auf der Regensburger Hütte an. Gott sei Dank, wir waren die einzigen Anwesenden. Das Heer der Ferienbergkraxler war längst wieder nordwärts gezogen. Außen wechselten Nebel und Regen mit Regen und Nebel ab. Keine Spur von Aussicht. In der Hütte war es kalt, es sah bereits recht herbstlich aus. Hier galt es schleunigst Stimmung schaffen, sollten mich meine gräflichen Freunde nicht zu allen Teufeln wünschen. Deshalb schob ich den Herrn Regierungspräsidenten und die Frau Präsidentin rasch in die obere Kammer, das sogenannte „Damenzimmer", damit sie sich umkleiden sollten. Nun flugs mit meiner ganzen alpinen Praxis heraus, Holz gespalten, Feuer anmachen, das Feuer anblasen, bis mir vom Rauch die hellen Tränen die Backen herunter liefen, unterhalb der Hütte Wasser holen lassen und dampfenden Tee mit einem festen Schuß Rum darin den inzwischen Getrockneten vorzusetzen, war eins. Eine Anrede an das gräfliche Paar, daß es mir nun behilflich sein müsse, ein Pot-au-feu herzurichten, war zwei. Graf Bill mußte die mitgebrachte Knorrsche Erbswurst in Pulver verrühren, was er mit der ihm angeborenen Bonhomie eines Grandseigneur tat. Als er dann aber Zwiebel schäten und Salami in Scheiben schneiden mußte, lauter Dinge, die ich für das alpine Liebesmahl brauchte, bekam ich knurrige Laute zu hören. Die Gräfin war allerliebst, sie fühlte sich so recht in der Rolle einer drallen Almerin und Dame patronesse der Regensburger Hütte in den Tiroler Dolomiten. Nun gingen Graf Bill und ich in den Keller auf die Suche nach Wein, währenddessen die Gräfin Teller und Löffel putzte und den Tisch säuberte und herrichtete, Kerzen in Flaschen steckte, damit wir bei festlich beleuchtetem Hause unser Pot-au-feu in traulichster Gemütlichkeit verzehren konnten. Aus dem Keller brachten wir zwei so viel Wein, als wir nur glaubten vertragen zu können, und wir hatten unseren Durst nicht unterschätzt. Mein erstes Glas galt dem in Kissingen genesenen Fürsten, mein zweites den Gästen auf lustiger Höhe, und mein drittes einer günstigen Bergfahrt. Draußen graupelte, regnete, nebelte und schneite es abwechselnd. Die Aolsharfe auf dem Dache unseres Nachtquartiers blies traurige Weisen. Doch unsere Parole war: „Nur nöt auslassen!" Von den beiden Bismarcks wußte ich jetzt soviel, daß sie mit mir durch dick und dünn gehen würden. Nachdem ich denselben eine ruhevolle Nacht gewünscht, aufgewaschen, die Bergschuhe eingefettet, Feuerholz und Frühstück für den nächsten Morgen hergerichtet und in die Rucksäcke Wurst, Brot und Schnaps gepackt hatte, wickelte ich mich in mehrere Decken ein und bat den lieben Herrgott um ein recht schönes Wetter.

Waidbruck, den 24. September 1893.

Die Sorge um einen günstigen Aufstieg und das kräftige Schnarchen des Grafen Bill ließen mir keine Ruhe. Um 3 Uhr trete ich mit wenig Erwartung vor die Tür; siehe da, der Himmel war voller blitzender Silbersterne; ich weckte meinen Träger, es wurde Feuer gemacht, die Bergschuhe angewärmt, das Ehepaar geweckt, $4^1/_2$ Uhr frühstücken wir, uns wie Kinder auf den Aufstieg freuend. Von 6 Uhr ab war der Himmel tiefblau, und die Berge, der gegenüberliegende Langkofel, die Fünffingerspitze, die Sellagruppe, sowie der Sas-Rigais waren mit Neuschnee bedeckt und glänzten weiß, wie vom Konditor mit Zucker bestreut. Des Grafen Bill sonst so gemütliches Gesicht, das sich aber abends in die Länge gezogen hatte, wurde wieder rund und freundlich wie das des Vollmondes, und die Gräfin begleitete ihr Erscheinen mit einem prächtigen Juchzer. Frohen Mutes schritten wir zum Aufstieg des Sas-Rigais über die zwischen dem Unterkunftshaus und dem Bergmassiv sich sanft aufbauenden, saftig grünen, mit alpiner Flora eingestreuten Wiesen, und der Gräfin ging das Herz auf, als sie einige selbstgepflückte Edelweiß, die dem Auge der raubgierigen Sommeralpinisten entgangen waren, auf ihr Berchtesgadener Hütl stecken konnte.


Eugen Wolf.

Bei Bismarcks

gibt's keinen Schwindel, von Anseilen war keine Rede. Benutzung der Drahtseile, Pendeln längs schmaler auf einer Seite steil in die Tiefe abstürzenden Stege, Balancieren über den schmalen Grat, das war für die beiden Bismarcks ein Kinderspiel, als ob sie im Hochgebirge groß geworden wären. Und so ging's mit Sicherheit und Ruhe auf die Spitze des Sas-Rigais. Um 1 Uhr waren wir wieder in der Regensburger Hütte, auf die ich vorausgeeilt war, um das Mittagbrot herzurichten. Die Gräfin brachte einen Strauß Edelweiß, Enzian und andere verspätete Kinder der Herbstflora mit. Sie und ihr Gemahl waren entzückt von dem Geschauten. Das von mir hergerichtete kärgliche Mahl hat ihnen vielleicht besser gemundet als ein lukullisches Diner im Café Anglais in Paris.

Von der Regensburger Hütte stiegen wir nach Wallenstein, oder Santa Christina in Gröden, einem am Fuße der Sellagruppe das Tal abschließenden, höchst malerisch gelegenen Örtchen ab, wo wir uns unter unvergeßlicher Aussicht auf die von der Abendsonne beleuchtete Sellagruppe durch Tirolerknödel und Wein stärkten. Abends 7 Uhr fuhren wir per Wagen unter strömendem Regen über St. Ulrich wieder nach Waidbruck, wo wir übernachteten.

München, den 25. September 1893.

Heute früh brachen wir von Waidbruck bei herrlichem Wetter auf, um nach dem von dem gräflichen Paar geliebten München zurückzufahren. Von Frau von Lenbach an der Bahn erwartet, speisten wir im Hause des Meisters; abends erzählte Graf Bill in der Künstlergesellschaft „Allotria“ mit Begeisterung von unserem kurzerhand inszenierten, genußreichen Ausflug.

München, den 29. September 1893.

L'appétit vient en mangeant. Gestern lachte uns der Himmel wieder so an, daß ich Bismarcks vorschlug, auf das Hirschberghaus bei Tegernsee zu wandern. Gesagt, getan. Frau von Lenbach schloß sich an. Über Gmund und Tegernsee erreichten wir das Hirschberghaus um 6 Uhr abends. Hier waren lustige Urmünchner und ein Holzknecht, der Gitarre spielen konnte. Das war so recht des guten Grafen Bill Herzensfreude. Er freundete sich im Handumdrehen mit den Münchnern an und lustige Schnadahüpfeln, Juchzer und Schuhplattln wechselten ab. Erst um 3 Uhr stellte sich bei uns das Bedürfnis nach Ruhe ein; die Münchner kneipten weiter; es war herzlich kalt in den Betten, und mich fror um so mehr, als ich mich ganz naß getanzt hatte. Der volle Mond schien mir ins Gesicht und ließ mich nicht schlafen. Unter ausgiebigem Regen gingen wir heute morgen über den „Bauer in der Au“ nach Tegernsee zurück, speisten in dem dortigen Gasthaus zur „Post“ und liehen uns Kleider, während die eigenen getrocknet wurden, was zu einer komischen Maskerade Anlaß gab. Um 6 Uhr waren wir in Bierathen zurück, wo uns das Haus des Münchner Apelles, wie Bismarck Lenbach zu nennen pflegte, mit griechischer Gastlichkeit aufnahm. Auch dieser Ausflug war trotz des Regens allen Beteiligten ein Sonnenblick in dem grau in grau getünchten Leben.

München, den 25. September 1893.

Mit Bismarcks bei Lenbach zu Tisch, dabei unter anderem die Bekanntschaft der schönen Frau Dr. Lindpaintner*) gemacht. Nachmittags bereits in wehmütiger Abschiedsstimmung eine letzte Promenade mit dem gräflichen Paare unternommen und um 10 Uhr dasselbe auf die Bahn begleitet, da es nach Homburg v. d. H. abreiste. Während seines Münchner Aufenthaltes machte Bill Bismarck vormittags gern einen kurzen Abstecher in das „Münchner Bürger-Bräu“, Restaurant des Herrn Odrich, um in diesem ausgezeichneten Gasthaus ein Paar Schweinswürsteln am Rost mit Sauerkraut zu verzehren. Diätetisch war dies nicht, Schwenninger wird wohl nichts davon gewußt haben. —

Nirgends lernt man einen Menschen besser kennen, als in den Bergen, wo er sich gibt, wie er ist. Der Eindruck, den der Graf Bill und seine Frau mir hinterließen, ist der: hier sind einmal ungekünstelte, natürliche und gute Menschen, die durch den Weihrauch, der ihnen tagein, tagaus als den Kindern des allmächtigen Kanzlers gespendet wurde, nicht betört worden sind. Der Abschied von ihnen ist mir wahrhaftig schwer geworden, und schon heute freue ich mich, den letzten, vom Coupéfenster aus gesprochenen Worten der Scheidenden: „Kommen Sie bald zu uns nach Hannover“, Folge leisten zu können.

München, den 7. Oktober 1893.

Der Postbote bringt mir ein Eilpaket aus Hannover, enthaltend ein Paar Reisepantoffel bequemster Art. Auf der Regensburger Hütte hatte ich ein solches Paar bei dem Grafen Bismarck bewundert, und die Gräfin hatte die Aufmerksamkeit, zu Hause angelangt, sich dessen zu erinnern. Dieser kleine Zug ergänzt das reizende Bild dieses sympathischen Ehepaares.

* * *

Mitte Oktober 1893 hielt ich mich in Berlin auf, genoß mehrfach den Vorzug, in Gesellschaft der Gräfin Sibylle Bismarck zu speisen und besuchte des öfteren das eben dort im Wallner-Theater gastierende vorzügliche Schlierseer Bauerntheaterensemble Konrad Drehers. Das humorvolle feine Spiel des Komikers Terofal brachte mich auf den Gedanken, den Fürsten Bismarck wiederum einmal herzlich lachen zu machen, denn die Nachrichten aus Friedrichsruh über die Gesundheit Sr. Durchlaucht seit seiner Rückkehr dorthin waren nicht befriedigend.

Ich schrieb also am 24. Oktober 1893 der Fürstin Bismarck, ich beabsichtigte mit Konrad Drehers Einverständnis den Komiker Terofal und noch einige Mitglieder des Bauerntheaters nach Friedrichsruh zu bringen. Hierauf bezieht sich der nachfolgende Brief:

Friedrichsruh, 27./10. 93.

Mein lieber Herr Wolf!

Es ist so sehr freundlich von Ihnen, daß Sie sich die hübsche Zerstreuung für meinen geliebten Gatten ausgedacht, und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihr gütiges Anerbieten; aber wenn es meinem Mann, gottlob, auch besser

*) Jetzt die Gemahlin des weltberühmten Malers Franz Stuck in München.

geht, wie in Kissingen, so ist er doch noch lange nicht ganz hergestellt, muß noch immer sehr geschont und vor allen Aufregungen in acht genommen werden. Wir sahen in den drei Wochen seit unserer Rückkehr nur unsere Söhne und Herrn von Goldammer einmal, sonst niemand, leben unsere Tage still dahin, wie es meinem lieben Mann am angenehmsten und zuträglichsten ist. So müssen wir also auch auf das Vergnügen verzichten, die Schliersee-Leute hier zu sehen und zu hören, so schön es auch gewiß sein würde, und sagen Ihnen verbindlichsten herzlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Absicht, meinem lieben Manne Erheiterung bereiten zu wollen.

Leben Sie wohl, geehrter Herr Wolf, und seien Sie viel gegrüßt von

Ihrer ergebenen
J. v. Bismarck.

Berlin, den 18. Dezember 1893.

Besuche den Grafen Herbert in Schönhausen a. d. Elbe; hatte das Glück, das am 23. November 1893 geborene erste Enkelkind des Fürsten zu sehen und zugleich das Zimmer, in dem der Begründer des Deutschen Reichs geboren ist. Die anmutige junge Gräfin lag in einem duftigen Spitzen-Matinée-Kleide im seligen Gefühle ersten Mutterglücks auf der Chaiselongue.

Hannover, den 10. Januar 1894.

Gestern nachmittag von Paris hier angekommen, brachte ich die Abendstunden von 7—12 in der Familie des Regierungspräsidenten Grafen Wilhelm von Bismarck zu. Ich fand das Haus, worin sich seine Amtswohnung befindet, außen ebenso alt, als innen gemütlich und behaglich. Heute war ich zum Frühstück bei Bismarcks zusammen mit Herrn und Frau Meister aus Höchst, Freunden des Bismarckschen Hauses aus der Hanauer Zeit Bill Bismarcks. Die zwei Töchterchen der Gräfin Sibylle sind allerliebst.

Berlin, den 26. Januar 1894.

Heute war der denkwürdige Tag, an welchem Kaiser Wilhelm II. hier seinen ersten Kanzler wiedersah. Ich schrieb mich im Schlosse bei Bismarck ein und konnte den Grafen Wilhelm, der ernst aussah, einen Augenblick begrüßen.

Abends 7 Uhr Rückfahrt Bismarcks nach dem Lehrter Bahnhof, an des Kaisers Seite. Frenetische Zurufe des Volkes unter den Linden: „Hier bleiben" — „hier bleiben" — „wiederkommen" — „wiederkommen."

Hamburg, den 19. März 1894.

Heute früh empfing ich ein Telegramm aus Friedrichsruh, daß mich Fürst und Fürstin Bismarck zum Frühstück erwarten.

Friedrichsruh, den 19. März 1894.

Die Fürstlichen Herrschaften waren, als ich mich meldete, im Begriff, sich am Frühstückstisch niederzulassen; auch die liebenswürdige Gräfin Eickstädt war zugegen. Bismarck sieht frisch und rosig aus, kerzengerade und stramm geht er zu Tisch, allerdings stützt er sich beim Verlassen der Tafel jetzt etwas auf den Stock.

Wir bekamen von kalter Küche Ochsenzunge, Filet, Varziner Schlack- und Leberwürste, sodann warme Varziner Wurst, Irish-Stew, zum Schluß verschiedene Käse. Der Fürst ißt von jedem Gang mit dem Appetit eines gesunden Landbewohners, und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie es ihm schmeckt. Er trinkt Münchner Sedlmayr-Bier, darauf Moselwein und zum Schluß Litauer Korn. Man muß wirklich einen guten Magen haben, um bei Tisch mit dem Fürsten gleichen Schritt halten zu können. Sehr aufgeräumt und bester Laune, fordert er mich in einem fort auf, zuzugreifen. Wir sprachen über den Grafen Bill, der an der Gicht leidet, dann erfreute sich der Fürst an dem Dufte der Rosen, welche ich geschickt hatte, die vor seinem Platz standen, und sagte: „Wo hatten Sie denn die herrlichen Rosen her, die man vor den Kaiser gestellt hatte, als er bei mir war?"*)

„Von Gebrüder Seyderhelm in Hamburg, Durchlaucht," worauf er sagte:

„Aha, da kauft auch meine Frau." Damit kam die Rede auf Bismarcks Besuch in Berlin, auf den Empfang bei dem Kaiser, auf die Prinzen, auf das Essen im Schloß und auf den Erwiderungsbesuch des Kaisers in Friedrichsruh.

„Es sind alles Dinge, die man der Öffentlichkeit ruhig mitteilen kann" — bemerkte die Fürstin — „Politik ist überhaupt nicht berührt worden."

„Die Flasche Wein," — warf der Fürst ein — „war 62er Steinberger Kabinett. Der Kaiser hatte mir sagen lassen, ich möchte jeden Tag ein Likörgläschen davon trinken, aber er kennt mein Maß nicht. Wenn ich einmal ansetze, dann trinke ich aus. Ich habe die Flasche nicht mit dem Kaiser, sondern en petit comité ausgetrunken. In Berlin ist mir der Weg — Trepp auf, Trepp ab und im Fahrstuhl bis zur Kaiserin lang geworden; die beiden Prinzen stellten sich mir in Uniform vor; ich wurde in ein einfenstriges Zimmer geführt, hinter mir ging alsbald die Tür auf, und nun kam der Kaiser in liebenswürdigster Form auf mich zu und ernannte mich zum Regimentsinhaber. Das meiste, was die Zeitungen über meinen Aufenthalt im Schloß gebracht, war unrichtig."

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung befrug mich u. a. der Fürst über die Ernährungsverhältnisse der Neger und die Zubereitung ihrer Speisen. Die vielen Getränke, die er mir anbot, namentlich der Litauer Korn in Verbindung mit der außerordentlich anregenden, sprudelnden Tischunterhaltung wirkten mächtig auf mich ein. Die Fürstin nahm an, daß ich über Nacht bliebe; denn nach dem Frühstück sagte sie: „Sie finden in Ihrem alten Zimmer alles in Ordnung."

Die Nachmittagspause benutzte ich zu einem Spaziergang im Sachsenwalde und besah mir auch den Schaden, den der Windbruch einige Zeit vorher in den Waldungen lawinenähnlich angerichtet hatte. Um 6 Uhr sehe ich den Fürsten durch den Park schreiten, die beiden Hunde neben ihm, den Stock auf dem Rücken zwischen den Armen durchgesteckt.

Zum Diner führte der Fürst die Gräfin Eickstädt; die Fürstin nahm meinen Arm. Es gab Sagosuppe, einen Elbsalm, der vielleicht zwanzig Pfund wog, Kartoffeln, Hamburger

*) Ich hatte zum Besuch des Kaisers in Friedrichsruh Rosen an die Fürstin gesandt.

Hühner, Backobst, Eierkuchen, Käse und Butter, Äpfel und Orangen. Eingeschenkt wurde Münchner Spatenbier und Champagner. Während der Mahlzeit richtete der Fürst die Frage an mich:

„Was trinken Sie am liebsten?" Ich war schon versucht zu antworten, jede Sorte sei mir willkommen, als mir einfiel, daß der Fürst gern die Anwesenheit eines trunkfesten Gastes benutzt, um selbst einen Extratropfen daraufzusetzen. Ich antwortete also:

„Guten Moselaner, Durchlaucht," worauf er lächelnd erwiderte: „Schlechten habe ich keinen." Es wurde eine Flasche Bernkastler Doktor geholt und geleert. Zum Schlusse gab es ein Glas sehr alten Portwein.

„Auch Champagner ist mir sehr bekömmlich," bemerkte der Fürst, „und ein paar Glas trinke ich bei Tisch ganz gern." Auf meine Bemerkung, daß die deutsche Champagnerindustrie große Fortschritte mache, wie ich mich kürzlich in Schaumweinkellern am Rhein zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, erwiderte der Fürst:

„Deutscher Champagner bekommt mir nicht. Da ist mir in Berlin folgendes passiert: Beim jetzigen Kaiser wurde einmal bei Tisch deutscher Champagner eingeschenkt, ich konnte das Etikett nicht sehen, weil die Flasche mit einer Serviette umwickelt war, aber ich schmeckte es sogleich und stellte das Glas vor mich hin, worauf der Kaiser mich frug, weshalb ich nicht trinke. Auf meine Antwort, daß ich deutschen Champagner nicht vertrage, sagte der Kaiser: ‚Erstens trinke ich ihn aus Sparsamkeitsrücksichten, denn ich habe eine große Familie zu ernähren, auch will ich meinen Offizieren ein gutes Beispiel geben; zweitens tue ich es aus patriotischen Gründen,' worauf ich entgegnete: ‚Majestät, der Patriotismus geht bei mir nur bis an den Magen.'

Nach Tisch machte der Fürst es sich auf der Chaiselongue bequem, die Gräfin Eickstädt hielt ihm den brennenden Fidibus an die Pfeife, und wir gruppierten uns um ihn; nachdem er einige mächtige Dampfwolken geblasen hatte, zündete ich die mir von der Fürstin gebotene Havanna an. Nun wurde Kaffee und alter Kognak gereicht. Bismarcks Frage, was mich in das Forsthaus in der Nähe von Jülich geführt habe, beantwortete ich damit, der Wald sei mein liebster Aufenthalt und in dem Forsthause wohne ein Bekannter von mir, der Hegemeister Jansen, der meinen treuen Reisebegleitern, meinen Hunden, während meines Aufenthalts in Europa Asyl gebe und bei dem ich früher schon, da er noch in der wilden Eifel stationiert war, mit Vorliebe verweilte. Darauf der Fürst:

„Im Jahre 1836 war ich in Aachen als Regierungsreferendar beschäftigt. Ich kenne Düren, die hohe Fenn, Montjoie, Malmedy und alle Orte jener Gegend kreuz und quer."

Darauf wollte Bismark etwas über die Leistungsfähigkeit des Negers von mir hören, und wie derselbe zu behandeln sei:

„Ich stelle" — so fuhr er fort — „den Neger ebenfalls nicht auf eine Stufe mit dem Weißen. Eigentlich hat Wißmann den Neger am humansten behandelt, und ich muß immer in höchster Anerkennung Wißmanns Tätigkeit gedenken, der seine Sache so gut gemacht hat."

Anknüpfend daran ließ sich der Fürst länger über die jetzige Kolonialpolitik aus, mit der er in verschiedenen Punkten nicht einverstanden war. Auf die Frage: „Was sind Ihre jetzigen Pläne?" erwiderte ich, nach den Gesprächen, die ich in Paris mit verschiedenen Staatsmännern geführt und in Anbetracht der politischen Vorgänge, die sich auf Madagaskar abspielten, wäre es von Interesse, diese Insel zu bereisen; auch in ethnographischer Beziehung biete dieselbe zurzeit noch eine reiche Ausbeute. Der Fürst meinte, Madagaskar sei in Betracht seiner Lage im Indischen Ozean auf dem Wege vom Kap nach Indien für die Franzosen allerdings von großer Wichtigkeit. Es würde für ihre Kolonialpolitik einen Stützpunkt hors ligne bieten.

Ich benutzte den Anlaß, den Fürsten zu bitten, eine Anzahl interessanter ethnographischer Gegenstände, welche ich auf meiner letzten Reise in Zentralafrika gesammelt hatte, als schwaches Zeichen meiner unbegrenzten Verehrung zum ersten April seinem Museum in Schönhausen einverleiben zu dürfen, was er huldvoll genehmigte. Als die Abendblätter kamen, las uns der Fürst einzelnes daraus vor und flocht witzige Bemerkungen ein. Beim Abschiede um 9 Uhr drückte er mir die Hand, umarmte mich und gab mir einen Kuß auf die Wange, den ich, wie mir schien zu seinem Erstaunen, erwiderte.

„Nun reisen Sie mit Gott, und, so Gott will, auf Wiedersehen, und wenn Sie Wißmann sehen, so sagen Sie ihm, ich hätte mich sehr gefreut, daß es ihm gut gehe, ich hätte ihm ein warmes Andenken bewahrt, ich lasse ihn vielmals grüßen."

„Und auch ich lasse Wißmann herzlich grüßen," fügte die Fürstin hinzu. Damit schied ich. Werde ich den Einzigen wiedersehen? Gott schütze ihn und sein Haus und erhalte ihn gesund.

Hamburg, den 24. März 1894.

Telegramm aus Friedrichsruh.

„Fürst und Fürstin Bismarck bitten Sie auf heute abend zu Tisch." Das hatte ich fürwahr nach dem kürzlich vorausgegangenen formellen Abschiede nicht erwartet. Als ich 4 Uhr 50 in Friedrichsruh ankomme, teilt mir der Kammerdiener Pinnow mit, die Fürstin sei auf ihrem Zimmer, der Fürst gehe im Park spazieren und erwarte mich. Schon von weitem sah ich denselben von Tyras II und Rebekka gefolgt, längs des Teiches wandern. Um eine Ecke biegend, den Kopf hochrichtend, rief er mir zu: „Aha, da sind Sie ja, Wölfchen! Das ist aber nett, daß Sie noch einmal kommen."

Er litt offenbar an Gesichtsschmerzen, denn er strich sich wiederholt über die Backe. Wir gingen auf eine Bank zu.

„Ich muß mich etwas setzen" — bemerkte der Fürst. Nachdem ich mich an seine Seite gestellt hatte, um ihm die Wärme der letzten Abendsonnenstrahlen nicht zu verkümmern, kam er auf eines seiner Lieblingsthemata, die Landwirtschaft zu sprechen, auf den Stand der Wintersaaten, auf seine alten Bäume im Sachsenwald, auf den Sonnenuntergang im Winter, den er von dieser

Bank aus so häufig beobachtet habe, und auf den abgestorbenen gegenüberstehenden Baum, den er deshalb nicht abhauen lasse, weil sich auf demselben allabendlich um diese Stunde die Stare sammelten, von denen er jeden einzelnen kenne.

Das muntere Abendgeplauder erfreute ihn sichtlich.

„Es sind ihrer erst fünf, und es müssen sieben sein. Der Anführer kommt zuletzt, und er setzt sich regelmäßig auf den höchsten dürren Zweig, dann bekomme ich mein Abendständchen. Wie glücklich sie sind! Sie wissen nichts von den Sorgen dieser Welt; sie sind gut gefüttert, lieben diejenigen, die gut zu ihnen sind und sind ihnen dafür dankbar."

Plötzlich stand der Fürst von der Bank auf und sagte:

„Aber wollen Sie sich nicht setzen?"

Als ich mit der Bemerkung dankte, daß die morsche Bank das Gewicht von zwei Personen wohl nicht tragen würde, nahm der Fürst unter einer Entschuldigung wiederum Platz:

„Ich kann die Entfernungen, die ich noch vor ein paar Jahren zurücklegte, nicht mehr bewältigen."

Auf die Stare deutend, die sich zum Wegflug rüsteten: „Sie gehen schlafen und stehen auf, ohne die Schmerzen, die mich so sehr plagen."

Inzwischen wurde es kühl, der Fürst hielt ein paarmal das Taschentuch an die Backe. Ich sprach die Hoffnung aus, daß er doch endgültig von diesen Schmerzen befreit werden möchte. Er meinte: „Das ist ausgeschlossen, diese Nervenschmerzen behalte ich, das ist die Beigabe meiner vierzigjährigen Tätigkeit im Amte. Ich habe so oft im Leben der Gefahr ins Auge schauen und häufig die folgereichsten Entschlüsse, ohne mich mit jemandem beraten zu können, im Momente fassen müssen; dadurch war es mir nicht möglich, über meine eigenen Schmerzen nachzudenken, bis es zum Kurieren zu spät war. Man sagt, der General York" — so verstand ich — „sei in einer Nacht ganz weiß geworden, als er vor der Frage stand, ob er eine Schlacht schlagen soll oder nicht. Bei mir ist der Schnurrbart frühzeitig grau geworden und —" lächelnd fügte er hinzu: „die Haare hätten es nicht werden können, die habe ich frühzeitig gelassen."

„Durchlaucht" — erwiderte ich — „haben doch noch soviel Haare, daß ich bei der nächsten Verschönerung Rörigs*) um eine abfallende Locke bitten möchte."

„Das müssen Sie mit Pinnow**) abmachen. —

„Bei näherer Überlegung bin ich nicht damit einverstanden, daß Sie jetzt nach Madagaskar reisen. Ich rate Ihnen ab. Die Völker da unten leben in Unfrieden; Sie könnten in Kämpfe verwickelt werden, je nachdem man Sie für franzosenfreundlich oder franzosenfeindlich hält."

„Durchlaucht, ich habe im Reisen unter wilden Völkerschaften eine langjährige Routine und ich werde mit Vorsicht zu Werke gehen."

Darauf erzählte ich dem Fürsten, daß mir seine Heiligkeit, der Papst, nach meiner letzten längeren Audienz das Kommandeurkreuz des Pius-Ordens mit dem Stern, begleitet von einem anerkennenden Schreiben des Staatssekretärs, Kardinals Rampolla, verliehen habe, aber während meiner vielen Reisen, käme ich wenig dazu, eine Dekoration anzulegen.

„Ich hier ebenfalls nicht" — entgegnete der Fürst — „nur als der Kaiser zu mir kam, auf dem Saatfeld, das Sie hier sehen, eine Ehrenkompanie aufstellen ließ und mir den Ehrenpallasch überreichte, habe ich Orden angelegt; von denen in Brillanten habe ich nur die Faksimiles hier. Der Pius-Orden ist übrigens eine schöne Auszeichnung. — — Kriegen wir noch nichts zu essen? Sehen Sie doch mal auf die Uhr. Die Stare sind weggeflogen, jetzt können wir auch gehen."

Wir gehen längs des Teiches nach dem Wohnhause zurück, der Fürst macht mich noch auf ein Brünnlein im Park, das für den Haushalt vorzügliches Wasser liefert, aufmerksam, sodann steigen wir die Treppe hinauf, die auf die Terrasse führt, von der aus er so goldene Worte zu den Vertretern der Nation gesprochen hat, und gehen dann durch den Speisesaal in den Salon.

Hier begrüße ich die Fürstin, den Grafen und die Gräfin Bill Bismarck mit ihren Kindern, Baron und Baronin Merck, die Gutsnachbarn des Fürsten in Sachsenwaldau. Kurz bevor wir uns zu Tisch begeben, erscheint noch in Uniform und Orden Oberst von der Marwitz aus Mecklenburg. Ich saß zwischen zwei liebenswürdigen Frauen: der Gräfin Sibylle und der Baronin Merck. Menu: Soupe à la reine, Zander mit sauce blanche und Kartoffeln, Schweinebraten mit Kartoffelsalat, Kompot. Als Getränke wurden gereicht: Bier von Sedlmayr, leichter Mosel, Niersteiner, Markobrunner Kabinett, Östricher, französischer Champagner, dazwischen sehr alter Litauer Korn und zum Schluß alter Portwein.

Während der Mahlzeit kam der Fürst auf die Definition des Wortes „Treue" zu sprechen, und daran anknüpfend auf die Hunde.

„Als mein Tyras dem Verenden nahe war, wollte er sich noch zu mir schleppen, aber er brach im Vorzimmer zusammen, wo er seine treue Hundeseele aushauchte."

Als ich bemerkte, Tyras sei am 19. Januar 1889 gestorben, frug mich Bismarck: „Wie kommen Sie dazu, das Datum zu wissen?" worauf ich erläuterte, daß ich doch ein paar Tage vorher in der Wilhelmstraße bei Sr. Durchlaucht zu Tisch gewesen, und daß Tyras damals bereits sehr hinfällig gewesen sei. Das Telegramm, welches sein Hinscheiden meldete, hätte mich noch in Genua, an Bord des Dampfers „Sachsen" erreicht, auf dem ich mich als Chef der Wißmannschen Schutztruppe zur Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika einzuschiffen im Begriffe war. Auch Herr von Holleben, der

---

*) Der Barbier in Bergedorf.

**) Der bekannte Kammerdiener des Fürsten.

***) Mehrere Locken des Fürsten, ferner einen zum Stopfen der Pfeife von ihm oft benutzten Bleistift, seinen viel gebrauchten Spazierstock und eine seiner Mützen habe ich in das Neue Nationalmuseum in München gestiftet, wo sie sich im Saale König Ludwig II. befinden.

sich gleichzeitig auf den Posten eines kaiserlich deutschen Gesandten nach Japan begab, habe mit mir bedauert, daß Bismarck den so treuen Hund verloren.

„Ja, treu war er," setzte Bismarck hinzu. Der Fürst schlug nun vor, daß ich gleich nach Ostern nach Schönhausen fahren solle, um die Sammlungen, die ich ihm im Laufe der Jahre dediziert hatte, persönlich im dortigen Museum aufzustellen. Nach Tisch gemütlicher Cercle um den Fürsten bei Kaffee und Zigarren. Ich überreichte Bismarck, als er es sich bequem gemacht hatte, einen seltenen Gegenstand, den aus Elfenbein geschnitzten langen Haarpfeil einer Mombuttu-Zwergin. Der Haarpfeil war an dem einen Ende ganz spitz, an dem andern Ende breit auslaufend und unten flach.

„I! Das ist ja ein famoser Pfeifenstopfer" — sagte der Fürst und führte den Elfenbeinstab sofort in seine Porzellanpfeife ein. Während der Unterhaltung kamen bereits viele Depeschen und Briefe zu seinem Geburtstage an, darunter welche aus den entferntesten Gegenden der Erde. In einer Schachtel befand sich ein frischer Eichenkranz. Das Begleitschreiben besagte, daß die Eiche, von der dieser Kranz sei, aus einer am Niederwalddenkmal bei Rüdesheim gepflückten Eichel stamme. Der Einsender hielt diese Eiche im Treibhaus, damit der große Kanzler bereits zu einer so frühen Jahreszeit, wie sein Geburtstag, alljährlich mit einem frischen Eichenkranz, dem Symbol der Kraft und Stärke, bedacht werden könne. Über diese sinnige Aufmerksamkeit war der Fürst sehr gerührt. Nun las derselbe eine Anzahl von Briefen aus Siam, Südamerika, Ostasien u. s. w. vor, desgleichen Telegramme und auf ihn gemachte Gedichte. Im Nebenzimmer wurde musiziert. Baronin Merck und Gräfin Bismarck hätten gern einen Walzer getanzt. So gern ich auch tanze, ich wagte es nicht.

Um 11 Uhr verabschiedete ich mich von den fürstlichen Herrschaften; beim Weggehen teilte mir Graf Bill mit, daß man sich freue, mich am 31. März (Vorabend des Geburtstags des Fürsten) wiederzusehen.

Schönhausen, den 30. März 1894.

Vorgestern empfing ich im Hotel Kaiserhof in Berlin ein Telegramm des Grafen Herbert aus Schönhausen, wonach meine dorthin bestimmte Sammlung eingetroffen sei. Finde mich Nachmittag in Schönhausen ein. Nach einer Tasse Tee bei der Gräfin arbeite ich bis 7 Uhr im Museum, zusammen mit dem Custos desselben, dem allen Berlinern unter dem Namen „der schwarze Reiter" wohlbekannten Depeschenreiter Bismarcks, Namens Joly.

Mir war dieses Faktotum des großen Kanzlers bereits von Berlin her bekannt, und als ich erzählte, daß ich in der letzten Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt hätte, mich an der Gesundheit und Rüstigkeit seines früheren Brotherrn zu erfreuen, stürzten ihm die hellen Tränen über die Backen. Um 8 Uhr Diner. Ich überzeugte mich wiederum, welch aufmerksame Wirtin die Gräfin Herbert ist: man plauderte am großen Kaminfeuer bis ½11 Uhr. Der Graf scheint sehr verliebt in sein Frauchen, und sie hinwiederum sieht mit dem Glücke einer jungen Mutter zu ihm empor. Gestern im Museum bis Mittag weiter gearbeitet, nach dem Frühstück dem jungen Paar die Sammlung erklärt; das Interesse, welches insbesondere die Gräfin für jeden einzelnen ihr vorgelegten Gegenstand an den Tag legte, setzte mich in Erstaunen. Um 8 Uhr sehr soigniertes Diner; nachher setzte sich die Gräfin ans Klavier und spielte vom Blatt einen vom Musikmeister G. Bartel in Düsseldorf komponierten und mir gewidmeten „Matabele-Kriegermarsch" auf, und auf meine Bitte ein paar temperamentvolle Czardas.

Hamburg, den 31. März 1894.

Heute sandte ich von den Duplikaten der Sammlung einiges nach Varzin und beendigte meine Tätigkeit im Schönhausener Museum. Nach dem Frühstück nach Hamburg.

Hamburg, den 31. März 1894.

Telegramm aus Friedrichsruh, daß ich vor dem Fackelzug daselbst erwartet werde. Als ich nachmittags im Sachsenwald spazieren ging, kam der Fürst und begrüßte mich freundlich; ich freute mich über sein prachtvolles Aussehen. Von 6 bis 7 Uhr im Parke des Schlosses. Um ½8 Uhr kommt der Fürst in Kürassier-Uniform aus dem Hause. Er nimmt, von seiner Familie umgeben, am Eingang desselben Stellung, um den Fackelzug der Hamburger Bürgerschaft an sich vorüberziehen zu lassen. Da ich ihm gerade gegenüber stand, konnte ich wahrnehmen, wie er kerzengerade und mit entblößtem Haupte volle dreiviertel Stunden an einer Stelle stand und das an einem kühlen Märzabend. Den Stuhl, den ihm Schweninger mehrmals hinschob, lehnte er ab. Auf die Ansprache von Carl Woermann aus Hamburg antwortete er mit weithin vernehmlicher Stimme. Rührend war es anzusehen, als zwischen den Tausenden von Fackelträgern die kleinen Kinder, die dem Fürsten Blumen überreichten, wie von Zauber gebannt schienen, so daß sie buchstäblich weiter geschoben werden mußten. Ab und zu streichelte der Fürst einem Kinde die Backe und nahm die Blümchen entgegen. Nach Beendigung des Fackelzuges forderte mich Graf Bill auf, mich an dem Anstich eines Fasses Münchner Salvator-Bieres zu beteiligen.

Der Stoff mundete dem Fürsten vortrefflich; er saß heute abend mit dem Rücken gegen die nach der Terrasse zu gelegene Außenwand des Speisesaales, das Faß edlen Nasses stand neben ihm, und ab und zu zapfte er selbst für seine Gäste. Er trank ihnen, wie auch mir zu. Beim Abschied sagte er: „Kommen Sie morgen zum Frühstück."

Hamburg, den 1. April 1894.

Um 12 Uhr hinaus nach Friedrichsruh. Überreiche dem Fürsten zehn Rosen mit dem Wunsche, daß jede einzelne ihm ein weiteres Jahr Gesundheit bringen möge. „Mit einem von den zehn bin ich für das nächste Jahr ganz zufrieden," antwortete der Fürst. Beim Frühstück trinke ich, eingedenk des früheren Rezeptes Bismarcks, viel Sekt. Auch der Fürst hält sich am heutigen Tage in bezug auf Trinken weniger strikt an seine ärztlichen Vorschriften. Es erscheint eine Deputation seines Magdeburger Kürassier-

Regiments; die Herren frühstücken mit. Ein Küraß, Geschenk Sr. Majestät, wird von dem Grafen Moltke überreicht. Graf Moltke nimmt ebenfalls an der Tafel Platz. Der Küraß wird vor unseren Augen anprobiert; er ist für den starken Brustumfang des Fürsten zu eng. Es kommen Deputationen von Hamburg und von anderwärts, die Führer werden ebenfalls zum Imbiß geladen: auch in dem an den Speisesaal angrenzenden Wohnzimmer war heute gedeckt. Ich hatte die Freude, einen Korb gefüllt mit Vergißmeinnicht, welche ich tags vorher aus Hamburg nach Friedrichsruh geschickt hatte, vor dem Platze des Hausherrn aufgestellt zu sehen. Auf diese Blumenspende bezieht sich übrigens das nachstehende Telegramm.

Friedrichsruh, den 31. März 1894.
Tausend Dank für köstliche Blumen und freundliche Wünsche senden
Fürst und Fürstin Bismarck.

Draußen im Park wechseln die Klänge einer Militärmusik (Lauenburger Jäger) mit den Liedervorträgen verschiedener Sängergesellschaften ab. Kopf an Kopf, dicht gedrängt, wogt im Park eine unabsehbare Menscheumenge, die immer wieder von neuem Hoch! ruft, und die, wenn sich der Fürst auf der Terrasse zeigt, um sich zu bedanken, in einen unbeschreiblichen Jubel ausbricht. Drinnen im Hause in allen Räumen, in den Korridors, auf den Treppen, türmen sich Blumen auf Blumen, Topfgewächse, die immer noch in Mengen ankommen, füllen das ganze Parterre vor dem Eingang zum Hause; die Anzahl der Postpakete in allen Größen und Formen ist unbeschreiblich. Nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß die begeisterte Liebe der Nation zu seinem Helden einen so starken Ausdruck finden würde. Um 4 Uhr Rückfahrt nach Hamburg; ich hätte auch an der Abendtafel noch teilnehmen dürfen, indessen war ich so ergriffen und bewegt, daß ich allein sein mußte.

Hamburg, 7. April 1894.
Erhalte nachstehenden Brief des Fürsten:
Friedrichsruh, 6. April 1894.
Geehrter Herr Wolf!

Mein Sohn hat mir über die reiche Sammlung afrikanischer Gegenstände erzählt, welche Sie in das Schönhauser Museum zu stiften die Freundlichkeit hatten und welche demselben einen besonderen Schmuck verleiht. Die vorgestern hierher gesandte Probe, die Keule Mtesas, erregt bei allen Beschauern Interesse und Würdigung. Nehmen Sie für das wohlwollende Gedenken, welches Sie mir auch in der Ferne bewahrt haben, meinen verbindlichsten Dank, und zu Ihrer neuen Reise meine herzlichsten Glückwünsche.

von Bismarck.

April 1894 trat ich eine Forschungsreise nach Madagaskar an, besuchte, Ende Dezember 1895 nach Europa zurückgekehrt, den Minister des Auswärtigen in Paris, ferner den deutschen Botschafter Fürsten Münster und anfangs Januar 1896 in Berlin den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Nachdem ich mich erholt, telegraphierte ich unter dem 17. Januar 1896 an den Fürsten Bismarck, ob und wann mein Besuch genehm sei. Ich empfing Antwort, mein Besuch sei morgen willkommen.

Friedrichsruh, den 18. Januar 1896.

Trotz heftiger Schmerzen fahre ich heute vormittag hierher. Sogleich bei dem Eintritt ins Schloß fielen mir in dem Empfangs- und Wohnzimmer die zahllosen Blumen-Arrangements, Lorbeerbäume und Kränze auf; auf dem Tisch des Wohnzimmers lagen Hunderte von Telegrammen, Telegraphenboten gingen ein und aus. Jetzt erst erinnere ich mich, daß wir heute einen historischen Tag feiern, die fünfundzwanzigste Wiederkehr der Errichtung des Deutschen Reiches. Als Teilnehmer an dem Feldzug schäme ich mich, es vergessen zu haben. Die fürstliche Familie war, als ich eintrat, bereits um den Frühstückstisch versammelt; anwesend die Gräfin Herbert, Rantzaus, Baron Merck, Hauptmann a. D. von Schellwitz, der Oberpostdirektor Kuehl aus Hamburg, Dr. Chrysander und der Erzieher der Rantzau-Kinder, Lindow.

„Na, da sind Sie ja, lupus in fabula" — sagte der Fürst, als er sich aufrichtete, um mir die Hand zu schütteln — „heil aus Madagaskar zurück!" Ich gratulierte Bismarck zu dem heutigen Tage, den wir ihm verdankten, und nahm zur Linken der Gräfin Rantzau, dem Fürsten gegenüber Platz. Ich hatte denselben nahezu zwei Jahre nicht gesehen, fand ihn aber unverändert, das Auge hell und klar, die Gesichtsfarbe frisch, der wunderbare Kopf und Ausdruck von ehedem. Die Jahre scheinen an diesem rocher de bronze spurlos dahinzugehen; und doch! was hat er inzwischen nicht für Leids erfahren. Die mir so besonders zugetane Fürstin fehlt. Infolge meiner Schmerzen konnte ich nicht essen, worüber Fürst Bismarck sein Bedauern aussprach und mir um so öfter einschenken ließ. Er war außerordentlich guter Dinge, heiter und lieb.

Als wir bei Tisch saßen, wurde mir ein Telegramm überreicht, das ich mit Erlaubnis des Fürsten öffnete. Es rührte von einem rheinischen Großindustriellen der Eisenbahnbranche her, der mich bat, bei dem Fürsten Dolmetsch seiner glühenden Verehrung zu sein. Das Rheinland vor allem wisse und empfinde, was es dem Fürsten in volkswirtschaftlicher Beziehung zu danken habe. Ich reichte dem Fürsten das Telegramm, er las es bedächtig durch und äußerte dann:

„Was hier steht, hat ein Körnchen Wahrheit. Denn es ist richtig. Deutschland wäre der Verarmung und Aussaugung durch das Ausland anheim gefallen, wenn ich nicht dazwischen getreten und der unglückseligen Freihandelstheorie von Delbrück und Genossen auf den Kopf getreten hätte. Die Geheimräte in den Ministerien waren fast alle Freihändler, und es ist bezeichnend, daß ich den alten Varnbüler zu Hilfe nehmen mußte, um ein gesundes wirtschaftliches System wiederum aufzubauen." Und die Unterschrift besehend: „Das ist ja von Ihrem Freund, dem Kölner, den Sie vor zwei Jahren am Vorabend meines Geburtstages mit zum Bier hereingebracht haben. Sagen Sie ihm meinen Dank für seine Aufmerksamkeit und meinen Gruß, wenn Sie ihn sehen."

Nach Tisch saß ich mit dem Fürsten bis 4 Uhr zusammen; es gesellte sich noch Dr. vom Rath dazu; der Fürst las die inzwischen neu ein-

gegangenen Telegramme und machte mit seinem Riesenbleistift Bemerkungen darauf, die sich wohl auf deren Beantwortung bezogen haben mögen.

Nachdem sich Bismarck zurückgezogen hatte, bat ich, im Empfangszimmer die eingetroffenen Ehrengaben besichtigen zu dürfen. Auf dem Tische lag die Halskette mit der Denkmünze Kaiser Wilhelm I. in Größe eines Fünfmarkstückes, der ganz kürzlich von Kaiser Wilhelm II. im Andenken seines Großvaters gegründete neue Orden. Derselbe war dem Fürsten Bismarck als Erstem verliehen worden, weil unter ihm die Gesetzgebung zugunsten der wirtschaftlich Schwachen (Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung) inauguriert worden ist. Die Medaille trägt die Inschrift: „Wirke im Andenken Kaiser Wilhelm I.“; jedes Glied der Kette bildet zu beiden Seiten einen Buchstaben, zusammen das Wort Wilhelm I. darstellend. Sodann fiel mir eine große Festung aus Schokolade auf, in allen Details, mit Geschützen, Bastionen, Zugbrücken, genau ausgeführt, daneben eine Kopie der Urkunde der Errichtung des Deutschen Reiches, überreicht von den Herren Gebrüder Stollwerck in Köln.

Chrysander nahm mich darauf auf sein Zimmer und stellte fest, daß ich an Nervenschmerzen litt. Er massierte mich so kräftig, daß ich glaubte, die Engel im Himmel pfeifen zu hören.

Zum Diner — es waren außer den Frühstücksgästen noch Baronin von Merck und Dr. vom Rath anwesend — sagte der Fürst unter Anspielung auf meinen bis an sein Ohr gedrungenen Schmerzensjodler: „Chrysander hat Sie wohl ordentlich zwischen den Fingern gehabt?“ In höchst plastischer Weise erzählte der Fürst, anknüpfend an den heutigen Gedenktag, von der Kaiser-Proklamierung in Versailles, den Schwierigkeiten, welche König Wilhelm in der Kaiserfrage erhob, von den Titeln, welche für das Reichsoberhaupt in Frage kamen (Kaiser der Deutschen usw.), von den Schwierigkeiten, welche ihm in Sachen der Beschießung von Paris von jenseits des Kanals erwuchsen, von der ungestümen Tapferkeit der unter dem Kronprinzen ins Gefecht geführten Bayern; von König Ludwig II. sprach er in der pietätvollsten, anerkennendsten Weise.

Als Bismarck es sich nach Tisch auf der Chaiselongue behaglich gemacht hatte und seine Pfeife in vollem Brand war, sagte er zu mir:

„Jetzt setzen Sie sich einmal her und erzählen Sie mir von Ihrer Reise auf Madagaskar und vom Feldzug der Franzosen.“ Insbesondere interessierte der Fürst sich für die Kolonisationsmethoden der Franzosen, für die Kulturen, wie z. B. die terrassenförmige Anlage der Reisfelder, die kunstvolle Berieselung derselben, die wertvollen Holzarten der Urwälder Madagaskars, die Art der Gewinnung des Kautschuk.

„Vom Feldzug können Sie viel erzählen.“ Als ich die Namen der Generäle nannte, unter anderen den des Generals de Torey, sagte er: „Von dem habe ich gehört, er war der Militärbevollmächtigte Frankreichs in Wien und Bukarest und spricht gut deutsch.“

Ich lobte die ungemeine Gastlichkeit und Zuvorkommenheit, welche ich von den Franzosen, vom Höchstkommandierenden herab bis zum letzten Trainsoldaten während der ganzen Expedition erfahren hatte, obwohl jeder Soldat wußte, daß ich Deutscher sei. Sogar den aus Deutschland in die Fremdenlegion Übergetretenen sei es gestattet worden, in mein Zelt zu kommen, wobei sie mir dann — bei einem Gläschen Kognak — das Herz über die Gründe, die sie zur Annahme des fremden Dienstes veranlaßten, auszuschütten pflegten.

„Wie geht es mit Deutsch-Ostafrika voran? Was macht Wißmann? Fühlt er sich in seiner Stellung als Gouverneur wohl? Wie liegt die Neger- und die Sklavenfrage?“

Auch mußte ich Aufschluß geben über meinen Besuch bei dem Sultan von Zanzibar, der mit dem englischen Protektorat höchst unzufrieden war. Um 11 Uhr ging der Fürst zu Bett.

Hamburg, den 19. Januar 1896.

Nachdem ich heute nacht noch bis $1/2$ 2 Uhr mit dem Grafen und der Gräfin Rantzau und dem Dr. vom Rath beim Glase Bier zusammengesessen, nahm mich Dr. Chrysander vormittags wieder in die Kur; ich mußte heiß baden, wurde geknetet und massiert, daß meine armen Knochen nur so krachten, bekam Stubenarrest bis Mittag und schrieb auf meinem behaglich warmen Zimmer Briefe. Um $3/4$ 12 Uhr ging ich zum Fürsten hinunter; da Herr vom Rath um 1 Uhr fortfuhr, fand das Frühstück bereits um 12 Uhr statt. Außer dem letzteren waren die Gräfin Herbert, die Rantzaus, zwei von ihren Jungens und Chrysander anwesend. Von 1 bis $2\frac{1}{4}$ sitze ich mit dem Fürsten allein; er bemerkte:

„Da war eine Deputation von Frauen und Jungfrauen aus Ihrer Heimat, der Pfalz, bei mir. Sie haben mir ein Faß vorzüglichen Pfälzer Wein gebracht. Davon wollen wir jetzt einmal ein paar Flaschen probieren.“ Und als die Gläser gefüllt waren: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's und auf Ihr Wohl!“ und nun folgte wohl eine der interessantesten Unterhaltungen, die ich je mit dem Fürsten hatte.

Den Ausgangspunkt nahm meine Erzählung, ich sei bei Gelegenheit meiner jüngsten Anwesenheit in Paris mehrmals bei dem Botschafter Grafen Münster gewesen, zufällig bei zwei interessanten Gelegenheiten. Einmal, als Münster den Auftrag erhielt, das von dem Kaiser Wilhelm II. entworfene, mit dem Motto: „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter“ versehene, vom Kaiser unterzeichnete Bild dem Präsidenten der französischen Republik persönlich zu überreichen; und zweitens bei Tisch, in zum großen Teil englischer Gesellschaft an dem Tage, als das Telegramm Sr. Majestät an den Präsidenten der südafrikanischen Republik Paul Krüger in Sachen des Jameson-Einfalles eintraf.

Darauf bemerkte Bismarck: „Der Streit Englands mit Transvaal ist damit nicht erledigt. England wird darauf nicht verzichten, es wird seine Aktion nur vertagen.“ Betreffs Madagaskars äußerte Bismarck, daß der Besitz desselben von seiten Frankreichs den Engländern stets ein Dorn im Auge bleibe, nachdem sie Herren von Südafrika geworden wären, und daß Frankreich nicht nur für Befestigungen Millionen aufwenden, son-



Bismarckschild. Von Prof. Ch. Roth-München.

dern daß es auch immer auf dem qui vive bleiben müsse. Anknüpfend an meinen Artikel im „Temps“ und an meine Äußerung, daß ich betreffs der Freundschaft Englands, wem sie auch immer angeboten würde, mich eines gewissen Skeptizismus nicht erwehren könne, meinte Bismarck:

„Die Hauptsache für uns ist, daß wir das Gleichgewicht in Europa halten. Ich halte von beiden Freundschaften nichts. Die Franzosen können das Glacis im Westen, das wir haben mußten, nicht vergessen. — —

Sie können sich recht freuen, im Ausland, besonders in Frankreich, so viel gute Beziehungen erworben zu haben. Halten Sie dieselben aufrecht.“

Als ich bemerkte, daß mir vor wenigen Tagen der französische Kolonialpolitiker und Deputierte Le Myre de Villers in Paris gesagt habe, wir hätten es uns selbst zuzuschreiben, daß wir mit den Elsässern so schlechte Erfahrungen gemacht, weil wir sie nach dem Kriege gleich zum Militärdienst herangeholt hätten, äußerte der Fürst:

„Nachträglich will ich auch gerne glauben, daß wir weiter gekommen wären, wenn wir nach 1870 die Elsaß-Lothringer nicht sofort als Soldaten eingestellt hätten; wir haben dadurch manch gutes Element zur Auswanderung gezwungen. Sie hätten sich viel leichter an Deutschland gewöhnt; aber von Roon wollte es nicht; der meinte, das beste Mittel sei, gleich unter preußische Zucht.“

Demnächst sprach ich von der Notwendigkeit der Schaffung eines Kolonialministeriums, vielmehr eines vom Auswärtigen Amt abzutrennenden, direkt unter dem Reichskanzler stehenden Kolonialamts. An dessen Spitze sollte meines Erachtens ein Mann stehen, dem langjährige Erfahrungen im Auslande zu Gebote stünden und der eine ähnliche selbständige Stellung einnähme, wie der französische Kolonialminister. Bismarck meinte, das sei im Hinblick auf unsere Reichsverfassung eine schwierige Sache:

„Wißmann paßt nicht für den bureaukratischen Dienst, Major von Trotha wohl ebenfalls nicht, und ich sehe sonst für den Augenblick keine geeignete Persönlichkeit.“

Nach der Verabschiedung trank ich mit dem Oberförster Lange noch einige Flaschen seines guten Mosel und fuhr dann nach Hamburg zurück.*)

Forsthaus Stetternich bei Jülich,
den 13. Februar 1896.

Abends an den Fürsten Bismarck geschrieben. Frage an, ob er die Sammlung, die ich für ihn aus Madagaskar mitgebracht, entgegennehmen will und ob ich sie in Schönhausen aufstellen soll.

Köln, Hotel Ernst. Den 16. Febr. 1896.

Erhalte das nachstehende Antwortschreiben Bismarcks:

Friedrichsruh, den 15. Februar 1896.
Geehrter Herr!

Ihr gestriges Schreiben habe ich mit vielem Dank erhalten, besonders danke ich Ihnen für die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch die Zueignung Ihrer Sammlungen aus Madagaskar erzeigen wollen. Letztere zu sehen, wird mich lebhaft interessieren, ich bezweifle aber, daß mir wegen meines Gesundheitszustandes dies in Schönhausen sobald möglich werden wird und würde daher zu besonderem Danke verbunden sein, wenn diejenigen Gegenstände, deren Verpackung keine großen Schwierigkeiten macht, zunächst hierher gesandt werden könnten, damit ich die Freude habe, sie zu sehn. Bitte, wollen Sie über die Erfüllung dieses Wunsches ganz Ihr Ermessen entscheiden lassen.

Der Ihrige
von Bismarck.

Berlin, den 7. März 1896.

Schreibe dem Fürsten, daß ich bereit sei, die für ihn bestimmte Sammlung in Friedrichsruh aufzustellen.

Berlin, den 23. März 1896.

Besuch in Schönhausen. Die junge Schloßherrin, die dem Grafen Herbert am 4. März ein zweites Töchterchen geschenkt, hat zum erstenmal das Bett verlassen. Nach dem Frühstück Besuch des Museums. Begleite abends die Mutter der Gräfin Bismarck, Gräfin Hoyos, nach Berlin zurück, woselbst ihr Bruder Whitehead, Mitglied der englischen Botschaft in Berlin, dieselbe am Bahnhof erwartet.

Friedrichsruh, den 28. März 1896.
Pension Werner.

Fahre von Berlin hierher und miete in der Pension Werner den großen Speisesaal, um in demselben die für den Fürsten bestimmten Sammlungen aufzustellen.

Friedrichsruh, den 1. April 1896.
Pension Werner.

Mittags 12 Uhr dem Fürsten persönlich gratuliert. Er ladet mich zum Frühstück ein, bei dem man, sehr animiert, lange verweilte. Dem Fürsten gegenüber saß die Schwester desselben, Gräfin Malvine Arnim-Kröchlendorf, die ich, nachdem ich mir erlaubt hatte, mit dem Fürsten anzustoßen, begrüßte, und die mich gegen Schluß der Tafel einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

Als der Fürst mich neben seiner Schwester erblickte, rief er mir zu:

„Na, Madagaskar-Wölfchen, wir zwei können schon noch eine vertragen, wir trinken noch einen ganz trockenen Pommery.“

Um den abends 8 Uhr stattfindenden Fackelzug der Hamburger anzusehen, begaben sich der Fürst und seine Gäste diesesmal auf die Terrasse. Imposanter Feuerschein in den Bäumen.

Friedrichsruh, den 8. April 1896.
Pension Werner.

Nach mehrtägiger Abwesenheit gestern nacht hierher zurückgekehrt, verabschiedete ich mich heute an der Bahn von Lenbach und seiner Frau, Baron und Baronin Merck und Schwenninger, die sich zur Taufe nach Schönhausen begeben.

*) In Erinnerung an den vorstehenden Besuch erhielt ich aus Friedrichsruh an meinem Geburtstag eine Radierung von Horte mit Bismarcks eigenhändiger Unterschrift und dem Datum 18. Januar 1896. Die Radierung stellt den Fürsten in der Uniform seines Regiments dar, ist auf japanesischem Papier abgezogen, von Horte avant la lettre gezeichnet und von der Deutschen Kunstvereinigungs-Gesellschaft herausgegeben.

Friedrichsruh, den 9. April 1896.
Pension Werner.

Der Fürst soll nicht ganz wohl sein. In seiner Umgebung nur Gräfin Rantzau und Dr. Chrysander.

Friedrichsruh, den 12. April 1896.
Pension Werner.

Der Fürst genehmigt, daß an einige mir befreundete Familien am Rhein junge Eichen aus dem Sachsenwalde abgegeben werden, die Oberförster Lange heute zur Absendung bringt.*)

Friedrichsruh, den 14. April 1896.
Pension Werner.

Der Fürst läßt mich auf 7 Uhr zu Tisch bitten. Anwesend die Familie Rantzau, der Erzieher der Kinder, Lindow, Baron und Baronin Merck, der Meliorations-Inspektor Münchow, Chrysander, dessen Doktor-Promovierung wir kürzlich in der Pension Werner reichlich gefeiert hatten. — Forellen, Rindsfleisch mit Meerrettichsauce, verschiedene Torten, Butter und Käse. An Getränken: Bayrisch-Bier, Champagner, Moselwein, Forster Kirchenstück, Tokayer, nachher Kaffee, Kognak, Zigarren. Der Fürst trat, ein mir fremder Anblick, mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem Kopf in den Speisesaal.

„Ich habe Gesichtsschmerzen und muß mir den Kopf etwas warm halten, ich bitte um Entschuldigung."

Bei Tisch nahm er das Käppchen bald ab: „Es wird mir doch zu warm." Es wurde ihm eine dickflüssige Suppe vorgesetzt, die er aus einem besonderen Gefäß trank. Nach und nach gab er sich doch ans Essen; Kauen und Schlucken machten ihm Schwierigkeiten, aber er aß doch, und es schien ihm allmählich gut zu munden. Er trank Bier, Champagner, alten Pfälzer und Portwein, war bald aufgeräumt und erzählte allerlei schnurrige Geschichten, u. a. eine von einem Hecht. Infolge seiner Gesichtsschmerzen war er jedoch schwieriger zu verstehen, so daß mir die Einzelheiten entgingen. Nach dem Essen besprach er mit Herrn Münchow und dem Grafen Rantzau Geschäftliches; die Damen begaben sich ins Nebenzimmer ans Klavier; ich sollte zu Koschatschen Liedern jodeln, was ich aber nach einem ersten Versuche aufgab, weil ich befürchtete, daß solcher „Gesang" nicht den Beifall Sr. Durchlaucht finden würde.

Die Pfeife nicht ausgehen lassend, stellte der Fürst an mich mehrere Fragen in betreff des Feldzuges auf Madagaskar. Er erkundigte sich nach der Verpflegung der Truppen, sowie der meinigen, nach der Medizinal-Abteilung und der Lazarett-Einrichtung, wie sich die Marine-Infanterie bewährt hätte, nach den Marschleistungen, den hauptsächlichsten Gefechten, dem Schnellmarsch auf die Hauptstadt Tananarivo und der Einnahme derselben, nach meinem Verhältnis zu den französischen Offizieren, nach den Getränken, die ich mitgehabt, nach dem Reichtum der Insel, ihrer Bevölkerung usw.

*) Sechsundzwanzig Stück dieser Sachsenwald-Eichen bilden einen Bismarck-Hain in der Försterei Stetternich bei Jülich, drei davon sind im Garten einer Villa in Horrem, und eine ist im Garten eines Großindustriellen in Köln angepflanzt.

Der Fürst sprach über die Reise des Kaisers nach Rom und nach Wien. Bis $^1/_2$12 Uhr las er Zeitungen, machte Bemerkungen zu den hauptsächtichsten Tagesereignissen und brach dann auf. Um $^3/_4$12 Uhr meldete der Kammerdiener Pinnow, Seine Durchlaucht seien zu Bett gegangen, worauf ich mich zurückzog.

Friedrichsruh, den 15. April 1896.
Pension Werner.

Der Fürst hat die Güte, mir zum Aufmachen und Auspacken der schweren Kisten durch Oberförster Lange einen zuverlässigen Arbeiter von der Sägemühle zur Verfügung zu stellen.

Friedrichsruh, den 25. April 1896.
Pension Werner.

Melde im Schlosse, daß die Sammlung nunmehr zur Besichtigung des Fürsten bereit sei; aber das Wetter ist vorläufig zu schlecht, und der Fürst hat Gesichtsschmerzen. Die Besichtigung wird auf die ersten Maitage verschoben.

Berlin, den 1. Mai 1896.

Zur Eröffnung der Gewerbe-Ausstellung eingeladen, wohne ich dem Akte bei. Um 5 Uhr beim Eröffnungsbankett. Bei Festsetzung der Trinksprüche hatte die Festkommission seltsamerweise des Einsiedlers im Sachsenwalde nicht gedacht. Ich nahm mir deshalb heraus, diese Versäumnis gut zu machen. Brausender Beifall, dreimaliger Tusch, Anstimmen des Liedes: Deutschland, Deutschland über alles. Stoße mit dem etwas überraschten Staatssekretär von Bötticher auf das Wohl Bismarcks an.

Friedrichsruh, den 4. Mai 1896.
Pension Werner.

Gestern von Berlin zurückgefahren, erhalte ich heute den Besuch des Grafen und der Gräfin Herbert, die meine Sammlung besichtigen. Die Gräfin legt großes Interesse dafür und zugleich ethnographische Sachkenntnis an den Tag.

Friedrichsruh, den 5. Mai 1896.
Pension Werner.

Heute eine vollständige Liste aller Sammlungsgegenstände gemacht. Es sind deren 600. Um 6 Uhr abends will ich zur Post, als unerwartet der Fürst vor meiner Wohnung anfährt. Er bleibt zunächst im Wagen sitzen, wirft einen prüfenden Blick auf Haus und Garten, sieht den kleinen Sohn des Gastwirts Engelhardt und fragt mich: „Wer ist denn der Kleine da?" Dann steigt er aus, gibt dem Kleinen und mir die Hand, und ich geleite den Fürsten in den Speisesaal. Zuerst geht Bismarck um alle Tische, auf welchen Gegenstände ausgelegt sind, herum, und ich muß ihm ein Gesamtbild der Sammlung geben.*)

Dann setzt er sich in einen Lehnstuhl, den ich mit einem gleichfalls zur Sammlung gehörigen Leopardenfell überdeckt hatte. Nun muß ich ihm viele der Gegenstände bringen. Zuerst wollte er die verschiedenen Holzarten sehen; die weichen und die harten Hölzer aus den Tropen, Ebenholz, Rosenholz, erregten sein besonderes Interesse. Dann kamen Eisenprodukte Madagas-

*) Eine eingehende Beschreibung dieses Teils meiner Sammlungen, welche Bismarck am 5. Mai 1896 besichtigte, findet sich in den „Hamburger Nachrichten" vom 10. Mai 1896.

kars an die Reihe: die Herstellungsweise der Messer, Spaten, Speere, Nägel usw. mußte ich eingehend erklären; dann die Handweberei und die Flechtwerke des Landes, besonders die alten, rotseidenen Lambas, in die eingehüllt die Körper der Herrscher Madagaskars in auf den höchsten Bergspitzen befindlichen Steinhöhlen, die dem Volke unbekannt bleiben mußten, beigesetzt wurden. Bei den Modellen der Barakrieger sagte Bismarck: „Die sind aber häßlich"; auf meine Erklärung, daß die großen Kugeln auf dem Kopfe der Krieger eine Verbindung des Haares derselben mit rotem Lehm und ausgelassenem Fett darstellen, meinte er: „Die müssen aber auf große Entfernungen riechen." Auch die Musikinstrumente interessierten ihn: auf die großen Kriegstrommeln schlug er mit dem Schlegel. Mitterweile war es $^3/_4$ 7Uhr geworden; ich wollte dem Fürsten, den die eingehende Besichtigung vielleicht ermüdet haben konnte, einen Trunk anbieten.

„Ich will jetzt keinen Champagner trinken, weil ich vorher zwei Apfelsinen gegessen habe. Geistig geht es mir noch recht gut, aber körperlich, da hab' ich's weg. Ich vertrage keinen kalten Wind und keinen Regen mehr, ich kann nicht über 200 Schritte gehen, ohne müde zu werden. Ja, ja, mit den Kräften ist es vorbei."

Ich erzähle dem Fürsten, daß ich, die Notwendigkeit eines deutschen Stützpunktes in Ostasien einsehend, im Frühjahr in Berlin mit maßgebenden Persönlichkeiten Rücksprache genommen habe. Die Kolonialpolitik führt uns auf das Gebiet der Marine, und als ich es als unsere Aufgabe bezeichnete, unsere Schiffe zu vermehren, meinte Bismarck.:

„Ja, ja, aber weniger Schlachtschiffe und mehr Kreuzer; denn mit den ersteren kommen wir nicht hin."

Als der Fürst sich anschickte, aufzubrechen, frug ich ihn, ob er mir nicht ein Stück Holz von einer seiner alten Eichen gütigst dedizieren wolle; ich möchte daraus gerne, unter Eingravierung seines Familienwappens, Rahmen für die Bilder schnitzen lassen, die er mir verehrt hatte. Bismarck sagte:

„Ich werde es dem Oberförster Lange mitteilen, aber nach Haus tragen werden Sie das schwere Holz wohl nicht können; er wird es Ihnen zusenden; und was das Wappen anbelangt, so werde ich Lange bitten, Ihnen eines von den Abzeichen zu geben, wie sie mein Forstpersonal am Hut trägt."

Um 7 Uhr bringe ich den Fürsten an seinen Wagen zurück. Als er die alte Frau Werner sieht, geht er auf sie zu, gibt ihr und ihrem Enkelkind, dem kleinen Jungen, die Hand und sagt ihnen einige freundliche Worte. Beim Abschied bittet mich der Fürst, gleich zum Essen zu kommen. Erhalte den Platz zwischen Baronin Merck, die zur Linken des Fürsten sitzt, und der Gräfin Rantzau. Es gibt: Gebackene Rezunge, Spargel, Rehrücken, Kompot, Salat, Kuchen; Sedlmayer Spatenbier, Mosel, Rotwein, vorzüglichen alten Rauenthaler, Champagner. Der Fürst ißt wenig, trinkt Hühnerpurée, denn er hat Gesichtsschmerzen. Als ich ihn erstaunt Radieschen kauen sehe, spricht er zu mir gewendet:

„Damit will ich mir meine Gesichtsschmerzen vertreiben; ja, früher, wenn ich nach Hause kam, so zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, da machte mir die Verwalterin ein Dutzend Setzeier; das war gar nichts für mich; da verlangte ich meist noch ein Dutzend nach; jetzt muß ich mich mit vieren als Maximum begnügen."

Ich erlaubte mir, die Grüße auszurichten, die mir der Hofschauspieler Konrad Dreher aus Schliersee an den Fürsten aufgetragen hatte, worauf derselbe äußerte:

„Der Konrad Dreher ist ein grundgescheiter, liebenswürdiger Mensch, ein feiner Kopf, ein tüchtiger Schauspieler; ich mag ihn gerne leiden und es hat mir viel Freude gemacht, ihn auf der Bühne zu sehen."

Im Laufe der Unterhaltung sagte ich, von der Berliner Gewerbe-Ausstellung sprechend, daß auf derselben Adlon und Dressel in bezug auf Verpflegung das Menschenmögliche geleistet hätten, worauf Graf Rantzau den Restaurateur Rudolf Dressel in Verbindung mit dem Feldzug gegen Frankreich nannte. Dies führte auf den Restaurateur Borchardt in Berlin. Der Fürst meinte:

„Borchardt, der Alte sowohl wie seine Söhne, haben mir als Kaufleute immer sehr gut gefallen. Was man da bekam, war stets gut und frisch; auch die Söhne haben sich jedes Kundrn persönlich angenommen, einem auch das geringste was man kaufte, sauber eingewickelt. Das sind Leute, die ihr Fach gründlich vrrstehen."

Bei Tische kamen die Hunde heran; als ich dem Fürsten sagte, ich hätte gefunden, der Klimawechsel habe auf meine Hunde auffrischend gewirkt, äußerte er betrübt:

„Der alte Tyras*) ist schon kreuzlahm und kann nicht mehr aufstehen, wenn man ihm hinten nicht nachhilft, was Rantzau in nicht sehr freundlicher Weise besorgt."

Als ich beim Weintrinken die Ansicht aussprach, es sei bedauerlich, daß wir Zoll auf Wein hätten, daß wir eine ganz andere Nation wären, wenn wir uns billigen reinen Wein verschaffen könnten, da doch das viele Bier uns einschläfere und verdumme, erwiderte der Fürst:

„Warum hat es die Vorsehung nicht so eingerichtet, daß jeder Mann zur Mahlzeit täglich sein Glas Wein hat! Nein, eine ganz bestimmte Sorte Menschen trinkt Rotwein, eine schweren Rheinwein, eine dritte leichten Mosel; jene, die leichten Mosel trinken, verstehen nichts von schwrrem Rheinwein. Der Wein macht auch den Menschen, je nach seiner Qualität, den feurigen Sizilianer, den leichtlebigen Rheinländer, den lauten Pfälzer, den behäbigen Elsässer. Apropos Ihrer Uganda-Reise: Sie haben mir ja einmal Schnaps aus Uganda gesandt. Was ist das für ein Getränk?"

Ich erwiderte, ich hätte denselben in Uganda aus Bananenwein vermittels ausgehöhlter Kürbisse und hohler Bambusröhren in einem in primitiver Weise von mir zusammengestellten Destillierapparat übrr heißem Sand destilliert. Der Kammerdiener Pinnow mußte nun eine

*) Der Fürst meinte seinen zweiten Hund dieses Namens.

Flasche davon holen, aber der Inhalt sagte dem Fürsten nicht zu. Bei Tisch wird mir ein dringendes Telegramm überreicht. Als ich dasselbe in die Brusttasche schieben will, sagte der Fürst:

„Bitte, wollen Sie nicht erst sehen, was drin steht.“ Nach Kenntnisnahme und auf meine Bemerkung, es sei von dem Plantagenbesitzer John Booth in Tanga, Deutsch-Ostafrika, entgegnete der Fürst:

„Seinen Vater kenne ich gut und schätze ihn hoch, ich verdanke ihm seltene Koniferen; er wohnt jetzt am Kurfürstendamm in Berlin. Wenn mir die Berliner ein Denkmal setzen wollen, so wünsche ich es mir nur dahin. Von der Politik und der Geschichte als meinem eigenen Werk will ich nicht reden. Da waren andere Einflüsse im Spiel. Aber eines kann ich für mich in Anspruch nehmen, daß ich den Berlinern Luft verschafft habe.

„Den Kurfürstendamm und die Villenkolonie Grunewald, die damit zusammenhängt, habe ich ganz allein durchgekämpft. Ich habe bei dem hochseligen König eine Kabinettsorder erwirkt, den Kurfürstendamm als Zusahrt nach dem Grunewald durchzuführen, trotzdem ich das Polizeipräsidium gegen mich hatte, das Intrigen gegen mich spann. Denn einige der Herren, die ein anderes Projekt patronisierten, und in der Aussicht auf dessen Verwirklichung sich bereits in Terrainspekulationen einließen, hatten Wind bekommen und versuchten, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ich kann wohl sagen, daß mir in dieser Sache mehr Schwierigkeiten bereitet wurden, als es durch sämtliche Diplomaten Europas je geschehen ist. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochseligen Herrn, und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatte, sagte er: ‚Machen wir.‘ Und so wurde es gemacht.“

Ich erzählte noch von der Berliner Gewerbe-Ausstellung, von der Bronzestatue Bismarcks, die ich daselbst gesehen, und von dem Rundgang des Kaisers durch die Ausstellung. Die Verhältnisse von Madagaskar brachten das Gespräch auf die Kolonialpolitik, auf den Transvaal, Chamberlain und auf meine für die nächste Zeit geplante Reise in das Innere Chinas.

Unterdessen spielte die Mutter der Baronin Merck, Baronin von Schröder, im Nebenzimmer Klavier. Um 11 Uhr kam der Förster Westphal aus Varzin an; da ich annahm, daß derselbe einen Vortrag zu erstatten habe, so empfahl ich mich, trotzdem der Fürst mir sagte:

„Sie können ruhig bleiben, ich gehe erst später zu Bett.“

Friedrichsruh, den 8. Mai 1896.
Pension Werner.

Gestern und heute unter starkem Hexenschuß die Sammlungen wieder eingepackt und an das Museum des Fürsten nach Schönhausen abgesandt.

Friedrichsruh, den 11. Mai 1896.
Pension Werner.

Abends kommt ein Diener des Fürsten und überbringt die Einladung Sr. Durchlaucht zum morgigen Frühstück. Bald darauf erhalte ich folgende Zeilen:

Friedrichsruh, den 11. Mai 1896.
Geehrter Herr Wolf!

Mein Schwiegervater bittet Sie, ihm morgen den 12. ds. Mts. um 12 Uhr die Ehre Ihres Besuches zum zweiten Frühstück zu schenken.

Ihr ergebenster
Rantzau.

Friedrichsruh, den 12. Mai 1896.
Pension Werner.

Um 12 Uhr zum Fürsten, führe die Gräfin Rantzau zu Tisch, als Gast ist noch die Baronin Merck anwesend, sonst die Familie Rantzau, der Erzieher und Dr. Chrysander. Als wir sitzen, werden Geheimrat Dr. von Rotlenburg und seine Schwester, letztere aus Glasgow, gemeldet. Die Dame nimmt zur Rechten des Fürsten Platz. Es wurde gerade von Scotch Ale, das in Glasgow gebraut wird, gesprochen. Da dem Fürsten die augenblickliche Verlegenheit der Dame nicht entgangen war, fuhr er mit dem Thema, das ihre Heimat berührte, fort.

Der Fürst hatte in der Zeitung meine Polemik gegen einen jungen Leutnant gelesen, der sich in Deutsch-Ostafrika nicht mit Ruhm bedeckt hatte, der deshalb vor ein Ehrengericht gestellt worden war, vermöge hoher Protektion aber durchgesetzt hatte, daß ihm alles verziehen wurde. Als ich dem Fürsten gegenüber das Tüpferl aufs i setzte, meinte er:

„Wenn ich solch einflußreiche Freunde gehabt hätte, wäre ich heute noch Reichskanzler.“

Indem der Fürst mir ein Glas Mosel einschenken ließ, sagte er:

„Das ist dreiundneunziger Grünhäuser vom Baron Stumm-Hallberg, der gestern bei mir war. Auch der fünfundneunziger ist sehr gut geraten, schade, daß er so teuer ist. Frankreichs Weinerträgnis ist ein kolossales verglichen mit dem Deutschlands. Früher, als Wein noch billig war, konnten die Menschen viel mehr trinken und vertragen. Ich erinnere mich der Geschichte zweier Rheinländer; sie kamen beim Frühschoppen zusammen, da sagte der eine nach dem ersten Glas: ‚De Wingg is jut.‘ Gegen Dämmerung standen sie auf und beim letzten Glas erwiderte der andere: ‚Un bekömmlich is he ooch.‘“

Auf die Küche zu sprechen kommend, hob der Fürst die französische Kochkunst hervor und erwähnte das poulet gros sel und das poulet à l'estragon: „Auch in Hamburg hat es von jeher gute Restaurants gegeben, so z. B. 1842 das Theater-Restaurant; Franz Pfordtes Kochkunst ist eine Spezialität namentlich in Braten und Wild. Das verstehen die Franzosen gar nicht. Talentierte Kochkünstler, wie Pfordte, sind eine Seltenheit; die sterben in Deutschland aus. Die alten Restaurants in Paris waren gut. Aus einem solchen kommend, frug ich einst in der Rue St. Georges im Quartier Notre Dame de Lorette den Portier von Thiers, ob er mir nicht das Palais des mir befreundeten Grafen Henckel von Donnersmarck angeben könne. Er antwortete mir: ‚Je ne connais pas monsieur Enkel, mais il y a en face le bâtiment d'un grand banquier étranger. C'est peut-être ce monsieur.‘“ — Damit wies er auf das Haus des Grafen Henckel Donnersmarck.

Jetzt kam der Fürst im Zusammenhang mit seinen polnischen Arbeitern im Sachsenwald auf Margarine und Butter zu sprechen. „Wenn Sie

ein Stück Butter herunterschlucken oder ausspucken, so bleibt Ihnen immer ein Geschmack übrig; nicht so bei der Margarine. Meinen polnischen Arbeitern wollte ich auch einmal billigen Kaffee en gros in Hamburg besorgen, worauf sie mir erwiderten, den könnten sie nicht gebrauchen, sie müßten ihn gebrannt und gemahlen haben, selbst wenn er teuerer wäre."

Von den Polen kam der Fürst auf Rußland und Fürst Gortschakoff zu sprechen, von dem er einige heitere Geschichten erzählte.

Rottenburg frug mich nach Wißmann, er meinte, derselbe hätte eine nette Frau bekommen. Darauf der Fürst:

„Wißmann und ich sind eigentlich immer zusammen gegangen. Wer mich liebt, der muß auch Wißmann lieben und umgekehrt; er ist der einfache, bescheidene, gründliche Mann, wie er es als Leutnant war, geblieben." Von Chamberlains Politik und seinem Bramarbasieren sprechend, sagte Bismarck: „Chamberlain kommt mir immer so vor, wie der Riese in einem englischen Bilderbuch, das ich besessen, der sich in seine Höhle zurückzieht, die Stiefel davor aufhängt und hineintritt und ungefähr so sagt: The man, who wants these boots to steal — must first to my strength appeal.*) Die Engländer trinken heute weniger wie früher, deshalb ist auch ihre Politik schlechter geworden. Die Schweden trinken noch viel, die Norweger weniger."

Tyras, der zweite dieses Namens, war gestern gestorben, und da mir Freunde aus Moskau wegen einer großen Dogge, die sie vergeben wollten, geschrieben hatten, bot ich sie dem Fürsten an. Er sagte, er wolle sich keinen Hund mehr anschaffen, es täte ihm leid, die Tiere sterben zu sehen.

Wir sprachen von russischen Pferden, von der Züchtung und Zähmung des Zebras, die von einem Gutsherrn Südrußlands, den ich kenne, betrieben wird, und von Koniferen, die von Schmidt in Erfurt gesandt waren. Erst um ½7 Uhr wurde die Tafel aufgehoben.

Nach Tisch frug mich der Fürst: „Sie wollen, wie Sie mir sagten, nach China, was führt Sie dahin?"

„Durchlaucht, ich bin, wie ich bereits einmal mir zu sagen erlaubt habe, der Ansicht, daß wir Niederlassungen und Stützpunkte im Auslande brauchen, speziell im Roten Meer, im Indischen Ozean und im Chinesischen Meer. Ich habe schon mit dem Fürsten Hohenlohe, mit Exzellenz Hollmann und Seiner Hoheit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg über die Sache gesprochen. Auch habe ich eine diesbezügliche Eingabe gemacht; es erscheint mir wichtig, jetzt hinauszugehen und sich umzusehen, an welchen Plätzen für die Interessen Deutschlands zu wirken wäre." Ich nannte speziell einen Punkt an der asiatischen Küste des Roten Meeres unweit Aden, einen, angrenzend an die Besitzungen der Holländer unweit Singapore, einen unter der Botmäßigkeit des Königs von Siam, an der westlichen Küste der malayischen Halbinsel zur Durchführung eines maritimen Kanals, ähnlich dem Suezkanal, geeigneten Punkt, und last not least, Stützpunkte an der chinesischen Küste, entweder Makao (Portugal gehörend) oder die Chusan-Inseln, endlich eine Enklave bei Ningpo.

„Das ist viel in einem Atem," antwortete Bismarck, „aber steuern Sie ruhig auf Ihr Ziel los."

Der Oberst v. Goldammer brachte dem Fürsten acht ungarische Nachtigallen, die sich im fürstlichen Park akklimatisieren sollen, da Bismarck dem Gesang der Vögel gerne lauscht. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß in dem neben dem Speisesaal gelegenen Wohnzimmer sich ein Dompfaff befindet, der die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden" in zarten Flötentönen singt.

Da die Zeit vorgerückt war, schickte ich mich zum Aufbrechen an, nicht ohne bange Sorge, ob ich den Fürsten nach meiner Rückkehr von der mehrjährigen Reise, die ich vorhatte, wiedersehen würde. Der Fürst begleitete mich bis zur Tür und sagte mit Händedruck: „Behüt' Sie Gott und kommen Sie uns gesund wieder!"

Friedrichsruh, den 23. August 1896.

Telegramm.

„Eugen Wolf, Genova, Hotel du Pore.

Verbindlichsten Dank und beste Wünsche für Ihre bevorstehende Reise.

von Bismarck."

* * *

Nachdem ich die dringende Notwendigkeit der baldigen Erwerbung eines Hafens in Ostasien in Erwägung gezogen, hielt ich darüber im Frühjahr 1896 dem Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst mehrere Vorträge an der Hand einer von mir verfaßten Denkschrift und einer Karte. Mit der Empfehlung des Reichskanzlers versehen, trat ich in Verbindung mit dem Staatssekretär der Marine Hollmann; nach Ankunft Li-Hung-Tschangs in Deutschland war ich mit dem Vizekönig in Berlin, Hamburg und Köln zusammen und empfing von ihm einen Spezialpaß.

Ich trat die Reise nach Ostasien im August 1896 an, um mich an Ort und Stelle über die chinesischen Häfen, über die Stellung des deutschen Handels und der Schiffahrt, über die Aussichten, die sich der heimischen Industrie eröffnen könnten, über die Routen, welche zukünftigen Bahnbauten durch das große chinesische Reich vorgezeichnet seien, zu informieren.

Die Reise führte mich auch noch Peking, wo ich einer Audienz beim Kaiser Kuang-Sü beiwohnte, und, nach Rücksprache mit dem deutschen Gesandten Baron Heyking, von da zu Pferde in langem, beschwerlichem Winterritt von Nord nach Süd nach Hankau am Yangtsefluß, einem großen Emporium des deutschen Handels. Von da flußaufwärts über die Stromschnellen der gewaltigsten Verkehrsader Chinas, des Yongtseflusses, um festzustellen, daß dessen Stromschnellen von entsprechend gebauten Dampfern befahren werden könnten. Von dort aus ging die Reise über den Tung-Ting-See in die fremdenfeindlichste Provinz Chinas, Hunan, und nach Erzwingung des Eintritts in die Hauptstadt, die bis dahin noch niemals ein

*) Ins Deutsche übertragen:
Wer den Diebstahl dieser Stiefel will probieren,
Muß erst an meine Stärke appellieren.

Europäer betreten, weiter bis beinahe zur Wasserscheide des Yangtse- und des Westflusses.*) Von hier aus besuchte ich die Industriestädte Japans, um die Frage einer etwaigen Konkurrenz Japans auf dem europäischen Industriemarkte zu studieren, sodann die Insel Yeso, woselbst die Japaner Ackerbauschulen und Ackerbaukolonien nach amerikanischem Muster errichtet haben; von da die Insel Sachalin, die große sibirische Verbrecherkolonie, um die Landansiedelungen der Sträflinge in ihren Details kennen zu lernen und festzustellen, ob nicht ähnliche Einrichtungen für eine oder andere unserer Kolonien passen würden; weiter über die Kurileninseln und durch das Ochotskische Meer nach Kamtschatka, um mich über den Umfang des Pelzhandels und der Seehundfischerei, sowie die Verwertung der Fische, deren Eier und der Rückstände der Fische (als Dünger) zu unterrichten. Von dort aus nach Korea, Wladiwostok, zur Besichtigung einer Teilstrecke der sibirischen Bahn und zum Studium der chinesischen Kulifrage außerhalb Chinas. Hierauf kehrte ich nach Japan zurück. Als das Deutsche Reich Kiautschou besetzt hatte, reiste ich nach Peking, um nach Rücksprache mit dem deutschen Gesandten die Provinz Schantung, also das Hinterland von Kiautschou, als erster Deutscher in vierzigtägiger Reise im Sattel zu durchstreifen. Der Ritt führte durch die ganze Provinz. Ich sah mir die Bergwerke, die Kohlenminen, die Bodenprodukte, die Seiden-, Stroh-, Baumwollen- und andere Industrien an und nahm insbesondere auf ausdrücklichen Wunsch der Missionare sehr energische Untersuchungen bezüglich der Ermordung zweier deutscher Missionare vor.

Neben den im Vordergrunde stehenden kolonialen und wirtschaftlichen Zielpunkten beschäftigte ich mich mit ethnographischen Studien und der Anlage von Sammlungen für unsere Staatsmuseen. Am 19. Juni 1898 kehrte ich nach Europa zurück.

Die Zahl meiner auf Bismarck bezüglichen Tagebucheintragungen während meiner ostasiatischen Reise ist nicht erheblich. Ich lasse dieselben hier folgen:

Tientsin (China), den 26. Oktober 1896.

Hier wird schon Tee neuer Ernte getrunken; Herr Ritter aus Wiesbaden, der frühere Hausinspektor bei der deutschen Gesandtschaft in Peking, jetzt der Besitzer des Astor-Haus-Hotel in Tientsin, hat soeben einige Kistchen des ausgesuchtesten Blütentees neuer Ernte von Ning-Po bekommen. Da mir seinerzeit die Fürstin Bismarck davon gesprochen hatte, daß es ihr Stolz sei, ihren Gästen nur besten Tee vorzusetzen, sende ich heute eine Kiste Tee an dieselbe ab.

Hankow, den 19. Februar 1897.

Ich empfange die nachstehenden Zeilen aus der Heimat:

Friedrichsruh, den 5. Januar 1897.

Verehrter Herr Wolf!

Ihre freundlichen Glückwünsche zum Neujahr sind zur rechten Zeit eingetroffen und der Fürst läßt sie mit besten Wünschen für das Gelingen Ihrer Reise erwidern. Auch die Ankunft des Tees kann ich melden, und daß der Echte den Beifall aller hiesigen Kenner gefunden hat. Weihnachten und Neujahr sind bei gelinder Draußenkälte gut vorübergegangen, überhaupt war bisher der Winter mild. Für den mir gewidmeten Glückwunsch danke ich herzlich und hoffe es hier zu erleben, wenn Sie vom chinesischen Weihnachtsbaum und mandschurischen Pfeffernüssen erzählen. Begierig bin ich auf den zur Rückkehr von Ihnen gewählten Weg: Wüste Gobi oder sibirische Bahn? — nach der Erfahrung, daß Sie sich auf den Bahnen der zwölf aufs Dutzend Globe-Trotter nicht zu bewegen pflegen.

Mit besten Grüßen

Ihr ganz ergebener
Chrysander.*)

Myanoschta (Japan), den 23. Oktober 1897.

Es ist meine Absicht, meine Reise in China, Japan, Kamtschatka, den Kurilen, Yeso, der Insel Sachalin, Sibirien usw. nach meiner Rückkehr nach Europa in Buchform zu bringen. Schreibe dem Fürsten dieses Vorhaben nach Friedrichsruh und knüpfe daran die Bitte, Bismarck möge die Widmung des Buches entgegennehmen. Erbitte Antwort nach Bangkok in Siam.

Singapore (Indischer Ozean), den 30. Mai 1898.

Ich erhalte durch den deutschen Ministerresidenten in Bangkok ein von dem Fürsten Bismarck eigenhändig unterzeichnetes Schreiben d. d. Friedrichsruh, 4. Dez. 1897, worin sich derselbe für die Aufmerksamkeit, die ich ihm durch die Widmung meines Werkes erweisen wollte, bedankt und demselben den besten Erfolg wünscht.**)

Genua, den 29. Juni 1898.

Nach vierzigtägiger Dampferfahrt früh 7 Uhr hier eingetroffen, telegraphierte ich an den Fürsten, daß mein erster Gruß auf europäischem Boden ihm gälte.

Berlin, den 22. Juli 1898.

Maximilian Harden sagt mir bei Hiller: „Sie werden den Fürsten nicht mehr sprechen können, es geht mit ihm zu Ende." Schwenninger ist in Friedrichsruh.

Berlin, den 25. Juli 1898.

Erfahre abends im Café Kaiserhof von dem hiesigen politischen Vertreter der „Frankfurter Zeitung" Dr. Stein, daß es dem Fürsten Bismarck schlechter geht.

Berlin, den 26. Juli 1898.

Da ich es für aussichtslos halte, in der nächsten Zeit dem Fürsten meine Aufwartung machen zu können, frage ich telegraphisch bei dem sich auf dem Semmering aufhaltenden Staatssekretär des auswärtigen Amts von Bülow an,

---

*) Vgl.: Eugen Wolf, Im Innern Chinas. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5. —

*) Über den Eindruck, den Bismarcks Photographie, welche ich auf meinen Reisen mitführte, auf die Chinesen machte, vgl. das oben erwähnte Reisewerk S. 154. Über die Art, wie ich den Geburtstag Bismarcks am 1. April 1897 in Hu-Nan feierte, s. S. 233 u. a. O.

**) Der Fürst starb, bevor das Werk zum Druck gelangte und mein Vorhaben ausgeführt werden konnte.

ob ihm mein Besuch übermorgen genehm sei. Erhalte noch am gleichen Tage bejahende Antwort. Reise morgen nach Wien ab.

Semmering, Hotel Panhans, den 28. Juli 1898.

In Wien angekommen, fahre ich zum Grafen Palffy, Wallnergasse Nr. 6, um zu hören, wie die Nachrichten aus Friedrichsruh lauten. Der Graf ist noch in Preßburg, sein Sekretär verspricht mir, alles auf die Gesundheit des Fürsten Einlaufende zu telegraphieren. Treffe gegen Abend bei strömendem Regen hier ein; der Diener sagt, der Herr Staatssekretär sei spazieren gegangen, derselbe habe übrigens meinen Besuch im Hotel angemeldet, so daß ich noch gerade das letzte freie Zimmer erhielte. Um 8 Uhr diniere ich mit Herrn und Frau von Bülow, seiner Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, und dem Bruder des Staatssekretärs, dem Gesandten in Oldenburg. Bülows waren von der schweren Erkrankung des Fürsten genau unterrichtet und zeigten lebhafte Besorgnis. Während der Nacht erhalte ich ein Telegramm: „Keine akute Gefahr, etwas besser." Telegraphiere an den Fürsten, um meiner Freude über die Wendung zum Besseren Ausdruck zu geben.

Semmering, den 29. Juli 1898.

Untertags mit der Familie von Bülow gespeist, mich mit dem Staatssekretär und seinem Bruder über Kolonialpolitik unterhalten; gegen Abend mit den Damen nach der Meierei gegangen. In Donna Laura Minghetti eine interessante, höchst geistreiche und mit den Klassikern äußerst vertraute Dame kennen gelernt. Abends treffen bessere Nachrichten aus Friedrichsruh ein.

Semmering, den 30. Juli 1898.

Der Tag vergeht wie der vorhergehende. Freudig erregt, daß der Fürst wieder hochzukommen scheint, trinken wir bei Tisch Champagner auf sein Wohl.

Wien, den 31. Juli 1898 (Sonntag).

Früh kommt der Bruder des Staatssekretärs mit verstörtem Antlitz und den Worten zu mir: „Der Fürst ist tot." Ich bin wie gebrochen. Sende sofort ein Kondolenztelegramm nach Friedrichsruh. Gepackt; mit demselben Zug wie der Staatssekretär vom Semmering nach Berlin abgereist.

Stangenteich, im Sachsenwald,
den 1. August 1898.

In Berlin angekommen, bestelle ich sofort in Hamburg telegraphisch dreiundachtzig weiße Rosen, die ich dem großen Dahingegangenen auf seinem Sterbelager niederlegen will. 1 Uhr 15 Abfahrt nach Friedrichsruh; im Zuge die Schwester des Fürsten, Gräfin Malvine Arnim-Kröchlendorff, außerdem eine Anzahl von hohen Würdenträgern, die zum Kaiser nach Kiel befohlen sind, darunter v. Bülow, v. Lucanus. Beim Aussteigen in Friedrichsruh sehe ich, wie Graf Bill seine Tante empfängt. Begrüße denselben tiefgerührt. Welch ein Wiedersehen! Ins Schloß. Sämtliche Kinder des Fürsten verlassen soeben, in tiefem Schmerze aufgelöst, das Sterbezimmer des Vaters; sie kommen von der Einsegnung seiner Leiche. Ich will, ich muß dem Fürsten ein letztes Adieu sagen; gleich darauf, um 7½ Uhr, wird der Sarg verlötet. Ich gehe in den Park zurück. Die Deputation der Altonaer Offiziere trägt ihren Kranz an den jetzt bereits geschlossenen Sarg. ¾8 Uhr tritt der dritte Reichskanzler, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, in das Trauerhaus, verrichtet seine Andacht am Sarg.

Als beim Verlassen des Schlosses der Kammerdiener Pinnow laut schluchzend und mit ganz geröteten Augen auf mich zutrat mit den Worten: „Möchte man mich nur mitbegraben," versuchte ich ihm Trost zuzusprechen.

Bestelle einen Wagen und fahre in dunkler Nacht planlos in den Sachsenwald hinein. Gegen 10 Uhr komme ich nach Stangenteich, in das von dem Oberst von Goldammer bewohnte Jagdhaus des Fürsten. Treffe daselbst die Familie Goldammer, Lenbach, sowie General Witzleben. Verbringe die Nacht auf dem Sofa.

Hamburg, den 2. August 1898.

9½ Uhr mit von Goldammer, dessen Tochter Cara sowie Lenbach zurück nach Friedrichsruh. Vor dem Schloßtor auf der Straße und um die Gartenmauer wimmelt es von Spezial-Korrespondenten aller Blätter Europas. Mit Flüstern teilt einer dem andern die letzten Vorgänge mit; dann geht's sofort in das Telegraphenbureau, um die Neuigkeiten nach allen Windrichtungen zu drahten. Der Generalpostmeister v. Podbielski hatte in überaus praktischer Weise angeordnet, daß der größte, verfügbare Raum im Friedrichsruher Postamt den Mitgliedern der Presse zur Verfügung gestellt werde. Überdies hatte er eine größere Anzahl von Telegraphisten dorthin beordert, so daß der Depeschenverkehr sich glatt abwickelte.

Treffe vor dem Schlosse Sidney Whitman aus London, der soviel Treffliches über den Fürsten der Welt bekannt gegeben hat*), und die Deputation des preußischen Herrenhauses, den Grafen Hutten-Czapski und Baron Manteuffel, welche einen Kranz am Sarge Bismarcks niederlegen; gehe mit Lenbach und Sidney Whitman jenseits der Bahn über das Kartoffelfeld, um die Stelle zu besehen, welche als letzte Ruhestätte Bismarcks in Aussicht genommen ist. Unsere Unterhaltung dreht sich über die Auswahl dieses Platzes, über die für heute nachmittag erwartete Ankunft Seiner Majestät, über die Schwierigkeiten, mit welcher angesehene Vertreter der Presse bei ihren Informationen zu kämpfen haben, über die ungenügenden Raumverhältnisse im Schlosse; wir tauschen Bismarck-Erinnerungen aus. Setze mich auf die Bank an der Ecke des Waldrandes, unter die alte Buche, auf welcher der Edle so oft ausgeruht. Zurück über die Hirschgruppe an die Bahn, wo ich mich von Lenbach, der nach Berlin fährt, verabschiede. Nach einer Stärkung in Gesellschaft von Sidney Whitman und Ralph, dem Vertreter von Harpers „Illustrated London Magazine", gehe ich ins Schloß und nochmals an den Sarg des Großen. Zwei Förster stehen Wache. Um ¾6 Uhr treten die

*) Von mehreren meiner Erlebnisse im Hause des Fürsten von Bismarck hat Sidney Whitman, dem ich solche gleich nach dem Tode des Fürsten in Hamburg erzählt, in seinen Veröffentlichungen Gebrauch gemacht.

Angehörigen mit Ausnahme der Schwester und der Tochter des Fürsten aus dem großen Tor, woselbst die Ehrenkompagnie unter Hauptmann von Glöden Posto gefaßt hatte. 5 Uhr 50 hält der kaiserliche Sonderzug. Die Ehrenkompagnie präsentiert. Die Kaiserin tritt mit dem Fürsten Herbert, der Kaiser in Admiralsuniform mit der Fürstin Herbert ins Schloß, gefolgt von dem Staatssekretär von Bülow, dem Chef des Zivilkabinetts v. Lucanus und des Kaisers militärischem Gefolge. Die Züge der Kaiserin verraten tiefe Erregung; der Kaiser sehr ernst. Die Andacht ist um 6 Uhr 25 Minuten vorbei. Der Teil des Gefolges, welcher wegen der engen Raumverhältnisse in dem Sterbezimmer nicht hatte eintreten können, besieht sich in der Zwischenzeit die auf dem Rasen vor dem Wohnungseingang liegenden Kränze, die von einem Reichtum und einer Blütenpracht sind, wie ich sie nur am Sarge von Bismarcks Herrn und Gebieter, Kaiser Wilhelm dem Großen, im Berliner Dom gesehen habe. Um $^1/_2$7 Uhr tritt das Kaiserliche Paar aus dem Schlosse. Die Kaiserin hat geweint. Die Mitglieder der Familie begleiten unter Tränen Ihre Majestäten an den Hofzug, der um 6 Uhr 35 Minuten abfährt.

Hamburg, den 3. August 1898.

Das waren zwei schwere, ereignisvolle Tage, und ich bin wie gebrochen, denn Erschütterndes hatte ich von zuverlässiger Seite in Friedrichsruh noch über die letzten Stunden des Fürsten erfahren. Derselbe hat einen schweren Todeskampf gehabt und entsetzliche Schmerzen gelitten. In einem fort rief er: „Hilf, hilf!" Im Phantasieren nannte er Serbien, England, die Türkei, Rußland; dann rief er wieder: „Aber ach, Deutschland! Deutschland! Deutschland!" Krampfhaft riß er dabei an einer starken Quaste, und an einer dicken Schnur, die über seinem Lager angebracht war, um sich in gesunden Tagen ohne fremde Hilfe leichter aufrichten zu können.

Die Trauer, die über Hamburg liegt, macht sich äußerlich überall bemerkbar. Viel schwarze Kleider.

Die Erwartung, daß die gesamte deutsche Nation unverweilt dazu schreiten würde, dem hehren Toten das größte Denkmal aller Zeiten mitten in seinem geliebten Sachsenwalde zu errichten, bestimmte mich, sofort mit dem Senat der Stadt Hamburg dieserhalb in Verbindung zu treten.

Hamburg, den 5. August 1898.

Lasse bei Seyderhelm einen Strauß aus Kornblumen binden, mit Schleife in den Bismarckschen Farben und dem Ausdrucke: „In Treue fest." Der Strauß kommt auf den Sarg.

Hamburg, den 6. August 1898.

Um $10^1/_2$ Uhr finde ich mich in der Michaeliskirche zu der einfachen, aber überaus würdigen Trauerfeier für Bismarck ein. Der Senat, die Vertreter der Bürgerschaft, die Diplomaten, Konsuln und das ganze vornehme Patriziertum Hamburgs, wie der einfache Mann, füllen die Räume des Gotteshauses.

Hamburg, den 15. März 1899,
Streits Hotel.

Da mir mitgeteilt wurde, daß morgen die Särge von Fürst und Fürstin Bismarck nach ihrer dauernden Ruhestätte überführt werden sollen, reiste ich von München sofort nach Hamburg.

Friedrichsruh, den 16. März 1899.

Der Kaiser kommt mit großem Gefolge und Ministern an. Die beiden Särge werden herausgetragen, der Zug formiert sich und unter den dumpfen Klängen eines Trauermarsches wird, was vergänglich ist von dem Unsterblichen, gefolgt vom Kaiser und den Leidtragenden, den Förstern, der Dienerschaft zwischen den vom Schlosse bis zur Grabkapelle Spalier bildenden Fackelträgern, zur Grabkapelle gebracht. Der Sarg der Fürstin auf den Schultern der Förster des Hauses, der Sarg des Fürsten auf den Schultern der Kürassiere seines Regiments. Der Beisetzung des großen Mannes in der kleinen Kapelle wollte ich nicht beiwohnen; ich fühlte, daß nunmehr der Augenblick gekommen sei, um für immer Abschied zu nehmen von den Räumen und dem mir heiligen Hause, in welchem ich von zwei edlen Menschen so viel Gutes erfahren. Beim Eintreten finde ich alle Türen offen, außer der alten Beschließerin keine Seele im Schloß. Sie führt mich in den Salon, nach dem Speisezimmer, nach den Zimmern der Fürstin, in das Schlafzimmer, das ich mehrmals bewohnt, in das Arbeitszimmer, zuletzt in das Sterbezimmer des Großen. Die Läden in dem letzteren sind noch geschlossen, Hunderte von Kränzen liegen umher. Die Tränen stürzen mir herunter. Adieu für immer, Friedrichsruh. Adieu, Fürstin, Adieu, Fürst, der Du trotz Deiner Größe und Macht in der Politik, ein einfacher, ein guter Mensch geblieben bist, für mich der Inbegriff des urdeutschen Mannes.

Die hellsten, die reichsten Tage meines Lebens liegen nun hinter mir.

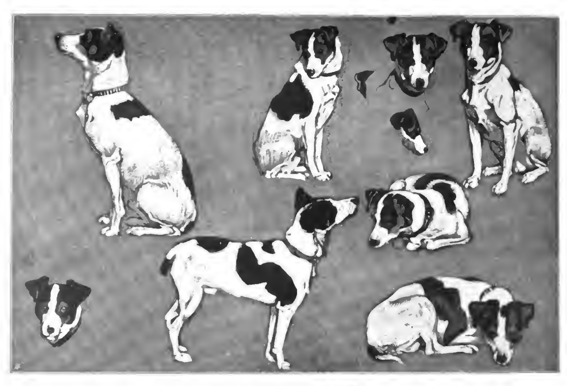
Fremde Stadt.

Wie das so seltsam traurig macht:
Ein Gang durch eine fremde Stadt,
Die liegt und schläft in stiller Nacht
Und mondbeglänzte Dächer hat.

Und über Turm und Giebel reist
Der Wolken wunderliche Flucht
Still und gewaltig wie ein Geist,
Der heimatlos nach Heimat sucht.

Du aber, glücklich übermannt,
Ergibst dem wahren Zauber dich,
Und legst dein Bündel aus der Hand
Und weinest lang und bitterlich.

Herm. Hesse.



Studie von Ernst Liebermann-München.



Abb. 1. Höhlenwohnung südlich von Tsinanfu.

Mit dem Kaiserlichen Gouverneur des Kiautschou-Gebiets im Innern Schantungs. II.

Von

Harry Koenig,
Gouvernementsarzt.

Mit neunzehn Abbildungen nach Photographien von Oberleutnant Kurz.

Unser Weg führte uns zunächst auf die Heerstraße, die nach Tai anfu führt und auf der offenbar ein außerordentlich reger Reise- und Handelsverkehr stattfindet; trotzdem waren die Wege nicht besser, sondern eher schlechter als wir sie bisher kennen gelernt hatten. — Bei Hsin tschuang bogen wir am zweiten Tag ab, nicht ohne in der Ferne den Taischan, den heiligen Berg, erblickt zu haben. Offenbar lebt das Volk in der bergigen Gegend, die wir durchzogen, unter ungünstigen Bedingungen. Dafür sprachen die zahlreichen Bettler, denen wir auf der Landstraße bisher noch nicht begegnet waren; dafür sprachen die Höhlenwohnungen, die wir sahen und deren äußere Ansicht unser Bild wiedergibt. — In ihr Inneres einzudringen, gelang uns nicht (vgl. Abb. 1).

Am dritten Reisetag erreichten wir die fruchtbare Ebene, durch die der Ta wenn ho seine klaren Fluten sendet, passierten den Fluß, wobei unsere Pferde teilweise bis zum Bauch im Wasser standen und hielten zur Nachtruhe in Ning yang (Abb. 2 und 3), einer über 3000 Jahre alten Stadt, die jetzt noch mindestens 10 000 Einwohner zählt. Wir wurden, wie üblich, vom Kreismandarinen empfangen und in die Prüfungshalle geführt. In den hohen, luftigen Räumen fanden sich kostbare und sehr kunstvoll in Holz ausgeführte Schnitzarbeiten, die unseren mächtigen Empfangssaal in mehrere kleinere Räume teilten. Ein Gang durch die Stadt am anderen Morgen führte uns zu einem uralten Konfuzinstempel, in dessen Vorgarten wir die natürliche Schaukel sahen, die armstarke Windenäste zwischen zwei benachbarten Bäumen gebildet hatten. Die hübsche Pagode, die unser Bild wiedergibt, konnte nur von außen bewundert werden. Um Mittag ritten wir weiter und nach

etwa dreistündigem Marsch erblickten wir das Wahrzeichen von Yentschoufu, die mächtige Pagode, und bald darauf die imposanten Mauern der Stadt. In einer Herberge vor der Stadt erwarteten uns die chinesischen Würdenträger, an der Spitze der alte General Tieng, und mit ihnen Bischof Anzer, der in chinesischer Mandarinentracht wohl für einen Eingeborenen hätte gelten können, wenn nicht seine außerordentliche Lebendigkeit und der schalkhafte Humor, der ihm aus den Augen blitzte, die richtige Abstammung verraten hätten. Er überließ uns bald den chinesischen Beamten, mit denen er offenbar auf dem besten Fuße stand, und eilte voraus, um uns an seinem Hause empfangen zu können.

In Sänften untergebracht, wurden wir bald darauf zur katholischen Mission getragen (Abb. 4), an deren Eingangstor uns der Bischof mit dem Provikar Freinademetz und allen Vätern und Brüdern der Mission, die aus dem Innern zur Feier des Osterfestes herbeigeeilt waren, empfing. Wir wurden in den Palast des Bischofs geführt, ein einstöckiges, mit breiter Veranda versehenes Gebäude, das im Schmuck zahlreicher Flaggen und Girlanden prangte und uns durch eine mächtige Tafel „Willkommen" zurief. Der Bischof führte uns selbst in unsere einfach, aber sehr sauber und bequem ausgestatteten Zimmer. Er zeigte uns später die Kathedrale, die als Sühnekirche vom Kaiser von China gebaut und fast vollendet ist. — In dieser Kathedrale wohnten wir am folgenden Tag, dem ersten Osterfeiertag, dem feierlichen Hochamt bei; die mächtige Kirche war voll von Chinesen besetzt; gegen tausend Personen hockten auf den kleinen Bänken, unter ihnen zahlreiche Frauen, für die ein Seitenschiff freigehalten war. Als der Bischof die Kanzel betrat und in chinesischer Sprache die Predigt hielt, wandte sich kein Auge von ihm und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte jung und alt seinen eindringlichen und beredten Worten, die für uns leider unverständlich blieben. Als das Hochamt gefeiert und die geweihte Hostie den Gläubigen gezeigt wurde, wurden vor der Kirche zahlreiche Kracher (chinesisches Feuerwerk) entzündet. Dasselbe geschah, als der Bischof die Kathedrale verließ.

Nach dem Gottesdienst zeigte uns Bischof Anzer das ganze Anwesen, das zu seinem Missionswerk gehört; wir sahen die Poliklinik, in der seit Beginn des Jahres



Abb. 2. In Ning yang.

über zweitausend Hilfe suchende Chinesen behandelt worden sind, die deutsche Schule, die der Feiertage halber allerdings nicht besucht war, deren Erfolge aber ebenso gute sein sollen, wie wir sie später in Tsining feststellen konnten. Interessant ist, daß gerade die vornehmsten Mandarine der Provinz dieser Schule ihre Söhne anvertrauen, und daß sie diese der Gouvernementsschule in Tsinanfu unbedingt vorziehen. Grundsätzlich wird in dieser Schule keinerlei Versuch gemacht, die Schüler zum Christentum heranzuziehen; gelehrt wird Deutsch-Lesen und -Schreiben, Arithmetik, Geographie und Geschichte.



Abb. 3. Turm in Ning yang.

Das Seminar, zu dem wir hierauf geführt wurden, wird nur von christlichen Schülern der Mission besucht, da es dazu dient, den notwendigen Ersatz an eingeborenen Priestern vorzubereiten. Elf Priester sind bereits aus ihm hervorgegangen.

Es untersteht dem P. Teufel, der die Führung übernahm, und besteht aus vier Kursen, von denen der älteste seit zehn Jahren Unterricht erhält. In dieser Klasse wurde der Gouverneur mit einer lateinischen, meines Erachtens fehlerfreien Ansprache begrüßt. Der Unterricht erstreckt sich, außer auf Religionslehre, auf das Studium chinesischer und lateinischer Klassiker. Demselben Studium liegt der zweite Kurs ob, der fünf Schüler zählt, die seit acht Jahren der Mission angehören. Der dritte Kurs zählt sechzehn Schüler im Alter von elf bis sechzehn Jahren. Außer Schreiben und Lesen lernen diese gleichfalls lateinische und chinesische Grammatik. Der vierte Kurs endlich, der siebenundzwanzig Schüler im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren zählt, lernt nur chinesisch schreiben.

Während die ältesten Seminaristen ihre eigenen Schlafzimmer besitzen, in denen sie allein oder zu zweien hausen, ist für die drei jüngeren Kurse ein großer gemeinsamer Schlafsaal eingerichtet worden; ebenso trennen sich die Kurse beim Essen mit dem Unterschied, daß je für die ältesten und jüngsten Kurse ein Speisesaal vorhanden ist. Die Seminaristen haben in den ersten drei Jahren für ihre Kleidung zu sorgen, später übernimmt die Mission auch diese Kosten. Eine für sie gegründete Bibliothek enthält nur chinesische Klassiker, die Bibliothek der Priester dagegen enthält Werke aus den verschiedensten Gebieten. So finden sich als Abteilungsüberschriften: Medicina, Sciential Nat., Exegetica, Jus. canon., Homiletica, Theol. Moral., Ascetica, Sinologia, Theolog. Pastor., Patrologia, Histor. eccles., Liturgica, Histor. profan., Belletristica.

Am Nachmittag wurde den Mandarinen



Abb. 4. Blick auf die katholische Mission in Yentschoufu.

der schuldige Besuch gemacht und im Anschluß daran die Pagode bestiegen, von deren Plattfläche sich uns ein entzückendes Bild über Stadt und Land bot. Leider setzte bald Regen ein, der die ganze Nacht anhielt, uns aber nicht verhindern konnte, am andern Tag nach Tsining zu reiten, wo eine etwa zehn Jahre ältere Niederlassung der Mission sich befindet.

Hier konnten wir die deutsche Schule im vollen Betrieb sehen. Die jüngste Klasse, die erst zwei Monate deutschen Unterricht genießt, zählt neunundzwanzig Schüler im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren; sie konnten gut und richtig deutsch zählen, lesen und schreiben. An der Tafel wurde richtig angeschrieben — nach Diktat — „Asien ist groß. Berlin liegt in Deutschland". Der Unterricht in Grammatik und Formenlehre erfolgt nach einem eigenen Lehrbuch der Mission, das der P. Teufel verfaßt hat.

Die zweite deutsche Klasse besteht gleichfalls nur wenige Monate; sie ist im November 1902 gegründet worden, und in der Zwischenzeit sind vier Wochen wegen des chinesischen Neujahrsfestes für den Unterricht verloren gegangen; auch hier waren die Erfolge, die bei achtzehn Schülern erzielt waren, bemerkenswert. Lesen, Schreiben, Grammatik, Rechnen, Naturgeschichte u. s. w. — alles wurde deutsch gelehrt und die gestellten Fragen in gutem Deutsch beantwortet: z. B. „wie heißen die vier Jahreszeiten?" Antwort: „Frühling, Sommer, Herbst und Winter." — Auch hier stellen die besten und reichsten Familien der Stadt ihre Söhne vorzugsweise gerne zum Unterricht, auch hier wird jedes Eingehen auf religiöse Dinge grundsätzlich vermieden.

Für die christlichen Schüler der Mission finden sich in Tsiningtschou zwei chinesische Schulen, und zwar je eine in der östlichen und westlichen Vorstadt mit je dreißig Schülern. Sobald die Mission über mehr Lehrkräfte verfügt, sollen auch diese deutschen Unterricht erhalten.

Erwähnt sei, daß hier wie in Yentschoufu alle Mitglieder der christlichen Gemeinde sich jeden Morgen von sechs bis sieben Uhr zu gemeinsamem Gebet in der Kathedrale versammeln, und zwar durchaus freiwillig.

Ein sanitäres Interesse bot der Besuch eines großen Lagers von Bohnenöl. Die Firma Yütang fertigt und vertreibt Bohnenöl im großen; ihr Besitz liegt dicht am Kaiserkanal, ist im ganzen zwanzig Morgen groß und enthält außer den notwendigen Wohngebäuden im wesentlichen freie Plätze, in denen das Bohnenöl in seinen verschiedenen Stadien vom einfachen gepreßten Bohnensaft bis zum fertigen Fabrikat im Freien lagert. Große tönerne Gefäße enthalten die kostbare Flüssigkeit, die der Chinese zum Kochen seiner Speisen, als Zusatz zu seinen Kuchen und Süßigkeiten, aber auch un-

gekocht zur Würze von Salat und Knoblauch genießt. — Viele Tausende von derartigen Gefäßen lagerten dort und ihr Inhalt war teils frei der Sonne ausgesetzt, teils durch Strohmatten oberflächlich geschützt. Mitten zwischen diesen Bohnengefäßen nun fanden sich große Mist- und Düngergruben, Ställe für Schweine und anderes Vieh, aber auch menschlicher Kot, den die dabei beschäftigten Arbeiter, gegen dreihundert, zwischen einzelnen Bohnengefäßen niederzulegen sich nicht gescheut hatten.

Wenn man bedenkt, daß — wie wir auf Befragen erfuhren — im Sommer Milliarden von Fliegen diese Plätze bevölkern, so versteht man auch, daß gerade chinesische Speiseprodukte, chinesische Kuchen und Süßigkeiten sich eines besonders schlechten gesundheitlichen Rufes erfreuen. Denn es ist klar, daß die Fliege, die eben den Kot etwa eines ruhr- oder typhuskranken Arbeiters gekostet hat und unmittelbar darauf sich an süßem Bohnensirup labt, diesen letzteren infiziert und ihm die frischen Krankheitskeime überträgt.

Wenige Meilen von Tsining entfernt besitzt die Mission ein Landgut, Däkia (Abb. 7), das früher einem vornehmen Chinesen gehört hat; er hatte sich den Garten ganz nach dem Muster des Kaiserpalastes in Peking einrichten lassen; dies war ihm am kaiserlichen Hofe übel vermerkt worden und er zog es vor, sich des Grundstücks zu entledigen. Jetzt dient das reizende Haus mit dem großen Garten erholungsbedürftigen Missionaren als Genesungsheim; aber auch Ackerbau und Viehzucht wird hier getrieben und mit besonderer Liebe die edle Gärtnerkunst gepflegt. Hier ruhen die beiden Missionare Nies und Henle, die im Jahre 1897 ermordet wurden, und an ihren Grabstätten legte unser Gouverneur einen Kranz mit den deutschen Farben nieder, als wir auf der Rückkehr von Tsining den Ort passierten. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter nach Yentschoufu zurück, wo wir den letzten Abend in besonders anregendem Gespräch mit Bischof Anzer und seinen liebenswürdigen Missionaren verbrachten. Dabei wurde uns von den Seminaristen eine Überraschung bereitet; sie trugen unter Harmoniumbegleitung eine ohne jede Hilfe von einem besonders begabten Zögling komponierte und gedichtete chinesische Kantate vor und ernteten damit unserseits reiches Lob, das aber — aus pädagogischen Rücksichten — ihnen von Bischof Anzer nur in homöopathischer Dosis verdünnt, ins Chinesische übersetzt wurde.

Am andern Morgen, dem 15. April,



Abb. 5. Ehrenpforte in Yentschoufu.

verabschiedeten wir uns mit herzlichem Dank von den Mitgliedern der Mission und ihrem Leiter, dem Bischof Anzer und traten die Rückreise an (Abb. 6).

Unser erstes Ziel war die heilige Stadt Tschü'fu, die kaum 15 km von Yentschoufu entfernt liegt; hier ist Konfuzius geboren, hier liegt er begraben; durch sein Andenken ist die Stadt geheiligt, und nur der Erinnerung an ihn leben noch heute dort seine Nachkommen. Welche Gegensätze drangen an diesem Tage auf uns ein; dort der ten, und zwar wirkte der parkartige, 35 Morgen große, von einer hohen Mauer umgebene Garten mit seiner Fülle jahrhundertealter Zypressen, fast noch mächtiger, als die Tempelanlagen, die die schönsten sind, die es in Japan und China zu sehen gibt. Unter der Führung des Mandarinen und eines Nachkommen des Konfuzius wurden die Tempel und am folgenden Tage das Grab des Konfuzius besichtigt (Abb. 8—10).

Auch am Grab des Konfuzius wirken mehr die Umgebung, die Geisterstraße, die zum



Bischof Anzer †. Der Autor.
Gouverneur Truppel.
Abb. 6. Vor der Abreise beim Bischof Anzer in Yentschoufu.

lebensprühende, arbeitsfrohe und mit Recht auf seine Erfolge stolze Bischof, hier der Herzog Konfuzius, der in tatenloser Zurückgezogenheit sich um seines großen Ahnen willen verehren läßt; dort die blühende, werbende Kirche mit ihrer Fülle von lebendiger Kraft, hier die Ruhe des heiligen Grabes, die allen Bewohnern der Stadt ihren Stempel ausdrückt; dort die Zukunft, hier die Vergangenheit! —

Und doch konnten wir uns dem gewaltigen Eindruck nicht entziehen, den diese Tempel in dieser Umgebung auf uns machGrabe führt, die mächtigen Baumriesen, die die Gräberstätte in schattiges Dunkel hüllen, auf die Sinne, als das Grab selbst, das einen einfachen Hügel darstellt, vor dessen Fuß eine 8 m hohe, 2 m breite Steinplatte steht; sie trägt in chinesischen Schriftzeichen die Worte: „Der heiligste erhabenste Gelehrte, der verehrte Lehrer, der Philosoph Kung."

Unser Weg führte uns dann wieder über Ning yang nach Hsia tschang, von wo in einer Tagereise Taiansu erreicht wurde. Auf dem Wege sahen wir in Abständen von je

500 m Wachthäuschen errichtet, die den Polizeimannschaften als Unterkunft und Spähposten dienen; auf der einen Seite standen die Worte: „Die Reisenden werden mit Obhut geleitet“, auf der andern: „Räuber und Diebe werden strenge gefaßt.“ — In einem kleinen Bergdorf Yang-tschia-tieng entdeckten wir zufällig einen Tempel, der achteckig gebaut, mit doppelten sehr gut erhaltenen Dächern



Abb. 7. Szenerie aus dem Garten von Täkia.

versehen, im Innern ein riesiges Buddhabild enthielt (Abb. 11). Der Götze hatte gegen 50 Arme mit den dazu gehörigen Händen, in denen er glückbringende Wahrzeichen hielt. Vor dem Tempel fand sich ein Opferaltar, dessen Wände sehr sauber in offenbar uralter Arbeit ziseliert sich darstellten. Bald darauf wurde die Bergkette sichtbar, die der heilige Berg, der Taischan krönt (Abb. 12) und gegen 11 Uhr morgens — am 18. April — erreichten wir die Stadt Taiansu, wo wir in der üblichen Weise empfangen und in der Prüfungshalle sehr gut untergebracht wurden. — Noch am selben Tag wurde der Aufstieg auf den Taischan bewerkstelligt. In bequemen Tragstühlen ging es zum Tor hinaus, bis die heiße Landstraße hinter uns lag und das Gebirge erreicht war; der zurückzulegende Weg ist 20 km lang und nicht weniger



Abb. 8. Der Konfuziustempel in Tschüfu.

wie sechstausend Stufen sind zu erklimmen, bis die Spitze des Berges erreicht ist. Für die Träger ist dies keine leichte Arbeit, und so war es uns durchaus verständlich, daß die Höhe des Trinkgeldes einen Hauptgegenstand ihres Gesprächs während der Arbeit bildete; sich unverstanden glaubend, sagte der erste Träger: „Ob uns der große Mann wohl was schenkt?“ Zweiter Träger: „Sicher 1 Tiau“ (etwa 1 Mark), dritter Träger: „Nein, das ist zu viel“, vierter Träger: „Er schenkt uns höchstens $^{1}/_{2}$ Tiau“, erster

man die herrlichen Bilder voll genießen, die sich den Augen in wechselnder Reihe bieten.

Unten schattiger Wald mit lieblichen grün bewachsenen Einschnitten, weiter oben wild romantische Felsen, zwischen denen in tiefen Schluchten das Wasser zu Tal braust, endlich der Gipfel, zu dem die Himmelsleiter, die letzte Treppe mit etwa 160 Stufen, und das Himmelstor uns führt. Den ersten Halt machten wir in einem Kloster, das weibliche Bonzen birgt; die Leiterin, eine gesetzte Dame, deren durchfurchte Züge ohne



Abb. 9. Grab des Konfuzius.

Träger: „Nein, er schenkt uns sicher 1 Tiau“ u. s. w.

Ich will gleich bemerken, daß die Hoffnungen unserer braven Träger reichlich erfüllt wurden, im übrigen erleichterten wir ihnen sehr bald ihre harte Arbeit; sobald wir auf den schattigen, breiten, prächtig gehaltenen Weg gekommen waren, mit welchem der Aufstieg beginnt, verließen wir die Tragen und zogen es vor, teils den ganzen, teils den größeren Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen; denn nur zu Fuß kann

weiteres nicht ihr Geschlecht kenntlich machten, empfing uns an der Schwelle des Klosters, führte uns zum „Refektorium“, einem kühl gelegenen Raum mit herrlicher Aussicht, und bewirtete uns mit Tee — dem erquickendsten Getränke für heiß gelaufene Wanderer; sie zeigte uns dann ihre Tempelräume, in denen offenbar um männliche Nachkommenschaft gebetet wurde, denn auf allen Altären und Tischen waren hölzerne Nachbildungen der ersehnten Söhne in Mengen aufgestellt. Die folgenden zahlreichen



Abb. 10. Der Kreisbeamte von Tschü fu und ein Nachkomme des Konfuzius.

Tempel, an deren jedem fromme Pilger opferten, konnten nur flüchtig besucht werden, da uns daran lag, noch den Sonnenuntergang von der Spitze des Berges bewundern zu können; leider gelang es uns nicht, denn als wir sie erklommen hatten, jene merkwürdige Spitze (Abb. 13), die im engeren Umkreis mit einem steinernen Geländer, im weiterem mit einem Kloster umgeben ist, hatte sich der Himmel umzogen, und dichte Nebelschleier verhüllten die vor uns gähnende Tiefe. Um so schöner gestaltete sich der Sonnenaufgang, zu dem wir schon vor 5 Uhr geweckt wurden; die wenigen Nebelschleier, die noch um die Spitze des Berges und in den Schluchten woben, zerteilten der frisch wehende Ostwind und die schnell steigende Sonne, und dann lag vor uns ein Panorama von überraschender Großartigkeit; weit über die Berge hinaus sah man in das grüne Land, durch das sich als mächtige Silberstreifen die Wasserläufe hinzogen, und besonders begabte Augen wollten sogar die großen Seen südlich des Kaiserkanals, ja im Osten das Meer erkennen.

Unter den Tempeln, die sich auf der Spitze des Tai schan finden und meist sehr schöne Dachverzierungen mit eisernen oder kupfernen Ziegeln aufweisen, fand das meiste Interesse das Heiligtum, das „die Großmutter des Tai schan" birgt (Abb. 14). Eine Holzfigur in Größe einer chinesischen Dame mit schönen Gewändern bekleidet, liegt im Himmelbett unter weichen seidenen Decken; diese heilige Mutter, die einst von der Bergspitze zum Himmel gefahren sein soll, gilt als besonders segensreich für alle jungen Mütter, denen Nachkommenschaft — und zwar wird nur auf die männliche Wert gelegt — noch versagt geblieben ist.

Schon um 7 Uhr begann ich den Abstieg — und zwar allein, da ich noch die Missionen in der Stadt besuchen wollte. Bereits um diese frühe Stunde begegnete ich auf allen Stadien meiner Wanderung Scharen von Pilgern, die zum Teil also mitten in der Nacht aufgebrochen sein mußten. Unter ihnen fanden sich alle Lebensalter, von fünf- bis sechsjährigen Kindern bis zu alten schwachen Greisinnen vertreten; auch die Bettler, denen man tags zuvor



Abb. 11. Tempel mit Götzenbild vor Tai fan fu.

offenbar ihr Handwerk verboten hatte, kamen aus den Höhlen, in denen sie hausen, heraus, sperrten die Mitte der Straße und flehten um Almosen. Unter ihnen waren Dutzende von Unglücklichen, denen beide Füße oder Unterschenkel fehlten. — Beim Abstieg, den ich in kaum drei Stunden zu Fuß beendete, besuchte ich noch den „Tempel zum weißen Kranich", in dem die Mumie eines vor 200 Jahren verstorbenen buddhistischen Priesters gezeigt wird (Abb. 15). Der Schädel ist offenbar mit einer festen Masse ausgefüllt und mit Hilfe von Farbe zu einem Gesichtsbild aufgearbeitet worden; die Hände und Füße zeigen aber auf den Knochen noch Bänder, Sehnen und Muskeln, — im ganzen ein wenig schöner Anblick.

In Tai an fu sind drei Missionsgesellschaften vertreten, und zwar eine englische und zwei amerikanische, die der Baptisten- bezw. der Methodistenmission angehören. Ich wurde der letzteren zugeführt, deren Leiter Mr. Geo W. Veritz mich freundlich empfing und aufforderte dem Gottesdienste beizuwohnen. In einem einfachen Saal, dessen Wände chinesische Sprüche und zwei Karten von Palästina — in the time of Christ — zierten, war ein Podium aufgebaut; auf ihm stand vor einem Betpult der chinesische Prediger, der frei, sehr lebhaft und eindringlich sprach und seine Zuhörer — mit Ausnahme der kleinsten — völlig zu fesseln verstand. Die Mitte des Saales war völlig ausgefüllt mit männlichen Christen, der rechte Seitengang war für die Frauen, die Abteilungen zu beiden Seiten des Podiums für die Schüler reserviert; rechts saßen zwölf kleine, drei größere weibliche Zöglinge, links sechzehn kleine und ebensoviel größere Missionsschüler.

Der Gesang, der den Schluß des Gottesdienstes bildete, wurde von dem Missionar



Abb. 12. Der Tai schan.



Abb. 13. Die höchste Spitze des Tai schan.

auf einer Trompete, von seiner Gattin auf dem Harmonium begleitet. —

Das Missionshospital, das unter der Leitung einer Ärztin steht, war geschlossen, da diese sich auf einer Reise im Innern befand. Ich erfuhr aber, daß die Erfolge desselben derart sind, daß noch ein Arzt in der Heimat erbeten werden mußte; dieser wird demnächst eintreffen. Eine Wohnung für ihn und ein neues Hospital sah ich im Bau.

Die Mission zählt zurzeit gegen fünfzig Schüler, die Lesen, Schreiben, Arithmetik, Geographie und Englisch lernen. Für ihre Kost bezahlen sie monatlich zwei Dollar.

Ein Besuch bei den beiden anderen Missionen konnte leider aus Mangel an Zeit nicht ausgeführt werden.

Der Nachmittag wurde der Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten gewidmet. Unter diesen ragt der Taimiotempel hervor, der durch sein hohes Alter, durch die große Zahl der Kunstschätze, die er birgt, ein kulturhistorisches Interesse besitzt; er nimmt mit seinem Parke einen großen Teil der Stadt innerhalb der Ringmauer ein und ist allen Chinesen so ehrwürdig, daß ihn sogar die Taipingrebellen verschont haben, die in der übrigen Stadt wie Vandalen gehaust haben sollen. Hier fanden wir merkwürdige, mehrere Meter hohe Ahnentafeln wieder, wie wir sie, von riesigen steinernen Schildkröten getragen, auch im Konfuziustempel gesehen hatten. Mächtige Räucherbecken und Opfergefäße (Abb. 16) aus Gußeisen gaben Kunde von der uralten Former- und Gießerkunst der Chinesen, die ihnen jetzt scheinbar abhanden gekommen ist. — In den Anlagen und Gärten des Tempels herrschte heilige Stille; draußen vor seinen Toren aber bot in buntem Jahrmarktstreiben groß und klein dasselbe Bild, das sich etwa in Leipzig zur Zeit der Messe in früheren guten Zeiten auf dem Roß- und Königsplatz zeigte; nur Karussells gab es noch nicht, dagegen ergötzte ein Guckkasten in Form eines Dampfschiffs die männliche Jugend. Für 10 Käsch durfte man die Reihe der Bilder betrachten, die meist japanische und chinesische Frauen — in nicht immer einwandsfreien Kostümen — zeigten.

Am andern Morgen, dem 20. April, wurde früh aufgebrochen und der Marsch



Abb. 14. Die schlafende Großmutter des Tai schan.

durch das Gebirge nach Po schan angetreten; es war das wohl der anstrengendste Teil der Reise, weil wir häufig absitzen und die Pferde führen mußten, die auf den steilen oder abschüssigen glatten Pfaden in Gefahr waren. Anderseits entzückte uns das landschaftliche Bild, das sich uns in den Tälern und auf den Höhen bot und, je näher wir unserem Ziele kamen, immer mehr verschönte. Einen besonders malerisch gelegenen Tempel, in dem wir Rast machten, fanden wir kurz vor dem Passe Tsing schy kuan; er war dem Gotte des Reichtums errichtet und stand in Verbindung mit einer Teeschenke, die wir ihrer romantischen Lage halber „das Wirtshaus im Spessart" tauften; hier zum ersten Male hätte man sich in die deutsche Heimat zurückversetzt glauben können, und als wir nach Po schan (Abb. 17—18) kamen, wurde dieser Eindruck so stark, daß einer der Reisegenossen „Alt Heidelberg, du feine" zu singen anfing und damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck verlieh. In der Tat liegt die Stadt, die ein breiter Strom umfließt, während von den waldigen Bergen mächtige Mauern winken, einzig schön, und es ist wohl anzunehmen, daß sie nach Fertigstellung der Bahn das Ziel zahlreicher Reisender werden wird. Das verdient die Stadt schon um ihrer liebenswürdigen, fleißigen und kunstreichen Einwohner willen. In zahlreichen Glasbläsereien werden Stangenglas, Spiegelscheiben, aber auch Glasgefäße jeder Art erzeugt, eine besondere Kunstfertigkeit zeigen kleine Glasfläschchen, die von den Frauen zur Aufbewahrung wohlriechender Öle, von den Männern für Schnupftabak Verwertung finden; an ihren Innenflächen finden sich sehr sauber und



Abb. 15. Der unverwesliche Bonze am Fuß des Tai schan.



Abb. 16. Räucherbecken aus Gußeisen (mannshoch) in Ta tan fu.

fein ausgeführte Landschaften, die der Künstler, dem wir bei der Arbeit zusahen, mit einer feinen Schweinsborste oder einem Bambusgriffelchen auf die Glaswand malt; diese kleinen Kunstwerke werden zum Teil sehr teuer bezahlt und weit ins Land exportiert. — Aber auch ein blühendes Töpfergewerbe sahen wir, und es ist fraglos, daß — nach Eröffnung der Bahn*) — ein kräftiger Aufschwung dieser Industrien, die ihre zerbrechlichen Waren vorläufig noch auf Karren versenden — erfolgen wird. Der Kreisvorsteher, ein noch junger, sehr liebenswürdiger Mann, der in Amerika einen Einblick in moderne Kultur getan hat, führte uns selbst den hervorragendsten Vertretern des Kunstgewerbes zu, und diese zeigten durchweg ihre Freude über den baldigen Anschluß an das Schienennetz, das die Provinz erschließen soll. — Ihrer Einladung

*) Gerade während diese Zeilen in Druck gehen, trifft die Nachricht ein, daß die ersten Züge der Schantung-Bahn Tsinanfu erreicht haben.



Abb. 17. Die Stadtmauer von Po schan. (Aufnahme mit Fernobjektiv.)



Abb. 18. Blick auf Po schan.

zu einem Festessen konnten wir leider nicht mehr entsprechen; die Zeit drängte, und so brachen wir schon am Nachmittag des folgenden Tages — 22. April — wieder auf. In Tsche tu an näherten wir uns dem Kohlenrevier und trafen zum ersten Male wieder mit deutschen Bahn- und Bergbauingenieuren zusammen; überall fanden sich chinesische Kohlengruben, aus denen die schwarzen Diamanten in der primitivsten Weise gefördert wurden, seitens der deutschen Gesellschaft aber wurden planmäßige Bohrversuche gemacht, die zu einem 3 m dicken Flöz führen sollen.

Zwei Tage später führte uns von Tsing tschou fou aus der fahrplanmäßige Zug zu den heimischen Gestaden zurück.



Abb. 19. Tor von Po schan. Im Vordergrunde eine Quellwasserleitung.

Was war mein Leben?

Was war mein Leben, wenn es heut soll enden?
Verträumt? Verloren? Nein! Es war ein Ring
Von stillen Freuden, die mit vollen Händen
Ich nahm und weitergab und neu empfing.
Es war ein Liebesbund mit dieser Erde,
Die mich mit ihrer Schönheit tief beglückt
Und immer doch mit mächtiger Gebärde
Mein Ziel hinaus ins Ewige gerückt.

Es war mit Meeren, Bergeswind und Fluren
Ein brüderlicher Bund, der niemals brach,
Mit aller Wolken Schar, die mit mir fuhren
Und deren Lied von unsrer Heimat sprach.
Mit ihren großen, ewigen Gewalten
Hab' ich in Treue Brüderschaft gehalten;
Und meine Sünde war in all den Jahren,
Daß sie mir lieber als die Menschen waren.

Hermann Hesse.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Fast zwanzig Millionen Deutsche hausen in Europa außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, in Rußland, Rumänien, Ungarn, Österreich und der Schweiz. Es ist seltsam, wie gleichgültig die Mehrzahl unserer Politiker dieser Tatsache gegenübersteht, gleichgültig oder sorglos. Und doch ist die Gefahr, daß schließlich die politische Trennung zur geistigen Entfremdung führt und damit zu herben nationalen Verlusten, immerhin etwas mehr als ein nebelhaftes Phantom. Ein Siebenbürger Sachse, mit dem ich vor kurzem sprach, hatte in dieser Hinsicht ziemlich düstere Ansichten. Er quälte sich und mich mit dem Bilde: „Die Deutschen in der Diaspora seien wie Landseen, die von der Überschwemmung eines großen Stroms zurückgeblieben sind. Einmal müsse doch der Tag kommen, wo diese Lagunen, von jedem Zufluß abgeschnitten, austrockneten.“ Was sollte ich erwidern? Ich fand nichts als den banalen Trost, daß die Seen nun durch Jahrhunderte sich erhalten haben und sich sicherlich auch weiterhin erhalten würden, bis zu der Stunde, wo wieder einmal der Strom über seine Ufer tritt und wieder einmal ganz Europa überschwemmt. Unsere Politiker vermeiden es — meinem bescheidenen Laienempfinden nach — allzu ängstlich, an diese großdeutsche Frage auch nur zu rühren. Mein bescheidenes Laienempfinden sagt mir, daß eine innigere Fühlung mit den Deutschen da draußen wahrscheinlich wertvoller sei, als die flüchtige Gunst der Regierungen und das Papier der Bündnisse ... Aber um des Himmels willen, wohin gerate ich? Ins Politische, das ich sonst fliehe wie ein Fisch die Gewässer der Industrie, wie ein Heiliger den Sündenpfuhl der Großstadt. Zum Glück gibt es noch ein Band, das uns mit allen, die in deutscher Zunge reden, verbindet: die Literatur. Sie ist von jeher großdeutsch gewesen und wird es bleiben; ihr Gebiet weiß nichts von Grenzhütern und Grenzpfählen. Als Schaffende sind wir eine Einheit, für die deutsche Literatur gibt es kein Näher und Ferner zwischen dem, was an der Isar oder im Lande der Windau künstlerisch geleistet wird. Sie ist das große Sammelbecken, in dem alle Gewässer, die Flüsse wie die Bäche, die mächtigsten wie die winzigsten, ob sie im Magyarenreich oder im Alpengebiet entspringen, schließlich zu einer Einheit zusammenfließen. Und es ist eine Freude zu sehen, wie überall, auch unter schweren Bedrängnissen, die Schaffenslust sich lebendig hält und immer von neuem regt, wie jeder Anstoß an einer Stelle nach allen Seiten hin wirkt, wie kein Strom sich ausschließt, wetteifernd mitzutun.

Am kräftigsten und umfassendsten entfaltet sich natürlich das literarische Leben in Deutsch-österreich, wo zehn Millionen in geschlossener Masse ein kleines Deutsches Reich für sich bilden. Wenn man von der heutigen Literatur Österreichs spricht, so denkt man gewöhnlich einzig und allein an die Wiener Literatur, an Namen wie Hermann Bahr, Hofmannsthal, Schnitzler, George, Altenberg. Im großen ganzen eine Treibhausdichtung, sehr berückend, sehr zart und durch und durch unfruchtbar. Aber es gibt auch eine österreichische Literatur, die im Freien gewachsen ist, draußen im Lande, auf frischgerodetem Waldboden, an Bergabhängen, in hellem Licht und reiner Luft. Diese Literatur ist stark mit nationaler Tendenz erfüllt, sie atmet etwas von jenem Geiste, der in der deutschen Dichtung der Befreiungskriege und der vormärzlichen Tage lebendig war. Aber auch künstlerisch treten erfreuliche Kraft, erustes Wollen und entschiedenes Können zutage. Daß sich dazwischen viel Dilettantismus breit macht, das ist eine Erscheinung, die sich in politischen Erregungszeiten überall mit besonderer Deutlichkeit feststellen läßt. Jedenfalls hat er der Fülle von Talent gegenüber wenig zu bedeuten, und das Gesamtbild dieser Dichtung, die so gar nichts von der Weichheit, Blasiertheit, Müdigkeit der Wiener Literatur hat, die im Gegenteil ebenso erd- und quellfrisch wie jugendstark erscheint, vermag der Qualm der Dilettanterei nicht zu beeinträchtigen. Zu den besten der neuösterreichischen Dichter, zu denen, die aller Voraussicht nach für unsere Gesamtliteratur Bedeutung gewinnen werden, gehört ohne Frage Karl Hans Strobl. Seine Heimat ist, wenn ich nicht irre, Mähren. Seinen ersten Erfolg hat er mit dem Roman „Die Vaclavbude“ errungen, einer Erzählung, die mit packendem Realismus das Prager Studentenleben schildert. Studententreiben und Studentenkämpfe, wie sie nur in der Moldaustadt möglich sind, wo der deutsche Bursch auf nationalem Vorposten steht, auf einem gefährdeten Posten besonders in den Tagen des Ministeriums Badeni, als die tschechische Hochflut über alle Dämme hinwegwogte. Von dem ernsten Geistesstreben des Dichters zeugen die Schriften „Die Weltanschauung in der Moderne“ und „Der Buddhismus und die neue Kunst“. Strobls neuestes Werk „Der Fenriswolf“, ein österreichischer Provinzroman (Leipzig, Herm. Seemanns Nachf.) erinnert in den stofflichen Grundzügen ein wenig an den Roman „P. A. Behm“ von Enking, den ich vor kurzem an dieser Stelle besprochen habe. Das Gemeinsame bildet die lebensvolle Kleinmalerei in der Schilderung kleinstädtischen Wesens und

Treibens, Stil, Aufbau und Gesamtauffassung sind freilich in beiden Erzählungen durchaus verschieden. Ettling legt den Hauptwert auf intime Charakterzeichnung, sein Werk ist eng und fest um einen Mittelpunkt konzentriert. Strobls Roman dagegen bildet ein ziemlich loderes Gefüge von einzelnen Szenen und Bildern, dafür ist er reicher, großzügiger und eröffnet dem Auge eine weitere Weltansicht. Hier und da stören Überschwenglichkeiten, die nicht organisch mit dem Ganzen verwachsen sind. So schließt gleich das erste Kapitel, das recht alltägliche Szenen in derber Realistik vorführt, mit einem poetischen Stimmungsbild, das an dieser Stelle wie ein falscher Ton berührt. „Die drei Menschen schritten still, und dieser Abend ward ein heiliges Eigentum ihrer Seelen.“ Vorläufig wissen wir aber von diesen drei Menschen so gut wie noch nichts, so daß es schwer hält, mit ihnen mitzuempfinden, und dann erfahren und merken wir auch im weiteren Verlauf der Erzählung sogar nichts davon, daß und inwiefern der Abend so bedeutungsvoll für sie geworden sein sollte. Die beiden Weiblein wenigstens, die unter den dreien mit inbegriffen sind, zeigen, soviel ich sehe, nirgends, daß sie ein „heiliges Eigentum“ gewonnen haben. Etwas überschwenglich ist auch der an die Edda anklingende Titel, als Titel nämlich, denn in dem Roman selbst ist das wilde Wort wohl nur ironisch gemeint. „Fenriswolf“ nennt sich eine kleine Vereinigung von Literaten, die durch Geburt oder Beruf in der Kleinstadt Rohrburg zusammengeschneit sind. Durch festen Zusammenschluß wollen sie sich gegen den deprimierenden Einfluß der Philisterei schützen und nach Möglichkeit frisches Leben „in die Bude“ zu bringen suchen. Um die Ausführung dieses Planes ist es freilich schwach bestellt, der Zusammenhalt bewährt sich nicht, und mit dem Kampf gegen die Philisterei ist es auch nur so so. Von den Verbündeten geht der eine kläglich an der Kleinstädterei zugrunde, der andere taucht behaglich unter in dem Teich, und nur der dritte erhält sich stark und frisch. Aber zu besonderen Taten bringt auch er es nicht; er steht am Ende der Erzählung genau da, wo er schon am Anfang stand. Die Handlung ist das Schwächste an dem Roman, seine Bedeutung liegt in den Schilderungen, die mit ebensoviel köstlicher Laune wie stilistischer Verve und saftiger Farbengebung durchgeführt sind. In ihrer Gesamtheit bilden sie eine bittere Satire auf den Geist oder vielmehr Ungeist der Kleinstadt, der alles, auch das nationale Empfinden, ins Triviale, Kleinliche, Niedrige hinabzieht. Eine Satire, die aber gemildert wird durch den Humor des Dichters, und die in den eigenen Tendenzen des Erzählers, wie sie immer wieder kraftvoll zum Ausdruck kommen, ein erfreuliches Gegengewicht erhält. Seine Gestalten zeichnet der Dichter in knappen, prägnanten Zügen, auch die nebensächlichste steht dem Leser klar und deutlich vor Augen. Versöhnlich klingt der Roman aus. Wenn auch der kleinstädtische Bourgois ebensowenig wie der wurzellose Literat für die nationale Entwicklung bedeutet, so braucht doch an dieser Entwicklung selbst nicht verzagt zu werden. Die Masse des Volkes, besonders das Bauerntum, zeugt immer wieder neue lebendige Wachstumssprossen. „Aus ihnen wird wieder das Neue. Das sind die Bausteine, aus denen die großen einzelnen der Jahrhunderte ihre weißen Tempel bauen. Indem sie diese immer wieder in sich überwinden, schaffen sie neue Ewigkeiten. Das können die Menschen wie Klappenbach (der in sich haltlose Literat) nicht.“ Nur ist auch dieser Schluß der Erzählung mehr angeheftet, als organisch entwachsen. Von dem Bauerntum erzählt ja der Roman sonst nichts . . . Bilde, Künstler, rede nicht!

Nicht so stark und deutlich vernehmbar, wie aus Österreich, klingt die Stimme aus den russischen Ostseeprovinzen zu uns herüber. Immer wieder jedoch, wenn auch intermittierend, hat sie mitgetönt im deutschen Konzert, und meist hatte der Klang ausgeprägte Eigenart. Unter einen Hut sind die ostdeutschen Charakterköpfe, von denen die Literaturgeschichte vermeldet, unmöglich zu bringen; nicht leicht lassen sich schroffere Gegensätze finden, wie sie etwa zwischen dem Hofpoeten Johann von Besser, dem Kurländer, und dem Stürmer und Dränger Reinhold Lenz, dem Livländer, oder zwischen Elisa von der Recke und dem genial frivolen Ungern-Sternberg aufzuweisen sind. So bedeutsam aber auch die Rolle war, welche die terra baltica zeitweise in der Vergangenheit deutschen Geisteslebens gespielt hat, so mußte sie doch im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts für die deutsche Gesamtliteratur gleichsam neu entdeckt werden. Das geschah durch mehrere Erzähler, darunter Karl Worms. Karl Worms ist kein Neuling mehr, er ist bereits mit einer Reihe von Erzählungen hervorgetreten, aber ich kenne nur seinen neuesten Roman „Die Erdkinder“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.), ein Werk, das als Ganzes ein ebenso sicheres wie starkes Können offenbart. Allerdings läßt der Aufbau zu wünschen übrig, die Einleitung zieht sich allzu breit und behaglich hin, und die Erfindung samt der Charakteristik hat hier und da etwas allzu Konstruiertes; das hängt wahrscheinlich mit der übermäßig betonten Tendenz zusammen. Aber den großen Vorzügen gegenüber wollen die kleinen Schwächen nicht viel besagen. Was dem Roman sein wesentliches Gepräge gibt, ist die leidenschaftliche Heimatsliebe, die an allen Enden mit fast elementarer Gewalt zutage tritt. Rückkehr zur Heimat, Rückkehr zur Scholle, das ist das Empfinden, das die Menschen des Romans mit gleicher Kraft beseelt. Sie haben es versucht, im Auslande sich wohlzufühlen, mit Lebens-, Kunst- und Schönheitsgenuß die Seele auszufüllen, aber schließlich lockt doch die Heimat unwiderstehlich, mit all ihrer Schlichtheit ist sie doch verführerischer, als die bunte, reiche, glänzende Welt da draußen. Wir sind Erdenkinder — sagt einer von ihnen — Erdenkinder sind bei uns Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Bauer und Edelmann. In dem Neuerwerben unseres Erbes, um es zu besitzen, liegt unsere schönste Kraft und höchste Pflicht zugleich. „Die sich einst auf dieser Erde blutig bekämpft haben, Letten und Deutsche, stehen nun als Erdkinder Schulter an Schulter, geeint durch denselben Glauben, eins in der Sorge um ihre Mutter Erde. Das können die Schätze Ita-



Der Hertasee bei Berlin. Nach dem Gemälde von Prof. Walter Leistikow-Berlin.

liens uns nicht ersetzen, was uns die karge und doch wunderbar anziehende Natur der Heimat bietet." Was die Erdkinder an Heimatsarbeit zu leisten haben, das wird gleichsam symbolisiert durch den „Kampf" um die Purwe, die große sumpfige Heide, die mit vereinten Kräften urbar gemacht, entwässert, der Kultur gewonnen werden soll. In ihrer ungeheuren Öde ein „Abbild des alten Lettenlandes, ehe die Deutschen es aufsegelten". Und an dieses markige Geschlecht der ersten Kolonisatoren erinnern lebhaft die beiden Hauptgestalten des Romans, der Graf Bohlen und der Techniker Christian Benkmann; es ist etwas von altdeutschem Reckengeist in ihnen, von der Art der Hagen und Walthari, im Guten wie im Schlimmen. Trotzig stehen sie einander gegenüber, der Ältere wünscht den Jüngeren zu leiten, ihn seinen Weg zu führen und ihm diesen Weg so bequem wie möglich zu machen. Aber der Plebejer mißtraut dem Aristokraten, so sehr er ihn bewundert und im tiefsten Innern liebt; er will seinen eigenen Weg gehen, lieber kämpfend, als geführt. Und er beharrt in diesem Trotz auch dann, als er erfährt, daß er, der Sohn der verachteten Lettin, zugleich der Sohn des Grafen ist. Er fordert von dem Vater, daß der die lettische Bäuerin doch noch „ehrlich machen" soll. Und als der Graf das „Unmögliche" verweigert, zieht der Sohn zur Mutter in die elende Hütte, statt ins gräfliche Schloß. Um der Kinderträume willen entsagt er selbst dem Weibe, das er liebt, vor Verbitterung aber bewahrt ihn die Arbeit für die Heimat. „Derber Erdgeruch stieg aus dem Heideboden auf, anzuschauen wie ein feiner Rauch. Dankbar gab die Erde die empfangene Sonnenwärme wieder. Vor der Nacht blühte die Heide noch einmal auf in zartesten Farbentönen. Da wurden Christian die Augen aufgetan. Er sah, wie schön sie war. Jahrelang hatte er in ihr gearbeitet, jahrelang wird er weiter arbeiten. Aber sie wird schön bleiben in ihrer schwermütigen, überwältigenden Einsamkeit. Bienen werden in ihr Nahrung finden, Lerchen in ihr nisten, Menschen in ihr glücklich sein. Christian war es, als wäre er wieder ein ganz kleiner Knabe und suche mit den Märchenaugen des Kindes. Aber durch das Leben war der Knabe fest geworden und stark, und hatte sich einen freudigen Willen zum Leben erarbeitet auf einsamer, blühender Heide ... Wie ein junger Sieger saß er da. Die Sonne küßte scheidend seine heitere Stirn. Hinter ihm aber stand lächelnd Mutter Natur und sah seine Werke ..." Sie mutet auf den ersten Blick etwas altbacken romantisch an, diese Geschichte vom illegitimen Grafensohn; aber die Ausführung hebt jedes Bedenken. Neben den beiden Hauptgestalten sind auch alle übrigen liebe- und lebensvoll gezeichnet; es sind ein paar Kabinettsstücke darunter, in erster Reihe die alte kluge Baronin Wangen, der derbfrische Landjunker von der Westen und der burschikose Baron von Kettler, Baron und Bankier zugleich. Die Sprache des Romans ist im Dialog schlicht realistisch, in den Schilderungen von Poesie durchweht. Allerdings fehlt es auch nicht an Trivialitäten, in der Sprache, in der Erfindung, in der Charakteristik; so erinnert die Zeichnung des Dienstpersonals ein wenig an die Art, wie sie im modernen Lustspiel gang und gäbe ist. Immerhin — als Ganzes bezeugt das Werk, daß das kurische Gottesländchen auch weiterhin seinen Rang in der deutschen Literatur zu behaupten gedenkt.

Ein Heimatsdichter und ein Kind des deutschen Ostens ist auch **Carl Busse**, aber mit ihm sind wir glücklich wieder diesseits der Reichsgrenzen angelangt. Auch er singt in seinem Geschichtenbuch „**Federspiel**" (Berlin, Albert Goldschmidt) mit heißer Inbrunst das hohe Lied von der Heimat und von der Erdscholle, die noch nicht mit großstädtischer Dumpfheit belastet ist. „O du meine Heimat und meine Jugendzeit ... Wo kauft' ich mir ein fröhliches Herze, wenn sie nicht gewesen? Wenn das Rauschen ihrer Wälder mich nicht durchrauscht, wenn sonniges Zittern mich nicht durchzittert, wenn das Singen und Klingen ihrer Vögel mein junges Herz nicht durchjungen hätte und durchklungen." Man spürt beides, diesen Waldodem und dieses Singen auch in diesen Geschichten. Busse ist literarisch kein Neuerer, er schreitet in Sprache, Technik und Erfindung weiter auf dem Wege, der von Goethe zu Storm, Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Wilbrandt führt. Und er hat mit diesen Poeten manches gemeinsam, aber auch wieder seine lebendige Eigenart für sich. An Reichtum kann er sich mit allen messen, in fröhlicher Laune wie in zartem Sinnen, in Geistigkeit wie in Leidenschaftlichkeit. Vor allem auch in Lebensbeobachtung und Erfindungskraft. Er ist ein Fabulierer, der ebenso in der Vielseitigkeit wie in seiner Erzählungskunst an die italienischen Novellisten des Quattro- und Cinquecento erinnert. Stilistisch hat er sich frühzeitig zu einer feinen Reife durchgerungen, die aber, wo es sein muß, frische Saftigkeit nicht vermissen läßt. In ihrer Mehrzahl erzählen die vorliegenden Geschichten von den Stillen im Lande, von allerlei schlichten, feinen Menschennaturen, die in der Freude nicht übermäßig jauchzen und ihr Leid ohne Verzweiflung auf sich nehmen. Aber es fehlt auch nicht an wunderlichen Originalen und an Leidenschaftsnaturen. Eine köstliche Tragikomik atmet die Geschichte vom Leutnant Treesbach, den die Gnade der Königin-Mutter zur Verzweiflung treibt. In einer bangen Sehnsuchtsstunde hat sich der Leutnant mit einem älteren Mädchen verlobt, aber er hat nichts und sie hat nichts. So gilt es denn, mit der Heirat warten, bis der Leutnant zum Hauptmann avanciert. Aber es ist trübe Zeit für ein karrieresüchtiges Leutnantsherz; siebzehn Jahre gehen hin, bis die ersehnte Beförderung im Amtsblatt veröffentlicht wird. In der Zwischenzeit ist die ewige Braut weder jünger noch hübscher noch liebenswürdiger geworden. Und den neugebackenen Hauptmann, der rund und fett geworden und sich längst ins Junggesellentum verbohrt hat, faßt ein Grauen bei dem Gedanken, daß er künftig mit der teuren Matrone Tag für Tag in engster Gemeinschaft verbringen soll. Er winkt ab und vertröstet die Ärmste auf den Major. Aber sie merkt, wie die Sache steht, und es fällt ihr nicht ein, das Glück, von dem sie siebzehn Jahre geträumt, so ohne weiteres fahren zu lassen. Heimlich wendet sie sich an die Königin-

Mutter mit der Bitte, treuer Liebe zu dem verdienten Lohn zu verhelfen. Tiefgerührt spricht die hohe Dame zu ihrem Hoffräulein: „Sehen Sie, das ist unser herrliches, unverwüstliches Volk. Das ist die germanische Treue, die bis zum Tode währt.“ Und sie beschließt, das Glück des gereiften Paares zu machen. Hauptmann Dreesbach wird zu Hofe befohlen, muß eine Hymne auf seine germanische Treue anhören und erhält die Versicherung, daß er nicht vergebens so lange geharrt, geduldet und gelitten habe. Totenblaß geht der Hauptmann ab, das Glück ist zu groß, er jagt sich eine Revolverkugel in die Schläfe ... Von der Leidenschaftskraft, die der Dichter zu entfalten vermag, zeugt die Geschichte von der jungen Polin, die den Heißgeliebten in wilder Eifersucht an den Feind verrät.

Immer weiter führt der Weg ins Innere des Reichs; mit Paul Grabein gelangen wir bis nach Thüringen und schließlich bis zur Endstation Berlin. Paul Grabein hat sich eine große Aufgabe gestellt; in seinem Romancyklus „Vivat Academia!“ (Berlin, Richard Bong) unternimmt er es, ein Bild zu entrollen von dem gesamten Universitätsleben Deutschlands. Nicht nur das Studententreiben, wie es im alten Jena am urwüchsigsten sprudelt und strudelt, sucht er zu schildern und abzukonterfeien, er strebt höher hinaus; es ist ihm darum zu tun, an lebendigen Beispielen die nationale und kulturelle Bedeutung des deutschen Hochschulwesens in seiner besonderen Eigenart darzulegen. Darzulegen, wie die derbe Frische und freie Ungebundenheit deutschen Studentenseins ganz dazu angetan ist, dem Schwachen verderblich zu werden, den Starken aber zu stählen und alle ihre Mannestugend in ihm zur Entfaltung zu bringen. Von der Begeisterung, die Grabein zur Durchführung seiner Aufgabe mitgebracht hat, zeugen hundert Stellen des Werkes; er hat sich den echten Burschensinn erhalten, ohne den es nicht möglich ist, einen solchen Stoff überzeugend und mitreißend zu gestalten. Dieser Burschensinn hätte meinem Empfinden nach getrost noch toller und übermütiger zum Ausbruch kommen können; es ist hier und da etwas viel Zahmheit und Zurückhaltung in dem Werke, nicht bloß die Schilderung des Studentenlebens hätte noch kräftigere Farben vertragen, auch dem Liebes- und Eheleben mit seinen Wirrungen und Kämpfen stände ein brennenderes Rot gut an. Vielleicht wäre es besser gewesen, Grabein hätte den Stoff, statt in einer Trilogie, in zwei Teilen bewältigt; wie er ihn jetzt angelegt hat, hat er es nicht gut vermeiden können, daß sich die Erzählung, besonders im zweiten Band, über leere und matte Stellen hinwegschleppt. Grabein erzählt gewandt und nicht ohne Reiz, eine stark ausgeprägte literarische Eigenart verrät er nicht, weder in der Sprache, noch in der Erfindung, noch in der Charakteristik. Aber es ist doch etwas Gewinnendes in seiner schlichten, einfachen Art, etwas Kerngesundes in seiner Empfindungsweise und in seinen Anschauungen. Und wenn man die Trilogie als ein Ganzes übersieht, so steckt darin unbedingt eine solche Fülle von farbigen Szenen und Bildern, von Leben und Wirklichkeit, von Innigkeit und Kraft, eine Fülle, die trotz alles Matten, das mit unterläuft, aufrichtigen Respekt erheischt. Zu dem Wirkungsvollsten zählen die Kommersbilder im ersten Band und die Eheszenen im dritten; aber auch der zweite steigert sich in dem Kampfe „um die Wahrheit im Schulunterricht“ zu dramatischem Effekt. Der Held der Erzählung ist in seiner schlichten Männlichkeit lebendig gezeichnet; eine durch und durch tüchtige Natur, ohne überragende Genialität, klar, fest und zuverlässig, ein vorbildlicher deutscher Lehrer und Gelehrter; nur hier und da gerät er ein wenig ins Biedermännische. Das weibliche Gegenbild hat zunächst nichts sonderlich Fesselndes, etwas zu sehr Nippesfigur; schließlich wächst aber der süße Backfisch zu einem Weibe heran, das mit seinem tapfren Ringen und Streben dem Manne als würdige Genossin zur Seite steht.

Künstlerisch wie stofflich in eine ganz andere Welt führt Hans Bethges Buch „Bei sinkendem Licht“ (Leipzig, H. Seemann Nachf.). In eine Welt, wo alle Menschen Poeten sind, alle Wirklichkeit in Traum sich löst, alles Leben in Duft und Ton zu zerrinnen scheint. Zur Erzählungsliteratur gehören die kleinen Dialoge, die der Dichter in diesem Buche vereint, eigentlich nicht; sie sind fast ganz Lyrik, was sich begibt und ereignet, ist durchaus nebensächlich. Alles, auch die Sprache, ist nur wie ein Hauch, alles nur Andeutung und Stimmung. Aber ein wundervoller Duft liegt über diesen stillen Szenen und intimste Seelenreize enthüllen sich. Mit Kritik an ein solches Buch rühren, das hieße den Schmelz von Schmetterlingsflügeln mit dem Finger prüfen. So täppisch ist aber nur ein ahnungsloses Kind.

Ich muss Dich hassen oder lieben.

Der schöne Tag beginnt zu scheiden,
Ein milder Abend bricht herein.
Mir ist, als sollten alle Leiden
Und Qualen nun zu Ende sein.

So mild versöhnend wirkt die Stille
Auf meines Herzens heißen Groll!
Ist es der hehren Gottheit Wille,
Daß dieses Zürnen enden soll?

Wenn nun der Groll aus mir vertrieben —
Welch Fühlen tausch' ich dafür ein? —
Ich muß Dich hassen oder lieben,
Gleichgültig kannst du mir nicht sein!

Franz Floth.

Illustrierte Rundschau.

Prof. Rudolf Maison †. — Karl Emil Franzos †. — Zum 100jährigen Geburtstage von Franz Hanfstaengl. — Der von Franz v. Lenbach gestiftete Rathaussaal zu Schrobenhausen und die Lenbachplakette von H. Kautsch. — Ex-Libris für Volksbibliotheken (Preisausschreiben des Ex-Libris-Vereins). — Zimmereinrichtungen von Architekt G. Honold-Berlin. — Arbeiten von Erich Kleinhempel-Dresden. — Zu unsern Bildern.



Prof. Rudolf Maison †. (Aufnahme von Hofphotograph B. Dittmar in München.)

In den kräftigsten Mannesjahren, mitten in reichem Schaffen und frohen Erfolgen, starb am 12. Februar einer der besten und stärksten deutschen Künstler, Rudolf Maison. Wir haben ihm seiner Zeit (Jahrgang 1899) einen Artikel gewidmet, in dem Professor Dr. M. Schmidt sein Lebenswerk eingehend würdigte. Wie die meisten wirklich großen Künstler der Gegenwart hatte auch Maison, der 1854 in Regensburg geboren war, sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet; noch während er studierte — aber auf keiner Akademie, denn er war durchaus Autodidakt —, mußte er sich als Zeichner und Modelleur in Fabrikbetrieben sein tägliches Brot verdienen, und als er, etwa von 1885 an, seine ersten größeren Arbeiten — eine Kreuzesabnahme war die erste — ausstellen konnte, stieß er mit seinem Realismus auf hartnäckigen Widerstand. Langsam nur konnte er den überwinden, der ihm gegenüber am wenigsten zutraf. Den ersten lebhafteren Erfolg fanden wohl seine polychromen Statuetten „Neger auf dem Esel“ (1893) und „Römischer Augur“, Arbeiten von überzeugender Kraft und dabei einem urwüchsigen Humor; die erste tiefergehende Anerkennung aber schufen ihm seine berühmten Herolde auf dem Reichstagsgebäude — sie reihten ihn mit einem Schlage in die Linie der besten ein. Seither häuften sich die Aufträge: es entstand u. a. der gewaltige Otto der Große für das Reichstagsvestibül, ein köstlicher Brunnen und die Kolossalfiguren des hl. Michael und des hl. Georg für Bremen, endlich das für Berlin bestimmte Denkmal des Kaisers Friedrich, das noch der Aufstellung harrt. Kunstverständige und Pferdekenner nennen es das beste Reiterdenkmal seit den Tagen der Renaissance. Ich weiß nicht, ob man ihnen dauernd recht geben wird: das Pferd ist allerdings prachtvoll, ein Meisterwerk, aber der Kaiser kommt mir, wie ich ihn in Erinnerung habe und wie er doch auch vor den Augen des Volkes steht, etwas stiefmütterlich behandelt vor. Maison freilich wird Reiter und Pferd genau gegeneinander abgewogen haben, denn er war der gewissenhafteste Arbeiter, den man sich denken kann; es kam ihm gar nicht darauf an, ein Werk, an dem er wochen-



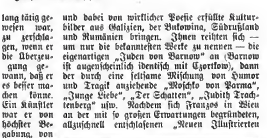
Das für Berlin bestimmte Kaiser Friedrich-Denkmal von Prof. Rudolf Maison.



Karl Emil Franzos †.
(Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin W.)

lang tätig gewesen war, zu zerschlagen, wenn er die Überzeugung gewann, daß er es besser machen könne. Ein Künstler war er von höchster Begabung, von großer Überzeugungstreue und von fast beispiellosem Fleiß — und ein Mann, den jeder, der ihn in seiner schlichten geraden Art kennen lernte, schätzen und verehren mußte. —

In Karl Emil Franzos, der am 28. Januar in Berlin starb, verloren unsere Monatshefte einen wertvollen Mitarbeiter; gerade in dem vorliegenden Heft veröffentlichen wir die letzte Novelle, die er noch unmittelbar vor dem Hereinbruch der schweren Krankheit, die ihn dahinraffte, geschrieben hat: „Dr. Ripaš“, eine feinsinnige Erzählung aus dem nationalitätenreichen Österreich. K. E. Franzos war am 25. Oktober 1848 als Sohn eines Arztes an der russisch-galizischen Grenze geboren, verlebte seine Jugend in dem polnisch-jüdischen Czortkow und in Czernowitz und widmete sich, nachdem er in Wien und Graz Jura studiert hatte, ganz der Literatur. Aus dem reichen Boden seiner Jugendeindrücke schuf er sich geradezu eine Spezialität; er entdeckte, darf man sagen, literarisch „Halb-Asien“; so heißt denn auch die Sammlung seiner besten Skizzen und Novellen, die überraschend echt gezeichnete



und dabei von wirklicher Poesie erfüllte Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien bringen. Ihnen reihten sich — um nur die bekanntesten Werke zu nennen — die eigenartigen „Juden von Barnow“ an (Barnow ist augenscheinlich identisch mit Czortkow), dann der durch eine seltsame Mischung von Humor und Tragik anziehende „Moschko von Parma“, „Junge Liebe“, „Der Schatten“, „Judith Trachtenberg“ usw. Nachdem sich Franzos in Wien an der mit so großen Erwartungen begründeten, allzuschnell entschlafenen „Neuen Illustrierten



Franz Hanfstaengl. Zu seinem 100. Geburtstage.

Zeitung“ die redaktionellen Sporen verdient hatte, siedelte er 1886 nach Berlin über und begründete die Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung“, die im Laufe der Jahre, neben freilich recht großem Ballast, vielerlei interessante literarhistorische Beiträge brachte, die meist aus der eigenen Feder des Herausgebers stammten. —



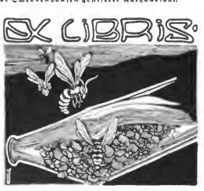
Die Franz von Lenbach von seiner Vaterstadt Schrobenhausen gestiftete Plakette von H. Kautsch.

Wir pflegen an dieser Stelle nur ganz ausnahmsweise den Jubiläen und Jubilaren, mit denen in Deutschland etwas stark gewirtschaftet wird, Raum zu gewähren. Am 1. März sind es aber hundert Jahre geworden, daß ein Mann geboren wurde, der für die deutsche Kunst die allergrößte Bedeutung gewann und dessen noch heute fortwirkende Tätigkeit auch allen deutschen illustrierten Zeitschriften



Der von Franz von Lenbach seiner Vaterstadt Schrobenhausen gestiftete Rathaussaal.

in weitem Maße zugute gekommen ist: Franz Hanfstaengl nämlich. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Bauern in dem Dörfchen Bayernrain bei Tölz, und an seiner Wiege stand wahrlich nicht geschrieben, daß er der Begründer eines Weltgeschäftes werden würde. Aber eine eigene starke Gabe zur Malerei machte sich früh geltend. Er bepinselte der Bauern Schreine und Bettstellen so eifrig, daß man schon auf den Zwölfjährigen aufmerksam wurde und ihm die notwendigsten Mittel zu seiner Ausbildung in München verschaffte. Hier wurde er ein tüchtiger Lithograph und bald auch ein geschätzter Bildnismaler; berühmt und groß aber wurde er erst als Leiter einer Steindruckerei, mit der er 1835 nach Dresden übersiedelte, um hier ein für



Ex-Libris für Volksbibliotheken von Joseph Sabainsky-Offenburg i. B. I. Preis.

die damalige Zeit geradezu epochemachendes Werk, die Reproduktion der besten Gemälde der Dresdener Galerie, zu schaffen. Dann erkannte er als einer der ersten, schon 1852, die gewaltige Zukunft der neuentdeckten Photographie und wußte sie sich meisterlich dienstbar zu machen, indem er seinen Münchener Kunstverlag auf sie basierte und ihn damit immer weiter und vielseitiger entwickelte; die Schönheit der unter ihm geschaffenen Reproduktionen alter und neuerer Gemälde ist im In- und Auslande kaum übertroffen worden, und sie haben für ihr Teil gewaltig dazu beigetragen, daß das Interesse an der Kunst, die Liebe

Ex-Libris für Volksbibliotheken von J. von Dutczynska-Wien. II. Preis.

zur Kunst in unserer Zeit in immer weiteren Kreisen lebendig wurde und lebendig blieb. Franz v. Hanfstaengl, der am 18. April 1877 starb, war, was man gemeinhin ein Glückskind nennt: was immer er begann, gelang ihm! Sein Biograph Pecht schildert ihn als einen fast vollendet schönen Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit, dem alle Herzen zuflogen, als einen Mann von eiserner Gesundheit, dessen letzte Krankheit auch seine erste war. Aber er fügt hinzu, daß ihm auch hervorragende künstlerische Begabung und unermüdlicher Fleiß zu eigen gewesen seien, und so paßt denn auch auf ihn Moltkes berühmtes Wort: „Auf die Dauer bleibt das Glück nur dem Tüchtigen treu.“ — —

Während diese Zeilen in Druck gehen, kommen aus München sehr ernste Nachrichten über Meister Lenbachs Befinden. Wenn unser Heft in die Hände unserer Leser kommt, werden sie hoffentlich von guter Kunde überholt sein, denn Lenbachs zäher Körper wird wohl auch dieser Krankheitsattacke widerstehen. Uns liegt augenblicklich eine überaus interessante feine Plakette vor, die der in Paris lebende Österreicher H. Kautsch, einer der besten Medaillenkünstler der Gegenwart, zu Lenbachs Ehren geschaffen hat und die bei einer eigenartigen Gelegenheit die erste Verwendung fand. Lenbach stammt bekanntlich aus dem bayrischen Ort Schrobenhausen und hat ihm stets eine dankbare Erinnerung bewahrt. Als die Schrobenhausener nun an Stelle des alten Rathauses, an dem Lenbachs Vater noch als Maurermeister mitgearbeitet hat, ein neues erbauten, stiftete Lenbach für dieses einen schönen Saal, dessen Entwurf sein Freund Professor Gabriel v. Seidl übernahm, während er für die malerische Ausschmückung selbst das Beste tat, denn des Saales schönster Schmuck ist sicher sein Porträt des Prinzregenten in oberbayrischer Weidmannstracht. Dafür statteten die Bürger von Schrobenhausen dem Meister wiederum ihren



Arbeitszimmer.
Von Architekt Georg Honold in Berlin.

Dank durch jene Plakette ab, deren Vorderseite sein Brustbild in geradezu frappierender Ähnlichkeit zeigt; auf der Rückseite ist die Malerei allegorisiert in einer edlen Frauengestalt, die mit sinnendem Blick in die Weite schaut, wo Rathaus und Marktplatz von Schrobenhausen in zierlichen Umrissen angedeutet sind. —

Der Deutsche Exlibris-Verein, der gegenwärtig die stattliche Zahl von über 450 Mitgliedern zählt und auf dessen unter der Redaktion von Dr. H. Brendicke stehende Zeitschrift wir hier gern hinweisen, hatte Anfang des vorigen Jahres in dankenswerter Weise ein Preisausschreiben um ein Ex-Libris für Volksbibliotheken erlassen. Es liefen darauf 187 Entwürfe ein. Wir bringen die beiden schönen, jetzt preisgekrönten Entwürfe. Hoffentlich bürgern sich die Blätter auch wirklich ein und tragen dazu bei, die Liebe zum Buch in den Kreisen der Leser der Volksbibliotheken zu beleben. —

In der Reihe der Abbildungen unserer Rundschau folgen fünf Intérieurs, Zimmereinrichtungen nach Entwürfen des Architekten Georg Honold (Berlin W., Würzburgerstraße 10). Die Gesamtanordnung wie die Form



Empfangsraum. Von Architekt Georg Honold in Berlin.

der einzelnen Stücke entsprechen — und das glaube ich besonders betonen zu müssen — den Forderungen an behagliches Wohnen, die unsere Herren Künstler noch immer nicht genug berücksichtigen: Möbel sollen nicht nur schön an sich, die Innendekoration soll nicht nur harmonisch sein — jene sollen auch praktisch und bequem, diese sich den Bedürfnissen des täglichen Lebens anpassen. Dies alles scheint mir hier erreicht; besonders bei dem Schlafzimmer, das mustergültig genannt werden kann. —



Schlafzimmer. Von Georg Honold in Berlin.



Waschtoilette. Von Architekt Georg Honold in Berlin.

Den Schluß der Rundschau bilden einige famose Stickereien, Teppiche, Wandbehänge und verwandte Arbeiten nach Entwürfen von Erich Kleinhempel, dem bekannten Dresdener Künstler, der in den letzten Jahren sich auf den verschiedensten Gebieten des Kunstgewerbes so erfolgreich betätigt hat. Die Arbeiten werden unseren Leserinnen gewiß manche willkommene Anregung bieten.

* * *

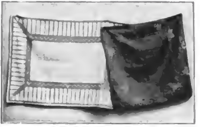
Das Titelbild unseres Heftes bringt die farbige Reproduktion eines schönen Frauenkopfes von Prof. Georg Papperitz-München, und die Farbe beherrscht auch den ersten Bogen des Heftes mit seinen prächtigen Wiedergaben nach Bildern von Prof. von Wierusz-Kowalski: flott und tonig sind die prächtigen Blätter und so recht frisch der Natur abgelauscht: hier die Treiberjungen, die sich in der Waldlichtung niedergekauert haben und des gestrengen Herrn Försters harren (S. 133), dort das stimmungsvolle Bildchen „Abschied" mit den vier famosen Pferden (S. 137)



Erker. Von Architekt Georg Honold in Berlin.



Gestickte und benähte Kissen von Frau Erich Kleinhempel.

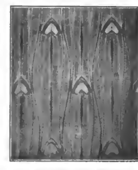


Deckchen mit Aufnäharbeit und Stickereien von Frau Erich Kleinhempel.

und endlich die farbenfrohe Szene vom Markttage mit ihren ganz eigentümlichen Lichteffekten (S. 140). — Wir bringen ferner, zwischen Seite 144 und 145, ein feines, virtuas gemaltes Frauenbildnis van Mac Ewen, dem in Paris lebenden Amerikaner — interessant nicht zuletzt durch die eigenartige Auardnuug, die uns die Dargestellte im Rücken, dann aber auch ihr Spiegelbild en face zeigt. — Zwischen Seite 160 und 161 ist die Reproduktian eines Gemäldes van Hermine Lang-Laris eingeschaltet, das einen Blick auf die Wiener Ringstraße wiedergibt, über

Teppich. Ausgeführt von der Wurzener Teppichfabrik.

Gartenanlagen fart auf die Häuserzeite im Hintergrunde. — Prof. Otta Strützel schildert in seinem Gemälde „Auf dem Fetde" (zwischen Seite 176 und 177) mit schlichter, aber packender Kunst einen Ackersmann, dessen Pflug Furche an Furche zieht — famos ist das in die Dachauer Landschaft hineingesetzt, in das weite, weite Fetd, das dach wieder, echt künstlerisch, im Hintergrunde durch ein Dörfchen begrenzt ist, damit das Auge des Beschauers hier gleichsam einen Halt und einen Ruhepunkt findet. — Von histarischem Interesse sind zwei Abbitdungen, die im losen Anschluß zu den Bismarck-Erinnerungen stehen, wetche das Heft bringt: einmal ein Schild mit dem Bildnis des Fürsten-Reichskanzlers von Prof. Ch. Rath in München (zwischen Seite 208 und 209), dann ein Porträt der Lieblingsschwester der Fürstin, der Frau Malvine von Arnim (zwischen Seite 201 und 202). Zwischen Seite 216 und 217 ist ein ariginelles Blatt van Ernst Liebermann eingefügt, das eine Anzahl flotter, in ihrer Einfachheit überraschender Hundestudien vereinigt; zwischen Seite 232 und 233 bringen wir eine fein abgestimmte Landschaft van Praf. Watter Leistikaw, die wieder ein Stück Grunewaldpoesie in engem Rahmen zusammenfaßt; man muß vielleicht geborener Märker sein, um — ganz abgesehen von aller Kunst Leistikaws — den Reiz dieser Erdenwinkel recht verstehen zu können.
H. v. S.



Pfauenblauer Wandbespannstoff. Ausgeführt von Franz Grisberg in Chemnitz.

Wandbehang mit Aufnäharbeit. Ausgeführt von B. A. Angermann in Dresden.

Neuere Arbeiten nach Entwürfen von Erich Kleinhempel-Dresden.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Flora. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin.
(Nach der Aquarellgravüre im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 9, Mai 1904.

Die Holländische Landschaftsmalerei.

Von

Dr. Oskar Fischel.

Mit 2 Einschaltbildern und 22 Textillustrationen.

Eine Kunstreise in Holland bringt keine großen Erregungen mit sich, und auch jener traumhaft beglückende Zustand bleibt aus, der vielen, die Italien einmal gesehen, eine Erinnerung fürs Leben wird. Es teilt sich hier dem Wanderer eine behagliche Laune mit, gerade gut von Kanal zu Kanal, von Platz zu Platz, von Bild zu Bild zu schlendern; aus der sanft schaukelnden Spiegelung der Kanäle, dem Schatten der Alleen, den breitgedehnten Viehweiden steigt jenes behäbige, von Pathos wie von Träumerei gleich weit entfernte Phlegma auf, das zwar nicht die höchste Glücksempfindung, deren der Mensch fähig ist, in sich faßt, dem aber doch seine ewige Bedeutung innewohnt, denn es führt den Menschen annähernd zu den Gefühlen des durch den Sündenfall verlorenen Urzustandes zurück.

Die holländische Kunst verlangt von uns keine großen Zugeständnisse, wie man sie sonst einer fernen Zeit machen muß, wenig Studium ist nötig, um hier in den Geist der Vergangenheit einzudringen. Fast interessiert uns die Geschichte jener Epochen nicht; man möchte sagen, sie ist nicht kulturbildend für uns gewesen. Die Medici und die Rovere stehn uns näher als die Oranier und die de Wit.

Aber wir brauchen uns nur unseren Augen anzuvertrauen und wir sehen auf Schritt und Tritt im Freien wie in den Galerien Cuyps, Potters und Heydens.

Hier macht die alte Kunst das Auge hell für die Gegenwart. Diese Kanäle mit den Baumreihen, über denen behäbige ziegelrote Häusergiebel mit dem weißen Gitterwerk der Fensterrahmen aufsteigen, haben all die Farben und Linien, die heut noch unser Auge erfreuen, schon zur Zeit jener alten Meister gespiegelt; die stillen, baumbestandenen Plätze, das Gewimmel auf dem Markt und am Hafen, bald vor wuchtigen Architekturen, bald vor dem weiten Wasserspiegel, die Niederung mit dem bunten Vieh, der hohe Himmel mit den salzigdunstigen Wolken, der träge ziehende Fluß darin, nichts hat sich verändert, und kaum irgendwo stört modernes Leben mit seiner Hast die Beschaulichkeit des Wandernden.

Uns steht die Kunst, die das alles schildert, besonders nahe; ihre höchste Blüte im XVII. Jahrhundert ist auch zugleich der Beginn für die moderne Malerei. Mehr und mehr erkennen wir: dies XVII. Jahrhundert, dessen Kunst wir nicht annähernd so liebevoll ansehn wie die der Renaissance, dies Jahrhundert ist es, dem die meisten malerischen Aufgaben in unserm modernen



Abb. 1. Jan van Eyck: Madonna mit dem Kanzler Rollin. Gemälde im Louvre zu Paris. Ausschnitt. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Sinn zu lösen gelang. Wir fühlen uns bei den holländischen Landschaftern besonders zu Haus. Da stört kein historisch gewordenes Kostüm und kein Beiwerk, wir schauen in Landschaften hinein, die wir kennen, wie jene sie kannten, die sie so richtig gesehen haben, daß sie uns nach zweihundert Jahren auch noch sehn lehren können.

Bis die holländischen Meister es erreichten, für jeden noch so prosaischen oder gleichgültigen Winkel ihres Landes Interesse zu wecken, hat die Kunst freilich einen langen Weg zu durchmessen gehabt.

In der Geburtsstunde der altflandrischen Malerei entsteht auch die niederländische Landschaft.

Das Mittelalter hat seine anmutig bewegten, fast körperlosen Gestalten vor den goldenen Grund gestellt. Jetzt wird mit der menschlichen Gestalt zugleich ihre Umgebung, Raum, Luft und Licht entdeckt.

Die heiligen Reiter im Genter Altar der Brüder van Eyck durchziehen die reichste Frühlingslandschaft. Und diese Landschaft, die erste, die mit unendlicher Freude an all den Entdeckungen gemalt ist, erscheint schon ganz niederländisch. Anders als den Deutschen, dem die Natur in der Einsamkeit sich am besten erschließt, freut den Niederländer alles, was nützt und ihm dienlich ist. Sein Gang durch die Natur gleicht einem Spaziergang vor den Toren durch gut bebautes Land, und oft befriedigt ihn schon das Bild seiner Heimatstadt mit den Brücken über dem Wasserlauf, in dem sich Häuserreihen spiegeln, den man behaglich hinabblickt, bis er sich in blauer Ferne verliert (Abb. 1).

So sieht man durch das Fenster der Halle, wo der Kanzler Rollin die Madonna verehrt, auf ein Häusermeer, ein buntes Gewimmel, das alltäglich, aber mit so frommer Hingabe gesehn ist, daß es sich wohl als Hintergrund zu der heiligen Szene wagen darf. Es fehlt diesem Bildausschnitt nichts zur Landschaft: die Perspektive in allem ist fast vollendet: die Gegenstände, so viel ihrer sind, treten voneinander los, runden sich im Licht, haben Luft zwischen sich; die ferneren, durch die größere Luftschicht davor sind heller, entfärbter, als die näheren, gerade wie sie kleiner als die vorderen erscheinen. Verkürzt in ihrem Umfang und an ihrer Farbigkeit, so könnte man die hier zum erstenmal auftretende Linien- und Luftperspektive erklären. Und das alles beruht auf einer Beobachtung, die sich gar nicht genug tun kann in ihrem jugendlichen Eifer und eine Fülle von Dingen zusammenträgt, oft wahllos, aber wieder in ihrer Naivität rührend, weil sie so sehr viel zu schildern hat.

Der große Hugo van der Goes, der leidenschaftlichste oder besser der einzig dämonische unter den alten Niederländern, weiß schon in seinem berühmten Portinarialtar die Landschaft so zu erfinden, wie

sie für die Situation der kleinen Szenen, die er im Hintergrund anbringt, paßt (Abb. 2). Der Weg nach Bethlehem führt an einem riesigen kahlen Baum vorüber, in dem wie dunkle Punkte Krähen sitzen, ein Element der Stimmung, das damals in der ganzen Welt seinesgleichen nicht hat. Man kann sich das Staunen und die Bewunderung der Florentiner erklären, als sich ihnen zu den hinreißend wahren Gestalten noch solche Fülle der Natur bot in dem, was sie für nebensächlich hielten.

Es ist kein Zufall, daß, wie die Kunstgeschichte mehr und mehr erkennt, die großen malerischen Errungenschaften — und sie mußten ja der Landschaft mehr noch als den Figuren zu statten kommen — sich auf die Künstler zurückführen lassen, die aus den nördlichen Niederlanden, dem heutigen Holland, etwa in die reichen flandrischen Städte kamen. Hugo van der Goes — er stammt aus Goes auf der Insel Beveland zwischen Oster- und Wester-Schelde — hat zuerst eine Stimmungslandschaft gemalt. Dazu gehört mehr als bloß die Formen und Farben und Linien der Hügel und Bäume zu studieren, es setzt ein für alle Abstufungen der Beleuchtung empfängliches Auge voraus, nicht für die Färbung allein, sondern für die hundertfachen Nüancen der Färbung im Wechsel des Lichts, für die Töne. Das unterscheidet schon früh die Nordniederländer von den Südlichen, lange ehe es der politischen Teilung entsprechend eine vlämische und eine holländische Schule gibt.

Von Dierck Bouts, dem Haarlemer, der als Stadtmaler in Löwen starb, wird erzählt, er habe vor den Toren gesessen und im Freien seine Studien gemacht.

Geertgen von St. Jans aus Haarlem setzt seinen Johannes den Täufer auf eine abgeschiedene Waldwiese (Einschaltbild zw. S. 248 u. 249). Die weiche Luft um die frischgrünen Baumkronen paßt wunderbar zu dem stillen Sinnen der einsamen Gestalt vorn. Hier ist die Landschaft nicht mehr Hintergrund, Mensch und Raum sind als eins gedacht, den gleichen Gesetzen des Lichts und der Perspektive unterworfen.

Immer bleibt es der Ton, die weiche sich der Stimmung in den Figuren an-



Abb. 2. Hugo van der Goes: Landschaft vom rechten Flügel des Portinari-Altars. In den Uffizien zu Florenz. Ausschnitt.

schmiegende Harmonie der Farben in ihrer Brechung durch Licht und Luft, was die aus Holland gebürtigen Meister auszeichnet, von ihren Anfängen durch die Übergangszeit des XVI. Jahrhunderts hin bis zu der großen Blüte.

Die geborenen Vlamen malen anders. Ihnen gilt die Form mehr, auch in der Landschaft. Der große Gegensatz: Rubens und Rembrandt, hier stark bewegte Form, dort Leben in der Farbe beherrscht auch die Landschaftsmalerei.

Der erste, dem die unbelebte Natur zur Hauptsache wird, Joachim Patinier, der „gute Landschaftsmaler“, wie Dürer ihn auf seiner niederländischen Reise nennt, gibt eine wundervolle Ferne in großartiger Beherrschung der Formen des Terrains (Abb. 3). Aber bei ihm schon, wie bei seinem großen Zeitgenossen Quentin Massys, nehmen wir mit Verwunderung wahr, wie an Stelle der jedesmal frisch und nach der Situation beobachteten Farben- und Luftstimmung die konventionelle Abstufung der „Gründe“, braun im Vordergrund, im Mittelgrund grün und in der Ferne blau tritt. Natürlich beruhte diese Farbenskala ursprünglich auf der Erkenntnis, daß die dem Auge zunächst liegenden Dinge die intensiv kräftigsten Farben haben, die Ferne dagegen dem Auge verschwimmt, aber die vlämische Schule — Rubens nicht ausgenommen —, verzichtet zugunsten der Form auf die Beweglichkeit der Atmosphäre, die feinen Übergänge der Beleuchtung. Und diese Stimmungselemente sind es gerade, aus denen sich die holländische Kunst später schließlich ihre großen Wirkungen zusammenbaut.

Man braucht nur die reizenden Bildchen und Aquarellen von Hendrik Averkamp anzusehen, um den Abstand des Holländers von den Vlamen zu erkennen (Abb. 4).

Aus Kampen an der Ysselmündung stammend hat „de Stomme van Kampen“ vielleicht gerade deshalb so viel zu plaudern, wie man gemeint hat, weil ihm die Sprache versagt war. Was in seinen Bildern vorgeht ist unendlich. Er liebt nicht das gewellte Terrain, auf dem die Belgier ihre Reichtümer ausbreiten, sondern die flachen,



Abb. 3. Joachim Patinier: Ruhe der heiligen Familie. Ausschnitt.
Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

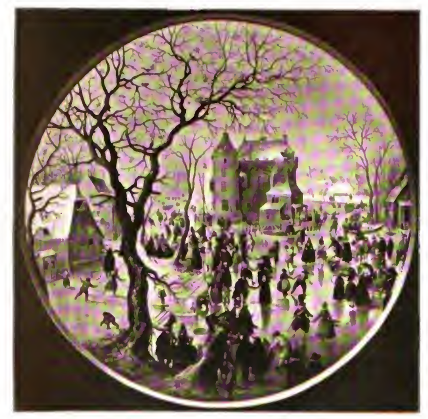


Abb. 4. Hendrik van Averkamp: Eisbelustigung. Gemälde in der Nationalgalerie zu London. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

weiten Niederungen seiner Heimat, am liebsten eine Eisfläche mit dem lustigsten Gewimmel darauf. Wie diese Hunderte von Figuren die Fläche füllen, wie der Ton der Luft auf ihnen beobachtet ist von dem Wehr bis zu den fern im Winterdunst verschwimmenden Ufern, wie das grau-grüne Eis und das verschneite Land ineinanderschimmern, wie diese Zartheit dann durch irgendein rotes Haus oder die farbigen Kostüme der Schlittschuhläufer heiter unterbrochen wird, das alles ist schon ganz holländische Kunst. Die Lust an diesem mikroskopischen Gewimmel erinnert noch etwas an die Zeit, da dem Auge alles das Kleine, was es entdeckte, gleichmäßig wichtig erscheint.

Die jetzt anhebende klassische Zeit der Landschaftsmalerei ist wählerischer, und in der Beschränkung zeigen sich auch ihre Meister.

Woher plötzlich fast gleichzeitig mit der holländischen Unabhängigkeit jene wunderbare Blüte kommt, welche Kräfte sie hervorbrachten, woher sich die Liebe zu der unbelebten Natur schrieb, ist schwer zu erklären.

Man muß sich hüten, das nationale Empfinden des Holländers für sein eben befreites Vaterland darin wiedererkennen zu wollen. Denn viele holländische Maler konzentrierten sich damals auf die italienische Landschaft, Ruisdael malte häufig deutsche Gegenden, und Everdingen begründete sein Genre mit norwegischen Motiven.

Gleichwohl, die Zeugnisse dafür, daß

sich der Holländer damals besonders gern in die bisher ungekannten Schönheiten seines Flachlandes versenkt, sind so überwältigend reich, daß man fast verpflichtet ist, dem nachzuspüren.



Abb. 5. Jacob van Ruisdael: Der Rhein bei Wijk-by-Duurstede.
Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Ein geistreicher Franzose, der Orientmaler Fromentin, meint in seinem lesenswerten Büchlein: „Les Maitres d'autrefois“, das Selbstbewußtsein der holländischen Rasse habe sich damals in der Bevorzugung des Porträts ausgesprochen. „Porträts“ im weitesten Sinn, von seinen eignen Zügen und denen seiner Angehörigen bis zu seinem Haus, seinen Gütern, seinem Vieh, ja bis zu dem, was der Holländer ißt, im Stilleben.

Fast möchte man dieser Deutung glauben, so sehr erscheint in diesem nüchtern gesunden Volk die Kunst von jeder Sentimentalität frei: keine Erschütterung durch den Inhalt der Kunst, kein Entrücken in ungewohnte Sphären, und kein Enthusiasmus für das Schaffen oder Pietät gegen den Schaffenden. Gebrauchsgegenstände! Kunst wie Künstler, rein sachlich betrachtet! Jeder hat sein Genre; hat er damit Glück und gehen seine Bilder zu guten Preisen ab, so ist seine soziale Stellung gewährleistet; er kann sogar, wie Cuyp, Bürgermeister werden. Bekommt er für seine Bilder nur wenige Gulden, gibt er etwa Stimmungen, die über den Alltag hinausgehen, wie Ruisdael, so darf er elend verkommen.



Abb. 6. Hobbema: Die Allee von Middelharnis.
Gemälde in der Nationalgalerie zu London.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Fast möchte man zu dem Schluß kommen, daß die größten Genien für das Empfinden ihres Volkes und ihrer Zeit nicht typisch waren. So schwach war das Echo, das sie bei Lebzeiten mit ihrer Kunst fanden. In der holländischen Schule lebt der Landschafter,

wie jeder andere Maler, fast allein seiner Spezialität. Nur die Großen zeichnen sich durch ihre Vielseitigkeit aus. Schon wenn man nur nach dem Reichtum an Motiven urteilt, wäre Jacob van Ruisdael der Größte. Flachland und bewegtes Terrain, Fernblicke, Flußläufe, Wasserfälle, Wald, Berge, ruhige und bewegte See, Dünen, Windmühlen, Architektur, das alles umfaßt sein Auge, und jedesmal wenn er es malt, gelingt es ihm besser, erschöpfender, ein für allemal gültiger als denjenigen, die sich auf das eine Genre beschränkt haben. Ruisdael ist der einzige Dichter, den die so vielleicht nie gesehen, aber wir glauben sie, genau wie wir Rembrandt seine Menschen glauben. Sie haben etwas untrüglich Ueberzeugendes: Leben! Und das ist es auch, was seine Veduten weit über alle die hübschen Naturausschnitte seiner Zeitgenossen hebt: es geht etwas in ihnen vor, man glaubt das Atmen der Natur wahrzunehmen. Für jedes Motiv entdeckt er die Stunde, da sich sein Leben am tiefsten empfinden läßt. Den Sumpf im Wald, wie ein Vogel auffliegt, oder wie eine Jagd für kurze Zeit die lautlose Stille unterbricht; die Mühle am Rhein bei Wyk-by-Duurstede, mit dem träge gegen

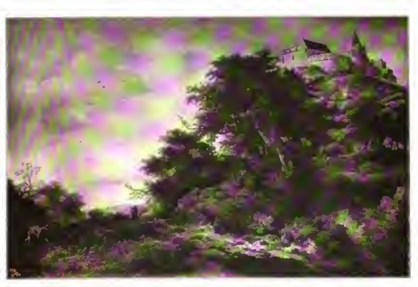


Abb. 7. Jacob van Ruisdael: Schloß Bentheim. Gemälde in der Dresdener Galerie.
(Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.)

holländische Kunst neben Rembrandt hervorgebracht hat. Seine Landschaften sind nicht gesehen, sondern empfunden. Er fühlt das Leben in den Bäumen, wie sie mit dem Boden eins sind, wie der Wind sie geweht hat, er empfindet, wie das Wasser am Ufer nagt, wie der Wind über die Fläche geht, wie in der Höhe die Wolken getrieben werden (Abb. 5). Die wirkende Natur ist es, die er sieht, nicht bloß ihre Effekte; so kann er Landschaften erfinden, aus vielen Eindrücken, die nicht weniger lebendig sind, wie die, die er vor der Natur malt. Seinen Waldteich, die Wasserfälle beim Blockhaus hat er das Bollwerk klatschenden Wasser, dem düstern Himmel, den Blick auf Haarlem; von den Dünen bei Sandvoort mit dem riesigen Stück Luft darüber, dem im Wolkenzug wechselnden Licht, den aufblinkenden Windmühlenflügeln zwischen den rotleuchtenden Dächern; dann wieder weiches goldiges Nachmittagslicht auf den bebuschten herbstlichen Hügeln um Schloß Bentheim (Abb. 7), der frische Seewind mit den kurz aufspringenden Wellchen am Scheveninger Strand, und der Sturm in Meer und Luft auf seinen bewegten Seestücken. — Immer empfindet man den Eindruck ganz stark, mag er weich

und träumend oder erregt sein, weil alles in dem Bilde: Erde, Luft und Wasser als ein untrennbar Ganzes gedacht, wie aus denselben Schöpferhänden kommen.

Den Meister müssen wir uns in innigerem Verkehr mit der Natur als mit den Menschen denken; er malte seine Bilder niemandem zu Dank, wie ihre Melancholie auch heute von Sammlern noch nicht sonderlich geliebt wird. Wir wissen, daß sie ihm durchschnittlich nur zehn bis zwanzig Mennonitengemeinde, der er angehörte, an den Haarlemer Stadtrat, um für den gänzlich Mittellosen ein Unterkommen im Spital zu erbitten. Und so schiebt ihn die Kunststadt Amsterdam ab nach seiner Heimat, wo am 14. März des Jahres 1682 der größte holländische Landschafter, mit Rembrandt und Hals der größte holländische Maler in St. Bavo auf die bescheidenste Weise begraben wird. Einen vielsagenden Nachruf widmet ihm der Künstlerbiograph Houbraken:



Abb. 8. Rembrandt: Landschaft mit Ruine. Gemälde in der Galerie zu Kassel. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Gulden einbrachten. Auch was wir sonst von seinem Leben kennen, ist traurig genug. Aus seiner Vaterstadt Haarlem, deren Ansicht von den Dünen aus über die Bleichplätze hin er oft gemalt hat, wo er 1628 oder 1629 geboren ist, kam er 1657 nach Amsterdam. Sein Testament, das er bei einer Krankheit 1667 aufgesetzt zu haben scheint, soll sein bißchen Habe dem alten Vater sichern, für den er sein Leben lang rührend gesorgt hatte. Dann wenden sich 1681 die Armenpfleger der Amsterdamer

„Ich habe nicht bemerken können, daß er Fortuna zu seiner Freundin gehabt.“

Fast wäre es dem anderen großen Landschafter Meindert Hobbema nicht besser gegangen, denn seine Bilder brachten ihm auch nur zehn bis dreißig Gulden durchschnittlich; heute wird er von Sammlern Ruisdael vorgezogen und steht so hoch im Preis, daß es lohnt, Hobbemas zu fälschen. Er ist der drückenden Not nur durch Protektion entgangen: die saß in der Küche des Bürgermeisters von Amsterdam; durch die Köchin



Geertgen van Sant Jans: Johannes in der Einöde.
(Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.)



Abb. 9. Hercules Seghers: Holländische Flachlandschaft. Gemälde im Berliner Museum. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

machte Hobbema die wichtige Bekanntschaft der zweiten Magd, die irgendwie bei dem Stadtoberhaupt von Einfluß war, und diesen Beziehungen verdankte er 1668 das einträgliche Amt eines „Wijnroeier", das darin bestand, fremde Weine und Öle für den Amsterdamer Markt auf städtisches Gewicht zu bringen. Ob es so zeitraubend war? Jedenfalls hören seit dem glücklichen Jahr 1668 — er heiratete damals gleich jene bürgermeisterliche Köchin — die datierten Bilder auf. Die zweihundert Gulden, die er sich hätte mühselig zusammenmalen müssen, hatte er jetzt von seinem dreißigsten Jahr als sichere Einnahme, und er genoß sie, bis er am 7. Dezember 1709 starb.

Sehr düster hat er wohl nie in die Welt gesehen. Seine Bilder schildern etwa das, was ein behaglich gestimmter Spaziergänger empfindet: sein Weg geht nicht in die Einsamkeit und führt nie allzuweit von der Stadt fort: der Rand eines Wäldchens, heller Sandboden mit Grün wechselnd, eine Wassermühle zwischen Weiden, am liebsten alles blank und glitzernd, etwa wie nach einem sommerlichen Gewitter, wenn die Sonne wiederkehrt, das sind seine liebsten Motive, mit Freude, erfrischt und freudig gesehen, man möchte sagen im Gehen, nicht im Verweilen, so viel auf einmal beobachtet er, ganz anders wie Ruisdael, der eigentlich sparsam ist, und sich auf ein Motiv konzentriert, aber es auch erschöpft. Ganz im Schlendern scheint sich ihm die Allee von Middelharnis eingeprägt zu haben (Abb. 6), ein Bild, das seiner scheinbaren Nüchternheit wegen von vielen Modernen gepriesen, doch vor allem den besonderen Reiz der Heiterkeit hat, der Hobbema seine große Gemeinde verdankt. Man hört heute Hobbema mitunter die Tiefe absprechen; die Freude an der Natur ist bei ihm unverkennbar. Aber in der modern-ästhetischen Empfindungswelt hat man sich fast daran gewöhnt, die „große Traurigkeit" für die einzig menschenwürdige Stimmung zu halten.

Was Rembrandt der Landschaftsmalerei von seinem vielseitigen Genie zugute kommen ließ, ist bald hergezählt: wenig, aber fast

alle Register: in Kassel die einfachste Eislandschaft und dann die ganz romantische Abendstimmung: vor dem verglühenden Himmel auf der Höhe eine Ruine (Abb. 8); mehrere Gewitterstimmungen mit großen Effekten, wie in der Braunschweiger Galerie. Aber ihn wie die meisten Holländer würde man nur halb kennen, wenn man seine radierten und gezeichneten Blätter vergäße (Abb. 19). Hier sammelt er nur selten die Kraft zu starken Wirkungen, sondern studiert und faßt die nüchternsten Stätten mit einer Schärfe und so vollkommen rund, daß diese flüchtig lavierten oder die mit sicherer Nadel und vollendeter Ätztechnik radierten Blätter seinen Bildern überlegen sind. Man genießt ihn



Abb. 10. A. Cuyp: Flußlandschaft. Budapest.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Abb. 11. Ph. Koninck: Landschaft. Aquarell im Berliner Kupferstichkabinet.

als Zeichner und Radierer auch hier weit mehr, wie als Maler. Es ist erstaunlich, wie er die Fernwirkung im simpelsten Motiv des Flachlandes trifft, man glaubt bei dem Stadtbild am Horizont in den unklaren Strichen und Punkten immer noch ein Haus, einen Turm entdecken zu können, und unwillkürlich nehmen wir, um scharf zu blicken, das Augenzwinkern an, das in seinen Selbstporträts immer den erregten Beobachter verrät.

Auf das große und kühne Spiel mit auf Papier, das mit Ölfarben grundiert ist, ab, und erreicht so eine sparsame, aber für das empfängliche Auge vielsagende Farbigkeit. Auch seine Bilder sind oft fast nur in Schattierungen von Grün und Braun gehalten. Der Anspruchslosigkeit des Motivs entspricht die Technik, aber reicher an Tönen ist kaum ein Bild, als die fast nur mit Grün gemalte Flachlandschaft in Berlin.

Was für Meister zeigen sich hier in der Beschränkung! Nicht einen Reichtum an Motiven auf kleinem Raum ausschütten,



Abb 12. Jan van Goyen: Ansicht von Dortrecht. Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

dem Terrain ist Rembrandt durch einen lange verkannten Künstler geführt: Hercules Seghers, den man in wenigen Radierungen und in noch selteneren Bildern kennen lernt als einen der ersten Holländer, der für das einfachste Motiv konzentrierte Beobachtung fordert und in der anscheinend unfruchtbaren Aufgabe, die Ebene darzustellen, eine wahrhaft unermüdliche Eindrucksfähigkeit verrät (Abb. 9). Als Radierer hat er für sich ein seltsames Mittel, um bildmäßig wirken zu können: er druckt seine Platten wie es die braven alten Maler getan haben, sondern ein Motiv erschöpfen, ihm ablauschen, was es an künstlerischen Werten birgt, alles vereinfachen, hier verschweigen, was vom Haupteindruck ablenken, dort betonen, was ihm dienen kann, das ist wie in jeder großen Epoche der Kunst auch dieser köstlichsten Zeit der Landschaftsmalerei eigen.

Das ganze Leben hat mancher in gesunder Einseitigkeit daran gesetzt, seine besonderen Lieblinge in Wald und Feld zu schildern. Es ist in keiner Schule den Ga-

leriebesuchern so leicht gemacht, die Meister auf den ersten Blick fast sicher zu erkennen, wie gerade hier; endlose Fernblicke: Philips Koninck (Abb. 11); stille, träge Wasserspiegel mit gelblicher Atmosphäre und seitlich sanft steigendem Ufer: Jan van Goyen; eine Flußlandschaft mit Kühen im goldenen Sonnendunst: Albert Cuyp; ein Blick den Fluß hinauf mit Lichteffekten, Mondaufgängen, Feuersbrünsten: Aart van der Neer; Meer mit Schiffen bei Sturm: „Ruisdael als Dichter“ an Gedanken in den Bildern findet, auch vom Künstler gedacht ist, als er malte. Aber wahr ist, daß wirklich selten, — der Radierer Waterloo (Abb. 20) bildet fast eine Ausnahme, — in holländischen Bildern das, was der Deutsche „Stimmung“ nennt, zu finden ist. Die Romantik fehlt. Weltflucht und Melancholie sprechen sich hier nie aus; und doch sind sie „intim“ im modernen Sinne des Worts. Denn bis zum Selbstvergessen zärtlich kann



Abb. 13. Jan Vermeer: Ansicht von Delft. Gemälde in der Galerie im Haag. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Bakhuizen, bei Windstille: Willem van de Velde; so ließe sich das holländische Künstlerlexikon noch länger auf kurze Formeln bringen.

Man hat der Landschaft wie der gesamten holländischen Malerei Inhaltslosigkeit vorgeworfen. Freilich sucht man Gedanken darin, so wäre Ruisdael vielleicht der einzige „denkende“ Künstler; vielleicht, denn uns will heute nicht einleuchten, daß alles das, was Goethe in seinem Aufsatz sich der Holländer hineinsehen in seine Umgebung. Man spürt in diesen Bildern immer wieder die Freude, mit der das eine alte Thema, das Spiel des Lichts auf den gleichen und doch immer neu erscheinenden Objekten beobachtet wird; sie malen immer dasselbe: Licht und Luft. Aber dies Thema, das sich in den wasserreichen Niederungen Hollands zu verdoppeln scheint, birgt die Unerschöpflichkeit in sich.

Welch ein Abstand trennt allein schon Künst-

ler wie Jan van Goyen und Albert Cuyp, die doch fast die gleichen Gegenden malen!

Goyen ist vielleicht das beste Beispiel für niederländisches Phlegma; Luft und Licht und Land haben etwas Träges, kaum Bewegtes (Abb. 12). Er liebt die Tagesstunden, wenn die Sonne den Dunst kaum durchdringt und ihr Licht nun gleichmäßig wie ein gelblicher Schleier sich über alle Gegenstände legt. Es sind rein malerische Probleme, eine „Harmonie in Gelb" würde ein moderner Schotte sagen, aber ganz unmodern gut gezeichnet. Erstaunlich, wie sich ihm in dieser zusammenschwindenden Wasserfläche immer neue Weiten öffnen, wie hier durch eine vorgeschobene Landspitze, dort durch ein Ruder-



Abb. 14. Karl van der Neer: Flußlandschaft im Mondschein.
Gemälde im Berliner Museum.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 15. Jan van der Heyde: Holländische Gracht. Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 16. Ludolf Bakhuizen: Marine. Gemälde im Buckinghampalast zu London.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

boot mit sprühend lebendiger Staffage die neue Distance für das Auge angegeben wird, und ebenso wunderbar bei diesem Schwelgen in malerischen Tönen das sichere plastische Gefühl für alles Körperliche; besonders groß im Terrain, wo die Hütten und — ihm besonders lieb — ein knorriger Eichenstumpf wirklich mit dem Boden gewachsen erscheinen. Und das alles mit einem Minimum von Farbigkeit; selten geht seine Skala über ein Gelbbraun und Graugrün hinaus, etwa noch Blau für ein Stückchen Himmel, der aus dem Dunst hervorschimmert.

Auch Aalbert Cuyp malt Flußlandschaften, Niederungen, tiefe Stadtsilhouetten mit riesiger Luft darüber, aber bei ihm leuchtet volle Sonne, die den weißen Wasserdunst vom Fluß vergoldet und alle Körper wie mit Gold umwebt.

Vielleicht ist Cuyp der vielseitigste von allen Lichtmalern, eines der reichsten Talente unter den Holländern sicher (Abb. 10). Er malt alles einzeln und alles miteinander: Flußlandschaften in der Ebene, seine Dortrechter Heimat und die hohen Ufer der oberen Maas, er malt Reiter und Pferde, Kühe, Schafe, Hühner, Porträts, Staatszeremonien, und dem Meister des Sonnenlichts gelingt auch ein nächtliches Seestück mit verschleiertem Mondschein von ganz seltsam ungeklärter Stimmung.

Wie einfach sieht das alles aus, einem Naturausschnitt ähnlich, aber seine besten Bilder — nicht alle — sind höchst überlegt komponiert. Dekorativeres als ihre großen Licht- und durchleuchteten Schattenflächen kann man kaum finden. Mit gutem Grund ist man auf ihn früh in England aufmerksam geworden, und heute sucht man Cuyp am besten in Buckingham Palace und Dulwich auf.

Seine Bilder atmen Behäbigkeit; die guten Reitpferde, die Herden sind herrschaftliche Tiere. Ihrem Maler ist es gut gegangen; denn sicher hat seine Vaterstadt in ihm nicht den großen Künstler, sondern den guten, wohlsituierten Bürger geehrt, wenn sie ihm ein Amt nach dem andern übertrug.

Recht verschieden und launisch teilte

unter diese Künstler das Glück seine Gaben. Einer der feinsten und poesievollsten, Aart van der Neer, blieb unbeachtet, schlug sich als Schankwirt mühselig durchs Leben und starb elend in einer Dachkammer. Er hat es gern, den Fluß hinabzusehn, rechts und links Ortschaften, über dem Wasserspiegel ein starker Lichteffekt, der Mond oder die untergehende Sonne, eine Feuersbrunst. Am liebsten malt er die Stunde des verdämmernden Tageslichts oder den Mondaufgang und die stillen, dunkeln Ufer voll nächtlicher Laute (Abb. 14). Auch Eislandschaften mit heller Luft und hübsch verteilter Staffage gelingen ihm vortrefflich und sind ein gutes Beispiel, wie seit Avercamps Tagen in einer Generation der Haupteindruck sich aus der Überfülle heraushebt und durch die Kunst geklärt wird.

Nur wie zufällig gesellt sich zu diesen Malern des Lichts in der Landschaft Jan Vermeer van Delft (Abb. 13); als er einmal neben seinen silbern sonnigen Interieurs eine Ansicht von Delft malt, entstand ihm unter den Händen die beste holländische Landschaft. Es strahlt und flimmert über diesem Stadtbild mit seinen grau und roten Ziegelbauten und dem Grün der Baumkronen dazwischen. Und wie um die Verwirrung über diesen Zauber noch zu erhöhen, gibt das leise schaukelnde Wasser die flimmernde Spiegelung ab.

Dem Künstler, der nur nebenbei einmal den Landschafter machte, ist das Meisterstück gelungen; neben diesem Licht erscheint Cuyps Sonne konventionell, gegen diese Staffagefiguren die meisten andern wie im Atelierlicht gemalt. Es liegt absolute Konsequenz in seiner Naturbeobachtung, mit der sich bei aller Wahrheit fast kein einziger Holländer messen kann.

Vermeer ist damit auch zugleich Vertreter der Architekturmalerei, jenes nicht gerade reichen Genres, das aber einen der liebenswürdigsten Künstler beschäftigt hat: Jan van der Heyde. Niemand hat wie er



Abb. 17. Adriaen van de Velde: Die Farm. Gemälde im Berliner Museum.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

den stillen Reiz der Baumreihen auf der Kanalböschung mit den roten Ziegelgiebeln darüber malen können (Abb. 15), oder den Zauber eines baumbestandenen Platzes bei einer Kirche oder die sommerliche Nachmittagssonne auf dem alten Stadttor, dem Klostereingang auf buschigem Hügel. Er entdeckte wohl am frühesten die Poesie der Stadt, ein liebenswürdiger Lehrer für die Wahrheit, daß die Natur nicht erst vor den Toren anfängt. —

Man kommt nicht von der Gefühlsseite zum Verständnis dieser Kunst. Natürlich nimmt das Meer und sein Leben ein großes Interesse bei einem Volk, in dessen Idiom unzählige Ausdrücke aus der Schiffssprache übergegangen sind; aber im Grund ist es doch nur wieder das erfrischende atmo-



Abb 18. Jan Both: Italienische Landschaft. Gemälde in der Galerie im Haag.

Wem in der holländischen Kunst trotz aller ihrer Anhänglichkeit für den heimischen Boden immer noch der nationale Zug fehlt, dem mag die Marinemalerei ein wahrer Trost sein. Hier scheint sich doch einmal wenigstens der Stolz der holländischen Nation zu zeigen, das Element und die Schiffe der Seehelden, deren Porträts van der Helst uns gemalt hat. Wären es nur nicht so viel Handelsschiffe, die hier in der Kunst den Stolz und die Freude des Holländers ausmachen, oder Schiffsparaden — oder was noch schlimmer, ausländische Flotten, die die besten holländischen Seemaler in fremdherrlichen Diensten schilderten.

sphärische Spiel, das Leben der Elemente, Wasser, Luft, was diese Kunst geben will. Die schönsten Seestücke sind Ruisdael gelungen; Ludolf Bakhuizen malt die springende See mit Schiffskolossen unter vollen Segeln (Abb. 16), Simon de Vlieger und Jan van de Capelle ruhige See mit buntem Leben von Flottillen oder Landungsszenen, gekrönt wird diese Kunst schließlich durch Willem van de Velde, den Sohn eines Marinemalers und Schiffszeichners für die Generalstaaten,



Willem van de Velde: „Der Kanonenschuß“. Gemälde im Rijks-Museum zu Amsterdam.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

der mit seinem Vater bald in englische Dienste ging und in Greenwich 1707 gestorben ist. Er hat das gleiche Vergnügen an holländischen wie an englischen Schiffen.

Weit über die Marinemalerei hinaus sind seine Windstillen mit den großen Schiffen, deren weiße, schlaffe Segel sich im Wasser spiegeln (Einschaltbild zwischen S. 256 u. 257), fast die feinsten silberigen Harmonien, die neben Vermeer die holländische Kunst besitzt.



Abb. 19. Rembrandt: Landschaft mit dem Jäger. Radierung im Berliner Kupferstichkabinett.

Ein echt nationales Stück in der holländischen Landschaft sind aber auch die Weideplätze. Wo hier das Interesse an der Landschaft oder am Tier überragt, ist schwer zu entscheiden. Genug, daß auch hier den größten Tiermalern, wenn sie gelegentlich als Landschafter auftreten, dasselbe gelingt, wie Ruisdael und Cuyp mit den Seestücken, Vermeer mit der Stadtansicht: die Spezialisten in ihrem eigenen Fach zu schlagen.

Von **Paul Potter** muß man ausgehn und immer wieder zu ihm zurückkehren, wenn von holländischen Tierbildern die Rede ist.

Was er hinterließ, als er achtundzwanzigjährig starb, steht wie ein Fels da, unbehauen, imposant. Es gibt Kunstverständige, die seinen berühmten Stier im Haag verabscheuen und nur den Potter der Kabinettstücke gelten lassen. Gerade der Stier, lebensgroß gemalt, ohne daß etwas unterdrückt wäre von den borstigen Details aber auch von dem riesigen Leben, ist der Inbegriff von Potters unerbittlicher Kunst. So malt er auch in den kleinen Bildern die Weidenbäume, den Rasen, so mit der ganzen Unbarmherzigkeit die Sommerglut. Die Landschaft ist wundervoll bei dem großen Stier: die einfache Weidefläche in der fahlen Sonne einer gewitterdrohenden Stunde, so sieht man sie unter den Beinen des Tieres durch und hinter ihm; eine Empfindung, als läge man auf dem Rücken im Grase, zwingt uns dieser scheinbar brutale Maler darin auf. Das gelingt ihm so nebenbei, neben dem gewaltigen Tierstück, und wiegt doch alle eigentlichen Landschaftsbilder von ihm auf.

Potters Weideplätze empfindet man als etwas Demokratisches, wenn man auf **Adriaen van de Velde's** Bilder sieht. Er liebt das Vieh auf den behäbigen Landsitzen, und diese Landsitze zugleich (Abb. 17). Der feine Schleier, den die Sommersonne nachmittags um das Laub der Bäume spinnt, das Strecken der Äste, die kleinen Sonnenlichter, darin spürt er die silberngrünen Töne auf und dahinein setzt er Figuren, die kein anderer so zierlich und sicher zu zeichnen, so dem Raum anzupassen, so aus dem Ton des Bildes aufleuchten lassen kann. Er ist klassisch für die Staffage, und seine Zeitgenossen sahen ihn auch dafür an. Ruisdael, Hobbema, sein Lehrer Wynants, Koninck, besonders Jan van der Heyden und Hackaert ließen sich von ihm die Figuren hineinmalen, und manchem mittelmäßigen Bild hat seine Hand erst den Wert gegeben und gibt ihn heut noch. Was er von den Gütern so liebevoll verweilend malte, gehörte leider nicht ihm; während er andern half, verdiente er nicht das Auskömmliche,

so daß seine Frau mit einem kleinen Laden noch nachhelfen mußte.

In Adriaens Brust muß etwas wie ein Zwiespalt gewesen sein. Er der so lebendig und freudig die heimische Natur ansieht, der für die zarten Schwingungen der nordischen Atmosphäre, für den auch farbigen Zusammenklang von Mensch und Natur diesen seltenen Sinn besitzt, malt oft in seiner späteren Zeit — freilich ist er schon zweiunddreißigjährig gestorben — Bilder, die nicht im Freien beobachtet scheinen, so bunt und glatt sind sie, so scharf sind, wie im Atelierlicht, die Figuren modelliert. In ihnen hat Adriaen van de Velde jener starken und populären, ja fast internationalen Richtung seinen Tribut gezollt, die neben der eigentlich holländischen uns national erscheinenden Malerei im ganzen sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert herging und die zum Thema nicht das Land um Maas und Amstel, sondern Rom, Campagna und Tivoli oder doch eine in großen und kühnen Linien und starken Lichteffekten und Schattenmassen lebende Landschaft hatten. Der Zuzug aus den Niederlanden nach Italien hatte nie aufgehört, und jene römische Künstlerkolonie wurde nicht müde, die heimische Kunst auf die fremden Motive anzuwenden.

Es war vor allem das südliche Licht mit seinen erhabenen Wirkungen, vor dem diesen Nordländern rasch die heimische Feintönigkeit verblaßte; die Reize der schlichten nordischen Ebene wurden verdrängt von den bewegten Linien des römischen Hochplateaus, den Wasserstürzen von Tivoli und der Ruinenromantik mit dem darin nistenden wilden Leben fahrenden Volks und der Hirten. Das ist das Maß von „Klassik“, das der Holländer in der Landschaft sich gefallen läßt: und es wurde nicht bloß geduldet, sondern hatte als Mode in der Zeit Glück: ein Hauch des Exotischen weht mit hinein in den Genuß an dieser Kunst, denn sieht man genau zu, so ist es weniger das klassische als das romantische Element, das neben dem heimischen Alltag willkommen sein mochte.



Abb. 20. Antoni Waterloo: Die Wassermühle.
Radierung im Berliner Kupferstichkabinett.

Für die holländische Malerei aber bedeutet diese Abschweifung ihrer Künstler eine Erweiterung des Gebiets zu starken Effekten, die ursprünglich nicht in ihrem Wesen lagen. Jeder Tadel wäre eine Undankbarkeit gegen Künstler wie Jan und Andries Both, Dujardin, Berchem, die nächst Aelbert Cuyp zu den größten Lichtmalern gehören.



Abb. 21. Karel Dujardin: Die Hirtin mit dem Hund.
Radierung im Berliner Kupferstichkabinett.

Jan Both (Abb. 18) ist in Rom Schüler des Claude Lorrain geworden, dessen heute so vielfach als unerträglich angefeindeten Baumkulissen nichts als der Rahmen sind für die eine ihn ganz erfüllende Epopoe des Lichts. Both bleibt allerdings in der Komposition Holländer. Seine Bilder erscheinen mehr wie geschickte Ausschnitte, aber wunderbar fein gewählt, um hier eine goldige Nachmittagsluft, dort einen Blick von der Bergstraße in die Tiefe auf den flimmernden Wasserspiegel oder ins dunstige Tal zu umschließen. Dahinein kommt das aufgeputzte Maultier, der Hirt mit dem spitzen Hut, die Frau seitlich im Sattel sitzend, als passende bunte, klingelnde Staffage.

Überhaupt haben die Figuren einen starken Anteil an dieser italisierenden Kunst, so starke, daß man schwanken kann, ob Berchem, Dujardin mehr um der Tier- und Hirtengruppen oder um der Landschaft willen gemalt haben. Natürlich stellten sich ihnen auch im Süden die geliebten Tiere anders dar: es macht einen sehr verschiedenen Effekt, eine Rinderherde in den holländischen Niederungen vor dem tiefen Horizont zu sehen oder als Hintergrund der Gruppen die schroffen Linien und waldigen Abhänge der Albanerberge oder das endlos schwellende Hochplateau der Campagna zu haben: ganz von selbst wächst in der klaren Luft und dem warmen Licht die Gestalt zu plastischer Wirkung, und kühn erscheint Staffage wie Landschaft.

Kamen diese Maler dann in die Heimat zurück, so lebten sie von ihren Erinnerungen; sie hatten dort unten nicht größer aber anders sehen gelernt und fanden in jedem Eselreiter, in Hirt und Hirtin auf einem Hügel, in jedem welligen Terrain, in jedem sonnendurchleuchteten Sommernachmittag die Möglichkeit eines „klassischen“

Abb. 22. Nikolaus Berchem: Der Diamant.
Radierung im Berliner Kupferstichkabinett.

Motivs. So blieb, was man im Süden gesehen, lebendig für die ganze Schaffenszeit. Es ist rührend, was wir von Karel Dujardin (Abb. 21) wissen. In jungen Jahren hat er den Zug nach Italien mitgemacht. Dann lebt er von seinem vierunddreißigsten Jahr ab im Haag und in Amsterdam. Nach zwanzig Jahren packt ihn die Sehnsucht, den Süden wiederzusehen. Sein Hausherr, ein Mitglied der Familie Reynst, deren Name in Verbindung mit einer der glänzendsten alten Kunstsammlungen stand, bereitet sich zur Reise nach Italien. Dujardin soll ihn durch Holland bis zum Hafen begleiten. Unterwegs aber hält er es nicht aus, den Freund allein nach dem Land seiner Jugendtage und seiner Sehnsucht ziehen zu lassen. Er schreibt nach Hause, ihm alles Nötige nachzusenden, und geht kurz entschlossen mit. Das war etwa 1675. Am 20. November 1678 ist er schon in Venedig gestorben.

Dujardins Landschaften mögen sich in ihrem Sujet von dem heimischen Boden gelegentlich entfernen; die Empfindung ist doch in ihnen so intim, wie nur bei einem der zu Hause Gebliebenen. All die verschiedenen Tiere betrachtet er zoologisch und psychologisch mit gleichem Entzücken. Um seine Bäume und Sträucher legt sich weich und glänzend das warme Licht, und seine Hand gibt gleich geschickt den stillen schattigen Platz, auf dem sich Mensch und Vieh zusammendrängen, wie die große Linie der italienischen Berglandschaft.

All diesen Zauber und Duft einer großen aber mit herzlichem Anteil gesehenen Natur atmen auch seine radierten Blätter, in denen er, wie diese ganze Gruppe der Italisten, Ungewöhnliches leistet. Fast liebt man seine Genossen Claas Pietersz Berchem, und Jan Both mehr als Radierer, denn in Schwarz und Weiß kommen alle ihre Vorzüge, die feine Komposition, das Gefühl für große Formen, die Sonnigkeit und die lebhafte Staffage ungetrübter zur Geltung, als in ihren Gemälden, wo oft die scharf beleuchteten Figuren und eine gewisse giftige Farbenfolge den Genuß trüben. Berühmt ist Berchems graphisches Werk (Abb. 22), und nirgends kann man die Qualitäten des Lichtmalers reiner genießen. Eines dieser berühmten Blätter hat wegen seines Glanzes in Sammlerkreisen den Namen „Der Diamant“ erhalten.

Eine Gefahr barg diese italisierende

Richtung; die Loslösung von der Natur und zwar nicht bloß von der heimischen. Das Genre war zu beliebt, um nicht zu äußerlicher Routine zu verlocken. Von Philips Wouwerman, der in seinen mitunter fein silbergrauen Landschaften mit reicher Staffage von Reitern und fahrendem Volk eine an seinen großen Kunstgenossen gemessene unverdiente Popularität besaß, wissen wir, daß er nie in Italien war, aber er soll den ganzen Studiennachlaß des Pieter van Laer besessen und ausgenutzt haben, der ein Spezialist für italienische Volksszenen war. Man sieht, das Publikum muß dies romantische Genre gewünscht haben, und sogleich stellt sich ein Künstler zu seiner Verfügung. Wouverman ist erstaunlich produktiv gewesen, und oft sehr fein in mattsilbergrauen Fernen, zu denen er den sandigen Vordergrund gern abstimmt; der „wouwermansche Schimmel“, so oft wiederkehrend, daß man ihn seine Signatur nennen könnte, ist dann die passendste Staffage in diesen Tönen.

Mit solcher Loslösung von dem Naturstudium stellte sich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wie in den anderen Zweigen der holländischen Malerei, so auch in der Landschaft die Konvention ein. Blank, glatt, sauber und bunt ist die Losung, die mehr und mehr schon in Dujardins und Berchems, ja auch Adriaen van de Veldes Gemälde hineinklingt.

In diesem Zustand wird die holländische Landschaft gegen Ende des XVII. Jahrhunderts international. Sie schildert Gegenden, die jeder sich wünschte zu sehen. Was Goethes Vater an Landschaften von den deutschen Malern in seiner Nähe zusammengebracht hat, das lebt alles noch von der holländischen Kunst des XVII. Jahrhunderts, „rembrandisierte und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an“, „war an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt; malte einige gute Eichen- und Buchenwälder und seine Herden waren lobenswert“. Wir schätzen heute diese Stücke „im holländischen Geschmack“ gering genug, weil wir wissen, daß sie Natur nicht einmal aus zweiter, sondern aus dritter Hand geben.

Aber ungealtert und unvergleichlich frisch steht die große Kunst des XVII. Jahrhunderts noch vor uns. Sie ist lehrreich für uns, wie kaum eine Periode: den Künstler hat sie im XIX. Jahrhundert oft genug mit ihrer handwerklichen Sachlichkeit zur Einkehr geführt, und den Laien kann sie, stärker als Worte, die Schönheit und die leicht übersehenen Reize seiner nächsten Umgebung zu Gemüte führen. Ihr epikureischer Charakter — fern von aller Aufregung, der Prosa zugewandt, wird durch die Liebe zur Natur in jeder ihrer Äußerungen wahrhaft liebenswert. Diese nüchternen Menschen — Spießbürger ist man versucht nach ihrem Leben zu sagen — hatten den erlesensten Geschmack: Künstler wie Laien. Es gab für sie keine vornehmere Dekoration, als an weiß oder grau getünchter Wand eine Landschaft im schwarzen Rahmen. Was in seiner Wirkung so einfach und selbstverständlich aussieht, wie ein Ausschnitt, ist hervorgebracht von einer der stärksten künstlerischen Kräfte: dem Instinkt für das Wesentliche. Echt männlich ist die Konzentration auf das eine Motiv eines Bildes, dem alles dienen muß, rührend die Zähigkeit und der Eifer, diesem einmal erkannten Schönen mit allen Kräften zu dienen, und eine Sicherheit und Solidität liegt in der Arbeit, an die wir eigentlich meist denken, so oft wir das Wort „altmeisterlich“ lobend brauchen.

Gewiß geben uns andere Epochen das Schauspiel höheren Strebens, weiterer Ziele. Der Holländer will auf seine eigene prosaische Art oder gar nicht selig werden. Er bleibt im engen Kreis, um mit sich in Harmonie zu bleiben. Aber in diesem Kreis ist auch nichts, das er nicht voll genossen hätte. So genießen können, ist Kultur.





Frühlingsfahrt.

Von

A. K. T. Tielo.

Zeichnung von H. Meyer-Cassel.

—

Rote Mützen, weiße Spitzen
  Licht umlaubt den See entlang.
Evchens Blicke sah ich blitzen
  Warm in meinen Gruß und Gang.
Mir vor allen Musensöhnen,
  Kaum entflohn der Krämerstadt,
Blühte sie im Kranz der Schönen,
Meine Maienfahrt zu krönen —
  Vivat, crescat, floreat.

Dämmerrast. Die Gläser glammen.
  Toast und Tusch und Festgesang!
Nur des Echos Stimmen klammen
  Hinter uns ins Turmgerank.
Uns zu Füßen Wälder troffen
  Düfte flutwärts goldigsatt.
Drüber unsre Jugend offen
Strahlte hoch in heiligem Hoffen —
  Vivat, crescat, floreat.

Nacht. Und lachend schwang ein Schätzchen
  Jeder Studio walzerflink.
Wie ein blondes Weidenkätzchen
  Sie in meinem Arme hing.
Und der See vorm Fenster leise
  Raunte wie ein dunkles Blatt,
Weil bis in die Sternenkreise
Rauschte unsre Jubelweise:
  „Vivat, crescat, floreat!“ —

Jahre rollten. Mai und Weide
  Glänzen neu. Im Gassenwind,
Schwarz umweht vom Witwenkleide
  Grüß' ich sie mit ihrem Kind.
Glück und Jugend — fern zerfahren!
  Unsre Augen suchen matt
Ob des Bubchens hellen Haaren
Einen Traum aus jungen Jahren
  Und ein müdes Floreat . . .



„Der Schönheit."

Novelle von

Marianne Mewis.

Es war zur Zeit, als die Moderne anfing in Mode zu kommen. Der Berliner „Ästhetenbund", eine kleine Vereinigung von meist recht bemittelten jüngeren Leuten, darunter ein paar Dichter und Künstler, deren Schwungfedern noch in Speilen steckten, veranstaltete eine Extrasitzung zu Ehren eines Mitgliedes: Herr Narziß Fischer wollte eine längere Reise antreten, die hauptsächlich Kunstbetrachtungen geweiht sein sollte.

Im Klubzimmer herrschte die gewohnte Feierstimmung. Die gelbrosa elektrischen Lampen übergossen jedes Gesicht mit einer verschönernden Färbung, und ihr Licht rief auf den blanken Möbeln alle Regenbogenfarben hervor. Die Ausstattung des Raumes war den Mitgliedern des Bundes erst nach unsäglichem Kopfzerbrechen gelungen und jedes einzelne Stück Gegenstand langatmiger Verhandlungen geworden. Man hatte sich nach heißen Redekämpfen wenigstens auf eine Grundfarbe geeinigt — ein sattes, tiefes Rot mit einem Stich ins Violette, etwas wie alter Purpur oder blühende Heide, das sowohl nach der roten wie nach der blauen Farbenskala hin Abschweifungen erlaubte und unter der spiegelnden Politur prächtig wirkte. Über die Ausgestaltung von Tischen, Anrichte, Schränken und Ständern und des kleinen Flügels mußte ebenfalls die Mehrheit entscheiden, doch wurden bei jedem Stücke dem Geschmack dieses oder jenes Mitgliedes Zugeständnisse gemacht.

Da waren die Koloristen in der Gesellschaft, ein Maler und ein Lyriker, unzertrennliche Freunde. Der Maler malte nach den Gedichten des Lyrikers, und der Dichter schuf in Worten die Farbenwunder seines Freundes nach. Der eine hatte für ein rundes Tischchen eine Einlage von spielenden Fischen in Schildkrot durchgedrückt, so daß der Tisch in der Tat einem reizenden Goldfischteiche glich; der andere für Schranktüren eine Malerei, rote Orchideen von phantastischer Aufgeregtheit, perverse Orchideen voll sinnlicher Glut.

Die Fanatiker der Form, der Linie kämpften um die Kontur. Der Büfettschrank hatte in seinem oberen Teile Liköre und Dessertweine und allerlei Dauerkuchen und feine Delikatessen aufzubewahren. Diese angenehmen Dinge sollten den Gästen auf der abklappbaren Platte dargeboten werden. Die Platte mußte also gewissermaßen ein Paar ausgestreckte Arme des Schrankes darstellen, die ein graziöser Aufwärter mit dem vollbesetzten Tablett niedersenkt, während er die geleerte Platte anmutig an sich drückt, so daß die Fingerspitzen auf den Schultern ruhen.

Zu seiten der Anrichte standen zwei Staffeltische, der eine für Rauchzeug, der andere für Tee- oder Kaffeegerät bestimmt. Selbstverständlich hatte zu ihnen das Linienspiel des Haupt- und Mittelstücks niederzusteigen, um sich in ihnen fortzusetzen.

Das Klavier hätte fast eine Spaltung des Vereins verursacht. Die Zweckfanatiker waren dafür, daß die wichtigen inneren Teile auch äußerlich angedeutet würden und der Kasten einer liegenden Harfe ähnlich sehen müßte. Die Verfechter der schönen Linie an sich wollten eine möglichst anmutige Form, die sich etwa wie ein Rokokoschnörkel der Umrahmung des Zimmers anzuschmiegen und eine Ecke zu füllen hätte.

Jeder Geschmack durfte sich indes, falls er sich nur dem Gesamtcharakter des Raumes ein wenig anpaßte, in dem Sitzmöbel ausleben, das sich die einzelnen Mitglieder für ihren persönlichen Gebrauch herstellen ließen. Da gab es kissenüberladene Fauteuils, harte, gerade Sprossenstühle mit

einem Minimum von Polsterung oder ohne jede solche, einen skulpturengeschmückten Monumentalsessel, der an den Thron des Zeus von Olympia erinnerte, einen hochlehnigen Kirchenstuhl mit einer Art Antependium in Bildstickerei, Faltstühle mit buntgewirkten Sitzen und Rückenbändern, Knäufen und Klauen.

An einem Schmalende des länglichrunden Tisches saß auf dem olympischen Stuhle der Held des Abends, ein außerordentlich schöner junger Mann von herrlich ebenmäßiger Gestalt und mit dem Kopfe des Praxitelesischen Hermes.

Dieser blendende Jüngling schien nicht gerade geschwätzig zu sein, sondern hörte meist mit einem wohlwollenden Lächeln dem Gepriester und Streiten der anderen zu. Denn gezankt wurde unausgesetzt — eine ganze Stunde lang z. B. um einen der Aschbecher auf dem Tische, eine flache Schale, deren Wölbung sich dem Rande zu eine liegende nackte Frauengestalt mit Wasserrosen im Haar und einem Lotosstengel in der Hand anschmiegte.

Dieser Zierat sei höchst sinnwidrig, meinten die einen. Man fürchte sich jedesmal, beim Abstreichen der Zigarre das kleine Bronzeweib zu verbrennen. Ein Salamander hätte gepaßt; allenfalls auch eine geschmeidige Teufelin mit Krallen, Hörnchen und Fledermausflügeln. Die eine entfaltete Schwinge würde dann zugleich ganz zwanglos eine Musterung des Geräts abgeben, die andere, die die Dämonin gewissermaßen doch mit einem leichten spielenden Schauer vor den Funken an sich ziehen könne, die verdickte Hälfte des Randes. Ein undinenhaftes Wesen dagegen sei eine himmelschreiende Stilwidrigkeit.

Die anderen stimmten einzig dafür, daß die Form anmutig belebt werde, und nannten gesuchte Geistreichelei, was die Gegenpartei als gesunden Menschenverstand bezeichnete.

Endlich zog der schöne Herr mehrmals die Uhr und bemerkte, daß die Zeit für seinen Nachtschnellzug heranrücke. Der Vorsitzende erhob sich also und sprach im Namen des Klubs einige Abschiedsworte. Er tat es in feierlicher Weise, wie es denn überhaupt in der Art der meisten jungen Herren lag, alle Dinge furchtbar ernsthaft zu nehmen.

Seine kleine Rede schloß er folgendermaßen: „Unser teures Mitglied wird nun lange und in eingehender Betrachtung an den Quellen der alten Kulturformen weilen (die Reise sollte nach den Mittelmeerländern gehen). Aber diese Sprudelgebilde bedeuten kein lebendig fließendes Wasser mehr. Sie sind trockene Stalaktiten, die stehen blieben, nachdem die Flüssigkeit versiegte. Man muß sich hüten, im Wirklichkeitssinne und figürlich gesprochen, Brocken davon loszubrechen und mit sich nach Hause zu nehmen. Solche Bruchstücke oder die Nachbildungen derselben gehören in ein Naturalienkabinett, will sagen Museum. Wir schlagen jetzt, wie Moses, lebendiges Wasser nicht etwa aus den starren Gebilden einer versteinerten Kultur, sondern aus dem gewachsenen Fels unserer gewaltig ragenden Gegenwart. Und aus diesem Quell sollen wir uns satt trinken.

„Doch haben wir von der Vergangenheit zwar nicht zu entlehnen, aber noch mancherlei zu lernen. Insbesondere kann uns das Zweckbewußtsein der Alten, die eine tausendjährige Gewöhnung nicht starblind gemacht hatte, noch immer als leuchtendes Beispiel dienen. (Der Vorsitzende war Zweckeiferer.)

„Ich möchte indes durch meine Auslassungen unseren Freund in keiner Weise beschränken. Die Scheuklappen haben wir bekanntlich abgeschafft. Jeder muß sich zu den Dingen stellen, wie es seine eigene Persönlichkeit fordert. Und zu solcher Freiheit des Willens und des Entschlusses ermahne ich den Scheidenden ganz besonders: Der teure Freund möge doch ja auch fern von uns in der Fremde nicht vergessen, daß er eine bestimmt ausgesprochene Persönlichkeit ist, die sich von den äußeren Eindrücken nicht beherrschen läßt, die sich die Umwelt vielmehr wie einen Mantel anzupassen hat: und er möge sich seinen Mantel nach Gefallen und Bequemlichkeit aus beliebigem Stoff zuschneiden. Wenn der Mantel ihn nur wärmt und kleidet! — Mit diesem Mahnwort sage ich unserem Freunde Lebewohl."

Die Anwesenden erhoben sich feierlich und tranken dem Abreisenden zu, der zuerst dem Vorsitzenden stumm die Hand schüttelte und dann reihum zu den übrigen ging.

An der Tür neigte er nochmals das olympische Haupt und verschwand. —

Die Zurückbleibenden ließen nun den

steifen Zwang der Sitzung mehr oder minder fallen und fanden sich in kleinen Gruppen zusammen. Man hörte sie jetzt ganz wie gewöhnliche Menschen untereinander lachen und plaudern.

Zwei Herren machten es sich in einem Erker auf kleinen Bänken bequem, deren dicke, weiche Sitzkissen durch ihre fahle Heliotropfarbe wohltuende Erschlaffung ausdrücken sollten.

„Nun, wie gefällt Dir der Rummel, Doktor?" fragte der eine den anderen halblaut.

„Jedenfalls hast Du mir durch Deine Einführung einen lehrreichen Abend bereitet. Der Tausend, werde ich in unserem Provinzneste erzählen können, wenn ich meine Frau abhole! Ich muß gestehen, daß ich mir selbst als Arzt noch keine Gedanken darüber gemacht habe, welche Folgen Brandwunden für eine Bronzefigur nach sich ziehen. Die Warnung davor, alte Kulturbrocken abzubrechen, fand ich verständig. Ich glaube, die Polizei der meisten Staaten erlaubt das nicht.

„Aber sag mir jetzt: was ist das eigentlich für ein Menschenkind, dieser Weggefeierte? Rein äußerlich ein wahres Prachtexemplar. Wohl kein Deutscher, wenn auch sicher ein Vertreter der indogermanischen Rasse, der in jedem Naturgeschichtsbuch als Musterbeispiel abgebildet werden dürfte."

„Wer er ist, könntest Du aus dem Namen ersehen. Er heißt Narziß Fischer. Den Fischer hat er natürlich vom Vater, den Narziß-Narkissos — von der Mutter."

„Erzähl' mal ein bißchen, Fritz!" meinte der kleine gemütliche Doktor, der etwas ermüdet schien, und rückte sich noch behaglicher zurecht. „Ihr Juristen könnt meist von Berufs wegen so nett im Zusammenhange reden und wißt von allen Dingen das Wie und Warum zu sagen. Der Typus Narziß Fischer interessiert mich."

„Übermäßig interessant kann ich ihn gerade nicht finden; und ich kenne ihn genau, denn ich bin mit dem schönen Narziß zusammen in Lichterfelde zur Schule gegangen.

„Na, die Sache ist doch übrigens, näher betrachtet, ganz fidel. — Trink mal wieder aus. Prosit! — Der Vater Fischer, ein sehr wohlhabender Mann, war Maler — eigentlich nur ein geschickter Dilettant, denn sein Talent und seine Arbeitslust reichten für einen Künstler nicht recht aus — und hatte sich von einer Studienreise eine wirklich wunderschöne Frau mitgebracht. Sie sollte eine Inselgriechin sein; und man glaubte es gern, wenn man Gelegenheit fand, das halb klassische, halb orientalische Gesicht und die stolze Haltung der übrigens sehr trägen Dame zu bewundern. Mir wurde, als Klassengenossen des Narziß, das Vergnügen öfters zu teil. Frau Iphigenia Fischer mochte nicht sonderlich gebildet sein. Sie radebrechte ein furchtbares Französisch und erlernte mit der Zeit auch ein paar deutsche Brocken. Eigentlich schmückte sie das Haus ihres Gatten nur wie ein schönes Bild.

„Das Paar bekam einen Sohn. Und als der Vater sah, daß das Wickelkind der Mutter herrliche Augen mit den breiten Lidern hatte, nahm er an, daß es auch sonst der schönen Griechin gleichen würde, und nannte es in seiner stolzen Vaterfreude Narziß.

„Die Bekannten lachten und meinten, es würde sich wohl zu einem rechten Scheusal auswachsen; aber es entsprach pflichtschuldigst den Erwartungen seiner Eltern. Der entzückende kleine Amor verwandelte sich, als er in die Jünglingsjahre kam, in einen richtigen Apoll. Die Leute blieben auf der Straße stehen und sahen ihm nach. Und der Maler und seine Frau hatten eigentlich seit seinem ersten Tage nichts weiter getan, als des Sohnes Schönheit gepflegt. Der Vater konnte nicht müde werden, Hunderte von Skizzen von ihm zu machen, und malte ihn in allen Stadien seines jungen Lebens.

„War der Bengel mal ungezogen, schrie er oder zerriß und beschmutzte er Höschen und Kittel, so hieß es nicht: ‚Du Range, laß das! Du bist unartig oder böse!' — sondern: ‚Lieber Narziß, tu das nicht; es ist häßlich.' — Das Häßliche erschien ihm dann schließlich als das größte Verbrechen auf der Welt und erweckte ihm einen wahren Abscheu. Nicht daß er etwa unangenehm eitel geworden wäre — das lag durchaus nicht in ihm. Die Mutter war es auch nicht. Er hatte von der schönen bequemen Frau ein ruhiges Maßhalten in allen Dingen und vom Vater einen gewissen Adel der Gesinnung geerbt, — Eigenschaften, die sich mit einem so kleinlichen Charakterzuge wie es die Eitelkeit ist nicht vertragen. Er ver-

abscheute und mied alles Unschöne an sich, aber ebensowohl auch an anderen; und während der eitle Mensch unter seinesgleichen hervorzustechen wünscht und sucht, wäre es Narziß gerade recht gewesen, wenn sich rings um ihn lauter Heben, Helenen, Adonisse und Parisse bewegt hätten. Für seinen persönlichen Verkehr fielen, selbst in den Lümmeljahren, ästhetische Rücksichten stark ins Gewicht, weshalb wir uns schließlich etwas ferner rückten . . .

„In der Schule leistete er nichts Hervorragendes. ‚Er bewahrt auch hier stets ein schönes Ebenmaß,‘ sagte der Direktor einmal lachend von ihm. Der Knabe Narziß hielt sich meist gleich weit von den oberen wie von den unteren Plätzen entfernt und bevorzugte keinen Lehrgegenstand besonders. Nur die Chemie verlockte ihn zu allerlei dilettantischen Spielereien; und alle gymnastischen Übungen betrieb er zwar nicht mit Leidenschaft, aber doch mit Liebe. Sein herrlich gebauter Körper befähigte ihn auch in hohem Grade dazu. So tanzte er z. B. wundervoll, und es war eine Augenweide, ihm beim Turnen und Rudern, Schwimmen und Schlittschuhlaufen zuzusehen.

„Als er in der Prima saß, starben seine Eltern bald nacheinander. Er diente sein Jahr ab, und man erwartete, daß er sich einem Berufe widmen würde. Er sprach auch davon zu studieren, konnte sich indes für kein Fach entscheiden.

„Da er mündig geworden war, verkaufte er das alte weitläufige Haus seiner Eltern für einen sehr hohen Preis und meinte, daß er erst ein wenig auf Reisen gehen wollte, was er jetzt ausführt.“

„Wenn ihm nur nichts zustößt!“ sprach der Arzt. „Er scheint nach allem, was ich sah und was Du erzähltest, dazu bestimmt zu sein, unter einem Glassturz in einer Galerie ausgestellt zu werden. Oder vielleicht präparieren sie ihn für das Pergamonmuseum.“

Narziß Fischer blieb ein Jahr lang fort. Als er nach Berlin zurückkehrte, besprach er sich sofort mit einem Baumeister und ließ sich in einem Sommer ein Haus bauen, das er im nächsten Frühling bezog. Sobald er mit der Einrichtung fertig war, lud er den Ästhetenklub, dem er sich bis dahin fern gehalten hatte, zur Besichtigung ein.

Das schneeweiße Haus lag in einer noch wenig bebauten Gegend der Grunewaldkolonie, inmitten von schönen märkischen Kiefern, die gut Pinien vorstellen konnten, und war im antikisierenden Schinkelstile ausgeführt, — sehr gegen die Neigungen des Architekten. Auf dem Giebel über dem Säulenportikus stand in Goldbuchstaben: „Der Schönheit.“

Der Ästhetenklub sah das Haus mit Mißtrauen, obwohl es sich von einem blauen Frühjahrshimmel und den dunklen Kiefern wirkungsvoll genug abhob und im Verein damit ein ganz südliches Bild abgab. Das war es aber eben!

Narziß trat den Freunden unter der kleinen Säulenhalle entgegen und führte sie zuerst durch alle Räume des Hauses. Die ganze Einrichtung lehnte sich, soweit das eben bei einer neuzeitlichen Ausstattung möglich ist, an klassische Vorbilder. Sessel, Tische, Ruhebetten, der Schmuck an plastischen Kunstwerken und Malereien wirkten, als die Gesellschaft aus einem Zimmer ins andere schritt, gleich einem fortwährenden Alma Tadema, wie der Maler seinem Dichterfreunde spöttisch zuflüsterte.

Die Mienen des Vorsitzenden verfinsterten sich während dieses Rundganges zuweilen und erhellten sich erst wieder ganz, als sich die Versammelten nach freundlicher Aufforderung des Wirtes an einem reichbesetzten Frühstückstische niederließen. „Wenigstens erspart er uns, das Mahl liegend einzunehmen,“ bemerkte der Dichter leise.

Erst als den guten Dingen alle Ehre angetan und die Zeit bis zum Auftragen des Desserts unter gleichgültigen Gesprächen hingeflossen war, wandte sich der Vorsitzende mit ernstem Gesicht an Narziß, machte eine große halbkreisförmige Handbewegung und fragte laut: „Was denken Sie sich nun bei diesem allen, Herr Fischer?“

Alle Unterhaltung stockte plötzlich. Jeder sah gespannt auf den Wirt.

Narziß erhob sich. Er war wohlvorbereitet.

„Als wir schieden, verehrter Herr Präses,“ sagte er bescheiden, „gaben Sie mir als wertvolles Reisegeschenk den Rat mit, die Umwelt meiner Persönlichkeit anzupassen. Über diese, ich darf wohl so sagen, väterliche Mahnung, deren Sinn mir nicht gleich ganz deutlich wurde, habe ich unterwegs viel nachdenken müssen: und sie ist mir an jedem Orte gegenwärtig geblieben. — Als ich nun

auf klassischem Boden stand, — auf dem Boden meines Mutterlandes, Herr Präses! — fielen mir Ihre Worte mit — ich übertreibe nicht — geradezu elementarer Wucht auf das Gewissen. Im Hofe der Akropolis zu Athen, unter den Tempeltrümmern von Pästum, durch den Nachhall griechischer Kultur in Pompeji raunte mir eine Stimme zu: Narziß, hier ist die Umwelt, die sich Deiner Persönlichkeit willig anpaßt. Sie hallte fest — auch im märkischen Sande! Und dieser Stimme bin ich gefolgt. Sie hat mich beraten, als ich hier mein Heim erstehen ließ.

„Nicht daß ich ein blinder Nachtreter der Antike geworden wäre! Sehen Sie diese hellen Fenster, diese bequemen Stühle, dieses neue Tischgerät. Wir können nicht mehr wie die homerischen Helden mit den Fingern essen. In all diesen und vielen anderen Dingen bin ich ein Kind unserer Zeit und will da nur den einen Grundsatz gelten lassen, den ich über meines Hauses Pforte geschrieben habe: Der Schönheit! — Alles sei der Schönheit geweiht!" —

Er setzte sich tief aufatmend.

Das ernsthafte und mißtrauische Gesicht des Vorsitzenden erheiterte sich während Narziß' kleiner Rede zusehends. Seine Abschiedsansprache hatte er längst vergessen gehabt. Jetzt freute er sich, daß ihm damals so kluge Dinge in den Kopf gekommen waren, und war froh, daß er seine eigene Weisheit noch nicht verleugnet hatte. Er stand also auf, schritt auf Narziß, der ihm gegenübersaß, zu, umarmte ihn mit Rührung und sprach nachher noch einige Worte, die von Anerkennung überflossen.

Auch die übrigen fühlten sich, satt und vergnügt, wie sie waren, nicht zum Tadel geneigt und verschluckten alle Bemerkungen über archaistische Anwandlungen.

Narziß strahlte. Wie ein junger Gott wandelte er durch sein kleines Elysium und versicherte immer wieder, das alles seien nur Anfänge; und die Freunde sollten schon noch mehr erleben. —

Von nun an beschäftigte er sich Tag für Tag damit, sein Besitztum noch zu verschönern. Die Anbringung eines Vorhangs, die Aufstellung eines neuerworbenen Kunstwerkes kosteten ihm Stunden schweren Nachdenkens.

Dazwischen „arbeitete" er. Seine chemischen Spielereien machten ihm immer noch Spaß. Er hatte sich in dem kleinen Gebäude, das hinten hinaus zwischen dem säulenumgebenen Höfchen mit Mosaikpflaster und Tritonenbrunnen und dem Garten lag, ein Laboratorium einrichten lassen, eine sehr zierliche Hexenküche. Boshafte Leute behaupteten, er pansche ein Schönheitselixier zusammen und studiere die Geheimmittel der Ninon de Lenclos.

Trotz seiner vierundzwanzig Mußestunden am Tage lebte er nicht sehr gesellig, obwohl er im Winter täglich dreimal hätte eingeladen sein können. Er liebte seine Ruhe und sah gern einen kleinen Freundeskreis innerhalb seiner vier Pfähle, wo nichts sein Behagen störte, keine unangenehmen Eindrücke sich ihm aufdrängten, er nicht gezwungen war, mit häßlichen Mädchen zu sprechen und zu tanzen und sich in geschmackloser Umgebung aufzuhalten. Seine Freunde wußten von reizenden kleinen Symposien zu berichten, bei welchen sich die Teilnehmer mit Kränzen schmückten.

Man hätte denken sollen, daß die Mädchen dem schönen Narziß in hellen Haufen nachrannten. Damit war es aber nicht arg. Die ganz jungen begeisterten sich wohl an seinem griechischen Profil, den dunklen Augen und Locken bis zu einer richtigen unglücklichen Liebe. Ein paar Jahre später überlegten sie sich die Sache und heirateten seelenvergnügt einen kleinen Dicken mit Gurke und Augen wie zwei Löcher im Pelz oder eine lange Latte mit Hakennase und Glatze. Der Anblick des bezaubernden Herrn Fischer aber verursachte ihnen bei gelegentlichen Begegnungen nicht das geringste Herzklopfen mehr.

Die etwas älteren Fräulein fanden ihn meist schon nach kurzem Beisammensein hölzern und ziemlich langweilig. Dazu hatte er eine beängstigende Art, irgendeinen Teil des Anzugs, die Haartracht, die Handschuhe oder Schuhe zu mustern. Dann konnte man sicher sein, daß die Sache nicht ganz in Richtigkeit war. Oder man bemerkte deutlich, wie ihm während des Sprechens ein Gesichtszug, die spitzige Schulter, die schlechten Zähne seiner Partnerin auffielen, er zuerst wie hypnotisiert darauf hinstarrte und dann seinen Blick beharrlich abwandte und ins Blaue sah. Das verdroß natürlich. Sein Schönheitssinn war so hoch-

kultiviert, daß ihn Dinge abstießen, die ein anderer als pikant bezeichnet hätte: ein Stupsnäschen, eine keck aufgeworfene Oberlippe oder Ohren mit eigensinnigen Ecken. Er brach nicht so viele Herzen, als man hätte annehmen dürfen, und gefiel eigentlich — seiner wohlhäbigen Lebensverhältnisse halber — den Müttern besser als den Töchtern.

Körbe holte er sich indes nicht. Er schien abzuwarten, bis ihm ein besonderer Stern der Herrlichkeit aufgehen sollte. Denn daß er eine Frau zu nehmen gedächte, sprach er öfters mit einer Junggesellen sonst in bezug auf ihre Heiratspläne nicht eigenen Offenheit aus. Die Ehe sei für ein ‚harmonisch' abgestimmtes Menschendasein nun einmal vorgeschrieben, meinte er in seiner ruhigen Art, als ob es sich nicht um sein persönliches Glück, sondern um die Ausgestaltung seines Lebens als Kunstwerk handele. Seine Bekannten hörten ihm mit stiller Heiterkeit zu und waren auf das mangelnde Ausstattungsstück für sein schönes Haus recht gespannt. Als einige Zeit verstrich, ohne daß er sich entschied, neckten sie ihn mit einer unglücklichen Liebe zur Venus von Milo. —

Gerade in jener Zeit aber traf er — er war immer noch sehr jung —, ohne daß die Klubfreunde etwas ahnten, seine Wahl.

Er war beim Spazierengehen öfters einer jungen Schweizer Erzieherin begegnet — einem reizend zierlichen Persönchen mit feinem klugen Kopfe unter einer Fülle von dunklem Haar, das in schweren Wellen zu einem dicken weichen Knoten zusammenlief. Der warme, zärtliche und doch höchst unschuldige Blick der köstlichen braunen Augen ging wie eine sanfte Melodie zu Herzen, und der kleine Mund mit dem Amorbogen der Oberlippe leuchtete in dem weißen Gesicht gleich einem Adonisröschen. Dazu besaß das Fräulein eine zarte, steil abfallende Nase und einen stolzen, geraden Nacken, die an die besten griechischen Zeiten erinnerten.

Narziß drückte sich ein paarmal in die andere Bankecke, wenn sich die kleine Gouvernante an einem schönen Plätzchen niedersetzte, und hörte, anscheinend in die Betrachtung der Gegend versunken, zu, während das Fräulein ahnungslos und unbefangen mit den Kindern lachte und Französisch schwatzte, die Handschuhe von den zierlichen Händen streifte und einen Waldstrauß band, dazwischen auch wohl plötzlich aufsprang, um den kleinsten sehr wilden Buben zu haschen, so daß die Anmut ihrer Bewegungen und die hübschen Füße so recht zur Geltung kamen. Das alles gefiel ihm natürlich sehr. Auch gefiel ihm, daß sie den fremden Herrn gar nicht beachtete und nur an ihre Aufgabe zu denken schien. Sie war wohl noch blutjung und eigentlich ein Kind mit den Kindern.

Als er sie seiner Meinung nach lange genug beobachtet, sie immer gleich freundlich und von Tag zu Tage hübscher gefunden hatte, folgte er ihr eines Mittags von weitem zu ihrer Wohnung und unterrichtete sich unauffällig über ihre Brotgeber. Von Bekannten erfuhr er ihren Namen, hörte, daß sie bei einer hochmütigen Dame ein hartes Leben führe, aber als alleinstehende Waise aushalten müsse, und beendigte seine — oder ihre — Prüfungszeit damit, daß er eines Tages tadellos angezogen vor ihrer Herrin erschien und so feierlich um die Hand der Gouvernante anhielt, als ob es sich um die Tochter des Hauses handelte.

Die Gnädige, die zu der Rasse der Hausteufel und Straßenengel gehörte, fand sich dem wohlangesehenen Herrn gegenüber, der ihr dem Namen nach nicht unbekannt war, sehr schnell und gewandt in die Rolle der mütterlichen Freundin ihrer jungen Untergebenen hinein, übernahm bereitwillig die Vermittelung zwischen dem Bewerber und dem Vormunde und versetzte sich mit größester Geschicklichkeit in das Amt eines ‚Schutzgeistes der Liebenden'.

Cécile Fabert, die junge Schweizerin, fiel geradezu aus den Wolken, als sie ins Zimmer gerufen wurde und ihr die Herrin den Antrag des ganz fremden Mannes mit großer Zungenfertigkeit deutlich machte, während sich Narziß, die Rechte auf ein Tischchen gestützt, den Klapphut unter den Arm geklemmt und die Fingerspitzen der Linken in den Westenausschnitt geschoben, Standbein und Spielbein zierlich verschränkt, als schöne Statue präsentierte und seine Zeit, in die Handlung einzugreifen, gelassen abwartete.

Cécile war furchtbar eingeschüchtert. Sie empfing den Eindruck, daß es mit ihrer Stellung in diesem Hause zu Ende sei, und

die Gebieterin ihre Rechte auf die Erzieherin an einen anderen zu übertragen wünsche. Die arme Kleine beschlich die düstere Ahnung, daß sie sich eines Tages obdachlos auf der Straße finden könnte, wenn sie ihre Zustimmung zu dieser Zession verweigerte. Sie schlug ihre schönen Augen, die sich im Schrecken und in der Verwirrung mit Tränen füllten, zu dem merkwürdigen Manne da vor ihr auf, fand in seinem Gesicht etwas Vertrauenerweckendes und legte, als er ihr die Rechte hinhielt, ihre zitternden Finger hinein, weil sie wirklich nicht wußte, was sie sonst tun sollte.

Der fremde Herr drückte die scheue Hand leicht, erbat und erhielt die Erlaubnis, „seine Braut" im Hause ihrer Herrschaft zu sehen, und verabschiedete sich mit zwei feierlichen Verbeugungen.

Das war Narziß Fischers Verlobung. Sie hatte gerade eine halbe Stunde in Anspruch genommen. Die Dame Patronesse des sonderbaren Liebespaares gab das Geschichtchen in der nächsten Kaffeegesellschaft unter großer Heiterkeit der Zuhörerinnen zum besten. —

Narziß sah seine Verlobte nun zweimal wöchentlich unter den scharfen Augen der Hausfrau: er wurde zum Tee gebeten, den Cécile einschenkte, und erhielt von der Verlobten jedesmal als Willkommens- und Abschiedsgruß einen Tanzstundenknicks und ein flüchtiges Handgeben. Man behandelte bei diesen Gelegenheiten die Kleine als „Haustochter", wie ihre Herrin immer wieder nachdrücklich betonte. Die Dame befaßte sich indes im übrigen ganz und gar nicht mit den außerberuflichen Angelegenheiten der Gouvernante. Narziß hatte sofort erklärt, daß die Ausstattung der Braut seine eigene Sache sei. Es erschien also bei der erschrockenen und verlegenen Cécile eine höchst elegante, anmutige und äußerst liebenswürdige Dame, die sich mit dem Takte und den Manieren eines Hoffräuleins um der jungen Verlobten Kleider und Wäsche bekümmerte.

Dann fuhr drei Wochen später eine Art von nach Parmaveilchen duftender Gesandtschaftsattaché vor und lieferte unter dem Beistande eines galonierten Bedienten und der eben erwähnten Hofdame den Trousseau ab, in welchem sogar die Nähschatulle mit jedem Bändchen und Knöpfchen, das in Zukunft einmal abreißen könnte, nebst passendem Nähfaden nicht vergessen war. Narziß durfte hoffen, die billigen und durchaus nicht immer geschmackvollen Kleider seines Aschenbrödels nach der Hochzeit nicht wiederzusehen.

Céciles Herrin wünschte ein Zusammentreffen der Brautleute außerhalb des Hauses „um der Kinder willen" nicht. So kam es, daß die beiden noch immer wie Fremde zueinander standen, als der Hochzeitstag nach schleuniger Beschaffung aller Papiere anberaumt wurde. Cécile reiste nicht nach Hause, denn sie hatte kein Heim. Aus der Wohnung ihrer bisherigen Brotgeber fuhr sie in Begleitung des Ehepaares zum Standesamt und zur Kirche, während Narziß sich seinen Rechtsanwalt mitbrachte. Einen Bekannten, der ihm wirklich nahe stand, hatte er nicht, und seine Klubfreunde wollte er mit seiner neuesten Erwerbung überraschen.

Nach der Trauung fuhr er mit seiner jungen Gattin allein zu seiner Wohnung, die ihr Fuß noch nie betreten hatte. Jegliche Festlichkeit im Hause der Fremden lehnte Fischer, der dort nur ungern verkehrte, ab. Er übersandte der „Brautmutter" eine wunderbare Majolikaschale mit herrlichen Blumen gefüllt, um sich damit für die diversen Tassen Tee nebst Butterbrötchen abzufinden. Frau Cäcilia Fischer, wie die kleine Cécile nun hieß, hatte sich ohnehin bis zum letzten Tage in ihrem Amte abgeplagt, und zwar seit ihrer Verlobung unentgeltlich, da ihr Bräutigam keine Bezahlung mehr wünschte und ihm die Prinzipalin bereitwilligst recht gab.

Als das junge Paar zu Hause anlangte, fand es die Türen bekränzt, die Zimmer mit Blumen geschmückt und die Tafel gedeckt. Der Diener und die Haushälterin, zwei ältere Leute, hatten alles vorbereitet. Ziemlich einsilbig saßen sich die Neuvermählten zum erstenmale am eigenen Tische gegenüber, denn der kleinen Frau blieben vor Verlegenheit und Befangenheit der Bissen im Halse und das Wort in der Kehle stecken, und Narziß war auch nicht eben ein Schwätzer.

Nach dem Essen wollte Cäcilia sich schleunigst zurückziehen und umkleiden, aber ihr Gemahl und nunmehriger Herr duldete es nicht. Er zeigte ihr die Wohnung und den Garten, der sich hinter dem Hause noch

ein Stück weit hinzog; und es war ihm ein Augenschmaus, wie sie im weißen Seidenkleide, das seine Köpschen, das eine auffällige Ähnlichkeit mit der Psyche von Capua zeigte, unter dem Schleier gesenkt, gleich einer lebendig gewordenen Statue der Unschuld durch die schönen Räume und zwischen späten Rosen und frühen Chrysanthemen dahinschritt. Sie erschien ihm als die reine Seele dieser ganzen reizenden Umgebung, und es kam ihm so vor, als ob sein Schönheitstempel bisher leer und zwecklos, eine Kapelle ohne Heiligenbild gewesen sei. Im stillen malte er sich die Verwunderung seiner ahnungslosen Bekannten über dieses Kronjuwel unter seinen Schätzen aus, womit er sie demnächst überraschen wollte. Cäcilia sollte immer weiß gekleidet gehen und ihre Schönheit pflegen wie eine Haremsdame. Denn um ihrer Schönheit willen hatte er sie erwählt!

Sie gab sich während dieses Rundganges nicht zutunlicher und gesprächiger. Das früh elternlose Kind war in einem Institute von drei Schwestern, sämtlich recht angesäuerten alten Jungfern, wie in einem Kloster erzogen worden. Ein paar eisgraue Lehrer kamen für einzelne Lehrstunden ins Haus. Ein würdiger Pastor konfirmierte sie. Narziß heiratete sie aus ihrer ersten Stellung fort, wo sie ganz auf den Verkehr mit den Kindern beschränkt blieb. Sie kannte außer ihrem jetzigen Gatten buchstäblich keinen jüngeren Mann. Und Narziß kannte sie doch eigentlich auch nicht.

Sie wußte auch von seinen ästhetischen Liebhabereien wenig genug. Kunstwerke hatte sie bisher kaum zu sehen bekommen. Ihre Herrschaft dachte nicht daran, sie vormittags Museen besuchen zu lassen. Narziß' schöner Abguß der Aphrodite von Melos war ihr eine leider mangelhaft bekleidete Frau, die sie nicht einmal besonders hübsch fand und errötend nur auf dringende Anpreisung ihres Führers hin scheu betrachtete. Von seinem Apoll Eidechsentöter kehrte sie sich ab. Seine Bilder besah sie sich im Hinblick auf ihre künstlerische Wirkung recht verständnislos.

Am Ende wußte Narziß kaum noch, was er mit ihr anfangen, womit er sie unterhalten sollte. Verliebte Tändeleien wagte er gar nicht; es war ihm dieser kleinen weißen Eisjungfrau gegenüber auch kaum danach zumute. Als er einmal zwischen den Rosen den Arm um sie legte, sah sie ihn so entgeistert an, daß er fürchtete, sie könnte ihm fortlaufen. Und mit roher Gewalt wollte er sie doch nicht festhalten. Dazu war er sicher nicht der Mensch.

Schließlich verfiel er nach langem Grübeln, wie er sie zutunlicher machen könnte, darauf, sie in sein „Laboratorium" zu führen und ihr ein paar Experimente, auf die er sehr stolz war, vorzumachen. Und siehe da — dieser Appell an ihre trockene Schulweisheit belebte sie. Solche Sachen hatte M. le professeur, der Physik- und Chemielehrer, den Selektanerinnen auch gezeigt! Das verstand sie! Ah, das interessierte sie sehr! Sie plauderte all ihr Wissen auf diesem Gebiete aus, und es hielt der Gelehrsamkeit von Narziß beinahe die Wage; denn Cäcilia war eine treffliche pflichttreue Schülerin und der Schweizer Schulunterricht nicht übel gewesen. Ach, und all diese Sachen waren so niedlich, so blank und possierlich in den Formen, diese vernickelten sonderbaren Kasserollen und Töpfchen und die Gläserchen und schwanenhalsigen Glasballons, Cäcilia vergaß Brautgewand, Kranz und Schleier und beugte sich über Retorten und Tiegel. Ihre Augen bekamen Feuer, ihre Wangen Farbe, und ihre Schüchternheit verflog.

Narziß war glücklich. Wenn sie nur in diesem gesegneten Laboratorium bleiben könnten! Nun, wenigstens verging die Zeit bis zum Abendessen. Er übertraf sich selbst in den erstaunlichsten Vorführungen, rumorte in Frack und weißer Halsbinde am kleinen Herde und dem Spirituskocher, panschte mit Säuren und bevorzugte nach Art des kindlichen Amateurs solche Dinge, bei denen es recht viel zu sehen gab. Bald vergaß er über der Freude am „Kochenspielen" jede Rücksicht und trug seiner jungen Frau allerlei Handgriffe und Hilfeleistungen auf; und beide standen schließlich mit geröteten Gesichtern dicht neben einem brodelnden Hexenkesselchen und warteten auf das Garwerden des höllischen Gebräus darin. Es entwickelten sich übelriechende Dämpfe, und Narziß ging zum breiten dreiteiligen Fenster und stieß ein paar Flügel weit auf.

Im selben Augenblick gab es einen furchtbaren Krach. Narziß fühlte sich einen Augenblick wie betäubt. Dann drehte er sich um

und sah die helle Lohe um Cäcilia züngeln. Ihr Schleier wehte ihm wie eine zarte Flamme entgegen. Er riß mit einem Griff den schweren Vorhang, der vor einem Wandschranke hing, herab, warf sich damit auf seine Frau und erstickte die Glut. Der Diener und die Haushälterin kamen hereingestürzt. Ihr Herr sandte sie zum nahewohnenden Arzte, nach einem Wagen. Der Arzt erschien glücklicherweise sehr schnell, ordnete aber sofort die Überführung Cäcilias, die leise wimmerte, ins Krankenhaus an.

Es dauerte mehrere Wochen, ehe sie es wieder verlassen durfte. Der November mit seinen kurzen düsteren Tagen war schon weit vorgerückt.

Narziß hatte seine Frau natürlich regelmäßig besucht. Zu sehen bekam er sie nicht. Sie lag in Verbänden, und das Zimmer war verdunkelt. Gesprochen hatte er auch kaum mit ihr, denn das Reden wurde ihr offenbar schwer. Dazu schien sie sehr angegriffen und niedergedrückt zu sein. Er legte ihr also jedesmal ein paar schöne Treibhausblumen aufs Bett, machte einige teilnahmsvolle Bemerkungen über ihr Befinden und einige gleichgültige über das Wetter und schwebte wieder auf den Fußspitzen davon.

An einem sehr trüben Tage — einem von den Tagen, an welchen der graue häßliche Himmel nicht einmal waschecht ist, sondern allmählich auf die winterliche Erde überfärbt, durfte er Cäcilia dann in sein Haus abholen.

Ganz ängstlich betrat er das kahle Krankenzimmer, in dem die Vorhänge noch niedergelassen waren. Cäcilia saß in einem Lehnstuhle und hatte die Hände im Schoße zusammengelegt. Die Verbände waren entfernt. Narziß warf einen scheuen Blick auf seine Frau, erkannte im Dämmerlichte ein kleines schmales rotfleckiges Gesichtchen ohne Brauen und Wimpern um die zwinkernden Augen, ein Köpfchen, von dem man die Haare abgeschoren hatte, eine kraftlos zusammengesunkene Gestalt. Das war seine Psyche, das Götterbild für seinen Schönheitstempel. Narziß schlug die Augen zu Boden. Die Kniee zitterten ihm, als er näher ging.

Cäcilia stützte sich auf die Armlehnen des Stuhles und erhob sich mühsam. Ihr Gatte fühlte, daß der Augenblick irgendeine Äußerung der Teilnahme von ihm forderte. Obwohl er nicht hinsah, spürte er doch, wie die Blicke von Arzt und Krankenpflegerinn an ihm hafteten, und wie beide sein Benehmen kritisch beobachteten. Er hörte auch Cäcilia leise seufzen.

Da streckte er die Arme aus und zog die kleine Gestalt an sich. Cäcilia lehnte ihr Antlitz an seine Schulter, während Doktor und Krankenschwester: „Nicht weinen! Ja nicht weinen!“ riefen.

Sie beherrschte sich denn auch, und Narziß fühlte nur, wie ein unterdrücktes Schluchzen ihren Körper leicht erschütterte. Er hielt sie fester; und sie überkam zum erstenmal die Empfindung, daß sie nicht in eine neue beliebig kündbare Stellung eingetreten sei, sondern durch ihre Ehe Heimatsrecht erworben habe, — auch für Zeiten des Unglücks.

Als sie sich nach einer Weile sanft frei machte, trat die Wärterin zu ihr, setzte ihr einen grünen Augenschirm auf und band ihr noch einen dicken Schleier über das Gesicht. Cäcilia dankte ihr und sagte ihr herzlich Lebewohl.

Währenddessen sprach der Arzt mit Narziß. Zufällig war es gerade jener Doktor, der an Herrn Fischers Abschiedsabend als Gast im Ästhetenklub weilte und der in jener Zeit seine Anstellung als Anstaltsarzt in die Wege leitete. Er hatte sich mit verzeihlicher Neugier den schönen Narziß als Gatten betrachtet und mochte von seinen Wahrnehmungen nicht sonderlich befriedigt sein. „Ihre Frau Gemahlin bedarf noch eine Zeitlang äußerster Schonung und Rücksichtnahme,“ sagte er halblaut. „Das Nervensystem ist arg erschüttert worden, jede Aufregung daher zu vermeiden. Die Augen haben gelitten und müssen vorläufig vor hellem Licht bewahrt werden. Ruhe und sorgfältigste Ernährung sind Haupterfordernisse.“

„Die Frau, welche Sie mir als zuverlässige Pflegerin empfahlen, ist bereits in meinem Hause, Herr Doktor,“ entgegnete Narziß.

„Das freut mich. Bei Frau Krause liegt die Wiederauffütterung in guten Händen, und alles, was noch zu wünschen wäre, wird die Zeit wieder gut machen.“

Narziß unterdrückte einen Seufzer, zog Cäcilias Arm, die herantrat und nun dem Arzte ebenso schüchtern wie innig ihren

Dank aussprach, in den seinen und verabschiedete sich.

Schweigend saß er dann neben ihr im Wagen, doch hielt er ihre Hand fest, um ihr einen kleinen Trost zu gewähren. Ihr genügte dieser dürftige Beweis von Teilnahme auch vollkommen, und sie fühlte sich wieder so befangen, daß sie froh war, nicht sprechen zu dürfen.

Als der Kutscher vor dem Schönheitstempel anhielt, übergab Narziß Cäcilia der Frau, welche halb Pflegerin, halb Kammerfrau vorstellte und eine angenehm aussehende bescheidene Person war. Sie sollte mit ihrer Schutzbefohlenen eine Hälfte des Erdgeschosses zu freier Verfügung behalten. Narziß hatte sich in den Oberzimmern des niedrigen und nicht großen Hauses, die eigentlich für Gäste bestimmt waren, einquartiert. Eins davon war mit Schreibtisch, Bücherschränken und Repositorien zum Arbeitszimmer eingerichtet.

Sobald sich Narziß in dem hübschen Raume allein sah, ließ er sich ganz gebrochen in seinen Schreibsessel fallen und stützte stöhnend das Gesicht in die Hände, als wenn er sich immer noch vor einem traurigen und schrecklichen Anblick schützen mußte. Was sollte nun werden? — Konnte er mit seinem seinen — überfein, würden andere gesagt haben! — entwickelten Schönheitssinn Tag für Tag solche Qual dulden? — Bei seiner Frau Anblick war ihm der Einfall durch den Kopf gezuckt, ob er Cäcilia nicht irgendwie recht gut und sicher unterbringen und sie im übrigen sich selber überlassen könnte. Sie war für ihn und in seinem Hause doch noch eine Fremde, die keine Heimat verlor, die sich bei ihm vielleicht nie behaglich fühlen würde.

Als sie sich dann aber vertrauensvoll an ihn schmiegte, ließ er den Gedanken sofort fallen.

Jetzt dachte er eine Weile ernstlich daran, sogleich auf Reisen zu gehen und wenigstens vorerst von sich abzuschieben, was ihm unerträglich dünkte, — feige das Feld zu räumen.

Aber trotz seiner künstlich großgezüchteten Selbstsucht war er durchaus kein grausamer Mensch und sagte sich bald: „Du darfst sie in diesem doch eigentlich von Dir verschuldeten Elend nicht verlassen. Vielleicht findet sich mit der Zeit ein Ausweg." So faßte er seufzend den Entschluß auszuhalten.

Als er die Hände vom Gesicht sinken ließ und sich in dem mit erlesenstem Geschmack ausgestatteten Zimmer umsah, ächzte er von neuem. Was sollte ihm nun all der Plunder? Er rief ihm nur jeden Augenblick ins Gedächtnis zurück, daß diese ganze reizende Umgebung das hübsche Gehäuse darstellte, worin man eine häßliche Sache einschließt, kein Schönheitstempel, sondern eher ein prächtig geschmücktes Grabmal sei.

Und seine Freunde, denen er im Triumph seine wunderschöne Frau als die Krone seiner Schätze vorführen gewollt?! — Die wieder einmal seinen Spürsinn, für sich das Schönste zu entdecken, anstaunen sollten! — Sie würden sich sehr teilnehmend zeigen und ihn hinter dem Rücken auslachen! ‚Der arme Narziß!' — Die wollte er sich wenigstens vorerst fernhalten. Und er klingelte sofort dem Diener und gab ihm den Auftrag, jedem Besucher zu sagen, daß der Herr auf unbestimmte Zeit verreist sei! — Es war nachmittags, und an dem trüben Herbsttage dämmerte es bereits stark. Als die Dunkelheit hereinbrach, entschloß sich Narziß, seine Frau aufzusuchen, obwohl er sein Grauen kaum bezwingen konnte. Sie lag, von den Aufregungen und Anstrengungen des Tages erschöpft, warm eingehüllt auf einem Ruhebette, das fast im Dunkel stand, während durch die Fenster ein ganz schwacher Lichtschein fiel.

„Ich werde die Lampe holen," sagte Frau Krause, die sich anschickte, beim Eintritt des Hausherrn das Zimmer zu verlassen, dienstbeflissen.

„Ich klingle schon! Lassen Sie nur noch!" rief ihr Narziß nach. „Nicht wahr, Cäcilie, Dir ist das Licht störend, und ich liebe die Dämmerstunde."

Sie stimmte eifrig zu, während er sich einen Stuhl an ihr Lager rückte, auf dem er kaum einen Umriß ihres Körpers sehen konnte.

„Du befindest Dich erträglich, liebe Cäcilia?"

„Wie im Himmel!" sagte sie leise, und er hörte deutlich, wie sie gegen die Scheu, mit ihm zu reden, ankämpfte. „Man ist auch im Krankenhause sehr gut gegen mich gewesen. Aber der Karbolgeruch und die



Reigen. Bronze von Peter Pöppelmann-Dresden.

langen, einsamen Stunden und die maschinenmäßige Abwicklung aller Vorkommnisse zur genau vorgeschriebenen Zeit in der gleichen Art — das ist sehr lästig. Wenn man schlafen möchte, wird man geweckt, und wenn man hungrig ist, bekommt man nichts zu essen. Hier werde ich verwöhnt, wie ich's mir im Leben nie geträumt habe. Frau Krause ist, das sehe ich schon, eine höchst angenehme Pflegerin. Ah!" — Sie streckte sich, daß ihre seidene Decke knisterte. „Ich hab' dort auch gefroren," setzte sie hinzu, und er hörte, wie sie sich einhuschelte.

„Ich freue mich, daß es Dir hier behaglich ist."

„Sehr. Ich will mich auch beeilen, wieder ganz gesund zu werden, damit ich Ihnen — Dir — nicht zur Last falle," sagte sie ängstlich.

„Von zur Last fallen darf zwischen uns beiden nicht die Rede sein, liebe Cäcilia. Schone Dich, so sehr Du kannst. Damit wird auch mir am besten gedient sein. — Ich hatte mir vorgenommen, nach unserer Hochzeit mit Dir zu reisen. Daraus wird nun vorläufig nichts werden."

„Du hast schon soviel gesehen. Nicht wahr, Du bist sogar in Athen gewesen? Wenn ich mir das denke! Perikles und Sokrates und die Perserkriege! — Wie muß einem dort zumute sein. So ganz und gar unwirklich. Daß es das überhaupt noch gibt! — Was hast Du denn zuerst aufgesucht?" fragte sie mit einem schüchternen Versuch, ihm die Kosten der Unterhaltung aufzuhalsen.

„Natürlich die Akropolis." Nun war er in seinem Fahrwasser. Seinen Klubfreunden wagte er seine Reiseerlebnisse, die schon Tausende vor ihm ähnlich erfahren hatten, nicht mehr aufzutischen. Aber an Cäcilia fand er ein Publikum! Anfangs sprach er steif und schwerfällig. Dann redete er sich in Wärme. All dieses griechische Wesen erfüllte ihn ganz und gar.

Sie hörte still zu. Plötzlich fragte sie mitten in eine Beschreibung der Karyatiden des Erechtheions hinein: „Nicht wahr, die Damen kleiden sich jetzt ganz wie bei uns? Aber wie ziehen sich denn die Dienstmädchen an?"

Das brachte ihn auf das Volksleben. Und merkwürdig — er fing an, sich noch freier zu fühlen und wurde wirklich ganz unterhaltend.

Nach einer Weile machte sie dann wieder einen Gedankensprung zur Akropolis zurück und erkundigte sich wißbegierig wie eine Seminaristin nach allerlei Nebensächlichkeiten, die ihm entfallen waren; hauptsächlich wohl, um ihr Interesse zu zeigen.

Dann meinte er ganz bestürzt: „Das ist mir richtig in Vergessenheit geraten. Ich will nachher gleich nachsehen." Denn mit der Gewissenhaftigkeit in allen kleinen Dingen, die ihm eigen war, hatte er weitschweifige Reisetagebücher geführt, sich mit einschlägiger Literatur ausgiebig versorgt und viele photographische Aufnahmen gekauft oder selbst gemacht.

Während er nun so redete, kam ihm mit einemmale ein seiner Meinung nach höchst glücklicher Gedanke. „Cäcilia," sagte er wichtig, „ich hatte mir vorgenommen, meine Tagebücher mit Unterstützung aller wissenschaftlicher Hilfsmittel auszuarbeiten, die sich mir in Berlin bieten. Ich wollte diese zeitraubende Aufgabe für später verschieben. Nun möchte ich jetzt, da Du doch noch viel ruhen und still für Dich bleiben sollst, darangehen. Ich werde also oft in den Museen und Bibliotheken zu tun haben und die übrige Tageszeit fleißig arbeiten. Führe Du indes die geregelte vernünftige Lebensweise, die Dir wieder zu Kräften helfen soll, und laß Dich recht pflegen. Meine Abende sollen dann Dir gehören. Da will ich Dir berichten. Bist Du einverstanden?" Er fürchtete ein wenig, daß sie den Vorschlag übelnehmen könnte.

Aber ihr harmloses Kindergemüt dachte an keine Kränkung. Vielmehr fiel ihr bei dem Gedanken, daß ihr Zusammensein mit Narziß nun auf wenige Stunden beschränkt sein würde, ein Stein vom Herzen. Ein Gespräch mit ihm erschien ihr immer noch wie eine schwere Lektion in der Schule, bei der sie sich sehr zusammennehmen mußte. Sie atmete auf, wenn die Sache glücklich überstanden war! Auch fand sie, die eifrige Schülerin und Gouvernante, es höchst begreiflich, wenn andere Leute sich ebenfalls mit der Erfüllung von Pflichten den Tag sauer machten. Sie verstand Narziß vollkommen und sagte ihm das auch!

Höchst befriedigt wünschte er ihr gute Nacht und zog sich in sein Zimmer zurück, nachdem er noch die Pflegerin mit der Lampe zu Cäcilia hineingeschickt hatte. —

Die kleine Frau Fischer verbrachte ihre Tage nun ganz, wie es sich ihr Gatte wünschte. Sie fühlte sich wirklich noch sehr angegriffen, und ihre Augen vertrugen das helle Licht nicht. Sie blieb deshalb ruhig in ihrem hübschen, bequemen Zimmer und freute sich, endlich einmal ihr Leben für sich, unabhängig vom Willen und den Anforderungen fremder Leute, zu haben. Das allein war ihr ein großer Genuß.

Sie hatte sich, wie die jungen Mädchen meist, stets gewünscht, einmal ordentlich ausschlafen zu dürfen. Nun stand sie spät auf. Frau Krause verbrauchte viel Zeit zur Körperpflege und war daneben wirklich eine ganz angenehme Gesellschafterin. Und Cäcilia machte geringe Ansprüche in bezug auf Unterhaltung. Die Mahlzeiten wurden gemächlich eingenommen; Cäcilia konnte noch wie ein Kind Vergnügen an einer süßen Speise und einer Tasse Schokolade, einem Stück Kuchen finden. Sie war ja so unverwöhnt! — Nachmittags wurde ein Schläfchen gehalten. Und die kurzen Tage verflogen förmlich. Kaum daß die junge Frau dazu kam, einmal das Strickzeug in die Hand zu nehmen, das ihr Frau Krause hatte einrichten müssen, — eine Reisedecke aus dicker Wolle für den Gemahl.

Wenn die Dunkelheit hereinbrach, stellte sich Narziß pünktlich ein und lehnte jedesmal die Lampe ab, „weil es beim schwachen Scheine der Kaminglut am gemütlichsten sei und sich am besten spreche“. Er setzte sich neben Cäcilias Ruhebett oder ihren bequemen Langstuhl und erzählte von der Arbeit, die er seiner pedantischen Veranlagung gemäß wirklich fürchterlich gründlich betrieb. Wenn sein Fleiß allein ausschlaggebend gewesen wäre, hätte er etwas ganz Erstaunliches zutage fördern müssen. Er zeichnete nicht übel, verstand auch mit Farben umzugehen, und verwendete viel Zeit darauf, seine Hefte mit Plänen, Grund- und Aufrissen, erläuternden Skizzen, die er aufs peinlichste ausführte, zu verzieren. Der Tempel der Schönheit fing an, ihm vollständig Nebensache zu werden. Ebenso eifrig, wie er sich zuerst der Verschönerung seiner Umgebung gewidmet hatte, ritt er nun sein neues Steckenpferd.

Und ohne daß er es bemerkte, fing Cäcilia auch an ihn zu beeinflussen. Ihrem mehr auf das Wirkliche gerichteten Schweizersinn sagten Schilderungen aus der Gegenwart besser zu, als Narziß' umständliche Auslassungen über die künstlerischen Grundsätze der Alten. Beschreibungen und Vergleiche, die dem Leben der Jetztzeit entnommen waren, schlichen sich in seine Hefte ein; und er sah mit Verwunderung, wie seine Darstellungen an Farbe und Frische gewannen.

Cäcilia überwand nach und nach ihre Scheu und fühlte sich endlich ganz beglückt, daß ihr ein kluger, welterfahrener Mann täglich mehrere Stunden seiner kostbaren Zeit ausschließlich widmete. Das hätte sie nie für möglich gehalten! Es schmeichelte ihr sehr. Sie beeiferte sich, immer besser auf seine Gedanken einzugehen, und es gelang ihr! — Sie vermochte sich nicht vorzustellen, daß jemand klüger als Narziß sein könnte. Und besser jedenfalls auch nicht. Wie kam er sonst dazu, ihr diesen schönen Aufenthalt in seinem Hause zu gewähren, ihr, die ihm doch gar nichts dafür leistete. Die Dankbarkeit gegen ihn wuchs in ihr zu einem großen Baume, der ihr ganzes Dasein beschattete.

So wurden beiden diese Abendstunden nach und nach sehr lieb. Narziß dehnte seine Besuche immer länger aus und verabschiedete sich zuweilen erst gegen Mitternacht. Er war sich nicht bewußt, daß ihn seine Bekannten meist als etwas komische Person betrachtet hatten. Aber er empfand mit Genugtuung: Hier nahm ihn jemand durchaus ernst. Auch in ihm keimte ein Gefühl warmer Dankbarkeit gegen Cäcilia. —

Die paar Wintermonate verstrichen für das sonderbare Ehepaar ganz gleichmäßig. Selbst den Weihnachtsabend brachte Narziß in der gewohnten Weise bei seiner Frau zu, denn er plätscherte gerade mit unbeschreiblicher Wonne im reizendsten Heidentume.

Er war glücklich bei den italienischen Sammlungen angelangt und beschrieb Cäcilia Werke aus den besten griechischen Zeiten. Mit flammender Begeisterung redete er von dem Ebenmaß der schönen Körper und Glieder, den feinen Köpfen, den köstlich geschnittenen Gesichtern. „Gar nicht satttrinken konnte man sich an dem Anblick solch überirdischer Schönheit!“ rief er. — Er sprach davon, daß viele dieser herrlichen Bilder vielleicht auch noch in sanften Farbentönen das atmende Leben vorgetäuscht hätten; daß als Augenstern ein kostbarer Edelstein

unter den breiten, sanftgeschwungenen Lidern leuchtete. Und dann betrauerte er die Verwüstungen, welche Zeit und Barbarei angerichtet hätten: die Edelsteine geraubt, die zarte, glatte Marmorhaut narbenzerfressen, die Glieder verstümmelt. „Weinend möchte man sein Haupt verhüllen, wenn man bedenkt, was da war und was geblieben ist!“

Cäcilia hatte ganz still zugehört. Als er nun auch schwieg, seufzte sie so tief, daß sie selbst erschrak und sich räusperte, um den Eindruck zu verwischen. Aber Narziß fand den Seufzer ganz selbstverständlich.

Er bemerkte auch nicht, daß von nun ab ihre Stimme häufig zitterte, wenn sie ihn begrüßte, daß ihre Hand, die sie beim Abschied in die seine legte, auffallend heiß oder kalt war. Wohl aber merkte er, daß ihm Cäcilia zuweilen grundlos widersprach, sich hin und wieder launenhaft zeigte und das Gespräch eigenwillig wendete, so daß er aus dem Texte geriet. Manchmal war sie sehr unaufmerksam, manchmal dafür aber wieder von glühender Hingabe an den Gegenstand. Ein paarmal ärgerte sie ihn geradezu durch Mißverstehen seiner klarsten Darlegungen und bewies einen Mangel an Logik, der ihn schwer gekränkt haben würde, wenn er an eine böse Absicht hätte glauben wollen. Zweimal hatten sie einen richtigen Zank. Einmal begrüßte sie ihn mit lebhafter Freude, und dann wieder schien sie sein Kommen sehr kühl zu lassen.

Wenn sie in Meinungsverschiedenheiten geraten waren, ging er, nachdem er Cäcilia verlassen hatte, noch lange in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, dachte ernstlich über ihre Einwände nach, obwohl sie ihm geradezu töricht erschienen, und legte sich endlich mit unzufriedenem Gemüt zur Ruhe. Am nächsten Abend war sie dann sicher so nachgiebig, verständig und aufmerksam, wie nur je; und er freute sich, daß wieder alles im alten Gleise lief.

Die Tage waren inzwischen länger geworden, ohne daß Narziß seine Gewohnheiten änderte. Stets ging er erst bei Anbruch der Dunkelheit zu Cäcilia und fand ihr Zimmer auch stets dunkel. Nur die Kaminglut warf einen Schein hinein, aber Cäcilia mied den helleren Kreis. Narziß sah nur manchmal ihre Augen glänzen.

Der März führte sich mit wunderschön sonnigem Wetter ein. Im Walde war es warm, und im Garten blühten Schneeglöckchen und Krokus. Ein Hauch von Veilchenduft mischte sich mit dem kräftigen Geruch der Kiefern. Narziß kümmerte sich nicht um Sonnenschein und Frühlingsblumen, sondern einzig um seine alten Scherben.

Eines Nachmittages erhob er sich von seinem Zeichentisch, als es zu dämmern begann. Er mühte sich an einer polychromen Wiedergabe von Metopen, die sich irgendwo da unten im Süden auf Tempelresten befanden und so verwaschen erschienen, daß kein Mensch sagen konnte, ob und wie sie einst angestrichen waren. Nun ging ihm das Licht aus; und er nahm ein Heft vom Schreibtisch und blätterte darin, um sich schnell noch ein wenig für das Zusammensein mit seiner Gattin vorzubereiten.

Da klopfte es; und Frau Krause, welche ihn sonst mied und ihm nur zuweilen mit vorwurfsvollem Blick begegnete, wenn er wieder einmal bis Mitternacht auf Cäcilia eingeredet hatte, trat in sein Zimmer. Er ging verwundert auf sie zu.

„Ich möchte Ihnen doch mitteilen, Herr Fischer,“ sagte sie steif, „daß die gnädige Frau nachmittags ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt ist.“

Narziß blieb wie versteinert vor der Pflegerin stehen. „Ausgegangen? Die gnädige Frau?“ wiederholte er ganz fassungslos. „Wie kam sie denn d a z u?“

„Nun, die gnädige Frau war doch nicht mehr krank, nur pflegebedürftig, und ist jetzt wohl sicher wieder ganz hergestellt,“ entgegnete Frau Krause etwas ungeduldig. „Die Augen sind nicht mehr lichtscheu. Und natürlich ist die gnädige Frau schon wochenlang in den hellen Zimmern umhergegangen. Als jetzt das Wetter so warm und windstill wurde, glaubte ich, daß ihr ein Weg ins Freie nur gut tun könnte. Seit einigen Tagen hat sie Mittagsspaziergänge im Walde gemacht.“ In Wort und Ton der Pflegerin lag der Vorwurf: Sie, mein guter Herr Fischer kümmern sich natürlich den Kuckuck um Dinge, die Sie am nächsten angehen und können mir überhaupt gestohlen werden!

Narziß sah die Frau eine Zeitlang wortlos an. Dann stotterte er: „Wohin kann die gnädige Frau denn gegangen sein?“

„Ich glaube, in den Wald. Sie schlug wohl die Richtung nach Hundekehle ein.

Ich war beschäftigt und achtete nicht darauf."

Wieder besann sich Narziß. Endlich meinte er unsicher: „Ich denke, wir warten noch ein wenig."

Frau Krause brummte etwas und ging.

Narziß trat wieder ans Fenster, das auf das Höfchen sah, und starrte vor sich hin. Mein Himmel, wie stürzte nun diese Sache wieder so plötzlich über ihn herein und stellte sein ganzes ruhiges Leben abermals in Frage. Er hatte doch gedacht, daß wenigstens das Dasein ungestört weiter gehen würde, bis er seine Arbeit beendet hätte. Oder eigentlich hatte er gar nicht gedacht, sondern einfach den Kopf in den Sand gesteckt, um nicht zu sehen, was er nicht sehen wollte. — Sein hübsches Leben! Wie hatte er sich allein wieder auf diesen Abend gefreut! Er war förmlich am Überkochen, so brodelte die während des Tages aufgesammelte Weisheit in ihm. Nun mußte er sie durchaus bei sich behalten. — Cäcilia gesund — — Cäcilia wie andere Frauen! Nicht mehr der gute Kamerad für ein paar Mußestunden! Und was für ein herrlicher Kamerad! — Der Kopf wirbelte ihm. Was würde nun werden? Jedenfalls standen Umwälzungen und Störungen zu befürchten!

Es wurde immer dunkler im Zimmer. Plötzlich fiel Narziß ein: Hatte in Frau Krauses Ton nicht Besorgnis gelegen? Da dachte er an sich; und es konnte Cäcilia etwas zugestoßen sein! Wenn sie am Ende gar nicht wiederkäme!

Er spürte mit einem Male, wie ihm das Herz klopfte, und eine unbezwingliche Angst und Unruhe bemächtigten sich seiner. Er sah nach der Uhr. Dann stülpte er den Hut auf und stürmte die Treppe hinunter. Im Flur begegnete ihm der Diener. „Löding," sagte er hastig, „ich gehe, mich nach der gnädigen Frau umzusehen. Machen Sie sich doch ebenfalls auf. Sie könnte sich verlaufen haben. Ich will um den See herum gehen. Schlagen Sie doch irgendeine andere Richtung ein und fragen Sie auch unterwegs." Damit rannte er in den dämmerigen Wald hinein.

Trotz des schönen Vorfrühlingstages wurde der Abend kühl. Die Spaziergänger hatten sich schon verlaufen. Das Abendrot verblich. Dafür stieg allerdings der Mond, der längst am Himmel stand, höher. Ganz dunkel wurde es nicht. Narziß fragte zuerst im Wirtshause nach, ob man eine junge Dame gesehen habe.

Was denn für eine junge Dame? Junge Damen seien den Nachmittag über trotz des Wochentages mehrere dagewesen.

Eine einzelne junge Dame ohne jede Begleitung. — Ja, auch solche erinnerte sich der Kellner gesehen zu haben. Ob es nicht eine mit rotem Haar und einem lahmen Fuß gewesen sei?

Narziß war nicht ganz sicher, ob Cäcilia etwa ein wenig hinkte. Wer konnte wissen... Aber rotes Haar — das war doch wohl kaum möglich. Er sagte sehr unsicher und verlegen: „Die junge Dame — meine Frau — hatte Brandnarben im Gesicht."

Der Kellner sah ihn bedenklich an und meinte kurz, er glaube nicht, daß solch eine Dame dagewesen sei.

Narziß ging weiter. Der See lag still im Mondesglanze, und zwischen dem dürren Schilf und den kahlen Sträuchern schwebte gespenstisch seiner Dunst hin und wieder. Da und dort schien eine menschliche Gestalt zwischen den Bäumen zu stehen und regungslos aufs Wasser zu blicken. Wenn sich indes Narziß — das Herz klopfte ihm jedesmal hörbar! — näherte, war es stets ein Baumstamm, den streifenweis das Mondlicht traf, oder ein Busch.

Am äußersten Seezipfel stieß er auf zwei verdächtig aussehende Stromer. Er mochte sie nicht nach der ‚jungen Dame' fragen. Aber er horchte scharf auf das, was sie sprachen. Vom schlechten Wege redeten sie und daß sie sich freuten, in Wilmersdorf beim kalten Aujust in die Klappe zu kriechen. Das klang harmlos. Aber es mochte an dem schönen Tage mehr solches Gesindel unterwegs sein; und Cäcilia war zart und hilflos... Er lief am anderen Seeufer zurück und nach Hause. Cäcilia war nicht da, und die Krause weinte. Der Diener wanderte wohl noch umher. Narziß machte sich ebenfalls von neuem auf, nachdem er sich einen tüchtigen Stock genommen hatte. Er bot den Leuten im Wirtshause Belohnungen; und sie begaben sich ebenfalls auf die Suche.

Als der Mond untergegangen war und es stichdunkel wurde, kehrten nach und nach alle wieder zurück. Cäcilia war nicht gefunden.

Es schien Narziß nicht möglich, sich zur

Ruhe zu legen. Auch die Krause wachte. Er rief sie sich ins Zimmer, — in eines, das nach vornhinaus lag — und bat sie, sich zu setzen. Er wollte sie einiges fragen.

Doch da sie nun vor ihm saß und ihn, wie er meinte, vorwurfsvoll anschaute, konnte er die Worte nicht recht zusammenbringen. Endlich sagte er: „Ist es wohl denkbar, daß die gnädige Frau eine kleine Reise angetreten hat?“

Die Krause schüttelte den Kopf und schaute nachdenklich ins Licht.

„Womit beschäftigte sich denn meine Frau in den letzten Tagen?“

„Die gnädige Frau strickte.“

„Und sonst?“

„Ja, viel lesen hielt ich noch für unzuträglich. Aber weil sich die gnädige Frau langweilte, brachte ich ihr die Zeitung. Die hat sie dann studiert — Inserate, Familienanzeigen und alles.“

Narziß besann sich wieder. „Hat meine Frau vielleicht auch Briefe geschrieben?“

Auch die Krause dachte erst nach. „Briefe? Nein. Ich hab' mich eigentlich gewundert... Aber doch ... vor einigen Tagen ... glaube ich ... einen einzigen ......

„Einen Brief? Haben Sie ihn besorgt?“

„Nein. Die gnädige Frau nahm ihn selbst mit. Ich mußte ihr nur eine Zehnpfennigmarke geben.“

Narziß räusperte sich. „Haben Sie vielleicht ... zufällig ... die Adresse gelesen?“

Frau Krause wurde rot. „Ne—in...“

„Es kommt viel darauf an.“

„Ganz zufällig... warf ich einen einzigen Blick darauf ...“ stotterte die Frau.

„Nun? Nun? Und an wen war der Brief gerichtet?“

„Ja, genau weiß ich's nicht. An einen Herrn ... der Name ist mir entfallen. Aber es war ein Herr vom Forstfach ...“

„Ein...“ Narziß war zumute, als wenn ihm jemand einen Stoß vor die Brust versetzt hätte. Er schwieg lange und fragte endlich leise: „Der Ort?“

Die Pflegerin zuckte mit den Achseln.

„Und... und ist Antwort gekommen?“

Die Frau nickte. „Ein Brief ...“ sie stockte.

Narziß würgte die Worte in der Kehle: ‚Von Männerhand?‘ Aber er brachte sie nicht hervor. Statt dessen fragte er: „Erinnern Sie sich des Poststempels?“

„Er war unleserlich.“ Frau Krause wurde immer verlegener. Narziß sah, daß sie seine Gedanken erriet. Jetzt stand sie auf und sagte: „Ich will einmal nachsehen, ob etwas von der gnädigen Frau Sachen fehlt.“ Sie ging schnell hinaus.

Narziß blieb regungslos sitzen und wartete. Er versuchte seine Gedanken ganz hintanzuhalten.

Endlich kam die Pflegerin wieder. Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht recht,“ sagte sie. „Die gnädige Frau verwahrte noch allerlei aus ihrer Mädchenzeit. Ich meine eine Lederreisetasche gesehen zu haben, die ich nicht mehr finde. Aber ich kann mich auch irren.“

„Was trug meine Frau für Kleider?“

„Wie täglich zum Ausgehen den otterbraunen Tuchanzug und ein helles Filzhütchen. Soviel weiß ich bestimmt.“

„Es ist gut. Legen Sie sich doch etwas zur Ruhe.“

„Das kann ich nicht ...“ Sie brach in Tränen aus und entfernte sich eiligst.

Narziß wanderte rastlos, unaufhörlich im Zimmer herum. Er stellte sich Cäcilia im nächtlichen Walde vor, — in allen nur möglichen schlimmen Lagen: Verirrt; mit verstauchtem oder gebrochenem Fuße; auf der Flucht vor Strauchdieben; vor Müdigkeit zusammengesunken; erklammt; — gar über alle Fährlichkeiten fort: tot ...

Oder hatte sie sich etwa selber ein Leid zugefügt? Barg der See, der so geheimnisvoll im Mondlicht schillerte, wirklich für Narziß ein Rätsel? — Mein Gott, wenn sie ihm das angetan hätte! — Dann sah er sie wieder in die Welt hinausfahren, einsam, trost- und hoffnungslos. Ob sie wohl Geld besaß? Ein wenig mochte sie sich in ihrer Erzieherinnenstellung gespart haben. Er erblickte sie im feinen otterbraunen Tuchkleide und mit dem hellen Hütchen auf einer schmutzigen harten Holzbank der vierten Wagenklasse; ein Berliner Markthallenweib zur Seite, gegenüber ein tabakqualmender Fabrikbursche, der ihr frech in das zarte Gesicht starrte und ihr die Rauchwolken hinein blis, — das schöne Antlitz aus der Brautzeit, das Narziß jetzt so deutlich vor Augen stand. Was konnten denn ein paar Brandflecken groß daran geändert haben? — Und wenn auch — es blieb doch immer Cäcilias Gesicht, das Ge-

sicht seiner guten, freundlichen, verständnisvollen Kameradin, die er auf einmal, nun, da er sie nicht erlangen konnte, so über die Maßen schwer vermißte.

Lieblich war sie sicher immer noch mit ihrer leichten Mädchengestalt. Er sah sie förmlich in dem anliegenden Kleide, das er damals selbst ausgewählt hatte, durch den Wald schreiten, den hellen Schleier über dem Gesicht, daß nur die dunklen Augen hindurchleuchteten. Da war ihr wohl ein junger Forstbeamter begegnet, ein hübscher, flotter, blonder Herr ... Ob sie wirklich allein fuhr? — Er spürte, wie ihm das Blut glühend zu Kopfe schoß. Ob denn sein Pistolenkasten, den er auf der Reise stets mit sich führte, in Ordnung war? — Löding sollte gleich morgens danach sehen. Narziß fühlte plötzlich die Bestie im Menschen in sich aufspringen, — einen blutdürstigen Tiger, von dessen Vorhandensein er nie etwas geahnt und der nun doch in einem dunklen Winkel seines gelassenen Gemüts geschlummert hatte.

Als der Morgen graute, machte sich Narziß wieder auf den Weg. Er veranlaßte zuerst Nachforschungen in dem See bei Hundekehle. Dann benachrichtigte er die Polizei vom Verschwinden seiner Frau und bat, sofort Aufrufe in die Zeitungen zu rücken: „Junge Dame im otterbraunen Tuchanzug; kleiner heller Schleierhut. Besondere Kennzeichen: Brandnarben und deutsch mit französischem Anklang. Rufname Cäcilia."

Nachdem er noch seine Telephonnummer angegeben und um schleunige Nachricht ersucht hatte, falls sich eine Spur fände, fuhr er zu der früheren Herrschaft Cäcilias.

Das Mädchen sagte ihm ziemlich spitzig: Die Gnädige empfinge natürlich noch keine Besuche. Aber Narziß ließ sich nicht abweisen. Er m ü ß t e die Dame sprechen — in allerdringendster Angelegenheit!

Nun wurde Cäcilias „Brautmutter" doch neugierig. Sie ließ Narziß in einen kalten unaufgeräumten Salon führen, wo er tüchtig warten mußte. Endlich erschien sie in schleppendem Morgenrock und begrüßte den Gast höchst kühl und hochmütig: Sie hatte es furchtbar übel vermerkt, daß das Paar nach der Hochzeit vollständig aus ihrem Gesichtskreise verschwunden war.

Narziß beachtete ihre üble Laune gar nicht. Er fragte sofort ohne weitere Einleitung: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ist meine Frau in den letzten Tagen bei Ihnen gewesen oder haben Sie eine Nachricht von ihr erhalten?"

Die Dame sah ihn entrüstet an und entgegnete scharf: „Sie wissen doch, daß ich den Vorzug nicht genieße, — das Vertrauen Ihrer Gattin —"

„Was ich sehr bedaure, gnädige Frau. Aber vielleicht ist Ihnen von früher her erinnerlich, ob Cäcilia einen Verwandten beim Forstfache besitzt?"

„Ihnen selbst ist doch zur Genüge bekannt, daß Fräulein Fabert überhaupt keine Verwandten und Freunde besaß, weshalb ich auch — ich kann wirklich nicht anders sagen, Herr Fischer — in meiner übergroßen Güte —"

„Gnädige Frau entschuldigen freundlichst — e i n eiliges Geschäft — verbindlichsten Dank!" Herr Fischer machte eine Verbeugung, war schon draußen und ließ die beleidigte Frau wie eine Salzsäule mitten im Zimmer stehen.

Narziß aber fuhr zum Krankenhause und fragte dort nach dem Arzte, der Cäcilia behandelt hatte. Der Herr kam im weißen Leinenkittel, die rotgescheuerten von Karbolwasser triefenden Hände und Arme mit einem langen Handtuch trocknend, zu ihm hinaus auf den Korridor.

Er sei sehr beschäftigt, erklärte er gleich etwas unwirsch. Aber er erkannte den schönen Narziß; und bei Frau Cäcilias Namen erhellte sich seine Stirn. Er nötigte Narziß auf eine der Bänke, die an den hellen ölfarbegestrichenen Wänden standen, und hörte teilnahmsvoll auf die einleitende Erklärung des betrübten Ehemannes.

„Ihre Frau Gemahlin verschwunden? Aber bester Herr Fischer! — Nein, hier ist sie nicht gewesen. Schwester Helene hätte mir gleich davon erzählt, wenn ich sie nicht selbst getroffen hätte. Haben Sie denn Anzeichen von besonderer Erregung bemerkt? Wie war das Aussehen? Das Befinden überhaupt?"

Narziß gelangte, eh' er's selbst wußte, durch die bestimmten Fragen des Arztes zu einer Generalbeichte.

Der kleine hochblonde Doktor wurde purpurrot im Gesicht. Er wickelte das

Handtuch zu einem dicken Knäul zusammen und schleuderte es weit in den leeren Korridor hinein. „Ja, mein wertester Herr," pustete er, während ihm die hellen Augen wie Kristallkugeln funkelten, „verzeihen Sie doch geneigtest, — gestatten Sie mir doch nur eine einzige Frage (er hatte noch nichts weiter getan als gefragt): Sie haben Ihre Frau doch ohne Zwang geheiratet. Lieben Sie sie denn nicht?"

Narziß saß ganz still, während ihn der Arzt immer noch grimmig anfunkelte. Dabei stieg auch ihm allmählich das Blut zu Kopfe. Plötzlich sprang er auf, focht mit den Händen und schrie: „Freilich liebe ich sie! Ich liebe sie sogar sehr! Könnte ich sie nur noch einmal wieder bekommen! Und wenn sie wie eine Gorgone aussieht!"

Der Doktor stand ebenfalls auf. Er zog die Brauen in die Höhe und öffnete den Mund, schloß ihn wieder und nickte mehrmals ernsthaft, indem er von unten her mit einem heimtückischen Blick zu Narziß aufschaute. „Ich kann ja leider bei der schlimmen Sache nicht das Geringste helfen," meinte er. „Aber wenn Ihre Frau Gemahlin gefunden wird — nicht wahr, Sie benachrichtigen mich. Der Fall erregt meine wärmste Teilnahme. Und, Herr Fischer, falls sie Ihnen noch einmal zurückkehrt — Sie sagten mir, Sie lebten ohne jeden Umgang: wenn Sie mit der lieben jungen Dame meine Frau besuchten — ich habe meiner Frau damals erzählt —"

Narziß empfand plötzlich ein grenzenloses Vertrauen dem kleinen Doktor gegenüber. Er faßte des Arztes Hand. „Herr Doktor," sprach er zögernd und wieder errötend, „dieser Herr aus dem Forstfache ..."

„Unsinn!" fuhr ihn der Doktor an und setzte nach einer Weile hinzu: „In jedem Falle trifft alle Schuld Sie, mein bester Herr! In je—dem Fal—le! — Guten Morgen!" —

Es blieb Narziß nur noch übrig, ein Telegramm, Rückantwort bezahlt, an Cäcilias Pensionsmütter aufzugeben. Er hatte den Namen der drei Schwestern und ihre Wohnung, eine kleine Villa in einem Örtchen bei Lausanne, oft genug von seiner Frau erwähnen hören. Darauf fuhr er nach Hause und betrat klopfenden Herzens seinen Schönheitstempel: Er hatte immer noch auf Cäcilias Heimkehr gehofft.

Er schickte Löding zum See hinunter. Man hatte nichts gefunden — Gott sei Dank! Narziß selber hielt sich im Hause, um keine Nachricht zu verpassen. Abermals wanderte er ruhelos durch die Zimmer, genoß kaum ein paar Bissen und ging dann wieder von Raum zu Raum, als wenn er dächte, daß sich Cäcilia doch noch irgendwo versteckt hielte.

Die Tür zu ihrem Schlafzimmer war angelehnt. Zaghaft stieß er sie auf und fand Frau Krause darin. Sie nahm etwas von einem Stuhle. Es war eine grau- und braungewürfelte Schlafdecke, ein an sich abscheuliches Werk menschlichen Fleißes. „Die Decke hat die gnäd'ge Frau für den Herrn gestrickt und noch beendet," sprach, als ob sie von einer Toten redete, die Krause und ging leise hinaus.

Narziß setzte sich auf den Stuhl, drückte sein Gesicht in die Decke und weinte bittere Tränen hinein.

Nachdem er sich etwas beruhigte hatte, ging er behutsam in dem kleinen Raume, dessen er sich kaum noch erinnerte, umher, nahm die zierlichen Gegenstände in die Hand, die Cäcilia täglich benutzte, die kostbaren Elfenbein- und Kristallgerätschaften auf ihrem Ankleidetisch, die sie alle hatte liegen lassen. In der Haarbürste hing ein spannenlanges kastanienbraunes Haar. Gehörte das ihr? Ihre reichen Flechten waren doch dunkler gewesen. Aber die Krause, ein fahle Blondine, kam außer Betracht. Er löste das Haar vorsichtig, wickelte es um den Finger und schob es unter den Trauring.

Es wurde dämmerig und Narziß begab sich in Cäcilias Wohnzimmer, wo, wie allabendlich, die Holzkohlen im Kamin glühten. Er fühlte sich sehr abgespannt und fror. Deshalb legte er sich auf Cäcilias Ruhebett nieder und schmiegte den Kopf in ein Kissen, das sie wohl oft benutzt hatte. Die Decke breitete er über sich. Bald umfing ihn eine sanfte Wärme, die ihm wie ein lebendiger Hauch aus dem Werk von Cäcilias Händen zuzuströmen schien. Er dachte an ihre weiche Stimme, die Stimme, die ihm, wie er nun merkte, so lieb geworden war, und suchte sich ins Gedächtnis zu rufen, was sie am letzten Abend alles gesagt hatte. Manches Wort bekam nun eine besondere Bedeutung. Sie erzählte ihm unter anderem von einem alten Lehrer,

der so grundhäßlich und ihr so lieb gewesen sei.

„Du warst ein Kind. Kinder besitzen selten Schönheitssinn. Im Gegenteil, das Barocke zieht sie an. Später urteilt man anders," hatte er erwidert.

Das wollte sie nicht gelten lassen. Liebe habe mit Schönheit des Äußeren nichts zu schaffen.

„So denken vielleicht Frauen!" hatte er lachend das Gespräch abgeschnitten. Jetzt freute er sich, daß wenigstens dieser alte Monsieur Bérard tot und also außer Spiel war. Nach und nach versank er tief in Träumereien und wußte nicht, ob er geschlafen hatte, als Frau Krause mit Licht eintrat und die Antwort auf das Telegramm brachte. Die aber lautete:

„Abri des Lis n'est aucun domicile pour des femmes échappées aux maris."

Um Narziß' Ruhe war es geschehen. Wieder verlebte er eine fürchterliche Nacht. Als er am nächsten Morgen zufällig in einen Spiegel blickte, wunderte er sich über sich selber. Wann hatte der schöne Narziß solche tiefliegende matte Augen, so fahle Gesichtsfarbe und diese verfallenen Züge gehabt? Er sah ja abscheulich aus. Und dabei ließ ihn der Anblick recht kühl.

Er rechnete: Heute stand der Aufruf in den Morgenblättern. Bis ihn die Leute außerhalb Berlins gelesen hatten! Bis sie sich besannen und sich endlich niedersetzten, um zu berichten!

Er stellte sich solch einen biederen Bahnvorstand vor: der studierte erst die Telegramme, dann den Leitartikel. Er nahm den Reichstagsbericht vor und kannegießerte darüber mit dem Bahnpostbeamten. Nachher machten die beiden äußere Politik. Schließlich erheiterten sie sich über das Vermischte. Die Frau holte das Blatt und genoß beim Nachmittagskaffee den Roman. Die las dann auch die Familiennachrichten, Unglücksfälle, polizeilichen Nachrichten und Inserate.

„Wilhelm, höre, da ist nun wieder mal ein Mensch spurlos verschwinden wie eine Stecknadel in einem Heuschober. Dazu eine Dame."

Und nun kam es. Wilhelm, der die Reichstagsverhandlungen noch einmal liest, legt das Blatt nieder, weil die Gattin Cäcilias Personalbeschreibung laut vorträgt und dann hinzusetzt: „Das mag eine Rechte sein! — Könnte ich wohl je verloren gehen?"

Der Gatte betrachtet die Möglichkeit dieses letzten Falles im stillen von allen Seiten. Dann denkt er auch über den ersten, den der ‚jungen Dame' nach, und jetzt endlich fängt er an: „Nein, so 'was lebt nicht! Da stieg doch gestern hier ein fremdes Fräulein aus — hier, wo so selten Fremde herkommen, fällt einem das auf — und fragt nach einem Gasthofe" usw.

„Du mußt gleich schreiben, Wilhelm."

Wilhelm zieht die Uhr. „Der vier Uhr fünfzig-Kurier!" Er stürmt davon.

Abends fragt die Frau: „Hast Du eigentlich geschrieben?"

„Ach Gott — — Na, morgen ist auch noch ein Tag. Gute Nacht!" —

Schneller ging es wohl, wenn sie sie fanden — im Kiefernbusch — — auf der Bahnstrecke — — W e n n sie sie fanden! —

Der Himmel hatte sich umzogen. Es fing an langsam zu schneien. Flocke um Flocke sank still nieder. Jetzt deckten sie schon die Erde mit zartem Florschleier. Narziß sah immer eine kleine Gestalt, die im Walde verirrt, erstarrt war. Die hüllte das weiße Tuch nun ein . . .

Er mochte nicht mehr aus dem Fenster in das Flockengeriesel schauen und ging wieder in den Zimmern umher. Um seine Gedanken von dem Einen, Schrecklichen abzulenken, zwang er sich, jedes seiner Kunstwerke zu betrachten. Aber all diese schönen Dinge fand er heute tot, dumm und stumm. An einer Wandfläche von pompejanischem Rot fiel ihm ein kleiner dunklerer Fleck und ein Nagel darüber auf. Was hatte doch dort gehangen? Da fehlte entschieden etwas. Ach, er entsann sich: ein kleines Relief, sein eigener Kopf. Er hatte das handgroße Plättchen anfertigen lassen, um einem jungen Künstler einen Auftrag zuzuwenden. Das Bildchen war sehr ähnlich geworden. Wohin mochte das geraten sein? — Er fragte den Diener. Der meinte, es sei einmal nicht mehr dagewesen. Er hätte sich gedacht: der Herr selber hat es fortgenommen — oder die gnädige Frau . . .

Narziß suchte in allen Zimmern nach dem Porträt, aber es fand sich nicht.

Wieder schlief er die Nacht nur stundenweise und sehr unruhig. —

Am Morgen zerfloß der Schnee vor köstlichem Frühlingssonnenscheine. Narziß, der sich nicht weiter zu entfernen wagte, schritt

mittags auf der Straße hin und wieder. Er konnte den Aufenthalt in den Zimmern nicht mehr ertragen. Der Tag war so wundervoll, daß das schwerste Herz leichter schlagen mußte. In der blauen Luft über den Kiefern jubelte eine Lerche. Narziß horchte. Sie trillerte ja ganz deutlich immer dasselbe: Cäci—i—i—i—li—i—i—e! Er sprach den Namen nach, und auf einmal wurde ihm ganz hoffnungsvoll und froh.

Die Lerche konnte sich nicht genug tun. Immer wieder: Cäci—i—i—li—i—i—e!

Sonderbar beglückt lauschte Narziß dem kleinen Vogel und lächelte sogar. Als er es spürte, erschrak er und blickte nach dem Hause hinüber. Da stand Frau Krause in der Tür und winkte und rief.

Er rannte, daß er stolperte.

„Herr Fischer, das Telephon!“

„Hier Polizeiamt. Wer dort?“

Narziß stieß einen gurgelnden Ton aus.

„Wer?“

„Fischer.“

„Förster Riemer telephoniert vom Bahnhofe: eine junge Dame hat bei ihm für unbestimmte Zeit Sommerwohnung genommen. Nennt sich Cäcilie Faber. Kennzeichen stimmen.“

„Sie ist es! Sie ist es!“ stammelte Narziß ins Telephon. „Bitte um Adresse.“

Man nannte ihm eine Försterei bei einer nahen Haltestelle. —

Anderthalb Stunden später verließ Narziß den Lokalzug vor dem kleinen Stationsgebäude inmitten des tiefsten Waldfriedens und erfragte hastig vom Bahnvorstand den nächsten Weg nach der Försterei. Der Herr Stationsvorstand war kein gemächlicher Familienvater, sondern ein junger, mit seiner Verbannung in diese Einsamkeit höchst unzufriedener Mann und neugierig wie eine Wachtel. Der Förster hatte ihn auch bereits eingeweiht; und er erbot sich, da er eine halbe Stunde Ruhepause habe, den Fremdling zu begleiten. Der erkundigte sich, ob er fehlgehen könnte. Und da der Herr Vorstand zögernd eingestehen mußte, der Weg führe geradeaus zum Förster, dankte Narziß kurz, überschritt die Geleise und öffnete die breite Pforte im Wildgatter.

Er ging nun auf dem mit feinem kurzen graubräunlichen Grase berasten Waldwege dahin. Links guckten auf sonniger Lichtung kleine Kiefernpflänzlinge blaugrün und buschig aus dürrem Heidekraut; rechts war eine frischgrüne Fichtenschonung schon stattlich emporgeschossen. Auch hier lag nirgends mehr Schnee; aber an jedem Nadelpaare stand noch ein kleiner klarer Tropfen wie ein Glasperlchen oder eine Träne; und Moos und Baumwerk strömten die kühle Frische eines Vorfrühlingstages aus, an dem die Sonnenstrahlen erst werben; an dem alles Verheißung, Hoffnung, Erwartung und nichts Erfüllung ist.

Narziß schritt zwischen den jungen Schonungen, dann durch prächtigen, hochwipfeligen, rotstämmigen Kiefernwald, dem schöne Fichten mit ihren niederschleppenden Fahnen Fülle und Grün gaben, hin, bis auch der Hochwald sich wieder zu breiter, besonnter Lichtung auseinandertat.

Neben einem kleinen ganz klaren Heidesee, eigentlich nur einem kreisrunden Teiche, lag die Försterei mit einem alten, aber trefflich in Stand erhaltenen Wohnhause. Der Förster, ein stattlicher Mann mit graublondem Haar und Barte, stand auf der Türschwelle, hielt die Hand über die Augen und schaute nach dem Fremden aus. Rechts vor ihm saß ein hellbrauner schwarzgebrannter Dackel und links vor ihm saß ein hellbrauner schwarzgebrannter Dackel. Beide wackelten mit den dünnen Schwänzchen und sahen froh und vergnügt bald zu ihrem Herrn hinauf, bald zu dem Ankömmling hinüber, hielten sich aber ruhig. Der Förster mußte eine vortreffliche Dressurmethode besitzen.

Als Narziß näher kam, schritt er ihm entgegen und gab sofort Auskunft: Ja, er hätte vor etwa acht Tagen seine Sommerwohnung inseriert. Er vermietete jedes Jahr eine Giebelstube — am liebsten an Damen, weil die nicht gleich der Jagdeifer ergriffe und sie ihm nicht heimlich an seine Flinten gingen. Es habe sich diesesmal auch sofort eine Dame gemeldet, die aber nur ein paar Wochen im Frühjahr bleiben wollte, so daß er zur „Saison“ wieder vermieten könnte. Sie bekäme die Stube deshalb auch billig.

Und auf Narziß' weitere Fragen antwortete er immer wieder: Ja, das stimmte. Gepäck hätte die Dame nicht, nur eine mäßig große Reisetasche, was seine Frau recht wunderte. Ihn weniger. Er trüge im Walde auch immer den gleichen Rock. Und nun wäre es wohl am richtigsten, wenn der Herr selber zusähe. Die Dame

ahnte nichts. Darauf führte er den Fremden, den er sich, scharf prüfend, betrachtet hatte, ins Haus. Die Stube rechts sei es.

Narziß kletterte die schmale Holztreppe hinauf, die in den Mittelraum des Giebelstockwerks führte, wo das Sparrenwerk frei zum Firstbalken aufstieg und noch nach Kiefern roch. Er ging leise bis zur Türe rechts, bückte sich, klopfte zaghaft und horchte gespannt. Aber es antwortete niemand. So drückte er auf die Klinke und öffnete.

Er sah sogleich Cäcilia, die am Fenster stand und den Kopf lauschend zurückwandte. Gegen das Licht erblickte er nur ihre Silhouette.

Narziß erreichte seine Frau mit drei großen Schritten, und als sie leise aufschrie und die Hände abwehrend ausstreckte, schloß er sie ohne weiteres in seine Arme. Sie sträubte sich auch nicht mehr, sondern drückte, wie damals im Krankenhause, den Kopf an seine Schulter. So standen sie eine lange Weile still beieinander, nur daß er sie fester umschlang und sie sich inniger an ihn schmiegte.

Endlich flüsterte er ihr in das Ohr, das sie ihm zukehrte, mit sanftestem Vorwurf: „Cäcilie, wie konntest Du mir das antun?!"

„Antun?" sprach sie ebenso leise hinter der Rockklappe. „Meinen Anblick, den Du so fürchtetest, wollte ich Dir ersparen. Du hast ja einen Abscheu vor mir, weil ich so häßlich geworden bin."

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich hab's erraten — nicht gleich, aber nach und nach ..."

Er lachte, aber die Stimme zitterte ihm, als er weiterredete: „Glaubst Du noch immer, daß ich Dich los sein möchte? Hast Du es nicht auch in diesen drei entsetzlichen Tagen gespürt, daß wir zueinander gehören, wie wir auch sein mögen — ich oder Du?"

„Ja ..."

Er küßte den schmalen blassen Streifen Wange neben dem Ohr und den Nackenansatz. Dann nahm er ihren Kopf in beide Hände, schob ihn etwas von sich ab und sagte: „Also, so häßlich bist Du? Laß doch schauen."

„Ja, ja, sieh mich nur genau an, eh' Du Dich wieder leichtsinnig bindest."

Er ließ seine Hände bis auf ihre Schultern niedergleiten und betrachtete seine Frau nun aufmerksam.

Die Haare waren wieder gewachsen und bedeckten als lauter kurze, dicke, goldbraune Locken den Kopf. Über den Augen wölbten sich dichte dunkle Brauen, stärker als ehemals, die im Verein mit langen dunklen Wimpern dem Gesicht einen neuen, eigentümlich fesselnden Ausdruck gaben, obwohl sie die sanfte Harmonie der Züge beeinträchtigten. Am meisten hatten sich die Augen selbst verändert: der Blick des jungen zahmen Tieres, eines Rehkitzchens etwa, war verschwunden. Ein Mensch war zum Bewußtsein erwacht und hatte gegrübelt, sich gefreut und gelitten.

Die Brandnarben aber machten sich in wenigen schwachen Spuren kenntlich — am deutlichsten in einem Streifchen neben dem linken Mundwinkel, das sich, als Cäcilia nun mit Tränen in den Augen unter Narziß' forschendem Blick erst errötete, dann lachen mußte, wie ein Schlängelchen krümmte.

Und in dem Augenblick spürte Narziß, wie sich die sanften Gefühle, die in ihm für Cäcilia aufgelebt waren, wandelten!

Er faßte wieder ihren Kopf, zog ihn ungestüm an sich und küßte sie zum erstenmal heiß und leidenschaftlich auf den Mund und auf die kleine sonderbare Narbe daneben, die ihm über die Maßen anziehend, ja geradezu verführerisch erschien! —

Nach geraumer Zeit wanderten Narziß und Cäcilia, die Arme ineinander geschlungen, in dem kleinen Zimmer auf und nieder.

„Was hattest Du denn eigentlich für Pläne und Absichten, Du kleine törichte Person, als Du so kopflos in die Welt hinaus ranntest?" fragte er.

„O, ich wollte mir wieder eine Stellung suchen."

„Nun, und hast Du schon Anstalten getroffen?"

„Ach nein ... ich bin im Walde umhergegangen oder habe hier oben gesessen und die Hände in den Schoß gelegt. — Ist es nicht sehr hübsch hier?"

Er ließ einen flüchtigen Blick über die krötenartig gemusterten alten Tapeten, das schreckliche Sofa mit seinem bunten Kattunbezuge, die billigen Gardinen und die Häkeldecken gleiten, und murmelte tiefbefriedigt: „Reizend! Reizend!" —

Lenzesklänge.

Mit Aquarellen von Katharina Klein.

Vorfrühling.

Nun sind ihrer selbst noch die Tage nicht sicher
Und wissen vor Zweifel nicht aus noch ein:
Ist dieser Glanz noch ein winterlicher?
Oder schon Frühlingssonnenschein?

Nun decken sie selbst noch mit nebelfeuchten
Schleiern die Glut ihrer Morgen zu
Und ihrer Abende zärtliches Leuchten,
Und sind voll Unrast und ohne Ruh.

Indes macht die Erde sich gar keine Sorgen
Und ist nur in aller Stille bedacht,
Und rüstet froh für den einen Morgen,
Da alles blüht und duftet und lacht . . .

Hugo Salus.

Frühlingsbrausen.

Still geht im Tannengrund das Wunder an,
Wenn wieder keck die wilden Kräuter sprießen;
Weit hinten, wo der Tag durch Stämme rann,
Beginnen sich die Spalten schon zu schließen.

Die schwarzen Wipfel oben schwanken schwer
Und öffnen Lücken bei dem tiefen Brausen,
Und blank wie Wasser blitzt die Sonne her
Auf kleine Völker, die im Grunde hausen.

Im braunen Borkenritz der Käfer tickt
Geschäft'ger gleich als gält's den Bau des Lebens;
Die Spinne prüft ihr schadhaft Netz und flickt
Kein Würmchen trinkt sein Tröpflein Licht vergebens.

O Lebenmüssen, dumpfer Albendruck,
Wenn grau und eng die Winternebel liegen!
O Lebenwollen, wenn der düstre Spuk
Und Graun und Angst in Glanz und Sturm verfliegen!

Wie leise stiehlt sich wieder in das Land
Der holde Schwarm aus blauen Jugendfernen;
Liebe und Hoffnung tanzen Hand in Hand
Die Wiesen lang, durchtupft von Primelsternen.

Und in der Tannen dunklem Sang am See
Hörst Du die Flut des Glücks erschauernd branden,
Als sei ein Traum, der Ruhe fand im Schnee,
Noch einmal in des Maien Glanz erstanden.

Julius Havemann.



Vierblattgruss.

Es schnelte weiß und rosenrot
Von allen Apfelbäumen,
Als ich am schmalen Straßenrand
Das grüne Blättchen Glück hier fand
Im Wandern und im Träumen.

Mein Traum war weiß und rosenrot
In lauter Deingedenken;
Dann geb' ich Dir das liebe Blatt
Und möchte gern an seiner Statt
Ach, alles Glück Dir schenken.

Lulu von Strauss und Torney.

Frühling.

Vom Sturme laß ich mir das Haar
Auf meinem Berg zerwühlen,
Er überbraust mich wie ein Meer
Von wogenden Gefühlen,
Mein Herze sprengt mit hellem Klang
Die winterlichen Bande:
Der Frühling hat sich aufgemacht
Und ziehet durch die Lande!

Ob all der warmen Himmelsluft
Berauschendem Verschwenden,
Reiß ich mir weit den Mantel auf
Mit frohgemuten Händen,
Die Arme breit' ich sehnend aus
Nach sonnbeglänzten Höhen:
O süßer Frühling! Habe Dank
Für solch ein Wiedersehen!

Walther Schottelius.

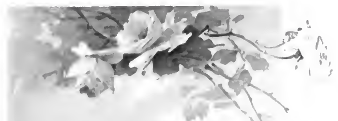


Die Weissen und die Roten.

Von

Fritz Erdner.

Zu Mutter Holle sprach der Lenz:
  „Schwelg' mir van Wenn und Ader!
Heut zünd' ich an die prächtigen
  Kastanienkandelaber!
Viel Leutchen hab' Ich mir zur Lust
  In meinen Saal entdoten;
Die schönsten Kerzen steck' ich auf,
  Die weißen und die roten."
Und wie es an zu flammen hebl,
  Da springt im Festgetümmel
Van jedem Hang, aus jedem Busch
  Ein leuchtendes Gewimmel.
Maßlied und Lilie, Ros' und Darn,
  Nachdrängen sie dem Baten;
Syringen dlühn und Äpfel dlühn,
  Die weißen und die raten.
Und wa am Weingang spinnend dreht
  Frau Halle güldne Strahlen,
Da dlinzt der Lenz ins Sonnenlicht
  Und niest zu dreien Malen.
Die Alte nickt und ruft: „Zum Wahl
  Den Rast- und Frastbedrahten!
Gatt segne Dir, mein lieder Jung',
  Die weißen und die roten!"
Am Tor nun steht er lächelnd still,
  Und sieh! auf allen Wegen
Ziehn schmucke Fähnchen lustig auf
  Und wehn ihm flott entgegen.
Rack, Schärp' und Schürze, Blus' und Band,
  Die Schleiflein und die Knaten,
Im Winde flattern hurra hoch!
  Die weißen und die roten.
Er ader lacht: „Ihr Jungfern zart,
  Wahlauf zu Tanz und Prangen!
Die Sonne spielt um Ärmlein dlank,
  Um Lippen rat und Wangen!
Leidfard' ist heute weiß und rot;
  Folgt meinen Machtgedaten!
Und teilt die Herrlichkeiten aus,
  Die weißen und die roten!"



Weisse Rosen.

Es kam ein Duft zu mir ins Haus,
Ein Duft von Frühling, frisch und jung.
Wer schickt mir diesen weißen Strauß
Und diesen Strom Erinnerung?

Die Junisonne scheint. Ich seh'
Ein altes Gärtchen, Beet an Beet,
Voll weißem, weichem Rosenschnee,
An Buchsbaumbänder hingeweht.

Ich hör' ein Rufen, jubelklar,
Aus einem lieben alten Haus. — — —
Wer weiß noch, wie es damals war?
Wer schickt mir diesen weißen Strauß?

Frida Schanz.

Löwenzahn.

Von

Lulu von Strauss und Torney.

Nun hebt auf jedem Wiesenplan,
Auf jedem grünen Stellchen
Der goldgesternte Löwenzahn
Die luft'gen Federbällchen.

Bisweilen fährt der Wind darein,
Der ungestüme Bläser,
Dann stieben tausend Federlein
Weit über Busch und Gräser.

Braucht auch manch roter Kindermund
Den frischen Atem gerne,
Und bläst ins grüne Wiesenrund
Die Saat für neue Sterne,

Und lacht dazu, als wüßt' er's gut,
Wenn leicht die Flöckchen schweben,
Daß er die Arbeit Gottes tut
Am lieben jungen Leben!

Aufbruch.

Goldne Lüfte locken leis,
Blaue Fernen winken.
Wenn ich eine Wonne weiß,
Sollt' ich sie nicht trinken?

Meine Seele modert schier.
Soll ich sie nicht baden?
Eine Quelle fern von hier
Lockt mit Glück und Gnaden.

Wenn ich fühle, was mir frommt,
Soll ich darbend büßen?
Lenz, mein lieber Liebster, kommt.
Soll ich ihn nicht grüßen?

Soll ich länger trauerstill
Zagen und entsagen?
Wenn ich weiß, wie Gott es will,
Soll ich es nicht wagen?

Ruft mich raunend nicht zurück.
Meine Tür steht offen.
In der Ferne lockt das Glück — —
Soll ich es nicht hoffen?

F. Reimund.

Liesi.

Der Flieder nickt vom Gartenzaun.
Die Sehnsucht wandert wieder.
Und wieder lachst Du jung und braun
Verliebt durch meine Lieder.

Ich hab' Dir Vers an Vers gefügt
Zu Sänften sondergleichen.
Die Schönheit, die Dein Haupt umschmiegt,
Die gilt in allen Reichen!

Es tragen meine Reime Dich
Wie bronz'ne Sklavenpaare,
Und alle Völker beugen sich
Vor Dir durch tausend Jahre — — —

Georg Busse-Palma.

Ein Frühlingslied.

Ein Waldquell schießt zu Tale,
Den hat der Schnee geschwellt;
Gott grüß', die mir vor allen
Im Herzen wohl gefällt!

Nun schließ' die weißen Hände
Der Flut entgegen dicht,
Sie wird doch drüber schwellen,
Du kannst sie hemmen nicht.

Ein Waldquell schießt zu Tale,
Es mag nicht anders sein;
Bald singen Nachtigallen,
Herzlieb, und Du bist mein.

Ernst Muellenbach †

Frühlingsnacht.

Im Kastanienbaum der Wind
Reckt verschlafen sein Gefieder,
An den spitzen Dächern rinnt
Dämmerung und Mondschein nieder.

Alle Brunnen rauschen kühl
Vor sich hin verworrene Sagen,
Sehnuhrglocken im Gestühl
Rüsten feierlich zum Schlagen.

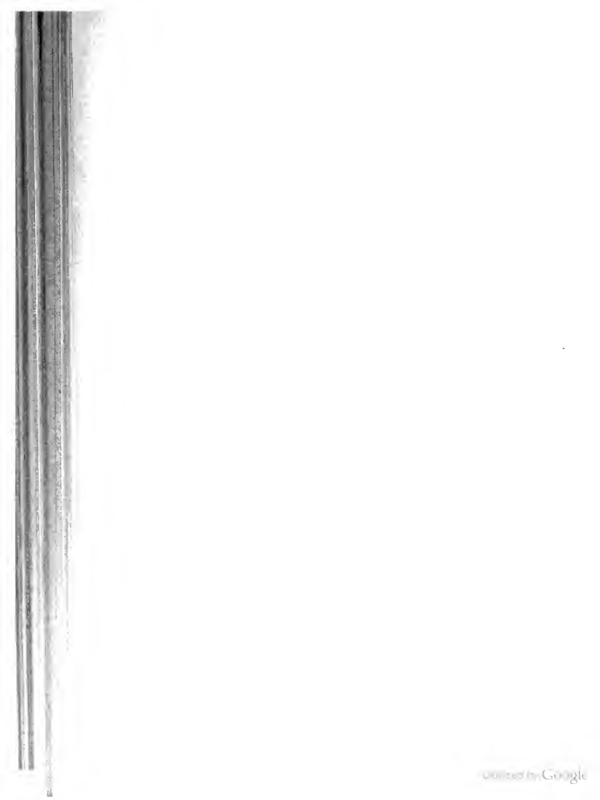
In den Gärten unbelauscht
Schlummern mondbeglänzte Bäume,
Durch die runden Kronen rauscht
Tief das Atmen schöner Träume.

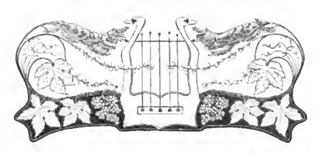
Zögernd leg' ich aus der Hand
Meine warmgespielte Geige,
Staune weit ins blaue Land,
Träume, sehne mich und schweige.

Hermann Hesse.



„Hört, ihr Herren . . .“ Nach dem Aquarell von Prof. Franz Skarbina-Berlin.





Beethovens Begegnung mit Goethe.

Von

Professor Eugen Sachse-Bonn.

Vor etwa zwölf Jahren sahen wir am abendlichen Himmel eine seltene Erscheinung: Die beiden großen Planeten Venus und Jupiter rückten sich von Abend zu Abend näher, bis sie endlich sich deckten, und dann flohen sie wieder auseinander in unendliche Fernen. Mancher blieb damals abends stehen und schaute den wunderbaren Glanz staunend an. So muß es auch unser höchstes Interesse erwecken, wenn wir das Zusammentreffen der beiden großen Männer sehen, die als geistige Planeten das geistige Leben unsres Volkes im XIX. Jahrhundert, jeder auf seinem Gebiete, beherrscht haben. Ich meine Goethe und Beethoven. Daß sie danach wieder einander ferne traten, ist wohl erklärlich, denn sie waren zu verschieden. Goethe, der reiche Patriziersohn, von feinster Bildung, ein Liebling der Musen und Grazien, war damals der gefeierte Dichter Deutschlands, der auf den Höhen der Menschheit wandelte. Wie sticht dagegen ab die unscheinbare Gestalt Beethovens! Unter ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, mußte er schon früh zum Unterhalt der Familie beitragen. Er spielte die Bratsche in der kurfürstlichen Kapelle zu Bonn, und oft ist er mit der Bratsche über die Dörfer nach Godesberg gewandert, um in den Konzerten am Brunnen mitzuwirken. Auch in dem Orchester des kurfürstlichen Theaters spielte er mit und Sonntags schlug er als zweiter Organist die Orgel in der Schloßkirche. Nur wenige erkannten den Edelstein in unscheinbarer Gestalt, unter ihnen sein Kurfürst. Er gewährte ihm die Mittel zur Reise nach Wien, damit er sein Talent unter den ersten Meistern der Musik ausbilde. Dann hat Beethoven bis zu seinem Tode in Wien gelebt (1792—1827); nur im Sommer machte er kürzere Reisen teils nach Ungarn, teils in die böhmischen Bäder, teils in die Umgebung von Wien! Vom Adel freundlich aufgenommen, glänzte er zuerst als Klavierspieler, dann als Komponist. Die Lücken seiner Bildung war er redlich bemüht auszufüllen. Eine ungemessene Heftigkeit des Charakters, die so sehr gegen das schöne Ebenmaß seiner Werke absticht, und die seit 1798 eintretende Schwerhörigkeit machten ihn für seine Freunde schwer erträglich und verbitterten ihm das Herz. Dazu kamen die kleinen Leiden seines Lebens, an denen er schwer trug: die Unordnung des Junggesellenstandes, das stetige Leben im Wirtshaus, der Zank mit unzuverlässigen Dienstboten, die Streitigkeiten mit seinen Verwandten. Wir können es verstehen, daß ein Goethe zu ihm sich nicht hingezogen fühlte. Dazu kam, daß bei der Begegnung 1812 die Bedeutung Beethovens nur von einigen geahnt, von niemandem erkannt wurde, und Goethe war ihm gegenüber der große gefeierte deutsche Dichter. So war jene Begegnung für Goethe eine bald vergessene Episode, während sie in Beethovens einförmigem Leben als ein Ereignis von großer Bedeutung hervorleuchtete.

Die erste Beziehung Beethovens zu Goethe vermittelte Bettina Brentano. Diese, einem Frankfurter Hause entstammend und mit Goethe befreundet als Tochter der einst von ihm sehr verehrten Maximiliane Laroche, kam im Mai 1810 nach Wien. Dort war ihr Bruder mit einer Tochter der kunstliebenden Familie Birkenstock vermählt; in dieser Familie verkehrte auch Beethoven, und so lag es nahe, daß Bettina ihn persönlich

kennen lernte. Das geistreiche exzentrische Mädchen, damals 25 Jahre alt, wartete aber nicht, bis sie den verehrten Komponisten zufällig traf, sondern sie suchte alsbald den einsamen Junggesellen in seiner Wohnung auf der Bastei auf. Was sie dort erlebte, teilte sie ihrem Freunde Goethe mit. Ihre Briefe und Goethes Antworten hat sie später herausgegeben unter dem Titel: Briefwechsel Goethes mit einem Kinde. Die Briefe Bettinas mögen hie und da überarbeitet sein, aber im wesentlichen sind sie zuverlässig; die darin berichteten Tatsachen sind als wahr anzusehen. Sie berichtet ihrem Freunde ausführlich von dem ersten Besuch. Man hatte ihr bange gemacht, daß Beethoven menschenscheu sei und sich mit niemand in ein Gespräch einlasse. Sie trat deshalb unangemeldet ein und nannte ihren Namen. Beethoven nahm sie freundlich auf. Er hatte gerade aus Wilhelm Meister das Lied komponiert: Kennst du das Land usw. und fragte, ob er es vorsingen solle? Er sang es dann mit scharfer, schneidender Stimme, die auf Bettina einen wehmütigen Eindruck machte. Dann sang er noch ein zweites Lied von Goethe: Wonne der Wehmut (Trocknet nicht Tränen der ewigen Liebe). Auch diese Komposition hatte er kürzlich vollendet. In dem weiteren Gespräch klagte Beethoven, daß er die Welt verachten müsse, denn sie ahne nicht, daß die Musik eine höhere Offenbarung sei, als alle Weisheit und Philosophie. Er habe keinen Freund, müsse mit sich ganz allein leben. Aber um seine Musik sei ihm nicht bange, die könne kein böses Schicksal haben. Wer sie verstehe, den mache sie frei von allem Elend, womit die andern sich schleppen. Als Bettina aufbrach, begleitete er sie nach Hause und sprach auf der Straße so laut über die Kunst, daß es den Leuten auffiel. Bei Birkenstocks traf er eine große Tischgesellschaft, er blieb da. Nach dem Essen setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lange und wunderbar. Seitdem kam er alle Tage zu Bettina oder sie zu ihm, so daß sie über Beethoven Gesellschaften, Museen, Theater, sogar den Stephansturm versäumte. Auf einem dieser Spaziergänge hatten sie ein Gespräch über das Wesen der Musik und über Goethe. Sie schrieb es am Abend auf und las es ihm am andern Tag vor. Da sprach Beethoven: „Habe ich dies gesagt? Dann habe ich einen raptus gehabt.“ Sie hatte in flüssige Form gebracht, was Beethoven stoßweise, ohne Zusammenhang gesagt hatte. Beethoven strich einiges aus, schrieb andres dazwischen und war einverstanden, daß sie es so an Goethe mitteile. Über Goethe sagt er da: Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, sondern auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt .... Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er solle meine Symphonien hören; da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, die er aber nicht zu fassen vermag. .... Bettina erfüllte diese Bitte und schloß ihren Brief an Goethe also: „Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst. Es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühle ich erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.“ In liebenswürdiger Weise antwortete Goethe seiner jungen Freundin schon nach neun Tagen, am 6. Juni 1810: „Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt. Du hast Dich brav zusammen genommen, um mir eine große und schöne Natur in ihren Leistungen wie in ihrem Streben, in ihren Bedürfnissen wie in dem Überfluß ihrer Begabtheit, darzustellen; es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieses Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen, ohne ihn klassifizieren zu wollen; gehört doch ein psychologisches Rechnungskunststück dazu, um das Fazit der Übereinstimmung da herauszuziehen. Indessen fühle ich keinen Widerspruch gegen das, was sich von Deiner raschen Exposition erfassen läßt; im Gegenteil möchte ich Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfaltigen Äußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein solcher vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben und

es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntnis spricht, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge; bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geiste sich erst teilen. Sage Beethoven das Herzlichste von mir und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vorteil brächte. Vielleicht vermagst Du soviel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Karlsbad bestimmen läßt, wo ich doch beinahe jedes Jahr hinkomme und die beste Muse haben würde, von ihm zu hören und zu lernen; ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von einem einsichtigeren, als ich, Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet und ihm oft, wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde."

Bettina las diese Antwort Beethoven vor, und er rief aus: „Wenn ihm jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's!" Die Idee, Goethe in Karlsbad zu besuchen, ergriff er mit Begeisterung, er schlug sich vor den Kopf und sagte: „Konnte ich das nicht schon früher getan haben? Aber wahrhaftig, ich hab' schon daran gedacht, ich hab's aus Timidität unterlassen; die neckt mich manchmal, als ob ich kein rechter Mensch wäre, aber vor dem Goethe fürcht' ich mich nun nicht mehr."

Das war die erste Verbindung der beiden großen Männer. Goethe kannte augenscheinlich noch nichts von Beethoven, aber die Schilderung seiner jungen Freundin brachte ihm die günstigste Meinung von Beethovens Talent bei. Bettina verließ bald Wien; Beethoven komponierte im Andenken an sie das Lied von Goethe: Herz, mein Herz, was soll das geben? Am 11. August 1810 sandte er ihr diese Komposition mit einem Briefe, der eine Art von Liebeserklärung enthält. Hier wollen wir zunächst feststellen, wie weit bei Goethe musikalisches Verständnis vorhanden war.

Goethes Elternhaus war nicht musikalisch, in der Beschreibung seiner Jugend findet die Pflege der Musik keine Erwähnung. In Straßburg fing er an, das Cello zu spielen; das hat er in Frankfurt fortgesetzt. In einem Briefe von Merck vom 24. Januar 1774 findet sich die Notiz, daß Goethe Hausfreund sei in der Familie Laroche; er spiele mit den Kindern und begleite das Klavierspiel der Mutter mit dem Cello. Doch war ihm unter allen Künsten die Musik am wenigsten vertraut; Poesie und Theater, Malerei und Skulptur hat er seit frühester Jugend mit Hingabe geliebt und gepflegt; von der Musik empfing er geringe Eindrücke. In Weimar hatte er als Leiter der Schauspiele auch für die Musik zu sorgen und er hat sich dieser Aufgabe nicht nur aus Pflichtgefühl unterzogen, sondern auch mit seinem großen Geiste sich bemüht, in das Verständnis der Musik einzudringen. Sein Führer dabei wurde Carl Friedrich Zelter, ursprünglich Bauhandwerker, dann von Fasch musikalisch gebildet und dessen Nachfolger als Leiter der Berliner Singakademie. Goethe hatte einige seiner Lieder in Zelters Komposition gehört und diese hatte ihm besonders gefallen. Er schreibt darüber an Frau Unger in Berlin am 13. Juni 1796: „Musik kann ich nicht beurteilen, denn es fehlt mir an Kenntnis der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich von Herrn Zelters Komposition meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum so herzliche Töne zugetraut hätte. Danken Sie ihm vielmals und sagen Sie ihm, daß ich sehr wünsche, ihn persönlich kennen zu lernen. . . . . Der Nachlaß Mignons und des alten Harfenspielers ist noch nicht erschöpft und ich werde alles, was davon das Licht der Welt erblicken kann, Herrn Zelter am liebsten anvertrauen."

Von da ab beginnt der Briefwechsel Goethes mit Zelter, der bis zu Goethes Tode ununterbrochen fortgesetzt wurde; er ist in sechs Bänden erschienen. Aus ihm entspann sich persönliche Bekanntschaft und endlich eine herzliche Freundschaft, welche zum vertraulichen Du führte, auch in regelmäßigen kleinen Geschenken sich betätigte. Was ist der musikalische Inhalt dieses Briefwechsels? Wiederholt klagt Goethe, daß er in Weimar von Musik ganz abgeschnitten sei. Am 4. August 1805 fordert er eine Komposition zu Schillers Glocke, um sie am Geburtstag des Dichters aufzuführen, und

macht dafür folgende Vorschläge: zuerst soll eine passende Symphonie gespielt werden. In der Mitte des fünften Verses, nach den Worten des Meisters: Betet einen frommen Spruch! soll ein Chorgesang eintreten über die Worte: In allem, was wir unternehmen, sei Deine Gnade, Herr, uns nah'! Einen Schlußchor wünscht er über die Worte: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Es soll eine Fuge sein, welche das Glockengeläute nachahmt und sich in die Worte verliert: mortuos plango. Am 27. Juli 1807 will Goethe alle Wochen einmal in seinem Hause mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, da er an den Opern kein Gefallen finde, weil er in diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Er bittet Zelter um Noten dazu. Diese Absicht hat er ausgeführt; am 18. November 1810 berichtet er, daß seine kleine musikalische Gesellschaft noch bestehe und ihm das Vergnügen verschaffe, mit Zelters Arbeiten bekannt zu werden. Am 22. Juni 1808 stellt Goethe an Zelter neue Fragen, die sich auf den Unterschied der Dur- und Molltonarten beziehen, namentlich auf den Charakter der kleinen Terz. Bedentsam ist, was er 1810 über Zelters Komposition des Gedichts Johanna Sebus schreibt. Zelter hatte Tonmaterei angewandt und Goethe sagt: „Das ist eine Art Symbolik für das Ohr, wodurch der Gegenstand, sofern er in Bewegung ist oder nicht, weder nachgeahmt noch gemalt, sondern in der Imagination auf eine ganz eigne und unbegreifliche Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in fast gar keinem Verhältnis zu stehen scheint. Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Musik der Donner rollen und die Wellen brausen können, versteht sich von selbst. Wie glücklich Sie aber die Negation: kein Damm, kein Feld durch den abgerissenen, unterbrochenen Vortrag ausgedrückt haben, ist überraschend, sowie die Antizipation des Gefälligen vor der Stelle: doch Suschens Bild . . .“

Das ist allerdings wenig für vierzehn Jahre. Von Beethoven berichtet Zelter nichts und doch konnte er ihm 1810 nicht mehr unbekannt sein. Immerhin sehen wir in Goethe einen lernbegierigen Schüler, der auch Beethoven ein offenes Herz entgegenbrachte.

Indessen kamen die beiden sich nicht näher. Am 10. Februar 1811 schreibt Beethoven an Bettina: „An Goethe, wenn Sie ihm von mir schreiben, suchen Sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken. Ich bin eben im Begriff, ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar bloß aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen.“ Er führte diesen Vorsatz aus am 12. April 1811. Der Brief ist im Goethemuseum zu Weimar, Goethe hat auf die erste Seite rechts oben mit roter Tinte geschrieben: von Beethoven. Frimmel hat ihn 1890 veröffentlicht in der zweiten Auflage der Schrift: Neue Beethoveniana. Beethoven naht dem Dichter mit der höchsten Ehrerbietung, erinnert an das, was Bettina ihm von Goethe bestellt habe, und stellt ihm ein Exemplar seiner Musik zu Egmont in Aussicht. Dabei bittet er um Goethes Urteil über die Musik und versichert, daß er seinen Tadel ebenso gern wie das größte Lob aufnehmen werde. Goethe hat dafür am 25. Juni 1811 in einem freundlichen und anerkennenden Schreiben Beethoven gedankt.

Erst 1812 lernten sich die beiden in Teplitz kennen. Es war eine bewegte Zeit, der große Krieg stand bevor, und Teplitz war der Sammelplatz der vornehmsten Fürsten. Dort war Kaiser Franz mit großem Gefolge, die Kaiserin von Österreich mit ihrem Hofstaat, dort Marie Luise, Kaiserin von Frankreich mit Gefolge; auch der König von Sachsen und Gemahlin hatten sich eingefunden und der Herzog von Sachsen-Weimar. Laut der erhaltenen Fremdenliste traf am 7. Juli ein: Herr Ludwig von Beethoven, Kompositeur aus Wien; am 15. Juli Herr Wolfgang von Goethe, herzogl. weimarischer Geheimrat. Am 24. Juli fand sich auch Bettina ein, die sich inzwischen verheiratet hatte, mit ihrem Gemahl Ludwig von Arnim. Goethe und Beethoven waren oft zusammen, Bettina berichtet zwei Züge aus ihrem Verkehr in einem Briefe an den Fürsten Pückler-Muskau.

Einmal war Goethe bei Beethoven, dieser spielte vor. Goethe schien ergriffen, aber gab kein Zeichen des Beifalls. Da fuhr Beethoven heraus: „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet. Vor mehreren Jahren hielt ich in Berlin ein Konzert;

als ich meine höchste Begeisterung ausgesprochen hatte, ertönte kein Zeichen des Beifalls, aber sie hatten vor Rührung nasse Schnupftücher; ich hatte nur ein romantisches, kein künstlerisches Auditorium. Aber von Euch lasse ich mir das nicht gefallen. Ihr müßt doch selber wissen, wie wohl es tut, von tüchtigen Händen beklatscht zu werden; wenn Ihr mich nicht anerkennen wollt, wer soll es dann tun?" So trieb er Goethe in die Enge, der ihn zuerst gar nicht verstand.

Noch weniger angenehm mußte sich Goethe durch das zweite Vorkommnis berührt fühlen. Einst gingen beide in der Allee und Beethoven äußerte, man müsse gegen die vornehmen Herrschaften nicht so devot sein; einen Hofrat und Geheimrat könnten sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven. Also das, was sie nicht machen können und was sie selber nicht sind, davor sollen sie Respekt haben. Da kam ihnen die Kaiserin mit den Fürstlichkeiten entgegen. Goethe wollte auf die Seite treten, aber Beethoven hielt ihn am Arm fest und sagte: „Bleibt in meinem Arm, sie müssen uns Platz machen, nicht wir ihnen." Aber Goethe machte sich los und stellte sich mit abgezogenem Hute auf die Seite; Beethoven dagegen ging mitten durch, die Fürstlichkeiten teilten sich und grüßten den Sonderling freundlich, er rückte nur den Hut ein wenig. Als sie vorbei waren, wartete er auf Goethe und sagte: „auf Euch warte ich, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient; aber jenen habt Ihr zu viel Ehre angetan."

Daß Goethe an solchem Begleiter keinen Gefallen fand, läßt sich denken; Beethovens Benehmen ist hier nicht zu entschuldigen. Doch weiß Bettina den Vorgang nur aus Beethovens Erzählung, und so mag er wohl die Farben etwas stark aufgetragen haben.

Noch ein drittes wissen wir. Am 26. Juli brannte die Stadt Baden bei Wien ab, und Beethoven gab sofort mit einem Violinspieler ein Konzert für die Abgebrannten. Er klagt in einem Brief an den Erzherzog Rudolf, daß er eine alte Sonate von sich habe spielen müssen, weil der Buchhändler keine andere hatte, außerdem habe er phantasiert. Die ganze Badegesellschaft war versammelt, gegen 1000 Gulden kamen ein. Wahrscheinlich war Goethe auch zugegen.

Und welchen Eindruck empfing Goethe aus dieser Begegnung mit Beethoven? Am 2. September schrieb er aus Karlsbad einen längeren Brief an Zelter, der mit folgendem Satze schließt: „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, was vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel."

Beethoven hoffte durch diese Begegnung bei Goethe Verständnis seiner Musik und Anerkennung zu erlangen, aber dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt. Beethoven war dem feinen, maßvollen Goethe unsympathisch wegen seines ungebändigten Wesens. Sein Talent setzte ihn in Erstaunen, das ist alles, was er sagt, aber er gibt kein Wort der Erklärung und das würde er Zelter gegenüber getan haben, wenn er die Musik verstanden hätte. Das ist freilich nicht zu verwundern.

Goethe hatte Beethovens Klavierspiel gehört, und das war damals nicht mehr auf der Höhe. Als Beethoven 1792 nach Wien kam, galt er bald als Klavierspieler ersten Ranges. Bachs Fugen trug er vollkommen vor, auch bewunderte man sein Primavistaspiel und sein freies Phantasieren. Sein Spiel war fertig und kraftvoll, wenn auch nicht immer ganz rein. Der Pianist Johann Baptist Cramer, bekannt durch seine vorzüglichen Etüden, sagte 1799: Niemand dürfe sagen, er habe aus dem Stegreif spielen gehört, der nicht Beethoven gehört habe. Beethoven sei, wenn nicht der erste, doch einer der ersten und bewunderungswürdigsten Klavierspieler, die er je gehört, sowohl hinsichtlich des Ausdrucks als der Fertigkeit. Im Jahre 1803 vergleicht der gewiß sachverständige Carl Czerny Beethoven mit Hummel: Wenn sich Beethovens Spiel durch eine ungeheure Kraft, Charakteristik, unerhörte Bravour und Geläufigkeit auszeichnete, so war dagegen Hummels Vortrag das Muster der höchsten Reinheit und Deutlichkeit, der anmutigsten Eleganz und Zart-

heit. Seitdem ging Beethovens Spiel zurück, über wichtigeren Arbeiten vernachlässigte er die Technik, seine Schwerhörigkeit nahm dem Spiele die Reinheit und Schönheit. Schon Czerny tadelt den zu häufigen Gebrauch des Pedals, bald schlug er auch zu stark an, daß es normalen Ohren hart erschien: häufig sprangen die Saiten unter seinem harten Anschlag. Cherubini nennt 1806 sein Spiel rauh. Dagegen blieben bei leisen Stellen oft die Töne fort, ohne daß er es merkte, ja er griff oft daneben, weil er nicht mehr hörte. So wird es verständlich, daß Beethovens Spiel auf Goethe keinen tiefen Eindruck machte. Und auch die Kompositionen ergriffen Goethe nicht: er verstand nur Lieder, wo das Wort ihn leitete; reine Instrumentalmusik, die schwerer verständlich ist, lag ihm fern. So hat Beethoven Goethes Verständnis und Anerkennung, nach der ihn so sehr verlangte, nicht errungen; auch das gehört zu den vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen des Meisters.

Goethe hat seitdem von Beethoven keine Notiz genommen. Im Jahre 1822 widmete Beethoven ihm die Komposition „Meeresstille und glückliche Fahrt"; er sandte ihm ein Exemplar, aber er bekam keine Antwort. 1823 schrieb Beethoven nochmals an Goethe. Er hatte seine große Messe komponiert und suchte Subskriptionen hervorragender Personen, um ihre Herausgabe zu ermöglichen. Er wünschte, daß auch der Großherzog von Weimar subskribiere, und bat Goethe um seine Fürsprache. Er rechtfertigt seine Bitte damit, daß seine Kunst ihm bisher wenig eingetragen habe und daß er für die Erziehung eines jungen Neffen sorgen müßte. Auch auf diesen Brief hat Beethoven keine Antwort erhalten, wie Schindler schmerzlich bewegt bemerkt.

Goethe hat Beethovens Größe nicht verstanden. Marianne von Willemer schrieb 1821 an Goethe: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so möchte ich wohl, Beethoven schriebe Melodien zu jenen herrlichen Liedern (Suleika), er würde sie ganz verstehen, sonst niemand. Ich habe dies lebhaft empfunden, als ich diesen Winter die Musik zu Egmont hörte, die ist himmlisch. Er hat Sie ganz verstanden, ja man darf fast sagen, derselbe Geist, der Ihre Worte beseelt, belebt seine Töne." Aber Goethe geht auf den Vorschlag nicht ein und gibt ihr eine kühle Antwort: der Komponist verstehe selten den Dichter, aber Beethoven habe darin Wunder getan; es war ein glücklicher Einfall, die Musik zu Egmont durch kurze Zwischenreden dergestalt zu exponieren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann. Und das ist alles. Im Jahre 1830 spielte Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Schüler Zelters, Goethe den ersten Satz der Cmoll-Symphonie auf dem Klaviere vor. Da äußerte Goethe: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!"

Goethe hat Beethoven nicht verstanden, denn sein musikalischer Führer Zelter ließ ihn hier im Stich. Sein Ringen nach musiktüchtigem Verständnis hat nicht nachgelassen. Im Jahre 1819 läßt er sich von einem musikalischen Inspektor täglich drei bis vier Stunden auf dem Klaviere vorspielen, und zwar der Reihe nach J. S. Bach, Phil. Em. Bach, Händel, Mozart, Haydn, Beethoven, Dussek; denn er wollte die Entwicklung der Musik daran kennen lernen. Und auch der musikalischen Empfindung war er wohl zugänglich. 1823 schreibt er aus Eger: „Nun aber das Wunderbarste, die ungeheuere Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska (einer Klavierspielerin), ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. . . . Ich begreife erst, was das heißt, einen solchen Genuß zu entbehren, der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaushebt." Ein solches Gemüt hätte wohl zum Verständnis Beethovens geführt werden können, wenn es richtig geleitet wäre; aber Zelter selbst verstand ihn nicht.

Im Jahre 1812 schreibt er an Goethe: „Ich bewundere Beethoven mit Schrecken. Seine eigenen Werke scheinen ihm ein heimliches Grauen zu verursachen. Mir scheinen seine Werke wie Kinder, deren Vater ein Weib oder deren Mutter ein Mann wäre." 1819 schreibt er aus Wien: „Beethoven ist hier bis in den Himmel erhoben, weil er es sich wirklich sauer werden läßt und weil er lebt." Und was ist das für ein Lob, wenn er 1813 schreibt: „Vorgestern habe ich Beethovens Ouvertüre zu Egmont recht gut

aufführen hören." Oder wenn er 1820 Beethovens Charaktersymphonien als etwas Seltsames bezeichnet? Oder wenn er 1831 den Fidelio eine scharmante, lukrative Musik nennt? Am meisten erkennt er noch Beethovens Schlachtsymphonie an (der Sieg bei Vittoria), sie habe ihn ergriffen, ja erschüttert. Und doch gehört sie zu den schwächeren Werken Beethovens. Augenscheinlich war das musikalische Gefühl bei Zelter mangelhaft entwickelt, ihn sprach nur das Einfache und Gefällige an, das Großartige und Erhabene war ihm unzugänglich. Das beweist sein Urteil über Webers Freischütz: „Die Musik findet großen Beifall und ist in der Tat so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet. Von eigentlicher Leidenschaft habe ich vor allem Gebläse wenig gemerkt. (So am 5. September 1821.)" Über Preziosa schreibt er am 19. Oktober 1828: „Der Komponist hat sich die größeste Mühe gegeben, durch wunderliche Modulation, vielerlei Tempo ein traurig-humoristisches Werk hervorzubringen, um das Diebsgesindel zu bezeichnen. Die Leute auf dem Theater und im Orchester wissen nicht, was sie hören und was sie spielen, und das Publikum sitzt mausestill, bis es aus ist." Bettina hat recht, wenn sie Zelter in einem Briefe an Goethe 1811 zu den Philistern rechnet, welche nichts die Maut passieren lassen, was sie nicht schon verstehen; und eigentlich sei doch nur das Musik, was gerade da beginnt, wo der Verstand nicht mehr ausreicht. Wie jeder bahnbrechende Geist hat Beethoven es tragen müssen, daß die meisten ihn nicht verstanden; daß er aber Goethes Anerkennung nicht fand, das hat ihn besonders tief geschmerzt.

Aber diese Dissonanz im persönlichen Begegnen löst sich in die schönste Harmonie auf, wo beide zusammenwirken: in den Liedern Goethes und im Egmont. Schon 1790 hat Beethoven das Lied aus Claudine von Villa bella komponiert: Mit Mädeln sich vertragen. Später komponierte er das Mailied: Wie herrlich leuchtet mir die Natur. Beide Kompositionen sind nicht bedeutend. 1808 setzte er vier Melodien zu dem Liede: Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide. 1810 komponierte er Wonne der Wehmut: Trocknet nicht Tränen ewiger Liebe; dann Mignons Lied: Kennst du das Land! Endlich nach Bettinas Abreise: Neue Liebe, neues Leben. Diese drei sind seine bedeutendsten Lieder. Weniger bedeutend sind: Es war einmal ein König (aus Faust), Gretels Warnung: Mit Liebesblick und Spiel und Sang; Sehnsucht: Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus? Endlich das Lied: Kleine Blumen, kleine Blätter. Beethoven hat diese Kompositionen als op. 75 und 83 herausgegeben. Im Jahre 1814 oder 1815 komponierte Beethoven: Meeresstille und glückliche Fahrt op. 112 für vier Singstimmen und Orchester; von bedeutender Tonmalerei. Endlich das Bundeslied op. 122: In allen guten Stunden, erhöht von Lieb' und Wein.

Zu den bedeutenden, unvergänglichen Kompositionen Beethovens gehört die Musik, welche er zu Goethes Egmont geschrieben hat. Ein Theater in Wien beschloß, klassische Dramen aufzuführen; Gyrowitz wurde beauftragt, die Musik zu Schillers Tell zu setzen, Beethoven zu Goethes Egmont. Er beschäftigte sich damit im Winter 1809/10. Antonie Adamberger, die spätere Braut von Theodor Körner, sollte Klärchen spielen; ihr verdanken wir einen Zug aus Beethovens Leben. Anfangs 1810 wurde er von ihrer Tante zu ihr geführt und fragte: „Können Sie auch singen?" Sie antwortete: „Nein!" Da sprach er: „Was? Sie sollen ja die Lieder in Goethes Egmont singen!" Da erzählte sie ihm, daß sie zwar früher gesungen, es dann aber aufgegeben habe, um ihr Organ zu schonen. Da lachte Beethoven und sagte: „Das wird was Sauberes werden!" Sie mußte nun ihre Noten holen und sang ein Rondo von Zingarelli, während Beethoven sie begleitete. Dann strich er ihr über die Stirn und sagte: „So, nun weiß ich's." Nach drei Tagen kam er wieder, hatte die Lieder komponiert, sang sie ihr vor und gab ihr auf, sie einzuüben. Nach einigen Tagen kam er nochmals, übte sie mit ihr durch und sagte dann: „So ist's recht, so singen Sie, lassen Sie sich nichts einreden und machen Sie mir kein Mordent dazu." Bei der Probe im Theater dirigierte Beethoven selbst. Ein alter Herr sagte, als die Lieder gesungen waren: man sollte sie nicht mit Orchester, sondern lieber mit der Gitarre begleiten. Da wandte sich Beethoven zum Orchester und sagte mit flammendem Blick: „Der versteht's!" Übrigens

urteilte auch Goethe, die Komposition der beiden kleinen Lieder sei zu kompliziert, zu selbständig.

Vor allem ist zu loben, daß die Musik zu Egmont sich bescheiden zurückhält, sie tritt nur da ein, wo sie zur Vertiefung des Eindrucks dient, so schließt sie sich harmonisch dem Texte an. Sie besteht aus der Ouvertüre, vier Zwischenakten, zwei Liedern und der Schlußsymphonie. Die Ouvertüre beginnt mit einer kurzen majestätischen Einleitung, welche uns auf Großes vorbereitet. Das Allegro bringt dann ein unruhiges Motiv, durch zwei Oktaven in die Tiefe hinabsteigend; daran schließt sich eine kurze Phrase in zitternd bewegten Tönen, denen ein wuchtiger Baß antwortet. Hier wird das lebendige Pulsieren der Volksseele geschildert, wie es in den bewegten Volksszenen des Dramas sich zeigt. Dann tritt das zweite Thema ein. Es ist kurz, nur vier Takte lang; aber diese vier Takte haben einen verschiedenen Charakter. Die beiden ersten drücken in kurzen wuchtigen Akkorden die feindliche Macht aus, welche beherrschend eingreift. Es ist Alba mit seinen Spaniern, der die freie Bewegung unterdrückt. Ganz anders sind die beiden letzten Takte des zweiten Themas; in sanften, freundlichen Tönen wird ein stilles Glück geschildert, welches durch die rauhe Gewalt nicht zerstört wird: es ist das Liebesglück Egmonts und Klärchens. Dieser Gegensatz wird dann umgekehrt. Das erste unruhige Motiv wird zu einer sanften Melodie gewandelt, welche in verschiedenen Tonarten durchgeführt wird und uns das Glück mitempfinden läßt; dazwischen treten einzelne herbe Schläge, welche es zu zerstören drohen. Dann taucht in der Tiefe wieder die Volksbewegung auf, das erste Motiv klingt an, setzt sich durch, und nun kehrt das Allegro in seinen Anfang zurück. Noch einmal, aber voller und wuchtiger, wird das bewegte Volksleben uns vorgeführt; wieder greift das zweite Motiv Halt gebietend ein, und nun kämpfen die beiden Teile des zweiten Themas gegeneinander. Immer energischer macht sich der gewaltsame Teil geltend, immer rascher folgen die hastigen Schläge. Immer klagender, immer schwächer wird die zweite liebliche Hälfte, bis zwei jäh abbrechende Töne mit nachfolgender Generalpause andeuten, daß das stille Glück zerstört ist. Wenige tanggezogene Akkorde geben der Klage um dies zerstörte Glück Ausdruck; sie gehen aber sofort über in einen triumphierenden Siegesmarsch, welcher darstellt, daß dennoch der Held den Sieg davonträgt über die brutale Gewalt.

Im ersten Akte hören wir Klärchens Lied: Die Trommel gerührt, das Pfeifchen gespielt! Die Melodie geht erst in Fmoll unruhig bewegt, dann aber jubelnd in Fdur: Ich folg' ihm zum Tor 'naus mit jubelndem Schritt. Und doch liegt über dem Ganzen eine düstere Ahnung, die unruhige Bewegung in der Begleitung, die grollenden Bässe und die schrillen Töne der Pikkoloflöte deuten das drohende Verderben an. Dazu hätte eine Gitarre nicht ausgereicht.

Im ersten Akt werden uns vorgeführt das Volksleben und seine Wünsche, die Pläne der Regentin, Klärchen und Brackenburg; wir hören, daß spanische Truppen im Anzug sind; niemand weiß wozu? Diesem Gefühl der Ungewißheit gibt der erste Zwischenakt Ausdruck. Das Andante möchte man überschreiben: Bange Erwartung. Doch die tröstliche Zuversicht, daß alles noch gut gehen werde, setzt sich durch, eine innige, sanfte Melodie beherrscht das Ganze. Dann aber kommt ein unheimliches Allegro con brio. Dunkle Töne in der Tiefe erschrecken, schnelle Figuren steigen auf wie Meereswellen, setzen sich durch alle Oktaven fort, das ganze Orchester ist wie vom Sturm gepeitscht; dazwischen deuten einzelne feste Figuren einen unbeugsamen Willen an, der vor nichts zurückschreckt. Mit Besorgnis sehen wir der weiteren Entwicklung entgegen.

Im zweiten Akt werden die Pläne der Spanier deutlich, die Freiheit soll vernichtet werden. Das große Gespräch zwischen Oranien und Egmont hat nicht den Erfolg, daß dieser flieht; er traut auf sein gutes Recht und hofft den Sturm zu beschwören. Dieser von Zuversicht getragenen Überlegung gibt der zweite Zwischenakt Ausdruck. Auf abgerissene, fragende Akkorde folgen feste zuversichtliche Töne: Egmont überlegt, aber die Zuversicht dringt durch, der Held hofft den Kampf siegreich durchzuführen. Aber kurze Pralltriller im Baß erinnern an die unheimliche Macht.

Im dritten Akt hören wir von der Regentin, daß Alba mit einem Heere kommt,

die Niederlande zu bändigen; dann sehen wir das Liebesglück Klärchens und Egmonts, das ausstrahlt in dem wunderbaren Lied: Freudvoll und leidvoll. Bange Sorge, zärtliche Sehnsucht, innige Liebe ringt sich empor zu dem Ausruf: Glücklich allein ist die Seele, die liebt! Der folgende Zwischenakt bringt dieses Lied in Variationen, wie nur Beethoven sie erfinden konnte. Dann tritt ein kriegerischer Marsch ein, der die Ankunft der Spanier verkündet. Ein Zwischensatz in Fmoll deutet die gedrückte Stimmung des Volkes an.

Im vierten Akt fällt die Entscheidung: Egmont wird durch Alba gefangen genommen. Der vierte Zwischenakt gibt in schrillen Akkorden dem Entsetzen über diesen Frevel Ausdruck. Dann folgt ein Larghetto: stille und hoffnungsreiche Ergebung. Endlich Andante agitato: die zunehmende Empörung des Herzens, die den Helden retten will.

Die Handlung eilt zum Schluß. Klärchen, nachdem sie einen ohnmächtigen Rettungsversuch gemacht hat, nimmt Gift; ein trauerndes Larghetto bei offner Szene deutet ihren Tod an und gibt unserm Schmerz über denselben Ausdruck. Nun kommt die Szene, welche den Höhepunkt des Dramas bildet, und Beethoven hat allen Reichtum seines Geistes aufgeboten, sie musikalisch zu erklären. Egmont ist im Gefängnis, hat sein Todesurteil gehört, legt sich zum letzten Schlummer nieder. Da erscheint ihm im Traume die Freiheit in Klärchens Gestalt und reicht ihm den Lorbeerkranz. Die musikalische Darstellung dieses Vorgangs ist überwältigend. Sanfte Akkorde begleiten seinen Schlummer, da füllt ein Lichtschein das dunkle Gemach, schnelle Figuren der Flöten und Klarinetten bezeichnen das aufschimmernde Licht, die Töne werden langsamer, und indem die Göttin aus den unbestimmten Umrissen hervortritt, geht das Orchester in ein choralartiges Siegeslied über von himmlisch-erhabener Schönheit. Als Cäcilia den himmlischen Gesang hörte, ward sie verzückt, das irdische Instrument glitt ihr aus den Händen. So vergessen wir bei diesem himmlischen Siegeslied das irdische Material, es ist ganz Geist, die sanften und hohen Töne der Hörner ergreifen uns mit magischer Gewalt: ob ich im Leibe oder außer dem Leibe gewesen bin, ich weiß es nicht! so möchte man mit dem Apostel sprechen. Einige rasche Läufe deuten dann an, daß der Held noch durch den Tod hindurch muß, die Göttin macht eine traurige Gebärde, aber das erhabene Siegeslied dringt wieder durch, die Göttin neigt sich zu dem Helden, und indem sie ihm den Lorbeerkranz überreicht, deutet sie an, daß sein Tod dem Vaterlande den Sieg bringen werde. Egmont macht im Schlafe eine Bewegung ihr entgegen. Da ertönt die Trommel der Wache, die Erscheinung verschwindet, Egmont erwacht, Soldaten füllen das Gemach, und während man Egmont zum Schafott führt, ertönt die rauschende Siegessymphonie, welche auch den Schluß der Ouvertüre bildete.

So oft wir dies Kunstwerk hören, zweifeln wir, wem die Palme gebührt, ob Goethe oder Beethoven. Seien wir dankbar, daß hier die beiden Schwestern, Poesie und Musik, sich so schön vereinen, und daß die beiden großen Geister, die im Leben sich nicht gefunden haben, hier in harmonischer Verbindung den Zuhörer zur reinsten Freude, zur höchsten Begeisterung erheben.

Waldgenesen.

Nun lass unsre Freude spriessen,
Wie Waldesgras!
Wie selig kann der geniessen,
Der hier genas!

Wir, die an Wunden gelitten,
Die Weltwahn schlug,
Wir Armen, die mitgeschritten
Im Geisslerzug!

Die wir durchfiebert gewesen
Von Leidensglut, —
Wie rieselt das Waldgenesen
Uns hold durchs Blut!

Wie tönen die gellen Lieder
Weit, weit entfernt,
Dem Herzen, das selig wieder
Das Lachen lernt!

Das helle, das goldene Lachen,
Das tönt, — nicht gellt, —
Das gute Sichluftigmachen
Über die Welt!

Was kann den noch tief verdriessen,
Der so genass?
Nun lass unsre Freude spriessen
Wie Waldesgras! —

Frida Schanz.

Pflanzung eines deutschen Ansiedlers in Südwestafrika

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Südwestafrikanisches Farmleben.

Von

Stefan v. Kotze.

Ich habe mich nicht persönlich mit Deutsch-Südwestafrika verfeindet. Dazu sind wir nie innig genug geworden. Aber so gern ich an die Tage zurückdenke, die ich dort verlebt habe, so sehr ich die guten Eigenschaften unserer einzigen weißen Kolonie schätze, so angenehm ist es mir, diese flüchtigen Zeilen aus Berlin und nicht etwa aus Keetmanshoop oder Otjimbingue datieren zu können — ganz abgesehen von den jetzigen und allen zukünftigen Aufständen, Etatkürzungen, offiziellen Erlassen, Landgesetzen und ähnlichen katastrophalen Ereignissen.

Aber das ist mein eigener Geschmack, meine individuelle Sehnsucht nach dem Norden, nach Novemberwetter, nach menschlichen Termitenhaufen. Unzählige tatkräftige Männer und lebensfrische Frauen jedoch, denen an der Sezessionsausstellung, der elektrischen Straßenbahn und anderen Kulturereignissen nicht viel gelegen ist, ersticken langsam in den engen Häuserreihen der Großstadt, der von Vorurteilen und Vorschriften umgrenzten Kulturexistenz Alteuropas. Und sie atmen auf in der Freiheit da draußen und wachsen und gedeihen — gar nicht zu reden von der Vermehrung. Sie sind wertvolles Material, das zu Hause verkümmern, das in fremden Kolonien nach alter deutscher Sitte uns politisch, sprachlich und kulturell verloren gehen würde, das ein deutsches Vaterland außerhalb Deutschlands braucht. Und Südwestafrika bietet diesen Leuten, wie gesagt, die einzige solche Auswanderungsmöglichkeit, mit Ausnahme vielleicht später der Hochländer von Kamerun und Deutsch-Ostafrika.

Um so bedauerlicher scheint es, daß Deutsch-Südwestafrika, obwohl es die älteste unserer Kolonien ist, immer als Stiefkind behandelt wurde vom Reichstage sowohl als von den vielen oberflächlichen Kolonialkritikern, die ihre Weisheit teils aus dem Konversationslexikon geschöpft, teils aber, wenn sie wirklich draußen gewesen sind, ihre Nase nie über den sehr unwirtlichen Dünengürtel gesteckt haben. Südwestafrika ist ja allerdings die Streusandbüchse des Deutschen Kolonialreiches; aber einen ähnlichen verächtlichen Titel führte einstmals die Mark Brandenburg, und doch ist gerade auf diesem spärlichen Boden die siechende Blume unseres Nationalgefühls wieder frisch und kräftig emporgediehen und hat sich zu ungeahnter Herrlichkeit entfalten können. Ebenso ist es möglich, ja, unter vernünftiger Verwaltung sogar sehr wahrscheinlich, daß unsere bisher von anderen Nationen belächelten Kolonialversuche dort gerade glänzende Resultate erzielen werden, trotz aller falschen Sparsamkeit, trotz des Bureaukratismus des grünen Tisches in Berlin und der oft bedauerlichen Unerfahrenheit und des leichtsinnigen Optimismus der Beamten in der Kolonie selbst. —

Doch dies soll keine kolonial-politische Abhandlung werden. Es sollen nur einige wenige der Eindrücke, die ich während meines kurzen Aufenthaltes im Lande gewonnen habe, flüchtig rekapituliert, ein Interieur geschildert sein. Das fällt allerdings schwer, denn, obwohl für afrikanische Verhältnisse die Kolonie nicht allzu groß ist, so ist sie doch klimatisch, geologisch und anthropologisch keineswegs homogen. Außerdem hat sich unter den deutschen Einwanderern, die ja erst in geringen Zahlen seit einigen wenigen Jahren dorthin übersiedeln, noch kein fester Typus gebildet. Es ist ja das erste Mal, daß weiße Farmer unter schwarz-weiß-roter Flagge in fernen Landen sich heimisch niederlassen; und wenn sie auch sich anzupassen suchen an die fremden Lebensbedingungen, wenn sie auch dem Beispiel der wenigen

erfahrenen Buren daselbst zu folgen versuchen, so spielen doch andere Faktoren mit. Der deutsche Farmer, vor allem der verheiratete, steht gewöhnlich auf einer weit höheren Stufe der Intelligenz und daher der Ansprüche, als der niedersächsische Bauer aus Südafrika. Es wohnt ihm außerdem eine ganz andere, oft fehlgeleitete Energie inne, ein Mangel an Geduld, die der phlegmatische Bure in Jahrhunderten von Abgeschiedenheit, Angewiesenheit auf sich selbst und wirtschaftlichem Kampf um seine Existenz gegen Mißernten, Seuchen, Kriege, gezwungene Treks usw. erwarb. Eine Burenfarm in Südafrika sieht genau so aus wie die andere, aber wenn ich eine deutsche Farm in Südwestafrika beschreibe, so passen meine Worte eben nur auf diese eine Farm — wenigstens was die Details betrifft. Und die Details bilden ja eben das ganze Interieur.

Begleiten wir einmal — nur in Gedanken natürlich — eine junge Dame auf ihrem Wege zu der Farm ihres Bräutigams im Innern.

Also Fräulein — nennen wir sie Müller, denn sie wird ja doch ihren Namen bald ändern — kommt auf einem Woermanndampfer vor Swakopmund an. Es ist Winter dort unten, und der Wind kommt von Südwest. An der flachen Sandküste steht eine schwere Brandung, und das Schiff muß weit draußen auf der Reede vor Anker gehen. Der erste Anblick des neuen Landes ist keineswegs ein erfreulicher. Enttäuscht sucht ihr Auge nach einem Stückchen Grün unter den quadratförmigen grauen Blöcken, die unregelmäßig verstreut am Strande liegen und die Häuser des Haupteingangshafens der Kolonie darzustellen versuchen. Ungeduldig erkundigt sie sich bei dem Kapitän, wann sie an Land gehen dürfe. Aber der zuckt mit den Achseln, deutet auf die drohenden weißen Streifen, die sie von der Stadt trennen, und erklärt gemütlich:

„Bei der Brandung, Fräulein, kann kein Boot landen. Sie müssen eben noch warten.“

„Ja, wie lange denn, Herr Kapitän?“

Der Kapitän wirft einen Blick auf das Barometer. Alle Kapitäne tun dies, wenn ein Passagier sie etwas fragt: das macht einen guten Eindruck und schadet nicht viel.

„Das kann noch vierzehn Tage dauern,“ heißt die tröstliche Antwort. Und damit muß sie sich bescheiden und, ehe sie noch auch einen Fuß auf den Boden Südwestafrikas gesetzt hat, ihre erste Geduldsprobe durchmachen.

Das Wetter hat jedoch ein Einsehen, und schon am nächsten Nachmittag setzen die ersten schweren, von Krubons bemannten Boote von Land ab, um die Passagiere zu holen. Sie vertraut sich mit ihren allernötigsten Gepäckstücken einem dieser ungeschlachten Fahrzeuge an, und wird von sehnigen Armen schnell dem ersehnten Ziel entgegengerudert. Schon ist sie ganz nahe, schon glaubt sie ihren Bräutigam am Strande unter den Wartenden erkennen zu können, als die erste Brandungswelle das Boot gepackt hat. Die ganze Geschicklichkeit der an der Westküste Afrikas von Nord bis Süd berühmten Kru-Neger, der Ureinwohner Liberias, gehört dazu, um ein Kentern zu verhindern. Wird durch irgendeine Unaufmerksamkeit des Steurers das Boot breitseits getrieben, so ist es verloren und rollt über und über, um schließlich in die Tiefe gezogen zu werden. Nichtsdestoweniger geht es auch bei der sorgsamsten Steuerung nicht ohne Schaden ab, denn ein- bis zweimal stürzt sich eine von hinten heranbrausende See über das Fahrzeug, und als endlich der Kiel auf dem weichen Sande aufläuft, die Besatzung auf Land springt und das Boot in der nächsten Minute in Sicherheit bringt, sind sämtliche Passagiere von oben bis unten durchnäßt und ihre Pakete schwimmen in dem halb gefüllten Boot lustig auf und nieder. Nachdem am sicheren Strande ein fröhliches Wiedersehen gefeiert worden ist und man die hohe Zollbehörde beruhigt hat, geht es in eins der recht zahlreichen Hotels, durch tiefen Dünensand stampfend, um sich von den Schrecknissen der Landung zu erholen.

Die erste südwestliche Ansiedlung! In ihrer Chronologie wenigstens. Das Mädchen kramt den ganzen aus Deutschland mitgebrachten Optimismus, den die Zollbehörde durchgelassen, aus ihrem Gepäck zusammen und versucht tapfer, die Umgegend schön zu finden. Es fällt schwer, sehr schwer, so freundlich auch all die vielen fremden Leute zu ihr sind. Es sieht alles so eintönig, so tot aus, grau in grau, wie die Perspektive eines Klosterlebens. Wäre „er“ nicht an ihrer Seite, sie kehrte am liebsten sofort um. Aber ihm zuliebe heuchelt sie ein Interesse, das ihr fremd ist.

Wirklich — Swakopmund ist nicht einladend zu nennen. Es fehlt ihm jeglicher ideale Zug, wenn man nicht einen armseligen Springbrunnen inmitten einer mit Arabesken aus eingepflanzten Flaschen verzierten Wüstenei ausnehmen will. Friedrich der Große hat bekanntlich den Winkelsatz des Dreiecks in Verse gebracht; aber an Swakopmund würde auch seine hervorragend poetische Ader gescheitert sein (die gescheiterte Ader habe ich mir patentieren lassen). Feuchte Wasserdämpfe lagern mehr oder minder drückend auf der Dünenlandschaft, die man ihrer topographischen Beweglichkeit halber besser Wanderschaft nennen könnte. Die planlose Weitläufigkeit der Häuseransammlung läßt das zur Gemütlichkeit nötige Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht zu stande kommen. Das Ganze macht den Eindruck einer Trauergesellschaft, die sich nicht gegenseitig vorgestellt worden ist. Und das Grün fehlt, das lebendige Grün. Das Meer ist da — aber wer vier Wochen lang ausschließlich Wasser geschwelgt hat, und noch dazu Salzwasser, dem bietet auch der Ozean nur den Anblick einer Wüste.

Doch dort drüben, weit im Innern, wird es schöner werden. Und tapfer blickt das junge Mädchen in die Zukunft. Denn am nächsten Tage ist Hochzeit, und den Tag darauf schon in aller Frühe fährt sie mit der schmalspurigen Bahn inland nach Windhoek. In der Morgenfrische reist es sich angenehm genug in dem Coupé, obwohl es über alle Maßen langsam geht. Aber man hat sich viel zu erzählen, und von allen Seiten stürmen neue Eindrücke auf die junge Einwanderin ein, die sie den ersten Tag vergessen machen.

Langsam aber steigen die Sonne und der

Stand. Gegen 10 Uhr ist es unerträglich heiß geworden. Nirgends ein Stück Grün in den flimmernden Dünenketten, nirgends eine, wenn auch noch so kleine Oase der Fruchtbarkeit. In den Khanfluß hinunter, durch glühende schwarze Felsen gleitet die Bahn und läuft getrost in dem ausgetrockneten Bett des gewaltigen Stromes aufwärts, um an einer geeigneten Stelle mit Hilfe von Vorspannmaschinen wieder emporzuklimmen aus diesem Stück Öde und Verlassenheit. Aber immer noch ändert sich das Gesicht der Landschaft nicht. Die paar grau-grünen verkümmerten Dornbüsche am Wege intensivizieren eher die allgemeine Trockenheit. Den einzigen gärtnerischen Schmuck, den die Eisenbahnstationen aufzuweisen haben, sind ein paar starre, kandelaberartige Aloebäume. Die europäische Kultur markieren lediglich die immer reichlicher an der Strecke herumliegenden leeren Bierflaschen, die durstige Passagiere aus dem Zug herausgeworfen haben.

Endlich am Nachmittag, hinter Jakalswater, von wo aus die Bahn einen gewaltigen Bogen gen Norden um das Gebirge herum beschreibt, beginnt sich die Vegetation langsam zu vermehren. Aber die Gegend bleibt flach und langweilig.

Längst ist das Gespräch erstorben. Die Apathie der Wüste lagert schwer auf allen Mitreisenden. Jedermann sehnt sich nach der Nacht, verfolgt durch die abgetönten Scheiben des zum Bratofen gewordenen Wagens den Niedergang der Sonne und berechnet mechanisch nach den Kilometerpfählen die Entfernung der Halbwegsstation Karibib. Je später es wird, je tiefer das grausame Tagesgestirn sinkt, desto mehr wächst es in die Breite, desto intensiver beginnt es zu glühen, aber nunmehr glücklicherweise nur in Farben. Die Staubpartikel in der trockenen Luft verwandeln die hoffnungslose Einöde langsam in ein Wunderland voll zarter Lichter und Nuancen, die keine Feder beschreiben, kein Maler auf seiner Palette finden kann. Feuerrot versinkt der enorme Sonnenball langsam hinter dem Horizont. Und dann wird es auf einmal dunkel und — was noch angenehmer ist — kalt. Fernher blitzen die elektrischen Lichter von Karibib. Bald darauf fährt der Zug ein. Dort wird übernachtet, und am nächsten Morgen geht es weiter nach Windhoek. Jetzt wird die Umgebung interessanter und bergiger. Aber es ist ebenso heiß wie am Tage zuvor, und die Passagiere sind ebenso durstig. Denn es ist ja eine trockene Hitze.

Wieder ein endlos langer Tag, noch ein herrliches Untergehen der Sonne, die wie ein leidenschaftliches Weib mit einer Stunde unendlicher Zärtlichkeiten ein ganzes Leben voller Qual vergessen machen will — und die Hauptstadt der Kolonie ist erreicht.

Wenn es auch, der Jahreszeit entsprechend, tot genug in der Umgebung aussieht, so beginnt sich doch das Herz der jungen Frau etwas zu heben. Ein Ausflug nach den Rieselgärten des benachbarten Klein-Windhoek mit seinen schönen Palmen, Weinstöcken und Fruchtbäumen flößt ihr neue Zuversicht ein. Und das ist gut, denn jetzt soll sie alle Hilfsmittel der modernen Zivilisation hinter sich lassen und ihre Reise nach der entlegenen Farm ihres Mannes auf dem landesüblichen Ochsenwagen antreten. Erstaunt betrachtet sie das klotzige, federlose Gefährt. Am liebsten möchte sie rebellieren. Aber die zweitägige Fahrt hat ihr Rückgrat gebrochen. Wer einmal auf der Windhoekbahn gefahren ist, dessen Geschmack ist geläutert worden.

Unter dem Zeltdach aus starkem Segeltuch, das über den Wagen gespannt ist, hat man ihr einen Sitz aus Kissen und Decken gebaut; denn auf der „Vorkiste“ zu balancieren, ist nicht jedem gegeben, am allerwenigsten einer jungen Dame.

Zwanzig langhörnige hochbeinige Ochsen werden paarweise eingespannt, nachdem der schwarze Führer sie wie bei einer preußischen Landtagswahl bei Namen aufgerufen, ihnen das Joch umgelegt und sie an die langen Zugketten befestigt hat. Dann schwingt er die gewaltige Peitsche, schreit „Treck!“, und unbeholfen rumpelt der schwere Kasten hinaus in die Wildnis, auf was man dort zu Lande mit unverständlichem Optimismus eine Straße nennt. Mit etwaigen Hindernissen, Steinen, Baumwurzeln, Löchern u. dergl. nimmt es der Treiber nicht sehr genau. Der Wagen kann es ja aushalten, und wer drinnen sitzt, „muß“.

Aber bald wird es der jungen Frau zu viel, und sie zieht es vor, trotz des beschwerlichen sandigen und felsigen Weges, des Staubes und der glühenden Sonnenhitze, doch wenigstens ab und zu auf eine halbe Stunde zu Fuß zu folgen, um sich zu überzeugen, daß sie noch keine lebensgefährlichen Verletzungen und Knochenbrüche davongetragen hat. Ganz so langsam, als es aussieht, bewegt sich übrigens das wandernde Haus gar nicht fort. Auf nicht allzu schlechtem Boden kann man $4^1/_2$—5 km in der Stunde zurücklegen. Mit unvergleichlicher Ausdauer ziehen die Ochsen ihre Last, bergauf und talab, nur unterbrochen durch kurze Outspans; denn Wasser genug für die Tiere kann man nicht mitführen, und die Entfernungen zwischen einer Wasserstelle und der anderen sind oft ganz bedeutende. Auch nachts geht es auf langen „Durststrecken“ weiter, bis zur absoluten Erschöpfung arbeiten die Gespanne im Joch dem fernen Labsal entgegen; aber oft, besonders in den dürren Wüsten des Küstenlandes, kommt es vor, daß man seine ganze Karawane verliert und im Sande stecken lassen muß, um nur sich selbst vor dem Tode des Verdurstens zu retten.

Auf dem Hochlande ist es nachts im Winter ganz empfindlich kalt, ja das Thermometer sinkt häufig unter den Gefrierpunkt, und man findet frühmorgens dicke Eisklumpen in den mitgeführten Wassersäcken und Behältern. Die Kälte wirkt um so schärfer, als sie sich unvermittelt an die brennende Hitze des Tages anschließt. Da freut man sich doppelt des Lagerfeuers und des brodelnden Kaffeekessels — wenn das Herz auf einer Rigihöhe überhaupt den Genuß eines solchen Anregungsmittels gestattet.

Aber die Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten der Fahrt werden für die mutige junge Deutsche reichlich aufgewogen durch das begleitende Abenteuerliche. Es ist ein rechtes Zigeunerleben, das sie auf der Reise führt. Sie schläft unter einem Zeltdach, d. h. wenn sie kann, sie brät sich das Fleisch des eben geschlachteten Ham-

mels auf den glühenden Kohlen, sie bäckt ihr Brot in dem primitiven Eisenofen und fertigt sogar Kuchen an mit Hilfe von etwas Zucker und dem reinen weißen Fett, das sie aus dem Schwanz des Schafes ausbrät. Liefert doch ein solcher Schwanz oft über 1 kg äußerst wohlschmeckenden Buttererjatzes.

Und dann, wenn einmal eine Nacht hindurch an einer Quelle kampiert wird, sitzt sie am Lagerfeuer und blickt hinaus in die klare Unendlichkeit um sie herum. Der Sternenhimmel in jenen trockenen Breiten ist so hell, so lichterfüllt, wie ihn kein Nordländer je geschaut. Zur Neumondzeit wirft die Venus merkliche Schatten. Die Schwarzen sitzen seitab und unterhalten sich mit unendlichen Erzählungen über Dinge, denen noch kein Europäer Verständnis abgewonnen hat. Sonderbare Tierstimmen werden laut. Das Bellen der Hyänen schallt von der Ebene herüber, und in einer bewachsenen Schlucht schnattert eine Herde Paviane. Es ist noch nicht so lange her, daß auch die Stimme des Königs der Tiere dort die nächtliche Stille mit seinem mächtigen Ordnungsruf unterbrach, dem die ganze Tierwelt augenblicklich gehorchte und in tiefes Schweigen verfiel. Auch jetzt noch soll es gelegentlich vorkommen, daß ein Löwe aus der Kalahariwüste bis in das Zentrum der Kolonie vordringt, einem Rudel Antilopen folgend. Leoparden, die in Südwest Tiger genannt werden, sind noch immer gefürchtete Nachtgäste. Die Ochsen suchen sich in der Nähe ihre spärliche Nahrung, denn gegen Ende der Trockenzeit ist das hohe gelbe Gras — das natürliche Heu — längst abgefressen oder vielleicht durch einen der gefürchteten Steppenbrände vernichtet worden. Hier und da zwischen schützenden Felshaufen ragen noch einige Büschel hervor.

Endlich ist die Farm erreicht, und die Frau tritt in ihre Herrscherrechte ein. Untertanen hat sie gewöhnlich genug, aber es ist nicht leicht für eine Deutsche, sich in die afrikanischen Dienstbotenverhältnisse hinein zu finden, obwohl sie doch wahrhaftiglich daheim nicht verwöhnt worden ist. Zunächst heißt es sich verständigen mit ihren Boys und Mädchen. Allerdings sind die Leute meist gelehrig genug, aber dafür beleidigen sie täglich und stündlich das Reinlichkeitsgefühl der Hausfrau, die sie vergebens auf die Nützlichkeit der Seife aufmerksam zu machen sucht. Besonders in der Küche sieht sie sich genötigt, überall selbst Hand anzulegen, wenn ihr nicht der ganze Appetit vergehen soll.

Die Materialien zur Speisekarte sind in ihrer Auswahl sehr beschränkt. Rindfleisch ist selten, denn Vieh ist wertvoll. Milch gibt es ja gewöhnlich zur Genüge, obgleich die einzelnen Kühe nur sehr wenig abgeben. Hühner muß sie sich gewöhnlich erst selber ziehen, sonst heißt es: Hammel — Hammel — Hammel Tag für Tag, wenn man nicht von Konserven leben will, die in abgelegenen Gegenden natürlich sehr teuer sind. Ein kleiner Gemüsegarten sorgt für Beikost, denn auf dem subtropischen Hochlande gedeiht bei genügender Bewässerung fast jedes europäische Gemüse. Vielleicht wird man dereinst die unwirtlichen und hoffnungslosen Küstendünen zu Spargelbeetanlagen en gros verwerten. — Doch das ist wohl noch lange hin. Mehl, Reis usw. müssen natürlich importiert werden, wenn auch hier und da für die Schwarzen etwas Mais gebaut wird.

Das Wohngebäude selbst ist ein langgestrecktes, niedriges, einstöckiges Haus, aus Stein oder lufttrockenen Ziegeln gebaut und weiß angestrichen. Das flache Dach besteht aus einem Riedgeflecht, das durch eine Lehmschicht wasserdicht gemacht ist. Manche Leute leisten sich allerdings auch Wellblech, und in Kleinwindhoek z. B. gibt es ein solches Wohngebäude, auf dessen Dach sich der Besitzer noch dazu den Luxus einer Kegelbahn erlaubt hat. Der Fußboden besteht meistens aus gestampftem Lehm, der oft — horribile dictu — behufs Befestigung mit Ochsenblut vermischt wird. Hierüber werden Decken und Felle gelegt, und nach dem Geschmack der Einwohner können die kühlen hohen Räume äußerst wohnlich ausgestattet werden. Die Küche liegt gewöhnlich etwas seitab, und in der Nähe befindet sich auch ein kleines Haus für die Dienerschaft, während weiter entfernt, aus gewichtigen Gründen, eine oder zwei der konischen Grashütten, in denen die Familien der Farmarbeiter hausen, emporragen, soweit solche Machwerke überhaupt „ragen“ können. Oft befindet sich bei einer solchen Farm auch ein Kaufladen, der bei den großen Entfernungen von Zentralpunkten der Zivilisation für die Umgebung sehr nützlich ist. Dort kann man alles kaufen, was das Menschenherz begehrt: von Zündhölzern und Zigarren, Reis, Kaffee, Zucker und Kleiderstoffen bis zu Spirituosen und gar im Lande gezimmerten Karren und Ochsenwagen. Bares Geld gibt es allerdings wenig auf den einzelnen Farmen, und manchmal besteht der ganze Reichtum, der sich in Landesmünze im Hause befindet, aus einem verirrten Dreimarkstück. Alles wird mit Vieh, Schafen, Pferden, Naturalien usw. bezahlt, die dann erst von Händlern oder den größeren Unternehmern in Geld umgesetzt werden, welches auf der Bank deponiert wird.

So billig man auch dort leben kann, wenn man sich dem Landesgebrauch und -geschmack fügt, so teuer sind alle Luxusartikel, und gar Bier oder Wein erreichen oft unerschwingliche Preise. Kostet doch selbst in Windhoek trotz seiner Eisenbahnverbindung mit der Küste eine einfache Flasche deutschen Lagerbiers 2 Mk. in den Hotels.

Wie gesagt, Beschäftigung genug findet die Hausfrau auf einer Farm. Es wird früh aufgestanden und sie muß das Melken der Kühe beaufsichtigen, sonst dürften ihr die Eingeborenen zuvorkommen. Dann gibt es Frühstück, und der Mann geht oder reitet hinaus, um sich um die Wirtschaft zu bekümmern, während sie zurückbleibt und sich der vielen häuslichen Arbeiten annimmt, als da sind: Fütterung des Geflügels und der sonstigen Tiere, Vorbereitung zum Mittagessen, Beaufsichtigung der mit verschiedenen Reinigungs- und Kulturarbeiten beauftragten Dienstboten und besonders der Waschmädchen, die sonst bald die schöne Leinwand ruiniert und die Hemden zersetzt haben. Auch über die im Garten arbeitenden Leute hat sie die Oberaufsicht zu führen. Ebenso verläuft der Nachmittag, wenn nicht einmal uner-

warteter Besuch kommt, der teils angenehm, teils sehr unangenehm sein kann, je nach der Farbe. Es ist immer ein großes Fest, wenn mal ein Weißer einkehrt auf der Farm, und wenn ihn gar eine weiße Frau begleitet, so ist der Freude kein Ende, und was immer nur Küche und Keller leisten können, wird aufgetragen; denn dort draußen kann man nicht zum Delikatessenhändler um die Ecke schicken und sich schnell etwas zum Abendessen holen lassen — dort bildet der gedeckte Tisch das Kriterium für die häuslichen Eigenschaften der Farmerin. Anders ist es, wenn eine Gesellschaft Hottentotten oder Hereros erscheint, sich auf der breiten Veranda niederläßt und sich höflich und mit einer nur durch ihre Unkenntnis der deutschen Sprache beschränkten Schwulstigkeit nach dem Wohlergehen des Baas erkundigt. Nach dieser Einleitung rücken sie mit dem eigentlichen Zweck ihrer Visite heraus. Natürlich Betteln! Und zwar zunächst um Schnaps, wenn sie nicht gar in Anbetracht ihrer großen Freundschaft für die Familie gleich bares Geld verlangen. Das spirituose Ansuchen wird energisch zurückgewiesen, und allmählich schrumpfen ihre Ansprüche bescheidentlich zusammen, und sie gehen nach einem Geschenk von etwas Tabak, Nahrungsmitteln und ähnlichen Kleinigkeiten von dannen, um eine andere Farm mit ihrem Besuch zu beglücken. In der Abwesenheit ihres Mannes muß die Frau allerdings manchmal sehr scharf auftreten, denn unter Umständen werden die Nigger außerordentlich frech, und häufig genug ist es vorgekommen, daß die einsame Gattin eines Farmers mit dem Revolver oder Gewehr in der Hand sich der unverschämten Sippe entledigen mußte.

Abends, wenn es etwas kühler geworden ist, wird vielleicht ein Ritt unternommen, denn Reiten lernt dort bald jede Frau. Die Pferde sind allerdings nicht immer zur Hand, obgleich die für den täglichen Gebrauch bestimmten Tiere nur gekoppelt auf die Weide gehen, d. h. es werden mit einer Kette oder einem Riemen Hals und eine Vorderfessel so eng verbunden, daß Galoppieren oder Traben dem Gaul unmöglich wird, so daß es sich nur hopsend fortbewegen kann. Aber auch in dieser schwierigen Gangart entfernt er sich manchmal kilometerweit und ist erst nach stundenlangem Suchen zu finden, wenn nicht der entsandte Bote es einfach vorzieht, hinter der nächsten Felskuppe sich im Schatten eines Kameldorns niederzulassen und der Ruhe zu pflegen.

Einsam genug ist es ja auf einer solchen Farm, und einsam wird es immer bleiben, denn das Land, mit Ausnahme der Flußläufe, wird nie dicht bevölkert werden können. Seine Selbständigkeit, seine Freiheit erkauft man sich eben durch den Mangel an Verkehr mit Landsleuten, einen Mangel, der besonders Frauen schwer fällt.

Gewöhnlich treiben sich um eine Farm eine ganze Anzahl verschiedener zahmer Tiere umher. Da gibt es Strauße, die sich allerdings durch ihre Vorliebe für ein Ragout von Scheren, Nageln, Fingerhüten, Hausschlüsseln, Zigarren und ähnlichen unverdaulichen, wenn auch nützlichen Gegenständen unbeliebt machen. Auch Affen, wenn sie jung eingefangen sind, werden äußerst zahm, aber man darf sie nicht aus ihrem Käfig oder von der Kette lassen. Hunde gibt es gewöhnlich in Menge, ebenso Katzen. Vielleicht auch nimmt sich die Hausfrau eines Lämmchens an, dessen Mutter gefallen ist

So fließen die Tage dahin, einer wie der andere, ein ruhiges, wohliges Glück für zufriedene Herzen. Und wenn ab und zu noch Stunden kommen, in denen man sich hinweg sehnt, man ungeduldig wird und gegen den herausfordernd ebenen Lauf der Dinge rebelliert — das Bewußtsein, in einem eigenem Haus, auf einer eigenen Scholle zu sitzen, statt in einer Mietskaserne auf anderer Leute Grund und Boden, vertreibt schnell solche Schatten, die gerade die Sommerseite des Lebens oftmals verdunkeln. Und wenn dann gar Kinder kommen, denen man viel andere Pflege angedeihen lassen kann, als in der Großstadt, deren Jugendjahre natürliche Freiheit verschönt, deren Zukunft ein wachsender Wohlstand sichert, so erntet die Auswanderin aus der Heimat im Norden hundertfältig den Segen ihres mutigen Entschlusses.

Unterbrechungen des Landlebens, deren Seltenheit ihren Reiz bildet, gibt es natürlich auch. Da reist man auf einige Wochen nach Windhoek, wie der deutsche Gutsbesitzer in die Residenz. Und da die Eisenbahn die Küste so nahe gebracht hat, so fährt man auch wohl hinunter nach Swakopmund, demselben häßlichen Swakopmund, dessen trostloses Antlitz am ersten Tage der Landung im Schutzgebiet solch einen niederdrückenden Eindruck gemacht hat. Nicht der „Stadt" halber. Aber dort ist das Meer, das Meer! Und wenn man auf dem feuchten harten Sande am Strande steht und die letzten Ausläufer der Brandung wie kriechende, schmeichelnde Tiere die Füße lecken, obwohl die Welle eben erst polternd und drohend landeinwärts stürzte, dann scheint es, als brächte jeder Gischtregen, jeder sprühende Tropfen einen Gruß aus der Heimat, als wäre jede der blauen Wogen, die am Ufer in weißen Schaum zerstiebt, direkt aus der Nordsee gekommen.

Solche Stunden der sehnsüchtigen Erinnerung haben nichts des Bitteren an sich. Und wenn wieder die See weit hinten liegt, dann schmeckt die Arbeit doppelt süß, dann winkt die Zukunft frischer und rosiger als je. Und der trockene Athem des Winters küßt schnell die unwillkürlichen wehmütigen Tränen fort. — —

Wie anders aber wird das Bild auf der Farm, wenn die Regenzeit naht, die gewöhnlich im Januar oder Februar ihren Höhepunkt erreicht. Schon lange, ehe sich das erste Wölkchen am stahlblauen Himmel gezeigt hat, geht ein Ahnen, ein instinktives Vorgefühl durch die erstorbene Natur. Die trockenen Bäume setzen auf einmal tausende winziger grüner Knöspchen an. Aus dem harten Boden beginnen zarte Büschel feiner grüner Gräser zu brechen. — Bald kommt der erste Regen! Gewöhnlich in Gewitterform. In den nassen Monaten ist es vormittags ganz klar, und erst gegen 12 Uhr zeigt sich ein fernes Gewölk, das, rasch anwachsend, sich über dem nördlichen Horizont wie ein Ball erhebt. Denn Vorbedingung zum Regen in Deutsch-Südwestafrika ist der Wind von Norden, der aus dem Innern

des dunkeln Erdteils die befruchtenden Wetterwolken nach Süden treibt über die Kalahariwüste hinweg, auch sie auf einige Wochen wenigstens in ein blütenreiches Grasfeld verwandelnd. Dann fängt es an fern zu donnern, der Sturm kommt angebraust und bringt eine plötzliche Kühle mit sich, die Wolkenmassen rücken näher und näher, und nun beginnen langsam die ersten schweren Tropfen zu fallen. Immer schneller, immer heftiger, bis der Regen in einen Guß ausartet. Wild trommelt er nieder auf das Dach mit einer Heftigkeit, daß man die eigene Stimme kaum zu hören vermag. Jede trockene Rinne, jeder Bach, jeder Fluß (die Flüsse in Südwest sind ja meist weiter nichts als große Abflußrinnen für die Niederschläge) füllen sich in unglaublich kurzer Zeit mit gelben, tosenden Gewässern, die sich talabstürzen, alles vor sich her reißend. Aber lange dauert der Sturm nicht, und nur selten artet er in einen Landregen aus. Bald scheint die Sonne, um wieder bei wolkenlosem Himmel und tiefer purpurner Glut im Westen zu versinken.

Mit der Regenzeit fängt es an, sich unter der niederen Tierwelt zu regen (man verzeihe den Kalauer).

Schlangen, Skorpione und Tausendfüßler tauchen aus ihren Schlupfwinkeln auf, und ebenso beginnt die gefürchtete Termite von neuem sich an den Ausbau ihrer gewaltigen Mietskaserne und die Zerstörung aller, den Härtegrad 8 nicht erreichenden Materialien zu machen. Die Gefräßigkeit und Vernichtungswut dieser interessanten Insekten ist eine ganz unglaubliche. Und wenn sie sich auch bis jetzt noch nicht an die Stahlschienen der Eisenbahn gemacht haben, so ist man doch gezwungen gewesen, die hölzernen Schwellen durch eiserne zu ersetzen. Sie sind nicht besonders wählerisch und arbeiten sich durch Bücher, Leder, Holz, Streichhölzer, Kleidungsstücke usw. mit gleicher Emsigkeit hindurch. Besonders gefährlich sind sie der Eigenschaft halber, daß sie Pfosten und Balken innen sorgsam aushöhlen, so daß außen auch nicht das geringste zu sehen ist, bis eines schönen Tages der unvermeidliche Zusammenbruch geschieht.

Mit Schlangen, zum Teil sehr giftigen, ist Südwest reichlich gesegnet. Da gibt es die Puffotter, die Naja, die in Südafrika Cobra genannt wird, die Mamba, die oft 4 m lang wird, und die kleine, aber schreckliche Hornviper. Die Tiere scheuen absolut nicht die menschliche Behausung, und man kann sie, da die Wohnungen meistens offen stehen, an den unerwartetsten Plätzen finden. Zum Beispiel ist es keineswegs angenehm, wenn man abends beim Zubettgehen auf der Vorlage oder gar im Kopfkissen einen runden Haufen entdeckt, der sich bei unvorsichtiger Berührung sofort belebt und mit blitzartiger Geschwindigkeit einen Angriff auf den unvorsichtigen Störenfried unternimmt.

Um die Regenzeit ist es auch, wenn die Heuschrecke kommt. Die Millionen und Abermillionen von Eiern im Sande der nordöstlichen Steppen sind durch die Sommerwärme ausgebrütet worden, und in gewaltigen Heereszügen treibt das Insekt vor dem Regenwinde nach Süden, alles vor sich her vernichtend. Wo immer auch ein Schwarm einfällt, schont er weder Halm noch Blatt. Fußhoch bedeckt oft die wimmelnde Masse den Boden, um sich nach getaner Arbeit wieder zu erheben und weiter zu wandern, immer weiter. Und wenn der Wind nicht umschlägt, dann geht's hinaus in die nebelfeuchte Zone der Küste oder gar in das weite Meer, das natürlich dem Beutezug ein jähes Ende macht. Noch gefährlicher sind jedoch die sogenannten Fußgänger, die allerdings langsamer, aber um so gründlicher zerstören und vom Winde gänzlich unabhängig sind.

Mit geradezu überraschender Geschwindigkeit beginnt die Erde ihr Frühlingsgewand anzuziehen. Je wärmer es wird, desto dichter wird die sommerliche Kleidung, bis das Gras fast mannshoch auf den Ebenen steht, bis auf allen Bäumen und Sträuchern, aus den Felsritzen selbst bunte Blüten winken. Wie ein Paradies sieht das Land aus, und schnell werden die abgemagerten Weidetiere fett und lebendig. Wer Südwestafrika nur in der trockenen Zeit gesehen hat, der kann sich kein Bild machen von der geradezu wunderbaren Produktionsfähigkeit des Bodens. Und umgekehrt, wer seinen Blick hat schweifen lassen über die herrlichen Grasfelder, die im Januar und Februar (das heißt in guten Jahren) sich ausdehnen, so weit das Auge reicht, der mag sich ebenfalls ein vollständig falsches Urteil mit nach Hause nehmen. Es ist eben ein Land der großen Widersprüche. Durst und Überfluß, Wärme und Kälte, Licht und Dunkelheit treffen ohne jeglichen Übergang mit einer geradezu erschreckenden Plötzlichkeit aufeinander. So mag sich gar mancher Optimist eingebildet haben, daß eine engere Besiedelung und intensivere Kultur da draußen möglich sei; aber von Ackerbau kann für den weitaus größten Teil der Kolonie gar nicht die Rede sein, selbst wenn sich ein Markt für Massenzerealien fände. Nur in den Tälern der großen Flüsse gibt es Boden, der für den Gartenbau geeignet ist und auch nur für diesen; denn erstens ist das natürlich bewässerte Land von geringem Areal, zweitens aber lohnt es sich bei der Entlegenheit und der schlechten und teuren Verbindung nur Früchte anzubauen, die durch ihre Güte oder Seltenheit einen hohen Preis auf dem Weltmarkte erzielen können. Auf diesem bevorzugten Gelände wächst allerdings fast alles. Für die Banane ist es wohl zu kalt, Dattelpalmen jedoch, Weinstöcke, die sowohl schwere Südweine als auch Rosinen liefern, kurzum alle Produkte, die in den Oasengebieten der nordafrikanischen Wüstenzonen gedeihen, dürften auch in Südwestafrika ausgezeichnet fortkommen. Um jedoch Gemüse und dergleichen zu ziehen, bedarf es eines lokalen Absatzgebietes. Und das kann nur der Bergbau stellen. Auf ihm beruht zunächst die Zukunft und Hoffnung der jungen Kolonie. Er allein kann auf rentable Weise das Land erschließen und mit einem Wege- und Eisenbahnnetz versehen. Er allein wird durch Unterstützung der Farmen die nötige Basis eines Kulturwohlstandes gründen. Bis dahin wird alle Landwirtschaft notwendigerweise Stückwerk bleiben oder ein teurer Luxus einiger patriotischer Kolonialgesellschaften.

Der weitaus größte Teil des Landes ist wie

gesagt auf Vieh- und Schafzucht angewiesen. Die Farmen müssen daher notwendigerweise einen großen Umfang besitzen, um den Tieren über die Trockenzeit hinwegzuhelfen. Auch hier wird die Mine und ihre Arbeiter und Angestellten der hauptsächlichste Abnehmer sein, denn bis sich ein befriedigender Verkehr zwischen den Schutzgebieten und dem übrigen englischen südafrikanischen Gebiet herausgestellt hat, ist der Großhandel mit Vieh nach Osten hin aussichtslos, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten des Weges und den vielen Grenzsperrordnungen.

Alle diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf das tropische, wasserreiche und noch mehr oder weniger unbekannte Ovamboland im Norden.

Wie weit sich eine künstliche Berieselung gewisser Landstriche durch Stauwerke und Talsperren lohnen wird, das ruht noch im Schoße der Zukunft und der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Natürlich gehören große Kapitalien zu solchen Anlagen, und immerhin handelt es sich doch nur um einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz des Landes. Mit artesischen Brunnen, die Teile Australiens und das französische Nordafrika aus gottvergessenen Wüsteneien in wertvolle Landstriche verwandelt haben, hat man in Südwest wenig erfreuliche Erfahrungen gemacht, was allerdings daran liegen mag, daß die Bohrversuche niemals ernst und nachhaltig betrieben worden sind. Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, Handbohrmaschinen hinauszusenden — eine teure Spielerei, die absolut keinen Wert hat, da es sich, wenn überhaupt brauchbares Wasser gefunden werden soll, um viel bedeutendere Tiefen handelt, als mit solchen Instrumenten zu erreichen sind. Für Berieselungszwecke hat artesisches Wasser im allgemeinen wenig Wert, weil die darin enthaltenen Mineralien auf die Dauer den Boden unfruchtbar machen sollen. Doch ist es für die Vieh- und Schafzucht von ausschlaggebender Bedeutung.

Auch mit der Aufforstung des Landes hat man Versuche gemacht und große Zukunftspläne von einer Änderung des Klimas durch Bewaldung der Steppengegenden erhofft. Die Unrichtigkeit eines solchen post hoc — propter hoc Arguments liegt auf der Hand, da es sich hier nicht um Gebiete handelt, die jemals schwere Waldbestände getragen haben. Ganz hoffnungslos ist der an Stellen bis über 100 km breite Küstengürtel von Wanderdünen mit seinem erschrecklichen Mangel an Regen und dabei heißem Klima. Dort stoßen die regenschwangeren Nordwinde auf die kalten Südpolarströme des Meeres und lösen sich auf in Dünste, die besonders den dort verkehrenden Kapitänen recht bekannt sind, aber keineswegs bei ihnen beliebt. —

Doch auch in guten Jahren hat der Farmer manches Schwere durchzumachen — die bedrohlichen Grasbrände in der Trockenzeit, Heuschrecken im Sommer, Viehseuchen, Pferdesterbe und schließlich — last not least — den liebenswürdigen Eingeborenen, wie es ja gerade wieder zur Zeit der Fall ist. Wie viel Schuld an den heutigen Aufständen und schrecklichen Verlusten an Menschenleben sowohl wie an Hab und Gut, besonders gerade bei der Farmbevölkerung, der Regierung zuzuschieben ist, will ich an dieser Stelle nicht erörtern, so unbegreiflich es auch scheint, daß ein sorgfältiger, monatelang vorbereiteter Aufstand völlig überraschend kommen konnte.

An Warnungen seitens erfahrener Kenner der Verhältnisse hat es wahrhaftig nicht gefehlt. Schon nach dem Aufstand im Jahre 1893 schrieb Dr. Carl Dove, der als Vertreter der Kolonialgesellschaft das Schutzgebiet bereiste: „Gleichwohl wäre es von uns Deutschen sehr verkehrt, zu glauben, daß man die Hereros als einen verächtlichen Gegner behandeln könne. Sie werden ein höchst gefährlicher Feind sein, wenn eines Tages bei ihnen der Glaube zur Gewißheit wird, daß es um ihre Selbständigkeit und um den unbestrittenen Besitz ihrer Ländereien geschehen sei. Darum ist es eine Verkennung ihres Charakters, wenn man sie ohne jeden Vorbehalt für feige erklärt, und es zeugt von wenig Urteil, wenn man glaubt, daß die Ova-Hereros nach der Bildung von kleinen Garnisonen an ihren Hauptorten für alle Zukunft und unter allen Umständen Frieden halten würden; ein verwerflicher Leichtsinn aber wäre es, wenn Gesellschaften oder Private es zu unternehmen wagten, Deutsche mit ihren Familien auf streitigem Grund und Boden anzusiedeln. Die Hereros würden dann auch nicht zu offenem Angriff gegen deutsche Truppen schreiten;*) aber eines Morgens würden die Bauern mit ihren Frauen und Kindern ermordet auf den Farmen gefunden werden. Denn der Kaffer wird in seinem Haß gegen ein von ihm als Feind betrachtetes Volk zu einer wilden Bestie, die Frauen und Kinder mit derselben tierischen Wollust abschlachtet wie die Männer."

Hoffentlich wird im Interesse der diesmal verschonten und aller noch später auswandernden Farmer die Regierung mit erbarmungsloser Strenge den Aufstand niederwerfen und den Eingeborenen ein für alle Mal die Lust zu Wiederholungen nehmen. Ebenfalls Dr. Dove war es, der aus seiner reichen Erfahrung das bekannte Wort geprägt hat: „Milde gegen den Farbigen ist Grausamkeit gegen den Weißen." Es gibt vielleicht keine unanfechtbarere These in der gesamten afrikanischen Kolonialpolitik.

Bis unter all den Gefahren, die die Farmer und Ansiedler in Deutsch-Südwestafrika bedrohen, diese schrecklichste entfernt worden ist — und das hätte schon längst geschehen können — solange ist das Schutzgebiet kein Land für Frauen. Und wiederum ist es unmöglich, eine weiße Kolonie zu gründen ohne Frauen. Das Rückgrat eines jeden Gemeinwesens, sei es klein oder groß, bilden die seßhaften, grundbesitzenden Männer. Und solche Männer gibt es ohne Frauen nicht. Beamte, Soldaten, Händler, Prospektoren, Abenteurer — sie bilden die Avantgarde der vordringenden Zivilisation. Aber wenn hinter ihnen nicht die Familie folgt, so sind ihre Eroberungen wertlos für Kultur, Vaterland und Religion.

*) Diesmal befand sich ja das Gros der Schutztruppe im Süden, im Lande der Bondelzwarts, als die Hereros losschlugen.



Professor Krohn und Sohn. Nach dem Gemälde von Albert Edelfelt-Helsingfors.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin.)



Die Bahn auf den Rigi mit Hotel Rigikulm.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich)

Schweizer Bergbahnen.

Von

Kurt Wernelow.

Mit einer Kartenskizze und neunzehn Abbildungen.

Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß ich mit den folgenden Zeilen mir den Zorn, vielleicht die Verachtung aller wirklich geeichten Naturfreunde zuziehen werde. Dem waschechten Naturfreund ist die Bergbahn, das Ding an sich, ein Greuel. Sie ist ihm, und wenn sie noch soviele Kurven hat, die erbarmungslose gerade Linie, auf der ein poesieraubendes Ungeheuer, Lokomotive genannt, prustend, fauchend und polternd dahinkeucht; erfunden vom schnödesten Spekulationsgeist für faule Philisterbeine; das erhabene Landschaftsbild in rüdester Weise zerschneidend und zerstörend; den stillen Frieden der Bergeinsamkeit vergiftend; ein verkörpertes Attentat zugleich auf alle Reisebörsen; gekrönt durch ein Berghotel, das nur durch sie möglich ist und das mangelhafte Leistungen durch horrende Rechnungen nicht verbessert.

Der wahre Gipfelmensch zuckt über die Bergbahn die Achseln und über alle, die sie benutzen. Der Naturschwärmer hält donnernde Reden gegen sie, wo er nur kann — was nicht immer ausschließt, daß er gelegentlich ganz gern auf ihr fährt.



Riggenbach.

Es mag ja an all den bitterbösen Vorwürfen etwas Wahres sein. Ich kenne auch Bergbahnen, die wirklich nur schnöde Spekulation für die Bequemlichkeit von Banausen erfunden hat. Aber es will mir scheinen, daß sie verschwindende Ausnahmen sind gegenüber all den anderen, die der Allgemeinheit der Reisenden zugute kommen. Denn nur ein verschwindender Teil unserer reisenden Mitmenschen ist mit so ausdauernden Muskeln, mit so vortrefflicher Lunge und so widerstandsfähigem Herzen ausgestattet, wie der rechte echte naturschwärmende Bergwanderer, vom Firnenkraxeler ganz zu schweigen. Der Mehrheit sind die wunderbaren Gipfelsichten der Schweiz erst durch die Bergbahnen erschlossen worden, und ein klein bissel Recht auf sie hat diese arme Mehrheit doch auch. Ebenso heißt es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man die Bergbahn einen rohen Einschnitt in Gottes Wundernatur nennt. Es gibt



Auf der Schnurtobelbrücke der Rigibahn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

gewiß einige, welche wirklich die Gegend nutzlos schimpfieren. Aber auf den meisten genießt der Reisende auch während der Fahrt Ausblicke, die dem Fußwanderer versagt bleiben, und für den Menschen mit modernem Naturempfinden dürfte eigentlich das kühne Gestänge, das sich viele tausend Fuß hoch an den steilsten Hängen emporwindet, und das Lokomotivchen darauf an sich so wenig Störendes haben, wie die Eisenbahn, die im Flachlande durch grüne Wälder und Wiesen führt. Die eine wie die andere haben sogar ihre ganz eigenen Reize, beleben die Landschaft, können sogar zur künstlerischen Behandlung anregen. Wie oft sind Partien der Gotthard-, der Brenner-, der Semmeringstrecken gemalt worden: nun, auch sie sind Bergbahnen!

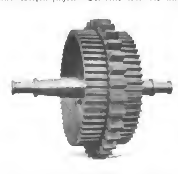
Hier soll allerdings nur von den Bergbahnen im engeren Sinne die Rede sein, von denen, die außergewöhnliche Steigungen durch außergewöhnliche Mittel überwinden.

Es ist das eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Eisenbahn.

Als die Lokomotive noch ein Baby war, hielt man es nämlich für unmöglich, daß die glatten Räder der Maschine sich auf den glatten Schienen ohne weiteres fortbewegen und daß die Maschine sogar Lasten hinter sich herziehen könnte. Man glaubte, die Räder würden sich selbst auf ebe-



Bremsachse.
Nach „Schweizerische Bergbahnen“, Verlag des Polygraphischen Instituts, A.-G. in Zürich.



Triebrad.
Nach „Schweizerische Bergbahnen“, Verlag des Polygraphischen Instituts, A.-G. in Zürich.

ner Bahn nur um ihre Achsen drehen, ohne von der Stelle zu kommen, und man erfand brav darauf los: Lokomotiven mit künstlichen, stelzenartigen Beinen, die schieben helfen sollten, und Räder mit einem gezahnten Rande, der in die gezahnten Schienen eingriff. Es war wohl der größte Fortschritt in der Jugend der Eisenbahnen, die damals nur zum Kohlentransport in einzelnen englischen Bergbaudistrikten dienten, daß man jenen Irrtum endlich erkannte. Erst bis man wußte, daß in der Ebene und bei mäßigen Steigungen die Adhäsion, die Rei-

bung zwischen Radreifen und Schienen genügte, konnte die junge Eisenbahn sich auswachsen. Dann erst vermochte sie dem schnellen Massentransport zu dienen. Alle Hauptbahnen wurden daher als Adhäsionsbahnen gebaut.

Starke Steigungen konnte man mit Adhäsionsbahnen gar nicht oder nur derart überwinden, daß man den Strecken eine unverhältnismäßige Längenentwickelung gab, sie in großen Serpentinen bergan führte, was sich durch die örtlichen Verhältnisse

große Steigungen zu besiegen, genügt sie nicht — in solchen Fällen tun das Zahnrad und die gezahnte Schiene bessere Dienste. Sie könnte es ermöglichen, an den steilen Hängen unserer Bergriesen emporzuklimmen, mit all der Sicherheit, die der moderne Verkehr verlangt.

So entstand in den Jahren 1866—68 die Mount Washington-Bahn bei Boston. Sie wurde für die erste der Schweizer Bergbahnen vorbildlich, nämlich für die von Vitznau am herrlichen Vierwaldstättersee



Station Emsigenalp der Pilatusbahn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

vielfach von selbst verbot, anderseits aber auch beim Bau der großen Alpenbahnen ausgedehnte Anwendung fand; ja, diese wurden nur dadurch und durch die gewaltigen Tunnelbauten möglich.

Da griff in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der amerikanische Ingenieur Sylvester Marsh auf die Idee zurück, welche die alten englischen Konstrukteure zur Kindheitszeit der Eisenbahn gehabt hatten. Er sagte sich: die Adhäsionseisenbahn ist vortrefflich; für besondere Fälle aber, wo es sich darum handelt, besonders

auf den Rigi geführte Linie, die der treffliche Riggenbach baute und die am 23. Mai 1871 eröffnet wurde. Der Tag war gleichsam der Geburtstag der europäischen Bergeisenbahn. Die Bahn bot ein bisher unerhörtes Bild: auf eine Länge von 7 Kilometern hob sie sich um 1369 Meter mit einer Steigung von durchschnittlich 20, zum Teil 25%. Viele unserer Leser werden sie befahren haben und sich erinnern, wie sie gleich oberhalb Vitznau scharf bergansteigt, einen Tunnel durchfährt, sich am Abgrund des Schnurtobels über eine kleine Brücke

schwingt, wie sie dann über die Stationen Freibergen, Kaltbad und Staffel sich langsam emporarbeitet bis zur Endstation Kulm. Welch eine Fülle wunderbarer Bilder schließt die Erinnerung an diese Fahrt in sich ein!

Wer diese älteste Bergbahn befuhr, hat gewiß wenigstens einen flüchtigen Blick auf den Geleisbau und die Maschine geworfen. Das Geleise zeigt drei Schienen, die mittelste ist die gezahnte. Das Lokomotivchen — eine sogenannte Tenderlokomotive — hat zwischen den Vorderrädern ein drittes gezahntes Rad, das in jene Zahnstange eingreift. Bei der Fahrt bergauf wird mit Dampfkraft gefahren, bei der Talfahrt laufen die Maschinenkolben leer, und komprimierte Luft sorgt dafür, daß das Zahnschienenrad



Viadukt und Tunnel der Pilatusbahn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

die vorgeschriebene Schnelligkeit nicht überschreitet.

Die Bahn Vitznau-Rigi hatte einen geradezu überraschenden Erfolg — stieg doch im Verlauf von zwanzig Jahren die Zahl der beförderten Personen von 60 000 auf 129 000, während die Einnahmen sich von 257 000 auf 526 000 Franken hoben. Bald entstand ihr daher ein Konkurrenzunternehmen: man baute eine zweite Bahn von der anderen Seite des Rigi, von Arth-Goldau aus nach Rigi-Kulm, die nur zum Teil Zahnstangenbetrieb hat, sonst als Adhäsionsbahn gebaut ist. Auch bei dieser 1875 eröffneten Bahn kam das System Riggenbach zur Anwendung.

Trotzdem sich der Betrieb auf den Rigibahnen als durchaus sicher und gefahrlos herausstellte, erregte es doch zuerst Staunen und Kopfschütteln, als etwa anderthalb Jahrzehnte später zwei unternehmungslustige Männer — Oberst Ed. Locher und Ed. Guyer-Freuler — mit dem scheinbar geradezu wagehalsigen Plane hervortraten, dem trotzigen Pilatus das Joch der Zahnstange aufzulegen. Ein Kranz von Sagen und Legenden umschloß ja den Riesen, den zu besteigen in früheren Jahrhunderten der hohe Rat von Luzern besonders verboten hatte, damit der Landpfleger von Judäa, dessen Seele nach langem Umherirren endlich in den kleinen See hoch oben geworfen worden war, nicht in seiner Ruhe gestört würde und schwere Unwetter über die lachenden Gestade der Stadt sende; grimme Drachen hausten dort oben und feuerspeiende Lindwürmer. Aber die schönen Sagen beiseite: Es galt hier jedenfalls ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden, als bei den Rigibahnen, ungleich größere Steigungen mußten angewandt, die Trace mußte viel mehr dem Gelände durch enge Kurven angepaßt, für die Sicherheit des Betriebes mußten ganz neue Vorsichtsmaßregeln ersonnen werden. Man zweifelte an der Möglichkeit auch nur der Bauausführung selbst, bei der die gefährlichsten Arbeiten in schwindelnder Höhe nicht zu umgehen waren, die zudem durch die rauhe Witterung auf dem Berge vielfach zeitlich beschränkt wurde.

Aber auch hier siegten die Genialität der Konstrukteure und ihre erstaunliche Energie. Im Sommer 1886 wurde der Bau begonnen, am 4. Juni 1889 konnte der Betrieb dieser heute noch in ihrer Kühnheit kaum



Der oberste Teil der Stanserhornbahn mit Hotel.

übertroffenen Bahn eröffnet werden. In Alpnach-Staad am Vierwaldstättersee beginnt sie und steigt, 4610 Meter lang, nach dem 2070 Meter hohen Pilatuskulm empor. Während bei der Rigibahn eine Steigung von 25 %, also von 25 Metern auf 100 Meter Länge, als die größtmögliche angesehen wurde, beträgt hier die Maximalsteigung 48 % — den Touristen beschleicht wohl bisweilen ein unheimliches Gefühl, wenn er, im Wagen sitzend, den jähen Fall der Trace überblickt, den die Lokomotive soeben erst überwand, oder wenn er zur schwindelnden Höhe hinaufschaut, zu der ihn die keuchende Maschine emportragen soll. Aber gerade die Pilatusbahn ist eine der betriebssichersten aller Bergbahnen. Ohne Rücksicht auf die Baukosten wurde bei ihr der gesamte Unterbau selbst in den Felseinschnitten, in durchlaufender Mauerung ausgeführt und vollständig mit Granitplatten abgedeckt; alle Brücken sind massiv in Stein gewölbt; die eisernen Querschwellen und die Stahlschienen sind tief in den Unterbau verankert, und — vor allem — die Zahnstange ist derart konstruiert, daß ein Unfall menschlichem Ermessen nach vollständig ausgeschlossen ist. Bei den Rigibahnen, bei dem System Riggenbach, lernten wir die einfache Zahnstange kennen, deren Zähne nach oben gerichtet sind; die Pilatusbahn weist das System Locher auf, nämlich zwischen den beiden Schienen eine dritte, die seitlich, rechts und links, mit Zähnen besetzt ist; die Zähne liegen also fest auf und sind gegen Bruch noch dadurch besonders gesichert, daß sie aus der ursprünglich voll geschmiedeten Stange einzeln herausgefräst sind. Wesentlich anders ist auch die Lokomotive konstruiert. Sie ist mit dem Wagen — jeder Zug besteht nur aus einem Wagen — zu einem Fahrzeug vereinigt und besitzt außer den Laufrädern vier Zahnräder, zwei vordere, zwei hintere, die zur Führung, Förderung und Bremsung des Ganzen dienen. Vier verschiedene Bremsvorrichtungen sind angeordnet, darunter eine automatische, die von selbst in Wirksamkeit tritt, sobald bei der Talfahrt die Geschwindigkeit sich zu sehr steigert.

Die Leitung der Pilatusbahn ist so vortrefflich wie ihr Bau. Alljährlich im Frühjahr, vor der Eröffnung, wird die ganze Linie der genauesten Nachprüfung unterzogen, wobei häufig genug noch haushoher Lawinenschnee an einzelnen Stellen aus dem Wege geräumt werden muß. Dann wacht auch das mächtige Hotel Pilatus-Kulm hoch oben am Gipfel aus dem Winterschlaf auf und rüstet sich für die ersten Gäste.

Interessant genug ist es, eine Statistik ganz eigener Art kennen zu lernen, die die Bahn im Jahre 1900 über die Nationalität ihrer Passagiere aufgenommen hat — sie mag in gewisser Weise auf den Anteil der einzelnen Völker am Fremdenverkehr in der Schweiz überhaupt zutreffen. Von den rund 44 000 Passagieren stammen 9124 aus Deutschland, aus Eng- seinen 4594 Ver- ten 12011 land und Kolonien, aus den einigten Staaten von Nordamerika, 4306 aus Österreich-Ungarn, je 2046 aus Belgien-Holland und aus Rußland, 3520 aus Frankreich, 1156 aus Italien — aus der Schweiz selbst nur verhältnismäßig wenig, nämlich 3418. Zur rechten Würdigung dieser Zahlen darf man freilich nicht übersehen, daß die Fahrt, entsprechend den hohen Bau-, Unterhaltungs- und Betriebskosten, recht teuer



(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

ist: 10 Franken für die Berg-, 6 Franken für die Talfahrt. Aber wahrlich, es lohnt sich, den Betrag in das Reisebudget einzustellen: der Blick ist ungleich ausgedehnter, mächtiger, großartiger als der vom Rigi; wem der Wettergott gnädig ist, dem entfaltet sich zumal das Panorama der Berner Schneeriesen hier in wunderbarster Pracht.

Unweit des Pilatus, durch den Alpnachersee von ihm geschieden, ragt das Stanserhorn. Seit dem 23. August 1893 führt auch auf diesen stolzen, 1900 Meter hohen Gipfel eine Bergbahn, in der wir ein ganz anderes Konstruktionsprinzip kennen lernen. Die 3715 Meter lange Linie ist nämlich als Drahtseilbahn erbaut und überwindet noch ungleich stärkere Steigungen als die Rigi- und Pilatusbahn; während bei der Rigibahn die Maximalsteigung 25, bei der Pilatusbahn 48% betrug, beträgt sie hier auf größeren Strecken bis zu 60%. Der Fahrgast im Wagen hat bisweilen wirklich das Gefühl, als würde er senkrecht emporgezogen. Der sehr interessante Bau weist aber gegenüber anderen Drahtseilbahnen noch weitere Eigentümlichkeiten auf. Man mußte hier darauf verzichten, die ganze Strecke als ein gemeinsames Ganze zu konstruieren, Ausgangs- und Endstation durch ein Drahtseil zu verbinden, weil bei der großen Länge das Eigengewicht dieses Seiles zu bedeutend geworden wäre. Daher ordnete man drei Abschnitte gewissermaßen übereinander an, deren jeder eine selbständige Drahtseilbahn für sich darstellt, derart, daß jeder seine eigene Kraftstation hat und die Passagiere jedesmal umsteigen müssen. Innerhalb jedes Abschnitts bewegt sich stets auf demselben Geleise ein Wagen bergauf, ein zweiter, der das Gewicht des ersteren teilweise kompensiert, talwärts; in der Mitte der Strecke befindet sich die doppelgeleisige Ausweichstelle, wo beide Wagen kreuzen. Während aber die meisten Drahtseilbahnen, z. B. auch die benachbarte auf den schö-



Roman Abt.

Die Findelenbachbrücke der Gornergratbahn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)



Die Gornergratbahn mit dem Matterhorn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

nen Bürgenstock und die Bahn auf den herrlichen San Salvatore bei Lugano, außer dem eigentlichen Geleise noch eine Zahnstange besitzen, die zwar nicht zur Bewegung, vielmehr nur als Bremsmittel zur Sicherung dient, hat der Erbauer der Stanserhornbahn, Bucher-Durrer, auf sie verzichtet. Er benutzt zur Sicherung, also z. B. im Fall eines Seilbruchs, eine geistreich ersonnene, seit 1867 von verschiedenen Konstrukteuren angewendete Bremse, durch die, sobald das Seil irgendwie schlaff wird, der Wagen sofort wie mit zangenartigen Greifklammern sich an den Schienen selbst festschraubt. Das System ist seither an vielen anderen Drahtseilbahnen zur Anwendung gelangt. Die Stanserhornbahn wird übrigens elektrisch betrieben. Die dafür erforderliche Kraft von 150 Pferdestärken liefert die Engelberg Aa bei Buochs am Vierwaldstättersee; über Berg und Tal

wird der elektrische Strom bis auf das Stanserhorn geleitet und hier in motorische Kraft umgesetzt.

Die Fahrt auf den schönen Gipfel ist von Luzern aus sehr bequem und bedeutend billiger, als die auf den Rigi oder den Pilatus, die Aussicht ist freilich nicht ganz so umfassend, der Blick zumal auf die Berner Alpen aber doch so wunderbar schön, daß man den Ausflug immerhin lebhaft empfehlen kann. —

Wir verlassen nun die Ufer des Vierwaldstättersees und versetzen uns in das romantische Zermatt, in die köstlichen Hochtaler, die mit denen des Berner Oberlandes und des Engadin um den Preis der Schönheit ringen. Schon 1890 war hier die Bahn von Visp im Rhonetal nach Zermatt eröffnet worden, eine Strecke, die zum Teil als Adhäsionsbahn, zum Teil als Zahnradbahn gebaut ist nach dem gemischten System, das die Zahnstange immer nur als Hilfsmittel auf kürzeren Strecken mit großer Steigung einschaltet. Es ist, nebenbei bemerkt, dasselbe System, das u. a. im Harz überaus erfolgreich bei der Linie Blankenburg-Tanne und in der Schweiz bei der reizvollen Brünigbahn (Luzern-Brienz) zur Anwendung gelangte.

Die Bahn Visp-Zermatt nun erhielt 1898 eine Fortsetzung eigener Art: am 20. August dieses Jahres wurde die 9 Kilometer lange Bergbahn auf den Gornergrat eröffnet, bis jetzt die höchste Europas — ragt der Gornergrat doch 3018 Meter hoch empor. Es ist eine Zahnradbahn von außergewöhnlicher Kühnheit, mit bedeutenden Tunnelbauten und prächtigen Brücken. Die Zahnstange — wir lernen hiermit ein drittes, neuerdings vorzugsweise angewandtes, das System Abt kennen — zeigt eine zweifache Zahnreihe, bei der sich stets ein Zahn und eine Lücke gegenüberstehen, so daß also das Zahnrad in jedem Augenblick einen Geleiszahn einklemmen muß. Nachdem bereits seit 1892 auf einer Bergbahnstrecke bei Genf der elektrische Betrieb sich bewährt hatte, fand er auch hier Anwendung, und die elektrischen Lokomotiven, erbaut von der Schweizer Lokomotivfabrik in Winterthur,



Die Hunnenfluh im Lauterbrunnental.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)



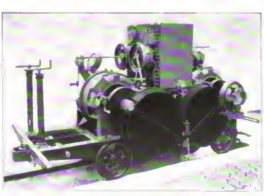
Ausflügler auf der Mürrenbahn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

versehen seit der Eröffnung ihren Dienst mit geradezu idealer Vollkommenheit.

Überwältigend ist der Blick vom Gipfel aus auf den 4638 Meter hohen Monte Rosa, das Breithorn, das große und kleine Matterhorn und das zwischen diese Riesen gebettete Gletschergebiet — auf die Dent Blanche, das Weißhorn, die Mischabelhörner, und wie all die Giganten heißen, die sich um den Gornergrat scharen. —

Um Interlaken als Zentrum, im Gebiet der wundervollen Berner Alpen, hat sich allmählich eine ganze Reihe von Bergbahnen aufgetan, von der winzigen, nur 330 Meter langen Drahtseilbahn zum Hotel Gießbach, der 667 Meter langen Bahn zu den Reichenbachfallen bei Meiringen, der 1600 Meter langen Beatenbergbahn bis zur 7436 Meter langen Zahnradbahn auf die Schynige Platte und der fast ebenso langen auf das Brienzer Rothorn; letztere erklimmt nächst der Gornergratbahn und der Jungfraubahn bis jetzt die größte Höhe, 2252 Meter.

Nach dem Jungfraugebiet führen von Interlaken aus zwei Bergbahnen, die, am 1. Juli 1900 eröffnet, den bezeichnenden



Elektrische Bergbahn-Lokomotive ohne Umbau.
Gebaut von der Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich.



Montierte elektrische Lokomotive der Jungfraubahn.
Gebaut von der Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich.

Namen der „Berner-Oberland-Bahnen“ sich zugelegt haben. Es sind die Linien Interlaken-Lauterbrunnen und Zweilütschinen-Grindelwald, beide nach dem wiederholt erörterten gemischten System, abwechselnd Zahnstange und Adhäsionsstrecken, erbaut. An die Linie nach Lauterbrunnen schließt sich die hochinteressante Fortsetzung nach dem



Trace der Jungfraubahn im Berner Oberland.

schönen Mürren an, die aus der Drahtseilbahn Lauterbrunnen-Grütschalp (mit einer Maximalsteigung von 60%) und der elektrisch betriebenen Adhäsionsstrecke Grütschalp-Mürren besteht. Die Endpunkte der beiden Oberland-Bahnen aber, Grindelwald und Lauterbrunnen, verbindet die Wengeralpbahn mit fortlaufender Zahnstange. Sie stellt die unmittelbare Zufahrtslinie zur Jungfraubahn dar, die in der Station Scheidegg ihren Ausgangspunkt hat. Welch ein Blick von hier aus auf die Schneeriesen des Zeller, der es geplant und über die Anfangsstadien hinausgeführt hat. Es schien eine Zeitlang, als sollte der Bau, nachdem er wenig über die erste Station „Eigergletscher" — 2323 Meter — hinausgeführt war, ganz eingestellt werden. Indessen hat man Mittel und Wege zur Fortsetzung gefunden; ich selbst konnte im Herbst 1902 schon ein Stück über die nächste, interimistische Station Rotstock — 2530 Meter — hinausgelangen, und ich gewann im persönlichen Ansichtsaustausch mit dem leitenden In-



Die kleine Scheidegg mit Bahnanlage, Hotel und Jungfrau
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

Wetterhorn, des Eiger, des Mönch — auf die eisumgürteten Felsmassive, die greifbar nahe vor dem entzückten, staunenden Auge liegen!

Über die Jungfraubahn hat der Schweizer J. C. Heer in diesen Heften schon einmal ausführlich berichtet (XII. Jahrgang, S. 273). Das beispiellos kühne Unternehmen, das den Touristen mit der Kraft des elektrischen Stromes bis zur Höhe der Jungfrauspitze, bis auf 4166 Meter, emporheben will, hat seither einen schweren Schlag erlitten durch den Tod des genialen Finanzmannes Guyer-Zeller… genieur, Herrn Peter, die Überzeugung, daß der Weiterbau gesichert ist. Inzwischen wurde auch die Station Eigerwand — 2868 Meter — bereits eröffnet, und man denkt, 1905 bis zur Station Eismeer — 3161 Meter — vorzudringen.

Mein letzter Besuch zeigte mir aber auch so recht die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen der Bau zu kämpfen hat. Nicht der Fels ist es, der sie schafft —, die Gesteinsverhältnisse sind sogar nicht ungünstig, und auch der Gesundheitszustand der Arbeiter, für den man fürchtete, ist gut geblieben.

Aber die Witterung bedingt in dieser Höhe eine unendliche Kette von besonderen Maßregeln. Ohne die allbereite Hilfe des elektrischen Stromes, der von Lauterbrunnen aus heraufgeführt wird, müßte der Bau während der sieben- bis achtmonatlichen Winterzeit ganz stocken. Die Elektrizität liefert ja nicht nur die Betriebskraft für die Bahn und die Bohrmaschinen des Tunnels, sie beleuchtet und ventiliert nicht nur die Arbeitsstätten und die Arbeiterwohnungen: sie heizt die letzteren auch, ja sie schmilzt das Eis zum Trinkwasser! Wenn der Winter mit seiner vollen Macht hereingebrochen ist, sind die Arbeiter, etwa 200 Mann, dort in eisiger Höhe so gut wie abgeschnitten; große Lebensmittelvorräte müssen vorher für sie aufgestapelt werden, und nur der elektrische Draht verbindet die kleine Kolonie auf mehr als 2300 Meter Höhe



Ed. Guyer-Zeller.

noch mit der Welt. Merkwürdig genug: während draußen am Gletscher dann die mittlere Temperatur bis auf — 30 Grad Celsius sinkt, beträgt sie im Tunnel fast nie unter + 4 Grad.

Es ist ein gewaltiges Kapital, das in den Schweizer Bergbahnen angelegt ist, auch wenn man von der Jungfraubahn absieht, deren Bau mit den ursprünglich veranschlagten 10 Millionen Franken jedenfalls nicht vollendet werden wird. An 65 Millionen Franken sind in diesen meist kurzen Strecken investiert. Die Zahl der Bahnen — gegenwärtig sind es etwa fünfzig — vermehrt sich alljährlich, und zwar trotzdem die Verzinsung der meisten nicht gerade verlockend ist. Es gibt allerdings einzelne, die seit Jahren eine sehr gute Dividende zahlen, wie die ältere Rigibahn, aber der Durchschnitt kommt kaum wesentlich über 2%



Station Eigergletscher mit Jungfrau.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)



Blick auf die Jungfrau von einem Tunnel aus.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

hinaus. Die Schweizer sind jedoch geschäftskluge Herren: sie wissen ganz genau, daß der klingende „Profit“ — um dies häßlich klingende Wort zu benutzen — in anderer Weise in den Kasten springt. Jede Bergbahn, die neue Wunder der Gebirgswelt erschließt, hebt den Fremdenverkehr oder zweigt doch von ihm einen Strom hier, ein Bächlein dort ab, das an den Wehren und Schleusen der unzähligen Hotels und Pensionen und an all den anderen, von den Fremden lebenden Geschäften seinen Zoll entrichten muß.

Ich bin den klugen Schweizern nicht gram deshalb. Es bringt sich auch wieder ein. Als ich vor etwa 20 Jahren zum ersten Male im Berner Oberland war, kosteten mich, wenn ich mich recht erinnere, die Wagen von Interlaken nach Grindelwald und nach Lauterbrunn über 50 Franken, alle Nebenkosten nicht gerechnet; heut kann man die wundervolle Rundfahrt Interlaken-Grindelwald-Wengeralp-Lauterbrunn-Interlaken für 14 Franken 45 Centimes machen — wer's gar zu eilig hat, in einem Tage sogar. Der aber — das gestehe ich — der ist ein Barbar und bleibt besser zu Hause.

Vorschlag zur Güte.

(Einem jungen Mädchen.)

Du klagst, wie oft Du einsam bist?
Wie soll ich das begreifen,
Da überall doch Frühling ist
Und alle Rosen reifen?

Blüht es bei uns, dann blühn doch auch
Bei Euch gewiß nicht minder
An manchem mutterseel'gen Strauch
Unzählige Rosenkinder!

Wie kannst Du also einsam sein?
Wird mal das Herzchen trübe,
Dann pflück' Dir doch solch Schwesterlein
Und schwätz' von Lenz und Liebe! —

Georg Busse-Palma.



Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Nun hatte Pastor Henning die kleine Schwäche, noch recht gewichtig seine beratende Teilnahme zur Geltung zu bringen, damit Justine fühle, sie hätte besser getan, sich gleich an ihn statt an den oft etwas überlauten Langer zu wenden.

Er verbreitete sich darüber, daß Gunhild ja noch etwas jung sei. Er nahm ferner an, daß sie, die Mutter, sich ein Urteil über den Mann gebildet und auch genaue Erkundigungen eingezogen habe.

Ja — der Justizrat und sie hätten verschiedentlich Erkundigungen eingezogen.

„Gottlob," sagte der Pastor, „so wird dies Geflüster sich legen, wenn es auch nicht mehr ganz unschädlich zu machen ist. Ich rate Ihnen, es lieber heut als morgen bekannt zu geben."

„Es soll noch ein Jahr lang nicht veröffentlicht werden. Gunhild ist zu jung," sprach sie schroff, „Sie sagten es selbst."

„Das ist wohl wahr. Dann lassen Sie sie aber lieber als öffentlich verlobte Braut warten. Zu einer heimlichen Verlobung ist es zu spät. Das ist verpfuscht. Die Phantasie aller Klatschbasen ist zu rege geworden. Der Mann, dem Sie Ihr Kind geben wollen, wird Ihr Sohn, Ihr Familienmitglied. Als solches haben Sie ihn zu schützen. Seine Ehre muß Ihnen wichtig sein wie sein Ruf. Und man hängt ihm bereits die unglaublichsten Dinge an. Da man weiß, daß die Sache seit drei Wochen spielt — einige sagen schon seit Ostern — sucht man nach den Gründen, die Sie bestimmen, sich der Wahl Ihrer Tochter entgegenzusetzen. Wenn ich Ihnen eine kleine Blütenlese des Klatsches zusammenbinden soll: er ist ein Abenteurer; er ist bettelarm; er ist ein Nabob; er will Gunhild nur ums Geld; er liebt Gunhild rasend und hat gedroht, sie und sich zu erschießen; er hat eine Siamesin auf Zeit zur Frau gehabt und sie in Singapore mit dem Kinde gelassen; er ist der Sohn eines indischen Fürsten und will Gunhild auf einen Thron erheben; er ist Buddhist; er ist Muhamedaner und hat schon drei Frauen; er will . . ."

„Genug!" schrie Justine auf und legte ihr Gesicht in beide Hände. Die Ellbogen auf der Tischplatte aufgestützt, saß sie so.

„Das hätte vermieden werden können. Dem hätte vorgebeugt werden müssen," sagte Pastor Henning beziehungsvoll und fügte noch hinzu: „Langer ist ja ein Ehrenmann. Aber ganz und gar Jurist. Hier hätte es des Rates eines Seelenkundigen bedurft."

Die Frau saß und hörte kaum.

Keulenschläge hatte sie empfangen. Wo waren denn nur ihre fünf Sinne gewesen! Sie kannte doch die Welt! Sie hätte sich so etwas denken müssen . . .

Pastor Henning kam gewiß nicht ohne ernsten Grund mit solchen Erwägungen.

Und er hatte recht. Zehnmal recht.

Der Ruf von Gunhilds Gatten konnte weder ihr noch Wynrich oder gar Gunhild gleichgültig sein.

S i e war die letzte, die ihn durch ihre Haltung schädigen durfte.

‚Ja, ich habe es unklug angefangen,' dachte sie verzweifelt, ‚durch meinen Zorn habe ich ihren Willen gestärkt, durch meine Abneigung ihre Liebe, durch meine Gegenwehr habe ich noch gar die Welt zur Bundesgenossin des Mannes gemacht. Warten kann ich sie nicht mehr lassen — jetzt nicht mehr.'

Diese Wartefrist war ihre letzte heimliche Hoffnung gewesen. Gunhild konnte ihm, nach näherer Bekanntschaft, vielleicht doch noch das Wort zurückgeben wollen.

Nun erst war es wirklich entschieden . . .

Sie faßte sich, dankte dem Freunde für seinen Rat und sagte, daß sie denselben befolgen werde.

Mit hochfahrendem Ton, der aber nicht dem Pastor Henning galt, sondern all diesen

„Basen", fügte sie hinzu: „Mein Schwiegersohn hat ausgezeichnete Verwandte in Deutschland. Seine Mutter stammte aus Frankfurt am Main. Ich hoffe, die Anwesenheit des einen oder anderen Mitgliedes seiner Familie bei der Verlobung wird die guten Leute in Gronenhagen davon überzeugen, daß seine Herkunft ebenso prosaisch bürgerlich ist, wie die Ihre und die meine, lieber Freund."

„Sie sind gereizt und erregt," sagte der Pastor traurig und nahm ihre Hand.

Der herzlich gute Händedruck erschütterte ihre Haltung. Am liebsten hätte sie sich dem Mann offenbart. Vielleicht konnte sie dann weinen — das mußte ihr die Seele frei machen — — Aber nein, nein. Sie konnte ja nichts offenbaren. Nichts vertrauen als dies: ich mag den Menschen nun einmal nicht leiden.

Und dies Bewußtsein machte sie schwach und den Klatsch stark, so daß er eine bestimmende Macht wurde.

Sie rief Fräulein Wittmer. Diese mußte die jungen Mädchen holen.

An den heißen Köpfen der beiden sah man, daß sie wohl vertrauliche Sachen gesprochen hatten.

‚Wie kindisch,' dachte Justine unduldsam, ‚offenbar hat Gunhild der Freundin all ihr Liebesleid aufgetischt.'

In Gegenwart all dieser Zeugen hörte Gunhild dann, daß in acht Tagen Verlobung gefeiert werden solle.

Sie warf sich der Mutter in die Arme.

Die streichelte ihr mechanisch ein wenig das Haar und küßte ihr mit kalten Lippen die Stirn.

Sie mußte doch Pastor Henning in den Stand setzen, wahrheitsgemäß den Leuten zu sagen: Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ist das gleich innige wie stets.

Und mit einem verzerrten Lächeln scherzte Justine sogar: „Also Käthe — das weiße Kleid in Ordnung gesetzt! Die Freundinnen wollen doch auf Gunhilds Verlobung tanzen . . ."

„Tanzen!" rief Käthe mit glückstrahlenden Augen; „kommt Wynrich . . . ich wollte sagen: kommt Herr Leutnant?"

VI.

Nun glich die Frau einem Wagenlenker, der mit jähem Entschluß in die Zügel faßt und das Gespann auf einen anderen Weg führt, wo es rasenden Lauf nimmt.

‚Wenn ich **muß**, dann will ich auch. Und was ich will, will ich gleich,' dachte sie.

Natur, Verhältnisse, Menschen hatten sich gegen ihr Mutterherz verschworen. Es stand ganz waffenlos da, denn das Wort „Vorgefühl" ist kein Schwert und Schild.

Sie mußte sich also fügen.

Für stolze Herzen wird die Demütigung geringer, wenn man ihr Nahen abkürzt und sich ihr rasch unterwirft.

Starke Seelen kennen nur eine Flucht: die nach vorn. Um ihre Angst zu betäuben, stürzte sich die Frau in die Tatsachen.

Das junge Paar sollte rasch heiraten. So ward schon vor dem Verlobungsfest bestimmt.

Der Anblick der Brautleute war der Mutter unerträglich.

Vielleicht wurde alles besser, wenn es unwiderruflich war. Der Zwang ist ein Erzieher, der schon oft mit den überraschendsten Erfolgen aufwartete.

Es gab Stunden, wo die Mutter inbrünstig hoffte, den Mann doch noch lieb zu gewinnen. Ja — vielleicht, wenn sie ihn erst mit Gunhild am Altar gesehen . . .

Eine rasche Heirat war auch für Gunhild besser. Doktor Pfeiffer sagte es gleich. Viel von ihrer Frische war in dieser Zeit der Kämpfe und Sehnsüchte schon von ihr abgestreift. Langer Brautstand macht die Mädchen nie gesünder. Gunhild hatte auch ihre Blutarmut noch nicht überwunden. Pfeiffer meinte, sie sei keine Natur, für die das Warten passe.

Wynrich schrieb, daß er nicht zur Verlobung kommen könne. Und die Mutter ertappte sich zu ihrem Entsetzen darauf, daß es sie freute: ihr blieb es so erspart, die beiden Männer brüderliche Umarmungen austauschen zu sehen. War Wynrich liebevoll zum Schwager, so würde darin eine Mißbilligung der Haltung seiner Mutter liegen. War er kühl, so würde es ihre Ängste bestärken.

‚Mein Familienglück ist dahin,' dachte sie.

Auch die Frankes wurden eingeladen, obschon an eine Herreise des leidenden Mannes und seiner ihn pflegenden Gattin nicht zu denken war. Der Sohn aber, Gilbert Franke, meldete sein Erscheinen an.

Das war Justine nun doch lieb. Der

landfremde Mann erschien nicht so allein auf dem Plan; ein Verwandter stand neben ihm, dessen Wohnort und dessen Ansehen auf das leichteste von jedermann nachgeprüft werden konnten.

Aus der ganzen Verlobungszeit ihrer Tochter waren der Frau nachmals drei Dinge ganz klar im Gedächtnis: die Persönlichkeit von Gilbert Franke; die Stunden, welche sie mit ihrem Schwiegersohn im Geschäft zu durchleben hatte; das Benehmen des Paares in ihrer Gegenwart.

Der junge Rechtsanwalt Doktor Franke war eine Erscheinung, die Justine von fern an ihren verstorbenen Gatten erinnerte. Das genügte ihr, um zu finden, er sei stattlich und männlich anzusehen. Ein kurzgeschorener, dunkelblonder Spitzbart gab seinem ovalen Gesicht zugleich etwas Keckes und Vornehmes.

Seine grauen Augen lachten. Die raschen und sicheren Bewegungen der schlanken, ziemlich großen Gestalt verrieten viel Jugendfröhlichkeit. Er machte den Eindruck eines Menschen, der nicht im geringsten daran zweifelt, daß es ihm immer ausgezeichnet im Leben ergehen muß.

Sowie er aber über ernste Dinge sprach oder ernsten Dingen zuhörte, nahm sein Gesicht den Ausdruck größter Sammlung an. Er sah so klar und tief seinem Gegenüber in die Augen, daß alles Wohlgefallen an seiner Erscheinung sich zu völligstem Vertrauen in seine Art hob.

Dies selbe Gemisch von Jugendmut und Reife hatte Justinens Gatte dereinst gehabt.

Nach dem ersten Gespräch mit Gilbert dachte sie schon: ‚Wenn es dieser wäre! Ihm gäbe ich Gunhild mit Freuden.‘

Sie empfing den jungen Doktor zunächst ganz allein in ihrem Arbeitszimmer.

Er hatte ja nicht erwartet, in ein „Boudoir“ zu kommen, aber die Nüchternheit des großen Raumes überraschte ihn doch. Er streifte mit einem Blick über den riesengroßen Diplomatenschreibtisch hin und sah an den Wänden die Schränke mit den Schriftenbündeln, Büchern und allerlei Probeexemplaren von Blechdosen, Glashäfen, Steinkruken mit den verschiedenartigsten Verschlüssen.

Mitten im Zimmer unter einer elektrischen Glühbirne, die mit grünem Schirmchen bedacht war und einfach an ihrer Schnur vom Plafond herabhing, befand sich ein Tisch. Durch die Stühle, die um ihn herumstanden, und das braune Tuch, das ihn bedeckte, verriet er, daß an ihm Geschäftskonferenzen abgehalten wurden.

Hierhin sich zu setzen, nötigte Justine ihren Gast.

Der junge Doktor Franke machte ihr kein Hehl daraus, daß seine Eltern völlig begriffen, wie Frau Staphorst die Heirat der Tochter mit dem Fremden als Wagnis empfinden müsse.

Sie hatte sich vorgenommen gehabt, ihre Abneigung gegen William dessen Verwandten nicht zu verraten. Aber von der offenen, einfachen Art des Mannes wurde sie nun doch verleitet, etwas von ihren sorgenvollen Vorurteilen einzugestehen.

„Ich weiß zu wenig von ihm. Und ich komme ihm auch nicht näher. Es ist wie eine Wand zwischen ihm und mir. Wäre fremdes Blut in ihm, schöbe ich es auf die andere Rasse. Aber seine Eltern waren doch Deutsche. Es klingt Ihnen vielleicht lächerlich: er hat für mich so was Schemenhaftes. Auch wieder was von einer Tropenpflanze,“ klagte sie.

„Sagen wir vielleicht besser: wie eine Treibhauspflanze. Etwas von einer solchen haben und bekommen ja alle, die da aufwachsen und leben. Die Wand, von der Sie sprechen, wird allmählich verschwinden — ich hoffe, sie steht bloß über einer Versenkung und hat also die Möglichkeit dazu. Sie werden sich langsam vertraut werden — nur langsam. Er ist ja nicht nur in eine neue Familie, er ist ja auch in eine andere Kulturzone hineingeraten. Seine Psyche und sein Körper müssen sich akklimatisieren. Das ist viel auf einmal. Und vielleicht hat er dazu jetzt noch gar keine Fähigkeit, weder geistig noch leiblich — wo sein ganzer Mensch nur mit der großen Liebe zu seiner Braut beschäftigt ist.“

„Sie werden mir aber nachfühlen, daß ich mein Kind lieber einem Manne gegeben hätte, der es in eine mir bekannte Familie einführte, dessen Leben, dessen Umwelt wir vertraut sind.“

„Meine gnädige Frau,“ sagte Gilbert und sah ihr mit seinen großen Augen so warm und tröstlich ins Gesicht, „wären die Sicherheiten, die Sie darin gesehen hätten, nicht vielleicht ebenso eingebildete gewesen,



Pfingstsonntag. Nach dem Gemälde von Prof. Gustav Schönleber-Karlsruhe.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin.)

wie es jetzt — ich hoffe es — Ihre Unsicherheiten sein mögen? Haben Sie noch nie beobachtet, daß eine Braut, liebevollst aufgenommen von der Familie ihres Verlobten, nachmals ihr Glück durch eben diese Familie und deren Einmischungen in die junge Ehe scheitern sah? Haben Sie noch nie in Ihrem Bekanntenkreis erlebt, daß ein Mann, den alle Welt von Jugend an als einen guten Kerl zu kennen glaubte, sich in der Ehe als roher Tyrann entpuppte? Sahen Sie noch nie zwei Menschen glücklich werden, deren Bündnis alle weisen Tanten Unheil prophezeiten?"

Es waren ja nur Alltagsweisheiten. Aber gerade diese sich selbst einmal vorzuhalten, dazu war Justine in ihrer großen Erregung noch gar nicht gekommen. So tat es ihr wohl, ihm zuzuhören.

Eine ganz dünne, lebensunfähige Hoffnung keimte in ihr. Aber das war ein so gutes Gefühl, daß sie für immer die Erinnerung an diese kurzen Lichtblicke mit der Persönlichkeit des jungen Mannes verband.

Sie führte ihn selbst hinab, um ihn Gunhild vorzustellen. William Bennyn war nicht anwesend.

Gunhild begrüßte den neuen Verwandten eifrig. Sie sah ihn einen Augenblick wie erstaunt an ...

Später meinte Justine, es sei gewesen, als habe eine Nachtwandlerin einen Anruf vernommen.

„Sie gleichen William Bennyn gar nicht," sagte Gunhild zerstreut.

„Wie sollte ich! Seine Mutter war eine Base meines Vaters. Da ist nicht mehr viel gleiches Blut in ihm und mir. Ein gemeinsamer Urgroßvater — das ist keine nahe Verwandtschaft."

Er seinerseits staunte auch Gunhild an. Er fand sie wunderschön. Er konnte sie gar nicht genug ansehen.

Beide Frauen, Justine wie Fräulein Wittmer, mußten es bemerken, daß er mit seinen Blicken immer wieder zu Gunhild zurückkehrte. Auch bei dem Festmahl. Es sah gerade aus, als habe er das Verlangen, sie durch Beobachten und Anschauen kennen zu lernen.

Jedenfalls war er für Käthe Henning ein unaufmerksamer Tischnachbar.

Gunhild spürte nichts von den Blicken, die so oft auf ihr ruhten. Sie hatte nur noch von fern ein Gefühl von der Anwesenheit Gilberts. Sie sah und empfand alle Menschen nur wie ganz von weitem.

Sie mit ihrer Liebe und ihren heißen Glückserwartungen stand Hand in Hand mit William auf einer Insel.

Es war nur natürlich, daß Gilbert Franke und die Braut den zweiten Tanz zusammen tanzten.

Gunhild sah ihrem Verlobten förmlich abschiednehmend in die Augen, ehe sie sich für ein paar Minuten von seiner Seite entfernte.

Da begab sich etwas Merkwürdiges: Gilbert und sie konnten nicht zusammen tanzen. Es ging auf keine Weise, sie kamen nicht in Takt.

Käthe Henning, die noch ganz entzückt davon war, wie schön Doktor Franke mit ihr den Tischwalzer getanzt, fast so schön wie Wynrich getan hätte, stand neben William und sah es.

„Gucken Sie mal — wie komisch. Und Gunhild ärgert sich schon ..."

Mit etwas rotem und verlegenem Gesicht kam Gunhild, von Doktor Franke geführt, zurück. Sie empfand ganz kindisch einen Augenblick als Mädchen die Blamage. Als wenn sie nicht tanzen könne ... Es hatte an ihm gelegen. Es war seine Schuld ... So ungeschickt hatte er sich angestellt, als ob er noch nie eine Dame geführt hätte.

Gilbert verbeugte sich und sprach mit lachendem Mund ein paar Entschuldigungen.

‚Es ist ihm auch genant', dachte Käthe, ‚er ist förmlich blaß.'

„Aber bitte," sagte Gunhild, und bemühte sich, sehr freundlich zu sein, „das macht ja gar nichts."

Sie sah ihn an, verbindlich lächelnd. Ganz kurz begegneten sich ihre Blicke.

Über den seinen erschrak Gunhild. Sie verstand ihn nicht.

Aber es war ein Ausdruck darin, der ihn ihr unvergeßlich machte.

Am andern Morgen reiste Gilbert Franke wieder ab. —

Täglich arbeitete nun William Bennyn im Geschäft.

Er war ein Mann von dreißig Jahren, war selbst schon Mitchef einer großen Firma gewesen, war der Verlobte der Tochter und künftige Kompagnon, hatte ein schweigsam-

vornehmes Wesen. Dies alles stand bei der Einführung in die Geschäfte schon im Wege und gab ihr sehr konventionelle Formen. Dazu kam, daß Justine es unmöglich fand, einen verwandtschaftlichen Ton anzuschlagen. Und weil sie diesen nicht hörten, blieben auch die Angestellten fremd, am fremdesten jene, welche seit Beginn des Geschäftes Justinens Mitarbeiter gewesen.

Es war immer, als gäbe Herr William Bennyn eine Gastrolle in den Geschäftsräumen.

Er benahm sich gewandt und korrekt. Mehr zu tun, boten die Zeit und der sichere Gang des Geschäftes keine Gelegenheit. So war es Justinen eigentlich nicht möglich, sich ein Bild davon zu machen, ob er ein genialer Kaufmann sei und die vorsichtigen, entschlossenen Herrschertugenden besitze, die ein solcher nötig hat.

Er ließ sie auch in keiner Weise erraten, ob es ihm Enttäuschung bereite, daß sie doch im Geschäft bleiben wollte.

„Wie Sie bestimmen, liebe Mama," hatte er nur gesagt, „ich füge mich allen Ihren Dispositionen. Das wünscht auch Gunhild."

Es hätte die Mutter freuen sollen, ihn so fügsam zu finden. Aber es machte sie nur ungeduldig. Sie fand es unmännlich. Im Mangel an festem Auftreten sah sie einen Mangel an sicherem Bewußtsein. Ein Mann, der sich seines klaren Wertes bewußt ist, stellt Bedingungen.

Und das bestärkte sie nur in dem Entschluß, Geschäftsinhaberin zu bleiben. Sie glaubte ihn so genauer kennen zu lernen, Kontrolle über ihn zu behalten, die gefürchtete Macht für ihn zu bleiben.

Finanziell mißtraute sie ihm keineswegs. Von vornherein hatte das Vorurteil bestanden, daß er unabhängig sei. Daß er imstande war, ein anständiges Stück Geld in das Geschäft einzuschießen, ließ ebenfalls keine Sorgen bezüglich seiner wirtschaftlichen Solidität aufkommen.

Da alle, die ihr nahestanden, sie immer wieder gefragt hatten: was hast du gegen ihn, war sie endlich genötigt worden, wenigstens vor sich selbst ihr Gefühl in Worte zu bringen. Sie sagte sich: ich glaube nicht an die Dauer seiner Liebe und nicht an die Vornehmheit seiner Seele.

In welchem Grade sie ihm fort und fort ihren Argwohn verriet, ahnte sie selbst gar nicht. —

Nach wiederholten Beratungen mit dem Justizrat war beschlossen worden, daß Bennyn in der Tat hundertundfünfzigtausend Mark in das Geschäft mitbringen solle. Langer als Gunhilds Vormund bestand darauf, obschon Justine ihm sagte, in den Adern ihres Geschäftes zirkuliere Geld genug, es bedürfe keines Zustromes. Es laufe auf eine leere Formalität hinaus; sie selbst habe reichliche Kapitalien in preußischen Konsols angelegt, weil sie ihrer für die Fabrik nicht bedürfe. Aber Langer war es gerade um diese Formalität zu tun. Er fand es für seines Mündels Zukunft solider, wenn das Geld Bennyns auf die Firma überschrieben werde und somit auch unter Justinens Kontrolle komme. Dann könne der Mann nie in Versuchung kommen, damit zu spekulieren.

Langer setzte auch den Kontrakt auf, der Bennyn die Teilhaberschaft sicherte. Man konnte nicht glatter handeln, als es Justine hierin tat. Bennyns Kapital sollte mit sechs Prozent berechnet werden, das ihre nur mit vier Prozent; der Reingewinn ging zu gleichen Teilen.

‚Alles in allem — er hat sich da hübsch 'reingesetzt', dachte Langer, und sein Sohn Theo fiel ihm ein. Da nun alles geordnet war und seine Integrität sich neuerlich glänzend gezeigt, auch Frau Staphorst ihm die Genugtuung bereitet hatte, sich seiner männlichen, also reiferen Einsicht zu fügen, wandelte ihn doch eine starke Melancholie an, daß es seinem Sohn nicht vergönnt gewesen, sich das Mädchen zu erobern. —

Schwerer noch als alle diese geschäftlichen Dinge ward Justine der Abend, den William Bennyn stets bei seiner Braut verbrachte.

Wie harmlos fröhlich waren sonst diese Abendstunden gewesen, eine wahre Erholung, die auch die unerquicklichsten Arbeitstage ausglichen.

Die Frau, ihre Tochter und Fräulein Wittmer hatten sich dann geradezu miteinander amüsiert. Gunhilds Scherze, ihre natürliche Fröhlichkeit fanden das dankbarste Publikum an den beiden Frauen. Man lachte oft bis zu Tränen. Worüber? Das hätten sie selten sagen können. In der Intimität eines glücklichen Familienlebens

gibt es fortwährend Anlässe zur Heiterkeit. Einem Fremden, der sie mit ansieht, erscheint sie unbegreiflich, grundlos. Und doch hat kein Lachen bessere Gründe als dieses. Sorglosigkeit, Gesundheit, Zärtlichkeit äußern sich in ihm — es ist die natürlichste Form, in welcher diese drei Reichtümer verschwendet werden wollen.

Das war selbstverständlich wie fortgeweht durch die Anwesenheit des Mannes, der ein solches Familienleben nie kennen gelernt hatte.

Justine empfand auch deutlich, daß ihre Gegenwart den Verlobten ein Zwang war. Es konnte nach allem gar nicht anders sein. Und doch zerriß es ihr das Herz, sich vorzustellen, daß ihre Tochter, ihre einzige, geliebte Gunhild, sich freue, wenn sie nicht mit ihr zusammen zu sein brauchte. —

So schroff war es nun nicht. Gunhild hoffte immer noch, daß ihre Mutter und ihr künftiger Gatte sich „finden" sollten. Und wenn sie alle beisammen waren, belauerte sie jeden Blick und jedes Wort ihrer Mutter, um das erste Aufblitzen liebevoller Zutraulichkeit zu spüren. Wenn sie dann solches immer und immer nicht herauszufinden vermochte, ward sie traurig und still. Im übrigen lebte sie wie in einem Fieber dahin.

Fräulein Wittmer war von Justine mit dem so verantwortungsvollen Amt betraut worden, die Aussteuer zusammen mit Gunhild zu beschaffen. Sie hatte nur gesagt, wieviel es kosten dürfe, und hinzugefügt, ihr fehle die Zeit, sich selbst zu bekümmern.

Fräulein Wittmer wußte recht gut, daß Frau Staphorst sich diese Zeit hätte schaffen können, zumal jetzt im Winter in der flauen Geschäftsperiode. Es schmerzte sie tief. Welche köstlichen Stunden voll Glück und Lachen hätte die Frau unter anderen Verhältnissen sich durch Erfüllung dieser Mutterpflichten schaffen können und auch gewiß verschafft. Es kam Fräulein Wittmer vor, als zwänge man sie, ihre hochverehrte Herrin zu bestehlen. Und doch genoß sie selbst das Glück, mit Gunhild alles besorgen zu dürfen, und strahlte förmlich. Dann war auch Gunhild von einer erregten Fröhlichkeit, und all ihr Vergnügen an den schönen Möbeln, Teppichen, Geräten drückte sich immer in dem Jubelruf aus: „Was William wohl dazu sagt!"

Im Grunde genommen nahm Fräulein Wittmer in dieser Zeit mehr Gunhilds Partei. Das junge Mädchen, welches sie erzogen hatte, das ihr noch vor kurzem in Gehorsam untertan gewesen, war nun Braut! Als solche bedeutete sie für Fräulein Wittmers zaghaft-keusche Seele eine Persönlichkeit von unendlicher Interessantheit. Sie liebte! Sie ließ sich von einem Mann küssen! Sie sprach mit ihm ganz vertraut! Wie das sein mußte? Wie man das nur konnte? Es schien Fräulein Wittmer schreckhaft-schön. Und oft hatte *sie* den roten Kopf, wenn sie Gunhild mit dem Verlobten dabei überraschte, daß sie sich küßten, während es Gunhild offenbar nicht im geringsten genierte.

In dieser Zeit war es Fräulein Wittmer auch vergönnt, zum erstenmal in ihrem Leben ein entscheidendes Wort zu sprechen. Sie litt dann an schlaflosen Nächten infolge ihrer Unbescheidenheit, bereuen aber konnte sie nicht.

Frau Staphorst hatte die Idee, daß das junge Paar oben im Hause wohnen sollte. Die Räumlichkeiten ließen sich mit etwas Mühe und Kosten leicht so einteilen, und gereicht hätten sie auch.

Sie litt entsetzlich von der Vorstellung dieser gemeinsamen Zukunft unter einem Dach. Aber in einem wunderbaren Gemisch von erbitterter Selbstquälerei und heißen Wünschen, den verhaßten Mann stets beaufsichtigen zu können, sprach sie dennoch den Plan aus. Da bei ihr leicht alles wie ein Befehl klang, mußte das Brautpaar es wohl für ihren festen Willen halten.

Gunhild erblaßte. Sie wollte ja gern bei der Mutter im Haus bleiben und helfen, ihr das Leben warm und gut machen. Aber konnte sie das überhaupt noch? Zog sich die Mutter nicht immer kühler und ferner von ihr zurück? Wie sollte sich das gestalten?

Wie wohl William darüber dachte? Er saß dabei und sagte nichts. Es war immer so schwer, ja eigentlich unmöglich zu raten, was er dachte.

Es gab eigentlich nur ein Thema, bei dem er beredt wurde: ihre Liebe zueinander und das Glück der Zukunft, das sie verhieß. Gunhild begehrte auch gar nichts anderes. Es war eben ein unerschöpfliches Thema. Sie glaubte, man spräche es im Leben nicht zu Ende.

Sonst war Gunhild voll heißer Dankbarkeit gegen William, daß er sich schweigend stets der Mutter fügte, was sie als großartigsten Liebesbeweis ansah.

Jetzt aber hätte sie gern gesehen, daß er widerspräche. Es mußte für ihn selbst doch auch sehr peinlich sein, bei dem fremden Verhältnis, in dem er leider, leider immer noch zur Mama stand.

Und ganz egoistisch hatte sie auch von dem jungen Glück im eigenen Nest geträumt, das ihr poesievoller schien, wenn es in neuen, fremden Räumen eingerichtet wurde. Von sehr bedeutenden Freiheits- und Wichtigkeitsgefühlen als selbständige Hausfrau war sie im voraus erfüllt gewesen.

Es sollte bei ihr niemals Rindfleisch und Kohl geben und niemals Erbsenpüree; hingegen sehr oft Vanillecremetorte als Nachtisch. Und sie hatte auch vor, morgens Schokolade zu trinken. Sie konnte doch dann alles, was sie wollte. Mama war so bedürfnislos. Sie aber hatte ein Leckermäulchen.

Wenn man in einem Hause zusammenwohnte, sah Mama doch vielerlei, und Gunhild fühlte, daß sie sich genieren würde im Bett zu liegen und Schokolade zu frühstücken, wenn sie wüßte, unten sei die Mama schon lange bei der Arbeit und habe schon um sieben Uhr ihren Milchkaffee genommen.

Fräulein Wittmer sah von der Mutter auf die Tochter und sah auch den Mann an. Er zwinkerte mit den Augen, als blende ihn etwas.

Gunhild war blaß und sah sehr niedergeschlagen drein, sagte aber leise: „Wie Du bestimmst, Mama."

Justine hatte Herzklopfen. Das merkte ihr Fräulein Wittmer immer an. Dann atmete sie kurz und bekam so einen ängstlichen Ausdruck. Es war, als horche sie dann in banger Erwartung in sich hinein, ob das Herz auch gar stillstehen wolle.

„Ich werde also nach Wildemann schicken, er kann mal sagen, wo man am besten die Küche einrichtet," sagte sie hastig.

Und da sprach Fräulein Wittmer: „Ich finde es nicht!"

Sie war selbst ganz perplex, daß ihr das so herausgerutscht war, mehr noch, daß sich ihr die Meinung so schnell und so fest gebildet hatte.

Justine und ihre Tochter sahen sie mit offenem Munde an.

Ein paar Augenblicke sprach kein Mensch.

Dann sagte die Mutter sanft: „Wenn Fräul'n Wittmer es nicht findet, wollen wir es bleiben lassen."

Es schien, als ob alle glücklich waren, daß man ihnen etwas Wichtiges über ihre eigenen verworrenen Gefühle weg entschieden hatte.

Am Abend bedankte Gunhild sich stürmisch bei Fräulein Wittmer.

„Es kam mir nicht zu. Ich weiß es," sagte diese ganz gebeugt.

Gunhild lud Fräulein Wittmer ein, sie später sehr oft zu besuchen. Es sollte dann auch immer Windbeutel mit Schlagsahne geben, für die Fräulein Wittmer eine bekannte Schwäche hatte.

„Und nicht wahr, Fräul'n Wittmer, Du magst William leiden? Du hast ihn lieb? Das ist mir ein Trost."

Sie brach in Tränen aus. Fräulein Wittmer war ganz verdutzt. Diese plötzlichen Übergänge von kindlichen Dingen zu leidenschaftlichen Erregungen kannte man ja jetzt an Gunhild. Aber die Frage, ob sie — Clara Wittmer — William leiden möge, kam zu überraschend.

Diese Frage hatte das alte Mädchen sich gar nicht zu stellen gewagt. Daran wollte sie gar nicht rühren.

Er war ein schöner Mann. Grad so sah er aus, wie das Idealbild von Männerschöne, das in Clara Wittmers Phantasie in einer ganz, ganz fernen Ecke stand — —

Aber . . .

Sie deckte flink dies ‚aber' zu mit dem Gedanken: ‚Gunhild liebt ihn.' Und war sehr erleichtert, daß Gunhild ohne weiteres annahm, sie möge ihn leiden.

Denn das junge Mädchen trocknete sich die Tränen und fuhr aufgeregt fort: „Wie solltest Du auch anders. Man muß ihn lieben. Gibt es wohl noch einen Menschen auf der Welt mit so tiefen, schönen Augen? Ach, Fräul'n Wittmer, und es ist oft eine so furchtbare Trauer darin! Er hat es mir auch angedeutet, er hat viel, viel gelitten im Leben. Wie erschütternd — nicht? Wenn ich erst seine Frau bin und besser alles verstehen kann, will er mir alles, alles sagen. Ich bin sein guter Engel, sein Trost, sein erstes, einziges Glück. Du kannst Dir

denken, wie überselig solcher Gedanke macht. Und wie es mich erbittert, daß mein armer William hier wieder Leiden findet! Und durch wen? Durch meine eigene Mutter, die ihn merken läßt, daß sie ihn nicht ausstehen kann. O Gott, wie bin ich unglücklich ..."

Sie weinte von neuem und so ganz in ihrer unbeherrschten Leidenschaftlichkeit, daß Fräulein Wittmer zuletzt wieder flüstern mußte: „Komm, Gunhild ... komm ..."

Da es nun beschlossen war, daß das Paar nicht mit auf Attlisberg wohnen solle, suchte man in der Stadt umher. Zwar hatte Gronenhagen über hunderttausend Einwohner und war Residenz. In der inneren Stadt herrschte ein emsiges geschäftliches Treiben, die Straßen waren eng. Rund um diesen alten Kern legte sich ein sehr breiter Gürtel von prachtvollen Anlagen und an ihnen gab es moderne Häuser. Diejenigen, welche mit Mietsetagen für Leute ohne eigenen Grund und Boden Wohnungen boten, waren nicht sehr zahlreich. Und die große Garnison — in Gronenhagen standen Husaren und Infanterie — brachte es mit sich, daß diese modernen Etagen von Offiziersfamilien in Anspruch genommen waren.

So gab es viel Lauferei. Dabei begleitete nicht nur Fräulein Wittmer das junge Paar, sondern auch Tante Laura machte sich wichtig und verschaffte sich Zeitvertreib dadurch, daß sie sich anschloß.

Sie fühlte sich in der offiziellen Stellung als Beschützerin des Paares. Ohne sie hätten sich ja beide nie gefunden.

Gunhild war es zwar im Grunde schon sofort lästig und ärgerlich, dankbare Anhänglichkeit zeigen zu sollen. Aber William stellte ihr vor, daß Frau Laura Staphorst ein viel besseres Herz habe, als ihre Art vermuten lasse. Gunhild mußte zugeben, daß sie eigentlich diese Abneigung von der Mama übernommen habe. Als William dann langsam und leise sagte: „Deine Mama gibt wohl oft und leicht solchen Abneigungsgefühlen nach," da war sie auf den Mund geschlagen.

Wenn es um die Antipathien ihrer Mutter gegen die Schwägerin ebenso stand, wie um die gegen William, dann waren sie eben auch blinde Ungerechtigkeiten.

Und wiederum war ihr, als zögen unsichtbare Hände sie weiter von ihrer Mutter fort ...

Keine Etage sagte dem Brautpaar zu. Wenn auch Gunhild mit rascher Phantasie gleich in jeder Möbel stellte, herumwirtschaftete, Gäste empfing, so wollte William durchaus große, elegante Räume.

Er selbst, sagte er, sei in einer Dachstube zufrieden, aber seine junge, schöne Frau solle den passenden Rahmen haben, eine Äußerung, die Fräulein Wittmer begeisterte.

Schließlich fanden sie ein reizendes Haus. Es war ganz neu, erst seit einigen Wochen vermietbar und noch gar nicht tapeziert, weil dies dem Geschmack des Mieters überlassen bleiben sollte. Vor dem Hause befand sich ein kleiner Garten, ebenso hinter demselben. Gebüsche und Bäume waren schon angepflanzt, ein Rasenrund, mit einem Weg darum, abgesteckt. Der Vorgarten ging auf die breite Ringstraße, jenseits deren die „Anlagen" sich herumzogen. Das gewerbliche und industrielle Getriebe der Stadt, in welcher einige Erzeugnisse der großen, fruchtbaren Ebene als berühmte Spezialitäten verarbeitet wurden, lag weit zurück hinter dem hübschen Haus. Es war im altdeutschen Stil erbaut und hatte allerlei Erker, Spitzgiebel und Gebälkzierat. Unten gab es vier schöne Räume, deren einer wohl als „Saal" bezeichnet werden konnte. Oben befanden sich fünf Zimmer. Und im Souterrain die sämtlichen Wirtschaftsräume.

Es war viel mehr, als ein junges Paar, wenigstens nach Ansicht der Mutter, brauchte. Als sie davon vernahm, schwieg sie.

War Bennyn luxuriös? Oder so schwach gegen Gunhild?

Sie seufzte und fühlte wohl, weil ihre Haltung nicht mütterlich dem Manne gegenüber war, hatte sie auch kein Recht, mit mütterlichen Warnungen zu kommen.

Aus mancherlei Andeutungen Gunhilds konnte man erraten, daß es in der Absicht des Paares lag, ein großes Haus zu machen.

Sie, Gunhild, habe ja noch gar nicht ihre Jugend genossen, hätte William so innig gesagt, sie solle es an seiner Seite.

Dagegen ließ sich nichts sagen, wenn die Mittel es erlaubten und der Geschmack so war ...

Aber daß er so war, befremdete Justine. Sie hörte immer nur von Äußerlichkeiten reden.

Gab es denn außer der Verliebtheit

und den Lebensformen nicht viel Wichtigeres, Höheres zu besprechen zwischen Brautleuten?

Sie erinnerte sich, wie damals sie und ihr Fritz die gesellschaftlichen Pflichten, die sie, als der Offizierswelt angehörend, unweigerlich erfüllen mußten, als Last und Störung empfunden hatten. Und die Einrichtung hatte ihnen nicht viel Kopfzerbrechen gemacht. Man war damals einfacher und fing bescheiden an. Man fand auch einen beglückenden Reiz in der Hoffnung, sich nach und nach noch mehr und Schönes anschaffen zu können. Alles gewann an Wert, weil es lange ersehnt war.

Gunhild und William hatten freilich mehr Arbeit von der Ausstattung ihres künftigen Heims, denn es sollte gleich alles von größter Vollständigkeit sein.

Sie selbst und Fritz waren von ganz anderen Dingen erfüllt gewesen. Wie wichtig war es, daß sie ihre Charaktere miteinander erörterten! Endlos besprachen sie: ich bin so — wird Dir das gefallen? Den Fehler hab' ich — hilf mir davon. Wie geh' ich am sichersten den Lebensweg — zeig mir's. Und vor allen Dingen — laß uns nicht stehen bleiben — suchen wir reifer zu werden. Wie denkst Du über Gott? Welche Bücher liebst Du? Bewache meine Lektüre. Laß uns keine Geheimnisse voreinander haben...

Während der Monate ihres Brautstandes hatte Justine mehr vom tiefen Inhalt des Lebens begriffen, als alle Jahre vorher.

An Gunhild sah sie gar keine Entwicklungen, nur immer noch dieselbe kindliche, törichte Unreife, die ihren Jahren angemessen geschienen hätte, wäre sie eben nicht Braut gewesen. Die neue Note, die hinzugekommen war, klang nur nach erwachter Leidenschaftlichkeit. Und das erfüllte die mütterliche Seele mit einer Art von Verlegenheit. Es war ihr beinahe, als ob es ihr von ihrer eigenen Keuschheit etwas nähme. —

Die Zeit flog nur so dahin, und Ende März war die Hochzeit.

Dazu kam denn auch wirklich Wynrich, der Weihnacht keinen Urlaub hatte nehmen können.

Er fand seine Familie in einem Zustand, der ihn erschreckte.

Gunhild hatte etwas Fieberhaftes. Seine Mutter war magerer geworden und sehr gealtert. William Bennyn begegnete ihm nicht mit der strahlenden Siegerfröhlichkeit, die nach Wynrichs Vorstellung ein Mann am Vorabend seiner Hochzeit haben mußte. Eher schien es, als sei Der befangen, nun seinen ehemaligen Reisefreund als Schwager zu begrüßen. Wynrich hatte gerade gedacht, daß diese Reisefreundschaft den verwandtschaftlichen Verkehr zwischen ihnen vorbereitet haben müsse.

Als er Fräulein Wittmer einmal allein erwischen konnte, fiel er förmlich mit Fragen über ihre hilflose Seele her.

„Sag mal um Gottes willen, Fräul'n Wittmer — was habt Ihr hier denn gemacht?"

„Nichts, nichts," antwortete sie unzutreffend und ängstlich.

„Mutter sieht schlecht aus! Ist sie krank? Ist sie mit Gunhild in Streit? Dann will ich Gunhild mal den Kopf waschen. Hat Mutter sich immer noch nicht gefunden? All Eure Briefe waren seit der Verlobung so komisch schweigsam. Ich dacht' manchmal: wahrscheinlich ist es Mutter fatal, daß sie erst so dagegen war. Wenn Mütter mal unrecht haben und es einsehen, muß es ja auch ein verlegener Zustand sein. Und das dacht' ich. Und das wollt' ich schonen. Aber nun kommt es mir hier nicht geheuer vor. Kein Polterabend! Ich war baff. Immer hab' ich gedacht: unsre Hilde, die feiern wir mal mit Tanz und Heidi aus ihrer Mädchenzeit 'raus. Die Hochzeit wird ja glanzvoll. Aber das ist nun auch wieder nicht Mutter: aus der Hochzeit ein Schau- und Spektakelstück zu machen! Obenein im Hotel. Polterabend laut und lustig, Hochzeit still und feierlich. So möcht' ich es mal haben. Also, Fräul'n Wittmer: rasch! Farbe bekannt — was ist hier los?"

„Das kann man nicht so sagen. Es liegt mehr so in der Luft. Keiner kann was dabei machen," antwortete Fräulein Wittmer. Deutlicher wußte sie es selber nicht.

Wynrich schwieg ein Weilchen. Fräulein Wittmers Undeutlichkeiten hatten es an sich, daß der Hörer immer viel mehr heraus verstand, als sie selber nur zu denken gewagt.

Dann sagte er leise: „Du, Fräul'n Wittmer, das ist was Komisches: ich mag William mit einemmal nicht mehr so gern leiden wie damals an Bord. Da war er fein und weich, aber doch sicher. Nun hat

er so was ... Gott, scheu wäre schon zu viel gesagt ... Und wie nervös zwinkert er mit den Augen ... das hab' ich nie an ihm bemerkt ..."

Fräulein Wittmer sah ihn so entsetzt an, daß er lieber schwieg. Er wußte wohl, man durfte die treue Seele nicht beunruhigen.

„Nicht so was der Mama sagen," flehte sie. —

Am Hochzeitstage regnete es. Aber es war ein stiller Regen. Nicht in blinkendem Tropfenfall rauschte er melodisch herab. Als graue Schleierwolke lag er zwischen Erde und Himmel, und wer sich in die durchdringende feine Nässe hinauswagte, dem sprühte sie prickelnd ins Gesicht.

Die alten Platanen mit ihren graugrün getigerten Stämmen standen sich in ihrer langen Doppelreihe düster einander gegenüber. Ihre kahlen Wipfel waren unter der Umhüllung der Regenschleier wie versteinert.

Der ganze Garten lag bereit, den Frühling zu empfangen. Die Buchsbaumzeilen faßten frisch umgegrabene Rabatten ein.

Aus der fetten, braunen Erde versuchten schon da und dort als weißliche, dicke Knoten sich einzelne Pflanzen emporzuringen. Die Stachelbeerbüsche auf einer der ganz zurückliegenden Rabatten waren schon wie überstreut von dem grünen Gesprenkel der jungen Blättchen.

Auf dem Wohnhause wie auf allen Fabrikgebäuden hingen die Flaggen an den hochragenden Masten nieder, gleich schlaffen, durchnäßten Lappen.

Die Arbeiter hatten heimlich eine Ehrenpforte errichtet. Sie schlug ihren dicken grünen Bogen da, wo die Platanenallee auf den freien Platz vor dem Hause mündete. Sie war von Girlanden aus Tannenzweigen hergestellt; gleich Spiralen wanden sich die grünen, blanken Linien um das Holzgerippe des Bogens. Oben in ihm hing ein umkränztes Plakat. „Heil dem jungen Paar!" stand in roten und schwarzen Buchstaben darauf. Der Nebelregen hatte es in Arbeit genommen und von jedem Buchstaben ein kleines, dünnes Farbenrinnsal abwärts gezogen. Nun sah es aus, als gingen die Buchstaben auf Stelzen.

Ganz still war es draußen. Haus und Garten schienen eher einer verlassenen Stätte zu gleichen, als dem Schauplatz eines Festtages.

Auch von der Fabrik her drang kein Laut. Die Arbeit stand heute still. Die Arbeiter erhielten in einem Wirtshaus in der Stadt ein Festmahl.

Drinnen im Hause waren die Frauen damit beschäftigt, sich anzukleiden. Fräulein Wittmer half der Braut, nachdem sie für sich selbst ihr neues Schwarzseidenes und ihre Schuhe nebst Taschentuch und künstlichem Brustbukett zurechtgelegt hatte, um später binnen anderthalb Minuten fertig sein zu können.

Justine hatte sich verfrüht. Ihre quälende Unruhe war schuld daran.

Sie ging hinab ins Wohnzimmer, in der Hoffnung, Wynrich dort zu finden. Er war nicht da. Mit einem blassen Lächeln erinnerte Justine sich, daß die Toilette eines jungen Leutnants mindestens ebenso zeitraubend ist, wie die eines Mädchens zum Ball. Zumal heute, wo Wynrich als eben avancierter Oberleutnant sich zum erstenmal im Schmuck seiner Epauletten mit den Goldkantillefransen zeigen durfte.

Sie mochte hier nicht allein bleiben. Jeden Augenblick konnte auch Bennyn eintreffen, dem allein zu begegnen ihr peinlich gewesen wäre.

So stieg sie treppan in ihr Arbeitszimmer. Dieses große, schmucklos nüchterne Gemach war ein seltsamer Rahmen für die heute so stattlich geschmückte Frau. Ein pomphaftes Kleid, mehr reich und würdig als gerade sehr kleidsam, umrauschte sie in glänzenden Falten. Es war von grau und weißem Brokat; trotz dieser zarten Farben hatte es doch, dank des zu großblumigen Musters, etwas von einem Möbelstoff an sich, und die Taille war zu überreichlich mit echten Spitzen garniert. Fräulein Wittmer hatte alles bestellt und alles war mit einem zerstreuten „sehr schön" von Justine belobt worden.

Schmuck trug sie nicht. Sie besaß gar keinen. Es wäre ihr lächerlich erschienen, sich selbst dergleichen zu kaufen. Eine Minute lang hatte sie daran gedacht, auch heute die Brosche anzustecken, die sie alle Tage trug. An ihrem Verlobungstag hatte Fritz sie ihr gegeben. Das damals von ihr als köstlich angestaunte Stück mußte heute beinahe komisch wirken. Sie wollte es sich durch keinen erstaunten oder spöttischen Blick entweihen lassen.

Als sie nun erwartend in dem Raum hin- und herging, fühlte sie plötzlich, daß ihre Fassung zerbrechen könnte. Und sie hatte sie doch in so mühevoller Vorarbeit fest aufgebaut und mit so heißen Vorsätzen vernietet!

Aber alles, was heute war, und alles, was sie in eben diesem Raum erstrebt und zu erarbeiten gehofft hatte, trat als greller Widerspruch vor sie hin.

Ihr kam es vor, als habe sie den ganzen Weg bis hierher vergebens gemacht.

Das war kein gutes Gefühl, es nahm Kraft und Mut.

Es schien alle Muttertreue zu entwerten, daß diese nicht einmal so viel Macht hatte, den Lebensgang auch des erwachsenen Kindes zu bestimmen.

Ein Geräusch an der Tür schreckte sie auf.

Sie erblaßte und staunte die Erscheinung an, die sich ihr näherte.

Es war Gunhild im Brautgewand und hinter ihr der Mann. Aber den sah sie noch gar nicht.

Fremd und wunderherrlich erschien ihr das Kind. Und so ungewohnt mild und demütig war der Ausdruck. Keine Feindschaft, kein Zorn sprühten in diesen Minuten aus den goldfunkelnden Augen. Auch jede Leidenschaft schien wie hinweggewischt. Still und rein wie das weiße Gewand war ihr Gesicht.

Als herber Schmuck stand über ihrer Stirn im blonden Haar das Myrtendiadem aus dünnem Kranzgewinde.

Sie kam heran. Unterm Schreiten wehten die langen, reichen Falten des Tüllschleiers ein wenig. Das gab der Gestalt etwas Schwebendes.

„Mama," sagte Gunhild leise. Sie wollte bitten: gib uns Deinen Segen. Plötzlich aufsteigende Tränen machten sie stumm.

Justine breitete die Arme aus, und wie in guten, vertrauten Tagen der Kindheit warf Gunhilde sich hinein.

Sie weinten zusammen.

Der Mann stand fremd und bestürzt.

Er begriff diese Tränen nicht. Er verstand nicht, daß beide Frauen ein paar Herzschläge lang auch seiner vergaßen. Daß in diesem Augenblick die heilige Stimme des Blutes sieghaft aufjubelte, daß zwei Seelen ineinanderflossen, die durch geheime, unzerreißbare Fäden verknüpft blieben, und wenn zehnmal die eine auf den Purpurflügeln der Leidenschaft weit hinweg von der andern flog.

Ihm erregten diese Tränen Unruhe. Sie wurden ihm die Quelle, aus der die bitterliche Furcht hervorsickerte, die Geliebte gehe nicht mit blindem Vertrauen zu ihm in ihr neues Leben.

Sie wurden ihm zur unheilvollen Warnung, immer auf seiner Hut zu bleiben, immer zu erwägen, wieviel von sich zu offenbaren klug sei.

„Meine Hilde," flüsterte die Mutter. Jeder Gedanke war ein Wunsch — der Mund brauchte keinen auszusprechen. Mutter und Kind verstanden sich in Schweigen.

Der Mann glaubte, es sei für ihn schicklich, sich zu nähern. Er war fahl vor Erregung.

„Wir bitten um Ihren Segen, teure Mama," sagte er.

Justine sah ihn groß und klar an.

„Machen Sie mein Kind glücklich," sagte sie einfach.

Er beugte sich ergriffen über ihre Hand und fühlte wohl, daß es besser sei, jetzt nicht von seinen Vorsätzen zu sprechen.

Justine neigte sich und tat, als ob sie seine Stirn küsse. —

Ein Weilchen später kam Wynrich den Korridor entlang, um seine Mutter zu holen, denn die Wagen hielten vor der Tür.

Fräulein Wittmer begegnete ihm und war ganz begeistert von seiner reichen Uniform und dem majestätischen Eindruck, den die goldbefransten Epauletten machten. Auch das Stubenmädchen stand bewundernd. Er lachte Fräulein Wittmer aus, aber Spaß machte es ihm doch.

So trat er in bester Laune bei seiner Mutter ein. Er fand sie vor ihrem Schreibtisch, sie hatte die Arme und den Kopf auf die Platte gelegt.

Wynrich umfaßte ihre Schultern.

„Nur Courage, Mutter, und Haltung. Ist ja unnötig, daß alle Welt in der Kirche Dir's anfieht, wie sauer es Dir wird. Und wer weiß — das Schicksal hat manchmal so'n Widerspruchsgeist: nun wird vielleicht gerade alles gut."

Sie nahm ihre Kraft zusammen. Es war ihr, als sei es die letzte, die ihr Herz herzugeben habe. Aber Mutterherzen glei-

chen dem Ölkrüglein der Witwe: immer wieder füllen sie sich aus Wunderquellen. —

Als Justine am Arm ihres Sohnes, von Fräulein Wittmer gefolgt, den Dom betrat, war die ganze Festgesellschaft schon um den Altar versammelt.

Da saß in der ersten Reihe Frau Laura Staphorst, die überüppige Gestalt von hellblauer Toilettenpracht umwogt, Hals und Arme von dünnen Spitzen nur scheinbar bedeckt. Des fahle Licht der Kirche war ihrem roten, überpuderten Gesicht sehr ungünstig, was sie aber nicht ahnte.

Neben ihr hatte das Ehepaar Franke seinen Platz erhalten. Es war sehr rücksichtsvoll angesichts der nur so weitläufigen Verwandtschaft mit William, daß der Rechtsanwalt und seine Frau zur Hochzeit gekommen waren. Justine wußte ihnen großen Dank dafür und konnte nur bedauern, daß Gilbert, der ihr so sympathische Sohn des liebenswürdigen Paares, abgesagt hatte.

Der Rechtsanwalt war ein stattlicher Mann, sein Sohn Gilbert hatte die Erscheinung von ihm. Das schon fast weiße Haar ließ ihn wohl älter scheinen, als er sein mochte, aber erhöhte die vornehme Würde seines Kopfes. Seine Frau mußte sehr lebhaft sein; sie konnte es sogar jetzt nicht lassen, mit ihren dunklen, fröhlichen Augen Umschau zu halten. Dabei sah es aus, als fasse sie mit ihren weißbehandschuhten Händen sorgsam auf ihrem Schoß eine kleine Sammlung von Effekten zusammen: den Fächer, ein Taschentuch, einen Blumenstrauß — den ihr Wyurich heute vormittag gebracht und den sie aus Höflichkeit glaubte tragen zu müssen —, das Blatt, worauf die Gesänge standen, eine Schachtel mit Pfefferminzbonbons, denn sie konnte die Kirchenluft nicht vertragen. Aber ihren Händen entsank doch hier und da etwas, und an dem glatten Stoff ihres grünen Atlaskleides war der Fächer schon zweimal herabgerutscht, den der Gatte dann lächelnd wieder aufhob.

Sie war vielleicht ebenso alt oder ein wenig jünger als Frau Laura, aber sie trug auf ihrem braunen Haar schon eine winzige Spitzenrosette, die als Andeutung einer Haube anzusehen war und ihr sehr hübsch, ja geradezu kokett stand.

Neben diesem Ehepaar saßen Langers. Des Justizrats rötliche Bartwelle flutete wie immer auf eine sehr gestärkte Hemdenbrust herab.

Sein kahlgeschorener Kopf wirkte energischer als je. Frau Langer wußte nicht recht, was sie für ein Gesicht machen sollte; sie wünschte immer durchblicken zu lassen, daß sie diese Heirat mißbillige. Aber ihr Theo, der auch zur Hochzeit gekommen war, hatte ihr erklärt, daß es ihm wirklich nicht das Herz bräche, und daß ein deutscher Seeoffizier so hoch im Kurse stände, daß er in allen Hafenstädten der Welt an jeder Hand gleich zehn reiche, schöne, vornehme Mädchen haben könne. Tauben auf dem Dach hatten indes für die Frau wenig Wert. Sie lebte in steter Angst, daß Theo sich mal verplempern könne. Nebenbei war sie jetzt sehr verstimmt, weil die Schneiderin ihr das braune Samtkleid verschnitten hatte. In der Taille war es zu weit, über der Brust zu eng, auch fühlte sie deutlich, daß Samt sie noch dicker mache, und sie ärgerte sich, nicht auf den Rat ihrer Freundin Fernleben gehört zu haben, die dies gleich voraus gesagt hatte.

Hinter diesen Nächststehenden zogen sich die Stuhlreihen mit den übrigen Hochzeitsgästen hin. Gunhilds „ganze Klasse", wie Käthe Henning den Kreis der gleichaltrigen Schulgefährtinnen noch immer nannte, war geladen. Dann ein Oberst a. D. mit Familie und ein Major z. D. mit Frau, die dereinst Regimentskameraden von Justinens Mann gewesen und in Gronenhagen hängen geblieben waren, nachdem der blaue Brief sie gezwungen hatte, den bunten Rock auszuziehen. Weiter einige Familien aus der Großindustrie der Stadt, mit denen Justine in den letzten Jahren in Verkehr gekommen war. Auch der Hauptmann v. Malzau mit dem prachtvollen blonden Schnurrbart und seine hübsche Frau waren da; sie hatte durch Laura Staphorst für drei ihrer Jungens Billette für die Kirche erbeten und auf die drei Karten alle fünf hineingeschmuggelt. Nun war sie in Ängsten, denn sie hörte manchmal ein leises Prusten, dann ein „Pst" und ein stetes gedämpftes Rumoren in der Richtung, wo die Fünfe saßen. Einige jüngere Offiziere waren da und mehrere Söhne und Erben großer Fabrikanten.

Als Justine, für die in der ersten Reihe ein Sessel freigehalten war, am Arm ihres Sohnes einherschritt, verstummte alles Geflüster.

Sie hatte eigentlich immer als ansehnliche, ja bei manchen als schöne Frau gegolten. Die unvorteilhafte Kleidung, der herbe Gesichtsausdruck, der kranke Zug unter den Augen und um den Mund nahmen ihr den Reiz der Anmut, der ehedem wohl ihrem sicheren, frischen Auftreten eigen gewesen. Jedermann fand sie alt, und ihr Haar begann zu ergrauen, was bei dunklem Haar sehr hübsch aussehen kann, bei dem blonden Justinens aber fahle Mißfarbigkeit war.

Es schien, als sähe sie niemanden. Sie ließ sich auf ihren Stuhl nieder und neigte ihr Haupt, während sich ihre Hände im Schoß falteten.

Fräulein Wittmer stand ratlos. Aber das alte Fräulein Henning hatte neben sich in der zweiten Reihe einen Platz aufbewahrt und rettete nun die Hilflose durch freundlichen Wink aus der Situation.

Wynrich begab sich in die Sakristei, denn er sollte der Trauzeuge seiner Schwester sein, wie er es heute vormittag auch schon auf dem Standesamt gewesen. Daß William weder seinen Verwandten, den Doktor Franke, noch Langer gebeten, als Zeuge zu dienen, fiel auf. Es hieß aber, er habe sich bei dem gemeinsamen Mittagstisch sehr mit dem Landrat a. D. v. Brandstein angefreundet, so daß nun diesem das Ehrenamt zugefallen war. Justinen war über all ihren großen Sorgen doch nicht die Fähigkeit verloren gegangen, sich auch noch über Kleinigkeiten zu ärgern, sowie sie mit der Heirat in Verbindung standen. Daß der ihr so fremde Landrat ihre Tochter mit zum Altar geleitete, ärgerte sie also, denn sie witterte mit Recht den Einfluß ihrer Schwägerin dahinter, und daß diese auf William bestimmend einwirken könne, war ihr ein unangenehmer Gedanke. —

Es legte sich nun ein feierliches Warten über die Hochzeitsgesellschaft. Leise hob die Orgel an zu erklingen. Noch war es, als schlichen sich die Töne zaghaft von fernher heran. Dann schwollen sie plötzlich brausend und glanzvoll an, helle Chorknabenstimmen fielen ein, und das Brautpaar näherte sich dem Altar.

Justine mußte nachmals Pastor Henning innig bitten, ihr zu verzeihen: sie verstand nichts von seiner Rede, sie war ausgeschlossen von der allgemeinen Rührung, die das schlichte, warme Wort der Predigt erweckte.

Sie starrte immer auf Gunhild und Wynrich, die sie beide im Profil sah.

Es war ihr, als seien das zwei fremde Menschen. Und das Gefühl war entsetzlich. Ihre Seele lief ihren Kindern nach: verlaßt mich nicht — verlaßt mich nicht . . .

Die große Frage trat vor sie hin: was weiß eine Mutter eigentlich von ihren Kindern? Wie weit kennt sie sie?

Wie hat man sich selbst gewandelt! Wie wenig in uns ist noch von dem Kinde vorhanden, das einst an der Hand der Mutter ins Leben trat. Nichts waren wir als Ton, da wir auf der Schwelle der Jugend standen und das Leben kam und formte uns um. Wenn die Mutter wieder aufstehen dürfte aus ihrem stillen Bett und uns in unser Herz sehen, uns bei unserm Werk beobachten könnte — würde sie es noch zu fassen vermögen: dies ist mein Kind! Viel mehr, viel mehr leistete ihr Kind und hatte viel höhern Wert in sich, als sie ihm je zugetraut . . . Oder! Viel weniger, viel weniger Güte und Kraft und Reinheit war in seinem Wesen, als sie von ihm erwartet . . .

‚Heute kenne ich noch meine Kinder — vielleicht,‘ dachte die Frau, ‚ich überliefere sie fremden, unbekannten Gewalten — was werden diese aus ihnen machen.‘

In ihr Ohr klang jetzt Pastor Hennings Wort: „Lasset uns beten."

Da faltete sie fest die Hände und betete: „Wache über meine Kinder."

Das ganze Fest zog dann an der Frau vorüber, und sie erlebte es mit, wie eine, die es nicht nah angeht. Nach den großen seelischen Erschütterungen war eine Art Schlaffheit gekommen, und die half ihr jetzt sachte über alles weg.

Das junge Paar wollte sofort nach Tisch abreisen, für diesen Abend nur bis Hannover, von da aber weiter nach dem Süden. Es dachte einen Monat am Gardasee zu verleben.

Fräulein Wittmer geleitete Gunhild in das Zimmer, das in eben dem Hotel, wo das Fest stattfand, bereitet war, und half ihr Pflegekind umkleiden. Gegen alle ihre Gewohnheiten war die junge Frau still. Sie sah wie verklärt aus. Fräulein Wittmer wagte nicht, mit Wünschen, Abschieds-

reden oder gar Fragen dieses wunderbare Schweigen zu stören.

Als Gunhild ihr Reisekleid an und den Filzhut auf dem Kopf hatte, fiel sie der Treuen um den Hals und küßte sie so wild ab, daß Fräulein Wittmer flüsterte: „Komm, Gunhild, komm."

„Ja, ich will vernünftig sein," sagte sie wie zu sich selbst.

Mit ihrer Mutter wechselte sie dann noch flüchtig einen Kuß auf dem Korridor, vor einem Dutzend von Gästen, die sich zwar Mühe gaben, sich zurückzuziehen, aber nicht so schnell dazu imstande waren.

Justine stand wie versteinert und sah ihrer Tochter nach.

Das war der ganze Abschied gewesen ...

Drunten im Saal ging die Festfröhlichkeit noch bis tief in die Nacht hinein. Und es war auf einmal ein anderes Fest geworden. Ein Ball, dessen Held Wynrich war, der seit seinem Eintritt in die Marine zum erstenmal sich wieder mit seinen Altersgenossen zusammen amüsierte und die jungen Mädchen des Gesellschaftskreises kennen lernte.

Es ging laut und lustig her. Wynrich und Theo lehrten die Jugend einen neuen Tanz, den sie im Auslande kennen gelernt, und alle Welt war von einem Rieseneifer erfaßt, zu begreifen.

Justine sah zu. Sie sah auch, daß Wynrich als seine auserkorene Dame immer Käthe Henning neben sich hatte. Das wunderte sie doch. Käthe war ein liebes Kind, aber Durchschnitt, so sehr Durchschnitt, daß Justine kaum erwartet hatte, die würde ihrem Sohn als Tischdame sehr angenehm sein. Und nun zeichnete er sie sogar stark aus? Eine Stimmung. Vielleicht nur darauf zurückzuführen, daß er Käthe noch am besten von all den jungen Damen kannte.

Irgendeine Dame redete Justine darauf an, daß man wohl nun bestimmt die Vermählung von Frau Laura Staphorst mit dem Landrat Brandstein erwarten dürfe, und ob schon Gratulationen angenommen würden. Auf die ablehnende Geste hin, die Justine machte, sagte die Dame: „Nun, daß Brandstein als Trauzeuge fungierte, war doch deutlich. Das kommt doch den nächsten Verwandten zu."

Da begriff Justine plötzlich, warum diese Sache inszeniert worden war. Frau Laura hatte dieses Gerücht nähren wollen. Es war ja schon manches Paar durch Klatsch schließlich zusammengeredet worden.

‚Greulich,' dachte sie. Und dann: ‚Was geht es mich an.'

Fräulein Wittmer sah immer besorgter auf ihre Herrin. Endlich flüsterte sie Wynrich zu: „Mama muß nach Haus. Sieh nur mal ..."

Wynrich sah das verfallene, abgespannte, blasse Gesicht seiner Mutter. Er eilte zu ihr.

„Du fährst nach Haus, Mama! Auf der Stelle. Du mußt Ruhe haben."

„Wie kann ich ... als Gastgeberin ..."

„Ganz gut. Jedermann weiß, daß für die Brautmutter so'n Tag anstrengend ist. Verschwinde still. Tante Laura macht anstatt Deiner gern die Honneurs."

Justine fühlte, daß sie am Zusammenbrechen war.

Sie lächelte bitter. Das hatte nur noch gefehlt, daß diese Frau, die ihr seit mehr als fünfundzwanzig Jahren ein Gegenstand der Abneigung gewesen, nun auf Gunhilds Hochzeitsfest noch gar die Familienmutter vertreten sollte.

Aber es schien ihr beinahe, es wäre Sinn darin.

Zu Tode erschöpft, mit harten Gedanken und traurigem Herzen fuhr sie heim durch die Nacht.

An ihre Tochter wagte sie nicht zu denken ...

Der Sprühregen bedeckte von draußen die schwarzblanken Scheiben des Wagenfensters mit lauter kleinen Brillantsplitterchen.

Dumpf und in gleichmäßiger Schnelle klang das Räderrollen.

Die Frau saß still.

Neben ihr die treue Gefährtin wagte kaum zu atmen.

Da fühlte sie, daß ihre Hand von einer andern, eiskalten Hand fest umklammert wurde.

VII.

Nun war es schon Hochsommer. Genau die vereinbarte Arbeitszeit innehaltend, fuhr William Bennyn jeden Vormittag gegen neun Uhr an der Fabrik vor. Und jeden Nachmittag halb sechs ließ er sich wieder abholen. Dann saß bei gutem Wetter die junge Frau auf dem Wagen und lenkte selbst das leichte, elegante Gespann.

Sie versäumte dann nie, ihrer Mutter und Fräulein Wittmer schnell guten Tag zu sagen, die um eben diese Tageszeit hinter dem Hause unter dem, von Weinblättern überwucherten Glasdach der offenen Veranda saßen und ihren Tee tranken. Zu einem ausführlichen Gespräch konnte es in diesen flüchtigen Minuten gar nicht kommen. Und Justine hatte das deutliche Gefühl, daß es der Tochter sehr lieb so sei, daß sie es geradezu so einrichte.

Sie ging schweigend darüber hinweg.

In jener Nacht, die auf die Hochzeit ihrer Tochter folgte, hatte sie es sich beschworen, als stumme Nebenfigur im Hintergrund zu bleiben. Bis ... Bis wann? das sagte sie sich nicht. Ihr war immer, als müsse ihr Kind eines Tages sich in ihre Arme werfen und sagen: Mama, wir haben alles nur geträumt ...

Die junge Frau sah sehr schön aus, aber nicht eigentlich strahlend. Es war vielmehr eine starke Unruhe in ihrem Wesen. Ihre Fröhlichkeit war lauter und ungleichmäßiger als ehedem. Sie hatte auch immer Hausstands- oder Kleidersorgen. Entweder waren Gäste am Abend zuvor dagewesen oder wurden für diesen Abend erwartet. Ein neues Kleid war bestellt oder eines der Aussteuerkleider umgearbeitet. Es schien, als könne sie mit der Mutter und Fräulein Wittmer über gar nichts anderes mehr sprechen.

Diese beiden aber, wenn die junge Frau dann nach eiligem Abschiedskuß davon gerauscht war, vermieden es, eine Weile sich anzusehen und begannen schließlich, hastig irgendein ganz von fern hergeholtes Thema zu besprechen.

Niemals unterhielten sich die beiden Frauen über das Ehepaar.

Der Justizrat Langer fragte Justine einmal, wie William sich denn im Geschäft mache. Da antwortete sie hastig: „Korrekt. Natürlich ganz korrekt. Es wird ja auch kein organisatorisches Schaffen von ihm verlangt. Er hat sich nur in das Bestehende einzufügen gehabt. Er hat ein Arbeitspensum zu erledigen, das im Grunde erst für ihn geschaffen werden mußte, indem man dem ersten Buchhalter und dem Korrespondenten dies und jenes abnahm. Kann sein, daß diese künstlich geschaffene Stellung mit der Zeit eine wahrhaft einflußreiche wird. Sie muß es. Ich will es hoffen. Noch aber ist es zu natürlich, daß ich der eigentliche Chef bleibe, alle Fäden in der Hand behalte. Ich brauche auch Arbeit — Arbeit — viel Arbeit ..."

Sie mußte sich hineinretten — es war ihr noch notwendiger, als selbst Fräulein Wittmer ahnte.

Denn in zitternder Angst glaubte sie etwas heranschleichen zu sehen ... wie eine Schlange unter raschelndem Laub ... das hinstarrende Auge kann nicht recht unterscheiden: ist es ein Schlangenleib? Ist es nur das Laub? Bewegt sich etwas? Kommt es näher? Ist es Täuschung? Malt nur die Furcht sich aus harmlosen Farbenflecken ein Untier zusammen? — —

Zweimal war es geschehen, daß sich von den Postsachen, die der Kassenbote frühmorgens aus der Stadt mitbrachte, für die Empfänger sortierte und jedem auf seinen Platz hinlegte, je ein Privatbrief an William zwischen Justinens Post verirrt hatte. Beide Male hatten diese Briefe den ausdrücklichen Vermerk „privat", eine Freimarke der Straits settlements und den Poststempel Singapore getragen. Nichts war natürlicher, als daß der Mann Briefe aus seinem früheren Wohnort erhielt. Aber daß er sie nicht an seine Wohnung richten ließ, daß ganz besonders „Fabrik Attlisberg" darauf stand, mußte Justine auffallen.

Das erstemal ließ sie sofort den Brief in das Hauptkontor auf Williams Platz tragen. Er war noch nicht anwesend und erfuhr nichts von dem Versehen.

Das zweitemal gab sie ihm selbst den Brief. Sie ließ ihn bei sich liegen, bis irgendeine geschäftliche Angelegenheit den Schwiegersohn in ihr Arbeitszimmer führte.

„Sehen Sie," sagte sie mit dem Versuch, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, „für Ihre Freunde sind Sie noch immer ‚Herr Konsul'."

„Ja, wenn man einmal ein Amt gehabt hat, bleibt der Titel lange hängen," scherzte er.

Sie fand, er sei fahl geworden, seine Finger hätten gezittert, seine Augenlider gezuckt, als blende ihn etwas. Und dann versuchte sie, sich selbst zu schelten, sich allzu reger Phantasie zu zeihen.

Aber am andern Morgen bat Petersen, der alte Kassenbote, sie noch vielmals um

Verzeihung; daß er Briefe auf einen falschen Platz lege, passiere ihm sonst nie ... dabei war sein bartloses, faltiges Gesicht vor Ärger fast verzerrt, und er fuhr sich ein paarmal aufgeregt mit der Hand über den Mund. Er war bekannt dafür, daß er sich so furchtbar ärgern konnte. Seine ganze Erscheinung, zu der eine gelbbraune Perücke ausgezeichnet paßte, hatte das Typische der stets Gereizten. Die Bewegungen waren schnell, das Auge stechend und wachsam.

„Aber Petersen," sagte Justine erstaunt, „es ist doch nicht der Mühe wert, darauf zurückzukommen."

„Auch nur," sprach er kurzatmig vor Erbostheit, „weil der junge Herr mich sehr angefahren hat deswegen. Seit fünfzehn Jahren sind die gnädige Frau mit mir zufrieden, und wenn mal was war ... na ja, dann hab' ich mich allein schon genug geärgert und von selbst um Entschuldigung gebeten. Und von der gnädigen Frau will ich mich auch anfahren lassen ... wenn ich es verdient hab' und denn nich vor'n ganzen Kontor ..."

„Seien Sie doch ruhig, Petersen. Wir sind ja alle mal verstimmt. Vielleicht hatte der junge Herr gerade diesen Brief schon voll Ungeduld erwartet ..."

Petersen sah sie mit seinen scharfen Augen an. Mit nervöser Schnelligkeit machte er dabei die ihm eigene Bewegung des Händewaschens. Er mußte sehr an sich halten, um nicht heftig damit herauszufahren, daß das Ganze offenbar bloß dies gewesen: Herr Bennyn sei zornig geworden, weil *sie* den Brief gesehen habe.

Justine blieb sehr beunruhigt zurück. Sie hatte dem Mann ja seine Gedanken aus den Augen gelesen. Ihr selbst waren sofort die gleichen gekommen.

Sie zwang sich darüber wegzukommen, nur an die eine Seite des Vorfalls zu denken, an die, daß William so wenig Menschenkenntnis verriet und gerade diesen Beamten vor Zeugen abkanzelte. Er hätte begreifen müssen, daß er sich da völlig überflüssigerweise einen Feind mache. Verärgert, zänkisch, nachträglich war der Mann, wie er auch ehrlich und treu war. Er lebte in Spinnenfeindschaft mit einer ganzen Anzahl der jüngeren Beamten, und wenn man ihm nur je die leiseste Unzuverlässigkeit hätte nachweisen können, würde man sich gleich daran gemacht haben, ihn zu stürzen, denn er stand in unerschütterlicher Gunst bei Justine. Sie wußte von ihm, daß er dereinst auf ein liebes Mädchen verzichtet hatte, weil er seinen ganzen Erwerb an die Pflege seiner kranken Mutter wenden mußte. Das Mädchen hatte keine Lust zu warten und heiratete einen andern. An ihrem Hochzeitstag starb Petersens Mutter. Das waren zu schwierige Gefühlskonflikte für den Mann gewesen, sie hatten ihn gallig gemacht.

Ihr Vorgefühl, daß Petersen auf seine Art seine kleine Rache nehmen werde, trog sie nicht.

Als die nächste ostasiatische Post fällig war, brachte sie wieder einen Privatbrief an William Bennyn. Und Petersen „versah" sich abermals: er legte den Brief zwischen Justinens Post.

In der Einsamkeit ihres Zimmers erglühte die Frau, als sie den Brief in Händen hielt. Sie verstand sofort, daß er durch böse Absicht dahin gekommen war. Ihr kam es vor, als sei sie im Komplott mit ihren Dienstleuten ... nein, das durfte nicht sein.

Sie besah das Kuvert. Auf der Rückseite, ganz oben am Rand, in Perlschrift, kaum zu entziffern stand etwas. Aber dennoch: mit einiger Mühe ließen sich die paar englischen Worte lesen: „Just in this moment I get the money." „Gerade in diesem Moment bekomme ich das Geld."

Ihre Hand sank ihr schwer am Leibe herab.

Wie war das zu deuten? Hatte William Geld hinübergeschickt und war dies die eilige Empfangsanzeige noch im Augenblick des Postschlusses?

Nein, nein! Ihr dumpfes Vorurteil, dies unbesiegliche, das ihr das Leben vergiftete, machte sie ungerecht. Es gab ja so viele mögliche Deutungen. Der Freund, der diesen Brief geschrieben, hatte vielleicht von seinen eigenen Geldverlegenheiten gesprochen und gerade noch Zeit gefunden anzuzeigen, daß er aus denselben befreit sei.

Daß William drüben Schulden hatte, war ja ausgeschlossen. Seine sorgenlose Finanzlage hatte er bewiesen durch das Kapital, welches er eingezahlt.

Sie klingelte nach Petersen.

„Hier," sagte sie und reichte ihm den Brief. „Legen Sie ihn auf den Platz Herrn

Bennyn, ehe er kommt, damit es nicht abermals Ärger gibt. Und passen Sie besser auf."

Ihr Blick vermied ihn. Ihr Ton war streng.

„Soll geschehen. Ich bitte auch um Entschuldigung," sagte er kalt.

Eines Tags ertappte Justine sich darauf, daß sie in der Schiffahrtsliste nachsah. Am 24. kam die „Bayern" in Neapel an? Dann konnte die ostasiatische Post am 27. morgens in Gronenhagen eintreffen.

Ob Petersen sich wohl abermals „versehen" würde?

Sie hatte Herzklopfen, als sie am betreffenden Morgen begann ihre Post durchzusehen. Ein ganzer Stapel Briefe lag vor ihr. Und gleich der zweite von oben war ein Brief aus Singapore an William Bennyn.

Alles Blut stieg ihr zu Kopf ...

Sie wollte sofort und heftig klingeln. Sie tat es nicht. Sie besah den Brief von allen Seiten. Er war verschwiegen. Keine Zeile trug er draußen außer der Adresse.

Aber dennoch bestätigte er durch sein bloßes Dasein, daß Bennyn ganz regelmäßig alle vier Wochen einen Brief aus seiner früheren Heimat bekam, den er aus irgendeinem Grund nicht in seine Wohnung bestellen ließ, weil dort Gunhild ihn sehen könnte.

Endlich entschloß sie sich, Petersen zu rufen.

„Ich bin sehr erzürnt. Lassen Sie dies das letzte Mal gewesen sein. Sonst muß ich böse Absicht darin suchen," sagte sie, und kaum waren diese Worte von ihren Lippen gekommen, begriff sie deren Unklugheit. Sie hatte Petersen zu verstehen geben wollen, daß sie seine kleinliche Nachträglichkeit wohl durchschaue. Und damit hatte sie ihm auch zugleich zugegeben, daß Bennyn ein Interesse daran haben könne, vor ihr diese Briefe zu verstecken ...

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung," sagte er rasch, „und werde aufpassen, wenn wieder so'n Brief fällig ist, um ihn ja an seinen Platz zu legen."

Das Vorgefühl spannungsvoller Aufregung befiel Justine von neuem, als der nächste Posttermin herankam. Sie sah wieder in den Schiffsnachrichten nach den Daten. Und sie war fest überzeugt, daß auch Petersen es tue. Diese Vorstellung erregte sie. Sie fühlte, daß es zwischen einem der letzten ihrer Angestellten und ihr selbst so etwas gab wie ein gemeinsames Denken — daß sich sein Geist dem ihren zugesellt habe und spürend, wachend, mißtrauisch den verhaßten Eindringling mit umschlich.

Das sollte nicht sein. Sie wollte nicht sinken. Mit offenem Visir und reinlichen Waffen wollte sie auf der Warte der Feindschaft stehen. Liebe läßt sich nicht erzwingen. Aber die Abneigung soll ihren Stolz bewahren.

Sie war entschlossen dem langjährigen Angestellten zu kündigen, wenn er abermals den verhängnisvollen Brief zwischen ihre Postsachen schmuggeln würde. Sie erbitterte sich im voraus über diese Notwendigkeit. Der treue Mann wurde brotlos. Und sie selbst beraubte sich. Aber sie war es Bennyn schuldig.

Als sie ihr Arbeitszimmer betrat, war die Post noch gar nicht da. Das konnte Zufall sein. Justine verfrühte sich oft.

Gleich erschien dann aber Petersen mit dem gewohnten Packen von Zeitungen, Katalogen, Empfehlungen und Briefen.

„Melde gehorsamst," sagte er, „daß ich aufgepaßt hab' wie ein Schießhund, um nicht wieder das Versehen mit dem Brief aus Singapore zu machen. Es ist aber keiner da diesmal."

Hiergegen war Justine machtlos. Im beflissensten, unschuldigsten Ton hatte Petersen es gesagt. Ihm vorzuwerfen: „Du belauerst in böser Absicht den Mann", hätte ihr eigenes Mißtrauen verraten.

Sie tat, als höre sie nicht. Das täuschte ihn nicht. Denn Petersen kannte seine Herrin ebenso genau wie sie ihn.

Unwillkürlich rechnete sie nach: wenn Bennyn, nachdem er bemerkt, daß die Briefe ihr zu Gesicht kommen konnten, seinem Freunde nach Singapore den Befehl gegeben, nicht mehr nach Attlisberg zu schreiben, dann war das Ausbleiben diesmal deutlich erklärt. Unter welcher Adresse mochten nun die Nachrichten einlaufen? Vielleicht ganz einfach geradeswegs in seine Wohnung. Vielleicht war alles nur zufällig von dem Anschein des Geheimnisses umgeben.

Noch einmal, zum letztenmal nahm sie ihren Verstand zu Hilfe, damit er mit klarer

Nüchternheit ihre düstern Ahnungen aus dem Felde schlage.

Was denkst Du Dir denn eigentlich? fragte kaltblütig ihr Verstand. Daß der Mann ein Glücksritter und Abenteurer ist? Unsinn. Du kennst sehr ehrenwerte und liebenswürdige Verwandte von ihm, und wenn sie ihm auch nur fernstehen, so zeugten sie doch unwillkürlich dafür, daß er der ist, für den er sich ausgibt. Glaubst Du, daß der Mann irgendein Verbrechen auf dem Gewissen habe? Abermals Unsinn. Zeitungen, Telegraphen haben die Welt ganz klein gemacht. Es gibt keine Ferne mehr — alles ist nebenan. Wenn heute einer in Singapore jemanden ermordet und bestiehlt, liest man es morgen im Schöppenstedter Wochenblättchen. Die Gesetze sind in allen Kulturländern und Niederlassungen in ihren großen elementaren Zügen gleich. Überall verfolgen sie den Verbrecher. Hätte sich dieser Mann dagegen vergangen, so wüßte auch die hiesige Polizei davon. Sein Name und sein Leben müssen rein sein von Schuld.

Ganz gewiß, ganz gewiß. Aber ihr Herz wußte es noch klarer: man braucht sich nicht gegen das Gesetz zu vergehen und kann doch einem liebenden und vertrauenden Weibe gegenüber schwere Schuld auf sich laden.

Einige Tage danach, bei köstlichem Septemberwetter, saßen Justine und Fräulein Wittmer wieder beisammen unter dem nun gelbrot verzierten Glasdach der Veranda. In der etwas melancholischen Friedlichkeit ihres jetzigen Lebens bedeutete diese Stunde am Tage immer einen kleinen Ruhepunkt. Justine las die Zeitung und teilte dann und wann Fräulein Wittmer etwas daraus mit, wie alle Menschen pflegen, natürlich das, was sie selbst, nicht das, was die Zuhörerin etwa interessierte. Jetzt gab es immer viel wichtige Nachrichten, die Justine zwiefach berührten. Der Name Kiautschou fing an alle Gemüter in Bewegung zu setzen. Als Mutter eines Marineoffiziers war sie, gleich Wynrich, für die Angelegenheit begeistert. Als Inhaberin einer Fabrik, die durch internationalen Schiffahrtsverkehr nur zu immer höherer Blüte gelangen konnte, fühlte sie sich als eine ganz direkt Beteiligte.

Gunhild kam. Man hörte schon ihren raschen Schritt im Eßzimmer, von dem aus eine Glastür auf die Veranda führte.

„'Tag, Mama, 'Tag, Fräul'n Wittmer." Und sie küßte ihre Mutter rasch auf die Wange und ließ sich auf einer Stuhlkante nieder.

„O — was für 'ne neue prachtvolle Toilette," sagte Fräulein Wittmer.

„Schon wieder?" bemerkte die Mutter unwillkürlich.

Über Gunhilds Gesicht flog helles Rot. Sie sah flüchtig an ihrem rehfarbigen Kleid herab, dessen schweres, hellblaues Seidenfutter sichtbar war, weil sie es auch im Sitzen ein wenig zusammen- und emporgerafft hielt.

„William hat es ausgesucht. Ist es nicht schön?"

„Den Hut auch?" fragte Fräulein Wittmer und starrte das verwegene Gebäude von Federn und Spitzen an, das den hellen Filzhut zierte.

„Den auch."

Gunhild fühlte ja recht gut, daß er den beiden entsetzlich auffallend vorkam.

Die knappe Pause, die entstand, hatte gleich etwas Gefährliches.

„Denke einmal," sagte die Mutter dann rasch, „die Postverbindung mit Ostasien soll vierzehntägig werden. Wenn nun Wynrich wieder auf die Station dort kommandiert wird, können wir häufiger und rascher mit ihm verkehren."

„Wie nett."

„Es wird auch Deinen Mann sehr interessieren," sprach Fräulein Wittmer arglos, nur um ein Gespräch zu unterhalten, „wer weiß, vielleicht reist er mal mit Dir hin? Du hast doch gewiß große Lust, die Stadt kennen zu lernen, wo Dein Mann so lange gelebt hat."

„Viel Lust," sagte Gunhild, „aber William meint, ich werde zu seekrank auf der Reise. Und dann: was wir da sollten — wo er doch eigentlich niemand mehr da habe."

Justine regte sich nicht. Würde Fräulein Wittmer weiter fragen? Ihre fiebernden Gedanken schienen eine suggestive Macht auszuüben . . .

„Ach, was?" fuhr Fräulein Wittmer wirklich fort. „Niemand mehr? Hat er alle Beziehungen mit seinen früheren Freunden aufgegeben — schreibt sich nicht mal mit ihnen? Und ich wollt' Dich schon

immer mal um Briefmarken bitten, Du weißt, für meinen Brudersohn."

„Hab' schon selbst an Max gedacht," sagte Gunhild. „Leider kann ich wohl kaum was beibringen. Der alte Brown, der Kompagnon von Williams Vater, hat einen Gratulationsbrief geschrieben, bald nach unserer Hochzeit. Aber die Marke hat Max schon, ich sah gleich danach. Andere Postsachen von drüben hat William nicht bekommen. Aber ich will ihn bitten, vielleicht kann er doch was beschaffen."

„Ach ja, bitte," sagte Fräulein Wittmer, die nun ganz ausschließlich an die Briefmarkensammlung ihres Neffen dachte.

„Jetzt muß ich aber wieder weg. William wartet gewiß schon. Heute abend sind wir mit den jungen Fernlebens und mit Leutnant von Bitznau und Hauptmann Seifensieder im Royal zusammen. Also adieu. Ach und was ich noch sagen wollte: Brandstein soll sich mit einer sehr reichen Gutsbesitzerin verlobt haben ... an Tante Laura darf man dann nicht denken ... o je ..."

Sie lachte, nickte und lief davon. Fräulein Wittmer sah es wohl: ihre Herrin war wie versteinert. Sie schob es auf das Mißvergnügen an Gunhilds Anzug, der freilich sehr übertrieben modern gewesen war. Wie eine Schauspielerin hatte sie ausgesehen, aber wie eine von jenen, die aufzufallen wünschen. Das war der Mutter ein Greuel. Aber schließlich: der jungen Frau kam vorerst ein bißchen das Maß abhanden, weil der in sie verliebte Gatte wahrscheinlich nicht rechnete — es schien Fräulein Wittmer doch nicht so schlimm, daß man sich darüber schwere Gedanken machen müsse.

Und sie wagte einige mildernde, liebevolle Worte und pries Gunhilds Aussehen und die offenbare Tatsache, daß der Gatte in seine Frau noch mehr verliebt scheine, als es der Verlobte schon in die Braut gewesen sei.

Das ging an Justinens Ohr vorbei. Sie wußte, fühlte, dachte nichts als die Gewißheit: ‚Er hat Geheimnisse vor seiner Frau.' Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Er empfing mit jeder Post Briefe von dort und sagte trotzdem seiner Frau, daß er keine Beziehungen mehr habe.

Aber zugleich mit der Gewißheit kam ihr auch zum Bewußtsein, daß es unmöglich sein würde, die Art dieses Geheimnisses zu ergründen.

Ihn geradezu fragen? Konnte er nicht auf eine solche Frage sich wohl gerüstet haben seit dem Tag, wo einer der Briefe durch ihre Hand gegangen war? Ein gewandter Mensch, der lügen will, wird nicht um eine Lüge, die den Mantel größter Wahrscheinlichkeit umgeschlagen hat, verlegen sein.

Ihn bewachen, belauern lassen? Einen Detektiv an seine Spuren heften — über das Meer schicken?

Entsetzlicher Gedanke. Er war Gunhilds Gatte! Das mußte ihr Zügel anlegen ...

‚Ich will wachen ... ich allein,' beschloß sie in ihrem Herzen.

Und ihr war, als wappne es sich mit neuem Rüstzeug.

Die Todesangst um ihr Kind mußte, mußte sie hellseherisch machen.

Was auch im Verborgenen an den Grenzen von Gunhilds Glück schlich — sie, die Mutter, würde es finden und zu treffen wissen ... das Glück retten ... oder rächen ...

Am andern Tage geschah es, daß Petersen allerlei Aussteuerrechnungen bezahlen mußte. Deren liefen noch immer ein und brachten immer Verstimmungen hervor. Denn es zeigte sich, daß die von Justinen ausgesetzte Summe weit überschritten worden war. Fräulein Wittmer verstand großartig mit dem monatlichen Haushandsgeld zu wirtschaften, und niemals kam es vor, daß sie das Budget überschritt. Um zehntausend Mark einzuteilen, hatte ihr der Überblick gefehlt. Entweder glaubte sie, es sei so ungeheuer viel Geld, daß es nie ein Ende nähme, oder sie war zu schwach gegenüber Gunhilds Wünschen gewesen. Vielleicht auch beides zusammen. Justine, wie alle, die wissen, wie schwer Geld im großen verdient wird, konnte sich über törichte leichte Hand im Ausgeben ärgern. Aber sie verlor kein Wort. Sie fühlte, daß sie kein Recht habe, Fräulein Wittmer mit Vorwürfen zu kommen. Sie hatte es doch gewußt, daß die treue Person nur eine Froschperspektive besaß.

Die Aussteuergelder gingen nicht durch die Geschäftsbücher. Petersen empfing seine Befehle in dieser Sache direkt von der Herrin.



Die beiden Schwestern. Skulptur von Prinz Paul Troubetzkoy-Paris.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin.)

Nun saß sie vor ihrem Schreibtisch und rechnete ihm die Posten vor, die er zu bezahlen habe, schrieb sie einzeln auf und addierte sie zusammen, während er daneben stand.

Dann nahm sie ihr Scheckbuch und schrieb die ganze Summe auf, die er von der Bank holen sollte.

In diesem Augenblicke sagte Petersen halblaut: „Nun kommen die Briefe aus Singapore postlagernd.

„Petersen!“ schrie sie auf und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Der Mann verstand nicht, ob es Zorn oder Schreck war, der ihm aus ihren Augen entgegensprühte. Einen solchen Ausdruck hatte er in ihrem Gesicht noch nie gesehen. Er fürchtete sich.

Dann schien es, als sänke sie in sich zusammen. Mit erloschener Stimme sagte sie, indem sie von ihm fortsah: „Es schickt sich nicht, daß Sie Herrn Bennyn ausspionieren. Ich verbitte mir das.“

Er atmete auf. Nun, das mußte sie ja sagen.

Ihr Mund verbot ... ihr Wesen erlaubte ... Er entschuldigte sich nicht und ging stumm hinaus, nachdem er die Rechnungen und den Scheck mit seinen gewohnten raffenden Bewegungen schnell an sich genommen hatte.

‚Was soll ich — was kann ich tun?‘ fragte sich die Frau. Und immer gab es nur eine Antwort: nichts.

Darüber, wie Petersen dies erfahren habe, zerbrach sie sich nicht den Kopf. Durch das Wort eines ihm befreundeten Kollegen, durch einen Zufall, der ihn selbst Zeuge werden ließ, ohne daß William seine Nähe bemerkte ... es gab so viele Möglichkeiten ... Petersen und seinesgleichen waren ja im Postgebäude mehrmals am Tage beschäftigt.

‚Wenn ich nur wüßte, ob Gunhild wirklich glücklich ist,‘ dachte sie.

Sie fühlte wohl, daß solches Wissen die Vorbedingung sei für alles Handeln oder alles Unterlassen.

War das Kind glücklich, so mußte man, ohne daß sie jemals davon erfuhr, dem Manne aus den Ketten, die ihn noch an seine Vergangenheit binden mochten, heraushelfen.

Was wußte man eigentlich von ihm? Wie mager oder vielmehr wie dehnbar waren alle Auskünfte gewesen.

Sicher wußte man nur, daß er zwei jungen Menschen von zwei- und dreiundzwanzig Jahren während einer sechswöchentlichen gemeinsamen Reise den Eindruck eines angenehmen Mannes von Erziehung gemacht hatte. Wie lächerlich wenig.

Kannte man ihn heute näher? Was war er?

Eine Banalität mit der Etikette einer schönen Außenseite.

So sah Justine ihn noch immer. Da das Wesen ihrer jungen, so entwicklungsfähigen Tochter sich in leeren Äußerlichkeiten zu verzetteln schien, bereicherte der Gatte es nicht, bildete es nicht fort, weckte nichts.

Mit der weichen Glut seiner tiefen Samtaugen hatte er ein siebzehnjähriges Herz bis zur Tollheit entflammt.

Die Frau fragte sich: warum habe ich eigentlich nachgegeben? Warum sie nicht warten lassen? Sie konnte gar nicht mehr recht zusammenbringen, wie es gekommen war, daß alles so schnell ging.

Katastrophen, aus groben Ereignissen gebildet, lassen sich nachher klar erzählen. Das donnernde Toben eines Gewitters beschreibt sich leicht.

Das feine Gestrick all der Verknüpfungen, die aus eigener Stimmung, den Meinungen, den Einmischungen anderer entsteht, das sieht man staunend an: wie konnte es nur so unzerreißbar fest werden? Was begab sich doch alles? Was wirkte mit? Wie kam es so leise und sicher heran? —

Wie aber sollte die Mutter erfahren, ob ihr Kind glücklich war?

Es schien so. Aber welche Kräfte waren vielleicht inzwischen in Gunhild erwacht, die sie stark machten, ihr einst so offenes Wesen hinter einer Maske zu verstecken?

Wie sollte die Mutter das Vertrauen des Mannes erwerben, damit er sich entlastete — wenn er denn wirklich an geheimen Lasten trug?

Sie fühlte, daß sie selbst es ihm ganz unmöglich gemacht hatte, zu ihr Vertrauen zu fassen.

Sie hatte es damals unklug angefangen — ach, sie wußte es nur zu genau.

Aber ihre steifnackige Natur bäumte sich dagegen auf, das zu bereuen. Jeder macht die Fehler, die seiner Art gemäß sind.

Es war ihr nicht vergönnt, sich in diese

Sorgen und Fragen ungestört zu vertiefen. Eine Lächerlichkeit, die sie gar nichts anging, kam dazwischen.

Frau Laura Staphorst kam angefahren, trotz des Regens und des Windes, der die ersten Oktobertage unfroh machte und die Natur altersmüde erscheinen ließ. In einer kläglichen, weinerlichen Dämmerung starb der Tag hin. Fräulein Wittmer hatte sich schon gewundert, daß ihre Herrin so lang unten im Wohnzimmer und am Teetisch blieb und doch kein Licht wollte; sonst hatte sie keine Zeit für Dämmerstunden und liebte auch deren Stimmung nicht.

Der Wind warf abgestorbene Blätter draußen an die Fensterscheiben, und der Regen wollte sie da festkleben; aber sie waren zu schwer und glitten langsam am Glase herab. Dem wehmütigen Spiel sah die Frau gedankenvoll zu.

Da kam ihre Schwägerin. Man sah es gleich, daß sie in starker Aufregung war. Ihr Äußeres machte einen vernachlässigten Eindruck, so sehr, daß sogar Justine es bemerkte, nachdem Fräulein Wittmer das Licht aufgedreht hatte.

Man bot ihr Tee an und fragte, ob sie leidend sei.

Da brach sie in Tränen aus. Sie kam mit der „Schändlichkeit" heraus, die ihr das Herz gebrochen habe: der Landrat von Brandstein sei mit einer sehr reichen Gutsbesitzerin verlobt.

Justine wußte nicht, war dies lächerlich oder widerwärtig. Eine Frau, die sich den Fünfzigern nähert und über eine zerschmetterte Heiratshoffnung weint.

Zugleich empörte es sie, daß von ihr, die sich in den heiligsten Sorgen befand, Teilnahme für ein groteskes Zwischenspiel verlangt ward.

„Mach' Dich nicht lächerlich," sagte sie scharf.

„Lächerlich?" rief die andere. Die Beleidigung, die man ihr antat, trocknete ihr sofort die Tränen.

Sie waren echt genug gewesen. Justine wußte nicht, daß kein Herz zu alt ist, um auf eine vielleicht verkümmerte Weise noch zärtlich zu fühlen. Sie war stark und mit der Kraft der Einsamen begabt. Sie erkannte nicht, daß eine Frauenseele, die sich in einem Leben voll leerer Eitelkeiten verzettelt hat, noch zuletzt von dem ängstlichen Wunsch erfüllt werden kann, Wärme zu empfangen, Wärme spenden zu dürfen.

Das unduldsame Wort mußte hart treffen.

Was Justine ein groteskes Zwischenspiel erschien, war der Heldin desselben die letzte Enttäuschung. Und eine um so herbere, als diesmal die Hoffnung mit wirklich reinlichen, selbstlosen Vorsätzen ernährt worden war, so daß sie zuletzt die Züge eines ernsthaften Rechtes zu tragen schien.

„Ich habe es immer gewußt, daß Du kein Herz hast," sagte Frau Laura, „Du bist ein kalter Verstandsmensch. Ich beneide Dich nicht darum. Alle Leute sagen es, Du hast kein Herz. Dann ist es ja auch kein Kunststück, durch das Leben zu kommen."

Fräulein Wittmer sah ihre Herrin angstvoll an. Sie wußte, daß dies stimmte: den Ruf hatte Justine in der Tat.

Die lächelte trübe und verzeihend.

„Wenn eine Frau den Schicksalsschlägen, die sie treffen, stand hält und sie abzuwenden sucht, so hat sie kein Herz . . . Wenn eine Frau ihre Tränen nicht vor Zeugen weint . . . so hat sie kein Herz . . . Sie soll zusammenbrechen — das zu sehen, gibt den Leuten den Genuß des Mitleids — sie soll weinen — das ist ein rührendes Schauspiel. Und dann lassen sie die Zerbrochene und Weinende liegen — denn ihr helfen? Ja dazu haben sie keine Zeit und kein Geld. Warum hilft sie sich nicht selber? fragen sie entrüstet."

Milde hatte sie begonnen. Im Zorn endete sie. Denn ihre harten Lebenskämpfe traten vor sie hin und auch die Erinnerung, daß eben diese Frau, die nun um einer gescheiterten, späten Hoffnung willen sich wie eine Todunglückliche gebärdete, ihr einst jede Hilfe, noch ehe sie erbeten war, verweigerte.

Auch Laura Staphorst fühlte sich gezwungen, an jene vergangene Zeit zu denken. Und da auch sie die andere nur von sich aus begriff, nur soweit verstand, wie ihre eigene Menschlichkeit reichte, so glaubte sie, daß Justine diese Stunde gleich einer Vergeltung genieße. Damals war Laura die Bevorzugte und Justine die Bedrückte gewesen — nun war es umgekehrt.

Und dieser Gedankengang gab der Frau ihre Sammlung zurück. Triumphieren sollte Justine nicht! Dazu gab es denn doch

noch Mittel und Wege, um das zu verhindern ...

Sie schied in leidlicher Haltung. —

Justine hätte ja wohl hell hinaus gelacht, wenn man ihr gesagt haben würde: die Verlobung des Landrats a. D. Brandstein ist ein für Dich wichtiges Ereignis. Im Gedränge des Menschenlebens ist es aber gerade so, wie im Gedränge einer Volksmenge: ganz fern von Dir stößt ein Mensch seinen Nachbar an — der Stoß setzt sich fort, wächst in seiner Kraft und Wirkung und trifft Dich und die um Dich sind endlich mit einer Wucht, die zu Boden werfen möchte.

‚Das soll sie haben — das soll sie haben,' dachte Frau Laura Staphorst tagelang. Und das half ihr über den Schmerz weg. Denn es kostete viel Nachdenken, es fein zu machen. Frau Laura war keine geniale Frau und noch viel weniger eine im Bösen große. Die kleinen netten Gehässigkeiten machten ihr immer Spaß ... Wenn man sie reizte ... Das machte dann allerlei Gutmütigkeiten wett, zu denen sie sich leicht verführen ließ, und bereitete ihr die Genugtuung, sich selbst zu sagen: „Ich bin lange nicht dumm."

Ja, Justine sollte es haben. Aber so, daß sie gar nicht merkte, es käme von Laura.

Nachdem die Frau sich tagelang erfindungsarm den Kopf zermartert hatte, ohne sich darüber klar zu werden, daß eigentlich eine gewisse Furcht vor Justine ihr die Gedanken so unergiebig machte, kam ein Lichtblitz.

Das einzige Mittel der Feigen fiel ihr ein.

Daß sie darauf auch nicht gleich gekommen war. Aber selbstverständlich! Ein kleiner anonymer Brief! Mit dem war nichts riskiert.

Und sofort machte sie sich auf, um in einem fernsten Stadtteil Briefpapier zu kaufen, das sich von dem ihrigen ganz unterschied. Unterwegs arbeitete sie im Kopf den Text aus. Es unterhielt sie so, daß sie für eine Weile Herrn von Brandstein ganz vergaß. Sie hatte auch die Vorsicht, noch in einem anderen Laden Tinte zu kaufen.

Dies alles war leichter als das Schreiben selbst. Wie komisch, daß es solche Mühe machte, eine veränderte Handschrift fertig zu bringen.

Endlich aber stand es doch auf dem Papier, und nach ihrer Meinung konnte nie ein Mensch erraten, daß sie es geschrieben habe.

Von dem Augenblick des Entschlusses bis zur vollendeten Ausführung waren allerlei Wandlungen in der Frau vorgegangen. Die gehässige Gesinnung trat eigentlich ganz zurück, wurde vergessen über einem gewissen sportmäßigen Eifer, der sie erfaßte, und der unterhaltsamen Vergnüglichkeit, etwas Intrigantes vorzuhaben. Das Abschnellen des Pfeiles war ein Moment hellen Plaisiers.

Dann kam ein kleiner Schreck nach. Sie hätte es doch lieber bleiben lassen sollen! Anonyme Briefe und Justine — das paßte gar nicht zusammen. Diese erhabene Person würde allerhöchstens lächeln, ganz verächtlich lächeln und den Brief einfach in den Papierkorb werfen. Höchstens einen kleinen Stich würde es ihr geben und ein paar Minuten das unruhige Gefühl: es wird doch keine unreinliche Bewandtnis mit den hundertfünfzigtausend Mark haben! Aber dann würde sie es sich gleich verbieten, auf die Anregung, die ein anonymer Brief gab, hineinzufallen.

Ja, so war diese Justine. Mit solchen Waffen kam man nicht weit bei der. Aber haben sollte sie es — sie sollte es haben! Nun, es gab ja so vielerlei Mittel und Wege, sie oder Gunhild — was dasselbe war, denn die Tochter würde es gleich der Mutter erzählen — darauf zu bringen, daß es mit diesem Gelde nicht seine Richtigkeit habe. Man brauchte gar nicht verräterisch zu sein — eine kleine „Unvorsichtigkeit" genügte. Und ärgern würde es Justine — ganz gehörig ärgern, daß William mit ihrem, Lauras, Geld sich hineinbugsiert hatte ins schwiegermütterliche Vertrauen. Der liebe, arme William bekam dann eine schlimme Viertelstunde auszukosten, die konnte seine Freundin Laura ihm nicht ersparen. Aber natürlich mußte und würde Justine sich dann dem jungen Paare gegenüber, um dessen Glück nicht zu stören, scheinbar verzeihend hineinfinden. Der Stachel aber blieb in ihrem Herzen — das wußte Laura, dafür kannte sie ihre Schwägerin ...

Über diesen Grübeleien vergaß sie zuletzt so ganz den anonymen Brief und seine vermeintliche Zwecklosigkeit, daß ihr vorkam, als sei noch nichts geschehen, als habe sie

noch erst zu erfinden, wie man's denn der hochmütigen Frau beibringen könnte.

Der kleine Brief aber nahm seinen sicheren Weg, und als er durch Petersens Hände ging, dachte er, der alle Briefe zu taxieren pflegte: ein Bettelbrief.

In der gleichen Voraussetzung öffnete Justine den Briefumschlag, dessen Aufschrift von jemanden herzurühren schien, der ungewandt im Schreiben war.

Sie las: „Sind Sie über die Herkunft des Geldes unterrichtet, welches Herr Bennyn in Ihr Geschäft gab? Dies fragt ein Freund."

Der erste Eindruck auf die Frau blieb weit hinter den Erwartungen zurück, die die Schreiberin gehegt und die ohnehin nur bescheiden gewesen waren. Justine empfand nicht einmal den „kleinen Stich", den Laura ihr gönnte.

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. Auf der Stelle fiel ihr all der Klatsch ein, von dem Pastor Henning ihr berichtet hatte und der William Bennyn mit allem romantischen Glanz oder Schrecken eines interessanten Fremdlings umkleidete. Hatte es damals nicht auch unter anderem geheißen, er solle sein Vermögen durch Sklavenhandel erworben haben, solle der Sohn eines indischen Nabobs sein und dergleichen Unsinn mehr.

‚Das kommt von Laura,' dachte sie.

Das gehörte in den Papierkorb.

Schon hielt sie das Blatt mit festen Fingern, um es zu zerreißen.

Dann änderte sie plötzlich ihren Entschluß und verwahrte das Blatt im Geldschrank.

Sie wanderte rastlos hin und her und ihre Unruhe wuchs.

Konnte er sein Geld nicht in der Tat auf irgendeine unreinliche, wenn auch keineswegs romantische Weise erworben haben? Es gab Heimlichkeiten in seinem Leben, auch jetzt noch, die Briefe bewiesen es, mehr als alle der letzte, der postlagernd gekommen war.

Aber dennoch, dennoch konnte alles nur so aussehen. Hinter der verdächtigen Maske lächelte vielleicht ein harmloses Gesicht.

Ihn fragen! Ihn geradeaus fragen!

Und damit vielleicht Gunhilds Glück zerstören?

Wer konnte ermessen, wie solche Fragen den Mann reizen würden! Nun war er Gunhilds Gatte, hatte die ersten Rechte an sie, brauchte nicht mehr den Fügsamen zu spielen, nur um sie zu erringen. Die Feindschaft, die ihn hier umgab, war ihm sicher unerträglich. Vielleicht wartete er nur eine Gelegenheit ab, den offenen Kampf aufzunehmen, um sich dann geschäftlich von Justine zu trennen. Solche Fragen, auf Beobachtungen eines Dieners, auf einen anonymen Brief hin, konnten ihm die erwünschte Veranlassung zum Streit, zur Trennung werden.

Wenn er dann einfach wieder nach Ostasien ging und sein junges Weib mitnahm?

Dieser Gedanke gab der Frau alle Sammlung zurück.

Sie wußte, was sie zu tun hatte. —

Am Abend dieses Tages überraschte sie Fräulein Wittmer mit der Nachricht, daß sie verreisen wolle. Nur für ein paar Tage. Nur um sich bei ihrer Bekannten, der Doktorin Ludwig, die jetzt in Wiesbaden mit ihrem Manne sei, ein wenig zu erholen. Fräulein Wittmer pries diesen Vorsatz mit Eifer. Frau Staphorst hatte es auch nötig. Das sah man ihr wohl an. Sie, Fräulein Wittmer, habe schon mit Wynrich darüber korrespondiert, daß etwas geschehen müsse.

Auch Gunhild lobte es, daß die Mutter sich etwas Ruhe gönnen wolle.

Sehr sorgsam hatte Justine sich ihren Plan ausgedacht. Sie wußte, daß Menschen, die in vielen und großen Geschäften stecken, ungefähr so unfrei sind wie Gefangene. Sie mußte ihre Adresse für Telegramme hinterlassen und konnte nicht einfach verschwinden: unbekannt wohin. Aber da ihr Intrigen etwas ganz Ungewohntes waren, fädelte sie die Sache falsch ein. Sie war zu vorsichtig. Sie schob die Doktorin Ludwig ganz in den Vordergrund und vergaß dabei, daß es ihr doch schließlich freistand, auch ohne diese Freundin sich einmal ein paar Tage an einem Platze aufzuhalten, der Erholung verhieß. Auch ließ sie sich eine Reiseroute zusammenstellen, die Frankfurt a. M. vermied, damit William nicht auf die Idee komme, sie wolle seine Verwandten sprechen.

Und doch war dies ihr Reisezweck. Sie wollte in Wiesbaden im Hotel wohnen und von da aus Frankes besuchen, wenn diese nicht gar die Liebenswürdigkeit hätten, zu ihr nach Wiesbaden zu kommen. Eines

hatte sie nicht bedacht, daß jene Doktorin Ludwig, mit der sie seit fast Jahresfrist keine Briefe gewechselt, ihr gerade jetzt eine Postkarte schreiben könne.

Als sie zwei Tage fort war, kam Petersen mit der Karte zu Fräulein Wittmer. Er, der immer alles wußte, hatte auch aufgeschnappt, daß seine Herrin eine Frau Doktor Ludwig besuchen wolle und deshalb der Gesellschaft von Fräulein Wittmer in Wiesbaden nicht bedürfe.

„Gucken Sie mal, Fräulein Wittmer," sagte er.

Die Ansichtspostkarte war aus Rom, und es standen sehr deutlich die paar Worte darauf: „Hier ist es herrlich. Warum höre ich nie mehr von Ihnen? Ihre Luise Ludwig."

Fräulein Wittmer las und sah ganz verbaast Petersen an. Das unergründliche Gefunkel in seinen Augen verstand sie nicht. Er sah böse aus und doch triumphierend.

„Das versteh' ich gar nicht," murmelte sie.

„Aber vielleicht ich," sagte er leise, „wohnen nicht Herrn Bennyns Verwandte in Frankfurt? Ist das nicht dicht bei Wiesbaden? Fräulein Wittmer, ich rat' Ihnen gut: lassen Sie sich unserm Fräul'n, wollt' sagen: der jungen Frau viservih nichts von der Karte merken. Das wird Ihnen Frau Staphorst danken. Für die junge Frau befindet sich ihre Mutter in Wiesbaden bei der Ludwig und dabei bleibt es. Haben Sie verstanden?"

„Mein Gott — ja — aber — was bedeutet das . . ."

„Bedeutet vielleicht, daß es mit dem seinen Herrn 'n Haken hat . . ."

Fräulein Wittmer rang die Hände.

„Wie können Sie so was bloß denken! Geschweige denn sagen! Das ist treulos gegen die Herrschaft," jammerte sie leise.

„Herrschaft?! Was ist meine Herrschaft? Frau Staphorst. Und gerade bin ich ihr treu, wenn ich . . . na, egal! Aber daß ich dicht halte, versteht sich! Wenn ich mit Ihnen rede, das ist was anderes. Ich denke, wir kennen uns. Und übrigens könnten Sie auch ein bißchen die Augen aufhalten."

Damit war nun doch auf Fräulein Wittmers Seele die geheimnisvolle Angst gefallen, die Justine ihr hatte fernhalten wollen. Nur deshalb schwieg sie gegen das treue Wesen, weil sie es unfähig wußte, Sorgen zu verbergen. — —

Wie beschwerlich wurde die Reise für Justine. Sie hatte nur acht Stunden im Zuge zu sitzen. Aber sie empfand starke körperliche Anstrengung.

Kam das Alter schon? So früh? Und kam nicht mit lächelndem Frieden? Entwand es ihr alle Kraft und gab ihr grausam und ironisch dennoch zugleich von neuem Kampfespflichten?

Und zwei Jahrzehnte lang hatte sie sich auf die festliche Ruhe und den Segen des Alters gefreut.

Nun stand sie an seiner Schwelle, und ihr schien, als warteten drüben große Ängste ihrer. Der Gedanke an das Symbol, das sie sich gewählt, kam ihr. Irrte sie denn ihr ganzes Leben in einem Festungsgarten umher? Kam sie nie aus ihm heraus?

Sie zwang sich, diesem Bilde nicht weiter zu folgen. Sie fühlte, daß sie sich durch solche Gedankenverbindungen die Unbefangenheit des Dahinlebens vollends störte.

Es war Abend, als sie in Wiesbaden ankam.

Sie schrieb noch sofort an Dr. Gilbert Franke und bat ihn um eine Unterredung in sehr diskreter Angelegenheit. Sie erbat ein Telegramm, das ihr sage, ob und wann sie nach Frankfurt hinüber kommen solle.

Vielleicht wäre es naheliegender gewesen, sich an den Vater anstatt an den Sohn zu wenden; der ältere Dr. Franke konnte sich sogar verletzt fühlen, daß sie nicht zu ihm mit ihrem Vertrauen kam. Aber Justine war selten und jetzt gewiß nicht aufgelegt, konventionelle Rücksicht zu nehmen.

Seit jener ersten Unterredung mit Gilbert Franke war in ihr eine starke Vorliebe für ihn lebendig geblieben.

Unerwartet früh erhielt sie am nächsten Morgen eine Depesche, welche ihr meldete, daß Gilbert um elf Uhr bei ihr sein werde. Diese Schnelligkeit, die soviel freundlichen Willen, ihr zu dienen, verriet, beglückte sie.

Und draußen war der Morgen so schön. Sie stand am Fenster ihres Wohnzimmers und sah über die breite Kaiserstraße hinweg auf den Kurpark. Willkürlich hatte der Herbst in ihm gewirtschaftet; vom Geäst vieler Baumriesen jedes Laub gestreift, so daß sie ihre nackten, kahlen Wipfel zeigten;

an den dünnen Reisern zierlicher Büsche noch roten Beerenschmuck gelassen, an anderen dichtes, rostfarbiges Blätterwerk; und da und dort ragten steil und dunkel die immergrünen Pyramiden alter Tannen. Um all dies bunte Durcheinander webte, es zu einheitlichem Bilde verbindend, ein feiner Dunst, den die feuchte Erde in das Sonnenlicht hineinhauchte. Durch diesen zarten Schleier sah man links das weiße Prunkgebäude des Theaters über das Gewipfel schimmern. Ein sehr hellblauer Himmel stand in unendlicher Höhenferne über dem, trotz aller Herbststimmung mehr üppigen als herben Bilde.

Die Frau am Fenster bekam den Gedanken, der ganz unlogischerweise den meisten Menschen beim Anblick eines schönen Landschaftsbildes kommt: gewiß, es wird noch alles gut werden!

Und sie freute sich auf den sympathischen Mann, den sie erwartete.

Mit großer Herzlichkeit bewillkommnete sie dann den jungen Freund, und sie wunderte sich selbst über die Genauigkeit, mit welcher seine Züge in ihrer Erinnerung deutlich geblieben waren, ein ganzes langes Jahr hindurch.

Er war ernst, ja, er schien fast bewegt. Dies entging Justine. Sie hätte es nicht zu deuten vermocht.

Sie sagte ihm mit Lebhaftigkeit, daß sie sich in einer Lage befinde, wo sie das klare Urteil eines Mannes brauche. Ihr Freund Langer mit seinen trefflichen Absichten und seinem klugen Verstand habe ihr nicht der Ratgeber sein können, dessen sie bedürfe, weil er zu feste und zu rasche Hände für sehr delikate Dinge habe. Er wolle immer gleich zugreifen, immer gleich handeln, und es gäbe eben doch Fragen, die das nicht so schlankweg vertrügen.

Während sie sprach, war es dem jungen Mann, als sähe er neben ihr das schöne Haupt der Tochter mit den goldenen Augen, den blutroten Lippen und dem warmschimmernden blonden Haar.

Ein seltsames seelisches Erlebnis lag hinter ihm.

Gunhild hatte damals einen Eindruck auf ihn gemacht, der ihn so erregte und beunruhigte, daß er beschloß, ihr für immer aus dem Wege zu gehen. Lange zitterte das noch in ihm nach.

Andere hübsche und liebenswerte Mädchen liefen ihm über den Weg. Er sah dieser nach und jener. Während ihm schien, als verblasse Gunhilds Bild, war doch kein neuer Eindruck stark genug, sich über den von ihm empfangenen zu legen. Er glaubte gleichgültig zu sein gegen jene Erinnerung wie gegen jede Gegenwart. Dann aber, als er den Wunsch seiner Eltern, ihn heiraten zu sehen, spürte, fing er an sich ernstlich mit der Gestalt eines jungen Mädchens zu beschäftigen, deren Mutter seiner Mutter befreundet war. Er glaubte wohl, daß dies heitere, gesunde, anmutige Wesen einen Mann beglücken könne. Er begann mehr und mehr über ihre Vorzüge nachzudenken, sich eine gemeinsame Zukunft nicht nur als möglich, ja schon als wünschenswert auszumalen.

Gerade gestern war er drauf und dran gewesen, seine Mutter zu fragen: wäre Dir Elly eine willkommene Tochter? und er wußte im voraus, daß diese Frage bei seiner lebhaften Mutter Freudenrufe auslösen würde. Nur ein Zufall hatte die Aussprache verhindert.

Da fand er heute morgen zwischen seinen Postsachen den Brief der Frau Justine Staphorst.

Mit einem Schlage stand Gunhild wieder vor seinem Auge, so qualvoll deutlich, daß er sich sagen mußte: „Sie ist eines anderen Weib!"

Aber er hatte einen fieberhaften Eifer, Justinen zu dienen. Keinen Augenblick waren er und sein Vater in Zweifel, daß es sich um William Bennyn handeln werde. Um welcher Ursache willen sollte sich auch sonst wohl die Frau, der ein Rechtsanwalt und alle möglichen Hilfsquellen an ihrem Wohnsitz zur Verfügung standen, an sie wenden.

Nun war er hier und dachte: ‚Wenn diese Frauen Hilfe brauchen ... sie sollen sie haben ... jede, jede Hilfe ...‘

„Es handelt sich um William?" fragte er geradezu, als Justine ihre etwas lange Vorrede beendet hatte.

Sie saßen am Fenster. Drinnen das Zimmer mit seinen tiefen Farben, vielen Polstermöbeln, dicken Teppichen und Vorhängen war so still und warm. Draußen im blaßlichten Sonnenschein, den seine Dunstschleier durchwirkten, erging sich auf der Straße eine bunte, lebhafte Menge.

Justine saß im Lehnstuhl, aufrecht in der Haltung einer, die alle ihre Kräfte gesammelt hat. Sie hielt ihre Hände im Schoß und zwischen ihren Fingern den anonymen Brief, der wie in Bandform lang zusammengefaltet war und den sie manchmal wie im Spiel hin und her zog.

„Ja, es handelt sich um William,“ sagte sie.

„Ihr Vorurteil hat recht behalten? Er macht Ihre Tochter unglücklich?“ fragte Gilbert zögernd.

Er hoffte inbrünstig, er werde das Gegenteil hören. Das mußte, das sollte ihm Gunhilds Bild wieder fernrücken.

„Ich glaube, sie ist glücklich. Was werden Sie von einer Mutter denken, die auf diese Frage keine sichere Auskunft geben kann? Könnte ich sie geben, säße ich vielleicht nicht hier. Alle sagen, Gunhild sei glücklich. Sie selbst scheint immer heiter und ist immer beschäftigt. Aber ganz und gar mit Äußerlichkeiten. Man versteht ja alle Menschen und alle Verhältnisse nur von sich aus: Ich kann keine Ehe verstehen, in welcher die junge Frau nicht an Reife gewinnt. Jedenfalls habe ich dereinst erwartet, daß meine Tochter sich einmal zu einem Menschen von Eigenart entwickeln werde. Aber vielleicht ist meine Tochter mir so fremd geworden, daß sie sich mir nicht mehr mitzuteilen versteht. Vielleicht sind da doch Entwickelungen, nur ich sehe, ich erkenne sie nicht.“

„Ich schließe daraus, daß William Ihnen so fremd geblieben ist, wie er es damals war.“

„Vollkommen,“ bestätigte Justine, „sonst kettet doch Gewohnheit Menschen zusammen, oft enger als Achtung und Liebe. Man ist eben mit einander verwachsen, man steht zusammen im gleichen Lebensbilde. Aber stellen Sie sich vor: auch heute noch kann ich mir den Mann ganz einfach hinwegdenken aus unserer Familie.“

„Das ist schlimm.“

„Und noch schlimmer ist es, daß er heimlich Briefe aus Singapore erhält. Der Schluß liegt auf der Hand: er will von Gunhild keine Nachfrage nach deren Inhalt.“

Gilbert hörte mit sehr ernstem Gesicht zu. Seine grauen Augen richteten sich gerade und stetig auf die Sprechende. Er ließ sich erzählen, wie Justine auf die Briefe aufmerksam geworden war und wie Petersen, in dem Gemisch von Treue und Gehässigkeit, ihr Bericht gegeben.

„Meine Hoffnung ist nun diese, daß ich von Ihnen Aufklärungen empfangen kann,“ sagte die Frau. „Ihr Vetter war drei Wochen bei Ihnen zu Gast. Junge Männer unter sich werden vertraulich. Vielleicht hat er Ihnen Geständnisse gemacht. Sprechen Sie zu mir. Um meiner Tochter willen ... Ihr Glück, wenn sie denn glücklich ist — und ich will — ich muß es ja glauben — das soll nicht gestört werden.

„Kann der Mann nicht offen sein — und ich gestehe, ich habe es ihm wohl zu schwer gemacht, zu mir Vertrauen zu fassen — Seien **Sie** offen ... Durch Ihre Vermittelung kann auf William eingewirkt werden ... Diese Heimlichkeiten, welchen Hintergrund sie auch haben — sie müssen aufhören. Gerade so gut wie ich von diesen Briefen erfuhr, könnte Gunhild davon erfahren. Das darf nicht sein ... er soll keine Heimlichkeiten haben ... Aber ich will alles verzeihen ... ihm gegenüber immer die Unwissende spielen ... Durch Sie muß das geklärt werden ...“

Sie griff nach seiner Hand, sie sah ihn beschwörend an.

Gilbert fühlte, wie ihre starke und angstvolle Erregung sich auf ihn übertrug.

Im Grunde war es so wenig: ein paar Briefe waren gekommen, und der Mann hatte offenbar den Wunsch, sie vor seiner Frau zu verbergen. Das bewies noch nichts gegen ihn. Man ist auch zuweilen zur Geheimniskrämerei mit den Angelegenheiten von Freunden verpflichtet.

Aber die heiße Angst im Blick der Frau tat es ihm an. Und der Gedanke, welche Erregungen das schöne, junge Geschöpf haben werde, wenn sie von diesen postlagernden Briefen erfuhr ...

„Ich kann Ihnen nicht helfen — so wie Sie denken,“ sprach er traurig, „William hat uns nichts von den Intimitäten seines Lebens erzählt. Aber wir haben wirklich auch nicht den Eindruck gehabt, daß er ängstlich etwas zu verbergen bemüht war. Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen damals sagte: er macht den Eindruck eines feinen, gut erzogenen, etwas verschlossenen Menschen. Und hinzufügen will ich jetzt: den einer Type. Ihre voll-

kommene Offenheit gewährt mir das Recht, ebenso offen zu sein. Solche Männer gibt es dutzendweise. Die elegante Lebensform ist ihnen das Leben selbst. Aber wir haben uns manchmal gesagt: das Dasein drüben weckt nichts. Handelsinteressen und korrekte Umgangsform — das ist da alles. Hier in Deutschland und in Ihrer Familie konnten neue Saiten in ihm zum Erklingen kommen."

Justine sah entmutigt aus.

„Dann wissen Sie natürlich auch nichts von der Art, wie er sein Vermögen erwarb?" fragte sie.

„Vermögen? Ach — Sie meinen das Geld, das ihm die Firma Brown & Bennyn auszahlte, als er austrat? Es ist nicht allzuviel gewesen, denn das Haus war ja durch schwere Krisen gegangen. William schob den Wunsch seiner Mutter, er möge nach Deutschland zurückkehren, sehr in den Vordergrund als Motiv seiner Übersiedelung, und wir haben kein Recht, daran zu zweifeln. Aber Vater und ich hatten das Gefühl, daß noch andere Ursachen mitwirkten, daß er sich insbesondere nicht gut mit dem alten Brown gestanden habe. Mich wundert aber, daß Sie inzwischen nicht an irgend jemand drüben schrieben oder schreiben ließen."

„An fremde Leute in fremden Landen schreiben?! Ich bitte Sie! Komme ich zufällig an einen Freund, so erhalte ich schön gefärbte, komme ich an einen Feind, so erhalte ich gehässig gefärbte Antwort und stehe nach wie vor vor der Frage: ‚Was ist an ihm?'"

„Das ist wahr."

Ein paar Sekunden saßen sie sich still gegenüber, etwas hilflos, gleichsam auf den Sand getrieben.

Dann klang es so in Justinens Ohr nach: ‚Es ist nicht allzuviel gewesen.' Ob hundertfünfzigtausend Mark viel oder wenig war, kam auf den Maßstab an. Ihr, die nie ihre mühsamen Anfänge vergaß, ihr kam es viel vor. (Fortsetzung folgt.)



Maisonntag.

Von

Hermann Hesse.

Heut ist der erste Feiertag,
Daß man ins Freie wandern mag
Und durch die frohen Dörfer gehen,
Wo hinter jedem Lattenschlag
Die schmucken Mädel stehen.

Herr Wirt, gib einen Schoppen Wein,
Es darf vom allerbesten sein,
Mir ist's beileibe nicht ums Sparen.
— Und Du, was stehst Du so allein,
Du mit den blonden Haaren?

Komm her, Du Kleine, sei kein Fratz,
Bald rückt die Musik auf den Platz,
Wir dürfen doch beim Tanz nicht fehlen!
Nachher im Walde, lieber Schatz,
Muß ich Dir was erzählen .....



Praktischer Unterricht. Nach dem Gemälde von J. Ch. Deiker.

Bowlen-Weisheiten.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Ungezählte Bowlen hab' ich selbst gebraut; unzählige hab' ich, allen Alkoholgegnern zum Trotz sei's gestanden, trinken helfen. Von diesen allen haftet mir die Erinnerung an drei besonders fest und froh im Gedächtnis.

Die erste trank ich im Kameradenkreise am Tage, an dem mir die Leutnantsflügel, die Epauletten, gewachsen waren. Im frohen Rausch übermütiger Jugend, die in dem holden Wahn lebte, daß jeder Leutnant des Marschallstabes sicher sei, die den leidigsten aller Reime „Morgen — Sorgen" nicht kannte, der die Frage ganz sinngemäß schien: Was kost' Berlin? Drei feierliche Becher wurden dabei aber doch geleert, bis auf die Nagelprobe: auf den König der erste, auf das Regiment der zweite, auf die Frauen der dritte.

Lang, lang ist's her. An einem Märztage war's, und folgerichtig hatte die Ananas ihr Aroma herleihen müssen. Damals kannte man, nebenbei bemerkt, die westindische Ananas noch nicht, die jetzt den Markt überschwemmt. Die heimische Treibhaus-Ananas gab es allein, kurzweg die „schlesische" genannt, weil auf den schlesischen Gütern die Ananastreiberei in hoher Blüte stand. Unvergleichlich aromatischer, zarter waren diese schlesischen Ananas, als all die importierten. —

Die zweite Bowle, die ich nie vergessen werde, trank ich im Atelier bei Professor Klaus Meyer, der damals noch in München lebte, in der Zeit seines ersten Ruhmes, als er gerad seine berühmten Beguinen gemalt hatte. Gute Freunde waren dabei und seine und meine junge Frau. Aus einem gewaltigen Steintopf schöpften wir, der einem antiken Krater glich, und dessen Rand ein mächtiger Laubkranz umschloß. Auf dem breiten Weinspiegel, der sich nur ganz langsam senkte, schwammen einzelne Rosenblätter. Durch die geöffneten Fenster strich der laue Frühlingshauch herein; im Raume lag die Dämmerung, und niemand wollte dulden, daß Licht entzündet wurde. So tranken wir „Auf die Kunst!" im duftenden Maitrank.

Die dritte Bowle, an die ich immer wieder zurückdenken muß, trank ich im Rhein. Wir hatten — Joseph Lauff als Hauptattentater — in der Krone zu Aßmannshausen auf der Terrasse wacker den Humpen geschwungen, als am Spätabend einer von uns den Vorschlag machte, nach den Stromklippen hinunderzurudern. Dort lagerten wir uns auf den Felsen. Eine wunderbare Julinacht war es. Ganz leise rauschten die Wellen dicht zu unseren Füßen. Der Mond ging auf; silbern spiegelte das Wasser; prächtig zeichneten sich die schöngeschwungenen Uferlinien ab;



in der Ferne glitzerten die Lichter aus Dorf und Stadt; dann und wann zog ein Nachen vorüber, zärtliche Pärchen saßen darin und sangen leise Lieder. Und der fürsorgliche Hufnagel von der Krone kam uns nachgeschifft und brachte uns eine Erdbeerbowle. Ganz sacht füllte er die Gläser und ganz sacht stießen wir an: Der Rhein! Der Vater Rhein — und da ging mir mit einem Male das rechte Verständnis auf für all die Poesie, mit der das deutsche Volk von alters her den deutschesten aller Ströme umsponnen hat. Mir war's, als sei ich im Märchen — — —

Warum ich das vorausschicke?

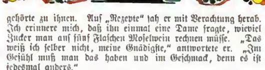
Weil ich damit begründen möchte, daß eine ganz bestimmte Stimmung dazu gehört, eine Bowle recht zu würdigen, daß sie selber ein rechtes und echtes Stimmungsgetränk ist.

Ich weiß wohl, dieser oder jener könnte mir entgegenhalten: bei Euch jungen Leutnants hätte es Sekt noch besser getan! Im Künstleratelier hättet Ihr roten Toskaner trinken müssen! Auf den Rheinklippen selbstverständlich das Gewächs vom nahen Rüdesheim — Ihr Barbaren! Mag sein, daß der oder jener recht hat — theoretisch genommen. Aber was schiert mich die Theorie: unserer Stimmung entsprach gerad die Bowle mit ihrem einschmeichelnden Fruchtduft.

Dieser oder jener weise Mann schüttelt wohl überhaupt den Kopf: „Bowle? Ich werd' mir doch nicht mit Zucker und Frucht meinen guten reinen Wein verderben! Weiser Mann, ich fürchte, man hat Dir allzuviel schlechte Bowlen vorgesetzt. Ich verzeihe Dir, denn ich weiß, auf keinem Trinkgebiet wird soviel gesündigt, wie auf dem der Bowlenbrauerei. Eine gute Bowle aber ist ein Getränk, das einen wirklichen Veredelungsprozeß durchgemacht hat. Vergleiche hinken immer, aber ungefähr stimmt's doch: wer verachtend auf jede Bowle herabsieht, weil er den Fruchtgeschmack im Wein für Barbarei hält, der muß auch die Trüffel in der Pute verdammen.

Jedes Ding zu seiner Zeit. Zur rechten Stunde, am rechten Ort hat die Bowle jedenfalls ihre volle Berechtigung. Sie ist ein geselliges Getränk, wie kaum ein zweites, und trotz ihres Namens, der ja aus dem Englischen stammt, ein echt deutsches Getränk: für trunkfeste Männer geschaffen, die sich behaglich um das bauchige Gefäß scharen, plaudernd, rauchend, singend und scherzend. Die wissen denn auch: je tiefer sich der Spiegel senkte, desto mehr hebt sich die Stimmung — und wenn's Zeit ist, kann man nachfüllen.

Bowlenbrauen galt immer als eine Kunst. Wirkliche Künstler aber waren allezeit selten, und nicht jeder graubärtige Stabsoffizier, der sich seiner Bowlen rühmt — sie tun's mit Vorliebe —, ist Sachverständiger im höheren Sinne. Aber ich hab' allerdings manch alten Herrn gekannt, der mit virtuoser Vollendung das ganze Register beherrschte vom edlen Maitrank bis zur Gurkenbowle, von der „Kalten Ente" bis zum „Goldfasan", vom „Bischof" bis zum „Kardinal". Mein eigener Vater



gehörte zu ihnen. Auf „Rezepte“ sah er mit Verachtung herab. Ich erinnere mich, daß ihn einmal eine Dame fragte, wieviel Zucker man auf fünf Flaschen Moselwein rechnen müsse. „Das weiß ich selber nicht, meine Gnädigste,“ antwortete er. „Im Gefühl muß man das haben und im Geschmack, denn es ist jedesmal anders.“

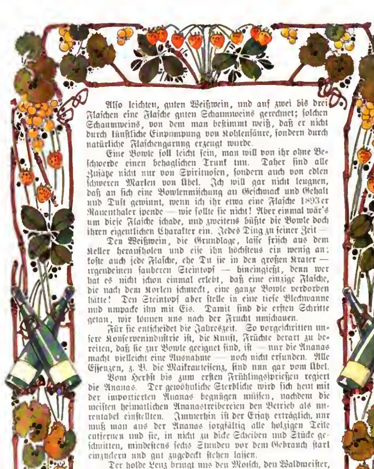
So unrecht hatte er nicht. Der Zuckerzusatz — eines der schwierigsten Probleme der Kunst — muß „jedesmal anders sein“, denn der Wein ist selten der gleiche, und jeder erfordert einen anderen Grad der Süße. Auch über die Menge der Frucht und die Dauer, für die sie mit dem Wein in Berührung gebracht werden darf, lassen sich Regeln kaum aufstellen, denn die Güte, das Aroma der Früchte variieren bedeutend.

Mit den Rezepten hat es also seinen Haken, meist sogar verschiedene Haken und Häkchen. Wenn man gar in den Kochbüchern nachschlägt, kann's einen bowlengerechten Trinker schaudern. Da empfehlen die einen — so auch das ganz amüsante Büchlein „Bowlen und Pünsche“ (Leipzig, J. J. Weber) „als süssige Grundflüssigkeit“ alles Ernstes guten Apfelwein; da schreiben die anderen einen Kognakzusatz vor, und die dritten manschen Maraskino in ihre Bowlen. Apage — diese eisgekühlten Schnapsmischungen wollen wir den Amerikanern und ihren Bars überlassen. Keine Rezepte also! Aber allgemeine gute Ratschläge —

Zuerst die wichtigste Frage: Welcher Wein ist am empfehlenswertesten? Wobei ich zunächst die Rotweinbowlen ausscheide, die ein Kapitel für sich bilden. Und wobei ich zweitens als persönliche Geschmacksrichtung vorweg bemerken möchte, daß ich Ananas, Walderdbreren und Pfirsich am höchsten nur mit gutgekühltem, aber nicht etwa frappiertem Sekt schätze — je besser dabei die Marke ist, desto besser bekommt das Ganze. Aber Sekt und Frucht allein ist strenggenommen noch keine Bowle.

Zur Bowle gehört als Grundstoff ein leichter, guter Weißwein. Ich ziehe einen reinen Mosel vor, aber man soll nicht einseitig sein: ich habe auch vortreffliche Bowlen aus kleineren Rheinweinen, aus Pfälzer und Naheweinen, aus Markgräfler und Elsässer getrunken. Nur darf man nicht aus ganz billigem Wein, der anderswie höchstens zur Essigfabrikation gut wäre, gute Bowlen brauen wollen. Daß man das tut, hat die Bowle leider bei vielen Freunden eines guten Trunks in argen Verruf gebracht.

Ehedem hatte man seine liebe Not damit, solche trinkbaren kleineren Weinchen im Handel zu bekommen — und die schrecklichen Manscher und Panscher sind leider ja heut noch nicht ausgestorben. Aber besser ist es geworden, seit ihnen die heilige Hermandad . . . und die Konkurrenz scharf auf die Finger sieht, und seit das abscheuliche Schwefeln fast ganz außer Gebrauch gekommen und durch einen rationelleren Zuckerzusatz vor der Gärung verdrängt worden ist. Denn die schwefelige Säure war der Verbrecher, der den Trinkern die ärgsten Kopfschmerzen machte. Heut bekommen sie die nur, wenn sie zuviel trinken, und dagegen ist kein Kraut gewachsen.



Also leichten, guten Weißwein, und auf zwei bis drei Flaschen eine Flasche guten Schaumweins gerechnet; solchen Schaumweins, von dem man bestimmt weiß, daß er nicht durch künstliche Einpumpung von Kohlensäure, sondern durch natürliche Flaschengärung erzeugt wurde.

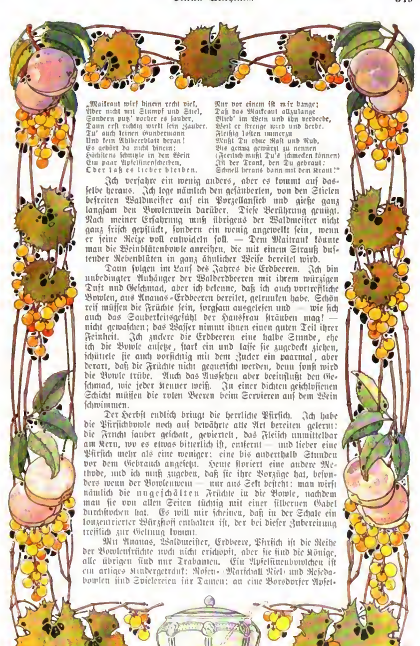
Eine Bowle soll leicht sein, man will von ihr ohne Beschwerde einen behaglichen Trunk tun. Daher sind alle Zusätze nicht nur von Spirituosen, sondern auch von edlen schweren Marken von Übel. Ich will gar nicht leugnen, daß an sich eine Bowlenmischung an Geschmack und Gehalt und Duft gewinnt, wenn ich ihr etwa eine Flasche 1893er Rauenthaler spende — wie sollte sie nicht! Aber einmal wär's um diese Flasche schade, und zweitens büßte die Bowle doch ihren eigentlichen Charakter ein. Jedes Ding zu seiner Zeit —

Den Weißwein, die Grundlage, lasse frisch aus dem Keller heraufholen und eise ihn höchstens ein wenig an; koste auch jede Flasche, ehe Du sie in den großen Krater — irgendeinen sauberen Steintopf — hineingießt, denn wer hat es nicht schon einmal erlebt, daß eine einzige Flasche, die nach dem Korken schmeckt, eine ganze Bowle verdorben hätte! Den Steintopf aber stelle in eine tiefe Blechwanne und umpacke ihn mit Eis. Damit sind die ersten Schritte getan, wir können uns nach der Frucht umschauen.

Für sie entscheidet die Jahreszeit. So vorgeschritten unsere Konservenindustrie ist, die Kunst, Früchte derart zu bereiten, daß sie zur Bowle geeignet sind, ist — nur die Ananas macht vielleicht eine Ausnahme — noch nicht erfunden. Alle Essenzen, z. B. die Maikrautessenz, sind nun gar vom Übel.

Vom Herbst bis zum ersten Frühlingssprießen regiert die Ananas. Der gewöhnliche Sterbliche wird sich heut mit der importierten Ananas begnügen müssen, nachdem die meisten heimatlichen Ananastreibereien den Betrieb als unrentabel einstellten. Immerhin ist der Ersatz erträglich, nur muß man aus der Ananas sorgfältig alle holzigen Teile entfernen und sie, in nicht zu dicke Scheiben und Stücke geschnitten, mindestens sechs Stunden vor dem Gebrauch stark einzuckern und gut zugedeckt stehen lassen.

Der holde Lenz bringt uns den Mösch, den Waldmeister, das Maikraut, und damit die Maibowle, die vielfach als die Königin aller Bowlen gepriesen wird. Ich kann dem nicht so unbedingt zustimmen, denn die Konkurrenten haben die gleichen Meriten, aber eine gute Maibowle ist allerdings ein köstliches Getränk. Nur gilt von ihr, daß sie mit besonderer Vorsicht zu bereiten ist, wenn sie bekommen soll. Johannes Trojan, der, seit Otto Roquette gestorben, für sie der erste Spezialist ist — er hat sogar in Kanada, wo ihm eine Tochter lebte, dem Waldmeister durch fleißige Samenausstreuung ein neues Heim geschaffen — teilte eine reizende Anleitung zum Maitrank, aus der ich den Kernpunkt hierhersetzen möchte:



„Maikraut wirf hinein recht viel,
Aber nicht mit Stumpf und Stiel,
Sondern putz' vorher es sauber,
Dann erst richtig wirkt sein Zauber.
Tu' auch keinen Gundermann
Und kein Ahlbeerblatt heran!
Es gehört da nicht hinein:
Höchstens schnitzle in den Wein
Ein paar Apfelsinenscheiben,
Oder laß es lieber bleiben.

Nur vor einem ist mir bange:
Daß das Maikraut allzulange
Blieb' im Wein und ihn verderbe,
Weil er strenge wird und herbe.
Fleißig kosten immerzu
Mußt Du ohne Rast und Ruh,
Bis genug gewürzt zu nennen
(Freilich mußt Du's schmecken können)
Ist der Trank, den Du gebraut:
Schnell heraus dann mit dem Kraut!"

Ich verfahre ein wenig anders, aber es kommt auf dasselbe heraus. Ich lege nämlich den gesäuberten, von den Stielen befreiten Waldmeister auf ein Porzellansieb und gieße ganz langsam den Bowlenwein darüber. Diese Berührung genügt. Nach meiner Erfahrung muß übrigens der Waldmeister nicht ganz frisch gepflückt, sondern ein wenig angewelkt sein, wenn er seine Reize voll entwickeln soll. — Dem Maitrank könnte man die Weinblütenbowle anreihen, die mit einem Strauß duftender Rebenblüten in ganz ähnlicher Weise bereitet wird.

Dann folgen im Lauf des Jahres die Erdbeeren. Ich bin unbedingter Anhänger der Walderdbeeren mit ihrem würzigen Duft und Geschmack, aber ich bekenne, daß ich auch vortreffliche Bowlen, aus Ananas-Erdbeeren bereitet, getrunken habe. Schön reif müssen die Früchte sein, sorgsam ausgelesen und — wie sich auch das Sauberkeitsgefühl der Hausfrau sträuben mag! — nicht gewaschen; das Wasser nimmt ihnen einen guten Teil ihrer Feinheit. Ich zuckere die Erdbeeren eine halbe Stunde, ehe ich die Bowle ansetze, stark ein und lasse sie zugedeckt ziehen, schüttele sie auch vorsichtig mit dem Zucker ein paarmal, aber derart, daß die Früchte nicht gequetscht werden, denn sonst wird die Bowle trübe. Auch das Aussehen aber beeinflußt den Geschmack, wie jeder Kenner weiß. In einer dichten geschlossenen Schicht müssen die roten Beeren beim Servieren auf dem Wein schwimmen.

Der Herbst endlich bringt die herrliche Pfirsich. Ich habe die Pfirsichbowle noch auf bewährte alte Art bereiten gelernt: die Frucht sauber geschält, geviertelt, das Fleisch unmittelbar am Kern, wo es etwas bitterlich ist, entfernt — und lieber eine Pfirsich mehr als eine weniger; eine bis anderthalb Stunden vor dem Gebrauch angesetzt. Heute floriert eine andere Methode, und ich muß zugeben, daß sie ihre Vorzüge hat, besonders wenn der Bowlenwein — nur aus Sekt besteht: man wirft nämlich die *ungeschälten* Früchte in die Bowle, nachdem man sie von allen Seiten tüchtig mit einer silbernen Gabel durchstochen hat. Es will mir scheinen, daß in der Schale ein konzentrierter Würzstoff enthalten ist, der bei dieser Zubereitung trefflich zur Geltung kommt.

Mit Ananas, Waldmeister, Erdbeere, Pfirsich ist die Reihe der Bowlenfrüchte noch nicht erschöpft, aber sie sind die Könige, alle übrigen sind nur Trabanten. Ein Apfelsinenbowlchen ist ein artiges Kindergetränk; Rosen- (Marschall Niel-) und Resedabowlen sind Spielereien für Damen; an eine Borsdorfer Apfel-

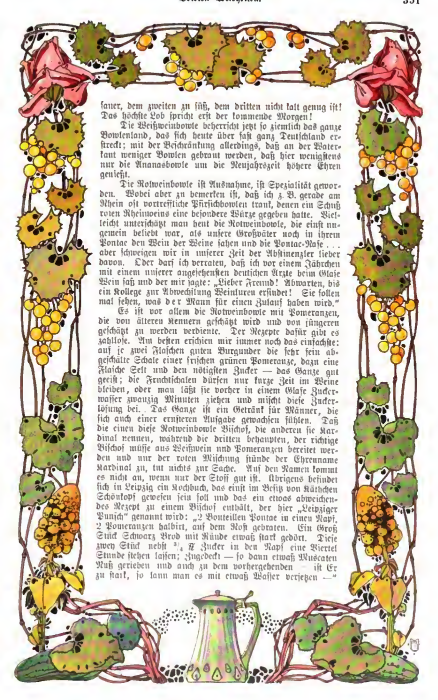
bowle, die mir einst eine einsame Landwitib vorsetzte, kann ich nur mit stillem Schaudern zurückdenken. Dagegen ist eine Gurkenbowle — man läßt den Wein über die inneren Seiten der in Längsrichtung halbierten frischen Gurke laufen — gar nicht so übel, und eine Selleriebowle — auf einigen frischen, in Scheiben geschnittenen, eingezuckerten Scheiben der Knolle bereitet — kann eine Ananasbowle im Notfall ersetzen. Ich habe schon erlebt, daß gute Zungen durch die Ähnlichkeit des Geschmackes getäuscht wurden.

Wir haben vom Wein und der Frucht gehandelt; nun kommt der Zucker an die Reihe, mit dem von Bowlenbrauern am schwersten gesündigt wird. Im allgemeinen wird nämlich immer zuviel Zucker zugesetzt. Süßigkeit soll und muß eine Bowle haben, auch eine Herrenbowle. Aber der Grad dieser Süße ist eng begrenzt. Der Geschmack allein entscheidet hier, und jedenfalls gilt der Grundsatz: je weniger Zucker in einer Bowle, desto besser bekommt sie! Ananasbowlen vertragen etwas mehr Zucker, bei Maikraut und Pfirsichen soll man sich mit möglichst wenig begnügen; Erdbeeren stehen in der Mitte. Zwei gute Lehren aber kann ich hier noch einflechten: einmal, daß man stets daran denken muß, wie auch der Schaumwein an sich noch Süße in die Bowle bringt. Und zum andern, daß man nur Stückenzucker verwenden soll, den man in etwas Wasser vor dem Gebrauch auflöst. Das darf aber auch das einzige Wasser sein, das gesunde Bowlenfreunde dem Wein beimischen. Womit ich einem Glase, halb Mosel, halb natürlicher Sauerbrunnen, für heiße Sommertage seine Berechtigung nicht absprechen will; man mag auch ein Löffelchen Zucker hineinwerfen und eine Zitronenscheibe: nur Bowle soll man's nicht nennen.

Jetzt wären wir soweit, daß wir Frucht und Zucker in den Krater tun, und es ergibt sich die letzte wichtige Frage: Wie kalt soll eine Bowle sein? Soviel Stimmen wir hören, soviele verschiedene Antworten werden wir erhalten. Die meisten freilich werden entscheiden: recht kalt; dichtet doch auch Trojan: „Eine Bowle, dergestalt — Angesetzt, gib ja recht kalt!"

Ich warne! Die allzu kalten Mischungen sind gefährlich und haben der Bowle gerade soviele Feinde geschaffen, wie der Mißbrauch des Zuckers. Selbstverständlich ist eine laue Bowle ein Greuel, selbstverständlich soll sie geeist sein. Aber die goldene Mittelstraße darf man nicht außer acht lassen. Beschreiben kann ich's freilich nicht, wie kalt eine Bowle sein soll und muß; nach Celsiusgraden läßt sich das nicht festnageln. Aber ein ungefähres Merkmal vermag ich anzugeben: wenn man ein Weinglas einmal mit Wasser von gewöhnlicher Temperatur ausspült und dann mit Bowle füllt, so muß es leicht beschlagen.

Wir gießen nun zur Mischung von Wein, Frucht und Zucker den Champagner (auch jede Flasche vorher auf den Korkengeschmack prüfen!), kosten zum letzten Male, schnalzen befriedigt mit der Zunge und lassen den köstlichen Trank in großen, lichten, weitbauchigen Gläsern den guten Freunden reichen. Und ärgern uns nicht — das ist eine Hauptsache —, wenn es dem einen zu

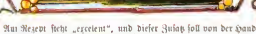


sauer, dem zweiten zu süß, dem dritten nicht kalt genug ist! Das höchste Lob spricht erst der kommende Morgen!

Die Weißweinbowle beherrscht jetzt so ziemlich das ganze Bowlenland, das sich heute über fast ganz Deutschland erstreckt; mit der Beschränkung allerdings, daß an der Waterkant weniger Bowlen gebraut werden, daß hier wenigstens nur die Ananasbowle um die Neujahrszeit höhere Ehren genießt.

Die Rotweinbowle ist Ausnahme, ist Spezialität geworden. Wobei aber zu bemerken ist, daß ich z. B. gerade am Rhein oft vortreffliche Pfirsichbowlen trank, denen ein Schuß roten Rheinweins eine besondere Würze gegeben hatte. Vielleicht unterschätzt man heut die Rotweinbowle, die einst ungemein beliebt war, als unsere Großväter noch in ihrem Pontac den Wein der Weine sahen und die Pontac-Nase ... aber schweigen wir in unserer Zeit der Abstinenzler lieber davon. Oder darf ich verraten, daß ich vor einem Jährchen mit einem unserer angesehensten deutschen Ärzte beim Glase Wein saß und der mir sagte: „Lieber Freund! Abwarten, bis ein Kollege zur Abwechslung Weinkuren erfindet! Sie sollen mal sehen, was der Mann für einen Zulauf haben wird.“

Es ist vor allem die Rotweinbowle mit Pomeranzen, die von älteren Kennern geschätzt wird und von jüngeren geschätzt zu werden verdiente. Der Rezepte dafür gibt es zahllose. Am besten erschien mir immer noch das einfachste: auf je zwei Flaschen guten Burgunder die sehr fein abgeschälte Schale einer frischen grünen Pomeranze, dazu eine Flasche Sekt und den nötigsten Zucker — das Ganze gut geeist; die Fruchtschalen dürfen nur kurze Zeit im Weine bleiben, oder man läßt sie vorher in einem Glase Zuckerwasser zwanzig Minuten ziehen und mischt diese Zuckerlösung bei. Das Ganze ist ein Getränk für Männer, die sich auch einer ernsteren Aufgabe gewachsen fühlen. Daß die einen diese Rotweinbowle Bischof, die anderen sie Kardinal nennen, während die dritten behaupten, der richtige Bischof müsse aus Weißwein und Pomeranzen bereitet werden und nur der roten Mischung stünde der Ehrenname Kardinal zu, tut nichts zur Sache. Auf den Namen kommt es nicht an, wenn nur der Stoff gut ist. Übrigens befindet sich in Leipzig ein Kochbuch, das einst im Besitz von Käthchen Schönkopf gewesen sein soll und das ein etwas abweichendes Rezept zu einem Bischof enthält, der hier „Leipziger Punsch“ genannt wird: „2 Bouteillen Pontac in einen Napf, 2 Pomeranzen halbirt, auf dem Rost gebraten. Ein Groß Stück Schwarz Brod mit Ründe etwaß stark gedörrt. Diese zwey Stück nebst 3/4 ℔ Zucker in den Napf eine Viertel Stunde stehen lassen; Zugedeckt — so dann etwaß Muscaten Nuß gerieben und auch zu dem vorhergehenden — ist Er zu stark, so kann man es mit etwaß Wasser versetzen —“



Aufs Rezept steht „excelent“, und dieser Zusatz soll von der Hand des jungen Goethe herrühren. Man denke!

Ich müßte nun eigentlich noch die wichtige Frage streifen, ob zu einer Bowle denn überhaupt Frucht gehört, oder ob man nicht schon eine Mischung von zwei oder drei Weinen als Bowle bezeichnen darf? Aber ich müßte dann auf die „Kalte Ente“, auf den „Goldfasan“, auf „Burgunder und Sekt“, auf „Porter und Sekt“, auf die verschiedensten „Cups“ (bei denen übrigens mindestens ein Atom Zitrone verwendet wird) eingehen — und wohin sollte das führen!

Ich will dafür lieber einer ungeheuer ernsten Angelegenheit noch ein Wort widmen. Grad während ich an diesem Artikel schrieb, kam ein Freund zu mir, und ich hielt es für Freundespflicht, der Anregung der Stunde zu folgen und aus dem Handgelenk, aber mit Bedacht ein kleines Ananasbowlchen zu brauen. Dabei kam das Gespräch auf das Wort „Bowle“, und ich war schnell bereit, es einfach für englischen Ursprungs zu erklären. Mein Freund aber, ein dreimal durchgesiebter gelehrter Germanist, schüttelte den Kopf. Er wolle nicht leugnen, meinte er, daß wir das Wort vielleicht neuerdings aus England entlehnt hätten. Aber so gewiß man am Rhein schon Maiwein getrunken hätte, ehe die Briten ihren Claret-Cup und ihre Porter-Bowl erfanden, wie denn überhaupt die Kunst, Mischgetränke zu brauen, nicht nur bei den Römern zu finden, sondern auch durch das ganze deutsche Mittelalter zu verfolgen sei, worüber man bei den verschiedensten Autoren nachlesen könne — mein Freund liebt, wenn er wissenschaftlich wird, die langen Sätze, aber auch die langen und tiefen Züge! — ebenso gewiß sei das Wort Bowle urgermanisch. Es stamme von dem althochdeutschen „bolla“, mittelhochdeutsch „bolle“ und habe Knospe und kugelförmiges Gefäß bedeutet. Daraus sei denn das angelsächsische „bolla“ und weiterhin das frühenglische „bowl“ entstanden mit der besonderen Bedeutung Gefäß, Napf, auch Becher, wobei aber stets die kugelige, die Knospenform festzuhalten sei. Auch im Hochdeutschen lebe das alte Wort fort. So nenne man heute noch in der Wetterau ein hölzernes hohlrundes Gefäß eine Bolle, und der wackere Jakob Grimm sage ausdrücklich: „Deutscher wäre Punschbolle als Punschbowle!“

Allen Lesern wünsche ich für dies Jahr mindestens je eine treffliche Maibolle, eine ausgezeichnete Erdbeerbolle, eine köstliche Pfirsichbolle und als Krönung um die frohe Weihnachtszeit eine wohlgelungene Ananasbolle! Mögen sie meine kleinen Ratschläge wacker befolgen, zumal was die Weinwahl und den Zuckerzusatz anbetrifft, — und mögen sie langsam und mit der Mäßigung dessen trinken, der seinen Kopf und seinen Magen kennt: dann wird auch der böse Geselle, der sich nach schlechten Bowlen am Morgen auf der Bettstellenkante hinzuhocken pflegt und mit grünen Augen den bedauernswürdigen Patienten anglotzt, der gräßliche Kater, sie verschonen.

Gute Bowlen sind stets bekömmlich. Dixi!



Der Südwind geht!

Skizze von

Anton Freiherr von Perfall.

(Abdruck verboten.)

„Teuf'l! Teuf'l! Ochala!" jammerte der alte Kogler, mit einem Griff nach dem schmerzenden, in hohen Filzschuhen steckenden Beine, und warf dabei einen gehässigen Blick zum kleinen Stubenfenster hinaus.

Kohlschwarz lagen die Berglehnen in der grauen Luft, alles klirrte, ächzte und klapperte im stoßweisen Wind, auf der Dorfstraße patschten die Pferde in einer schmutzig braunsulzigen Brühe, — laue, matte Gesinnung in der Natur.

„Teuf'l! Teuf'l! Ochala!" jammerte immer wieder der Kogler.

Ich war gerade auf ein Pfeifferl bei ihm, dem alten Jagdgenossen. „Heut' hat's Dich aber arg, 's Ziperl —"

„A was, 's Ziperl!" erwiderte er unwirsch. „Der Südwind hat mi', das kritische Luader, bal' er nur einischaut über d' Schneid. Teuf'l! Teuf'l! Ochala!"

„Mußt ihn net so schlecht machen, Kogler," sagte ich, „den Südwind, er hat auch seine guten Seiten."

„Was san nacher das für ei, — ha?"

„No, wie man's nimmt! Schau, anflahna tuat er, 's Frühjahr bringt er, d' Hahnfalz, d' Almzeit, doch lauter schöne Sachen."

Der Kogler nickte mit dem Kopfe. „Und no' was hast vergessen, d' Hauptsach', mit 'n Alten ramt er auf und fürs Junge macht er Platz."

„Auch was Notwendiges," meinte ich.

„Scho' — wenn nur g'rad 's Junge allerweil 's bessere war. Aber da spukt's, Freund. Schau's an, unsere Jungen, g'rad g'walttätig und nix acht'n und sein eigna Weg gehn, — i woaß net —"

„Wie man's anschaut, Kogler. Vielleicht ist das g'rad das Bessere dran."

„Du g'fallst mir, — da muaß i bitt'n, — wia i jung war —"

„Hat man's g'rad so g'macht, und so lang die Welt steht, ist der Südwind gangen — und wenn er amal net mehr ging, nacher bleibet 's Frühjahr aus — und das möchst doch selber net? Gelt Kogler?"

Der Kogler nickte. „Das wohl, das möcht i selber net —"

„Na also! Nacher laß ihn blasen und steiff Dich net dagegen, 's nutzt Dir eh' nix."

„Oho, da kennst den Kogler schlecht. Blasen laß i ihn scho', aber steiffen tua i mi sakrisch dagegen. Heuer bringt er mi no net nieder, — war net aus —" Der Kogler hatte sich in seiner Erregung zu stark bewegt in seinem Stuhl. „Teuf'l!

Teuf'l! Ochala!" schrie er auf und griff nach seinem Bein.

„Siehst, jetzt zwickt er Dich wieder, weil Du ihn so verachst."

Die Waben, seine Tochter, trat ein im Stallgewand, eine dralle Dirn, sie roch nach Stall und Dünger, von der Arbeit erhitzt strahlte sie in Gesundheit und Kraft. „Was schreist denn so, Vater, macht's das besser? Weil's wahr is," fügte sie, mich erblickend, hinzu, „gar a so wehleidig san's d' Männer."

„Is das all's, was D' sag'n hast?" meinte der Kogler.

„Der Feri von Grias war g'rad da, kennst 'n scho', beim Martl war er in der Holzarbet. — Auf der Alm hat's Schindeln verschob'n, — wann i hatt do nachschauet, — kunnt glei d' ganze Hütt'n mitnehm'n, bal der Südwind so fortarbet —"

„Der Südwind —" der Kogler lachte spöttisch, „der kommt Dir halt g'leg'n der Südwind —"

„G'leg'n! Weil's so a G'spaß is, bei dem Wetter auf d' Alm auffiz'hatschen! A recht, nacher geh' i halt net, i kann's leicht g'raten."

„Werd halt auf der Ahornalm a d' Schindeln verschob'n hab'n, — der Südwind," meinte der Kogler spotthaft, „da werd's nacher der Lenz z'recht ruken müassen, der versteht si' ja drauf, der Schindelmachersbua —"

Die Waben wandte sich auf dem Haken, glührot: „Nacher hab'n wir scho ausg'redt Vater." Sie schritt gegen die Tür.

„Da bleibst, trutziger Teuf'l, trutziger!" brüllte der Kogler. „Auf d' Alm gehst, 's Dach flickst, — und wenn Dir der Lenz in den Weg kommt, nacher sag cam, daß er a Knechtl is, a windigs, daß er si' vorn Kogler — — Teuf'l! Teuf'l! Ochala!" Der Kogler zog schmerzverzerrt das Bein in die Höhe. „Lachen tat's a no — na wart, i werd Dir —" Der Kogler griff nach seinem Stock, der neben ihm lehnte. Mit einem Dreher war die Waben verschwunden. Ächzend lehnte sich der Kogler in den Stuhl zurück.

Er tat mir leid, und die trotzige Dirn ärgerte mich mit ihrem harten Wesen, obwohl ich die väterliche Erbschaft darin erblickte. Ich hätte ihr gern eines ausgewischt. Die Alm des Koglers lag im Revier, dieser Tage wollte ich in der Nähe einen Hahn verlosen. Sie nahte ja, die frische, frohe Zeit.

„Weißt D' was, Kogler, in der Angerleiten falzt ein Hahn, einen Büchsenschuß von Deiner Alm."

„Weg'n meiner gnua, i hab' nix mehr z'tuan mit 'm Falz'n."

„Aber ich, Kogler. Merkst denn nix? Könnt ja übernacht'n auf der Alm, der Waben ein biss'l schindeln helfen."

„Wirkli' tat's d's? Schau, das war'n amal meine Stükln. Mein Gott, wenn i denk', wia i so 24 war, auf der Grindl drob'n — a was, was red ma denn! Und liegt da und kann koan Hax mehr rühr'n. No, und wenn er kommt der Lenz, wirst sehn, er kommt, — nix g'wissers net — an die Aug'n hab' i ihr's ankennt, nacher, nacher räumst 'hn ordentli' z'samm den Loder, das Knechterl, das schlecht —"

„Ist er denn wirklich so schlecht?"

„Werd wohl schlecht sein für a Koglertochter."

„Ah so meinst, sonst aber net, als Mensch meine ich."

„Als Mensch? Was kümmert mi der Mensch. Hab'n muaß er was, sein muaß er was. Als Mensch — da bal D' mir kommst — da könnt ja jeder Haderlump komm'n und si auf mein Hof setz'n. Sag's nur frisch weg, — sonst war mir glei liab'r, Du gangst net —"

„Beruhig Dich, Kogler, ich sag's ihm schon frischweg und meld Dir's dann."

„No dann sag i jetzt scho, vergelt's Gott. Wenn i nur g'rad mitkönnt! Grad amal möcht i no oan hör'n, an Hahn, aber 's nächste Jahr, gel, da laßt ma oan über. Alleweil werd er a net gehn, der verdammte Südwind." Er erhob sich mühsam und gab mir die Hand. „Weidmannsheil!"

Ich ging. „Teuf'l! Teuf'l! Ochala!" tönte mir auf der Straße nach.

Der Südwind ging! Schlecht für den Hahnsatz. Der Schnee sickert und rieselt, die Wasser rauschen, die Fichten sausen und klirren, eine zitternde Unruhe packt die Natur, die Wehen des Werdens.

Ich stand auf dem Einfall im dichten Fichtenbestand. Man weiß dann doch, wie man's anzupacken hat den andern Morgen. Schwere Wolken jagten über die regen Wipfel, von der Glut des Abends durchwallt, die Dämmerung schlich durch den Wald. Da

und dort regte sich ein Flügel, aber der richtige Plumpser wollte nicht kommen, wie ihn der Hahn macht, wenn er einfällt. Na eigentlich bist du ja in ganz anderem Amte hier, tröstete ich mich. Schön ist's gerade nicht, Spion, auf gut deutsch — „Argus" auf der Alm —, aber der Alte mit seinem Ochala tut mir so leid, — und gar so unkindlich die Waben, g'walttätig, nix acht'n. „Das ist vielleicht das Beste," sagte ich. — Also, wie komme ich denn dazu? Dem „Menschen" konnte er nicht an, der Kogler, nur weil er ein Knecht und arm — wär's da nicht schöner — — Schwingen sausen, ein Plumps — im Geäste rauscht's — ein Fichtenwedel schwankt dicht vor mir — der Hahn ist eingefallen!

„Tek! Tek!" — Dann Stille, nur ein leises Nesteln. Ich wage kaum zu atmen.

Die Stämme zerfließen, die Wipfel, in den Wolken erlischt die Glut. — Noch einmal — „Tek!" — traumverloren. —

Ich zog mich zurück, Schritt für Schritt in die Nacht des Waldes. Morgen bist du mir sicher, wenn du erwachst zu neuen Wonnen. — Wieder eine nette Gemeinheit! Spion und Mörder! Und das schwärmt noch von Waldnachtsfrieden! Ich verspürte den argen Drang, das moralische Gleichgewicht wieder etwas herzustellen.

Jetzt ärgerte ich mich über die Ruhe auf der Alm im Kessel, ganz schwarz lag sie da im Schnee, kein Licht, kein Rauch, nichts weniger als einladend, oder gar wie ein Liebesnest. Teufel, wenn die Dirn am End auf der Ahornalm — dann steh' ich da ohne Schlüssel — und der Südwind fegt durch den Kessel, — aber dann freu dich, Waben! Dann — da zuckte ein Strahl auf, ein ganz feiner, hinten beim Stall — verschwand wieder, tauchte wieder auf, — ein Fünkchen blieb seßhaft, verlieh dem Ganzen plötzlich Leben, es wuchs, ein ganzes Fenster glühte! Gott sei Dank! Der Mantel flatterte um mich, die Spielhahnfeder auf dem Hut surrte, wie aus einem Backofen blies der Wind. — Da war ich! Man hat einmal den Schleichertritt, wenn man auf der Hahnfalz ist. Vors Fenster! Hineingelust! — Die Scheiben beschlagen, drinnen alles Rauch — aber es langte doch. — Der Hahn war richtig eingefallen! Ein baumlanger Kerl spaltete Holz. Ich sah nur seinen Kopf, dichtes Schwarzhaar, ein festes Profil und ein Schnurrbart'l, — der Lenz! Und dicht davor noch ein Kopf auf zwei kräftigen Schultern, von der Flamme am offenen Herd grell beschienen — die Waben!

Er brachte nichts vorwärts mit seinem Gespaltel, sie entriß ihm den Spahn, neckisches Gerauf, Gelächter. — Da drückte ich auf die Klinke und trat ein.

Waben sprang auf und schrie: „Jessas!" Dann erkannte sie mich. „Ah so." Es war ein Blick voll Verachtung, den sie an mir heruntergleiten ließ. „No ja, — jetzt kann i's nimmer ändern. — Also da hab'n's 'hn, — das is der Lenz!"

„Was kümmert mich der Lenz, ich bin wegen dem Hahn da."

„Weg'n dem Hahn, — a! Grad heut'? Das is aber g'spaßi."

„Mach' keine Sprüch', Waben, ich bin da und damit fertig. Jetzt koch an Kaffee. Hast ein'?"

„Alleweil, — nehmens g'rad Platz! — Schik' di' do', Lenz! Will alleweil geh'n und kimmt net weiter."

Der Lenz machte ein furchtbar dummes Gesicht, der Umschwung kam ihm doch gar zu plötzlich.

„Bleib' nur, Lenz, der Südwind geht all's z' scharf. Schindeln decken auf der Ahornalm?"

„Woll, Herr."

„Ja, ja, der Südwind —"

„A Luader, Herr —"

„In allen Knochen spürt man's, und das Blut treibt er ein' im Kopf — gel, Lenz?"

„Ganz naaret werst —" Der Lenz wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Waben malte Kaffee. Sie wurde sichtlich nicht klug aus mir.

„Des seid's ja alleweil, es Mannsbild'r, a wenn er von der andern Seit'n geht, — der Wind! Der Vater is net extra beinand, gel?" wandte sie sich an mich. „Was moant's es?"

„Net extra, ärgerst ihn halt gar z' viel!"

„I? I' red' ja nix mit eam die ganze Zeit —"

„Das wird's g'rad sein, ich tät halt reden mit ihm. Vielleicht wart' er drauf —"

„Auf was?"

„No daß Du sagst, wie Dir's ums Herz is."

„Mir? Ja, wia denn nacher?"

Jetzt wurde ich ärgerlich. „Geh', stell' Dich net so. Mit dem Lenz — net alleweil drum rum, g'rad raus! Hast Du's schon tan?"

„Er woaß ja eh' —"

„Er woaß ja eh'! Is das eine Red' für eine Tochter? Schön angered't will er halt drum werden, bitten mußt, net g'rad trotzen. — Hab' ich net recht, Lenz, — red'?"

Der wetzte und kratzte in seiner Verlegenheit. „Was woaß ma', er is halt so viel grob, der Kogler —"

„Sind nicht die schlimmsten, die Groben. Probier's doch selber, sei ein Mannsbild, — oder is Dir gar net so drum?"

Die Waben wendete rasch den Kopf gegen den Lenz.

„War ma' scho' drum, Herr, arg — aber —"

„Was aber —"

„A Knecht bin i halt —"

„Das hast ja zuerst gewußt, was bandelst denn nacher alleweil umeinander. Kei' Schneid hast net — a Lahmarsch bist, a trauriger —"

Die Röte stieg ihm in das Gesicht, und seine Arbeitsfaust umklammerte die Pfeife, als wenn er sie zerdrücken wollte.

Das freute mich! Die Waben blinzelte zu ihm hinüber, dann warf sie mir einen billigenden Blick zu.

„Meinst, die Waben tät sich net rühr'n um Dich, wenn es umgekehrt wär'?"

„Kunut glei' sei'." Die Waben stocherte energisch in die Glut.

Da hob es den Lenz. „Ja, — aber — Waben — i tat ja all's!"

„Tat'st! Tuas!" hetzte ich. „Red' mit ihm frisch weg. I bin a richtiger Mensch, versteh' die Bauernarbeit, und das is mehr wert wie Geld und a Lump sein. Gern hab' i's a, Dei' Madl, und lass'n tua i's um kein Preis net. Also gib's her, sperr Di' net lang! Wetten tu i, das g'fallet ihm, den Kogler. Was, Waben?"

Die sah mich starr an, ihre Überraschung war sichtlich groß. „Geb'us Jhna kei' Müh' — all's kann er, der Lenz, grad red'n kann er net —"

Der schwitzte Blut bei dem Gericht, das über ihn gehalten wurde.

„I kann's scho' — wohl kann i's, bal i alloan bin —"

Waben lachte hellauf: „Bal er alloan is!"

„Is ja wahr, wenn d'r alleweil eaner aufs Maul schaut, was kannst denn da — i net — na — i net —" Er verbiß sich von neuem in sein Pfeifenröhrl.

„Ja, dann geht's freilich schwer, Lenz, da werd' also nix übrig bleib'n, als daß ich red' für Dich. Ich bin's eh g'wohnt, daß mir d' Leut' aufs Maul schau'n — aber einmal mußt' noch red'n, Lenz. — Hast's wirkli' so liab, die Waben, daß sich's lohnt die Müh um den Alten? Ja, oder nein? Das wirst doch noch rausbringen, auch wenn ich Dir aufs Maul schau'."

„Ja, Herr, tausendmal ja! 's Leben lassat i glei' dafür und auslass'n gar nia net, Herr — und wenn i — und wenn i — no ja — halt nia net —"

„Jetzt red' Du, Waben, Du kannst's besser."

Der Lenz atmete schwer auf, als wollte es ihm die Brust zersprengen.

„Braucht's nimma, gel Herr, kennst Di' scho' aus! Er kann halt do' red'n, mei' Bua — was?" Sie sah ganz verliebt auf den Lenz und der auf sie. Begehrliche Lichter spielten in den Augen.

Ich fühlte mich im Wege und stand auf, um meine Liegerstatt aufzusuchen.

„Ja, der Lenz geht a," erklärte die Waben, „er hat si' grad a bißl verplauscht."

„Wie weit hast D' denn auf die Ahornalm, Lenz?"

„No, a guat's Stündl braucht's scho' —"

„Donnerwetter, is aber weit —"

„War net aus, für so an Loder," bemerkte die Waben. „Soll i 'hn epa da b'halt'n?"

Die letzten Worte beruhigten mich vollkommen, sie klangen so ganz unwillkürlich.

Die Waben gab keine Ruhe, ich mußte in die geheizte Kammer, in der der „Greischter" stand mit den rotkarrierten Kissen. Sie wollte am Heuboden schlafen.

Ich war zufrieden mit mir und streckte mich wohlig. Draußen stürzte der Südwind mit aller Wucht gegen die Hütte, das Balkenwerk ächzte, die Schindeln polterten auf dem Dache — — da denkt sich allerhand Verschwommenes, und seltsame Gebilde formen sich — —

Das ist aber nicht der Wind. — Ich richtete mich auf — horchte — eine Türe wurde sorgfältig geschlossen, — Leitersprossen quietschten unter Tritten, — leise Stimmen

— — Das ist doch gemein — — der Lenz — er kann nicht leiser. Und Waben, die Heuchlerin! „Soll i 'hn epa b'halt'n!" Habe ich das verdient? Na wart' — das sollt' ihr — —

Mein Gott, das ist einmal so, wenn der Südwind geht! Ich wandte mich auf die andere Seite. — — —

Es regnete in der Früh, der Hahn falzte schlecht, zweimal wechselte er den Platz, zweimal sprang ich ihn an, zuletzt verdeckte ihn mir ein Fichtenast, — ich kam nicht zum Schuß. — Hatte auch nichts dagegen, es war noch etwas früh zum Abschuß, nur die Geschichte mit der Waben hatte mich heraufgelockt.

Eigentlich sollst Du erst auf die Alm schauen, ob er noch da ist, der Lenz, dann setzt's aber einen tüchtigen — A was — wenn's einmal so weit ist, — sich die Stimmung verderben — geh' weiter — Ich ging.

Der Kogler gefiel mir gar nicht, ganz zusammengefallen, kein Teuf'l Teuf'l, Schala mehr, — keine Frage nach dem Hahn, nach Waben —

Ich mußte selber heraus mit meiner Fürbitte. Er leistete nur schwächlich Widerstand, aber er leistete ihn, kein Zugeständnis.

„Der Wind bringt mi' no' um! Da — da —" Er legte die Hand auf die schwer atmende Brust.

Wenn der Lenz nicht bald zum Reden kommt, wird es zu spät sein.

Es war zu spät, zwei Tage darauf war der Kogler tot. Für die Waben und den Lenz war die Bahn frei.

„Ja, der verdammte Südwind," meinte der Doktor beim Begräbnis, sich gegen den Sturm beugend, der über den Friedhof strich und die alten Tafeln und Kreuze klirren machte. „Der hat schon manchen mitgenommen!"

„Schon, aber das Frühjahr bringt er halt — das Frühjahr!



Sturmlied.

Heia! Da tollt er herab vom Gebirge,
Sturm, der gewaltige Reitersmann.
Stolz an der Spitze breitwallender Schwadronen
Braust er durch Wälder und stampft über Kronen
Näher und näher an mich heran.

Jauchzend zerreiß ich mein Hemd auf den Brüsten.
Küß mich, mein Alter! Wie fest er mich packt!
Duckt auf den Bauch sich das Weidengezweige
Ängstlich und feige,
Ich und die Pappeln, wir tanzen im Takt!

Willst Du mich werfen, Du wilder Geselle?
Werf' mich! Ich heb' mich und trotz Deinem Stoß.
Tausende warfst Du von meinem Geschlechte,
Doch auf die Füße sprang immer der Rechte.
Stehen ist wacker, doch Aufstehn ist groß!

Schüttel' mich nur wie die Pappeln am Wege!
Schüttel' mich nur wie den Kukuruzschaft!
Niedergeworfen und wieder erhoben,
Will ich mit dröhnender Stimme Dich loben,
Ahne und Enkel unsterblicher Kraft! . . .

Georg Martell.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Seit Tagen wandle ich wie in Wolken von Gefühlen, durch wabernde Lohen von Leidenschaft, umbraust von Stürmen des Hasses und des Zorns. Gebrochene Herzen zucken mir zu Füßen, müde Seelen schleichen in Scharen dem Friedhof ihrer Sehnsucht zu oder hocken am ausgeglühten Krater ihrer Hoffnung, edle Gedanken wirbeln wie Spren um mich herum, ganze Schauer von Seufzern prasseln auf mich nieder, und dazwischen hinein schallt Gelächter in allen Tonarten, kreischend und kichernd, heiter und lustig, spöttisch und höhnisch. Das Schlimmste aber ist, daß die Luft ringsum von Reimen infiziert ist, und ich bin derart angesteckt, daß ich reime und Verse leime zu Hause, im Garten, beim Schmause, bei den Karten, im Bade, auf dem Rade, beim Flanieren, auf dem Ball, beim Dozieren — kurz, überall. Und das alles haben die zweiundachtzig Bücher Lyrika gemacht, die gleich das erste Quartal des Schaltjahres 1904 mir als Spende hat dargebracht. Selbst wenn ich einen Teil der Masse einfach unter den Tisch fallen lasse, bleibt immer noch ein zu Viel, und sicherlich ist es kein Spiel, all die Fadheiten, Bitter- und Süßigkeiten auf vier, fünf Zeitschriftseiten kritisch zu glossieren und auf ihren Wert zu sondieren. Aber es muß gewagt werden. Freilich eine eingehende Studie kann keins der Versbücher beanspruchen; wenn ich gerecht verfahren will, muß ich wie ein Botaniker sein, der durch Wald und Garten schlendert, hier und da ein Pflänzchen beguckt, seine Art bestimmt, seinen Duft einatmet und nur bei ein paar Seltenheiten einige Augenblicke länger liebevoll verweilt. Um das Unkraut, das in Massen auftritt, kümmert er sich nicht, er kennt es genügend, auch ohne näher zuzusehen.

Da ist zunächst allerlei schlichtes Gekräut, Wegwart, Taubnessel, Kuckucksnelke und dergleichen, das wild am Wege wächst und weder künstlerisch noch geistig irgendwelche Ansprüche macht. Niemand bückt sich, die bescheidenen Pflanzen in seinen Garten zu verpflanzen, aber dann und wann fällt doch ein Blick darauf, und wer einen Feldblumenstrauß sammelt, weiß auch ihre stillen Reize zu schätzen. Zu den Bescheidensten dieser Art gehören die „Lieder eines Schifferknechts auf dem Rhein“ (Mannheim, Haas), die Peter Schnellbach herausgegeben hat. Wenn er sie nicht selbst verfaßt hat, hätte er getrost den Dichter nennen können; allerdings sind sie ganz und gar auf den Ton unserer alten Volkslieder gestimmt und mehr Gattungs- als individuelle Erzeugnisse, aber ein bißchen Eigenpersönlichkeit tritt doch zutage. Diese Lieder haben etwas Zeitloses, ständen sie in des „Knaben Wunderhorn“, man würde sie dort ganz am Platze finden. Unser Schifferknecht erinnert lebhaft an den Fuhrknecht im „Wunderhorn“, der uns das „Zieh, Schimmel, zieh“ gesungen hat; gerade wie der freut auch er sich seines Handwerks, hat eine derbe Zärtlichkeit für den treuen Lebensverbündeten, in diesem Falle das Schiff, und einen gesunden Sinn für die guten Gaben des Daseins: Wein, Weib und Gesang.

> Frühmorgens noch vor Tag,
> Ich hör' viel Glockenschlag:
> „Auf Schiffleut, auf, 's ist Zeit!“
> „Hoiho! wir sein 's bereit.“
>
> Das Anker aufgebracht,
> Den Schleppstrang festgemacht!
> Kap'tän, nun magst Du fahren,
> Nun laß die Schaufeln mahlen.
>
> Drei Schlag noch auf die Glock,
> Wir ziehn die Müz' vom Kopf,
> Und beten kurz und gut:
> Gottsnamen! ist genug . . .

Mit den Frauen hat der Schifferknecht, wie es scheint, mehr üble als erfreuliche Erfahrungen gemacht. „Und es gibt nichts so Falsches, wie die Weibsleuter sein,“ singt er gelegentlich. Und an anderer Stelle:

> Was hast denn mit dem fremden Kerl,
> Daß Du so Augen machst;
> Und wenn er fortgeht, schaust ihm nach,
> Und wenn er hersieht, lachst! . . .

Trotzdem sehnt er sich nach dem Tage, an dem er sein Schätzle an den eigenen Herd führen kann. Scharf nimmt sich der Wackere den jungen Pfarrvikar vor, der die Schiffer eine „Bande“ nennt und ihnen ihr Sonntagsvergnügen verbieten will. Da der alte Pfarr den Wassermännern recht gibt, triumphiert der Sänger zu guter Letzt:

> Potzblitz! wo ist die Sach' passiert?
> Zu Hirschhorn oder Wimpfen.
> Und wer's nicht weiß, der schweigt auch still,
> Und wer den Schiffleut' pred'gen will,
> Muß nicht aufs Handwerk schimpfen.

Verwandte Töne, wie sie in diesen Volksweisen erklingen, schlägt vielfach die Dialektpoesie an. Jede Landschaft hat heutzutage ihre Mundartpoeten; wenn's nicht der Pfarrer ist, ist's der

Lehrer, der seiner engeren Heimat ein Plätzchen an der Sonne der Literatur zu sichern sucht. Meist sind es lustige Reimgeschichtchen in Reuters Art, mit denen diese Poeten aufwarten, aber es fehlt auch nicht an Stimmungs- und Liedespoesie. Bückeburgs Lokalpoet nennt sich Dr. Bensen, er „vertellt“ „Olle Bückeburger Döhnchen“ (Minden, Bruns), und er erzählt flott und gewandt.

Ol Philipp Schröder sin einzig Sahn
Dat was en hübschen Jung;
Man schade, dat hei gar tau fräuh
All an tau drinken fung ...

Echt plattdeutsch Wesen atmen auch die Gedichte von Hans Gabriel (Hella Rahdberg-Behrens), die in ihrer „Stillen Dönken“ (Berlin, Süßerott) allerlei Vergnügtes und Sinniges zutage fördert. Ihre Philosophie faßt sie knapp und bündig in die Worte:

Bün jung west, dün alt warr'n,
So geiht 't nich blot mi,
So geiht 't anner Lüd' ok,
Un, will 't Gott — ok Di.

Etwas künstlerischer und gehobener geben sich die „Plattdeutschen Dichtungen“ (Dresden, Pierson) von Friedrich Lüdicke; hier und da geht er auf lyrische Stimmung aus, und es gelingt ihm manches Feine und Anmutige. Im großen ganzen aber tut der Kritiker wohl daran, zu dem Selbstbekenntnis Lüdickes:

Ein Dichter ick? Dat sall nich wesen,
Ick segg't frei; doch dat nähm' ick an,
Stänn up mien Liekensten to lesen:
Hier schlöppt en schlichter Sängersmann ...

Ja und Amen zu sagen.

Ein rechtes Kind des Volkes, wie der rheinische Schifferknecht, ist auch der bayerische Marmorschleifer Ludwig Lintner. „Wildrosen“ nennt er seine Verse, aber sie sehen nicht danach aus, als ob sie wildgewachsen wären. Sie wurzeln mehr in der Lektüre als in der Natur, und formell sind sie ganz so glatt und poliert, wie das eines Schleifers würdig ist. Aber ihre Schlichtheit hat doch etwas Liebenswertes. Stärker durchklingt das Volksliedartige die Poesien Max Beyers, die er unter dem Titel „Lichter“ (Leipzig, Seemann Nachf.) veröffentlicht hat; wie unsere Romantiker hat er das Volkstümliche zur höchsten Kunst erhoben. Einzelnes mutet ein wenig gemacht naiv an, das meiste aber glüht von echtem, starkem Leben, die Sprache ist voll Glanz und Farbe, die Stimmung voll Duft, die Rhythmik schmiegt sich wiegend und schwebend dem Ausdruck an. So in dem Liede:

Mond, Du darfst mich nicht verlassen
In dieser Nacht.
Draußen flattert die Trauer
Und niemand wacht.
Wenn Dein bleicher Mund sich wendet,
Steigt es, steigt es herauf:
Meine armen Schmerzen alle
Weinen und wachen auf ...

Mit einfacheren Mitteln wirkt das Gedicht, das mit der Strophe beginnt:

Ein Brunnen steht verlassen,
Kommt keiner dort hinaus;
Meine Seele fließt und fließet,
Und niemand trinkt daraus ...

Für den „Effekt“, der sich mit Wortwiederholung erzielen läßt, hat Beyer das sichere, intuitive Gefühl.

Eine besondere Gattung im Poetenreich bilden die wackeren Leute, deren unbändige Schaffenslust durch Selbstkritik, durch ein festes und klares Empfinden für das ästhetisch Zulässige nur schwach im Zaume gehalten wird. Man könnte sie die Sonntagsreiter des Pegasus nennen. Ein solcher Reiter scheint mir Albert Jenny zu sein, dessen Gedichte (Dresden, Pierson) vielfach jenen Zwiespalt zwischen Wollen und Können zeigen, der zu unfreiwilliger Komik führt. Der Wert einer derartigen Poesie ist nicht gering zu schätzen, sie pflegt nach größere Fröhlichkeit zu entfachen, als die gewollte Komik. Die selige Friederike Kempner hat in trüben Tagen durch die Lachtränen, die ihre Schöpfungen erregten, manches arme Herz erleichtert. Solche köstliche Blüten freilich, wie Frau Friederike, züchtet Albert Jenny in seinem Hausgärtlein nicht. Aber er ist auf gutem Wege. Verse wie: „Wenn andere an Deinen Lippen hangen, dann schlürfe von ihnen Dir Trost,“ sind nicht zu verachten. Und die merkwürdige Art, wie Jennys Phantasie sich den Weltuntergang vorstellt, reicht nahe an die Kempnersche Großheit heran. „Milliarden Atome verfinstern die Luft, Die Gesetze des ‚Seins‘ nicht mehr gelten; was Millionen Jahre zum ‚Werden‘ gebraucht, Wird in wenig Sekunden zum Chaos. Es gibt nun nur ein unendliches Nichts, das All ruht in seinem Schoß. Doch daß die Hoffnung nicht fehle, Schwebt im ewigen Raum Unfaßbar — ein Schaum die Weltenseele!“ Die Luft, die von Atomen verfinstert ist, das All, das dem Nichts im Schoß ruht, die schaumige Weltenseele, — viel mehr kann man auf dem Gebiete des Unfreiwilligen nicht verlangen ...

Ein liebenswürdiger Schäker ist Cl. A. Jens; er entgleist dann und wann durch seine allzu keck zugreifende Art, aber aus dem Ernst wie aus dem Scherz seiner „Gedichte“ (Berlin, Wunder) spricht eine prächtige Menschennatur. Es gibt kaum etwas, was ihm nicht bedichtenswert erscheint, und bei diesem Überdrang sich zu äußern, purzelt er manchmal derb auf die Nase. Um die nervöse Hast der Zeit zu kennzeichnen, ergeht er sich in einem Bilde, dessen Drastik schwer zu übertreffen sein wird:

Sie laufen all: Mann, Weib und Kinder,
Wie vomitiver Dinge voll;
Der Himmel weiß, an welchem Orte
Die wilde Jagd nach enden soll.
Hinauspurgieren sich das Leben,
Gepaart Gesellin und Gesell,
Und rennen zu vereint dem Grabe:

Nur schnell, mein Gott, nur schnell, nur schnell.
Von seinem Ehegemahl rühmt der Dichter: „Meine Frau kann wirklich alles, Was ein Mensch nur will: Kochen, lieben, reizend plaudern, Schweigen lautlos still.“ Außerdem die „Kinder entlasten“,

dem „Mann anliegen“, hundert Gäste mit Schwänken unterhalten, fromm sein und nebenbei den Garten pflegen . . .

Jeden Morgen kommt die Unschuld
Wie vom Himmel her:
Ihrem Bruder ist sie Schwester,
Ihren Eltern mehr!

Wenn sie singt, kriecht alles lauschend
Froh und still heran,
Daß wir lauschend uns berauschen —
Und ich bin ihr Mann!

Sein Töchterchen mahnt er in einem Geburtstagswunsch:

Nur will man Dir an die Ehre,
Tochter, dann nicht sanft und faul!
Sondern gib dem Ehrbegier'gen
Einen mitten auf sein Maul.
Aber freit in Ehr' und Züchten,
Liebe Dich zum Ehebund:
Dann gib was aufs Maul auch diesem,
Doch recht zart mit Deinem Mund.

Eine „starke Schönheit“ singt er an: „Du voll süßer Fleischesfülle, schöne Frau“ — — Die Gesinnung aber ist bei El. A. Jens stets tüchtig und erfreulich.

Weit seltener entgleist Hermann Sternbach, dessen „Dunkle Stunden“ (Dresden, Pierson) nicht arm sind an echter, feiner Poesie. Nur Mangel an Selbstkritik macht es erklärlich, daß ein Poet, der Gedichte schafft wie „Winterabend“ und „Einsame Liebe“, zugleich den Sang auf den Tod des Kanarienvogels Hansi oder das Lied vom Mägdlein am Bach seiner Feder entschlüpfen läßt.

Ein Bächlein floß gar helle,
Ein Mädchen stand daran
Und wollt' nicht von der Stelle
In ihrem Liebeswahn . . .
Was willst Du von dem Flusse,
Du braunes Mägdelein?
Trau' nicht dem kalten Kusse,
Du fällst gar leicht hinein . . .

Ansprechendes Empfinden mit anziehender Form verbindet sich in den Gedichten „Eisblumen“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) von Mathilde Gräfin Stubenberg, ebenso in den „Herbstblumen“ (Leipzig, Grunow) von Alexander Oprawil und in Joh. Kaufmanns lyrischen Blättern „Sturm und Sonnenschein“ (Magdeburg, Heinrichshofen). Bei allen drei viel Zartes, Frisches, Inniges, nur klingen die Gedichte immer wieder an die Weisen älterer Meister an, an Goethe, Kinkel, Storm, Heine: es fehlt eine ausgeprägte Eigenart.

Nur in dieser Eigenart wurzelt die Kraft, auf weitere Kreise zu wirken, nur in ihr der Anspruch auf literarische Geltung; natürlich muß sie gepaart sein mit Können und künstlerischer Einsicht. Und Gottlob, es ist eine wahre Fülle von Eigenart, die heute im Garten unserer Literatur sprießt und blüht; nie hat eine Zeit mehr lyrische Begabung ans Licht gefördert, wie die vielverschrieene Gegenwart. Ja, es blüht an allen Enden. Viel Wildes und Tolles schwingt sich mit im Reigen, aber auch viel Feines und Berückendes, und selbst auf das Große und Mächtige stößt der, der danach sucht.

Eine werdende Eigenart zeigen die „Gedichte“ (Leipzig, Seemann Nachf.) von Carl Manfred Kyber: noch sind Anklänge merkbar, aber das Eigene überwiegt. Überall offenbart sich ein Poet, der die Form leicht wie ein Spielender meistert, und der im Inhalt den weitesten Reichtum entfaltet. Anmutig Zartes paart sich mit kraftvoll Starkem, frische Sinnlichkeit mit feiner Geistigkeit, Naivität und Pathos. Auf wieviel Saiten der Dichter spielt, das ergibt sich schon beim flüchtigen Durchblättern; welcher Gegensatz zwischen stimmungszarten Liedern wie „Winterabend“ und „Herbst“ und den zigeunerwilden Gedichten „Sünde“, „Des Henkers Töchterlein“, „Souper“ u. a. m., zwischen den „Kinderliedern“ und den Gesängen von der „Frau am Meer“ . . .

Fast noch saftiger als Kyber gibt sich Thor Görg, dessen Gedichte „Katerfrühling“ (Dresden, Pierson) übersprudeln von keckem Übermut. Aber es mischt sich auch viel Feines, tief Innerliches und ernst Leidenschaftliches hinein. Der Dichter ist ein guter Selbstversteher, da, wo er von seinem Schaffen Rechenschaft ablegt:

Aus weiter ferne dringt ein dunkler ton
Gar fremd in mein Gemach, indes der lärm
Der straße und des weckers lauter gang
Dem fremden, unerbetnen Gaste wehren.
In meiner seele tanzen helle Klänge
Wetteifernd mit den dumpfen stimmen, die
Dem rauhen saitenspiel des tags entströmen;
Doch jener totgeglaubte laut zerreißt
Des vollen lebens wunderlichen gleichklang . . .
Und mit dem fremden ton erwachen all
Die spukgestalten meiner jugend, die
Die sonne sogar vom schmutziggrünen kolk
Verscheuchten, denn in einer pfütze darf
Kein blümchen blühn, kein zartes elflein plätschern . . .
Nun kann ein neuer frühling kommen, weiß
Ich doch, daß seine wildheit klärt und läutert.
Des katerfrühlings dunkler ton verhallt.

Ebenso reich, in der Form aber vielleicht noch vollendeter erscheint Albert Sergel; sein Gedichtbuch „Sehnen und Suchen“ (Rostock, Volckmann) ist nicht nur Verheißung, sondern in seinem Besten schon reife Erfüllung. Die banale Wendung von der „in Stimmungsduft getauchten Poesie“ ist hier einmal zur Wahrheit geworden.

Wir haben früher wohl zu viel gelacht,
Das Glück hat uns so ernst und still gemacht.

Versonnen liegen wir am Waldesrand,
Vor uns das breite ährensatte Land.

Das quillt und schwillt dem Ährenschnitt entgegen,
Die Welt ist voll von reifstem Sommersegen.

Oder das Mädchenlied:

Eine süße Harfenweise
Singt das blühende Tal herein;
Leise, blütenglockenleise
Klingen feine Stimmchen drein.

In den Blumen hingesunken
Ruht ein Mädchen, jung und schön,

Frühlingsduft- und sonnentrunken
In dem hellen Luftgetön.

Und sie kommen hergeschritten,
Eine Frühlingsprozession,
Und der Frühling steht inmitten,
Blaue Seide ist sein Thron ...

Und der Frühling steigt hernieder,
Neigt sein Blütenszepter und
Küßt sie auf die Rosenlider
Und den sehnsuchtsblassen Mund,

Daß sie nun in dieser Stille
Alle Himmel offen sieht,
Und in dieser Blumenfülle
Selig selber still verblüht.

Herbe Frische atmen die Gedichte „Frühling" (Straßburger Verlagsanstalt) von Marguerite Wolf, einer Dichterin, die nichts mit den modernen Brunstpoetinnen gemein hat, aber an künstlerischer Begabung keiner zu weichen braucht. Nicht minder fesselnd durch die Freiheit des Empfindens und gedankliches Sinnen wirken die „Gedichte" (Dresden, Pierson) von Hans Pförtner. Bedeutender aber noch als Künstler wie als Persönlichkeit erscheint mit seinem Gedichtbuch „Fegefeuer" (Leipzig, Karl Henckel & Co.) Kurt Piper, der zu den wenigen gehört, deren Pfad, allem Anschein nach, in den Tempel der Literaturgeschichte führt. Das gleiche gilt von Hans Müller, in dem, wenn ich so sagen darf, ein neuer Fürst der Lyrik erstanden ist. Was sonst an viele verstreut ist, vereint sich hier in einem: Grazie und Kraft, Zierliches und Erhabenes, Stilles und Starkes, Empfindungstiefe und Gedankenreichtum; freilich überwiegt das Versonnene und Träumerische. Hinter dem allen aber steht ein ebenso feiner wie großer Mensch, der alle Dinge liebend umfaßt. Er hat ein Recht, seine Sammlung „Die lockende Geige" (München, Albert Langen) zu nennen; sie lockt und berückt vom ersten bis zum letzten Klang. Was sein Sehnen und Trachten ist, das sagt er selbst in dem Sonett „Dichtergeige" besser, als ich es verkünden könnte:

Auch Deine Geige, stiller Träumer, muß
Vier Saiten einer klaren Seele tragen:
Erglühte Sehnsucht, zitterndes Entsagen,
Beschwingten Jubel, schweigsamen Verdruß.

An Deines Volkes schweren Schicksalstagen
Verströme hehr ihr Sang in stolzem Fluß.
Doch sagt sie süß von roter Lippe Kuß,
Darf sich kein Mädchen Deinem Lied entschlagen.

O Geigenglück! Du sahst zwei Liebste gehn,
Schon rauscht die Sehnsucht lockend in die Weite.
O Geigenleid! Du sahst ein Blatt verwehn,

Schon zittert des Entsagens dunkle Saite.
O Leid, o Glück! Die Tage nahn und gehn,
Und erst das Morgen klingt vom reichen Heute.

Ich, der Kritiker, aber lege die Hände in den Schoß. Es geht nun doch nicht, daß ich all die Poeten, die sich bei mir eingestellt haben, auch nur mit einigen Worten grüße. Zu stark ist der Andrang, und ich müßte schließlich doch dies ganze Monatsheft in Anspruch nehmen, wenn ich über alle, alle mein Sprüchlein sagen wollte. Ungern muß ich diesmal an einigen der besten, die mit zur ersten Klasse zu rechnen sind, wie Borries von Münchhausen, Hans Benzmann, Heinrich Vierordt, Maurice von Stern, Karl Henckell, schweigend vorübergehen. Aber das Schaffen dieser Poeten ist schon jetzt so umfassend reich, daß jeder nur in einer besonderen Betrachtung ernstlich gewürdigt werden kann. Es ist eigentlich ein Jammer, daß diese Fülle von Poesie in eine Unzahl von Einzelbändchen verstreut ist; wer kann die Hunderte übersehen, wer auch nur einen Blick hineinwerfen? Besser wär's, jedes Jahr erschiene eine allgemeine Anthologie, die in einem Bande das Erlesenste zusammenfaßte. Vielleicht kommen wir noch dazu, daß der Staat eine lyrische Reichskommission aus Poeten, Kritikern und Geheimräten beruft, die alljährlich die Auswahl vornimmt. Selam!

Abendland.

Von

Maurice v. Stern.

Von Blitzen ist die Luft gereinigt,
Die Donau gleitet kühl dahin.
Mit Gott und Welt und sich geeinigt,
Es ruhen wieder Herz und Sinn.

Verstummt ist nun des Donners Murren.
Vom Regen glänzt der frische Wald.
Und süßverzücktes Taubengurren
Und Kuckuckrufen heller hallt.

Das Bächlein kommt vom Berg gesprungen
Und wirft sich an des Stromes Brust.
Die Seele auch, verwandt durchklungen,
Wird größrer Einheit sich bewußt.

Und staunt in Regenduft und Bläue,
Erfrischt wie Vogel, Bach und Land,
Weil Gott in seiner ew'gen Treue
Sein Friedenszeichen ausgespannt.

Des Regenbogens helle Brücke
Steht duftgebaut am Firmament
Und überwölbt des Abgrunds Lücke,
Die Gott von jedem Bilde trennt.

Und traumbefangen auf der schwanken,
Die schwebend ihren Bogen spannt,
Hintasten kühle Nachtgedanken
Sich in das ew'ge Abendland.





Menükarten mit Stilleben von Katharina Klein (unten gekürzt). Verlag von Meißner & Buch in Leipzig.

Illustrierte Rundschau.

Neue Menü- und Tischkarten von Katharina Klein, ausgeführt von Meissner & Buch-Leipzig. — Möbel von Victor Posteiberg-Wien. — Schreibzeug von E. M. Geyger; Schmuck usw. von Holgoldschmied Hugo Schaper-Berlin W und von Wilh. Alex. Hamm in Viersen in Rheinland. — Buntpapiere von Frau Lilli Behrens-Düsseldorf. — Balkon- und Gartenmöbel von Theodor Reimann-Dresden. — Zu unsern Bildern.

Unser vorliegendes Heft trägt in seiner gesamten bildlichen Ausstattung wie in seinem Inhalt den Charakter eines richtigen Maiheftes, trägt der farbenfrohen sonnigen Lenzeszeit Rechnung. Auch die ersten Abbildungen der Rundschau zeigen reichen Blumenschmuck. Sie geben Menükarten und Tischkarten wieder, die Fräulein Katharina Klein, die hochbegabte Berliner Blumenmalerin, der wir auch die reizenden Zeichnungen zu den Frühlingsgedichten dieses Heftes verdanken, entworfen hat. Die Originale dieser Karten sind in vielfarbigem Steindruck, unter Zuhilfenahme all der Errungenschaften der heutigen Technik, von der bekannten Firma Meißner & Buch in Leipzig ausgeführt. Es sind allerliebste, mit künstlerischem Geschmack und feinem Farbensinn geschaffene Stilleben, die auch in der Art der Reproduktion hoch über den oft so häßlichen schablonenmäßigen Buntdruckkarten stehen und jeder Tafel zur Zier gereichen; gerade für die Frühlingszeit passen sie vorzüglich auf einen festlich geschmückten Tisch, für dessen Ausstattung man ja auch sonst im Lenz, mehr und reicher als sonst, die Blumen heranziehen kann. Ich erinnere mich z. B. aus dem vergangenen Frühjahr einer entzückend geschmückten Tafel, auf welcher sich zwischen Couverts und Mittelteil, rings um letzteren, schmale Gewinde von Veilchen — nur Veilchen — hinzogen. Überhaupt schreibt der gute Geschmack für den Tafelschmuck jetzt *eine* Farbe vor, möglichst *eine* Blumenart: etwas einseitig, wie mir scheinen will, gerade für die Maienzeit. Das zweite Gebot, dem ich lieber zustimme, geht dahin, daß der Blumenschmuck niedrig gehalten sein soll. Hochaufstrebende Aufsätze sind verpönt; wer der Tage gedenkt, in denen solche beliebt waren, wird sich daran erinnern, daß sie den Blick über den Tisch oft sehr unangenehm störten und sogar die Unterhaltung unbequem machten. Aus der Mode gekommen ist auch das Bestreuen des Damastes mit losen Blumen und Blättern, und auch dieser Umschwung ist zu billigen. Solch Tisch sah, wenn man das Speisezimmer betrat, meist recht hübsch aus, wenn man auch bedauern mochte, daß der Stolz der Hausfrau, das edle



Menükarte von Kathar. Klein.



Tischkarte Veilchen. Von K. Klein.

Linnen, durch die Blumen ganz verhindert war zur Geltung zu kommen; schon nach dem ersten Gericht aber schob der eine Gast die Streublumen nach rechts, der andere nach links, und die Tischfläche glich bald einem Schlachtfelde. Noch einer kleinen Änderung, die der Winter brachte und die ihn wohl überdauern wird, möchte ich Erwähnung tun: man stellt die Gläser jetzt nicht mehr geradlinig vor das Couvert, sondern ordnet sie halbkreisförmig rechts vor den Teller. Und zum Schluß noch eine Warnung vor einer sehr häßlichen Mode, vor den kleinen künstlichen Bäumen im



Tischkarte. Von K. Klein.



Tischkarte. Von K. Klein.

Zopfgeschmack, die man jetzt vielfach zur Tafeldekoration verwendet. Wir sind mit Müh und Not von den furchtbaren Makartbuketts und ähnlichem Kram freigekommen — nun soll uns das gemachte, künstlerisch zurechtgedrechselte Zeug in anderer Form wieder aufoktroyiert werden, und die heute wieder stark lebendige Vorliebe für das Empire (gegen die ich im übrigen gar nichts habe) wird dazu benutzt, es uns genehmer zu machen. Dieselben Leutchen, die sich vor dem Gedanken entsetzen würden, ihre Tafeljardinieren mit künstlichen Blumen zu füllen, stellen ohne Bedenken jene gräßlichen grasgrünen Bäumchen, etwa mit winzigen Rosenknöspchen oder roten Beeren im angeblichen Laub, auf ihren Tisch und hängen die Tischkarte um das Stämmchen — weil es Mode ist. Hoffentlich teilt diese Mode das Schicksal vieler ihrer Vorgängerinnen und verschwindet . . . so schnell wie möglich. —

An dieser Stelle habe ich wiederholt Gelegenheit genommen, auf die erfreuliche Entwicklung des Kunstgewerbes in Wien hinzuweisen, die im wesentlichen auf die zielbewußte Initiative **eines** Mannes zurückzuführen sein dürfte, des Direktors des Museums für Kunst und Industrie, Hofrat von Scala. Er fand freilich einen Stamm tüchtiger Künstler vor, dazu einen Stamm ausgezeichneter Kunsthandwerker, und das Auftreten der Secession, die sich gerade in Wien kräftig durchdrückte, kam seinen Bestrebungen zu Hilfe, führte neue Kräfte in das Ringen. Aber ohne seine Energie und seine Umsicht würde das Wiener Kunstgewerbe doch heut nicht jene Höhe erreicht haben, die uns besonders auf den Ausstellungen in Düsseldorf und Turin geradezu überraschte in ihrer Frische, ihrem Erfindungsreichtum und — freilich nicht immer — durch ein weises Maßhalten und Sichbeschränken, das auch die Anlehnung an gutes Alte nicht verschmäht. Wir bringen heute einige Arbeiten des Wiener Architekten Victor Postelberg, die ein fast uneingeschränktes Lob verdienen; sie erscheinen durchaus zweckdienlich, gebrauchs-



Tischkarte Heckenrosen. Von K. Klein.

fähig und zeigen eine ebenso schöne Linienführung wie Flächenbehandlung. Besonders haben mich das Büfett, die Sofabank und der Tisch (auf der letzten Abbildung) angesprochen, weniger das auf der zweiten Abbildung wiedergegebene Sofa. In mir haben sich mit der Zeit überhaupt immer stärkere Bedenken gegen diese sogenannten Sofaumbauten geregt. Ab und zu glückt wohl in einer guten Stunde dem einen oder anderen Künstler solch ein Stück derart, daß es harmonisch zum Sofa und zu der übrigen Einrichtung paßt. Aber das sind seltene Ausnahmen, denen leider eine überwältigende Mehrzahl wahrhaftiger Ungeheuerlichkeiten gegenübersteht. Im allgemeinen machen diese Umbauten auf mich den Eindruck des Konstruierten, Gekünstelten; unnatürlich hoch, fast turmartig ragen sie oft empor, verdecken unnützerweise einen guten Teil der Wand, als ob diese nicht auch ihre Berechtigung an sich hätte, verführen im Entwurf den Künstler — auch Postelberg hier — zu allerhand überflüssigen Schnörkeleien. Jüngst sah ich in einem neu eingerichteten Hamburger Hause über und neben einem recht kleinen Sofa solch ein Ungetüm, das fast die ganze Wand für sich beanspruchte und mit seinen Nischen und Nischchen, Borten und Börtchen geradezu herausforderte zum Aufstellen jenes Übermaßes von Bric-à-Brac, dem wir doch glücklich entronnen zu sein meinten — wir, die da einsehen gelernt hatten, daß man sich über ein oder zwei wirklich gute Stücke, ein Glas von Gallé, ein Porzellan von Bing & Gröndahl, eine schöne Bronze unendlich mehr freuen muß, als über eine Reihe sogenannter Venezianer Perelendungen und ähnlicher Massenerzeugnisse. Übrigens stammte der entsetzliche Umbau von einer Firma ersten Ranges, war technisch einfach wundervoll gearbeitet — und man fand ihn leider sehr schön. Wirklich schön aber war nur das Sofa selber, und ich mußte unwillkürlich denken: was hat man Dir, Du armes Sofa, getan! —



Büfett. Von Victor Postelberg-Wien.



Sofa. Von Victor Postelberg-Wien.

Einige Zier- und Schmuckstücke, erster Künstler Arbeit, reihen sich in der Folge unseren Abbildungen an. Da ist zuerst ein reich modelliertes Bronzetintenfaß von Prof. E. M. Geyger, dessen Wirken auf dem Gebiet der Kleinkunst man immer freudig begrüßen muß; da ist eine Nadel und sind Manschettenknöpfe von Hugo Schaper-Berlin, der die wunderbaren Masken Schlüters für sie verwandte — eine auf den ersten Blick überraschende Idee, denn der Kopf eines sterbenden Kriegers scheint wenig für den Zweck dieser Schmucksächelein zu passen; eine Idee aber doch, mit der man sich befreunden kann, weil das wahr-



Sofabank. Von Victor Postelberg-Wien.

machen, die wir auf Seile 367 der Rundschau wiedergeben. (Für diejenigen Leser und Leserinnen, die mit der Technik des Bucheinbandes nicht vertraut sind, sei bemerkt, daß man unter Vorsatzpapier die Blätter versteht, die man beim Aufschlagen eines Bandes zuerst, also auf der Rückseite des Deckels und zwischen diesem und dem Buche selber, sieht). Diese Vorsatzpapiere sind noch vielfach die Stiefkinder des deutschen Buchbinders, und erst neuerdings macht sich das Bestreben stärker geltend, auch auf ihre künstlerische Durchbildung Gewicht zu legen. Das Vollendetste, was ich kenne, sind nun die Vorsatzpapiere, die Frau Lilli Behrens, die Gattin des bekannten Direktors der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, Prof. Peter Behrens, verfertigt — und aus einer Kollektion dieser Künstlerin stammen unsere Abbildungen, für die wir leider auf die Wiedergabe des zarten Farbenreizes verzichten mußten. Es

haft schöne schließlich auch in solcher Nutzanwendung ansprechen muß. Drei der auf Seile 366 wiedergegebenen Arbeiten stammen aus der **Werkstatt von Wilhelm Alexander Hamm in Viersen (im Rheinland);** man sieht, nicht nur die Großstädte bergen heute tüchtige Künstler! Denn um einen tüchtigen Künstler, um sehr bemerkenswerte Arbeiten handelt es sich hier in der Tat. Die Gürtelschließe (in grün oxydiertem Silber mit teilweiser Vergoldung gehalten) ist mit ihrem Geißblattmotiv ebenso allerliebst wie der Anhänger (in verschiedenfarbigem Silber mit Goldauflagen ausgeführt), und die Fassung der Weidmannstrophäen der Chatelaine ist geradezu überraschend wirksam; höchstens, daß man den Hirschkopf am zweiten Gliede von oben erspart wünschte. —

Die zahlreichen Bücherfreunde unter unseren Lesern, die auch für den künstlerischen Einband ihrer Bücherschätze Interesse und Verständnis haben, möchten wir ganz besonders auf die Vorsatzpapiere aufmerksam



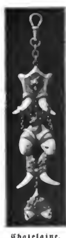
Teil eines Innenraumes. Von Victor Postelberg-Wien.



Tintenfaß aus Bronze. Von E. M. Geyger.

sind geradezu überraschend schöne Blätter, voll Erfindung in der Form, voll Harmonie in der Farbe. Frau Behrens verschmäht jede Wiederholung, wie sie jede maschinenmäßige Herstellung abweist; jedes Blatt ist mit der Hand gefertigt, auf jedem variieren die überaus glücklich gewählten Motive — Blüten, Blätter, Muscheln usw. — mannigfaltig. Daß sich das Schöne heute bei uns doch Bahn bricht, beweist der Erfolg: eine einzige große Leipziger Firma bestellte kürzlich von der Künstlerin 6000 Blatt dieser entzückenden Buntpapiere, ein Auftrag, an dem Frau Behrens ungefähr vier Monate tätig sein wird. —

Am Schluß unserer Rundschau befinden sich zwei Abbildungen von Balkon- und Gartenmöbeln nach Originalen aus der Fabrik von Theodor Reimann in Dresden, die gerade jetzt, wo der Aufenthalt in der freien Luft wieder zu seinem Recht kommt, willkommen sein werden. Es ist noch gar nicht lange her, daß derartige Möbel sich durch geradezu abschreckende Steifheit und Einförmigkeit auszeichneten, welch ein Reichtum an Formen aber bietet sich in ihnen heute, und wie bequem sind sie geworden! Das Vorbild englischer und, nicht zuletzt, amerikanischer Erzeugnisse ist hier unverkennbar, aber die deutsche Industrie hat diese Vorlagen erfolgreich weiter fortgebildet und sie unserem Zwecke, unserem Klima angepaßt. Übrigens beschränkt sich diese Industrie jetzt keineswegs mehr auf Balkon- und Gartenmöbel. Das Vorurteil, daß ein Korb-, ein Bambussessel nicht in einen Salon passe, ist gebrochen. Bei richtiger Wahl fügen sich gerade diese leichten, dauerhaften und überaus komfortabten Stücke ungezwungen fast in jede Zimmereinrichtung ein und können z. B. selbst in einem Herrenzimmer unter Umständen die schweren und meist übermäßig teuren Klubchairs gut ersetzen. Geschickte Frauenhände verstehen es dann schon, sie mit hübschen weichen Kissen auf Sitz und Rückenlehne noch angenehmer zu machen. —



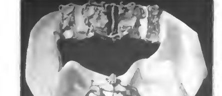
Chatelaine. Von Wilh. Alex. Hamm in Viersen.



Krawattennadel und Manschettenknöpfe mit den Masken sterbender Krieger von Andreas Schlüter. Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

* * *

Es ist für uns eine besondere Freude, gerade in diesem Frühjahrsheft unseren Lesern als Titelbild eines der Meisterwerke Arnold Böcklins bieten zu können, das zum Lenzmonat recht eigentlich paßt: die berühmte Flora, deren glücklicher Besitzer Herr vom Rath in Berlin ist. Wenn man bewundernd vor dem Bilde steht — und man braucht kein unbedingter Böcklinschwärmer zu sein, um hier zu bewundern — sieht man, wie recht Muther hatte, als er Böcklin einen der



Gürtelspange. Von Wilh. Alex. Hamm in Viersen.



Anhänger einer Halskette. Von Wilh. Alex. Hamm in Viersen.

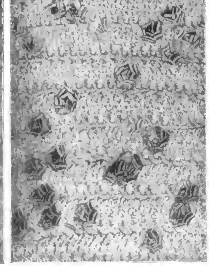
größten Landschafter nannte; und wie recht er zum andern hat, wenn er Böcklins Kunst, gegenüber der überfeinerten etwa eines Rossetti, Burne-Jones' oder auch Puvis de Chavannes', als kerngesund bezeichnet. Wie herrlich ist der Blick in das blühende Gefilde dieses Gemäldes, wie wirkungsvoll steht die blütenstreuende Flora selber in diesem Grün, in diesem Sprießen und Knospen, das förmlich Frühlingswonne atmet! Daß wir das Gemälde in den vollen Farben des Originals reproduzieren durften und daß diese Reproduktion — bei Böcklin ein Wagnis — so vortrefflich gelang, ist besonders schätzenswert; die Wiedergabe ist in erster Linie das Verdienst der Firma Angerer & Göschl in Wien. Verehrter Böcklins machen wir übrigens auf die prächtige Aquarell-Gravüre der ‚Flora' (Hanfstaengl-München) aufmerksam. —



Muscheln im Meer. Buntpapier von Lilli Behrens-Düsseldorf.

Zwei unserer ganzseitigen Einschaltbilder — ein Gemälde von Geertgen van Sant Jans, ein zweites von Willem van de Velde — gehören zu dem interessanten Artikel über niederländische Landschaftsmalerei und sind in dem feinsinnigen Text des Herrn Dr. Fischel näher besprochen. — Zw. S. 272 u. 273 schalteten wir die Wiedergabe einer lustigen Bronze von Peter Pöppelmann, dem Dresdener Plastiker, ein: zwei Mädchen sind's, die sich im übermütigen Reigen drehen; es ist starke Bewegung in der kleinen Gruppe, und zumal der durch diese motivierte Faltenwurf der Gewänder ist famos gelungen. — Von Prof. Franz Skarbina-Berlin geben wir zw. S. 288 u. 289 ein Aquarell „Hört, ihr Herren . . ." eine köstliche Nachtwächterszene, bei der der gestrenge Herr mit dem Bratspieß freilich nur die Staffage für die Architektur und die Gelegenheit zur Titelbeziehung abgibt; Skarbina konnte bei diesem Vorwurf recht in der ihm eigenen Kunst der Beleuchtungseffekte schwelgen, im Wiederschein des blassen Mondlichtes auf der





Löwenzahn und Rosen. Buntpapiere von Lilli Behrens-Düsseldorf.

weißen Häuserfront. — Zu den interessantesten nordischen Künstlern zählt unbedingt Albert Edelfelt. Eine merkwürdige Vereinigung von französischer Eleganz und von nordländischer Kraft und Urwüchsigkeit steckt in ihm, der in Finland geboren ist, in Paris studierte und nun seit Jahren in Stockholm lebt. Zum ersten Male hatte er einen großen Erfolg mit einem meisterhaften Porträt Pasteurs; durch hübsche Genreszenen aus dem nordischen Volksleben wurde er auch bei uns bekannt, besonders aber durch seine „Magdalena zu Jesu Füßen", die starke Anklänge an die Uhdesche Art zeigte. Auch das Bildnis seiner schönen Frau, der gefeierten Sängerin Akté an der Pariser Oper, brachte ihm viel Ruhm. Das Doppelporträt, das wir heut von ihm veröffentlichen (zw. S. 304 u. 305), ist virtuos, erstaunlich ist zumal das kühne Zusammenpassen der beiden scharfen Profile von Vater und Sohn.



Ballonmöbel. Von Theodor Reimann in Dresden-N.

Meister Gustav Schönleber gab uns, als echtes Lenzbild, einen herrlichen „Pfingstsonntag" mit weitem Blick in malerisches Hügelland, auf duftende Felder, schmucke Häuschen im Grünen und die alte, das Flüßchen breit überlagernde, übergedeckte Holzbrücke (zw. S. 320 u. 321). Eine rechte deutsche Landschaft, bei der einem das Herz aufgeht! — Von dem großen russischen Bildner, dem Fürsten Troubetzkoy, können wir nach längerer Pause endlich wieder einmal ein vortreffliches Werk veröffentlichen (zw. S. 336 u. 337): die beiden Schwestern nennt er es, und es sind wohl Porträts. Wer Troubetzkoy recht würdigen will, darf seine Arbeiten, und erst recht solch eine Abbildung, nicht aus der Nähe betrachten; man muß sich vielmehr seiner impressionistischen Art gegenüber die Augendistanz besonders ausproben, um hinter die überraschende Naturechtheit jedes dieser Werke zu kommen. Die Reihe unserer Einschaltbilder schließt ein Gemälde von Ch. Teiler (zw. S. 344 u. 345), ein lustiger „Praktischer Unterricht", der den vielerfahrenen Tiermaler, welcher es wie wenige verstand, des Waldes Tierwelt im geheimsten Tun nachzuspüren, auf der vollen Höhe seiner vielbewährten Beobachtungsgabe zeigt.

H. v. S.



Gartenmöbel. Von Theodor Reimann in Dresden-N.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Abendglühen im Tannenhain. (Dachau). Ölstudie von Prof. Otto Strützel-München.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 10, Juni 1904.

Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Justine reichte Gilbert den bandartig zusammengefalteten Brief.

„Hier," sagte sie mit erkünsteltem Lächeln, „Sie sehen, daß liebe Freunde am Werk sind, mein Mißtrauen zu nähren. Nun höre ich gottlob von Ihnen, daß William das Geld von seiner Firma ausbezahlt erhielt, bei seinem Austritt. Das habe ich auch als selbstverständlich von vornherein angenommen."

Gilbert las. Überrascht fragte er: „William hat Kapital eingeschossen?"

„Ja. Mein Haus bedurfte dessen nicht. Aber Gunhilds Vormund bestand darauf."

„Verzeihen Sie ... wieviel?"

Justine sah seine befremdete, gespannte Miene.

„Hundertfünfzigtausend Mark."

„Ah ..."

Er sprang auf.

Langsam, sehr bleich, erhob sich auch die Frau.

„Was wundert Sie dabei?" fragte sie.

„Die Höhe der Summe."

„Aber Sie sagten doch, die Firma habe ihn ausbezahlt ..."

„Mit zehntausend Dollar. Er hat es uns selbst erzählt. Das war für einen Mann von seinen Lebensgewohnheiten gerade Geld genug, um sich ein Jahr lang damit durchzuschlagen."

„Kann er nicht noch ein Vermögen besessen haben, welches nicht im Hause Brown & Bennyn angelegt war?"

„Gewiß. Dann bleibt es nur befremdlich, daß er gegen Vater und mich nie etwas davon erwähnte."

Sie standen einander gegenüber und sahen sich an, als könne er auf ihrem, sie auf seinem Gesicht eine Erklärung lesen.

„Wir hatten durchaus das Gefühl, daß es William darauf ankam, bald eine Gelegenheit zu finden, irgendwie geschäftlich unterzukommen," fuhr Gilbert fort, „wir hörten ihn auch erwägen, daß seine Kenntnisse überseeischer Verhältnisse, seine Beherrschung mehrerer Sprachen von manchem Großindustriellen für eine wertvollere Einlage erachtet werden möchten, als bares Geld. Meine Mutter war auch überzeugt, daß er ursprünglich an eine reiche Heirat gedacht haben mochte, deshalb imponierte ihr seine Gleichgültigkeit gegen jene reiche Erbin so, die ihm deutlich entgegenkam."

„Aber ... aber er bot doch dies Geld von selbst an ... ehe noch unsererseits an solche Fragen gerührt worden war ... Ich dachte nur an das Glück oder Unglück meines Kindes. Er bot es Langer von selbst

an. Das deutete doch auf klaren, sicheren Besitzstand," sagte sie.

Förmlich bittend war ihr Ton, als stehe es in Gilberts Macht, ihr Beruhigung zu gewähren.

Er schüttelte den Kopf.

„Sie mußten aus diesem Angebot freilich den zweifellosen Schluß ziehen. Ich kann es nicht. Dies plötzlich auftauchende Vermögen läßt sich nicht mit Williams Äußerungen in Einklang bringen."

„Aber — wenn es damit einen Haken hat ... er mußte doch fürchten, daß es zwischen Ihrem Vater und mir bei der Hochzeit zur Sprache kommen könne."

Er nahm ihre Hand und hielt sie herzlich in der seinen. Was er sagen wollte, war schlimm für sie zu hören. Seine Gebärde, sein Ausdruck gaben seinen Worten aber gleich den Trost mit: Du bist nicht verlassen — ich stehe Euch bei, Ihr armen Frauen ...

„Meine liebe, verehrte Frau — wir stehen vor Dunkelheiten in Williams Charakter und in seinen Verhältnissen — darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Wer will entscheiden, ob er ein zufälliges Gespräch zwischen Ihnen und meinem Vater fürchtete oder wünschte. Daß es nicht geführt ward, ergab sich aus Ihrem und meiner Eltern Takt. Meine Eltern sind auch gar nicht nahe genug mit William verwandt, um ein Recht zu haben, Gespräche über seine Vermögenslage mit seiner Schwiegermutter zu führen, wenn nicht sie selbst die Unterredung begann. Aber ich sagte schon: vielleicht hat er solches Gespräch gewünscht. Seltsamer Gedanke — scheint Ihnen? Und doch für feige Naturen ganz erklärlich. Vor ein paar Monaten hatten wir solch einen Fall: ein junger Mensch hätte durch rechtzeitige Geständnisse seine Lage sehr verbessern und seine Familie vor viel Leid bewahren können. Er war sich auch ganz klar darüber gewesen. Aber die Courage hatte ihm gefehlt. Förmlich inbrünstig hatte er auf den Zufall gehofft, der ihm das Geständnis abnahm. Er kalkulierte so: Ist es einmal heraus, dann finden sie sich damit ab, sag' ich's selbst, fallen sie schrecklich über mich her. Und in der Tat, die Ereignisse gaben ihm recht. In allen Erregungen, die folgten, spielte der Urheber die passivste Rolle und hatte schließlich einen gewissen Profit: man verzieh ihm, weil er zu wenig Rückgrat hatte, Zorn zu ertragen."

Da flammte alles in Justine auf.

„Und so sollte es hier hergehen? Niemals — niemals! Ist er ein Betrüger — stahl er mir mein Kind — dann ... dann ..."

Sie zitterte. Der Mann erschrak vor ihrem Ausdruck.

Sie sah in Wahrheit aus wie eine, die zu allem fähig ist.

„Ruhig," bat er in sehr bestimmtem Ton, „ich bitte Sie ... ruhig ..."

„Ja, ja," murmelte sie und suchte sich zu fassen.

Er führte sie zu ihrem Stuhl. Da saß sie, schwach, geängstet, und sah ihn an. Sie gab sich und das Geschick ihres Kindes ihm anheim. Das unbegrenzte Vertrauen in ihrem Auge rührte ihn.

„Was soll ich tun?" fragte sie. „Wollen Sie mit mir kommen — mit ihm sprechen — — ich kann es nicht — ich nicht ..."

Der Zorn würde sie blind und rasend machen. Das wußte sie wohl.

Früher hatte sie geglaubt, allen Lebenslagen gewachsen zu sein. Seit dieser Mann gekommen war, um sich das Herz ihrer Tochter zu nehmen, machte sie nur noch Fehler. Sie verstand selbst gar nicht, wohin ihre Sicherheit geraten war.

Zum erstenmal litt sie unter dem Ungefügen in ihrem Wesen — all diese Kräfte in ihr, die sie nicht verwenden konnte, weil sie sie nicht zu beherrschen verstand, machten sie unglücklich. All ihre Erkenntnisse bereiteten ihr nur Qual, weil sie nicht vermochte, sie klug auszunutzen.

Und sie sah auf den jungen Menschen wie auf einen Retter. Er war so klug und klar. Er würde raten und handeln, wie ihr geliebter Gatte getan hätte.

Es war doch unsagbar wohltuend, sich der Bevormundung, dem Schutz eines Mannes hingeben zu können. —

Doktor Franke hatte einen Entschluß gefaßt.

„Nein," sagte er, „ich werde nicht mit William sprechen. Ich werde, wenn Sie einverstanden sind, gleich nach Singapore reisen. Hat William nichts zu verbergen, war nur der Schein gegen ihn, so würde es Ihr Verhältnis zu ihm bis zur Uner-

träglichkeit verschärfen, wenn ich ihn in Ihrem Namen jetzt zur Rede stelle, wenn er erkennt, mit wie viel Mißtrauen er beobachtet wird. Nicht wahr?"

„Ja, ja ..."

„Hat er aber Geheimnisse, so wird es ihm auf eine Handvoll Lügen auch mir gegenüber nicht ankommen. Im einen wie im andern Fall aber würde ohne Zweifel Ihre Tochter davon erfahren, in ihrem Gatten den Märtyrer Ihres Vorurteils sehen und sich noch mehr von Ihnen entfernen."

„Gewiß, gewiß," sagte sie.

„Ich denke doch, daß es mir an Ort und Stelle, wenn ich mich unter dem Titel eines Vergnügungsreisenden dort in der europäischen Kolonie umtue, leicht gelingen wird, über meinen Vetter Sicheres zu erfahren. Und was ich dann auch mitbringe: es wird Befreiendes sein. Wenn ich Ihnen die ehrenwörtliche Versicherung brächte, daß William keinerlei Flecken auf seiner Ehre hat, daß nichts vorliegt, was Ihre Tochter zu kränken braucht, dann — ich bin ganz sicher — dann werden Sie beruhigt und versöhnt, vielleicht auch ein wenig reuevoll ein besseres Verhältnis zu dem Gatten der Tochter finden können."

„Möchte es so sein — möchte es!" rief sie, von dem heißen Wunsch bewegt und dem Vorsatz, dann gut zu machen ...

„Erfahre ich aber, daß William sich in zweideutigen Unklarheiten befindet, kann ich ihm mit den Beweisen davon entgegentreten, dann habe ich das Recht, von ihm zu fordern, daß er handelt, wie er es seiner Gattin und deren Mutter und Bruder schuldig ist. Und Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihm als Mann entgegenzutreten wissen werde!"

Davon war Justine überzeugt. Sie hatte es ja gewußt; er würde den sichersten Weg finden, der aus dieser dumpfen Luft des Mißtrauens in die reine der Sicherheit führte. Wie war sie ihm dankbar schon im voraus. Mit welchem Eifer besprach sie alle äußeren Fragen dieser Reise mit ihm. Wenn es ihr nur möglich gewesen wäre, für drei Monate zu verreisen, ohne zu sagen wohin, wäre sie am liebsten selbst mitgefahren. Das Warten war schwer. Wie auf einem Vulkan würde sie dahin leben. Aber es mußte ertragen sein.

„Wenn ich nur wüßte," sagte sie immer wieder, „wenn ich nur wüßte, ob Gunhild glücklich ist. Bringen Sie gute Nachrichten — wie wertlos sind sie, wenn Gunhild unglücklich ist! Und ist sie glücklich — wie entsetzlich wären dann schlechte Nachrichten. O, wenn ich nur wüßte, ob sie glücklich ist."

Der Mann hörte diese Worte, und sie peinigten ihn. Es war, als verstecke sich eine Versuchung in ihnen ...

Aber er wußte, daß er nur die Wahrheit suchen, sehen und berichten würde, wie es seine Pflicht war, und ganz einerlei, was daraus entstand.

Vielleicht hatte das Schicksal ihm die Aufgabe zugedacht, an der Befestigung und Vollendung von Gunhilds Glück zu arbeiten — durch ihn, aus seiner Hand empfing sie vielleicht erst wahrhaft ihren Gatten.

Diese Vorstellung ergriff ihn seltsam. Er wurde ganz weich.

Welche Torheit!

Und er lächelte die Rührung hinweg, die sich seiner bemächtigen wollte.

VIII.

Andringend gegen die verschlossenen Pforten, mit eifrigen Händen gegen die Mauern des Geheimnisses pochend — so stand die Mutter und hätte gern gewußt: Mein Kind, bist Du glücklich?

Aber ihr erfahrenes Herz hätte wissen müssen, daß auch das bereitwilligste Vertrauen diese Frage nicht immer beantworten kann — daß sich hinter der Pforte, die zu drohen oder süße Geheimnisse zu schützen scheint, oft genug nur ein Dämmerland voll von Unklarheiten ausbreitet.

Gunhild selbst fragte sich niemals: bin ich glücklich?

Sie staunte das Leben an, das sie noch nicht kannte, und da sie es vielfach anders fand, als sie es sich gedacht hatte, so glaubte sie, das leise, ferne Bangen, das sie spürte, habe seinen Grund in ihrem Unverstand.

Als sie sich verheiratete, sah sie zum erstenmal der Leidenschaft in das flammende Angesicht. Und dieses trug die Züge eines sehr schönen Mannes. Obenein noch eines Mannes, dem alles im Leben: Beruf, die ganze Welt mit ihrem Treiben und ihren Interessen, vollkommen Nebensache war, der nur einen Daseinszweck zu kennen schien: den, vor seiner jungen Frau zu knieen und ihr

alles darzubringen, was Liebe zu erfinden vermag, um die Geliebte zu feiern.

Das berauschte ihr junges Herz. Für das Ungesunde, Unmännliche solcher Ausschließlichkeit hatte sie noch keine Augen, konnte sie noch keine haben.

Auch ihr erschien es als der einzige Zweck ihres Lebens, William zu lieben, von ihm geliebt zu sein.

Die Hochzeitsreise war ein Traum.

Die ganze Gegend, durch welche sie reisten, stand nachher in Gunhilds Erinnerung wie ein ineinander verschwimmendes Farbenbild von rosigen und bläulichen Tönen, durch die Sonnengold vibrierte.

Die Schönheit der Welt war gerade nur dazu reich genug gewesen, um keinen Mißton in die schwelgerische Stimmung der Liebenden zu bringen.

Dann kamen die neuen Freuden, welche das eigene Heim brachte.

Wie in einer riesengroßen Puppenstube wirtschaftete Gunhild in ihrem Haus herum, und die törichten Vorstellungen, welche William vom deutschen Hauswesen hatte, und die Störungen, mit denen seine Zärtlichkeit ihre Hausfraulichkeit aus der Fassung brachte — das alles gab immer neuen Jubel, immer neue Formen, sich der Liebe zu freuen.

Der Abschied, wenn er nach der Fabrik hinausfuhr, das Wiedersehen am Nachmittag waren geradezu Ereignisse.

Sie durchlebten jene kindlich-glückliche Zeit, welche man die Flitterwochen nennt, auf die einseitigste Weise.

Die Tagesstunden, während der Gunhild allein war, hatten zunächst auch noch überreichlichen Inhalt. Immer wieder stellte die junge Frau Möbel und Nippes um, überraschte den Gatten durch immer veränderte und verbesserte Anordnung der Sachen.

Der Inhalt der Leinen- und Geschirrschränke, von Fräulein Wittmer eingeräumt, während die Besitzerin dieser Schätze sich noch auf der Hochzeitsreise befand, mußte wiederholt umgekramt werden, weil es schien, als sähe alles so oder so auf den Borden noch stattlicher aus.

Alle Kleider und Morgenröcke wurden mehrfach anprobiert, an dem einen oder anderen wurde eine Schleife geändert, ein Besatz abgetrennt und doch wieder angenäht. Die Wahl, in welcher Toilette der Gatte empfangen oder abgeholt werden sollte, war schwer und nahm viel Zeit weg.

Das junge Paar machte eine Reihe von Besuchen und empfing die Gegenbesuche. Es war ja Sommerzeit, und die Geselligkeit ruhte eigentlich. Aber man verabredete sich mit Bekannten, in einem Gartenrestaurant zusammen zu essen, und lud auch wohl zwanglos ein paar Freunde zu sich.

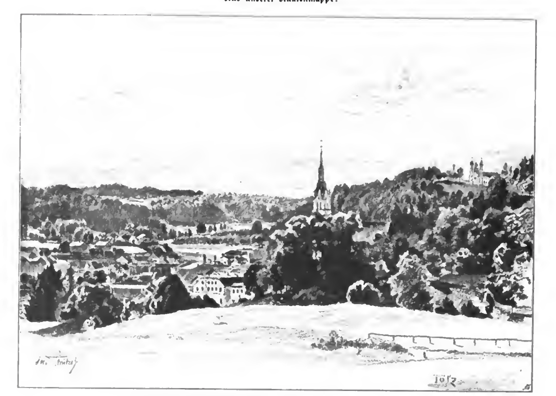
Die junge Wirtschaft ging mit ausgezeichneten Dienstboten ihren glatten Gang. Und wenn Gunhild in irgendeiner Frage gesellschaftlicher Etikette in Zweifel war, so wußte ihr William in seiner formvollendeten Art stets genau zu sagen, was am taktvollsten sei.

Dennoch kam der Tag, wo Gunhild sich recht langweilte. Sie wäre sehr gern in die Küche gegangen, um mit Lene, Liese und Bohrmann eine kleine Unterhaltung anzufangen. Aber sie wußte ja: diesen fremden neuen Dienstboten mußte sie als Herrin gegenüber stehen, es gab eine große Kluft. Das war nicht wie zu Haus mit Dora, die sie noch auf dem Arm getragen, und mit Petersen, der ihr noch die Wachsköpfe auf die Puppenbälge aufgeleimt hatte und ihr sogar einen Klaps hatte geben dürfen, wenn er sie in den Stachelbeeren traf. Und es kam ihr einen Augenblick vor, als habe sie geradezu Heimweh nach Dora und nach Petersen. Und nach dem geliebten alten Garten mit den geraden Wegen und den altmodischen Bauernblumen auf den Rabatten und nach der Platanenallee, deren Stämme im Herbst einen so graugrünscheckigen Samtüberzug bekamen.

Dieser banale kleine Garten mit dem Rosenbeet auf dem runden Rasen, dem Zirkelweg darum herum und dem dürftig ums Leben kämpfenden Gebüsch, das man beim Pflanzen weder genügend gedüngt noch begossen haben mochte — dieses Teebrett von einem Garten war schrecklich. Auch konnten alle Leute von der Straße hineinsehen.

Gunhild stand am Fenster und besann sich, ob sie trotz des sachte niederfallenden Regens ein wenig zu Käthe Henning gehen solle. Aber da fiel ihr ein: Käthe besuchte ja das Seminar, sie wollte ihr Lehrerinnenexamen machen. Pastor Henning wünschte es für alle Fälle, damit Käthe für sich selbst

Aus unserer Studienmappe:



Blick auf Bad Tölz in Oberbayern. Kohlestudie von Prof. Otto Strützel.

sorgen könne, wenn sie keinen Mann bekäme. Bei Tante Laura war sie erst gestern vormittag gewesen. Zu oft wollte sie nicht dahin laufen — aus Rücksicht für Mama, die doch nun einmal Tante Laura nicht leiden mochte.

Ach, Mama war ein so starrer Charakter. Nie wich sie von dem ab, was sie einmal dachte und fühlte und wollte.

Langer sagte einmal, dadurch hätte die Mama auch so viel erreicht im Leben.

Das war gewiß so richtig. Aber innerhalb der Familie war es jetzt recht schmerzlich. Ob wohl je die Mama erkennen würde, was für ein liebenswerter Mensch William war?

Gunhild verzweifelte daran. Eine Zeitlang hatte sie deshalb eine förmliche Feindschaft gegen die Mama in ihrem Herzen gespürt.

Sie begriff eigentlich nicht, woher es kam, daß dieser Groll sich mehr und mehr in Wehmut auflöste. Es hatte sich doch gar nichts geändert. Immer noch standen ihre Mutter und ihr Gatte sich in eisiger Höflichkeit einander gegenüber. Aber dennoch war sie jetzt oft nur traurig, zum Weinen traurig, wenn ihr die Mutter einfiel. Und wenn sie sie sah, so merkwürdig verlegen. Ach — das Ganze war recht schade.

Sie wollte lieber nicht zuviel daran denken.

Lieber sich über den langweiligen Morgen weglesen.

Aber da ergab sich etwas Komisches. Es waren keine Bücher im Hause. Gunhilds kleiner Besitz davon war in ihrem Mädchenstübchen geblieben, das unberührt so stehen sollte, wie es stets gewesen — das hatte die Mutter bestimmt. In Williams Bücherschrank standen wirklich nur einige Lexika, sprachliche, und der „kleine Meyer". Nein, so etwas Drolliges. Fräulein Wittmer würde sich krank lachen, wenn sie ihr das erzählte . . . Plötzlich fühlte Gunhild, daß sie es Fräulein Wittmer nicht erzählen würde . . .

Schließlich — wenn auch Bücher dagewesen wären: Gunhild hätte doch nicht gewußt, welche davon sie lesen durfte. Sie war es gewohnt, daß Fräulein Wittmer das bestimmte, die sich in Zweifelsfällen vorher mit der Mutter besprach.

‚Nun,' dachte sie, ‚das wird mir jetzt William sagen — was so für mich paßt . . .'

Bei seiner Nachhausekunft erzählte sie ihm gleich, wie es ihr ergangen war.

Aber natürlich, dem mußte abgeholfen werden. Und gleich nach ihrem späten Mittagessen — sie nahmen es um sechs Uhr — eilte William, trotz aller Proteste seiner Frau, noch zum Buchhändler und forderte „recht was Amüsantes für eine junge Frau zum Lesen". Was der Kommis ihm in die Hand drückte, nahm er mit; es war ein wahlloses Durcheinander: ein paar Militärhumoresken, zwei aus dem Französischen übersetzte Romane, ein paar seichte deutsche Modewerke. Für die Bücher selbst hatte Gunhild an diesem Abend noch gar keinen Blick. Williams Eifer war rührend. Er wurde mit vielen Küssen belohnt. Auch wäre es ja zu schade gewesen, zu lesen, wenn er daheim war.

Der Geschmack einer Achtzehnjährigen kann noch nicht einen bestimmten Charakter haben. Auch Gunhilds Neigungen waren unentschieden und lenkbar. Und gerade jetzt, in den neuen Lebenszuständen, hätte liebevollstes Nachdenken, zartestes Verstehen ihr die geistige Nahrung bieten müssen.

Als sie am nächsten Morgen sich an die Bücher machte, hatte sie das gläubige Vertrauen, daß es keine besseren für sie geben könne, weil doch William sie ihr gebracht. Dann aber kam ein unglücklicher Zustand: alles, was die Mutter und Fräulein Wittmer ihr zu lesen gegeben oder abends mit ihr gemeinsam lasen, war immer so schön gewesen, sozusagen in höheren Welten hatte man sich dann gefühlt, und Feststunden waren die Lesestunden; aber diese Sachen langweilten Gunhild, mit Ausnahme der beiden französischen Romane. Bei denen bekam sie einen roten Kopf, und sie wußte genau: Fräulein Wittmer hätte ihr die aus der Hand genommen.

Aber dann fiel ihr ein: ich bin ja nun verheiratet! Und sie hob den Kopf wieder höher.

Dieser Zwischenfall mit den Büchern ließ aber eine seltsame Empfindung in ihr nach, die am ehesten mit einem peinlichen Erstaunen verwandt war.

Sie fragte fortan Käthe Henning: „Was liest Du jetzt?" und Käthe, die in dieser Richtung sehr genau und dennoch keines-

wegs pedantisch-engherzig von ihrem Vater geleitet ward, gab Auskunft.

Als Fräulein Wittmer einmal gelegentlich einiger Besorgungen in der Stadt bei Gunhild vorsprach, fand sie diese mit einem vortrefflichen Buch in der Hand.

„Ei," sagte Fräulein Wittmer und legte ihre sechs Paketchen auf den Tisch, um Gunhild das Buch fortzunehmen und den hübschen Einband desselben zu streicheln, „wie geschmackvoll — das ist nun doch schön, daß gute Bücher jetzt auch so hübsch eingebunden werden. Wer hat es Dir gegeben?"

„William hat es mir geschenkt," log Gunhild.

Sie hatte es sich gestern selbst gekauft. Sie wunderte sich, daß Fräulein Wittmer, die sie doch so genau kannte, ihr die Lüge nicht von der Stirn las, sondern offenbar überrascht und angenehm berührt nur murmelte: „So, so." Noch mehr aber wunderte sie sich, daß sie gelogen hatte. Warum? Zu welchem Zweck? Um Williams Geschmack zu rühmen, vor Fräulein Wittmer in ein helles Licht zu setzen!

Das hatte er doch nicht nötig. Er war doch ein so herrlicher, schöner, liebevoller, aufmerksamer, kurz ein vollkommener Mann.

‚Aber von deutscher Literatur versteht er wohl nichts,' dachte sie dann. ‚Das braucht er auch nicht. Wie sollte er auch dazu kommen.'

Ihr Papa, als Leutnant, hatte gewiß auch nichts davon verstanden. Aber doch — da fiel ihr's ein: die Mama sprach oft davon, wie sie sich abends vorgelesen hätten und wie gerade in Offizierskreisen oft soviel Liebe für Kunst und Literatur zu Hause sei. Nun — William würde vielleicht allmählich etwas Interesse gewinnen . . .

Tagelang dachte sie über diese Sache nach. Daß sie aus einer impulsiven Regung heraus Fräulein Wittmer angelogen hatte, war ein seelisches Ereignis für sie.

‚Ich glaube, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich ihr was vorlog. Und wie zwecklos eigentlich. Selbst Fräulein Wittmer könnte doch William keinen Vorwurf daraus machen . . . er kommt doch eben aus einer anderen Welt. So fremd ist die . . .'

Wie wenig wußte sie doch von seinem Leben. Er hatte ihr nach der Hochzeit viel, viel erzählen wollen. Aber vor all den süßen Wichtigkeiten der Liebe kamen sie nie zu einem vernünftigen Gespräch. Und Gunhild lächelte glückselig in sich hinein, als sie das dachte.

Dennoch aber erinnerte sie ihn schon am selben Abend daran, daß er ihr das vielerlei Trübe habe beichten wollen, das sein Leben vergällt hatte.

Sie hatten abgegessen und saßen nun im Herrenzimmer.

Das ging nach hinten hinaus auf eine Veranda, die sich in ein Gärtchen hineinbaute, welches dem Vordergarten zum Verwechseln ähnlich sah, nur daß es von einer Holzplanke umschlossen war und somit etwas von einem Kerkerhof bekam. Die Veranda, ein geschlossener, kastenartiger Bau von Holz und Glas, nahm auch dem Herrenzimmer viel Licht fort, um so mehr, als sie voll von Blattpflanzen stand, die auf Tritten und in Tischen geordnet waren und einen kleinen Wintergarten vortäuschen wollten.

Prachtvolle englische Möbel, die tiefen Klubstühle, mit dunkelrotem Leder bezogen, statteten das Zimmer aus, in dem jetzt schon Dämmerung herrschte, obgleich es erst ein wenig nach sieben Uhr war.

William lag in solch einem Sessel und rauchte eine Zigarette. Die Aschenschale stand rechts neben ihm auf dem Tisch.

Auf der Seitenlehne hockte Gunhild und hatte den Arm um ihres Gatten Schulter gelegt.

„Du," sagte sie schmeichelnd, „immer noch hast Du Dein Versprechen nicht eingelöst . . ."

„Was für ein Versprechen, Liebling?"

„Mir aus Deinem Leben zu erzählen."

„Es war wenig erquicklich, bis ich Dich fand."

Für dies Geständnis, das sie nie müde ward zu hören, drückte sie zärtlich ihre Wange gegen die seine.

„Du wirst noch herunterfallen — Du turnst da zu sehr auf der Lehne herum," scherzte er.

Sie lachte und ließ sich herabgleiten in die tiefe Schale des mächtigen Stuhles, in der sie, etwas aneinander gedrückt, beide Platz hatten. Damit man bequemer saß, nahm William sie in seinen Arm.

„Sag' mir doch — wer hatte schuld, daß Du littest?"

„Ach — mein Liebling . . . wozu in alten Geschichten rühren. Sagt' ich's nicht schon: Meine Mutter war so unglücklich in dieser tropischen Welt. Das verbitterte mir die Kindheit. Denn ich sah, daß mein Vater ungerecht war: er forderte, daß die arme Frau sich zusammennehmen sollte, und wollte nicht sehen, daß sie es nicht konnte, weil sie krank war. Und dann diese Hauslehrer, die mich erzogen: eigentlich hatten sie nur die Aufgabe, mich Sprachen zu lehren. Mehr hätten sie wohl auch nicht gekonnt. Es waren wohl Gescheiterte, die sich durch das Einzige Brot zu schaffen suchten, was sie kannten: ihre Sprache. Ich hatte nacheinander einen Holländer, einen Franzosen, einen Engländer, einen Deutschen."

Dies alles wußte Gunhild aber schon. Oft genug und viel ausführlicher hatte er ihr davon erzählt.

„Das meinte ich eigentlich nicht," flüsterte sie, „ich meinte . . . als Du schon ein Mann warst . . . ob Du da viel Kummer . . . und welchen . . ."

Er lächelte ganz ruhig. Er war sich ja bewußt, daß er dies Gespräch gerade nur soweit gehen zu lassen brauchte, als er wollte.

„Die kleinen Frauen sind doch immer neugierig," scherzte er, „immer wollen sie von den Ehemännern großartige Abenteuer aus deren Vorleben hören und möchten am liebsten, daß sie nur so in Duellen, Entführungen und anderen Ritterstreichen geschwelgt hätten."

„O nein — o nein," rief Gunhild und richtete sich mit großer Lebhaftigkeit auf, „nein — das meine ich auch nicht! Ich weiß auch, daß ich Deine erste Liebe bin. Du hast es mir gesagt . . . damals . . . weißt Du noch? Ich würde mich auch verzehren vor nachträglicher Eifersucht, wenn es anders wäre . . ."

„Törichtes Kind," sagte er und wollte sie zärtlich zu sich herabziehen. Aber sie widersetzte sich und blieb ganz unternehmungslustig aufrecht sitzen.

„Weißt Du noch," sprach sie feurig, „wie Du mir gestanden hast, ich sei Dein Trost, ich müsse Dich für viel entschädigen! Da war ich stolz und selig. Wenn falsche Freunde ihm sein Herz vergiftet haben, dacht' ich, wenn er sich durch Not und Sorgen erst zum Wohlstand emporrang: ich will ihn trösten — an meinem Herzen soll

Aus unserer Studienmappe:



Vorfrühling im Isartal. Studie von Otto Strützel.

Aus unserer Studienmappe:



Pferdestudie. Von Otto Strützel.

er Glück und Frieden finden und alle Leiden vergessen und alle Schändlichkeiten der bösen Welt."

„Süßes, törichtes Kind," sagte er noch einmal.

„Sei doch offen zu mir ... ich bin nun Frau ... bin gewiß reifer und klüger ... ich kann auch schweigen ... o laß mich die Geheimnisse Deines Lebens kennen und alles, was Du littest!"

Nun zog er sie aber wirklich wieder an sich.

„Ich habe nichts gelitten, mein Leben hat sich nicht viel von jenem unterschieden, wie es andere Männer drüben führen. Alles ist ganz prosaisch. Wie zwecklos, davon zu reden. Vielleicht litt ich zuweilen noch an düsteren Stimmungen — dann spricht man so Worte. Bloß Worte waren es. Seit Du mein bist, gibt es nur eins auf der Welt, darüber ich reden, davon ich denken mag: Dich — Süße ..."

Und die Liebe dieses Mannes flammte wieder vor ihr auf. Und abermals blendete diese verzehrende, sinnlose Glut sie so, daß sie sich ihr berauscht ergab und alle Fragen und alles Denken vergaß.

Aber in der Nacht kamen die Gedanken doch zurück. Und es fand sich, daß in ihrem jungen Herzen eine große Ernüchterung war.

Der geliebte Mann hatte ihr als die romantische Gestalt eines ruhelosen Glückssuchers vorgeschwebt — oder er war doch ein wenig von solchem helldunklen Licht überspielt gewesen. Nun war es so anders, so einfach! Er war auf gar keinen Dornenpfaden bis zu ihr gekommen! Seine Tage waren ganz prosaisch verflossen! Er sagte es selbst.

Wie schade! Gunhild hätte sich opfern mögen — die Mission der Trösterin auf sich nehmen wollen — noch nachträglich zittern mögen über schlechte Freunde — noch nachträglich mitseufzen über Nächte voll geschäftlicher Sorgen ...

Aber seine Augen ... diese geliebten, tiefen, samtweichen Augen ... wieviel Unruhe und Trauer war nicht in ihnen oft zu lesen gewesen. Gewesen? Nein —

noch jetzt, noch oft verstand sie deren Ausdruck nicht . . .

Die junge Frau wurde von einer heftigen Unruhe befallen . . . Als plötzlicher Schreck fuhr sie ihr in die Glieder und blieb und schien ihr hundert Fragen zuzuflüstern. Und unter diesen Fragen kehrte die eine immer wieder: Ist er wahr gegen mich?

Gunhild fühlte ganz deutlich, daß es eigentlich entsetzlich war, daß sich ihr eine solche Frage aufdrängte. Sie wollte nicht auf sie hören.

Aber sie kam immer wieder und stachelte an. Und immer häufiger brachte Gunhild das Gespräch auf die Vergangenheit des Mannes. Mit unbefangenem Lächeln und einem seltsamen Sprühen der goldenen Augen sprach sie und beobachtete ihn scharf. Ein förmliches System hatte sie sich gemacht. Einmal verweilte sie bei seinen Knabenjahren und fand ihn mitteilsam, und es schien, als spräche er gern von seiner Mutter und den Formen des Haushaltes in jener heißen Zone. Ein andermal sprach sie von der Geselligkeit dort und dem Klubleben, und er erzählte viel. Und mitten dazwischen kam dann eine Frage nach seinen nächsten Freunden. Oder der Wunsch, einmal hinzureisen und seine Bekannten kennen zu lernen und das ganze Dasein drüben. Oder eine Bemerkung über die Frauen der europäischen Kolonie und ob dort nicht viel reiche, schöne Mädchen seien.

Ganz genau spürte es Gunhild, wenn er sich zurückzog, schweigsamer und wählerischer in den Mitteilungen wurde.

Sie sagte es nicht. Sie verlor auch zu ihm kein Wort darüber.

Aber er wiederum spürte es genau, daß sie nicht mehr unbefangen war, daß sie wachte . . .

Dann kamen die Unruhe und die Trauer in seine Augen . . .

Eine scheue Stimmung entstand dann zwischen dem jungen Paar.

Das Feuer seiner Liebe glühte sie hinweg, einmal — noch einmal — Aber immer kam sie zurück. Und das machte sie zuletzt furchtbar. Es war, als gehe ein Gespenst mit ihnen und als seien sie nie mehr allein.

Oft hatte Gunhild von den Frauen, mit denen sie verkehrte, Scherzreden darüber gehört, daß sie sich noch wundern werde, wie das Flitterwochenglück der Alltagsstimmung weiche. Selbst Frau von Malzau, in ihre unartigen fünf Jungen und ihren schönen Mann mit blinder Einseitigkeit verliebt, selbst diese meist Glückstrahlende hatte einmal geseufzt und gesagt: ‚Ach, Liebste, so bleibt es nicht — wir armen kleinen Frauen müssen nach und nach alle Festkleider in den Schrank hängen und unserer Liebe den Hausrock anziehen; man muß nur nicht ungläubig werden, wenn man merkt die Wandlung setzt ein.‘

Vielleicht war diese scheue Stimmung, dies Gefühl der Unsicherheit, ein Zeichen der „Wandlung“, von der Gunhild sich freilich keinen Begriff machen konnte. Aber sie gelobte sich „gläubig“ zu bleiben. Sie mußte es sich jeden Tag von neuem geloben.

William dachte daran, seine Frau mehr zu zerstreuen. Junge Frauen müssen nicht so viel Zeit zum Grübeln haben. Er kannte nur eine Art von Zerstreuung: schöne Kleider und Vergnügen. Er fing an, Gunhild mit Geschenken zu überhäufen, und war selbst befriedigt, wenn ihre modischen, prachtvollen Kleider und Hüte aller Augen auf sich zogen. Gunhilds Luxus wurde viel besprochen, und das reizte Frau Laura Staphorst, die sich durch ihn übertroffen sah.

Es wurde Herbst, und das Hoftheater begann eine neue Spielzeit.

Gunhild fand eines Morgens ein Abonnement neben ihrer Teetasse; es galt für zwei Personen an drei Abenden der Woche.

Ihre Freude war grenzenlos. Also fortan sollte sie dreimal in der Woche ins Theater! Bis jetzt hatte sie noch nicht viel davon gesehen. Die Mutter und Fräulein Wittmer waren mit ihr einige Male hingegangen. Das galt dann im Hause als ein außerordentliches, festliches Unternehmen. Die Stücke wurden sorgsam ausgewählt. Gunhild hatte Tell und Wallenstein, die Zauberflöte und den Freischütz gesehen und noch einige andere klassische Werke mehr.

Wie die Mutter und Fräulein Wittmer sich wohl mitfreuen und anerkennen würden, daß William voll liebevollster Aufmerksamkeit sei.

Aber er hatte wirklich nie das Glück zu gefallen. Die Mutter sowohl wie Fräulein Wittmer schienen mehr verdutzt als erfreut. Die erstere schwieg ja immer, äußerte nie eine Kritik.

Fräulein Wittmer sagte verlegen: „Das ist ja schön. Das gönn' ich Dir. Wenn dann der Spielplan nur gerade immer hübsche Stücke auf Deinen Abonnementstag bringt. Ihr könnt es ja auch manchmal verschenken. Denn das mögt Ihr gewiß gar nicht — so oft ausgehen abends . . ."

Das ist auch wahr, dachte Gunhild nachher, es wäre schöner, sich die Stücke nach Wunsch auszusuchen, und noch schöner wäre es, wir blieben recht oft still und allein zu Hause . . .

Dennoch empfand sie ein strahlendes Vergnügen an den ersten beiden Abenden. Sie war so stolz, sich an der Seite ihres schönen Mannes der Welt zu zeigen. Alle Leute sahen nach ihnen hin. Das galt ihm — gewiß, das galt ihm. Es war auch nicht ein Mann im Theater, der so interessant aussah wie er.

Sie sahen Tannhäuser, und Gunhild war davon wie berauscht. Dann sahen sie Zar und Zimmermann, und Gunhild lachte so über den Bürgermeister von Saardam, daß sie gar nicht bemerkte, wie William sich langweilte.

Am dritten Abend schlug William vor, man solle die Theaterkarten an Tante Laura schicken und selbst zu Hause bleiben, denn von dem Lustspiel, das heute als Neuheit aufgeführt würde, verspräche man sich nur Langeweile, wie er in der Zeitung gelesen habe. Auch von diesem Vorschlag war Gunhild entzückt. Auf diese Weise blieben sie doch einmal in dieser Woche abends für sich.

Aber als sie dann die ungestörten, stillen, langen Abendstunden allein waren, stand auch gleich wieder die scheue Stimmung zwischen ihnen. —

„Wir haben wieder Pech," sagte William das nächste Mal, „man gibt die Braut von Messina."

„Pech?! O, es ist mein heißester Wunsch, es zu sehen."

„Dann natürlich . . ."

Er schlug seiner jungen Frau nichts ab. Und so saß er neben ihr und ließ Schillers Werk duldend über sich ergehen.

Gunhild folgte in großer Erregung.

Ihre Tränen flossen. Die Spannung, in der sie sich befand, fühlte sie als schaurig schön.

Die grandiose Sprache des Chores hallte so mächtig in ihre junge Seele hinein, daß sie erbebte.

Die Wucht des Schicksals, das sie auf die Helden der Dichtung niederrasen sah, schien sie selbst mit zermalmen zu wollen.

Zum Schutz, zum Trost, zum Mitgenuß suchte ihre Seele die des Geliebten . . .

Sie sah William an . . .

Und gerade sah sie, daß er gähnte und gar nicht zur Bühne hinschaute.

Alles in ihr erlitt einen Sturz aus den Höhen leidenschaftlicher Nachempfindung zu den Tiefen einer furchtbaren Ernüchterung.

Da sie aber zu temperamentvoll war, um kalt zu bleiben, wenn Feuerströme an ihr vorbei wallten, so riß die unglückliche Fürstin von Messina sie doch wieder in die Ekstasen des Mitgefühls hinein.

Nachher brannten ihr Herz und ihr Kopf. Und sie mußte sich aussprechen, wollte viel erklärt haben. Über die Form der Dichtung wollte sie reden und belehrt sein, hören, weshalb die Heidengötter und das Christentum mit gleichem Herrscherrecht in Isabellens Anschauung dazustehen schienen.

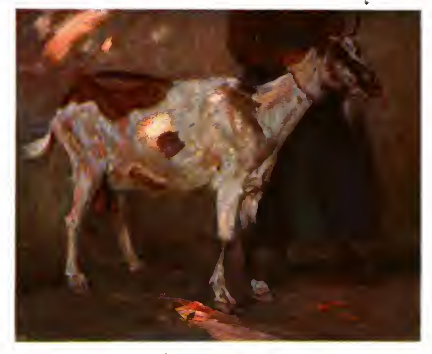
Sie hatte einen großen Eindruck gehabt und unbewußt das gesunde Bedürfnis, ihn nicht als bloßen Rausch vorübergehen zu lassen, sondern bleibenden Gewinn von ihm zu haben, sich durch ihn zu bereichern, zu bilden.

Ihre Fragen stürmten auf den Mann ein, machten ihn aber nicht verlegen. Es erschien ihm nicht im mindesten als ein Mangel, daß er ihr nichts darauf sagen konnte. Wenn sie von ihm gefordert hätte: erkläre mir die Konstruktion einer Nähmaschine, würde er auch mit Recht lächelnd geantwortet haben: Mein Liebling, frage einen Landmann oder einen Maschinenbauer danach, wer's von den zweien am besten weiß.

Was nicht in den eigenen Beruf hineinfiel, brauchte man nicht zu wissen, wenn man nicht zufällig eine Passion dafür hatte. Und er, William, hatte nicht von fern eine Passion für solchen Kram.

„Mein süßer Liebling — nach so etwas mußt Du einen Schulmeister fragen. Das kann Dir ja aber auch egal sein. Du hast Dich amüsiert. Das ist die Hauptsache. Und die Wiedemann spielte auch gut — ist immer noch eine schöne Person, das muß man sagen. Denk' Dir, es heißt, Malzan sei vor seiner Heirat ihr Freund

Aus unserer Studienmappe:



Ölstudie. Von Otto Strützel.

gewesen. Sie ist ja schon fünfzehn Jahre hier, sagt man mir ...“

In dieser Nacht schlief Gunhild fast gar nicht.

Sie weinte zuletzt still in ihr Kissen hinein und wußte nicht, ob es noch aus Mitleid über das ungeheure Leiden der Fürstin Mutter von Messina war, oder worüber sie sonst weinte ...

Sie hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht danach, daß Fräulein Wittmer an ihrem Bette sitzen, ihr leise das Haar streicheln und sanft sagen möge: Komm, Gunhild — komm.‘

Wie oft hatte die Treue, Gute so getan, wenn Gunhild Tränen weinte, die die Mutter nicht sehen sollte.

Auch dieser hätte sie sich vor der Mutter geschämt — um der Ursache willen — das fühlte Gunhild tief, und das ließ die Tränen nur reichlicher fließen.

Am anderen Morgen kam Tante Laura an und klagte sich aus wegen der Verlobung des Herrn von Brandstein. Aber die junge Frau war sehr zerstreut. Sie hatte soviel über sich selbst und ihren Mann nachzudenken. Wie sollte sie da für die Angelegenheiten anderer viel Teilnahme heucheln können.

Alles war so gleichgültig. Nur das eine wichtig: Ist William offen und wahr? Hat er mir außer seinen Küssen noch irgend etwas zu geben?

Diese zerstreute Miene reizte die Frau. Bebend vor Zorn sagte sie: „Ich habe seinerzeit für Eure Liebe mehr Mitgefühl gehabt. Wenn Du etwa meinst, daß nur ganz junge Menschen das Recht auf Glück haben, bist Du im Irrtum. Gerade, weil ich so verstand, was Liebe ist, gerade deshalb beschützte ich Euch. Ohne mich wäret Ihr wohl nie zusammengekommen. Danach kannst Du William fragen! Und das ist nun der Dank!“ —

„Hat Tante Laura für uns noch irgend etwas Besonderes getan, was ich nicht weiß?" fragte Gunhild mittags ihren Mann und erzählte die Äußerungen, deren Bedeutsamkeit freilich vor allen Dingen in dem Ton gelegen hatte.

William zwinkerte mit den Augen, als blende ihn etwas, und sagte sanft: „Nicht daß ich wüßte ..."

Und Gunhild hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß er log.

‚Das darf ich von meinem Mann nicht denken,' sagte sie sich dann verzweifelt. Wohin war sie nur gekommen! Das durfte nicht so weiter gehen.

Aber sie stand vor den unbestimmten, angsteinflößenden Dingen wie ein armes Menschenkind, das etwa den Wunsch hätte, mit den Händen die grauen Wolken zu erfassen, um sie von ihrem Platze fortzureißen, damit der blaue Himmel wieder sichtbar wird.

Wie soll es das anfangen? Wie soll ihm das gelingen?

Wenige Tage danach bemerkte Gunhild, daß ihr Mann morgens eine ungewöhnliche Eile zeigte, um fortzukommen. Er sagte, er habe noch ein kleines Geschäft zu ordnen, ehe er nach der Fabrik hinausfahre. Und Gunhild sah, daß er aus seinem Schreibtisch Geldscheine nahm.

Im engen Beisammenleben eines jungen Paares sind Heimlichkeiten des einen Teils vor dem andern fast unmöglich.

„Ach, die Miete," sagte Gunhild.

„Ja, die Miete."

„Mama bezahlt größere Summen nie mit Geld, immer mit Scheck," sagte sie wieder.

Er machte eine ungeduldige Bewegung, und es war ihr unangenehm, das gesagt zu haben. Mama konnte es auch nicht leiden, wenn man nach Geschäften fragte. Und Geld und Geschäfte, das waren für die junge Frau ungefähr ein Begriff.

Nachher erst fiel es ihr auf, daß es offenbar viel mehr Geld gewesen war, als zum Bezahlen der Miete nötig sein konnte. Und dann: heut war ja der fünfzehnte Oktober. Die Miete hätte am ersten bezahlt werden müssen, so war es damals abgemacht. Gunhild hatte doch selbst und mit unendlichem Vergnügen den Mietkontrakt studiert.

‚Ich wittere jetzt in den gleichgültigsten Sachen etwas Ungewöhnliches,' dachte sie reuevoll.

Im Laufe des Vormittags besuchte sie dann Laura Stapharst, um die neulich bewiesene Gleichgültigkeit ein wenig gut zu machen.

Sie fand eine ganz und gar vernachlässigte Frau.

Zwei Jahrzehnte fast hatte Laura Stapharst den mühsamen Kampf gegen das Altwerden geführt, um vor der Welt jung, schlank, anziehend zu erscheinen. Sie hatte begreifen müssen, daß der ganze Aufwand von Selbstkasteiung vergebens gewesen war. Nun war sie trotzig geworden. Es war ihr wie eine Rache an den Menschen, daß sie nun tat, als sei es ihr nicht der Mühe wert, sich um irgend jemandes willen noch zu putzen. Die Weltverachtung, die plötzlich in ihr groß geworden war, fand als einzig ihr gemäßen Ausdruck eine große Schlamperei.

Sie empfing Gunhild sehr übellaunig.

„Du kommst wohl, um mir zu erzählen, daß Brandsteins Zukünftige eine Schönheit und ein Engel ist? Das hat die Malzau mir schon beigebracht. Übrigens hab' ich es satt mit diesen gräßlichen fünf Bengels. Gestern hat einer von ihnen hinter mir her gelacht. Ich kündige der Gesellschaft am Ersten."

„Aber Tante Laura — das bildest Du Dir wohl nur ein ..."

„Ach, Du meinst, ich sei reizbar — danke vielmals."

„Mir gegenüber bist Du es jedenfalls," rief Gunhild, „ich kam doch in der besten Absicht, um Dir zu sagen, wie sehr ich mit Dir fühle."

„Danke. Kondolenzvisiten brauch' ich nicht! Es ist nicht zu glauben, wie taktlos sich die lieben Nächsten benehmen, wenn man Kummer hat. William ist der einzige, der mich noch mit keinem Wort gekränkt hat. Von ihm kannst Du lernen, was Takt ist."

Immer lechzte Gunhild danach, ihren Mann gelobt zu hören. Aber dies Lob reizte sie eher, als daß es sie freute.

Frau Laura aber, die am Fenster saß und mit langen Faden sehr rasch an einer Weißstickerei nähte, fuhr fort: „Es tat mir deshalb furchtbar leid, daß ich ihn heut morgen nicht empfangen konnte. Es war aber auch schrecklich früh. Sag' ihm nur,

ich brächte oder schickte die Quittung für die Zinsen heut nachmittag."

Also bei Tante Laura war er heute früh gewesen, um ihr Zinsen zu bringen ...

Gunhild saß steif und hielt ihren Schirm wagrecht auf den Knieen, ihn gegen den Griff und gegen die Spitze zu mit den Händen umfassend. Langsam fragte sie:

„Besorgt William Geschäfte für Dich?"

Ihren Vorsatz, unvorsichtig sein zu wollen, hatte die Frau in dieser Minute wirklich nicht im Sinn gehabt. In ihrer sehr schlimmen Stimmung bedachte sie einfach ihre Worte nicht.

Nun erschrak sie ein wenig. Aber immerhin — einmal mußte Gunhild es ja doch erfahren! Es war im Grunde genommen nur feige von William, daß er es nicht selbst gestand. Er konnte es doch ganz gut — nun, wo er im Geschäft und in der Familie drin war. Gunhild würde es natürlich ganz egal sein. Und Justine sollte sich ärgern — ja das sollte sie. Laura sah weniger als je ein, warum es der Schwägerin immer besser ergehen sollte als ihr selbst.

„Du antwortest mir nicht?" fragte Gunhild mit seltsam strengem Ton.

„J — warum sollt' ich Dir nicht antworten. Freilich hat William Geschäfte mit mir, aber es sind seine, nicht meine. Kannst ihn ja selbst fragen."

Es erfolgte kein Ansturm neugieriger Fragen, wie die Frau ihn erwartet hatte. Steif und blaß saß das junge Geschöpf da.

„Du willst also Malzaus wirklich kündigen?" fragte sie nach einer Pause von Sekunden.

Voll Eifer ging Frau Laura auf die Bemerkung ein, denn Gunhilds Gesicht kam ihr doch sonderbar vor. Die Liste der Unarten der fünf Malzauschen Jungen war auch lang genug, um endlosen Gesprächsstoff herzugeben.

Gunhild blieb sehr lange. Viel länger, als sie beabsichtigt hatte, und Frau Laura wunderte sich über die Ausdehnung des Besuches, da es oft schien, als höre Gunhild gar nicht zu.

Endlich aber bildete die junge Frau sich ein, genug Unbefangenheit dargetan zu haben und die Marter dieses Zusammenseins beenden zu können.

Sie ging.

Auch Laura Staphorst wohnte an den Anlagen, nur zehn Minuten weiter östlich wie das junge Paar.

Sehr aufrechten Ganges folgte Gunhild dem Bürgersteig. Rechts von ihr zog Gitter um Gitter vorbei. Dahinter blühten noch an einzelnen Stöcken duftlose, blasse Rosen. Die Rasen waren mit welken Blättern überstreut, und die Zierbeete lagen schon brach.

Links in den sonst so prunkvoll gehaltenen Anlagen sah es auch aus, als herrsche die Unordnung eines Auszuges. Ueberall waren Arbeiter beschäftigt. Ausländische Koniferen wurden mit Schutzkästen umstellt, abgeblühte Pflanzen aus den Beeten genommen, die gelb, weiß und braun übersprenkelten Grasplätze von der Spreu welker Blätter rein gefegt.

Der Herbst zog aus, um die Wohnung für den Winter freizumachen.

Das wirkte so trübe. Und der stille, graue Himmel, der nicht wußte, ob er sich noch klären oder sein Gewölk tiefer herabsenken wollte, sah melancholisch auf das Bild herab.

Gunhild lächelte, als sie hinübersah. Es war ein schwermütiges Lächeln. —

Sie wußte, was sie nun wollte und mußte. William fragen!

Wenn es harmlose Geschäfte waren, die ihn zu Tante Laura heute morgen geführt, hätte er es ja sagen können.

Er hatte ihr Zinsen gebracht. Gut. Es gab nichts Einfacheres, wenn Laura ihm etwa einen Teil ihres Vermögens zu verwalten gegeben.

Aber Tante Laura hatte ausdrücklich gesagt: es sind nicht meine, es sind Williams Geschäfte.

Gunhild hatte gewiß nicht klar geordnete Kenntnisse von Geschäften.

Aber jedes junge Wesen nimmt unwillkürlich eine Menge von Begriffen und Anschauungen aus seiner Umwelt auf. Eine Soldatentochter weiß ungefähr, was die Dienstordnung fordert. Gunhild war in einem Hause aufgewachsen, in dem industrielle und kaufmännische Angelegenheiten oft und viel besprochen wurden.

Gunhild wußte, daß ein Kompagnon nicht hinter dem Rücken des anderen Geschäfte machen darf, es sei denn mit einem außerhalb des gemeinsamen Unternehmens noch vorhandenen Vermögen. Und weiter

wußte sie, daß ihr Mann ein solches Vermögen nicht besaß.

Wenn er also Geschäfte mit Tante Laura hatte, waren es solche, die er nicht haben durfte, die er hinter dem Rücken seines Kompagnons, ihrer Mutter, machte.

Sie hatte gelegentlich Reden aufgefangen, die über Männer geführt wurden, die durch Spekulationen allzu rasch hatten reich werden wollen und in großes Unglück gekommen waren.

Ihrem Temperament wie ihrer Intelligenz war es in gleicher Weise unmöglich, stumpf zu warten. Die Phantasie kam dazu. Und bis zum Nachmittag hatte sie bereits eine ganze Geschichte sich aufgebaut, von deren zutreffender Richtigkeit sie überzeugt war. Danach hatte William in seiner übergroßen Liebe den Wunsch, recht rasch ein Millionär zu werden, um seine Frau mit Glanz und Gold nur so überschütten zu können. Während er alle seine Einkünfte aus seiner Anteilhaberschaft an Mamas Fabrik und die Zinsen seiner hundertfünfzigtausend Mark ganz für den Haushalt und den Luxus seiner Frau verausgabte, hatte er sich Geld von Tante Laura geliehen, um nebenbei auch noch ein Vermögen durch Spekulation zu erwerben. Ja, so war es. Und das war auch die Erklärung für vieles in seinem Wesen, das ihr geheimnisvoll erschien. Der Gedanke hatte ihn gedrückt, daß weder seine Frau noch deren Mutter sein Tun billigen würden.

Gunhild war beinahe froh, daß endlich so etwas wie eine Aufhellung kam. Gewiß, es war nicht richtig, wenn William so verfuhr. Aber er kannte sie noch nicht genug.

Sie wollte ihm nun sagen, daß sie auch mit einem einfachen Leben zufrieden und ganz an ein solches gewöhnt sei. Soviel Vergnügungen — das kannte man in ihrem Mutterhaus gar nicht, sie hatte es auch weder erwartet noch beansprucht. Denn sie wußte ja, daß die stillen, schönen Abende daheim viel reicheren Inhalt hatten als alle Stunden, die man mit sogenannten Freunden verbrachte.

Und die fröhlichen Abende, die sie mit ihrer Mutter und Fräulein Wittmer erlebt hatte, fielen ihr so lebhaft ein ...

Zugleich fühlte sie deutlich, daß es unmöglich war, mit William solche Abende zu genießen ...

Das wehrte sie von sich ab.

‚Wir müssen uns erst kennen lernen — wir finden gewiß noch gemeinsame Interessen ... ja, das müssen wir ...‘

Und sie hatte ein unklares Gefühl davon, daß zwei Menschen, die zusammen eine neue Gemeinschaft, eine neue Familie bilden, ein wenig kühnen Reisenden gleichen, die, an neuer Küste gelandet, nun erst die besten Lebensbedingungen sich suchen sollen.

Das war gewiß manchmal schwer. Diese richtigen Lebensbedingungen zu finden, war vielleicht die eigentliche Aufgabe der Ehe.

IX.

William war etwas erstaunt, daß seine Frau ihn nicht abholte. Der stilltrübe Tag hatte noch den Glanz einer milden Heiterkeit bekommen, da die Zeit des frühen Sonnenunterganges nahte. Und Gunhild zeigte eigentlich immer ein unersättliches Verlangen nach frischer Luft. Bei schönem Wetter so rasch als möglich zu fahren, am liebsten gegen den Wind an, war ihr ein Vergnügen.

Er selbst hatte kein Auge für die zurückhaltenden Reize, mit dem der sinkende Herbsttag das weite, flache Land schmückte. Er war an die Knalleffekte tropischer Farben gewöhnt. Wo Ernst und Keuschheit herrschte, sah er nur Dürftigkeit.

Auch fröstelte es ihn. Er mochte gar nicht an den bevorstehenden Winter denken. Der vorige hatte ihn förmlich leidend gemacht.

Könnte er doch sein süßes Weib hinwegnehmen aus dieser kühlen, strengen Luft ..

Aber unfrei war er, ganz und gar. Diese harte Frau hatte nicht soviel Liebe und Einsicht, der Tochter die ganze künftige Erbschaft im voraus auszuzahlen. Sie forderte vom Tochtermann, er solle arbeiten.

Das wollte er ja auch. Um Gunhilds willen alles, alles. Aber das Leben wäre viel leichter und vergnüglicher gewesen, wenn er und Gunhild irgendwo anders in der Welt sich hätten ansässig machen dürfen.

Die Geliebte ahnte gar nicht, welche Opfer er ihr brachte.

Aber er hoffte immer noch, daß die große Abneigung, die Frau Justine Staphorst gegen ihn hatte, ihr dennoch eines Tages den Entschluß abnötigen würde, der Tochter ein Vermögen auf den Tisch zu legen und zu sagen: geht!

Wie demütigend war es für ihn, sich immer mißtrauisch beobachtet zu fühlen.

Und was für seltsame Folgen dies Mißtrauen hatte.

Es weckte in ihm Schuldgefühle!

Er kam sich immer vor wie ein Verbrecher, der weiß, daß die Entdeckung seiner Untaten unmittelbar bevorsteht.

Niemals konnte er zu einem Gefühl freier Lebensfreude kommen, denn immer war ihm, als ruhe Gott weiß was für ein schwarzer Verdacht auf ihm. Ja, er war überzeugt, daß seine Schwiegermutter ihn durch ihre Angestellten, die ihn als Eindringling ansahen, geradezu bewachen und ausspionieren ließ. Es war unerträglich.

Freilich, das Manöver mit den hundertfünfzigtausend Mark war sicherlich nicht nach dem Geschmack von Gunhilds Mutter. Aber ein Verbrechen war es doch auch nicht. Im Krieg wie in der Liebe gelten alle Listen.

Um Gunhild zu erobern, war alles erlaubt gewesen, auch um ihretwillen, denn sie wäre daran zerbrochen, wenn sie auf ihn hätte verzichten sollen.

Dennoch drückte ihn die Geschichte. Und auch sonst ... Dinge, die drüben landläufig und selbstverständlich waren, lasteten nun gleich einer Schuld auf ihm. Das kam nur durch dies kränkende Mißtrauen. Verdacht macht immer den unsicher, auf den er fällt. — Vielleicht wäre es ja auch besser gewesen, nichts zu verschweigen.

Aber konnte er offen sein? Der feindseligen Frau wäre alles zum Vorwand geworden, ihm Gunhild zu entreißen. Und sie hätte sich dann von ihm fortreißen lassen ... Das wußte er. Jetzt, wo er sie genauer kannte, wußte er es nur noch gewisser.

Fing sie nicht an, auf Schleichwegen in seine Vergangenheit zu dringen!

Und weil er als kluger, lebenserfahrener Mann, der die Frauen kannte, sie nicht in alle Fenster hineingucken ließ, war sie verstimmt. Er fühlte es wohl. Langsam, langsam veränderte sich etwas in ihrem Wesen. Eine neue Note war darin. Er glaubte diese so zu verstehen, daß sie einzig von unbefriedigter Neugier erklang.

Ungestillte Neugier erzeugt Unruhe und Mißtrauen. Vielleicht arbeitete auch die Mutter bei der Tochter gegen ihn.

Das war es! Kein Zweifel. Es erbitterte ihn grenzenlos.

Daß seine angebetete, holdselige Frau durch ihn, an ihm irgend etwas entbehre, irgend etwas ihren hohen Erwartungen, ihren seelischen Bedürfnissen nicht entspräche, fiel ihm auch nicht von fern ein.

Sie hatte sich in der letzten Zeit oft seinen Liebkosungen entzogen. Bei jeder anderen hätte er das für kluge Berechnung gehalten, die das stark lodernde Feuer nicht zusammensinken sehen will, sondern beizeiten Bedacht nimmt, es neu zu schüren. Bei Gunhild war solche Berechnung nicht wahrscheinlich. Ihr Mißtrauen, dies unselige Mißtrauen, das man ihr eingeimpft hatte, war schuld daran.

In diesen Gedanken flammte seine Verliebtheit rasend auf.

War er denn überhaupt noch ein Mann, wenn es ihm nicht gelang, ihre Scheu mit seinen Küssen zu töten?

Da er nun heute so enttäuscht war, daß sie ihn nicht abgeholt hatte, wurde seine Sehnsucht nach ihr fast zum Schmerz.

Was war denn das? Sie stand auch nicht am Fenster, als er vorfuhr. War sie unpäßlich? Das hatte wenig Wahrscheinlichkeit. Oder hatte sie Launen?

Dieser Gedanke erregte nicht seinen Zorn. Er hielt Launen für eine von allen Frauen unzertrennliche Eigenschaft. Wenn Launen sich in drolliger, pikanter Form äußerten, waren sie nur ein Reiz mehr.

Er fand Gunhild in ihrem Zimmer und nahm sie zärtlich in seine Arme. Darüber, daß sie ihn nicht abgeholt hatte, flüsterte er ihr Vorwürfe ins Ohr und malte seine Enttäuschung geradezu flammend aus.

Sie ließ sich küssen. Vor wenig Wochen noch wäre ihr diese Glut, die sich auch bei spielerischem Anlaß offenbarte, als bezaubernd erschienen.

Nun staunte sie sie an — fast als sähe sie ein Schauspiel, das sie selbst gar nichts anging.

‚Das ist doch vorbei', dachte sie, ‚wir sind doch nicht mehr in den Flitterwochen.'

Während des Essens blieb sie still. Er bemerkte auch, daß sie blaß aussah.

„Hast Du Kopfweh?"

„Nein."

„Du siehst leidend aus."



Waldinneres. (Motiv bei Dachau.) Ölstudie von Prof. Otto Strützel-München.

„Ich habe eine Sorge.“

Er lächelte.

„Mein süßer Liebling und Sorgen? Ist das Spitzenkleid verpaßt? Ich sagte Dir gleich, Du solltest es aus Berlin kommen lassen.“

Sie schwieg. Auf ihr Gesicht trat ein Ausdruck von stolzem Schmerz. Er wußte nicht, was er aus dem Gesicht machen sollte. Also wirklich sein Frauchen hatte Launen. Nun, damit mußte man ritterlicherweise Geduld haben.

Und er fuhr fort sie lächelnd und zärtlich zu betrachten.

Wie immer folgte Gunhild, nachdem abgegessen war, ihrem Manne in sein Zimmer. Und ehe er selbst noch an seinen Schreibtisch getreten war, stand sie schon daran und hob ein Briefchen von der braunen Platte auf.

„Hier,“ sagte sie unwillkürlich leise, „dies hat Tante Laura für Dich geschickt. Die Quittung über die Zinsen.“

Er sah sie starr vor Schreck an. Sein erster Gedanke war: Sie hat den Brief erbrochen.

„Ich war heute bei ihr, und sie kam damit heraus, daß Ihr Geschäfte zusammen hättet, Du und sie,“ fuhr Gunhild fort.

Also die Frau hatte geplaudert, das festgelobte Schweigen nicht gehalten.

Er lächelte ärgerlich. Ja, wer sich in ernsten Dingen auf Weiber verläßt . . .

Eine schwere Verlegenheit bemächtigte sich seiner. Was sollte er nun sagen? Was wußte Gunhild? Ihre Worte ließen nicht recht erkennen, ob sie in den Zusammenhang eingeweiht war.

‚Ich muß ihm helfen‘, dachte die junge Frau, ‚ich muß es ihm so leicht als möglich machen.‘

Er stand gegen die Schreibtischplatte gelehnt, die Rechte ein wenig zurück darauf gestemmt, in der herabhängenden Linken hielt er den noch ungeöffneten Brief.

Gunhild trat an ihn heran, ganz dicht, und legte ihre beiden Hände auf seine Schultern. Sie sah zu ihm empor.

In ihren goldenen Augen war heißes Leben. Bittende Liebe sprühte heraus und der leidenschaftliche Wunsch, sich verständlich machen zu können.

„Siehst Du, William — ich kann mir wohl denken, was das für Geschäfte sind. Ich bitte Dich von ganzem Herzen, spekuliere nie! Immer habe ich von Mama sagen hören, daß kein Segen daraus erstehen könne. Du überschüttest mich mit schönen Sachen. Ich habe mich auch an ihnen erfreut — besonders weil ich sah, daß sie Dir Freude machen. Aber so eigentliches Verlangen danach — das habe ich gar nicht. Ich bin an Einfachheit gewöhnt. Ich bin ganz zufrieden — wenn wir nur glücklich sind. Alles andere ist Nebensache. Und Du denkst gewiß, ich sehne mich nach Luxus. Deine rührende Liebe treibt Dich, etwas zu wagen, um mehr Geld zu erwerben. Tue es nicht, ich flehe Dich an. Ich habe ja keine ruhige Stunde mehr . . .“

Er umschloß sie mit beiden Armen.

„Aber, mein süßer Liebling,“ sagte er beruhigend, „mache Dir doch keine so törichten Gedanken. Ich spekuliere gewiß nicht.“

Sie drückte ihr Gesicht gegen seine Brust. Sie wagte nicht ihn noch anzusehen, denn sie zitterte vor Furcht, daß er sie belogen habe mit diesen Worten oder gleich lügen würde. Denn irgend eine Erklärung mußte doch kommen . . .

„Es ist sehr unrecht von Tante Laura, daß sie Dich mit so langweiligen und unschönen Dingen unterhält. Was braucht sich mein Liebling um Geldgeschichten zu kümmern? Ist es nicht genug, wenn mein Schatz das Geldtäschchen immer voll hat, um sich alle kleinen Launen befriedigen zu können? Darüber, wo das Geld herkommt, soll er sich nicht sorgen.“

Sein zärtlicher Ton traf sie, als klängen in ihm tödliche Kränkungen mit.

Sie richtete sich auf — sie trat einen Schritt von ihm zurück.

Mit gesenkten Lidern stand sie so und faltete unwillkürlich die Hände. Nicht zur Bitte. Um sich zu fassen, um sich festen Halt zu geben . . .

„Doch muß ich mich kümmern — doch muß ich wissen . . . Was sind das für Zinsen, die Tante Laura von Dir zu bekommen hat?“

Sie sprach nur ganz leise. Aber so bestimmt, daß er fühlte: es gab kein Ausweichen.

Das hatte er sofort gefürchtet. Wenn die Neugier einer jungen Frau erst einmal einen Haken gefunden hat, an den sie sich hängen kann . . .

Und er war auch entschlossen es zu sagen. Nun erschien es ja richtiger, die Wahrheit zu bekennen und ihr einzugestehen, daß er eigentlich nur ein armer Teufel gewesen, da er um sie freite, und daß Tante Laura ihn dekorativ mit Geld ausstaffiert hatte, damit man ihn nicht als gewöhnlichen Mitgiftsjäger auffaßte.

Was Gunhild anbetraf, so machte sie sich wahrscheinlich wenig daraus, daß er selbst arm war, und daß sie das Geheimnis auch fernerhin vor ihrer Mutter bewahrte, dafür wollte er schon sorgen ...

Drüben auf dem Tisch stand die brennende Lampe. Durch die sie umschleiernde gelbliche Hülle fiel nur ein geringes Licht auf den nächsten Umkreis. Hier, am Schreibtisch, nah an dem verhangenen Fenster, war nur Dämmerung.

Aber dennoch erkannte der Mann die entschlossene Haltung der Frau.

Da er so lange schwieg, sah sie zu ihm empor.

Im Halbschatten war sein Gesicht auffallend weiß, und die samtenen, tiefen Augen leuchteten in feuchtem Glanz.

„Mein Liebling," sagte er mit erzwungenem Lächeln, „da Du halb und halb hinter die Geschichte gekommen bist, will ich sie Dir ganz anvertrauen. Du bist — wir sind nämlich Tante Laura zu viel Dank verpflichtet. Sie ist in Wahrheit unsere Schutzgöttin gewesen. Sie hat mir die ganzen 150 000 Mark geliehen, die ich auf den Tisch des Hauses niederlegte."

„Und — Du — Du — Dein — Geld?" fragte sie stammelnd.

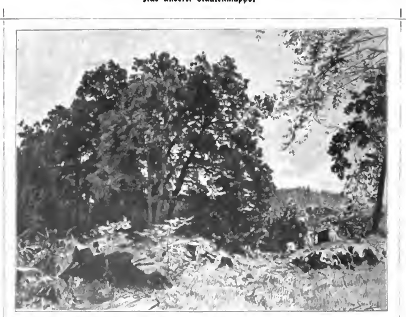
„Schatz — ich habe einfach keines."

Ein paar Herzschläge lang rührte die junge Frau sich nicht.

„Du bist also — ganz — arm ..."

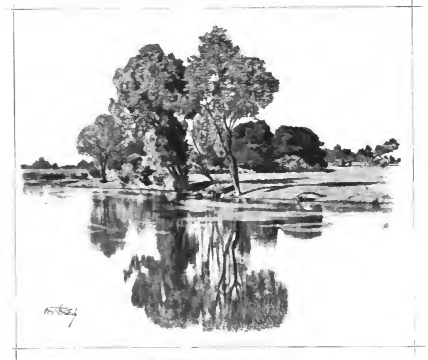
„Ja. Aber das brauchst Du nicht tragisch zu nehmen. Deine Mutter ist viel, viel reicher, als man ahnt, das Geschäft bringt sehr bedeutende Einkünfte. Wenn ich Dir sage, daß wir trotz unseres eleganten Lebens noch jährlich gut zurücklegen können, wirst Du ermessen, wie sehr unter ihren

Aus unserer Studienmappe:



Kohlestudie (Motiv bei Tolz) von Otto Strützel.

Aus unserer Studienmappe:



Kohlestudie von Otto Strützel.

Verhältnissen Deine Mutter sich eingerichtet und daß wir schnell kapitalisieren werden," erzählte er eifrig.

„Und gerade von ihr — von Laura..."

„Sie bot es von selbst an. Und wenn Du willst, kannst Du, von einem gewissen Standpunkt aus, dies Geld sogar als unser eigenes ansehn. Als ich ihr das erstemal die Zinsen brachte, sagte sie, daß sie diese Summe, auch wenn sie wieder heirate, uns vermachen würde..."

Um die Lippen der jungen Frau spielte ein Lächeln, vor dem er erschrak.

„Meine Mutter hätte nicht auf das Geld gesehen..." sprach sie.

„Bei keinem andern Bewerber. Aber bei mir. Bei mir gewiß. Meine Armut hätte ihr den Vorwand gegeben, zu sagen, ich wolle nur Dein Vermögen. Und das weißt Du, mein Liebling, daß mich nur heißeste Liebe zu Dir trieb... Geldheiraten... ach, Du mein Gott... die standen genug an meinem Weg... nicht wahr, das weißt Du."

Er nahm ihre Hand. Sein Ton schwor noch heißer als seine Worte... seine weichen, dunklen Augen schworen...

Gunhild wußte es auch... glaubte es auch...

„Ja, das weiß ich," sagte sie matt.

Und dann auf einmal schrie sie: „Mit einer Lüge! Arm warst Du — arm..."

Sie warf sich in den nächsten Stuhl. In seiner tiefen Schale kauernd, wimmerte sie leise vor sich hin.

Er hatte ihre Mutter belogen! Den Mut hatte er gehabt! Was gehörte dazu!

Verstand er denn gar nicht, wer sie war? Erzwang denn ihre ganze Lebensarbeit nicht seine bewundernde Achtung?! Wagte er es, sie mit einer Lüge zu beleidigen?!

Mit einer so plumpen, platten Lüge, mit erborgtem Geld, hatte er sich das Vertrauen ihrer Mutter erkaufen wollen...

Es durchschauerte Gunhild, daß es ihm dennoch nicht geglückt war — daß die Mutter ihm noch immer fremd und mit kaum verhüllter Feindseligkeit begegnete.

Hatte ihre heiße Mutterliebe einen sechsten Sinn, mit dem sie es spürte, daß ihr die Unwahrheit gegenüberstand und sich mit unreinlichen Waffen den Sieg erringen wollte?

Und hatte er nicht auch sie selbst mit dieser Lüge schwer gekränkt?

Freudig und tapfer würde sie jedes, auch das geringste Los mit ihm auf sich genommen haben und hätte noch Wonne darin gefunden, seinetwegen Entbehrungen zu tragen.

Nicht so viel Glauben hatte er an ihre Liebe gehabt und nicht so viel an die Gerechtigkeit ihrer Mutter, um ehrlich zu sagen: ich bin arm.

Gunhild ahnte, fühlte: die Kühnheit eines solchen Geständnisses gerade unter den damaligen Umständen, hätte ihm vielleicht das Herz, jedenfalls die Achtung der Mutter gewonnen. Wenn sie solchen Beweis von Wahrhaftigkeit gesehen, würde sie an seinen Wert geglaubt haben ...

Mit immer wachsendem Unbehagen sah der Mann auf die junge Frau, die im tiefen Stuhl kauerte, als habe sie sich in einen Schlupfwinkel verkriechen wollen.

Er hörte ihr leises Weinen.

So sehr nahm sie es sich also zu Herzen, daß er arm war.

Ganz kurz kam ihm ein geringschätziges Gefühl, das ganz im allgemeinen an die Adresse „der Weiber“ gerichtet war.

Vermutlich kränkte es Gunhilds Eitelkeit, daß er arm war. Oder in ihrem Köpfchen entstand doch am Ende sofort der Verdacht, daß er sie ihres Geldes wegen genommen habe.

Aber dann tat sie ihm doch sehr leid. Und der Gedanke, daß die Vollkommenheit ihrer Hingabe an ihn nun einen Bruch bekommen könne, peinigte ihn.

Er liebte sie mit fanatischer Leidenschaft. Und ihre naive Leidenschaft für ihn war das bezauberndste Erlebnis seines ganzen Daseins.

Er fühlte, daß er daran zerbrechen würde, wenn er aufhörte, ihr Abgott zu sein.

Und es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihn ein solches Gefühl durchzitterte. Er war sonst einer von denen, die sich biegen und durchwinden. Noch nie vorher war etwas in ihm so stark gewesen, daß es hätte brechen können und müssen ...

Er trat ganz nahe an sie heran. Mit seiner Hand konnte er nicht ihr Gesicht, das sie versteckt hielt, erreichen, sondern nur den Haarknoten an ihrem Hinterhaupt. Er suchte das Haar liebevoll zu streicheln.

„Weine doch nicht so, sei doch nicht so traurig, mein Liebling,“ sagte er mit seiner zärtlichen Stimme. „Du brauchst wirklich keine Furcht zu haben, daß ein Mensch davon erfährt ...“

Sie verstummte. Sie horchte. Und horchte immer noch den Worten nach, als sie schon lange verhallt waren.

Mit einem Schlag begriff sie: er glaubte, sie weine um seine Armut, die ihre Eitelkeit verletzte. Er verstand nicht, daß sie nur über die Lüge weinte ...

Und sie horchte nicht nur — sie fühlte — sie belauschte ihre Nerven ...

Es war ihr, als streichle ein ganz fremder Mensch ihr das Haar; als berühre sie jemand, mit dem sie keine, aber auch gar keine Gemeinsamkeit hatte ...

Sie kam in die Höhe, setzte sich aufrecht und sah ihn im Dämmer der Halbbeleuchtung aufmerksam an.

Er kniete jetzt vor ihr und faltete seine beiden Hände um die ihren. Mit seinen weichen, tiefen Samtaugen sah er sie innig an.

Er flüsterte Liebesworte ...

Und weil sie immer schwieg, glaubte er, er sei auf dem Wege zum Siege.

Kleine Frauen wissen nicht immer gleich den Übergang zu machen — sie sind klug, wollen keine taktischen Fehler begehen ... Wenn sie sich zu schnell versöhnt zeigen, wird der Geliebte zu übermütig ...

Er war ganz sicher, daß sie ihm plötzlich um den Hals fallen und nach einigen heißen Küssen ihm dann noch als Intermezzo eine Strafpredigt halten würde, um abermals zärtlich seine reuevollen Liebkosungen zu empfangen. Mein Gott, das kannte er ja. Das war so süß ...

Aber Gunhild schlang nicht ihre Arme um seinen Hals. Immer sah sie ihn aufmerksam an ...

Endlich mußte er begreifen: sie hörte ihn nicht.

Er verstummte.

Und es war, als habe sie nur darauf gewartet.

Sie erhob sich.

„Niemals," sprach sie halblaut und sehr festen Tones, „niemals darf meine Mutter davon erfahren. Es würde sie unaussprechlich schmerzen. Das wollen wir ihr ersparen."

Nichts war ihm ja erwünschter. Gottlob — sein Liebling betrug sich doch noch vernünftig.

„Wir müssen Tante Laura sehr, sehr bitten, daß sie weiter schweigt ..."

„Wird sie — wird sie," versprach er eifrig. „Wir brauchen nur immer recht nett mit ihr zu sein ..."

In Gunhilds Mienen bewegte sich nichts.

„Und dann," sprach sie weiter, immer mit halber Stimme und in größter Festigkeit, „dann werden wir sparen — sehr sparen — um alljährlich etwas von unserer Schuld abtragen zu können."

„Alles, was Du willst, Liebling," sagte er bereit, aber er lächelte in sich hinein und dachte: ‚Das ist nur ein Augenblicksvorsatz — sparen? Das können wir ja gar nicht — und wozu auch — da wir das Geld ja doch mal erben ...‘

„Und nun sei wieder gut," bat er, als sei soeben ein kleiner Zank in Schmollen und Grollen verhallt.

Sie wich ein wenig zurück, aber ohne Pathos — ohne Zorn.

Ganz sanft sagte sie: „Laß mich heute. Ich bitte Dich. Nach den vielen Aufregungen möchte ich ein wenig allein sein. Darf ich zu Bette gehen? Ich habe Kopfschmerz."

Es war keine Lüge. In ihren Schläfen fühlte sie gleich kleinen stetigen Hammerschlägen den Puls, und ihre Lider brannten von den vergossenen Tränen.

„Alles, wie Du willst, Liebling," sagte er wieder, aber doch recht enttäuscht, da er sich auf eine verliebte Versöhnungsfeier gefreut hatte.

„Und nochmals, meine süße Gunhild, mach' Dir keine unnützen Gedanken. Wir haben große Einkünfte. Na, und was die kleine Flunkerei betrifft: im Krieg und in der Liebe gelten alle Listen — das weißt Du doch ... ich wäre ja bereit gewesen, Dich zu entführen, Deine Wächter zu erschießen, mich zu duellieren und Gott weiß was — aber erobern mußte ich Dich mir ..."

Sie reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht," sagte sie.

Er küßte sie und wünschte dem armen kleinen Kopf schleunigste Besserung, und verwünschte noch mit allerlei Scherzreden sein Mißgeschick, das ihn nicht mit Nabobschätzen in Indien gesegnet habe.

Ganz still, ganz wach lag Gunhild und schloß die Augen nur, als ihr Mann ins Zimmer kam.

Es wäre ihr unmöglich gewesen, noch mit ihm zu sprechen.

Das, was in ihr vorging, war kaum ein Kampf zu nennen.

Sie stand vor zwei Erkenntnissen. Mit beiden mußte sie fortan durch das Leben gehen.

Und das bedeutete, daß auf ihre jungen Schultern eine Riesenlast gelegt worden war.

Mit festem, starren Mut bereitete sie sich, diese Last zu tragen.

Die eine Erkenntnis war, daß ihre Liebe tot sei.

Der Rausch war verflogen, das Strohfeuer ihrer Verliebtheit verlodert. Vielleicht hatte sich das seit Wochen langsam in ihr vorbereitet, die Flamme hatte schon lange keine neue Nahrung mehr bekommen, aber noch dann und wann den Stoff zum scheinbar kräftigen Wiederaufflackern auf ihrer gewohnten Herdstätte gefunden. Nun, bei dem scharfen, eisigen Windhauch erlosch sie plötzlich ganz.

Und Gunhild horchte mit Entsetzen in ihr Herz hinein, ob da nicht eine, nicht eine kleine leise Stimme für ihn sprechen und seine Lüge entschuldigen würde.

Aber in ihr blieb alles stumm und tot.

Und sie sah, daß der Mann war wie eine hohle Statue: schön von außen, leer von innen.

Sie wußte, daß sie keine seelische Gemeinsamkeit mit ihm hatte — gar keine.

Und neben dieser Erkenntnis stand die andere, daß die Ehe heilig sei und auch ihr heilig bleiben solle und müsse. Trotz allem ...

— — — — — — — — — —

Wenn Justine Staphorst in dieser Nacht in das Herz ihrer Tochter hätte schauen können, würde sie gefunden haben, daß es fest und stark ward im Leiden, und daß

Aus unserer Studienmappe:



Gehöft Moorschweige bei Dachau. Kohlestudie von Otto Strützel.

alle Saat, welche sie hineingelegt, nun rasch und herrlich aufging.

In den langen, gedankenvollen Stunden dieser Nacht kam die junge Frau sehr weit. Sie legte einen Weg zurück, so schwer, so steil, wie er Glücklichen niemals zugemutet wird.

Und sie kam dahin, wohin sie zunächst mußte: bis zu dem Punkt, von wo aus man klar übersieht, wie es weitergeht und wo das Ziel liegt.

‚Meine Ehe soll mir heilig bleiben, und wenn ich noch keine seelische Gemeinschaft mit meinem Manne habe, so muß ich suchen, solche zu finden,‘ fühlte sie deutlich.

Sie begriff die Schwere der Aufgabe, ja, die Unmöglichkeit, sie zu lösen. Aber es gibt Aufgaben, an die man sich trotz dieser Erkenntnis von der Unmöglichkeit heranwagen muß. Man darf an ihnen zerbrechen und vergehen, aber entmutigt verlassen darf man sie nicht. Und die junge Frau gelobte sich, mutig zu bleiben.

Er war ein Mann von einunddreißig Jahren und von internationaler Lebenserfahrung. Sie war achtzehn und bis vor kurzem noch ein Kind gewesen.

Es schien ein fast wahnwitziges Unternehmen ...

Konnte ein Pflichtgefühl soviel heilige Kraft haben, um über solche Klüfte hinwegzutragen?

Sie, die selbst noch so Unreife, wollte einen Mann bilden — umbilden — wollte eine Seele suchen und verstehen lernen ... Und mußte doch eigentlich noch selbst beide Hände ausstrecken und bitten: helft mir vorwärts ...

Konnte das gehen?

‚Es muß — es muß,‘ dachte sie ververzweifelt, ‚immer wieder von vorn werde

ich anfangen, wenn ich sehe: es war nicht die rechte Art . . .'

Aber noch eine andere Aufgabe stand vor ihr und sah sie mit bittenden, wehmütigen Augen an.

Die mutete ihr etwas zu, von dem Gunhild gar nicht wußte, ob sie es könne, ob sie auch nur von fern dazu Talent habe — Heuchelei!

Kein trotziger Gedanke war in ihrem Herzen. Eine so leidschwere Seele gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Und sie sagte sich also nicht: meine Mutter darf niemals wissen, daß mein Glück zerstört ist, weil dies ihr und ihren Vorurteilen recht gäbe.

Sie wußte nur: ihre Mutter dürfe nichts wissen und erraten, weil auch sie sonst leiden würde.

Gunhild bildete sich ein, daß die Mutter in der zweifellosesten Überzeugung lebe, ihr Kind sei glücklich. Der Glaube mußte ihr bleiben, er mußte sie ja dafür entschädigen, daß ihr Kind eine Heirat gegen ihren Geschmack eingegangen war.

Bei der bloßen Vorstellung, in welchen Abgrund von Kummer ihre Mutter versinken mußte, wenn sie die Wahrheit erführe, in welche Raserei des Zornes sie geriete, wenn ihr Williams Lüge bekannt würde, zitterte Gunhild schon.

Es galt, vor den Augen der Mutter — vor diesen klugen, durchdringenden Augen — die Rolle der Glücklichen zu spielen, bis — ja bis wann?

Bis aus der Rolle eine Wahrheit geworden? Konnte es das geben?

Für die Menschenseele ist jede Wandlung möglich, sei sie noch so wunderbar, so unglaubhaft, so märchenhaft. Leben — das heißt: staunen.

Gunhild war jung. Sie hoffte. Besonders auch, weil sie nur durch die inbrünstige Hoffnung Kraft gewann.

Denn sie empfand dumpf irgendein Hindernis in ihrem Herzen und konnte sich auf keine Weise klar machen, was es sei.

Es war das Schamgefühl, welches, aus der Ernüchterung geboren, ihr ganzes Wesen nun wie mit Eisenklammern umgab.

Gerade mit ihm, dem sie sich so in blindem Rausch gegeben, von dem sie geglaubt hatte, er sei ihr der Nächste auf der Welt, gerade mit ihm zusammen das neue Leben anzufangen, mit ihm nach gemeinsamen Zielen zu suchen, schien schwerer als mit einem Fremden. Zu solcher Arbeit braucht man fröhliche Unbefangenheit. Die konnte es zwischen ihnen beiden doch nicht geben. Um so weniger, als der Mann nicht durch die Eiszone solcher Ernüchterung gegangen war.

Immer neue Gedanken stiegen aus den geheimsten Untergründen ihrer Seele empor und kreisten um sie, wollten sie im Wirbel hinabziehen, daß sie in Entmutigung ertrinke.

Aber mit starrem Vorsatz hielt sie sich oben.

Ich will! Ich muß!

Es war etwas in ihr von der zähen Waghalsigkeit ihrer Mutter. Die hatte dereinst jung, unerfahren, arm, das Unternehmen gewagt, sich und ihren Kindern eine wirtschaftliche Existenz zu erkämpfen, und war zu stolzen Erfolgen gelangt. So wollte sie nun kämpfen um ein reines, gehaltvolles Glück, um eine segensvolle Ehe.

Sie fühlte klar: Wenn die Wahl frei sei für sie — sie würde mit den Erkenntnissen von heute den Mann, der ihr Gatte war, nicht wählen.

Aber es gab keine Wahl, es gab nur eine Pflicht.

Wie oft aber hatte sie von ihrer Mutter gehört: wer eine Pflicht nicht freudig tun will, soll's lieber bleiben lassen, denn sonst ruht ja doch kein Segen darauf.

Und zuletzt, nach vielen durchgrübelten Stunden, als sie sich ganz ermattet und zerschlagen fühlte, zuletzt faltete sie die Hände, und ihr war, als säße ihre Mutter an ihrem Bette und Fräulein Wittmer stehe dabei und murmelte: „Komm, Gunhild, komm."

Sie betete recht von Herzen um Freudigkeit, denn sie fühlte wohl, dies konnte das einzige sein, woran es ihr fehlen möchte.

— — — — — — — — — — —

William stand vom anderen Tage an vor einem Rätsel.

Wenn seine Frau ihm noch zürnte, dann sollte sie ihm nur Szenen machen, Launen zeigen, Tränen vergießen. Er würde schon verstehen, dagegen zu kämpfen und die Wetterwolken zu verjagen.

Wenn sie ihm aber nicht mehr zürnte, dann sollte sie sich auch seiner Zärtlichkeit nicht entziehen und wieder seine lebensfrohe, elegante, verliebte Frau sein, um die ihn alle Männer beneideten.

Aber so! Diese milde Freundlichkeit! Er verstand gar nichts daraus zu machen. Sie war ihm langweilig. Er sah den Zweck davon nicht ein.

Und das große Ballfest, das sie geben wollten und zu dem sie schon allerlei Pläne entworfen hatten für herrliche Blumendekorationen und außerordentliche Kotillonüberraschungen, das sollte nun gar nicht gegeben werden, weil es zu teuer werden würde und sie sich einschränken mußten?

Und alle Augenblicke weigerte Gunhild sich, ins Theater zu gehen, sobald ihr das Stück, das auf dem Spielplan stand, keinerlei „Gewinn" zu verheißen schien, wie sie sagte.

Dafür hatte sie fort und fort die „herzlichsten Wünsche" an ihn — bald sollte er ihr abends dies und das vorlesen, oder Dinge erklären, über die er sich selbst erst durch Nachschlagen im Konversationslexikon unterrichten mußte.

Ihre Mädchenfreundschaft mit Käthe Henning wurde wieder sehr lebhaft gepflegt, und sehr oft war Pastor Henning mit seiner Tochter bei ihnen Tischgast, oder Gunhild berichtete, daß sie für sich und ihn eine Einladung zum Abend bei Hennings angenommen habe.

Sicherlich, es waren sehr nette Leute. Aber er wußte so wenig mit ihnen anzufangen. Man besprach Dinge, die, Williams Meinung nach, Pastor Henning sich lieber für die Kanzel aufbewahren sollte und über die Gunhild sich ihren Kopf nicht zu zerbrechen hatte.

Und eine förmliche Fragewut hatten sie und diese Käthe. Und der blonde, etwas schwerfällige Mann, saß dann da, zufrieden und freundlich, und gab auf jede Frage Antwort. Gunhild wollte wissen, ob ein Unterschied zwischen Moral und Ethik sei, oder ob es dasselbe bedeute. Und Käthe wollte etwas über Giordano Bruno hören. Und Gunhild wollte eine für ihren Bildungsgrad passende Kulturgeschichte genannt haben. Und Käthe wollte . . .

Ach, es schwindelte einem, wenn man an all diese schulmeisterlichen Sachen dachte. Und dabei konnte Gunhild nachher mit heißem Kopf sagen: Wie war es interessant — wie dankbar bin ich ihm — was haben wir wieder gelernt . . .

Wir! Er merkte, was das hieß . . .

Und mit Gunhilds Garderobe war es nun so: Sie wollte sich einfach keine Winterkleider anschaffen, sie habe noch genug. Das fand er unfaßlich.

Dies waren alles Äußerlichkeiten, und sie hatten einen kleinen altklugen, lehrhaften Beigeschmack. Das fühlte er wohl, und das ärgerte ihn nicht wenig.

Aber er hoffte, das würde vorübergehen. Diese Manie seiner Frau, aus ihm einen stillzufriedenen Predigtamtskandidaten heranziehen zu wollen, würde ja bald erschlaffen. So etwas sind Anläufe. Die nimmt ein überspanntes Köpfchen wohl mal. Es saß eben zu viel von den Einflüssen noch in ihr fest, die das weise Fräulein Wittmer und die unfehlbare Mutter auf sie ausgeübt hatten. Er mußte Geduld haben mit seinem Liebling. Eines Tages würde ihre Eitelkeit schon wieder wach werden und begreifen, wie wenig reizvoll ihr diese Philiströsität stand.

Und während er sich das sagte, sozusagen sehr deutlich sagte, vernahm er noch eine andere Flüsterstimme. Auf die aber wollte er nicht hören. Denn was sie ihm zuraunte, war zu erbitternd . . .

Er sollte wirklich das Herz des holdseligen jungen Geschöpfes verloren haben? . . . nicht mehr ihr Abgott sein? . . . Sie war ihm nicht mehr in blinder Leidenschaft ergeben? . . . Alle jene heißen Stunden voll Wonne und Zärtlichkeit sollten nie, nie wiederkehren?

Das war ja unmöglich! Das würde er nicht ertragen.

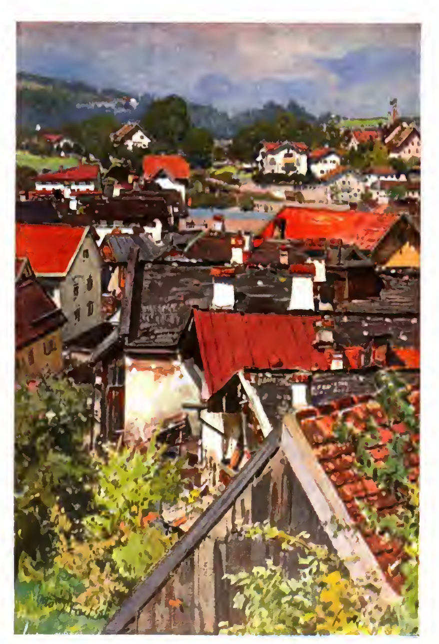
Lieber tot, als wieder Schiffbruch leiden, und immer wieder Schiffbruch . . .

Und sein ganzes Wesen flammte auf in der wilden Begier, sich die Frau wieder zu erobern, sie sich mehr als je untertan zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Du bist was wert, und unverzagt
Kannst Du den Blick zum Tode lenken,
Wenn Einer nur von Herzen sagt:
Gesegnet sei sein Angedenken.

Alb. Roderich.



Blick auf Tölz. Studie von Prof. Otto Strützel-München.



Villa Borghese und ihre deutschen Erinnerungen.

Zur Enthüllung des Goethe-Denkmals.

Von G. v. Graevenitz.

Mit dreizehn Abbildungen.

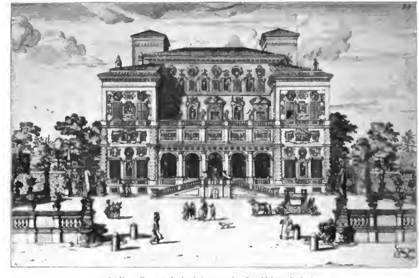
Villa Borghese! Welche Fülle von Bildern und Erinnerungen ruft der Name dem Romkenner ins Gedächtnis! Breite, sonnendurchflutete Alleen, auf denen die Karossen und Equipagen des römischen Adels und der Fremdenaristokratie dahinrollen, und stille, von Lorbeer und Steineichen dichtbeschattete Fußpfade, die zum träumenden Schlendern einladen; überraschend sich öffnende Fernblicke auf die Campagna di Roma, auf weißschimmernde, von den grünschwarzen Säulen der Zypressen umstellte Tenuten, auf Weinberge und Olivengärten, auf die blauenden, bis in das Frühjahr hinein schneegekrönten Höhen der Sabinerberge, und wenige Schritte weiter eine von Liguster und Buchsbaumhecken umschlossene, efeuumsponnene Ruine, ein Idyll der Gartenkunst des Barock; anemonen- und veilchenübersäete Wiesen, auf denen fröhliche Kinder und die Zöglinge der Priesterseminare sich tummeln, ländliche Erfrischungslokale mit geputzten römischen Ammen, Volksfeste in der pinienüberragten Rennbahn, allerlei Getier und Ausstellungen in dem abgeschlossenen Giardino del Lago mit dem Aeskulaptempel in der Mitte. Und im Gegensatz zu all diesen modernen Lebensäußerungen am Ende des weiten Villenbezirks in vornehmer Ruhe der elegante Kasinobau der Spätrenaissance, eine Kunstsammlung umschließend, die in hervorragenden Werken des Marmors und der Farbe uns einen Abglanz der gesamten Kunstgeschichte gibt. Und inmitten dieser Vereinigung von Schätzen römischer Natur und Kunst, von Zeugnissen römischer Lebensfreude soll sich nun das marmorne Standbild des deutschen Dichters erheben, der uns wie kein anderer den ganzen vielgestaltigen Zauber Roms und des Südens kennen, erfassen und lieben gelehrt hat, der von Kindesbeinen an die Sehnsucht nach Italien und Rom in sich trug, der ein neues Leben von dem Tage seines Einzugs in Rom datierte, der selbst von sich sagte, daß er, mit seinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nie wieder froh geworden sei! Ein begnadeter Fleck römischer Erde soll einen deutschen Genius erhalten, das Bild Goethes in der Gestalt, in der er den Zeitgenossen seiner italienischen Wanderjahre erschien, soll sich unter den Laubwipfeln der Villa Borghese erheben!



Kopf des Bildes von Wilh. Tischbein: „Goethe in der Campagna."
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.)

So tritt noch lebhafter als früher an den deutschen Romfahrer, an die große Gemeinde derer, die in Rom nicht eine fremde Stadt sehen, sondern einen bevorzugten alten gastlichen Sitz des Deutschtums in der Fremde, die Frage heran: „Wie entstand die reiche Schöpfung dieser Villa, was bewahrt sie von Erinnerungen an die römische Zeit unseres größten deutschen Dichters, an andere Kinder unseres Volkes?"

Die zeitliche Wiege der Villa



Kasino Borghese in seiner ursprünglichen Gestalt.
Nach Jac. Lauro, Collectio antiquitatum urbis.

Borghese ist der Beginn des XVII. Jahrhunderts, das Zeitalter des Nepotismus. Rechten wir hier nicht mit dieser trüben Erscheinung katholisch kirchlichen Lebens, mit dem päpstlichen Brauch, unfähige und unwürdige Verwandte zu hohen Würden zu erheben, sie zu bereichern, um den Ruhm und den Einfluß der eigenen Familie für ferne Zeiten fest zu gründen. Erinnern wir uns hier nur, wie die Papstfamilien, die seit Clemens VIII. Aldobrandini (1592—1605) meist Rom entstammen, durch den Bau von Kirchen und Palästen, die Anlage von Villen dem Rom des XVII. Jahrhunderts den Charakter gegeben haben. Was wäre selbst noch das heutige Rom ohne die charakteristischen Kirchen dieser Periode, ohne die stolzen Paläste der Rospigliosi, Barberini, Pamfili, Chigi, Altieri, Odescalchi, Borghese, ohne die Baumkronen der Villa Aldobrandini mitten im Häusergewirr der Stadt, ohne die weiten, grünen, an die Aurelianische Mauer sich anlehnenden Flächen der Villen Pamfili und Borghese! In dem Begründer der letztgenannten Villa, dem Kardinal Scipio Borghese, einem Neffen Pauls V., tritt uns ein Vertreter des Nepotismus entgegen, der durch die Vorzüge der persönlichen Liebenswürdigkeit, der Wohltätigkeit und der Kunstliebe jenes Grundübel des Papsttums mit einem versöhnenden Schimmer umkleidet. Unter seinen zahlreichen kirchlichen Würden ist für uns Deutsche die des Protektors des Reiches, der deutschen und flandrischen Nation bei der Kurie von Interesse. Es verpflichtete ihn wie später den Kardinal Albani, den Freund unseres großen Winckelmann, bei Feierlichkeiten in der Kirche der Deutschen, der Anima, z. B. bei der Wahl oder am Namenstage des Kaisers, zu präsidieren, deutsche Standesherren und Gesandte einzuquartieren usw., und erhielt ihn so in dauernder Berührung mit dem deutschen Element in Rom. So überrascht es nicht, wenn Scipio Borghese den Entwurf des Hauptgebäudes des drei Miglien großen Villengeländes vor der Porta del Popolo, das der unglücklichen Familie Cenci abgenommen war, einem deutschen Baumeister übertrug. Ein Sohn der Siegfriedstadt am Rhein, Johann von Xanten, dessen Name in der italianisierten Form Giovanni Vasanzio (il Fiammingo) kaum noch erkennbar ist, war es, der in dem Kasino der Villa um 1615 dem fürstlichen Villenbau Roms eine glänzende und charakteristische Fortbildung schuf. Die reich behandelte Gartenfront zeigt vorgezogene Flügelbauten

und dazwischen eine Arkade toskanischer Ordnung mit hoher Attika; sie trägt eine Terrasse, welche bis an den dreigeschossigen von Türmen flankierten Mittelbau heranreicht. Das Ganze erhielt in eingemauerten Antikenresten, Sarkophagtafeln, Reliefornamenten und Kaiserbüsten einen eigenartigen und echt römischen Schmuck, wie ihn auch die Gartenfront der nahegelegenen Villa Medici zeigt. Leider ist diese architektonische Zutat, die in alle Teile Bewegung brachte und das Schwere der Bauformen aufhob, zum großen Teil einem Umbau des Jahres 1782 zum Opfer gefallen. Berühmt war von jeher der Grundriß der Villa, der um einen mittleren Saal geordnet ist, und das von allen Seiten hereinflutende Licht voll ausnutzt. So deutet alles auf die edle Bestimmung des Gebäudes hin, der es damals wie jetzt gewidmet war, ein Prunkgefäß ausgesuchter Kunstschöpfungen zu sein.

Die enthusiastische Kunstfreude des Kardinals und seine durch seine Bildung in höhere Sphäre gehobene Sammellust richteten sich in erster Linie auf den Erwerb von Antiken: für das Bildwerk des Hermaphroditen verpflichtete er sich den Mönchen, auf deren Grund und Boden es gefunden war, eine Kirchenfassade zu bauen. Unter seinen Nachfahren setzte sein Werk in seinem Geist namentlich Marc Antonio Borghese fort. Hatte Kardinal Scipio einem flandrischen Baumeister den Bau des Kasinos übertragen, so zog er 1782 unter gleicher Würdigung des internationalen Charakters der Kunst und speziell römischer Kunstausübung neben Italienern, Franzosen und Schotten in reichem Maße auch Deutsche zur malerischen und dekorativen Ausschmückung des Kasinos, zur Umwandlung des Parks nach neuklassischen Grundsätzen und in englischem Stil heran. Marc Antons Mäzenatentum gehört jener Periode der siebziger und achtziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts an, in denen das künstlerische Gestirn unseres Landsmanns Anton Rafael Mengs alle anderen Sterne am römischen Kunsthimmel überstrahlte. Seinem Schüler- und Verehrerkreis entstammen die deutschen Künstler, denen wir bei den künstlerischen Arbeiten in der Villa Borghese begegnen. Neben seinem Schwiegersohn Maron sind es namentlich sein Gehilfe bei der Freskenausschmückung der Stanza dei Papiri im Vatikan, Christoph Unterberger, und Wenzel Peters aus Karlsbad, der hochgeschätzte Tiermaler.

Wie für Mengs selbst, so bietet auch für seine Zeit- und Kunstgenossen die kunstgeschichtliche Schätzung in ihrem Gegensatz von damals und von heute eine eindringliche Illustration zu dem alten Predigttext der Geschichte: „Sic transit gloria



Kasino Borghese in der heutigen Gestalt.

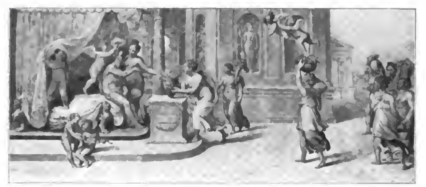
mundi.“ Wurden jene Männer damals enthusiastisch und über Gebühr gefeiert, so sind sie heute und doch wohl zu Unrecht völlig vergessen. Christoph Unterbergers große Plafondgemälde der Taten des Herkules und der Fabel des Apollo im oberen Stock des Kasinos (neuntes Zimmer) wurden damals und noch Jahrzehnte später zu den „geistvollsten malerischen Kompositionen dieser Art“ gezählt. Und heute? Wie viele deutsche Besucher der Galerie Borghese erfahren überhaupt davon, daß in ihr ein deutscher Künstler, der den Besten seiner Zeit genug getan hat, künstlerisch gewirkt hat! Wer weiß etwas von Wenzel Peter, von dem noch im Jahre 1822, als der Künstler achtzig Jahre alt war, eine römische Korrespondenz des deutschen „Kunstblattes“ meldete: „Tiermaler gibt es hier keine, die mit den Alten zu vergleichen wären, doch ist Wenzeslaus Peter hier bei weitem der beste.“ Wer wirft noch einen Blick auf seine einst vielgerühmten Tierdarstellungen im großen Saal des Erdgeschosses des Kasino! Im Jahre 1797 gedachte Goethe in einem Aufsatz „Kunst und Handwerk“ auch der Villa Borghese als eines reichen, herrlichen, würdigen Palastes, der mehr wert sei als die ungeheure Wohnung eines Königs, in der nicht Künstler, sondern nur Handwerker und Fabrikanten gewirkt hätten, und er feiert dann das Mäzenatentum des Fürsten Marc Anton mit den Sätzen: „Der Prinz Borghese besitzt, was niemand neben ihm besitzen, was niemand für irgendeinen Preis sich verschaffen kann, er und die Seinigen durch alle Generationen werden dieselben Besitztümer immer mehr schätzen und genießen, je reiner ihr Sinn, je empfänglicher ihr Gefühl, je richtiger ihr Geschmack ist, und viele Tausende von guten, unterrichteten und aufgeklärten Menschen aller Nationen werden durch Jahrhunderte eben dieselben Gegenstände mit ihnen bewundern und genießen.“ In bezug auf die Unterberger und Genossen, auf die Wertschätzung ihrer malerischen und dekorativen Leistungen in Fresko und Stuck, hat Goethes Prophezeiung sich nicht erfüllt.

Allerdings aber hatte er bei ihr die ganze Schöpfung der Villa im Auge, der Marc Anton neues Leben eingeflößt hatte, die Vereinigung von Park, Gartenanlagen und Kasino. Er mochte, worauf Otto Harnack bei Besprechung jenes Aufsatzes hinweist, bei seinen Besuchen der Villa oft trauernd an die engen Verhältnisse der Residenz seines Fürsten denken, wo er dann später in dem „römischen Hause“, allerdings in sehr viel kleinerem Maßstab, etwas ähnliches schuf wie das Villino Borghese. Goethe schätzte die Villa, der er sehr bald nach seiner Ankunft den ersten Besuch abstattete, nicht nur als Kunstfreund wie Johann Joachim Winckelmann, dem Meisterwerke der Antikensammlung wie der borghesische Fechter, der Eros oder Genius und andere die freudetrunkenen Gefühlsergüsse seiner ersten römischen



Die Hochzeit Alexanders mit Roxane.
Freske nach einer Zeichnung Sodomas aus dem Villino Rafaels.

*) S. Goethejahrbuch 1897. S. 15.



Vertumnus und Pomona. Freske aus dem Villino Rafaels.

Jahre eingaben. Der Dichter Goethe fand in den stillen Laubgängen des Parkes die Sammlung, die für die poetischen Schöpfungen seiner römischen Jahre, die Umarbeitung der Iphigenie, den Plan des Tasso und Faust, den Abschluß des Egmont so nötig war. Wie klar stand noch dem sechzigjährigen Goethe vor Augen, daß eine der eigenartigsten Szenen des Faust in der Villa Borghese ihre Gestalt gefunden hätte, die Szene in der Hexenküche! Auf einem Plan von Rom hatte er seinem getreuen Eckermann die merkwürdigsten Gebäude und Plätze und unter ihnen auch die Farnesischen Gärten gewiesen. „War es nicht hier, wo Sie die Hexenszene des Faust geschrieben?“ fragte Eckermann. „Nein,“ sagte der greise Dichter, „das war im Garten Borghese.“ Und vom Egmont schreibt er in einem Brief aus Rom vom 5. Juli 1787, daß er auf einem Spaziergang in der Villa Anstalt gemacht hätte, ihn zu endigen. Auch im Dezemberbericht der „Italienischen Reise“ setzt er den Abschluß des Egmont in Beziehung zu der Villa. Ein Brief mit allerlei Ausstellungen der Weimarer Freunde an dem Schluß des vollendeten Stücks war angekommen, und das Antwortschreiben des Dichters beginnt mit den Sätzen: „Wie sehr wünscht' ich nun, auch Euren Wunsch erfüllen und dem Vermächtnis Egmonts einige Modifikation geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit Eurem Brief gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden,



Das Wettschießen der Götter.
Freske nach einer Zeichnung Michelangelos aus dem Villino Rafaels.

das ich abzukürzen hätte."

Und die gleiche Anziehungskraft wie für den Dichter, der in dem vielgestaltigen Leben Roms Stunden stiller Abgeschlossenheit suchte, übte die Schöpfung des Kardinals Borghese auch auf den Naturfreund, den Künstler und Zeichner Goethe aus. Des Dichters Anschauung über sich selbst, daß Kunst und Nachbildung eine der entschiedensten Eigenschaften seiner Natur seien, sein heißes Verlangen und Bemühen, im Landschaftszeichnen einen gewissen Grad des Könnens zu erreichen, sind bekannt. So preist er in dem schon erwähnten Brief vom 5. Juli 1787 an Frau von Stein dankbar die Fülle der malerischen Blicke und Aussichten, die die Villa wie heute auch damals dem Zeichner bot. „Gestern nach Sonnenuntergang (man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen) war ich in der Villa Borghese. Wie hab' ich Dich zu mir gewünscht! Gleich vier herrliche Tableaus hab' ich gefunden, die man nur abschreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste, was es wolle." Wie wert mußte dem Dichter das Studienfeld der Villa sein, das gleich den Villen Medici und Ludovisi in der Nähe seines römischen Heims am Korso lag.



In der Villa Borghese. Zeichnung von Goethe.
(Aus den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1897.)

Und wie wir heute mit Erinnerungen an Goethe die ihm werte Villa beleben können, so taten es auch die, denen er in Rom nahe gestanden, oder sie senden ihm nach Norden Botschaft von der Villa. Nachdenklich-ernst schreibt Goethes litterarischer Freund, der Verfasser der „Reisen eines Deutschen in Italien", Karl Philipp Moritz: „Gestern morgen machte ich einen feierlichen Spaziergang in die Villa Borghese, wo ich lange mit Ihnen gesprochen habe; weil diejenigen von Ihren Gedanken, welche in mir feststehen, den meinigen immer zur gehörigen Zeit antworten ... Die Villa Borghese ist doch wirklich etwas Erhebendes in ihrer Art." Der jugendliche, den Dichter schwärmerisch verehrende Maler Bury erzählt ihm von dem wunderbaren Schauspiel eines deutschen Winters des Jahres 1789 in Rom, wo



Pinien an der Rennbahn.

der See der Villa zwei Schuh Eis hatte. „Ich kann mir nichts Verruchteres vorstellen als alle die schönen Sachen mit Eis umgeben zu sehen. Engländer, Deutsche, Holländer, Franzosen fahren Schrittschuh darauf, zur größten Verwunderung der Römer, von welchen nicht einer auf das Eis zu bringen ist.“ Und endlich — die Auslese könnte ins Unendliche fortgesetzt werden, stand und steht doch jeder Deutsche in Rom Goethe nahe — wenn der älteste Freund des Dichters in Rom, Wilhelm Tischbein, seinen den Aufseher, das damals jeder Villenbesuch erforderte, mußte er sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch den Eingang gegenüber der Porta Pinciana betreten. Das durch den gelehrten Architekten Canina in streng klassischen Formen errichtete Prachttor, das heute sich dem Besucher von Porta del Popolo her öffnet, verdankt jedenfalls erst der in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts erfolgten Erweiterung der Villa durch den Ankauf der Gärten Giustiniani und der Villa Olgiati mit dem



Erster Saal der Galerie (1. Stock).

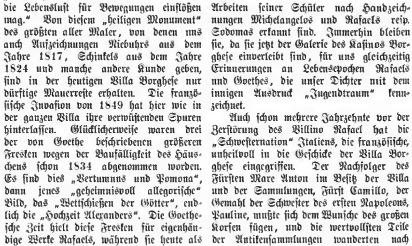
malerisch-poetischen Träumen nachhängen wollte, die später als „Idyllen“ durch Goethe ein dichterisches Akkompagnement gefunden haben, dann streckte er sich wohl lang ins Gras der Villa Borghese und ließ die von Deutschland kommenden Wolken und Schwalben über sich hinziehen.

So bequem wie dem heutigen Bewohner des alten Fremdenviertels zwischen Piazza di Spagna und Piazza del Popolo war Goethe und seinen Zeitgenossen allerdings der Besuch der Villa Borghese nicht gemacht. Abgesehen von dem Trinkgeld an Villino Rafaels seine Entstehung. Die Villa Olgiati mußte bis dahin getrennt besichtigt werden. Die Märzkorrespondenz der „Italienischen Reise“ erzählt uns von einem solchen Besuch dieser Stätte, wo Rafael an der Seite seiner Geliebten den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorgezogen hätte. Eingehend schildert dann Goethes Aufsatz „Von Arabesken“ die künstlerische Bedeutung des Villinos. „Am meisten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Rafael mit seiner

Geliebten bewohnte. Hier findet man an den Seiten der gewölbten Decke die Hochzeit Alexanders und Roxanens und ein anderes geheimnisvoll allegorisches Bild, wahrscheinlich die Gewalt der Begierden vorstellend. An den Wänden sieht man kleine Genien und ausgewachsene männliche Gestalten, die auf Schnörkeln und Stäben gaukeln und sich heftiger und munterer bewegen. Sie scheinen zu balancieren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles



Der See mit dem Äskulaptempel.
Nach Pronti, Nuova Raccolta delle Vedutine della Citta di Roma.



die Lebenslust für Bewegungen einflößen mag." Von diesem „heiligen Monument" des größten aller Maler, von denen uns auch Aufzeichnungen Niebuhrs aus dem Jahre 1817, Schinkels aus dem Jahre 1824 und manche andere Kunde geben, sind in der heutigen Villa Borghese nur dürftige Mauerreste erhalten. Die französische Invasion von 1849 hat hier wie in der ganzen Villa ihre verwüstenden Spuren hinterlassen. Glücklicherweise waren drei der von Goethe beschriebenen größeren Fresken wegen der Baufälligkeit des Häuschens schon 1834 abgenommen worden. Es sind dies „Vertumnus und Pomona", dann jenes „geheimnisvoll allegorische" Bild, das „Wettschießen der Götter", endlich die „Hochzeit Alexanders". Die Goethesche Zeit hielt diese Fresken für eigenhändige Werke Rafaels, während sie heute als Arbeiten seiner Schüler nach Handzeichnungen Michelangelos und Rafaels resp. Sodomas erkannt sind. Immerhin bleiben sie, da sie jetzt der Galerie des Kasinos Borghese einverleibt sind, für uns gleichzeitig Erinnerungen an Lebensepochen Rafaels und Goethes, die unser Dichter mit dem innigen Ausdruck „Jugendtraum" kennzeichnet.

Auch schon mehrere Jahrzehnte vor der Zerstörung des Villino Rafael hat die „Schwesternation" Italiens, die französische, unheilvoll in die Geschicke der Villa Borghese eingegriffen. Der Nachfolger des Fürsten Marc Anton im Besitz der Villa und der Sammlungen, Fürst Camillo, der Gemahl der Schwester des ersten Napoleons, Pauline, mußte sich dem Wunsche des großen Korsen fügen, und die wertvollsten Teile der Antikensammlungen wanderten nach Frankreich und ins Louvre. Manches ist nach dem Sturz Napoleons zurückgekehrt, manche Antike von Fürst Camillo seit 1820 neu erworben oder auf Borghesischem Grund und Boden gefunden, aber den alten Glanz hat dieser Teil der Sammlung nicht wieder erlangt, antike Werke allerersten Ranges wie den Borghesischen Fechter, den Eros finden wir in ihr nicht. Aber die im Jahre 1891 erfolgte Vereinigung der Kunstschätze des Palazzo



Rundtempel der Diana.
Nach Pronti, Nuova Raccolta.



Aus dem Park der Villa.

Borghese an der Ripetta mit denen der Villa hat die Gesamtsammlung wieder auf eine solche Höhe gehoben, daß sie den Namen einer „Königin unter allen Privatgalerien der Welt“, den der italienische Kunsthistoriker Venturi ihr gibt, wohl verdient: Meisterwerke der neueren klassischen Kunst wie Rafaels „Grablegung“, wie Tizians „Himmlische und irdische Liebe“, charakteristische Schöpfungen des Barock und des Klassizismus, wie Berninis „Apollo und Daphne“, wie Canovas „Pauline Borghese“ rechtfertigen solche Bezeichnung. Goethe würde sein Wort von dem „reichen, herrlichen, würdigen Palast“ auch heute noch aufrecht erhalten. Und ebenso würde er, der abgesagte Feind mutloser Verhimmelung dessen, was uns entrissen ist, auf Kosten dessen, was uns geblieben ist, auch heute noch der Fassung des Edelsteins der Galerie, dem Park und den Anlagen der Villa, seine Wertschätzung zuwenden. Die Villa ist nicht mehr der Besitz des einst reichsten der Patriziergeschlechter Roms. Die mißlichen Vermögensverhältnisse, in die die Borghese durch den römischen Bautenkrach der siebziger Jahre geraten sind, boten zunächst eine Handhabe für Staat und Stadt, auf die Verwaltung der Villa Einfluß zu gewinnen. Dann ward in langwierigem Prozeß ein Mitbenutzungsrecht der römischen Bürgerschaft an der Villa erstritten. Und schließlich ist nach Erwerb der Galerie und ihrer Kunstschätze durch den Staat auch die Villa in seinen Besitz übergegangen durch ein Gesetz vom 26. Dezember 1901 und des Inhalts: „Die Regierung des Königs ist ermächtigt, Villa Borghese für eine Summe, die drei Millionen nicht übersteigen darf, anzukaufen zu dem Zweck, sie ohne Gegenleistung der Stadt Rom zu schenken, damit diese sie mit dem Pincio verbinde und zu einem öffentlichen Garten umwandele, der den Namen Humberts I. tragen soll.“ Die Verbindung der Villa mit dem Pincio ist heute noch Zukunftsmusik, und der Name „Villa Umberto“ an Stelle des alten Namens wird sich in absehbarer Zeit nicht einbürgern; die Auslieferung der Villa aber an die römische Bürgerschaft ist eine un-

abänderliche Tatsache. Aber dieser Sieg des demokratischen Prinzips geht auf die Schöpfungszeit der Villa und ihren Begründer zurück. Kardinal Scipio setzte an eine hervorragende Stelle seines Besitzes eine noch wohl erhaltene Inschrift, die jeden ohne Unterschied des Standes zum Besuch der Villa einladet, jede einengende Vorschrift ferngehalten wissen will und die nur an die Wohlerzogenheit und Gesittung der Besucher appelliert. „Wer Du auch seist, wenn ein Freier, fürchte nicht lästige Bestimmungen! Gehe wo Du willst, pflücke was Du begehrst, scheide von hier, wenn es Dir paßt! Mehr als dem Eigentümer gehört hier alles dem Fremdling!" So gebot ein Aristokrat des XVII. Jahrhunderts! Gedenken auch wir deutsche Fremdlinge dankbar seiner in seinem einstigen Reiche!



Entwurf des für die Villa Borghese bestimmten Goethe-Denkmals von Prof. G. Eberlein.

Waldnixe.

Das Waldhaus schläft. Im grünen Neste
Hält's tiefe Sommermittagsruh;
Vom Dorf die letzten Morgengäste
Ziehn schmauchend ihren Katen zu.

Leer stehn die Gartentisch' und Bänke,
Darauf die Sonne brennt und flirrt;
Im Lehnstuhl drinnen in der Schenke
Nickt hinterm Sonntagsblatt der Wirt.

Der Wirtin stockt die Kaffeemühle,
Zum Schanktisch sinkt die Stirn herab;
Der Kellnerbursch' nur wischt die Stühle
Im Garten schläfriglungernd ab.

Drauf schleicht er nach des Gartens Ende
Und streckt sich lang ins Gras hinein
Und träumt von reicher Nickelspende
Und von des Wirtes Töchterlein.

Die huscht heraus zur Gattertüre,
Barfuss, und sieht sich um und lauscht,
Wo zwischen Zaun und Waldreviere
Der schilf'ge Weiher heimlich rauscht.

Dort streift sie rasch die Kleider nieder
Und schlüpfet kichernd in die Flut
Und schmiegt die blanken Mädchenglieder
Und kühlt das heisse Mädchenblut.

Es plätschert, und die Wellen spritzen,
Aufblinzt der Bursch' aus halbem Traum;
Ihm ist's, er säh' die Schwingen blitzen
Der Schwänin hinterm Erlenbaum.

Dann zieht ihn doppelt schwer zurücke
Der Mittagstraum in seinen Bann.
Das Eichhorn nur mit hellem Blicke
Äugt still des Walds Geheimnis an.

Fritz Erdner.

Das Kamel und die Nadel.

Ein Märchen von

Iwan Akunjan-Frapan.

(Abdruck verboten.)

Es lebte einmal in Chorassan ein Kamelführer, der hieß Nasim. Nasim hatte fünf Kamele, fünf große, starke Kamele, die er sehr liebte, weil sie ihm viele, viele Dinare gekostet hatten.

Besonders stolz aber war Nasim auf eins von ihnen mit Namen „Nar", für das er fünfhundert Dinare bezahlt hatte, d. h. gerade so viel, wie für all die vier anderen zusammen.

Nar war der Karawanenbaschi, das Haupt der Karawane. Es ging immer an der Spitze aller seiner Kameraden, weil es stärker und um einen ganzen Kopf höher war als sie. Weiches braunes Haar gleich zarten Daunen deckte seinen Riesenkopf mit den großen, abgrundschwarzen Augen und seinen mächtigen krummen Hals, über den Nasim so gern hinauf auf den hohen hügeligen Rücken kletterte, um sich dort, zwischen den zwei warmen Höckern wie auf lockeren Federkissen seinen Platz zu suchen.

Nars breite Stirn, die kurzen Ohren und die lange Schnauze waren mit fünfzig trillernden Glöcklein und ebensovielen Troddeln aus verschiedenfarbigen Fäden und grellen Läppchen geschmückt.

Endlich hing auch die Karawanenglocke aus Schmiedekupfer wie ein umgestülpter Eimer an dem breiten, mit Glasperlen besetzten Riemen von seinem krummen Halse nieder. Anstatt eines Klöppels baumelte in der Glocke ein schneeweißes Eselshüftbein, das Nasim einst im gelben Sand der Wüste gefunden hatte.

In all diesem Schmuck und Putz war Nar ein Bild von einem Kamel, und sein Herr konnte sich nicht genug an ihm weiden; er betrachtete es als ein Geschenk des Allmächtigen und zweifelte keinen Augenblick daran, daß es ihm für seine hohen Tugenden zuteil geworden, denn er war ein frommer und gläubiger Moslem, der nie im Leben sein Namas vergaß und zweimal in die heilige Stadt gepilgert war.

Einst, als die Sonne hinter der Erde verschwand und mit der Abenddämmerung die Kühle auf die sandige Wüste herabsank, belud Nasim seine fünf Kamele mit schweren Kisten voll kostbarer Seide und Goldbrokat, sprach seinen Abendnamas, suchte sich einen möglichst bequemen Platz auf Nars Rücken zwischen dessen weichen Höckern und zog mit der Karawane hinaus. Die ganze Nacht zog Nasim durch die lautlose Wüste. Die hellen Sterne blinzelten freundlich von der dunkelblauen Himmelshalle nieder und zeigten Nasim seinen weiten Weg.

Und Nasim pries Allah und wunderte sich über die Weisheit seiner Vorsehung.

Das Eselshüftbein hatte auch keine Ruhe. Bei jedem Schritte Nars schlug es mit seiner Knochenkeule an die Karawanenglocke, aus der das dröhnende, starke Bu—um! Ro—om! wie ein Echo weit, weit in die stille Nacht über das endlose Sandmeer hinklang.

Nach diesen Schlägen wußte Nasim in seinem süßen Schlummer, ohne die Augen aufzutun, wie schnell seine Kamele schritten.

So wandelten auf ihren weichen, breiten Hufen die großen Kamele, eins hinter dem andern, gehorsam wie kleine Kinder, durch die Wüste, die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Nacht schmolz hin, und der Tag brach an. Die Sterne wurden blaß und verlöschten, einer nach dem andern.

Die kleinen Wolkenfetzen im Osten erglühten in golbigem Rot.

Nasim rieb sich die Augen, gähnte, reckte die Glieder und sah in die Ferne. Zu seiner Freude gewahrte er schon die Schattenrisse der Karawanserei und die grauen Gipfel der Ölbäume.

„Ho—ha—ho! Ho—ha—ho!" klang seine Stimme ermunternd und freudig über die müden Kamele hin. „Weiter! Wir sind bald da!"

Das Eselshüftbein wiederholte immer schneller sein Bu—um! Ro—om!

Plötzlich aber stand die ganze Karawane still, und die Glocke hörte auf zu läuten.

Nasim war sehr überrascht. Er hob sich von seiner Stelle und sah auf dem gelben Sand, dicht vor dem Nar, eine zusammengekrümmte alte Frau.

„Nun, Alte, Du! Was hältst Du die Karawane auf? Aus dem Wege!" schrie zornig Nasim von seinem hohen Platze wie ein Chan von seinem Thron.

„O, Karawanenführer," antwortete die Alte, „zieh' Dein Nar auf die Kniee nieder, steig' ab auf die Erde und suche mir meine Nadel; ich habe sie in den Sand fallen lassen und kann sie nicht wiederfinden. Ich bin alt, o Nasim, Allah nahm das Licht von meinen Augen. Du aber bist jung. Deine Augen sind noch nicht verrunzelt unter der Last Deiner Jahre. Komm herunter, Karawanenführer Nasim, suche der Alten ihr einziges Nädelchen, denn ich muß mir ein Hemd nähen, um meine Blöße zu bedecken."

„Was?" fragte Nasim, seinen Ohren nicht trauend. „Wegen Deiner nichtsnutzigen Nadel soll sich mein Nar, das groß ist wie ein Berg, auf die Kniee niederlassen? Die schwere Last Deiner Jahre, Alte, hat, wie ich sehe, nicht nur aus Deinen Augen das Licht, sondern auch aus Deinem Gehirn den Verstand vertrieben."

„Ho—ha—ho!" schrie er das stehengebliebene Nar an und zog an seinem Kettenzügel.

Nar setzte sich in Bewegung und ihm folgten seine vier krummhalsigen Kameraden. Bald verklang die schwache, flehende Stimme der alten Frau im Dröhnen der Karawanenglocke.

„Wegen einer dummen, verrosteten Nadel eine ganze Karawane aufzuhalten," brummte Nasim empört den ganzen Weg entlang bis hin zur Karawanserei. „Ich eile, um bis zum Sonnenaufgang die Herberge zu erreichen, damit kein Strahl auf mich falle, sie aber kommt, ich weiß nicht woher, mit ihrer Nadel," sprach Nasim und glitt über Nars Hals vor dem Tore der Karawanserei zur Erde, als just die ersten Strahlen der Sonne über die Wüste sprühten.

Munter und frisch führte Nasim die Kamele in den breiten Hof, ließ sie auf die Kniee nieder-

sinken, machte die Stricke von den schweren Kisten los und lief mit dem Tschuwal (ein wollener Sack) unter dem Arm, um für die hungrigen Tiere Saman (feingeschnittenes Stroh) zu holen.

Als er aber mit dem gefüllten Tschuwal auf der Schulter zurückkam, war Nar verschwunden. Nasim warf den Tschuwal ab und sah sich um. Der Hof war leer. Er lief geschwind durchs Tor hinaus.

Wie eine unendliche Decke breitete sich vor seinen Augen die glatte, gelbe Wüste, Nar aber war nirgends zu sehen; es war, als ob es in die Erde gesunken wäre.

Nasim verlor den Kopf und lief umher, ohne zu wissen, was er tat.

Ob er lang oder kurz gelaufen — das weiß ich nicht. Sein weißer Turban verschob sich in den Nacken. Der Schweiß deckte seine Stirn in großen Tropfen.

Plötzlich sieht er am Wege ein junges Mädchen mit einem ungenähten Kleid; sie sucht etwas im Sande.

Nasim lief auf sie zu. „Meine Schwester, liebes Mädchen, hast Du nicht mein Kamel gesehen? Mein teures Nar, groß wie ein Berg, mit fünfzig Glöcklein und mit bunten Troddeln aus farbigen Fäden und grellen Fetzchen und mit zwei schweren Kisten voll teurer Seide und Goldbrokat?"

„Wenn ich auch heute mein Kleid nicht fertig nähe," sagte kläglich das Mädchen, „so heiratet Ali eine andere. Vor lauter Eile hab' ich meine Nadel in den Sand fallen lassen und kann sie nicht wiederfinden. Such, Nasim, meine Nadel."

„Nach meinem Kamel, nach meinem Riesennar mit den zwei Kisten voll Kostbarkeiten frage ich Dich!" wiederholte Nasim seine Frage noch lauter. „Hast Du mein Kamel nicht gesehen?"

„Da, gerade hierher ist sie gefallen," zeigte das Mädchen auf den Sand vor sich, ohne auf Nasim zu hören. „Suche mir, Nasim, meine Nadel."

„Mädchen!" schrie Nasim. „Mein Nar, mein Nar hast Du nicht gesehen? Mein Nar, mein Kamel, für welches ich fünfhundert Dinare bezahlt habe!"

„Was wird aus mir? Wer wird mich heiraten, wenn Ali eine andere nimmt?" mit Tränen sprach es das Mädchen. „Nasim, finde meine Nadel."

Nasim sah ein, daß er von dem Mädchen nichts erfahren würde, und dachte, daß es nicht bei gesundem Verstande sei. Er ließ es stehen und lief weiter.

Ob er lang oder kurz gelaufen — das weiß ich nicht. Nur hatte er schon seinen Turban verloren, und der Schweiß floß in langen Strömen über sein glattrasiertes Haupt und den nackten Hals nieder, und die Sonne braunte ihn mit ihren heißen Strahlen.

Plötzlich steht der Karawanenführer Nasim an einem Flußufer und sieht einen Fischer, der etwas im Sande suchte.

Nasim lief auf ihn zu. „Moslem, mein Bruder, hast Du nicht mein Kamel gesehen? Mein teures Nar, groß wie ein Berg, mit fünfzig Glöcklein und mit bunten Troddeln aus farbigen Fäden und grellen Fetzchen und mit zwei schweren Kisten voll teurer Seide und Goldbrokat?"

Der Fischer aber antwortete: „Ach, Karawanenführer Nasim, ich muß für meine Kinder Fische fangen, mein Netz aber ist zerrissen. Nun wollte ich es zusammennähen, unversehens aber glitt mir meine Nadel aus den Fingern in den nassen Sand, und ich kann sie nicht wiederfinden. Finde, Nasim, meine Nadel."

„Nach meinem Kamel, nach meinem Riesennar mit den zwei Kisten voll Kostbarkeiten frage ich Dich!" wiederholte Nasim seine Frage noch lauter. „Hast Du mein Kamel nicht gesehen?"

„Da, gerade hierher ist sie gefallen," zeigte der Fischer auf den nassen Sand vor sich, ohne auf Nasim zu hören, „suche mir, Nasim, meine Nadel."

„Was kümmert mich Deine nichtsnutzige, dumme Nadel," schrie Nasim außer sich. „Mein Nar, mein Nar hast Du nicht gesehen? Mein Nar, mein Kamel, für welches ich fünfhundert Dinare bezahlt habe?"

„Ohne Fische kann ich nicht heim gehen. Nasim, finde mir meine Nadel," bat der Fischer.

Nasim sah ein, daß er von dem Fischer nichts erfahren würde, und dachte, daß er nicht bei gesundem Verstande sei. Er ließ ihn stehen und lief weiter.

Ob er lang oder kurz gelaufen — das weiß ich nicht. Nun war der arme Nasim naß vom Kopf bis zu den Füßen. Die Sonne stand jetzt hoch, und erbarmungslos warf sie auf ihn ihre senkrechten Strahlen. Die letzten Fetzen seiner Schuhe hatte er auch verloren, und der heiße, trockene Sand verbrannte seine nackten Füße wie ein glühendes Bügeleisen.

Plötzlich sieht er einen Hirten.

Nasim lief auf ihn zu. „Hirt, mein Bruder, hast Du nicht mein Kamel gesehen? Mein teures Nar, groß wie ein Berg, mit fünfzig Glöcklein und mit bunten Troddeln aus farbigen Fäden und grellen Fetzchen und mit zwei schweren Kisten voll teurer Seide und Goldbrokat?"

„Ach, Karawanenführer Nasim," erwiderte der Hirt, der auf der Erde saß und seinen Fuß mit beiden Händen hielt, „einen bösen Splitter habe ich mir eingetreten und kann nicht meiner Herde nachlaufen. Ich wollte den Splitter mit meiner Nadel herausziehen, unversehens aber glitt sie aus meiner Hand ins Gras und ist nicht wiederzufinden. Suche meine Nadel, Nasim."

„Nach meinem Kamel, nach meinem Riesennar mit den zwei Kisten voll Kostbarkeiten frage ich," schrie Nasim dicht am Ohr des Hirten, „hast Du nicht mein Kamel gesehen?"

„Bin ich nicht bei meinen Schafen, dann fressen die Wölfe sie ganz gewiß," jammerte der Hirt, ohne auf die Stimme Nasims zu hören, „suche, Nasim, meine Nadel."

„Du dummes Vieh!" schrie außer sich Nasim, packte den Hirten an beiden Schultern und schüttelte ihn kräftig. „Mein Nar, mein Nar, hörst Du, mein Nar, frage ich, hast Du nicht gesehen? Mein Kamel, für welches ich fünfhundert Dinare bezahlt habe?"

„Da, gerade hierher ist sie gefallen," zeigte der Hirt auf die Erde vor sich, ohne zu fühlen, daß Nasim ihn gepackt und geschüttelt hatte. „Suche, Nasim, meine Nadel," bat ihn der Hirt.

Nasim sah ein, daß er von dem Hirten nichts erfahren würde, und dachte, daß er nicht bei gesundem Verstande sei. Er ließ ihn stehen und lief weiter.

Ob er lang oder kurz gelaufen — das weiß ich nicht. Nun fühlte der arme Karawanenführer, wie seine letzten Kräfte ihn verließen. Die Mittagssonne der Wüste schlug wie mit Peitschen sein unbedecktes Haupt. Die nackten Füße versanken tief in dem glühenden, trockenen Sand und machten seinen Lauf mühselig. Die erhitzte, staubige Luft vertrocknete ihm Lippen und Brust, und sein langer Bart war naß von salzigem Schweiß wie ein Schwamm auf dem Meeresboden. Plötzlich sieht Nasim eine alte Frau mit tief gebeugtem Haupt, die etwas im Sande sucht.

Nasim lief auf sie zu. „O, Du Alte, o meine Mutter, hab Erbarmen mit mir, hör mir zu, sag, hast Du mein Kamel nicht gesehen? Mein teures Nar, groß wie ein Berg, mit fünfzig Glöcklein und mit bunten Troddeln von farbigen Fäden und grellen Fetzchen und mit zwei schweren Kisten voll Kostbarkeiten? Mein teures Nar, für das ich fünfhundert Dinare bezahlt habe? O, sag mir!"

„Suche meine Nadel, o Nasim, denn ich muß mein Hemd nähen, um meine Nacktheit zu bedecken," gab die Alte ihm zu Antwort.

Schauder und Schrecken packten Nasim bei dieser Stimme. Sein ganzes Innere erbebte, und er fiel besinnungslos auf den glühenden Sand.

Und es träumte dem Nasim: Vor ihm steht sein geliebtes Kamel, sein Nar, mit den schweren Kisten voll von kostbarer Seide und Goldbrokat, ganz nah. Nasim streckt seine Hand aus, und eben will er das Nar am Zügel ergreifen, da wächst plötzlich aus der Erde eine kleine, dünne Nadel, und das große Kamel, groß wie ein Berg, samt den schweren Kisten verschwindet in ihrem Schatten. Nasim will die Nadel wegschieben. Er will sie aus der Erde herausziehen, er faßt sie mit einer Hand, mit beiden Händen, die Nadel aber rührt sich nicht. Sie steckt fest wie verzaubert. Eine große Menge Volks sieht all dem zu, niemand aber will ihm helfen. Nasim fleht, weint, alle gehn an ihm vorbei, als ob sie nichts hörten, nichts sähen.

Nun steht vor ihm seine geliebte alte, alte, längst gestorbene Mutter, deren sterbliche Hülle er in die heilige Mekka gebracht und dort der Erde übergeben hatte.

Nasim streckte die Hände nach der Mutter. „O, meine Mutter, meine heißgeliebte Mutter! Der Schöpfer der Welten hat seinen Zorn auf das Haupt Deines unglücklichen Sohnes ausgegossen, und die Kinder Adams kehren mir den Rücken. Niemand, niemand will mir helfen, um mein teures Nar mit den zwei schweren Kisten voll Kostbarkeiten zu finden."

Die Alte sah ihn streng und unverwandt an und sagte: „O, Karawanenführer Nasim, wie darfst Du von den Leuten verlangen, daß sie in ihren alltäglichen Kümmernissen und Sorgen Dein Kamel suchen, während Du selber nach der langen nächtlichen Ruhe einer alten, blinden Frau Deine Hilfe versagtest? Du wolltest ihr nicht die Nadel vom Boden aufheben. O, Karawanenführer Nasim, groß ist Deine Sünde und gerecht ist die Strafe des Schöpfers."

Nasim fiel auf die Kniee nieder vor seiner Mutter und weinte bitterlich.

„Mutter, o meine Mutter," schluchzte er und schlug mit dem Kopf auf die Erde, „sieben Tage und sieben Nächte will ich mir heiße Asche aufs Haupt streuen. Sieben Tage und sieben Nächte will ich nicht aufhören, Allah, den Allmächtigen, anzuflehen, daß er mir meine große Sünde vergebe."

„Er wird nicht vergeben," antwortete die Alte.

„Mutter, o meine Mutter, ich gehe barfuß mit entblößtem Haupt durch die glühende Wüste zum heiligen Grabe und will dort vierzig Tage und vierzig Nächte heiße Asche mir auf das Haupt streuen. Vierzig Tage und vierzig Nächte will ich fasten und nicht aufhören, Allah, den Allmächtigen, anzuflehen, daß er mir meine große Sünde vergebe."

„Er wird nicht vergeben, o Karawanenführer Nasim. Deine Gebete und Dein Fasten werden die Schale Deiner Sünden ebensoviel erleichtern, wie ein Löffel voll süßen Scherbets imstande ist, die Bitterkeit des Meeres zu versüßen," antwortete die Alte.

„Mutter! Mutter!" flehte in Verzweiflung Nasim, und zerriß seine Brust und sein Gesicht und schlug mit dem Kopf auf die harte Erde. „Sag mir, o Mutter, was soll ich tun? Was soll Dein Sohn vollbringen, damit der Schöpfer der Welten ihm seine schwere Sünde vergebe?"

„Mein Sohn, mein einziger, geliebter Sohn," hörte Nasim eine weiche, kosende Stimme, „suche die fremde Nadel so, wie Du Dein Kamel gesucht hast, und Deine große Sünde wird Dir vergeben, und kein Adamssohn wird Dir den Rücken kehren. Groß ist der Schöpfer der Welten und unermeßlich seine Barmherzigkeit."

Und die Alte verschwand.

Als Nasim zu sich kam und sich erhob, glänzte nur noch der obere Rand der Sonne am Horizont, wie der kupferne Halbmond auf einer fernen Moschee. Nasim ließ das Haupt auf die Brust sinken und ging, den Hirten, den Fischer und das Mädchen zu suchen, aber alles ringsum war menschenleer wie immer und war auf der gelben endlosen Ebene nichts zu sehen. Da begriff Nasim, daß der große Prophet ihm in verschiedenen Gestalten erschienen war, und sein Rücken krümmte sich noch mehr zur Erde. Plötzlich schlug wie lange Wellen in der Abendluft das ihm wohlbekannte dröhnende Bu—um! Ro—om! an sein Ohr. Nasim hob den Kopf und sah vor sich das Tor der Karawanserei. Er lief den Tönen nach, und als er um die Ecke der Mauer bog, sah er zu seiner unaussprechlichen Freude sein verlorenes Nar, groß wie ein Berg mit den zwei schweren Kisten voll Kostbarkeiten vor sich stehen. Es rupfte ruhig die Disteln unter den Ölbäumen, und die fünfzig Glöcklein trillerten zart wie Silberperlen.

Nasim fiel auf die Kniee voll Dankbarkeit und rief aus: „Gerecht ist Deine Strafe, o Schöpfer der Welten, und unermeßlich Deine Barmherzigkeit!"

Und wieder vernahm er die milde Stimme: „Suche die fremde Nadel so, wie Du Dein Kamel gesucht hast!"

Und die dunstige Dämmerung ward dicht über der Erde, und die unsichtbare Hand zündete die Leuchter des Himmels an.



Geheimnisvolle Menschen.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Es gibt gewisse historische Persönlichkeiten, die trotz emsigster Forschung noch immer mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben sind. Zu diesen rätselhaften Leuten gehören in erster Reihe eine ganze Anzahl von Usurpatoren, denen man in der Geschichtsdarstellung das Epitethon „falsch" angehängt hat. Erst vor kurzem wurde in diesen Heften ausführlich über die interessante Gestalt des falschen Demetrius berichtet. Aber die „Falschen" trieben schon im grauen Altertum ihr Wesen. Am 9. Juni 68 hatte sich Kaiser Nero seinen Verfolgern durch den Tod entzogen. Der Sohn der Agrippina war zweifellos immer ein besserer Komödiant als Regent gewesen, wenn man ihm auch Greueltaten nachgesagt hat, wie seine von Sienkiewicz in „Quo vadis" so farbenprächtig beschriebene Christenverfolgung, von der die gerechtere Geschichtsforschung nichts wissen will. In Rom hatte Nero jedenfalls längst ausgespielt; aber im schönen Hellas, in dem er sich durch seine famosen Kunstreisen angenehm gemacht hatte, bewahrte man ihm ein besseres Gedächtnis. Kaum war die Nachricht von Neros Tode nach Griechenland gedrungen, so wurde sie auch schon wieder „dementiert", wie man heute im Stile der gebildeten Preßmenschheit sagen würde. Es hieß, Nero sei gar nicht tot, sondern nur vor den rebellierenden Prätorianern und dem frondierenden Senat geflüchtet. Wohin geflüchtet? Nach Griechenland — nein, nach Kleinasien — nein, nach Spanien — nein, nach der Insel Delos! Die Meinungen schwirrten durcheinander. Indessen war in Delos in der Tat ein Mann aufgetaucht, von dem alle, die Nero gekannt hatten, behaupteten: ja, das sei er — das sei der Imperator, der dicke Kaiser mit dem mächtigen Kahlkopf, den er so sehr mit dem Lorbeer des Siegers im Wettstreit der Künste zu schmücken liebte. Und ganz kaiserlich trat auch dieser falsche Nero auf. Er hatte im Umsehen eine ungeheuere Menge Volks für sich zu gewinnen verstanden; griechische Bankiers, schon damals dieselben gewitzigten Leute, die sie noch heute geblieben sind, unterstützten ihn mit großen Summen, und damit ihm auch eine Armee nicht fehle, fing er ein paar Seeschiffe mit aus Palästina heimkehrenden Soldaten ab und veranstaltete einen niedlichen kleinen Ausstand auf den Inseln, der ihm die gesamten Sklaven untertänig machte. Um diese Zeit war einer der Feldherrn Kaiser Galbas, der Calpurnius Asprenas, zum Statthalter von Galatien und Pamphilien ernannt worden. Zwei Galeeren aus Mysenum sollten ihn dorthin geleiten. Deren Besatzung versuchte der falsche Nero durch eine List für sich zu gewinnen. Aber die römischen Soldaten hatten für alles, was Nero hieß, weit weniger übrig als die phantasiereichen Tartarins aus Hellas: sie nahmen den Usurpator gefangen. Und nun kopierte der falsche Nero auch bei dieser Gelegenheit den echten: er stieß sich sein Schwert in die Brust. Ob er dabei ebenfalls ausgerufen hat: „Ach, welch ein Künstler stirbt mit mir!" — das erzählt Tacitus nicht. Tacitus referiert nur knapp. Seine Angaben nahm der im XII. Jahrhundert lebende byzantinische Schriftsteller Johannes Zonares in seinen, die Ereignisse von Erschaffung der Welt bis 1118 n. Chr. behandelnden Annalen, die durch Auszüge aus den verlorenen Teilen des Dio Cassius eine gewisse Wichtigkeit erlangt haben, wieder auf. Dennoch weicht Zonares in vielen Punkten von Tacitus ab, baut auch dessen Erzählung weitschichtiger aus, läßt den After-Nero zu großer Macht gelangen, ganz Kleinasien auf seine Seite treten und dann plötzlich verschwinden. Es scheint, daß Zonares diesen ersten falschen Nero mit einem zweiten verwechselt hat, von dem Sueton berichtet. Dieser zweite oder vielmehr dritte Nero tauchte unter Domitians

Regierung in Asien auf und wurde vom parthischen Hofe unterstützt, schließlich aber „auf diplomatischem Wege“ nach Rom ausgeliefert, wo er wahrscheinlich hingerichtet worden oder im Kerker gestorben ist. Den ersten After-Nero nennt Tacitus Terentius Maximus; er soll ein Sklave aus Pontus, nach anderen ein süditalienischer Freigelassener gewesen sein. Soll ... wer weiß die Wahrheit? So klar es ist, daß der zweite falsche Nero nur ein Werkzeug in den Händen des ränkelustigen parthischen Hofes war, so tief ist der erste von geheimnisvollem Dunkel umhüllt ...

Sehr merkwürdig ist die Geschichte des falschen Balduin, der im XIII. Jahrhundert die Welt in Aufregung versetzte. Die Kreuzfahrer des vierten Kreuzzuges hatten im April 1204 Konstantinopel zurückerobert und den Grafen Balduin IX. von Flandern zum Herrscher des neuen lateinischen Kaisertums „Romanien“ erwählt. Kaiser Balduin geriet 1205 in die Gefangenschaft der Bulgaren. Über seinen Tod sind die Historiker uneins. Die einen melden, er sei bei der Belagerung von Adrianopel gefallen — die anderen, König Johann von Bulgarien habe ihn zu Tode foltern lassen. Jedenfalls kehrte Balduin nicht nach Konstantinopel zurück, und Heinrich von Angre, sein Bruder, wurde an seiner Statt zum Kaiser ausgerufen. Aber zwanzig Jahre später tauchte Balduin in seiner flandrischen Heimat wieder auf. Balduins älteste Tochter war an den Infanten Ferdinand von Spanien verheiratet, der in der Schlacht von Bouvines gefangen worden war; sie herrschte demgemäß allein über Flandern und Hennegau, und es scheint, daß die Bewohner mit dem Damenregiment nicht sonderlich zufrieden gewesen sind, denn sie empfingen den heimgekehrten Balduin mit großen Ehren. Nicht so die Gräfin Johanna. In geheimer Ratssitzung wurde Balduin zunächst ausgeforscht. Er trat als würdiger Greis, in armenischer Pilgertracht, vor die Minister und erzählte ihnen, er sei als bulgarischer Gefangener in ritterlicher Haft gehalten worden, schließlich geflohen, in die Gewalt syrischer Sklavenhändler gefallen und endlich durch deutsche Kaufleute freigekauft worden. Sein Benehmen und seine Erzählung sprachen für ihn; er kannte Flandern und die großen Geschlechter des Landes genau und wußte besonders den Adel durch seine frappierende Ähnlichkeit mit dem Verschollenen und sein intimes Wissen der einschlägigen Verhältnisse für sich zu gewinnen. Gräfin Johanna schickte zwei Gesandte nach Bulgarien, die späterhin aussagten, Kaiser Balduin sei tatsächlich hingerichtet worden. Inzwischen flüchtete die Gräfin vor dem Anhang des falschen Balduin nach Frankreich, und hier gelang es ihr, Ludwig VIII. zu einer Unterredung mit Balduin zu veranlassen, die in Compiègne stattfand. Auch über diese Verhandlungen gehen die Urteile der Historiker auseinander. Doch muß Balduin dem Könige immerhin imponiert haben, denn dieser begnügte sich damit, ihn straflos zu lassen und nur des Landes zu verweisen. Balduin flüchtete nunmehr nach Valenciennes und dann nach Burgund, um hier neue Hilfskräfte zu werben, wurde aber von Johanna gefangen genommen. Unter der Folter gestand er zu, Bertrand de Rans zu heißen und aus der Champagne zu stammen. Johanna ließ ihn hängen. Nun aber kommt das Seltsame und Romantische. Unter dem Galgen hielt Balduin noch eine Anrede, in der er erklärte, seine Tochter trage ein Muttermal, das nur ihm bekannt sei. Die Henker machten kurzen Prozeß; kaum aber hatte Johanna von diesen letzten Worten des Verurteilten gehört, so geriet sie in förmliche Raserei und schrie auf: „Es ist dennoch mein Vater!“ So erzählen die Chroniken. Aber die Chronisten klatschen viel, und man könnte deshalb wohl dem Niketas Choniates Glauben schenken, der in seiner bis 1206 reichenden Geschichte der byzantinischen Kaiser als Zeitgenosse Balduins umständlich dessen Hinrichtung am bulgarischen Hofe schildert. Anderseits scheint die Tatsache, daß die Gräfin Johanna nach dem Tode des falschen Balduin ein Sühnehospital errichten ließ, welches an den Mauern, Fenstern, Hausgerät und Geschirr neben dem gräflichen Wappen das Bild eines Galgens zeigte, zu bestätigen, daß sie durch jene Mitteilung des Hingerichteten wirklich zu der Überzeugung von der Echtheit des Mannes gekommen sei ...

Die Geschichte des falschen Balduin erinnert in einzelnen Zügen lebhaft an die des falschen Woldemar, über den die Akten

kaum je geschlossen werden dürften. Markgraf Woldemar von Brandenburg, aus der älteren, der sogenannten stendalschen Linie des Hauses Askanien stammend, war am 14. August 1319 unerwartet zu Bärwalde gestorben und wurde in Chorin beigesetzt. Neunundzwanzig Jahre später erschien beim Erzbischof von Magdeburg ein Pilger, der sich für Woldemar ausgab und erzählte, es sei die Leiche eines Fremden zu Chorin begraben worden — er selbst habe eine Bußfahrt nach dem heiligen Lande angetreten und kehre nun zurück, um sein Reich vor dem Verfall zu retten. Wie einst Flandern dem falschen Balduin, so jubelte auch Brandenburg, das unter der Mißwirtschaft Ludwigs des Bayern schwer zu leiden hatte, dem Heimgekehrten entgegen; Fürsten, Stände und Städte erkannten ihn feierlich an, auch Kaiser Karl IV., der ihn erst wieder fallen ließ, als Ludwig der Römer mit schweren Opfern nach allen Seiten hin den Frieden erkauft hatte. Auf dem Nürnberger Reichstage von 1350 wurde derselbe Mann, den man zwei Jahre vorher zu Wolmirstedt allseitig für den rechtmäßigen Woldemar erklärt hatte, als ein Betrüger bezeichnet; Woldemar entsagte 1355 der Herrschaft und zog sich nach Dessau zurück, wo er ein Jahr später verstarb. Daß er der echte Markgraf gewesen sei, wurde noch lange nach seinem Tode in Brandenburg geglaubt. Die Geschichte hält ihn für falsch; auch Klöden hat in seinen diplomatischen Aktenstücken aus der Woldemarzeit das Gegenteil nicht beweisen können. Man glaubt, es sei ein ehemaliger Knappe des Markgrafen, ein Müllerbursche Jakob Rehbock aus Hundeluft im Anhaltschen gewesen (als solchen schildert ihn auch Willibald Alexis in seinem köstlichen Roman), oder ein Bäckergeselle Meinecke aus Belitz und er sei von den Anhaltinern zu dem Betruge benützt worden, um Brandenburg wieder an das askanische Haus zu bringen.

Wie über ihn, so war auch über den berühmtesten der sogenannten falschen Sebastiane noch bis vor kurzem die Ansicht, ob er in der Tat ein Betrüger gewesen, geteilt; Klarheit hat selbst d'Antas in seinem Buche „Les faux Don Sébastian" nicht schaffen können. König Sebastian von Portugal war 1578 bei Kassr-el-Kebir in Marokko von den Arabern geschlagen worden; es hieß, er sei in der Schlacht gefallen, doch ist sein Leichnam niemals gefunden worden. Diese Tatsache wurde von drei Abenteurern benützt, die sich nacheinander als König Sebastian ausgaben, aber immer wieder schnell entlarvt wurden. Anders mit dem vierten falschen Sebastian, der 1598 in Venedig auftauchte und vor dem Großen Rate erzählte, er habe sich auf dem Schlachtfelde von Kassr-el-Kebir verwundet unter den Toten verborgen, um nicht in die Hände der Sieger zu fallen, sei dann aus Scham über sein Unglück noch in der Barbarei verblieben und habe später als Einsiedler in Calabrien gelebt. Der Rat Venedigs hielt ihn anfänglich gefangen und verwies ihn später aus dem Gebiet des Staats; reiche Portugiesen nahmen sich indessen seiner und seiner Sache an und brachten ihn nach Florenz, wo ihn der Großherzog Ferdinand dem spanischen Vizekönig von Neapel auslieferte. In Neapel im Castell d'Ovo, nach anderen in einer kastilischen Festung, soll er gestorben sein. Wer war er? Ein entlaufener Mönch aus Tavarne in Calabrien — ein Apulier namens Catizon — ein Südfranzose — ein Spanier; die Chronisten tischen zwanzig Versionen auf, aber auch das Geheimnis dieses seltsamen Mannes hat keiner lüften können. Weniger bekannt ist der falsche Friedrich II. geworden, der 1284 in Deutschland auftrat, ein fast neunzigjähriger Greis, dem es gelang, ein Heer zusammenzubringen, um gegen Rudolph von Habsburg zu Felde zu ziehen. Der allgemeinen Ansicht nach war er ein Diener Kaiser Friedrichs, namens Thilo Kolup. Noch nicht abgeschlossen sind über den sogenannten falschen Mustafa die Akten. Mustafa war der älteste Sohn des Sultans Bajazeth und im Feldzuge gegen Tamerlan gefallen. Zwanzig Jahre später tauchte in Rumelien ein Mann auf, der sich für Mustafa ausgab, behauptete, er habe bisher auf Lemnos ein Einsiedlerleben geführt, wolle nun aber wieder an die Spitze des Reiches treten. Er fand ungeheuren Zulauf und wurde sogar von Kaiser Johann Paläologus unterstützt, sammelte ein gewaltiges Heer und zog siegreich in Adrianopel ein, mußte aber schließlich der Übermacht Sultan Amuraths weichen, der ihn hängen ließ. Viele Historiker des Mittelalters erklären sich für seine Echtheit;



Blick vom Schloßplan auf die Dresdner Neustadt. Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

Leunclovius weist in seinen Pandekten besonders darauf hin, daß Mustafa — ähnlich wie der falsche Balduin — in der Geschichte seines Lebens eine auffallende Ähnlichkeit mit Woldemar von Brandenburg habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Subjekt des Johann Paläologus.

Im Jahre 1638 starb im Dorfe Ruel bei Paris ein Neger, der sich König von Abessynien nannte. Der Herzog von Crequi, derzeitig Gesandter am päpstlichen Hofe, hatte ihn in Rom kennen gelernt, wo der Papst sich für den Mann lebhaft interessierte. Der Abessynier nannte sich Prinz Zaga und behauptete, ein Sohn des Königs Hasse Jakub zu sein, der im Kampfe mit seinem Vetter Susneus gefallen war. Susneus, unter dem die Jesuiten in Abessynien wieder festen Fuß faßten, hatte den Thron von Äthiopien usurpiert, und vor seiner Verfolgung flüchtete Prinz Zaga zunächst nach Kairo und dann nach Jerusalem, wo er zum Katholizismus übertrat. Inzwischen hatte der schlaue Susneus den katholischen Missionen volle Freiheit der Ausbreitung und Propaganda gewährleistet, und man nimmt an, daß auf seine Anregung hin der Papst den Prinzen Zaga aufgefordert habe, ihn in Rom zu besuchen. Das geschah denn auch, und Susneus hatte einen gefährlichen Nebenbuhler verloren. In Frankreich wurde Prinz Zaga mit großen Ehren vom Könige und von Richelieu empfangen, bis sich plötzlich das Gerücht verbreitete, er sei gar kein Sohn König Hasse Jakubs, sondern ein gewöhnlicher Schwindler, den ein abessynischer Mönch zu seinen kecken Betrügereien angestiftet habe. Kurze Zeit nach Auftauchen dieser Version starb Zaga ganz plötzlich — „am Seitenstechen", sagt der Chronist. Man nimmt an, er sei vergiftet worden, und zwar auf Veranlassung Richelieus. Eine ähnliche geheimnisvolle Persönlichkeit war der Bassa Michael Cigala, der als Mohamed Bey in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts sich an allen Höfen Europas feiern und auch seine Lebensgeschichte in Paris drucken ließ, um sie den Potentaten zu überreichen. Er gab an, ein Sohn des türkischen Helden Scipio Cigala zu sein, der als Sinan-Bassa eine Schwester Sultan Amuraths geheiratet hatte. Das Buch Mohamed Beys liest sich wie ein Abenteurerroman Zieglers oder Lohensteins. Tatsache ist, daß er eines Tages in Polen erschien, von der Königin Maria gastfrei aufgenommen wurde und in der Stiftskirche zu Warschau zum Christentum übertrat. Auch in Rom und Wien bezeugte man ihm wahrhaft königliche Ehren, in Paris wurde ihm sogar ein Palast zur Verfügung gestellt. In England soll es sich schließlich herausgestellt haben, daß Mohamed Bey tatsächlich ein walachischer Stallknecht, aber kein Prinz gewesen sei. Er nahm diesen Anschuldigungen gegenüber die Hilfe des Wiener Hofes in Anspruch; der Kaiser schickte ihn nach Breslau und ließ ihm unter dem Befehl, sich „still zu halten", durch den Grafen Schaffgotsch ein ansehnliches Jahresgehalt auszahlen. Über seinen Tod habe ich nichts ermitteln können. Ein anderer Orientale, der zwischen 1640 und 1660 ein glänzendes Leben in Paris führte, nannte sich Chan Sei Faga und hatte verbreitet, er sei als Statthalter von Candahar auf Grund von allerhand Kabalen aus Persien verbannt worden. Erst nach seinem Tode erfuhr die Welt, daß er ein persischer Zollbeamter gewesen und wegen ungeheurer Diebstähle und Unterschleife aus der Heimat geflohen sei. Erwiesen wurde es nie.

In der Geschichte des Sektenwesens findet sich noch mancherlei Unausgeklärtes. Als Sabbatai Sevi 1648 sich den Juden als neuer Messias zu erkennen gab, ging ein Sturm der Begeisterung durch die ganze europäische Judenschaft. Allerdings war in Sevi die Liebe zum Leben stärker als der Glaube an seinen Prophetenberuf, denn er trat als türkischer Gefangener zum Islam über und starb in der Verbannung in Albanien. Aber noch hundert Jahre nach ihm war die Bewegung, die er hervorgerufen hatte, nicht erstorben. Jankiew Lebowicz, ein galizischer Jude, der sich nach seiner Taufe Jakob Frank nannte, nahm um 1750 diese Bewegung wieder auf. Er machte sich in Podolien zum Haupt der Sabbatianer, wählte sich zwölf Apostel und ließ sich als wiedergeborenen Christus göttlich feiern. Erst jetzt wurde er gefangen gesetzt, trat nach seiner Freilassung als Spion in die Dienste der Kaiserin Katharina und kaufte schließlich das Schloß des Fürsten Wolfgang von Isenburg-Büdingen in Offenbach. Hier lebte er mit großem



Gefolge in ungeheurer Pracht von den unerschöpflich fließenden Mitteln, die ihm seine närrischen Gläubigen zukommen ließen, bis 1791. Ob er in der Tat der Sohn eines südgalizischen Rabbiners gewesen ist, wird heute vielfach bezweifelt.

Sehr merkwürdig gestaltete sich das Auftreten jener Demoiselle Freulen oder Frêle, die sich 1768 in Bordeaux für eine Tochter des wenige Jahre vorher verstorbenen Kaisers Franz I. ausgab. Auf Veranlassung Josephs II. wurde sie 1769 nach Brüssel gebracht und dort von dem bevollmächtigten Minister in den österreichischen Niederlanden, Grafen Cobenzl, verhört. Sie führte an, in Böhmen auf dem Lande erzogen worden zu sein, in einem Ort, dessen Namen sie nicht kannte. Zuweilen habe ein Herr, den sie für ihren Vater gehalten, sie besucht — auch eine Dame sei einmal bei ihr gewesen. Eines Nachts wurde sie mit einem Postwagen abgeholt und nach Hamburg gebracht; man hatte ihr gesagt, ihr bisheriger Beschützer sei verstorben und sie solle in einem französischen Kloster Unterkunft finden. Aus Furcht vor dem Klosterleben sei sie in Hamburg ihrer Begleitung heimlich entwischt und nach Stockholm geflüchtet. Hier nahm sich der österreichische Gesandte, Graf Belgiojoso, ihrer an und quartierte sie in einer vornehmen Wohnung ein. Bei dem Grafen hatte sie eines Tages auch ein Porträt des Kaisers Franz gesehen und in ihm jenen Mann wiedererkannt, der sie in Böhmen häufiger besucht hatte. Abenteuerlich, wenn auch nicht unwahrscheinlich klangen ihre Angaben darüber, wie sie nach Bordeaux gekommen sei. Dort hätte sie bei der Madame Guillaumot auf großem Fuße gelebt und schließlich Schulden gemacht, als die reichen Unterstützungen, die ihr von geheimnisvoller Seite zuflossen, ausblieben. Auf Cobenzl, der von ihrer Ähnlichkeit mit Kaiser Franz frappiert war, scheint die junge Person Eindruck gemacht zu haben, denn er bemühte sich, bei Maria Theresia für sie zu wirken; aber Graf Cobenzl starb, und nun wurde die Unbekannte einfach über die Grenze gebracht und ihrem Schicksal überlassen. Von diesem Augenblicke an verschwindet jede sichere Spur von ihr.

Ist es höchst fraglich, ob die Frêle eine Betrügerin gewesen ist, so scheint bei der sogenannten Königin Anna von England, die Ende der fünfziger Jahre im sechzehnten Säkulum die Gerichte beschäftigte, jeder Zweifel ausgeschlossen zu sein, daß sie eine kecke Hochstaplerin war. Königin Anna, die echte, war eine Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg und wurde Heinrich VIII. von England nach dem Tode der Johanne Seymour angetraut. Die „große flandrische Stute“ gefiel dem Blaubart auf dem Throne aber ebensowenig wie ihre Vorgängerin. Als er Katharina Howard kennen lernte, ließ er sich von Anna scheiden, die in Richmond ihren Wohnsitz erhielt. Am 16. Juli 1557 starb sie; ihr Tod wurde auch den Höfen angezeigt, doch hieß es schon damals, sie sei vor den Verfolgungen der katholischen Maria geflüchtet und halte sich in Italien verborgen. Im Dezember 1558 wünschte eine Dame, die sich „Anna Herzogin zu Aybeln, weilandt Herzog Heinrichs zu Scypern in Irlandt Wittib“ schrieb, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen zu sprechen. Sie wurde zunächst an den Geheimsekretär des Fürsten verwiesen, später auch persönlich von Johann Friedrich in Audienz empfangen, und diesem erzählte sie nun, sie sei seine Muhme, die Königin Anna, und aus einem Londoner Kloster entflohen, wo die Königin Maria sie hätte einkerkern lassen. Unverständlicherweise glaubte der Herzog, trotz verschiedener Warnungen, die man ihm zugehen ließ, den Worten der Betrügerin und wies ihr auf dem Grimmenstein zu Gotha fürstliche Unterkunft an. Nach und nach begann sich jedoch das Lügengewebe der Pseudokönigin zu entwirren; sie wurde nach Schloß Tenneberg geschafft und scharfen Verhören unterworfen und gestand nun endlich, sie sei eine natürliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve, Vaters der rechtmäßigen Königin Anna, und zuerst mit einem Herrn von Rockhausen verheiratet gewesen. Nach dem Tode ihres Gatten sei sie mit einem Herrn von Zieritz nach England gegangen, dort in großes Elend gekommen und schließlich durch ihre Wirtin der Königin Anna zugeführt worden. Bei diesen Aussagen verblieb sie auch unter der Folter. Man behielt sie in Haft; vermutlich ist sie in Tenneberg verstorben. Tenzel in seiner „Supplementa Historiae Gothanae“, der die Affäre zuerst behandelt hat, glaubt, sie sei

eine Dienerin der Königin Anna gewesen; deren Handsiegel und andere Gegenstände von Wert, die sie zu ihrer Legitimation vorwies, habe sie aus dem Nachlaß der Königin gestohlen. Ziegler in seinem „Labyrinth der Zeit“ und Vulpius in seinen „Curiositäten“ fügen noch allerhand Klatsch hinzu; ebenso Thuan, der ihr sogar eine politische Rolle in den Grumbachschen Händeln zuweisen will. Ihrem Dialekt nach schien sie aus Westfalen zu stammen.

In der Memoirenliteratur spielen noch heute die Memoiren des Chevaliers d'Eon eine gewisse Rolle, obwohl längst festgestellt worden ist, daß sie eine Fälschung sind. d'Eon gehört zu den interessantesten jener geheimnisvollen Persönlichkeiten, an denen speziell das XVIII. Jahrhundert reich war. Ob er „Ritter oder Dame“ gewesen (Samarow behandelt ihn in einem seiner Romane unter diesem Titel), darüber haben sich auch gelehrte Herren lange Zeit hindurch die Köpfe zerbrochen. Heute ist das Geheimnis enthüllt. Der Chevalier d'Eon de Beaumont war anfänglich Advokat in Paris und wurde auf Empfehlung des Herzogs von Conti Mitglied des geheimen politischen Kabinetts König Ludwigs XV. Etwa um 1771 begann sich das Gerücht zu verbreiten, d'Eon sei ein Weib. Damals war d'Eon bereits ein Vierziger, dem man allerdings keine Liebeshändel nachsagen konnte, der aber als Jurist, Gesandtschaftssekretär und Dragoneroffizier sich bereits eine Stellung geschaffen hatte und der nach Beaumarchais comme un estaffier allemand, wie ein deutscher Bedienter rauchte, fluchte und — kneipte. Die allgemeine Ansicht wurde bestärkt, als d'Eon, angeblich auf königlichen Befehl, Weibertracht anlegte und sich von nun ab nur noch in diesem Kostüm vor der Öffentlichkeit zeigte. Die ganze Pariser Lebewelt lag plötzlich zu Füßen der alternden Heroine, und Dorat, der Verfasser der „Baisers“, richtete verliebte Episteln an sie. d'Eon starb 1810 in London, und die nach seinem Tode vorgenommene Sektion hat erwiesen, daß er tatsächlich ein Mann gewesen ist. Das erklärt aber noch nicht die zweite Ursache des Rätsels: die geheimen Gründe, die d'Eon zu der lächerlichen und unwürdigen Mystifikation getrieben haben. Nach Voltaire, Beaumarchais, der Frau von Campan und anderen Quellen soll d'Eon in seinem ganzen Äußern durchaus einer hübschen Frau geglichen haben. Vielleicht hat dies Ludwig XV. zuerst auf den Gedanken gebracht, sich seiner zu einer geheimen Mission nach Petersburg zu bedienen, wo d'Eon in Frauenkleidern von der Kaiserin Elisabeth empfangen wurde und zur Annäherung der beiden Höfe nicht wenig beitrug. Als d'Eon späterhin mit dem französischen Gesandten in London, dem Grafen Guerchy, in Händel geriet, die durch ein Pamphlet des ersteren zu einem gewaltigen Skandal auswuchsen, hat der König möglicherweise lediglich, um ein Duell zu verhindern, in Erinnerung an die Petersburger Mission d'Eon veranlaßt, das Gerücht auszusprengen, er sei ein Weib. Als d'Eon unter Ludwig XVI. nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde ihm dies auch nur unter der Bedingung verstattet, das „Kostüm eines Geschlechts anzulegen, dem bei uns alles verziehen wird“, wie Frau von Campan sich ausdrückt. d'Eon ging nicht nach Frankreich, behielt aber auch in London seine weibliche Tracht bei, bis der Tod ihn abrief — und so ist des Rätsels zweiter Teil noch immer nicht ganz gelöst, man müßte denn annehmen, daß der maßlos eitle alternde Mann sich in seiner nichts weniger als schönen Rolle gefallen hat.

In das Intrigenspiel der geheimen Diplomatie König Ludwigs XV. war gelegentlich auch ein Mann hineingezogen worden, der selbst das Interesse des großen Friedrich von Preußen zu erregen wußte: der sogenannte Graf von Saint-Germain. Er wurde um 1750 in Europa bekannt, trat zuerst unter dem Namen eines Marquis de Montferrat, später als Graf Bellamare (in Venedig), als Chevalier Welldone (in Mailand), als Graf Soltikow (in Genua), als Graf Ragotzy oder Tzagory (in Schwabach) und dann in Frankreich als Comte de Saint-Germain auf. Hier wurde er einer der Günstlinge des Kriegsministers Grafen Belle-Isle und ging in dessen Auftrage nach dem Haag, um dort mit dem Prinzen Ludwig von Braunschweig über eine Versöhnungspolitik zwischen Frankreich und Österreich zu verhandeln. Infolge der gegen ihn gerichteten Intrigen des Marschalls Choiseul mußte Saint-Germain aber flüchten, ging zuerst nach England und dann nach Petersburg, wo er in der Revolution



von 1762 eine Rolle gespielt haben soll, von der näheres nicht bekannt geworden ist. Man weiß nur, daß einer der mächtigsten Männer Rußlands, der Graf Alexis Orlow, zu seinen intimsten Freunden zählte. Von Petersburg ging er nach Berlin, wo er verschiedentlich von König Friedrich empfangen wurde, und zog dann in Deutschland und Italien umher. Zuletzt hielt er sich bei dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel auf und soll hier 1780, nach anderen 1785 in Schleswig gestorben sein. Er war einer der harmloseren Charlatane des XVIII. Jahrhunderts, behauptete, ein wunderbares Lebenselixir zu besitzen und entzückte die Damenwelt durch seine kosmetischen Mittel. Wer er eigentlich war, dürfte nie aufgeklärt werden; denn weder dafür, daß er der Sohn eines Steuereinnehmers aus St. Germano in Savoyen, noch daß er ein spanischer Jesuit oder ein Elsässer Jude gewesen, sind urkundliche Beweise vorhanden. Anders ist es mit dem Nachfolger Saint-Germains auf dem Gebiete der Charlatanerie, dem berühmten Grafen Cagliostro, der Goethe und Elisa von der Recke, Schiller und Dumas zu interessieren verstand: der Buchhändlerssohn Giuseppe Balsamo aus Palermo ist der Welt, die er Zeit seines Lebens betrogen hat, kein Rätsel mehr.

Wohl aber ist Kaspar Hauser ein Rätsel geblieben, trotz der umfassenden Literatur, die über ihn veröffentlicht worden und trotz Antonius von der Lindes geistreicher „neugeschichtlicher Legende“. Am 26. Mai 1828 kam ein etwa siebzehnjähriger Bursche zu dem Rittmeister von Wessenig in Nürnberg und übergab ihm ein Schreiben. In diesem hieß es in schlechter Orthographie, der Knabe sei der Findling eines armen Tagelöhners und wolle Reiter werden; ein eingelegter Zettel der angeblichen Mutter machte in gleicher Weise den Eindruck einer Mystifikation. Kaspar wurde von der städtischen Verwaltung Nürnbergs zunächst dem Professor Daumer zur Erziehung übergeben. Über seine Vergangenheit wußte er nur zu erzählen, daß er stets in einem dunklen Behältnis gesessen habe — er wisse aber nicht, wo und bei wem. Er habe nie jemand gesehen; Essen und Trinken habe man ihm während des Schlafs in sein Gemach gestellt. Erst kurz vor seiner Wegführung sei täglich ein vermummter Mann bei ihm erschienen, habe ihn den Namen Kaspar Hauser schreiben gelehrt und dann eines Nachts ins Freie getragen, bis in die Nähe von Nürnberg begleitet und ihm hier das Schreiben an Herrn von Wessenig übergeben. Diese höchst phantastische Erzählung wurde in jener Zeit, die die Romantik liebte, die Quelle zu einer schier unerhörten Mythenbildung. Hauser war ein hübscher und wohlgebildeter junger Mensch mit weißer Haut, feinen Gliedern und kleinen Händen und Füßen. Sprechen konnte er anfänglich nur wenige Sätze in oberbayerischer Mundart; auch wurde ihm das Gehen schwer; Augen und Gehör waren sehr empfindlich. Seine Wißbegierde und Gelehrigkeit verminderten sich ebenso schnell wie sein Gedächtnis; Professor Daumer, der zuerst große Hoffnungen auf seine Entwicklung gesetzt, mußte bekennen, daß er sich gründlich getäuscht hatte. Am 17. Oktober 1829 wurde Kaspar in einem Keller des Daumerschen Hauses mit einer Wunde an der Stirn aufgefunden; er wollte von einem Unbekannten mit verhülltem Gesicht überfallen und niedergeschlagen worden sein. Zu seiner Sicherung wurde Hauser nunmehr bei dem Magistratsrat Bieberbach untergebracht; auch gab man ihm zwei Mann Polizeiwache. Später kam er unter die Obhut seines Vormunds, Herrn von Tucher, und hier lernte ihn Lord Stanhope kennen, der sich lebhaft für ihn interessierte und ihn als Pflegesohn annahm. Da man auf Grund von Träumen und Spracherinnerungen Hausers vermutete, seine Heimat könnte in Ungarn liegen, so nahm Stanhope ihn mit auf Reisen. Doch erkaltete das Interesse des Lords bald; gegen die Behauptung, er habe im Auftrage der unbekannten Eltern Hausers diesen beiseite schaffen wollen, spricht vieles; schließlich beschuldigte Stanhope seinen Protegé, ein Betrüger zu sein, und zog sich völlig von ihm zurück. Hauser wurde nunmehr nach Ansbach gebracht und hier unter der Oberaufsicht des Präsidenten von Feuerbach und des Gendarmerieleutnants Hickel mit schriftlichen Arbeiten auf dem Gerichte beschäftigt. Am 14. Dezember 1833 kam Hauser mit einer tiefen Stichwunde in der Brust nach Hause und erzählte, es sei ein neuerlicher Mordansall durch einen Unbekannten auf ihn verübt worden. Drei Tage später starb er an seiner Verwundung. Die

eingeleitete Untersuchung verlief ergebnislos, doch neigte sich das Gericht der Ansicht einer Selbstverwundung zu. An der Stelle des angeblichen Attentats im Schloßgarten zu Ansbach wurde Hauser ein Denkstein mit der Inschrift: „Hic occultus occulto occisus est“ gesetzt.

Ich habe mir die Mühe gemacht, den größten Teil der Kaspar Hauser-Literatur durchzusehen. Wieviel Widersprechendes — welche Fülle von geistreichen und ungeheuerlichen Kombinationen! Antonius von der Linde hat das gesamte Material am klarsten zusammengestellt. Fast jeder, der mit dem Geheimnisvollen je in Berührung gekommen, hat über ihn geschrieben; so der berühmte Kriminalist Feuerbach, so Professor Daumer, Gendarmerieleutnant Hickel, Lehrer J. Meyer, bei dem Hauser in Ansbach wohnte, und andere. An Feuerbach knüpfte G. F. Kolb an, der unter dem Pseudonym F. K. Broch den Nachweis zu führen versuchte, Hauser sei der am 29. September 1812 geborene und von der Gräfin Hochberg beiseite geschaffte Sohn des Großherzogs Karl von Baden und seiner Gemahlin Stephanie gewesen. Obwohl das badische Hausarchiv verschiedene Urkunden über die Nottaufe, den Tod, die Sektion und Beerdigung jenes Prinzen publizieren ließ, erschien noch 1883 eine anonyme Broschüre, die die Fabel wiederholte und deren Verleger infolgedessen strafrechtlich verfolgt wurde. Auch die Herzogin von Cleveland, die Tochter des Lord Stanhope, griff 1893 zur Feder, um die in einer englischen Broschüre vom gleichen Jahre gegen ihren Vater erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen. Eine Bibliographie der umfangreichen Kaspar Hauser-Literatur brachte das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ von 1901 in seinen Nummern 301 u. 302. Die Frage aber: wer war Kaspar Hauser? ist noch immer offen. War er, wie vielfach behauptet wird, in der Tat das Kind eines Gleichgültigen und ist er später, vielleicht gegen seinen Willen, auf die betrügerische Bahn gedrängt worden? ...

Französische Blätter haben sich in letzter Zeit wieder vielfach mit zwei anderen „Geheimnisvollen“ beschäftigt: dem sogenannten Mann mit der eisernen Maske und dem Uhrmacher Naundorff. Die erste Kunde von der „masque de fer“ erhielt man durch die „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse“, Amsterdam 1745/46, laut denen der geheimnisvolle Staatsgefangene ein Sohn Ludwigs XIV. und der La Vallière gewesen sein soll. Das Interesse für ihn wuchs durch Voltaires Untersuchungen, der ihn für einen natürlichen Sohn der Anna von Österreich (Mutter Ludwigs XIV.) und des Herzogs von Buckingham hielt. Holländische Schriftsteller schlossen sich dieser Ansicht an, behaupteten jedoch, nicht Buckingham sei der Vater des Gefangenen gewesen, sondern ein fremdländischer Kammerherr der Königin Anna. Lagrange-Chancel gab ihn 1759 für den Herzog von Beaufort aus; Saint-Michel für einen Sohn aus geheimer Ehe Richelieus mit der Königin Anna. Doch schon Senac de Meilhan hatte in seinen „Œuvres philosophiques“, Hamburg 1795, auf Grund der Tatsache, daß der Gefangene in den Registern der Bastille unter dem Namen Marchioli geführt worden war, die Vermutung ausgesprochen, daß es sich vielleicht um Mattioli, den Minister Herzogs Karl Ferdinand von Mantua, handeln könne, der bei der Erwerbung von Casale durch Frankreich eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte und 1679 in die Gefangenschaft Ludwigs geriet. Neuere Forscher, französische wie deutsche, haben diese Ansicht mit vielem Eifer verfochten, so namentlich Topin in „L'homme au masque de fer“, Paris 1870, während drei Jahre später Jung („La vérité sur le masque de fer“, Paris 1873) zu beweisen versuchte, der berühmte Gefangene sei ein lothringischer Edelmann, ein Chevalier d'Harmoises, gewesen, der infolge einer Verschwörung gegen Ludwig XIV. 1673 verhaftet worden sei. Gegen Jung wandte sich 1882 Loiseleur („Trois énigmes historiques“); Loiseleur weist nach, daß verschiedentliche Bastillengefangene unter Masken gehalten worden seien, d. h. verlarvt auftreten mußten, wenn sie sich öffentlich, wie bei den Spaziergängen, zeigten. Er hält keine einzige der romantischen Auslegungen über den homme au masque de fer für stichhaltig und historisch begründet, ist vielmehr der Ansicht, daß sich ganz haltloserweise ein Legendenkranz um einen Namenlosen gebildet habe. Auch dagegen ist nichts zu sagen. Will man aber einmal an einer geschichtlichen Persönlichkeit festhalten, so hat meines Erachtens der Hinweis auf den Grafen Mattioli die meiste Wahrscheinlich-

keit für sich. Auch der französische Archivar Professor Funck-Brentano und der deutsche Gelehrte Dr. W. Bröcking teilen diese Ansicht, während Fräulein A. Wagemann in ihrem 1903 erschienenen Buche über die interessante Maske den Verlarvten durch eine phantastische Beweisführung als — Karl I. zu enthüllen versucht, den 1649 enthaupteten König von England. Daß sich auch Dramendichter und Romanschriftsteller lebhaft für das Geheimnis der eisernen Maske interessiert haben, liegt in der Natur des Stoffes. Die Dramen Zschokkes und der Franzosen Arnould und Fournier sind oft gegeben worden; Thümmel hat den Maskenmann in seinen „Reisen ins mittägliche Frankreich", Georg Hiltl, P. B. Wichmann u. a. haben ihn in vielbändigen Romanen behandelt. In jüngster Zeit hat sogar ein — Zirkus sich des Geheimnisvollen angenommen und ihn in einer prunkvollen Pantomime zwischen Reitpferden, Ballettmädchen und schwimmenden Hirschen in großer Glorie zur Schau gestellt.

Über Naundorff ist es seit zehn Jahren wieder laut geworden. Im Jahre 1893 hat sich in Paris eine Société d'études sur la question Louis XVII gebildet, die seitdem monatliche Bulletins zu dem Zweck, die Identität Naundorffs mit Ludwigs XVI. zweitem Sohne nachzuweisen, herausgibt und auch die umfangreiche Publikation in der Zeitschrift „La Plume" über diesen Gegenstand beeinflußt hat. Das Schicksal jenes unglücklichen Dauphins von Frankreich, der nach der Hinrichtung König Ludwigs und der Marie Antoinette dem Schuster Simon übergeben wurde und schließlich in einsamer Kerkerzelle verkam, ist bekannt. Der Dauphin war am 8. Juni 1795 gestorben und auf dem Friedhofe von Ste. Marguérite in einer Kalkgrube beerdigt worden. Im Jahre 1815 suchte man nach seinen sterblichen Resten, ohne sie aufzufinden. Der Glaube, daß der Dauphin aus dem Gefängnis entflohen und errettet worden sei, tauchte bereits unter dem Konsulat Bonapartes auf und gab einer ganzen Reihe von Abenteurern Gelegenheit, im trüben zu fischen. Der Schneiderssohn Hervagault war der erste, der sich für den Dauphin ausgab; ihm folgten ein gewisser Bruneau und in den dreißiger Jahren Henri Hébert, der sogenannte Duc de Richmont, der zu langer Kerkerhaft verurteilt wurde, entfloh und 1845 in London starb. Noch während der Verhandlungen gegen Hébert erschien in Paris ein Herr Morel de Saint-Didier, um gegen die Angaben Héberts zu protestieren und sich selbst als den „wahren und echten Ludwig XVII." zu kennzeichnen. Es war dies ein ehemaliger Uhrmacher namens Karl Wilhelm Naundorff, der anfänglich in Spandau, dann in Brandenburg und Crossen gelebt und schon seit längerer Zeit die Regierungen sowohl wie die Herzogin von Angoulême mit seinem Anliegen bestürmt hatte. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich die Geschichte der romantischen Flucht des Dauphins aus dem Temple, wie Naundorff sie erzählte, hier wiedergeben; ich verweise auf die auch als Einzelheft erschienenen Nummern 247/48 der „Plume", die, allerdings im Sinne Naundorffs, eine vielfach anfechtbare, aber sehr interessante Zusammenstellung aller Einzelheiten der Angelegenheit bringen. Nach der Julirevolution siedelte Naundorff, dem das Zeugnis eines durchaus rechtlichen und arbeitsamen Mannes gegeben wurde, mit seiner Familie nach Paris über, um hier seine Sache zu verfechten. Im Jahre 1836 wurde er wegen Betrugs angeklagt, aber als „Verblendeter" nicht bestraft, sondern einfach ausgewiesen. Seit dieser Zeit lebte er in England, Belgien und Holland und starb 1845 in Delft. Sein Sohn nahm die Ansprüche des Vaters wieder auf, strengte 1851 und später noch einmal (1873) einen Prozeß gegen den Grafen von Chambord an, wobei Jules Favre mit blendender Dialektik seine Sache vertrat, wurde jedoch beide Mal abgewiesen; er starb 1883 in Breda. Den Bildern nach muß die äußere Ähnlichkeit Naundorffs mit den Bourbonen allerdings eine erstaunliche gewesen sein; noch auffallender ist die Ähnlichkeit seiner Tochter (er hatte in Spandau ein Bürgermädchen geheiratet) mit Marie Antoinette. Über seiner Grabstätte in Delft befindet sich folgendes, wenig bekanntes, wie behauptet wird, auf Veranlassung König Wilhelms II. von Holland hergestellte Epitaph: „Ici repose Louis XVII, Charles-Louis Duc de Normandie, Roi de France et Navarre, né à Versailles le 27 mars 1785, décédé à Delft le 10 août 1845" . . Über den Tod des Dauphins, die Autopsie der Leiche und das Begräbnis des unglück-

lichen Knaben existieren unwiderlegbare historische Dokumente. Aber ebenso unwiderlegbar ist, daß die Naundorffs, Vater und Sohn, keine Betrüger gewesen sind. Der Sohn, den ich kurze Zeit vor seinem Tode, wenn auch nur flüchtig, persönlich kennen lernte, hatte die Sache seines Vaters einfach wieder aufgenommen. Aber der alte Herr selbst, der „Uhrmacher", war so erfüllt von seiner Mission und der Echtheit seiner Beweise, daß auch die Gerichtshöfe an keinen „Betrug" seinerseits, sondern nur an eine Art Suggestion glaubten. Naundorff ist zweifellos unter den „geheimnisvollen Menschen" des vorigen Jahrhunderts einer der sympathischsten — und die Möglichkeit erscheint durchaus nicht ausgeschlossen, daß sein „Fall" auch noch in der Zukunft die Welt beschäftigen dürfte.

Mit den Wirren der Revolutionszeit hat man auch versucht, die „Geheimnisvollen von Eishausen" in Beziehung zu bringen. Eishausen ist ein Dorf an der Chaussee zwischen Coburg und Hildburghausen, in dessen stattliches Schloß am letzten Septembertage 1810 eine merkwürdige Persönlichkeit Einzug hielt Der Mann nannte sich Graf Vavel de Versay und hatte eine junge Dame als Begleiterin; beide waren, wie spätere Nachforschungen ergaben, um 1803 in Ingelfingen, dann in Hildburghausen ansässig gewesen und hatten an diesen Orten dasselbe zurückgezogene Leben geführt wie in Eishausen. Der Graf war ein Herr von etwa vierzig Jahren und machte den Eindruck vornehmer Geburt, lebte auch wie ein Grandseigneur, war aber nur von geringer Dienerschaft umgeben. Er verkehrte mit niemand, fuhr stets in geschlossenem Wagen aus und führte das Dasein eines Einsiedlers. Allerdings korrespondierte er lebhaft mit dem Geistlichen des Orts über alle möglichen Tagesfragen der Politik, Wissenschaft und Literatur, aber der Geistliche hat aus dieser fast fünfzehnjährigen Korrespondenz nie eine Zeile von der Hand des Grafen zurückbehalten; jeder Brief wurde sogleich, nachdem er gelesen worden, von der Botenfrau wieder an den Grafen gebracht. Gesprochen haben diese Männer sich nie — und nur zweimal unter hundert Fällen fiel es dem Pfarrer auf, daß der Graf bei der Siegelung ein Petschaft gebraucht hatte, das in etwas unbestimmten Formen drei Lilien im Felde zeigte. Seine Begleiterin wurde „die Gräfin" genannt. Die wenigen Personen, die sie je zu Gesicht bekamen, erzählten, sie sei bei ihrer Ankunft in Eishausen ein schönes Mädchen von vielleicht 18 Jahren gewesen. Außer der alten Köchin, die 26 Jahre im Schlosse wohnte, hat die Gräfin nie einen anderen Menschen um sich gehabt als den Grafen; die Köchin selbst hat die Gräfin in dieser langen Zeit nur zweimal gesehen. Bei schöner Jahreszeit besuchte die Gräfin täglich den Schloßgarten, aber immer dicht verschleiert. Im Jahre 1826 forderte, eine Folge der gothaischen Erbteilung, die Regierung zum erstenmal Legitimation des Grafen, und dieser erklärte, er werde sie vorlegen, dann aber das Land verlassen. Unbegreiflicherweise schwieg hierauf die Regierung; man nimmt an, die grandiose Wohltätigkeit, die der Graf auszuüben pflegte, habe sie veranlaßt, nicht weiter in das Geheimnis des seltsamen Mannes einzudringen. Zehn Jahre später starb die Gräfin, ohne daß ein Arzt hinzugezogen worden wäre, und wurde im Schloßgarten beerdigt. Jetzt verlangten Gericht und Geistlichkeit die Personalien der Verstorbenen; der Graf gab sie in folgenden Worten: „Sophie Botta, ledig, 58 Jahr alt." Das war alles. Im Jahre 1845 starb auch der Graf und wurde in Eishausen zur Ruhe bestattet. Bei der gerichtlichen Durchsuchung seines Nachlasses fanden sich Papiere vor, die es wahrscheinlich machten, daß der Graf ein Holländer namens Leonardus Cornelius van der Valck gewesen sei; auch glaubte man aus anderen Papieren auf den Namen der Gräfin als einer gewissen „Agnes Berthelmy née Daniels" schließen zu können. Tatsächlich erhielten die holländischen van der Valcks, reiche Kaufleute, den Nachlaß des Grafen ausgehändigt. Der Aufforderung, daß Angehörige jener Agnes Berthelmy oder Sophie Botta sich melden möchten, ist niemals nachgekommen worden. Mythe und Dichtung haben auch um diese beiden Geheimnisvollen ihren Kranz gesponnen. Ein Geheimrat von B., der lange in Paris gelebt, hatte zufällig einmal die Gräfin unverschleiert gesehen und soll über „ihre Ähnlichkeit mit Ludwig XVI." erstaunt und erschreckt gewesen sein. So konnte denn der Narrheit Raum gegeben werden: die Gräfin sei des Dauphins Schwester, Prinzessin



Marie Therese, und die spätere Herzogin von Angoulême sei eine — untergeschobene, eine falsche Prinzessin. Auch für eine Condé hielt sie die Sage: für eine Stiefschwester des Herzogs von Enghien — und schließlich wurde das Einsiedlerpaar von Eishausen selbst mit der Affäre Kaspar Hauser in Verbindung gebracht. Man ging so weit, daß man Hauser heimlich in die Nähe von Eishausen führte, hoffend, er würde die Gegend wieder erkennen; aber die Annahme erwies sich als irrig. Endlich sah man von der Politik ab und schreckhafte Familientragödien gingen durch die Presse. Zwei Frauen habe das Eishausener Schloß beherbergt, Mutter und Tochter, und der Graf sei stets nur mit einer der beiden ausgefahren, der „alten“ oder der „jungen“. Die Mutter, jene Agnes Berthelmy, geborene Daniels, sei die Geliebte des Grafen gewesen; die junge Dame eine Tochter aus ihrer Ehe mit einem französischen Offizier; Rache, Liebe und Eifersucht hätten den Grafen veranlaßt, die beiden in unfreiwilligem Exil zu halten ... Alles das sind Hypothesen; wie viele Rätsel, so ist auch dieses ungelöst geblieben. Dichterische Phantasie gestaltete den romantischen Stoff wunderlich aus. Brachvogel schrieb seinen Roman „Das Rätsel von Hildburghausen“, Temme eine ganz wahnsinnige Geschichte über dasselbe Thema ...

Fabeln entstehen leicht. Sie gleichen dem Samenkorn, das der Wind durch die Lüfte führt und das im Sumpfe Wurzel schlägt und weiter wurzelt. Ich brauche nicht erst an jene vielgenannte „Päpstin Johanna“ zu erinnern, über deren „Echtheit“ man jahrhundertelang langatmige Dissertationen veröffentlicht hat. Als der Aufstand der Sepoys in Indien 1859 niedergeschlagen wurde, verschwand der Führer der Rebellen, Nena Sahib, spurlos. Man behauptete, er sei gefallen. Aber in den sechziger und noch in den siebziger Jahren tauchten in der Presse allerhand Mitteilungen auf, die von einem Wiedererscheinen des Prinzen erzählten — und flugs fanden sich phantastische Gemüter, die diese Fabeln weiter spannen. Ja, die Phantasie! Sie hat sich redlich bemüht, alle die Rätsel, von denen ich hier gesprochen, noch rätselhafter zu gestalten. Sie entwirrte nicht, sie verwirrte nur — und wer kann sagen, ob das große Göttergeschenk nicht jene „rätselhaften“ Menschen selbst, vom falschen Nero bis auf den Uhrmacher Naundorff, mit Blindheit geschlagen hat? Hat die sogenannte Autosuggestion nicht auch etwas Rätselhaftes? —



Wir alle.

Wir alle, die wir auf des Lebens Grund gesehn,
Wir singen Eins zu allen Tagen
— Und diese Melodie wird mit uns heimwärts gehn —
Das leise Lied von dem Entsagen.

Wir gehen auf der Erde und sind nicht daheim.
Es streift die Sehnsucht alle Sterne
Und flicht um jeden einen blühnden Heimwehreim:
Doch stehn die goldnen ewig-ferne.

Das Heute tut uns weh. Das Gestern ward uns fremd.
So träumen wir von einem Morgen.
Indessen bleichen Tränen unser Totenhemd,
Und erst in ihm sind wir geborgen.

Karl Ernst Knodt.



Professor Albert von Keller. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger.





Abb. 1. Das Kaiserdock zu Bremerhaven.

Docks.

Von
Ernst Foerster.

Mit einem Einschaltbild und zwölf Textillustrationen.

Die kriegerischen Ereignisse in Ostasien, die sich bisher ja hauptsächlich auf dem Meere abspielten, lenken das Interesse auch auf marinetechnische Fragen allgemeiner Art: auf den Bau, die Ausrüstung und Instandhaltung der Schiffe und der übrigen Kriegsmittel zur See, auf die Beschaffung der ungeheuren Kohlenmengen, welche die kriegführenden Mächte bereitstellen müssen, auf die Vorbereitungen, die bereits im Frieden getroffen werden müssen, um die Kriegstüchtigkeit der modernen, so überaus komplizierten Schiffe zu sichern. Der jetzige Feldzug zwischen Rußland und Japan traf das Zarenreich in Ostasien noch in einem Stadium der Vorbereitung. So gewaltig und bewundernswert die Anstrengungen waren, die Rußland für die Häfen von Wladiwostock und besonders Port Arthur gemacht hatte, es war doch nicht gelungen, den riesigen Organismus, den die Erhaltung des Materials bedingt, völlig zu vollenden.

Man darf nicht übersehen, daß auch ein Schiff, wenn es dauernd auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit bleiben soll, ununterbrochen einer aufmerksamen und sorgfältigen Pflege bedarf. Sein Bewegungsmechanismus will im Dienste verständnisvoll gewartet sein, in den Zeiten der Ruhe peinlich untersucht und gepflegt werden. Bewegungsteile, die Deformationen erlitten haben oder sonstwie keine vollen Garantien mehr bieten, sind auszuwechseln; Kessel, die Leckagen oder andere Defekte zeigen, müssen sorgfältig repariert und eventuell ersetzt werden. Ausrüstungsteile der Lade- und Lösch-, sowie der Rettungsvorrichtungen, die durch Sturm oder andere Ereignisse gelitten haben, müssen vervollständigt werden. Dem ganzen Schiffe muß innen und außen ein schmuckes und frisches Aussehen erhalten bleiben — zuerst als das Wahrzeichen der Neuheit und später als die Schminke des Alters. Wer die zerstörenden Einflüsse der See kennt, die auf den Schiffsanstrich einwirken, weiß, mit welchen Aufwendungen an Geld und Mühe es verbunden ist, das Schiff dauernd vor einem blatternarbigen und geschundenen Aussehen zu bewahren.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die Geschwindigkeitsleistung, die Manövrierfähigkeit und schließlich auch die Lebensdauer

des Schiffes ist die **Pflege des Schiffsbodens**, d. h. die Reinhaltung des Unterwasserschiffes von Bewachsung, und das stete Vorhandensein eines guten Anstriches, der einmal durch seine chemische Zusammensetzung den anwachsenden Seetieren das Leben auf ihm verbittern und dann der Konservierung der Stahlplatten vor den zersetzenden Einflüssen des Seewassers dienen soll.

Schon in den frühesten Zeiten der Seeschiffahrt, die wir geschichtlich verfolgen können, bediente man sich verschiedenartiger Methoden, um die Unterwasserteile solcher Schiffe bloßzulegen, die zu schwer waren, um auf den Strand gezogen zu werden. Waren doch die Holzschiffe jener Zeiten, bei denen man den Schutz der Kupferhaut oder der Giftfarben gegen Seetiere noch nicht kannte, besonders stark dem Bewachsen ausgesetzt und mußten sehr häufig gereinigt werden, sollten sie nicht allzu sehr an Fahrt und Beweglichkeit einbüßen.

Das einfachste Mittel, einen großen Teil des Schiffsbodens bloßzulegen, ohne das Schiff aus dem Wasser zu nehmen, ist das Kielholen, welches dadurch bewirkt wird, daß an einer geeigneten Stelle der Bemastung ein Flaschenzug angeschlagen, und mittels desselben das Schiff auf einen landfesten Kai oder auf ein anderes Fahrzeug niedergeholt wird — zwar so, daß sein Mast nunmehr um 40° oder mehr nach der betreffenden Seite hinüberneigt. Das gekielholte Schiff wird bis an die Grenze seiner Stabilität übergeneigt, und es können dann an der Außenseite Reinigungen und leichtere Reparaturen ausgeführt werden. Dieses Verfahren ist noch heute in der Segelschiffahrt, besonders im Kleinbetriebe, gang und gäbe. Vielfach bedient man sich der Gezeiten, um Schiffe annähernd oder ganz trocken zu legen, je nach Örtlichkeit und nach Bauart des Fahrzeugs. Es ist auch nachgewiesen, daß bereits die alten Griechen provisorische Trockendocks gebaut haben, indem sie ihre schwereren Schiffe bei hohem Wasserstande soweit als möglich aufholten, sie dann bei fallendem Wasser mit Erdwällen umgaben und das nun abgeschlossene Bassin völlig von Wasser entleerten. Bei auflaufendem Wasser spielten die Erdwälle dann die Rolle von Dockmauern.



Abb. 2. Aus der Bauzeit des Kaiserdocks. (Beginn der Aufmauerung.)



Abb. 3. Erstes Füllen des Kaiserdocks zur Einweihung am 21. Sept. 1899.

Aber selbst Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Seeschiffe zu groß wurden, um gekielholt zu werden und zuviel Tiefgang erhielten, um die Gezeiten (oder überhaupt wechselnde Wasserstände) zur Trockenlegung nutzen zu können, hat man sich auch für größere Schiffe noch mit sehr primitiven Dockmethoden begnügt. Ein interessantes Beispiel hierfür war das Trockendock in Vizagatapam (Indien), dessen Prinzip durch eine „sinnreiche Umständlichkeit“ auffällt. Das zu dockende Schiff wurde in ein künstliches, senkrecht zum Flußlaufe gegrabenes Bassin eingebracht. Die Einfahrt wurde alsdann mit einer doppelten Spundwand aus eingerammten Pfählen geschlossen. Der Raum zwischen beiden Wänden wurde bis über die Wasserlinie zugeschüttet. Nunmehr begann man Erdreich in das Bassin zu schütten, bis dessen Sohle so hoch gelegt war, daß sie dem Wasserspiegel außen vor dem Dock entsprach. Das Schiff hob sich dabei in schwimmendem Zustande. Unter geeigneter Abstützung des Schiffskörpers ließ man dann das Wasser, durch nach dem Fluß hin vorgesehene Öffnungen, bei Niedrigwasser ablaufen. Das Ausdocken nach Fertigstellung der Arbeiten ging entsprechend vor sich. Die Docksohle wurde durch Ausgraben wieder so tief wie ursprünglich gelegt, wobei das Schiff zugleich parallel mitgesenkt wurde. Die technische Ausführung der letzteren Manipulation näher zu erörtern, würde zu weit führen. Nach Beendigung des Grabens wurde das Wasser wieder zugelassen und die Spundwände wurden entfernt.

Mit der schnellen Zunahme der Schiffsgrößen im letzten Halbjahrhundert erledigten sich alle derartigen Dockmethoden von selbst, und man begann feste Docks zu bauen, zuerst mit hölzernen Wänden, und bald mit Steinmauern und fest fundierten Sohlen, welche zunächst wie Schleusen durch einfache, nach außen schlagende hölzerne Tore geschlossen wurden. Je größer und vollkommener das Seeschiff wurde, desto schneller wuchsen auch seine Ansprüche, nicht nur an die Vollkommenheit der Hafenanlagen und der Kais mit ihren Lade- und Löschvorrichtungen, sondern auch an die Trockendocks zur schnellen und sicheren Erledigung von



Abb. 4. Unter dem gedockten Schiff. Kielstapel und Kimmschlitten, Kaiserdock.

Reparaturen und Reinigungsarbeiten. Fällt doch die Liegezeit der modernen Ozeanriesen mit ihren mannigfachen Einrichtungen und hohen Anschaffungskosten ganz anders ins Gewicht, als die der Segelschiffe früherer Zeit. Die Fortschritte der Trockendocktechnik mußten also folgende Hauptgesichtspunkte in sich schließen: Dem gegenüber früher um ein Vielfaches gewachsenen Schiffsgewichte mußten Docksohlen von außerordentlich fester Fundierung geboten werden. Das Entleeren der Docks, die nun gewaltige Quantitäten Wasser in sich schlossen, mußte durch Pumpwerke höchster Leistungsfähigkeit auf ein Minimum von Zeit reduziert werden können. Das Verschließen der Docks mußte unter Ausschaltung aller Betriebsunsicherheiten schnell und mit möglichst geringem Personal auszuführen sein. Das größte eingedockte Schiff mußte noch soviel Spielraum unter und neben sich haben können, daß Luft und Licht an alle Teile des Schiffskörpers heran konnte.

Als man daher in Deutschland daran ging, für die großen Schnelldampfer des transatlantischen Verkehrs eine Dockgelegenheit zu schaffen, um sich ein für allemal von England unabhängig zu machen, da mußte dies ein Riesenbauwerk werden und in den technischen Einzelheiten seines Betriebes mustergültig zusammengesetzt sein. Nur wenn alle Einzelfaktoren bei der Arbeit des Ein- und Ausdockens mit Präzision und Schnelligkeit zusammenwirkten, konnte die Dockgelegenheit als würdig und entsprechend jenen Schnellschiffen bezeichnet werden, die selber aus Extremen zusammengesetzt sind.

Unter der Einwirkung der gewaltigen Entwickelung des Norddeutschen Lloyd gerade im letzten Jahrzehnt, besonders eben in Beziehung auf jene Passagierschiffe größter Dimension, entstand in den neunziger Jahren das Kaiserdock in Bremerhaven, das den größten Schnelldampfern des transatlantischen Verkehrs Dockgelegenheit gewähren kann. Wenn wir im folgenden zunächst auf die Einrichtungen dieses Trockendocks näher eingehen, so geschieht dies, weil wir damit zugleich den Typus eines gegrabenen Docks größter Dimension beschreiben, wodurch unserer Orientierung besser gedient wird, als

durch die Aufzählung und Betrachtung der zahlreichen Varianten, die in den einzelnen Entwickelungsstadien der Trockendocktechnik gezeitigt worden sind. Wir verdanken die Möglichkeit authentischen Berichtens und die Schaffung eines entsprechenden Photographiematerials über gegrabene Trockendocks der Unterstützung, die uns durch Vermittelung des Norddeutschen Lloyd von seiten der staatlich bremischen Hafenbauinspektion in Bremerhaven, der Erbauerin des Kaiserdocks, sowie von der Firma Haniel & Lueg in Düsseldorf, die das Dockpumpwerk baute, zu teil geworden ist. — Der Hauptteil des Docks ist die eigentliche Dockkammer, ein gemauertes Bassin mit massiver, und zwar aus Betonmauerwerk bestehender Sohle von großer Stärke, welche bis auf den tragfähigen Baugrund, Sand, hinunterreicht und auf diesem sicher aufruht. Diese Sohle, welche das Dock vor dem Zudrange von Grundwasser bewahren soll, trägt auch die Vorrichtungen zur Aufnahme des trockenzulegenden Schiffes. Der Eingang des Docks, das „Dockhaupt", wird durch einen sogenannten Hebeponton geschlossen. Der Vorgang beim Docken eines großen Seedampfers zerfällt in mehrere Phasen, deren Betrachtung wir mit einer Beschreibung des Kaiserdocks, soweit diese von allgemeinem Interesse ist, verbinden wollen. — Die erste Vorbedingung für die Aufnahme eines Schiffes ins Dock ist das Vorhandensein geeigneter Unterlagen für den Schiffsboden, damit während des Trockenliegens keinerlei gefährliche Spannungen in den Verbänden auftreten können. In der Regel genügt es für die flachbodigen Seedampfer größter Dimension, wenn ihnen außer der durchlaufenden Unterstützung des Kiels, der Kielstapel, seitlich noch je eine Reihe stützender Klötze unter dem Schiffsboden, die sogenannten Kimmschlitten, zum Auflager gegeben wird. Beim Kaiserdock sind insgesamt 22 Paar Kimmschlitten auf die ganze Nutzlänge des Docks vorhanden. Die Anordnung der Bodenunterstützung ist aus unserer Abb. 4 klar ersichtlich. Die Kielstapel, beim Kaiserdock 140 an der Zahl, stehen auf einer starken Granitfundierung in der Mittelachse des Docks und vermögen in ihrer Gesamtheit eine Kiellänge von 226 m zu stützen. Sie haben 1,10 m Höhe über der Docksole erhalten, um ein Arbeiten unter dem Schiffe zu gestatten. Bei



Abb. 5. Das Trockendock der Hamburg-Amerika-Linie.

Schiffen von besonderer Form, also etwa Kriegsschiffen mit Rammsteven und mit hinten hochgezogenem Kiel, müssen die Kielstapel nach der Konstruktionszeichnung des Schiffes besonders vorbereitet werden, um beim Niedersetzen auf dieselben überall gleichzeitige und gleichmäßige Auflage zu gewähren. Auch müssen bei besonderen Schiffen die Kimmschlitten vorher, je nach der „Aufkimmung" des zu erwartenden Schiffes, in geringerer oder größerer Neigung der Auflageflächen zur Horizontalen, bearbeitet werden. Um kleine Differenzen auszugleichen, wird bei diesen Unterstützungen eine oberste Lage von weichem Holz angeordnet, so daß der Schiffskörper die etwa höheren Kimmschlitten oder Kielstapel beim Niedersetzen soweit zusammenpreßt, bis er überall Auflage hat. Im übrigen wird Pitch-Pine und Eiche als Material verwendet. Die Kimmschlitten sind auf quer zur Längenrichtung des Docks laufenden, ebenfalls aus Beton hergestellten Bahnen angeordnet. Jede dieser Bahnen ist an ihren Seitenkanten mit umgekehrt liegenden Eisenbahnschienen gesäumt, welche den Kimmschlitten als Führung dienen und sie am Aufschwimmen hindern. Die Kimmschlittenreihen werden zunächst in etwas größerer Entfernung von den Kielstapeln aufgestellt, als der Ankimmung des Schiffsbodens entspricht. Sobald das Schiff beim Auspumpen des Docks die Kielstapelreihen zu berühren beginnt, werden die Kimmschlitten mittels Stahltrossen, die über Rollen nach den Kais hinaufführen, einzeln unter den Schiffskörper gezogen. Bei Schiffen, die mit voller Ladung oder sonstigen die Querfestigkeit der Verbände beanspruchenden Gewichten (wie Panzer, Kasematten usw.) belastet sind, wird noch eine dritte Art der Abstützung angewendet, die sogenannten Trimmstützen, Reihen annähernd horizontal stützender Balken, welche die Seitenwände des Schiffes gegen die Seitenmauern des Docks absteifen sollen (Abb. 5). Auch diese Balken müssen ihrer Länge nach vorher, entsprechend der Form des Schiffes in der beabsichtigten Höhenlage der Abstützung, bearbeitet werden. Um den seitlichen Trimmstützen an den Seitenmauern des Docks einen Halt zu geben, sind diese Mauern in mehreren Stufen ausgeführt, deren Breite einzeln so bemessen ist, daß sie auch begehbar sind. Hierdurch wird die Breite des Docks, die in der Sohle 26 m beträgt, oben bis auf 34 m von Kai zu Kai vergrößert. Ein Nebengesichtspunkt für die schräge, resp. stufenartige Ausführung der Kaimauern ist ferner noch, daß Luft und Licht an den Schiffskörper nun viel besser heran können, und ein Trocknen sowohl nach der Reinigung für den Anstrich, als auch nach dem Anstriche in kürzerer Zeit ermöglicht ist, als bei senkrechten Mauern, wie man sie hie und da aus Ersparnisrücksichten gebaut hat.

Abb. 6. Verschlußponton des Kaiserdocks.

Sind die nötigen Vorarbeiten gemacht, denen also bei besonderen Schiffsformen ein vorheriges Auspumpen des Docks zum „Fitten" der Unterstützungen vorauszugehen hat, so kann das Eindocken beginnen. Jene erwähnten Vorarbeiten werden nur in besonderen unvorhergesehenen Fällen, wie bei Havarien, einen wirklichen Zeitverlust für das einzudockende Schiff bedeuten. Im allgemeinen ist der

Dockverwaltung der Zeitpunkt der Eindockung solange vorher bekannt, daß die Schiffe bei ihrer Ankunft das Dock klar zur Aufnahme vorfinden. Nachdem der Schiffskörper durch die Einfahrt in die Dockkammer bugsiert ist, muß er zunächst in der Lage adjustiert werden, die den Bodenunterstützungen entspricht, über denen er vorläufig noch schwimmt. Er wird zu diesem Zwecke mittels Loten und Marken eingepeilt und dann an den auf dem Kai befindlichen Pollern mittels Trossen festgelegt. Während dieser Arbeit, der verantwortungsvollsten bei dem ganzen Prozeß, wird das Dockhaupt geschlossen. — Man hat sich im Laufe der Zeit verschiedener Verschlußvorrichtungen für Docks bedient, je nach den örtlichen Verhältnissen und den sonstigen gegebenen Faktoren. Bald sind einfache Schleusentore angewendet worden, bald Schiebe- oder Gleitpontons, die senkrecht zur Kaimauer in Kammern hineinglitten, die in jene eingebaut wurden. Diese Gleitpontons werden auch heute noch häufig angewendet, z. B. überall dort, wo der Raum knapp ist, oder wo die Dockeinfahrt so exponiert ist, daß das Hantieren mit den sogenannten Hebepontons, schiffsähnlichen Verschlußkörpern, bei stürmischem Wetter unbequem werden könnte. Beim Bremerhavener Kaiserdock führten alle Erwägungen zur Anwendung des Hebepontons. Es ist dies ein symmetrisch gestalteter stählerner Schwimmkörper, der mit festen Decks, Querschotten, Tanks usw. in seinen Verbänden ganz wie ein Schiff gebaut ist.



Abb. 7. Eine Pumpmaschine des Kaiserdocks.

Sein Kiel ist (um beim Vergleiche mit dem Schiffskörper zu bleiben) vorn und achtern als breite Leiste bis zum obersten Deck hochgeführt. Mit dieser durchgehenden Dichtungsleiste legt sich der Ponton von außen gegen einen entsprechenden gemauerten Falz des Dockhauptes, der ebenfalls in Sohle und Seitenmauern durchgehend ausgespart ist. Um das Dock je nach dem Schiffe, das gerade gedockt werden soll, verkleinern oder bis zur Maximalgröße verlängern zu können, sind derartige Falze zum Ansetzen des Verschlußpontons auf 166 m, auf 222 m und auf 226 m der Docklänge eingebaut; es wird dadurch ermöglicht, die Quantität des auszupumpenden Wassers zu verringern, wenn kürzere Schiffe das Dock aufsuchen. Die Bedienung des Hebepontons ist nun die folgende: Nach-

dem dasselbe an den Falz des Dockhauptes angesetzt ist, werden seine Schieber geöffnet und das Wasser strömt in die Ballasttanks ein. Das vorher noch schwimmende Ponton setzt sich mit seinem Kiel auf die Sohle des Dockhauptes auf. In dieser Lage ist sein oberstes Deck zugleich auf das Niveau des Kais gebracht, so daß das gesenkte Ponton nunmehr eine befahrbare Verbindung über das Dock herstellt. (Auch hierin liegt ein großer Vorteil der breiten, festen Hebepontons gegenüber anderen Verschlußvorrichtungen.) — Das Auspumpen des Docks kann nunmehr beginnen. Für diesen Zweck hat das Kaiserdock zur größtmöglichen Beschleunigung des ganzen Vorganges ein Pumpwerk von außerordentlicher Leistungsfähigkeit erhalten, mit dessen Konstruktion und Erbauung, wie schon kurz erwähnt, die bekannte Düsseldorfer Firma Haniel & Lueg (die seinerzeit auch das große Schiffshebewerk zu Henrichenburg geschaffen hat), betraut wurde. Zwei Dampfpumpmaschinen von zusammen 1260 Pferdestärken dienen dem Betriebe. Antriebsmaschinen und Zentrifugalpumpen sind direkt gekuppelt. Zur Trockenhaltung des leeren Docks dienen außerdem zwei kleinere Lenzpumpen. — Um den Maschinisten vom jeweiligen Dockwasserstande, besonders für den Augenblick, wo er die Pumpen abzustellen hat, zu benachrichtigen, ist ein mit einem Luftdruckpegel verbundenes elektrisches Läutewerk vorgesehen. Die ganze Anlage ist tief unter dem Straßenniveau aufgestellt, damit das Wasser nicht bis zur vollen Höhe der Kais heraufgeschafft zu werden braucht, sondern den Pumpen zufließt. Unsere Abb. 7 zeigt eine der Pumpmaschinen, Abb. 10 eine Gesamtansicht des Pumpwerks vom Straßenniveau aus, welche oben auch eine der elektrischen Maschinen zum Betriebe der Kräne und Verholspills erkennen läßt. Die Pumpen werfen das dem Dock durch Saugkanäle entzogene Wasser in den Ablaufkanal, einen gemauerten Tunnel von 10 qm Querschnitt, der, in der Höhe der Zentrifugalpumpen beginnend, auf besonderer Pfahlrostfundierung nach dem Vorbassin hingeführt ist und an der Stirnseite des Docks in jenes mündet. Um das Zufließen des



Abb. 8. Der Riesenkrahn am Vorbassin des Kaiserdocks.



Der Schnelldampfer „Deutschland" im Schwimmdock bei Blohm & Voß.

Wassers zu den Saugkanälen zu erleichtern, hat die Docksohle ein leichtes Gefälle, sowohl in ihrer Querrichtung nach den Seiten hin als auch in ihrer Längsrichtung nach den beiden innerhalb des innersten Dockhauptes gelegenen „Pumpensümpfen“ hin erhalten. Letztere sind längliche, zur Dockachse querliegende Bassins von 8 bezw. 12 qm Areal, die schlitzartig in die Docksohle eingelassen sind und allmählich in die Saugkanäle übergehen. Die Dimensionen des Dockpumpwerkes sind derart bemessen, daß das Trockenlegen des Docks, welches etwa 77000 cbm Wasser enthält, in etwa $2^1/_2$ Stunden erfolgen kann. Der Zeitbetrag für den ganzen Vorgang des Eindockens, also von dem Augenblicke an, wo das Schiff vor dem Dock anlangt, bis zur vollständigen Trockenlegung des Schiffes, ist mit geringen Abweichungen auf $3^1/_2$ Stunden erprobt worden. Der Zugang zur Docksohle von oben erfolgt durch mehrere Treppen, welche in die Seitenmauer eingebaut sind. Dieselben sind so gelegen, daß sie bequeme Verbindungswege von den Reparaturwerkstätten des Lloyd nach dem Dockinnern vermitteln. Um schwerere Teile von oben in das Dock oder an Bord gedockter Fahrzeuge zu schaffen, sind zwischen den beiden Dockhäuptern auf dem Kairande elektrische Kräne von 12 m Ausladung und 50000 kg Tragfähigkeit aufgestellt. Außerdem ist auf dem Verschlußponton ein Kran von 10 m Ausladung und 20000 kg Tragkraft montiert, welcher besonders praktisch ist, weil er, an der Stirnseite des Docks stehend, Ausrüstungsteile, die etwa per Leichter oder Schlepper ankommen, direkt aus diesen über das Ponton hinwegheben und im Dock niederlegen kann (Abb. 6). Alle drei Kräne sind dort angeordnet, wo die meisten Arbeiten am Unterwasserschiffe ausgeführt werden, nämlich bei den Austrittsstellen der Propellerachsen und der Steuereinrichtung. Zugänge zum Schiff selbst werden von den Kais aus an geeigneten Stellen durch Laufbrücken hergestellt.

Nach Beendigung der Arbeiten am Unterwasserschiffe kann die Füllung des Docks vor sich gehen. Zu diesem Zwecke führen zwei Einlaufkanäle von je 5 qm Querschnitt von den Stirnflächen des Docks hinter den Dockseitenmauern bis innerhalb des innersten Dockhauptes, wo sie durch Abfallschächte in der Höhe der Docksohle münden. Das Öffnen und Schließen der Einläufe geschieht



Abb. 9. Das Schwimmdock der Vulkanwerft. „Patricia“ der H.-A.-L. eingedockt.

durch sogenannte Gleitschützen, hölzerne Schieber, die von oben aus maschinell bedient werden. Infolge des großen Querschnittes der Einlaufkanäle beansprucht die Füllung des Docks bei mittlerem Wasserstande nur etwa vierzig Minuten. Nach erfolgter Füllung ist die Dockeinfahrt zu öffnen, welche durch das abgesenkte Ponton gesperrt ist: Schon während der Entleerung des Docks sind die dem Dockinneren zugekehrten Seeventile des Pontons geöffnet worden, wodurch das Wasser aus diesem mit heraustrat. Vor Füllung der Docks werden diese Ventile nun wieder geschlossen. Bei dem steigenden Wasserstand während der Füllung vermehrt sich nun ständig die Auftriebskraft des leeren Pontons. Einem zu frühen Heben desselben wirkt jedoch die Reibung an den Falzen entgegen. Erst wenn die Dockfüllung nahezu beendet ist, gewinnt der Auftrieb die Oberhand, das Ponton hebt sich selbsttätig und wird nunmehr aus der Dockeinfahrt hinausbugsiert und längs der Stirnseite des Docks im Vorbassin vertäut. Die Passage für das gedockte Schiff, das beim Füllen des Docks von seinen Unterstützungen aufgeschwommen ist, wird dadurch frei, und Schlepper ziehen das Fahrzeug in das Dockvorbassin hinaus. Der gesamte Zeitaufwand von dem Augenblicke an, wo die Füllung beginnt, bis zum Ende des Ausfahrens des Schiffes, beträgt nur fünf Viertelstunden. Im Vorbassin oder im Reparaturbecken können solche Arbeiten vorgenommen werden, die nur das Schiffsinnere und die Oberwasserteile betreffen. Diesen Zwecken dient auch der elektrische Riesenkran von 150000 kg Tragfähigkeit (Abb. 8), der für das Herausnehmen und Einsetzen schwerster Ausrüstungsteile bestimmt ist und auch kleinere Schlepper und Pinassen mit Leichtigkeit aufs Land heben kann, wenn sie gereinigt, gestrichen oder repariert werden sollen.

Die Kaiserdockanlage mit ihren Nebenbassins und Hilfsanlagen steht in ihren Dimensionen und ihrer Leistungsfähigkeit neben den größten und besten der Erde. Trotz der außerordentlich soliden und gewissenhaften Durcharbeitung jeder noch so kleinen Einzelheit wurde die für den Bau ausgesetzte Summe jedoch um mehr als 200000 Mark unterschritten. Das Dock samt den direkt zu ihm gehörenden Anlagen kostete 3904000 Mark. Die bedungene Bauzeit wurde genau innegehalten und hat an reiner Arbeitszeit $3^2/_3$ Jahre erfordert. Die Einweihung des Docks erfolgte am 21. September 1899.

Während hier durch die Vergrößerung aller Dimensionen und die bedeutende Vervollkommnung der Betriebsmittel etwas Hervorragendes in der Verbesserung eines bestehenden Typus geschaffen wurde, begann eine neue Art Docks, die mit der früheren technisch nicht viel mehr zusammenhängt als durch Zweck und Verwendung, sich ein immer größeres Feld zu erobern, und sich schnell zu der Leistungsfähigkeit der Trockendocks hinaufzuarbeiten: Die schwimmenden stählernen Docks.

Ein Schwimmdock besteht aus einem oder mehreren, durch Schotten in wasserdichte Abteilungen zerlegten Mittelpontons, deren Plattformen ähnliche Unterstützungsvorrichtungen tragen, wie die Sohle eines Trockendocks; ferner aus Seitenkästen, die an die Mittelpontons anschließen, etwa wie die Seitenmauern eines Trockendocks an dessen Sohle. In den Seitenkästen befindet sich die Dockpumpenanlage, gleichmäßig auf beide verteilt, mit Kesseln, Dampfmaschinen und Pumpen, resp. bei ganz modernen Betrieben nur mit elektrisch angetriebenen Kreiselpumpen. Das letztere System wendet die Blohm & Voßsche Werft in Hamburg bei ihrem Riesendock an. Der Vorteil dieser Arbeitsweise liegt vor allem darin, daß nicht, wie früher, das gesamte Gewicht schwerer Maschinenanlagen mit gehoben zu werden braucht. Die Kraft für die wenig Raum und Gewicht beanspruchenden elektrischen Pumpen wird vielmehr von einer Zentrale geliefert, und das Dock wird naturgemäß um das ersparte Gewicht leistungsfähiger.

Der Vorgang beim Docken eines Schiffes im Schwimmdock ist nun der folgende: Die Schieber der beiderseitigen wasserdichten Abteilungen werden in symmetrischer Weise geöffnet und das Dock sinkt mit dem Einströmen des Wassers parallel mit sich herab. Der Mittelponton mit seinen, für das Schiff vorbereiteten Kielstapeln und Kimmschlitten taucht weg, und es bleiben nur noch die beiden parallelen Seitenwände sichtbar. Das Senken des Docks wird soweit fortgesetzt, bis die Kielstapel der Mittelplattform etwa 25 cm tiefer liegen, als der Kiel des zu

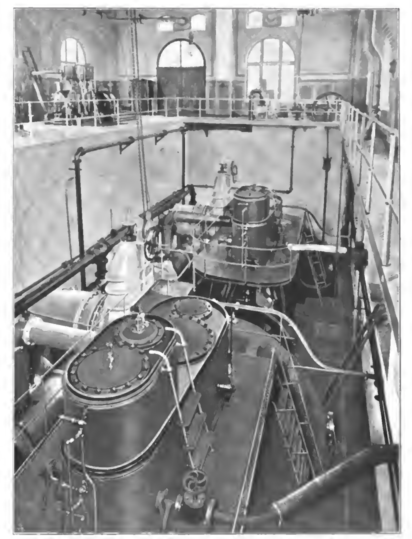


Abb. 10. Dockpumpwerk. Gesamtansicht der Maschinenanlage vom Niveau der Straße aus.

dockenden Schiffes. Nunmehr wird das letztere ins Dock eingefahren und, wie beim Trockendock, über seinen Unterstützungen adjustiert und an den Pollern der Seitenwände vertäut. Zugleich beginnen die Pumpen das Wasser symmetrisch aus den Tanks auszupumpen, wodurch das Dock langsam gehoben wird. Sobald nun der Kiel des Schiffes sich auf die Kielstapel setzt, werden die Kimmblöcke, die von oben mittels Seilzuges und Rollenübertragung quer zur Längsachse des Docks verschoben werden können, in die der „Aufkimmung" des Schiffes entsprechende Lage gebracht. Die jeweilige Stellung der Kimmblöcke unter Wasser ist an Marken in dem Zuggeschirr

zu erkennen, so daß diese Blöcke in ihrer Gesamtheit stets eine gleichmäßig stützende Wirkung ausüben. Hier kann nun auch beim weiteren Heben des Docks die Korrektion etwa geneigter Schiffslagen vorgenommen werden, indem das mit Schlagseite eingekommene Schiff so durch die Kimmblöcke unterstützt wird, daß es sich beim Steigen der Docksohle zunächst aufrichtet, ehe es in seiner Lage fixiert wird. Beim weiteren Arbeiten der Pumpen wird das Dock herausgehoben, bis die Mittelplattform trockengelegt ist, und die Kommunikation von ihr aus mit der Werft eröffnet werden kann. Zu diesem Zwecke sind zuweilen die Seitenpontons in der Mitte ihrer Länge und in Höhe der Mittelplattform portalartig durchbrochen. Auch mittels Vorlegepontons und auf diese hingeführte Laufbrücken kann die Verbindung bewirkt werden. Besonders praktisch ist die ganze Anordnung bei der Blohm & Voßschen Werft getroffen worden. Zur Aufnahme des größten der Docks ist ein besonderer Dockhafen von etwa 14 m Wassertiefe vorhanden, an dessen Langseite der Riesenkran der Werft steht — ein Derrickkran von bisher unübertroffener Höhe, Ausladung und Leistungsfähigkeit. Dieser ist imstande, das Dockinnere zu bestreichen und die schwersten vorkommenden Bauteile spielend aus- und einzusetzen. Sollen besonders schwere Arbeitsstücke, die des großen Krans bedürfen, an irgend einer Stelle des Docks eingebracht oder fortgenommen werden, so kann das Dock auch längs dem Kai in die richtige Stellung gefahren werden.

An den offenen Enden des Docks befinden sich Auslegerkräne, welche an den Seitenkästen fest sind und Werkstücke aus Leichtern oder Schuten, die vor der Schmalseite liegen, entnehmen oder in sie verladen können. Für Arbeiten an Schrauben und Ruder ist diese Einrichtung vom größten Werte.

Für solche Werften, deren Seefront nur eine beschränkte ist, hat man eine besondere Art Schwimmdocks mit nur einem Seitenponton und nach See zu frei auslaufender Plattform konstruiert, so daß die Schiffe in dasselbe nicht in ihrer Längsrichtung eingefahren zu werden brauchen, sondern breitseits übergeschleppt werden können; das Seitenponton, welches die maschinellen Anlagen trägt, ist mit dem Lande durch eine Anzahl beiderseits gelenkartig befestigter Träger verbunden, welche die Parallelführung des Ganzen und die Sicherung gegen Wirkungen der Oberlastigkeit zum Zwecke haben. Ein solches Dock großer Dimensionen, mit einer Nutzlänge von etwa 140 m, besitzt u. a. die Reiherstiegwerft in Hamburg (Abb. 11).

Die Schwimmdocks haben bezüglich ihrer Dimensionierung noch den großen Vorteil, daß sie aus mehreren, in sich selbständigen Pontondocks zusammengefügt werden können, so daß die Vergrößerung des Docks nur in Hinzufügungen und nicht, wie bei gegrabenen Docks, in wesentlichen Umbauten besteht. Je nach der Größe der Schiffe werden dann mehr oder weniger Pontons zusammengekuppelt. Die Regulierung des Betriebsaufwandes ist also in weitergehendem Maße möglich als beim Trockendock.

Das vergrößerte Schwimmdock der Blohm & Voßschen Werft ist heute mit einer Gesamtlänge von 230 m die regelmäßige Dockgelegenheit unserer größten Schnelldampfer und Frachtriesen. Die „Deutschland" findet bequem darin Platz (Einschaltbild zw. S. 424 u. 425).

In dem Betriebe moderner Schwimmdocks vereinigt sich der denkbar geringste Aufwand an Personal und Betriebskraft mit der schnellsten Arbeitsweise. So ist z. B. ein gewöhnlicher Fall, daß ein Seedampfer großer Dimension am Abend in die Blohm & Voßsche Werft einfährt und acht Stunden später, nachdem er gedockt, gereinigt, an etwa 2000 qm Fläche gestrichen und wieder ausgedockt worden ist, die Werft verlassen kann. Das Heben großer Seedampfer wird in einer knappen Stunde bewältigt. Wie diese Leistung zu bewerten ist, erhellt unter anderem aus zwei Zahlen. Es werden nämlich — um den konkreten Fall eines Fracht- und Passagierdampfers der Hamburg-Amerika-Linie zu nehmen — in der erwähnten Spanne Zeit von einer Stunde 300000 Zentner 7—8 m hoch gehoben. —

Heutzutage hat jede Werft von Bedeutung ihr eignes Schwimmdock. Die gesamte Nutzlänge aller Blohm & Voßschen Schwimmdocks beträgt 559 m mit einer Gesamttragfähigkeit von fast einer Million Zentnern — eine Zahl, an welche keine Werft der Erde heranreicht. Die Not-

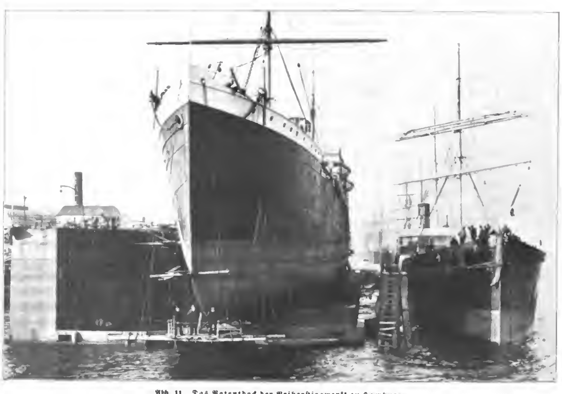


Abb. 11. Das Patentdock der Reiherstiegwerft zu Hamburg.



Abb. 12. Havarierter Seedampfer im Schwimmdock.

Verholung wird dann mit der Arbeit des Hochpumpens gleichzeitig die Aufrichtung des Ganzen bewirkt. Diesem eminenten Vorteil hat ein Trockendock nichts Ähnliches gegenüberzusetzen. Schiffen, welche mehr Tiefgang besitzen, als dem Hochwasserstande vor der Werft entspricht, bietet sich die Möglichkeit, vom Dock in tiefem Wasser aufgenommen und zur Werft bugsiert zu werden, indem selbst das mit einem großen Schiff besetzte Dock wegen seiner großen Schwimmebene weniger Tiefgang besitzt, als die betreffenden Schiffe an sich.

Das eine der Blohm & Voßschen Docks kann im Kriegsfalle sofort nach Cuxhaven geschleppt werden, um dort zur Aufnahme havarierter Schlachtschiffe dienen zu können. — Das größte Schwimmdock im Gebiete der Ostsee ist im Besitze der Vulkanwerft zu Stettin. Die Abmessungen desselben sind die folgenden: Länge = 155 m, Nutzbreite = 25 m. Seine Tragfähigkeit beträgt 11000 Tonnen. Unsere Abbildung 9 zeigt einen der P-dampfer der Hamburg-Amerika-Linie in herausgehobenem Zustande in diesem Dock. Die Hebung des Docks mit seiner vollen Belastung erfordert $2^1/_2$ Stunden. Außer dem großen Schwimmdock hat der Vulkan noch zwei kleinere, von 65 m Länge und 1400 Tonnen Tragfähigkeit, sowie eins von 31 m Länge und 1000 Tonnen Tragfähigkeit, letzteres für Schlepper und andere kleinere Fahrzeuge, im Betriebe.

wendigkeit, gerade für Hamburg mit seinem beispiellos angewachsenen Verkehr ausgiebige und schnell arbeitende Dockgelegenheiten zu schaffen, hat zu diesen Zahlen geführt. Schwimmdocks waren hier das einzige, was in Frage kam, sowohl nach den Platzverhältnissen, als auch nach allen praktischen Erwägungen in bezug auf die Schiffe selbst, welchen das Schwimmdock auch unter anormalen Verhältnissen schnelle und seinem Zustande Rechnung tragende Hilfe gewähren kann. Wie schon erwähnt, können Schiffe mit geringer Schieflage (Schlagseite) beim Docken korrigiert werden; aber selbst bei Schiffen, die etwa auf Grund schwerer Leckagen stark auf der Seite liegen, ist ohne weiteres das Docken möglich, indem man einfach nach normaler Aufstellung der Bodenunterstützungen dem Dock die gleiche Schieflage gibt, wie das Schiff sie hat. Nach

In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die Anzahl der Dockgelegenheiten in den

deutschen Seehäfen infolge der schnellen Zunahme unserer Seeschiffahrt besonders stark vermehrt, und auch die Kriegsmarine ist dauernd mit dem Ausbau neuer, immer leistungsfähigerer Dockanlagen beschäftigt. So entstehen augenblicklich am Kieler Hafen zwei gemauerte Trockendocks für die Marine, welche 181 m Länge und 29 m Breite besitzen werden und somit noch auf einen erheblichen Zuwachs der Längendimension des stetig wachsenden „Großen Kreuzers" berechnet sind. Die deutschen Seeküsten verfügen augenblicklich insgesamt über etwa 100 Dockgelegenheiten, wenn man alle Docks, Aufschleppen und Patentslips von mehr als 45 m Nutzlänge zusammenrechnet. Von diesen sind achtzehn Grabendocks von über 100 m Nutzlänge; sieben sind stählerne Schwimmdocks von über 100 m Nutzlänge. Die übrigen Dockgelegenheiten verteilen sich auf etwa 12 gemauerte Docks, 24 Schwimmdocks sowie 38 Patentslips, welch letztere zum Teil bis zu ansehnlichen Dimensionen hinaufreichen, wie der Wichhorstsche Slip in Hamburg zu 183 m.

Das jüngste der Docksysteme ist das der stählernen Schwimmdocks. Es scheint berufen, das verbreitetste zu werden, da die Art seines Betriebes ihm die Unabhängigkeit von gewissen Störungsfaktoren sichert, denen die anderen Docksysteme unterliegen; schwimmende Docks gewährleisten außerdem infolge ihrer offenen Enden und des leichteren Zutretens von Luft und Licht ein bequemeres Arbeiten und ein schnelleres Trocknen der Schiffsbodenanstriche, somit in vielen Fällen eine Verkürzung der Dockzeit. Schließlich sind sie überall verwendbar, wo sie nicht gänzlich ungeschützt vor der Dünung der hohen See zu liegen brauchen. Gegrabene Trockendocks hingegen sind in ihrer Anlage und ihrem Betriebe von der Bodenbeschaffenheit, von Veränderungen der Erdoberfläche, sowie von den Verhältnissen der Gezeiten und abnormen Wasserständen in hohem Maße abhängig.



Sonnige Heide.

(Litauen.)

Grünkrauser Kaddick, goldner Duft der Weide,
Und Heide nimmt mich auf, die rote Heide;
Eidechsenspiel, endloses Bienensummen,
Im Vollgenusse manchmal ein Verstummen,
Weit drüber, weit die flimmerblaue Schwinge
Des Taumeltanzes trunkner Schmetterlinge —
Mein Fuss in lauter Licht und Schönheit gleitet.

Und meine Seele durstig trinkend weitet
Sich wundersam. Umsäumt von sonn'gen Hecken,
Quillt sie empor, ein stilles, klares Becken,
Kristallklar, tief. Des Tages Bitternisse,
Der Ehre Disteln, dunkle Rätselmythen,
Und schwülen Rausches Belladonnablüten,
Des Pöbels Schmutz, der Freundschaft Natterbisse,
Gewölk und Kampf versinkt in ihrer Helle.
Leidlos, gewachsen über Schuld und Fehle,
Entsühnt, trägt ihre reine Spiegelwelle
Des Himmels Glanz, Abglanz der Weltenseele,
Darein als köstlich reiche Gottgedanken
Der Erika zartrosige Spitzen schwanken,
Und drüber hold in flimmerblauem Ringe
Der Taumeltanz verzückter Schmetterlinge . . .

A. K. T. Tielo.



Bibiana.

Von Goswina v. Berlepsch.

Durch die offenen Fenster des Kirchleins flogen Schwalben aus und ein.

Hallend still war es drinnen, nichts als das liebe Schwalbengezwitscher dann und wann. Auf den leeren, blankgerutschten Bänken lagen einzelne Sonnenstreifen. Dicht daneben war kühle Dämmerung. Die Heiligen selbst auf ihren Postamenten schienen zurzeit ihr Nachmittagsschläfchen zu machen. In diesen Frieden schaute der tiefblaue Himmel wie das Auge Gott Vaters herein.

Jetzt kamen ein paar Buben mit schwergenagelten Schuhen durch das Seitenpförtchen vom Friedhof her. Die Angeln knarrten. Das Grün draußen strahlte förmlich laut durch den niedrigen Bogen.

Gleich darauf fingen die Glockenseile hinter dem Altar an, sich zu bewegen. Die Buben läuteten zum „Segen".

Bim-bim-bam — bim-bim-bam —

Eilig, hüpfend, springend, wie übereinander stolpernd und wieder hell zusammenklingend, riefen die Glocken aus den kleinen Schallöffnungen des rotgeschindelten Zwiebelturmes. Und mit einemmal war es, als hätten sie das ganze Dörfchen geweckt.

Vom Wirtshaus über der Brücke antwortete ein gellender Jauchzer, und noch einer — drei, vier zugleich.

Dort stellten sich Hochzeitleute auf, um zur Trauung, nach dem Segen, zu gehen. Es war aber nichts „Schweres", wie man hierzulande gute Partien nennt, — bloß ein Holzknecht, der seinen Schatz zum Altar führt und die Sache nach altem Brauch am Sonntag abmacht, damit am Montag wieder die Arbeit anfangen kann, schwere Holzarbeit, hoch oben im Gebirge. Ein Bursch in Kniehosen und Lodenjoppe, die nicht gerade nagelneu hochzeitlich aussahen, aber ein Staatsmensch, der sie trug, sehnig schlank wie ein Edelhirsch. Mit den zwei Zeugen ging er gemach voraus. Dann kam die Braut mit ihren Führern und hernach die Kranzeljungfer, ein blutjunges, blauäugiges Ding, das auf einem Teller fein Rosmarinkränzel trug, unter dem das „Trinkgeld" für den Herrn Pfarrer lag. Noch ein paar andere trotteten hinterher — das war der ganze Hochzeitszug, der beim Geläute der Glöcklein in die Kirche trat und ganz vorn, rechts und links in die Betstühle rückte, um hernach gleich bei der Hand zu sein, wenn für sie allein der wichtige Moment kam.

Während das laute Beten der Gemeinde aus den offenen Kirchtüren hallte, trug die Kathl vom Gamswirt den Hochzeitswein in die Sakristei. Bei dieser Gelegenheit scheute sie den kleinen Abstecher in die dicht nebenan liegende Pfarrküche nicht, um ihrer Freundin Leni, der Regentin des Pfarrhofes, eine Mitteilung zu machen. Im Pfarrhof brauchten sie eine Stalldirn. Jetzt die Schwester der Braut, verkündete sie, täte gern da am Ort in einen Dienst treten. Sie war zur Hochzeit aus Österreich herübergekommen, nämlich jenseits der nahen steirischen Grenze, hinter welcher nach landesüblichem Sprachgebrauch „das Reich" anfängt.

Die Schwestern hatten keine Elternheimat mehr. Darum wurde die Hochzeit gleich am Orte gehalten, wo die Braut Magd gewesen. Und darum wollte die siebzehnjährige Bibiana gern in die Nähe der Schwester kommen.

„Soll sich halt anschau'n lassen," gab die stattliche Leni, die vor zehn Jahren auch als Stalldirn ihre Laufbahn im Pfarrhof begonnen hatte, zur Antwort.

„Ist ein sauber's Dirndl. Wirst schon sehn. Ich schick' sie nachdem überi."

Damit ging die Kathl wieder fort, weil sie heut am Sonntag keine Zeit zum Plaudern hatte.

Indessen vollzog sich in der Kirche, direkt



Der Hintersee bei Ramsau. Liebhaberaufnahme von Otto Zarn-Berlin.

auf den kurzen Nachmittagsgottesdienst, der noch kürzere Akt der Trauung.

Jetzt waren sie ein Paar, die zwei Leute mit den braunen, schwieligen Händen und den stillvergnügten, urgesunden Gesichtern. Als der Pfarrer sie zusammengegeben hatte, kam der Meßner mit dem Hochzeitswein aus der Sakristei. Sie hatten beim Gamswirt dafür schon eine bestimmte Flasche von ansehnlichem Umfang. Der Geistliche weihte ihn, schenkte ein und nahm den ersten Schluck, worauf er das Glas zuerst dem Bräutigam, dann der Braut gab, mit dem Spruch: „Gott segne Euch!" — Hernach ging der Trunk um bei allen, die da waren, Hochzeitgästen und sonstigen Zuschauern. Unter diesen letzteren gab es solche, die jedesmal zu einer Hochzeit da waren, bloß wegen des guten Schlückel Wein. Ein jeder tat Bescheid, sagte sein „zur Gesundheit!" und wischte hernach über den Mund. Auch ein kleines Büblein war dabei, ein herzig flachshaariges Geschöpf, das trotz seiner drei Jahre schon das schwere, grüngesäumte Lodenjöpplein und das grüne Band am Hut hatte. Es war das Söhnchen der Braut, das den Ehrentag seiner Mutter vergnügt mitmachte. Die bisherigen Zieheltern hatten den kleinen Franzl hergebracht, um ihn mit heutigem Tag der Burgerl und ihrem nunmehrigen Mann zu übergeben.

Als nun der Wein in die Nähe kam, begehrte das Büblein auch zu trinken.

„Ja der Franzl — will der eppa auch dervon?" lachte der Hochzeiter. Das Kind patschte bittend die Hände zusammen.

„No, alsdann!" — Und der „neue" Vater, wie das Büblein ihn nannte, beugte sich zärtlich zu dem Kleinen und hielt ihm das Glas an den Mund.

Nach dem Umtrunk ging es in die Pfarrei, von wegen dem Einschreiben der Eheleute und Zeugen ins Kirchenbuch. Säuberlich putzten sie die groben Schuhe ab, ehe sie in die Pfarrstube traten. Die Jungfer Leni hält so viel auf Reinlichkeit und brummt gleich, wenn man etwas schmutzig macht. Das wissen die Pfarrkinder.

Eine kurze Weile war nun alles still, denn so eine „G'schriftsach" ist keine Kleinigkeit. Das Scharren der Füße allein machte sich bemerkbar. Kaum aber hatte auch dieser inhaltreiche Akt sich vollzogen, so polterten die schweren Nagelschuhe wieder über die Stiege hinunter, und unterwegs schon ging ein Juchzen los, daß es nur so schallte und hallte am Kirchenplatz, auf den ringsum das Gebirge niederschaute.

Als man sich dann beim Gamswirt gütlich tat, machte sich in einer Pause des Essens die Bibiana auf den Weg ins Pfarrhaus — weil nachher das Tanzen kam, bei dem sie nicht fehlen wollte.

Sie klopfte manierlich an die offene Küchentür und blieb draußen stehen, bis Leni, die mit dem Herrn Pfarrer im Krautgarten stand, sie erblickte. Mit eingestemmtem Arm kam sie heran, ließ ihre runden Augen kritisch über das junge Ding auf und ab gleiten und begann das nötige Verhör. Ein paar Kühe, Fahrln*), Hühner und Enten gab es außer der Haus- und Feldarbeit zu besorgen, in der Früh um fünf, mittags und abends das Läuten, da der Meßner nur Sonntags zum Gottesdienst da war, — und halt was es sonst zu tun gibt — und vier Gulden Lohn im Monat.

Die Bibiana schaute völlig respektvoll zu der fermen Person, der Leni, auf, was dieser gar wohl gefiel. Alles war der Bibiana recht, alles, was gefordert wurde, versprach sie. Da wurde der Termin des Eintrittes gleich verabredet, und die Sache war gut.

Der Herr Pfarrer, da er nicht weit war, sollte die künftige Hausgenossin auch noch anschaun. Bibiana folgte der Leni hinaus in den Garten. Sie küßte dem geistlichen Herrn demütig die Hand und lachte verlegen.

„Gut, gut," sagte er nach Lenis Vorstellung. „Schau halt brav aufs Vieh. Das ist d' Hauptsach', und folg' der Leni, dann bin schon ich auch zufrieden."

„Ja freilich f o l g e n!" bekräftigte Leni wichtig, um zu zeigen, welche Stellung s i e beim Herrn Pfarrer habe. „Auflosen, was ich sag', und fragen, was Du nit weißt. Kein Dickschädel nit haben, sonder die christliche Demut, wann D' schon einmal eine Dummheit anstellst!"

„Ja, ja," sagte Bibiana, leise die Hüften schwenkend, mit ehrlicher Zuversicht. „Alsdann — so komm' ich halt."

* * *

*) Jungschweine.

Nach zwei Wochen schon hielt Bibiana ihren Einzug im Pfarrhof.

Sie kam gerade recht zur Heuernte. Man fing an, auf den Pfarrwiesen zu mähen. Da trug sie den Mähdern den Imbiß hinaus und machte mit ihrer jungen Wohlgestalt gleich Eindruck auf das Mannsvolk, daß es allerlei Späße und Schäkereien gab.

Dann am Abend, nach dem Melken, zeigte ihr die Leni das Ave-Läuten. Die beiden traten in das leere, kühle Kirchlein, bekreuzten und neigten sich vor dem Altar. Dann gingen sie um die alten, pausbackigen Holzengel herum, die den Altar flankierten. Leni griff nach dem ersten der Glockenseile und machte es der Bibiana vor, wie es sein muß.

„Gach anziehen — ein bissel anhängen, daß die Glocken recht schwingen tut. So! — — Und jetzt auslassen, daß sie bloß anschlagt — und wiederum fest ziehen, ein' rechten Ruck — noch einmal anschlagen lassen und hernach ausläuten. — Und jetzt noch 's Armseelenglöckl —"

Bibiana stand ernsthaft und sah der schnaufenden Leni zu, welcher das Läuten wegen ihrer Rundlichkeit gleich den Schweiß austrieb. Sie nahm ihr deshalb das Glockenseil aus der Hand und läutete zum Schluß das Armseelenglöckl, bis es Zeit war aufzuhören.

‚Schau,‘ dachte Leni, ‚auf den Kopf gefallen ist die nicht!‘ Und obwohl sie für junge hübsche Dirndeln im allgemeinen keine Neigung empfand, von wegen anhaftenden Leichtsinnes und Nichtsnutzigkeit der meisten, mußte sie doch das blondhaarige Ding mit den dunkelblauen Augen, die beim Läuten wie betend aufwärts blickten, wohlgefällig anschauen. Schier war es, als ob ein Engel da stünde und den Abendsegen läutete, so geheimnisvoll schimmerten das flachsgoldige Haar und das helle Jugendangesicht im Dämmer des engen Altarraumes, auf den von oben noch das Licht des Tages hereinfiel. Der Bibiana war aber auch ganz andächtig zumute bei diesem Geschäft. Sie verrichtete dabei zugleich das tägliche Gebet für die Verstorbenen, bekreuzte sich und tat hernach auch noch ein kräftiges für sich selber, daß es ihr am neuen Platz gut gehen möge, insonderheit mit dem lieben Vieh, welches ihr anvertraut war.

Nachdem es so mehrere Tage wie am Schnürchen gegangen, sprach Leni dem Herrn Pfarrer gegenüber die Hoffnung aus, daß es sich mit der Bibiana machen werde, da sie alles recht schicksam angehe. Noch nicht einmal hatte sie das Frühläuten verschlafen. Kaum hob es im Turm zum Fünfuhrschlagen aus, stand die Dirn mit ihrem frischen, am Brunnen gewaschenen Gesicht schon da, um den Kirchenschlüssel zum Läuten zu holen. Und wenn zur Messe um sieben Uhr die Ministrantenbuben in der Küche die Kohlen für das Rauchfaß holten, war die Bibiana auch wieder bei der Hand. Und dann lauschte sie mit heller Freude den Orgelklängen, die so nah herübertönten, weil sie „so viel gern die Musi hat".

Das alles gefiel der Leni, und sie nahm sich vor, das junge Blut recht gründlich in Zucht und Hut zu nehmen, zu ihrem und seinem eigenen Nutzen.

Als der Herr Pfarrer eines Tages nach der Messe in dem Stübel neben der Küche bei seinem Morgenkaffee saß, sprach der Heider ein, ein stämmiger, verwetterter Mann in mittleren Jahren, der in aller Frühe schon die Schlachtung eines seucheverdächtigen Schweines vollzogen hatte. Er war der Scharfrichter des „Vieh-Vereines" hiesiger Gegend, einer zu gegenseitigem Nutz und Schutz bestehenden bäuerlichen Assoziation. Wer da Mitglied war, konnte ihn im nötigen Fall unentgeltlich rufen.

Er kraute sich hinterm Ohr. — „Ja, die Malefiz-Krankheit muß g'rad jetzt im Heuen umgehen, wo eh genug Arbeit wär'! Zahlt sich nit aus jetzt, mein Posten."

„Wenn man sich's immer kommod einrichten könnte, Heider, wär's freilich gut. Bei mir geht's zeitweis g'rad so."

„Ja, ja," brummte der Heider. „Ich mein' halt, ein paar Gulden drauf geben sollten's einem in ein' solchen Jahr. Wenn der Herr Pfarrer da ein Wörtel reden möcht', das tät mehr nutzen, als wenn ich's selber begehr."

Da kam die Bibiana herein mit einer Meldung für den Herrn Pfarrer und ersparte ihm so, was ihm lieb war, die Antwort auf des Heiders Ansinnen.

In ihrer vollen Jugendpracht stand sie da, in dem hellen, sonnendurchschienenen Stüblein, den blauen Kittel aufgeschürzt, den Hals, die Arme frei, wie sie von der

Arbeit kam, mit ihrem blühenden, hellen Angesicht. Auch der Heider verstummte unwillkürlich bei dem frohmütigen Anblick.

„Ja, ja, Vibiana," sagte der Pfarrer freundlich, — „recht auf d' Fahrl'n schauen mußt — recht fleißig! Der Heider erzählt g'rad wieder von der Krankheit."

Vibiana lachte, ein sonniges, seelenruhiges Lachen. — „Ach, unsere Fahrl'n sein ja so lustig. Und fressen tun's, daß es a Passion is!"

Der Pfarrer und der Heider schmunzelten unwillkürlich bei diesem sonnenwarmen Lachen. Und dann gingen sie gleich einmal mit der Vibiana hinaus, um ihre lustigen Pfleglinge anzuschauen.

In einem engumfriedeten Raum vor dem Stall, auf dem gerade auch so recht wohlig die Wärme des Sommertages lag, freuten sich die rosigen Geschöpfe mit den spitzen Ohren und dem fröhlich geringelten Schwänzlein allem Anscheine nach unbändig des Lebens. Vibiana rief sie bei Namen, die sie ihnen selber gegeben hatte: Schnüfferl und Schnauzerl. Und, schau! es war, als kennten die sie wirklich schon. Sie schnupperten ihr entgegen.

Mit stiller Freude betrachtete der Pfarrer die gedeihenden Tiere.

„Ja, gesund sind sie," sagte er zu Vibiana. „Schau halt, daß sie so bleiben und schön feist werden."

Kaum eine Woche hernach — es war an einem Samstag, als von den Pfarrwiesen das letzte Heu eingeführt wurde, als die Leni mit glühroten Wangen am Herd stand, um für die Heuerleute zu kochen, und als der Herr Pfarrer drüben abseits am Bach entlang wandelte, um sich für die Predigt morgen vorzubereiten — kam mitten aus der Arbeit die Vibiana in die Küche gelaufen, das weiße Kopftuch, das sie gegen die Sonne geschützt, im Nacken hängend, mit verstörtem Gesicht. Sie brach in Jammer aus: „Fräulein Leni, der Barmherzigkeit willen, kommen's außi zu die Fahrl'n —"

„Ja, — wer nit schlecht! Was is denn?"

„Da liegen's und tun soviel ängstlich schnaufen."

Im Nu war die rundliche Leni mit Vibiana draußen.

Es war wirklich so wie das Mädchen sagte. Sie rief ihre Schützlinge beim Namen, mit Koseworten, streichelte sie, stieß sie an. Nichts ermunterte sie. Da brach ein Fragen und Schelten und Weinen los, so daß der Herr Pfarrer jäh aus seinem Predigtfrieden aufgestört wurde. Die Leni rief ihm durch die hohlen Hände über die Wiese das Unglück zu. Er kam mit großen Schritten herbei. Zunächst gab es natürlich ein Verhör mit der Dirn. Nichts kam dabei heraus, als ein Beteuern und Schluchzen, daß sie an nichts schuld sei und nichts dafür könne, wenn die böse Krankheit über die Fahrl'n komme.

Die Leni verlor völlig den Kopf über dem Unglück, schalt, weinte und wetterte, daß sie halt an allen Ecken sein müßte, damit keine Dummheit geschehe. Bis der Herr Pfarrer ihr Einhalt gebot und nach kurzem, finsterem Überlegen entschied, daß auf alle Fälle der Heider geholt werden müsse, ob es nun so oder so gehe. Von dem wollten die Weiberleute noch nichts wissen. Doch als der Pfarrer von dem Schaden sprach, der durch die versäumte Radikalkur entstehen könne, und daß morgen überdies Sonntag und Gottesdienst sei, wo man „so was" nicht tun kann, da gab es keinen Einwand, keinen Aufschub mehr. Vibiana selbst mußte sich in aller Eile zu dem schrecklichen Gang rüsten. — —

Seit langer, langer Zeit war dies der böseste Tag im Pfarrhaus. Drunter und drüber ging es. Wo blieb zur Zeit das Mahl für die hungrigen Heuer? Wo das Studium der Predigt? Wo die Vibiana, die schon zwei Stunden fort war?

Endlich kam sie. Sie hatte den Heider gesucht, da er nicht daheim gewesen, weil er vielleicht doch noch helfen konnte. Sie wollte die Hoffnung nicht fahren lassen. Aber umsonst! Als er kam und die Patienten sah, war er einig mit dem Pfarrer, daß da nicht zu warten sei, und er unverzüglich seines Amtes walten müsse.

Ach — da war es unbarmherzig bald geschehen!

Und nun kam erst das Ärgste. Es stellte sich nämlich heraus, daß die hoffnungsvollen Heranwüchslinge nicht die gefürchtete Krankheit, sondern bloß eine starke Magenverstimmung gehabt hatten, durch einen Fehler in der Kost, den sich die Vibiana in der Hitze des heutigen letzten Erntetages hatte zu schulden kommen lassen. Grobes,

unzerschnittenes, unabgebrühtes Gras hatte sie ihnen gegeben. Sie wurde an der Hand von Delikten ihrer Sünden überwiesen und gestand sie auch gleich verzweifelt reumütig ein. Da konnte sich die Leni aber nicht mehr halten. Wie ein Wetter brach es los. Sturzbäche von Tränen flossen, während der Donner böser Worte krachte.

Der Pfarrer, der dem ganzen Greuel aus dem Wege gegangen, mußte endlich doch herbei, um Ruhe zu stiften, obwohl auch ihm bei der unglaublichen Kunde und beim Anblick der unschuldig aus dem Leben Beförderten die Fassung schier abhanden kam.

Was sonst unter regelrechten Umständen eine Art Freudentag mit Schlachtschmaus am Abend gewesen, das wurde heute zu lauter Bitterkeit und Schande. Daß so etwas gerade im Pfarrhof geschehen mußte — —!

Im Nu wußte man im Dörflein von der grausamen Geschichte. Sie kamen herbei, um die Sache anzusehen, voran die Dorfjugend, die die größte Wißbegierde zeigte, obwohl Leni in ihrer Aufregung sie mit scharfen Worten fortschickte.

Alles war aus Rand und Band. Das Abendläuten blieb aus, weil die Bibiana verstört wie eine arme Sünderin herumging. Erst eine halbe Stunde nach der gewohnten Zeit stand sie auf die Mahnung des Seelenhirten am Glockenseil mit ihren schwer verweinten Augen und zog und stöhnte: „O, heiliger Patriz!*) Warum hast mir nicht geholfen? Warum haben's gleich alle zwei hin sein müssen, derweil ich doch so auf sie geschaut hab'?" — — Sie läutete fort und fort, bis wiederum die Leni wie der Sturm daher fuhr, um ihr zuzurufen, wie lang sie denn noch fortpempern wolle. Und am Sonntagmorgen gar mußte der Herr Pfarrer mit niedergeschlagener Miene seiner Gemeinde verkünden, daß „besonderer Umstände wegen" keine Predigt stattfinden könne. —

Heute nämlich war die böse Geschichte von gestern mit ihren Folgen erst ganz zum Ausbruch gekommen: Die Bibiana war verschwunden, offenbar seit aller Frühe schon. Kein Fünfuhrläuten, kein Viehfüttern — an nichts mehr hatte sie gedacht — nur fort! Im ersten Schreck kam Leni der Gedanke, ob sie sich am Ende gar ein Leid angetan habe — — der Barmherzigkeit willen — die Schand' wird sie dem Pfarrhaus doch nicht auch noch antun! — — Sie war gar so verzweifelt und verloren gewesen. Heiße Gewissensbisse begannen die sonst so selbstgerechte Leni zu zwicken und zu foltern. Sie hielt es nicht mehr aus; sie mußte beim Herrn Pfarrer Zuflucht suchen. Aber der — ja der konnte ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie zu viel und scharf das arme Ding gescholten habe. Kein Wunder, wenn so ein junges Blut da sein bissel Kopf verliert. Hierauf griff die Leni ganz außer sich an den ihrigen und fragte, ob sie denn keinen zu verlieren habe? Was man denn von ihr glaube? Wenn die Bibiana sich was angetan hat, dann — dann — weiß auch sie nicht, was mit ihr sein wird — —

Der Pfarrer wischte sich den Schweiß von der Stirn. So hatten ihm noch nie in seinem Leben zwei Weiberleute auf einmal zu schaffen gemacht!

Alles Suchen nach der Verschwundenen nützte nichts. Niemand konnte über ihr Verbleiben Auskunft geben. Endlich kam einer, der sie in der ersten Morgenfrühe gesehen haben wollte, wie sie auf der Straße, gerade da, wo es steil in den Bergbach abfällt, schnell und scheu hingeschritten sei. Kein Bündel, nichts hätte sie weiter bei sich gehabt und keinen Gruß geboten. Auf diesen Bericht hin entschloß sich der Pfarrer, unverzüglich dem Gendarm Anzeige zu machen, damit eine Streifung unternommen werde. Mehrere Burschen erboten sich auch freiwillig, auf die Suche zu gehen, weil die Bibiana zu „fangen" (die glaubten nicht an ein Leidantun) sie justament reizte.

Mit übermütiger Schneid fingen sie, zu gleicher Zeit wie der Gendarm, nur auf verschiedenen Wegen, die Suche an.

„Schaut's nur, das ihr's lebendig z' Haus bringt," feuerte Leni in ihrer Todesangst den Eifer der Mannschaft an. „Mir werden sich nachdem schon erkenntlich zeigen."

Während nun am herrlichsten Sommersonntag, den der liebe Herrgott je werden ließ, die Streifung begann, brütete es über dem stillen Pfarrhof wie lauter Unheil und bange Angst. Die unschuldig Geopferten von gestern waren für den Augenblick schier vergessen über der Bibiana, die man auch schon halb unter die Abgeschiedenen zählte.

*) Schutzpatron für das Vieh.

Die Leni tat unzählige Stoßgebete, bald zu diesem, bald zu jenem Heiligen.

Der Herr Pfarrer ging in brütendem Schweigen umher und rührte kaum etwas vom Essen an. — —

Im Bergbach lag die Vibiana nun einmal nicht; das war sicher. Indes der Gendarm wegen der Aussage des einen, der der Vibiana begegnet haben wollte, direkt auf die nächste Bahnstation marschierte, um dort allenfalls ihrer habhaft zu werden oder Auskunft über sie zu bekommen, suchten die Burschen weit talabwärts dem Wasser entlang, fragten auch jeden, der des Weges kam oder am Wege wohnte, nach der Dirn. Nichts wurde gefunden, nichts war zu vernehmen. Da ging es denn mehr der Lebenden nach als der Toten.

Etwa eine halbe Stunde weit am Berg oben stand die Hütte, wo Vibianas verheiratete Schwester wohnte. Hier klopften sie an und guckten, weil die Tür verschlossen war, durch die niedrigen Fensterchen. Nichts rührte sich drinnen und draußen. Ein altes Weibel, das gerade keuchend den Weg heraufkam, sagte, die Printnerin sei mit ihrem Bübel in der Früh schon fort auf die Hinteralm zu ihrem Mann, der sommersüber dort droben in der Holzarbeit war. Ob die Vibiana etwa dabei gewesen, wußte sie nicht zu sagen. Da zog es die Burschen dieser Spur nach. Was machte es denen, die wie Gemsen stiegen, drei, vier Stunden hinauf ins Gebirge zu gehen? Auf der Hinteralm gab es zudem oft Lustbarkeit, wenn die Holzknechte oben waren, ein Tanzen oft die ganze Samstagnacht und am Sonntag dazu.

Stracks an den Lahnen und Wänden ging es hinauf, daß die Zweige knackten und Steine kollerten. Heiß und lustig und halsbrecherisch war's, so ein rechtes Sonntagsvergnügen, das diesmal noch seinen Extra-Reiz hatte. Zwischenhinein gab es ein Verschnaufen, durstiges Trinken an einem Bergquell, Späße; ob und wie sie vielleicht die Vibiana fänden. Dann ging's weiter, immerfort bergauf.

Der gleiche Gedanke, das verschwundene Dirndl bei der Schwester zu suchen, war auch dem Gendarm gekommen, als er auf der Bahnstation keine Fährte entdeckt hatte. Eigentlich wäre z u e r s t anzunehmen gewesen, daß sie — wenn schon nicht gleich eine verzweifelte Tat getan, doch bei der Schwester Unterschlupf gesucht hätte. Das war aber ihm so wenig wie den andern im ersten Anlauf eingefallen.

Auch er wanderte nun nach der Holzknechthütte. Als er sie leer fand, sprach er bei der nächsten Hütte ein. Da hörte er das gleiche wie die Burschen, daß die Printnerin zu ihrem Mann gegangen sei, der diesmal nicht, wie sonst, am Samstag heruntergekommen. Und auch er beschloß, ihr auf die Hinteralm nachzugehen. Er in seiner Uniform, mit dem Gewehr auf der Schulter, machte den Weg aber nicht so hitzig über Stock und Stein wie seine Vorgänger. Die Sonne brannte. Der Schweiß rann in Strömen. Da mußte er sich schon mehr Zeit lassen. Und überdies: war das Mädel zu finden, so verschlugen ein paar Stunden nichts; war sie n i c h t zu finden — dann auch nicht.

Ein schönes Stück Zeit später, als seine Hilfstruppe, erreichte der Gendarm endlich den baumlosen Almboden, wo die Hütten standen.

Es war schon Nachmittag. Ein frisches Lüftchen wehte von den Schrofen und Schneerinnen des Gebirges her, das in scharfer Klarheit ringsum in den tiefblauen Himmel ragte. Durch die weite, sonnige Stille tönte verwehtes Gebimmel von Herdenglocken, manchmal ein Jauchzer, dann und wann ein unbestimmtes Geräusch von Stimmen und zirpenden Tönen.

‚Aha, da tanzen's,' dachte der Gendarm, der jetzt einmal vor allem seinen Durst und Hunger stillen wollte. Direkt ging er auf eine der silbergrau glänzenden, wie an die Erde hingeduckten Almhütten zu, über schwarze Sumpflachen mit üppigem Grün, stellenweis große Trittsteine dazwischen. Hier hielt die Alm-Rosel, eine alte Schwaigerin, eine Art Wirtschaft.

Durch die niedrige Tür kroch ein Räuchlein, und appetitlicher Schmalzgeruch drang heraus. Drinnen wurde lustig gestampft und getanzt. Die Zither, die dazu aufgespielt wurde, war kaum zu hören.

Jetzt trat einer unter die Tür und sah den Gendarm kommen —

Holla, da gab's drinnen Gepolter und Gekreisch. Der Tanz hatte jäh ein Ende — und dem Gendarm schier in die Arme laufend, die Schürze vor dem Ge-

sicht, suchte ein Mädel zu entfliehen. Aber die Burschen waren hinterher.

„Aufhalten!" scholl es übermütig.

Schon hatte der Gendarm sie bei der Rockfalte, aber ganz behutsam, fast liebevoll — weil es die Bibiana war, die ihm, wie allem Mannsvolk im Dorf, gar wohl gesinnt.

— „Dirndl — warum denn so gach?" sagte er, nichts weniger als im Ton der Amtsperson, die ihretwegen ausgezogen war in Wehr und Waffen.

Sie legte den Arm über ihr Gesicht, in denen alle Hitzen des Tanzes glühten.

— — „I scham mi z' Tod," murmelte sie, erst nach wiederholtem gütlichem Zureden, als sie sah, daß hier kein Entkommen mehr war.

„Vor lauter schamen hast fest getanzt, ha?"

„Die haben ja kein Ruh' nit geben," sagte sie, auf die Burschen weisend.

„Freilich nit, wenn wir ihr schon bis in d' Ewigkeit schier nachg'stiegen sein!"

„A Feine bist wohl," sagte der Gendarm gemütlich, sein Gewehr ablegend. „Der Pfarrer wird Augen machen!"

„I geh nimmer in Pfarrhof —"

Einer der Burschen stieß sie neckend an. „Geh zu Biberl — a Freud wird er haben, der Herr Pfarrer."

„Na, na —"

„Was haben's Dir denn z' leid getan?"

„Nix — — aber i —"

Und jählings fiel der Bibiana wieder das ganze Unglück ein. Das schlechte Gewissen, der Schmerz, die Scham übermannten sie aufs neue.

Ihre Schwester, die Printnerin und der Holzknecht, deren Mann, standen ratlos dabei. Der Gendarm jagte ihnen etlichen Schreck ein. Sollte die Bibiana etwa so vor ihm herlaufen, zum Gespött des ganzen Dorfes, wenn er sie jetzt zurückbringt? Denn — zwei Fahrl'n — und obendrein davon laufen, dafür mußte schon Gerechtigkeit sein! Umsonst kommt der Gendarm nicht da herauf.

Aber die Burschen beanspruchten den kostbaren Fund für sich allein. Sie wollten die Genugtuung haben, dem Herrn Pfarrer die Bibiana zurückzubringen. Dagegen wehrte sie sich nun schon gar. Diese Schmach ließ sie sich nicht antun.

Wie eine Verurteilte stand sie unter ihnen, rein zum Erbarmen. Dann, zögernd, erzählte sie endlich, wie alles gekommen, wie sie in ihrer Not nicht aus noch ein gewußt, die ganze Nacht kein Auge zugetan und um Tagwerden halt fort sei, nur um von all dem Elend zu verschnaufen und zu einer Besinnung zu kommen. Und da sei sie dann eben der Schwester nach, da herauf.

Wie sie das unter heftigen Tränenstößen gestand, war es so einleuchtend, daß der Gendarm samt den andern von ihrem Herzeleid ganz besiegt war. Es handelte sich jetzt nur um die Einigung über den Rücktransport. Bibiana behauptete jedoch, lieber sterben, als nach der Schand in den Pfarrhof zurückkehren zu wollen. Die Männer waren entgegengesetzter Ansicht, was sich unter lautem Gelächter kundgab. Diese Fröhlichkeit schien auf Bibianas Gemüt erleichternd zu wirken. Sie wischte mehrmals mit der umgekehrten Hand über die nassen Wangen, die wie zwei rote Äpfelein glänzten. Und endlich huschte bei dem liebreichen und spaßigen Zureden der Mannsleute gar ein Lächeln um ihren Mund.

Juchhe! Da schien alles gewonnen. Gleich fing drinnen einer wieder an Zither zu spielen, einen lustigen Steirischen, der allen in die Füße fuhr. Draußen schwenkte einer den Hut in die Luft und hatte die Bibiana schon um die Mitte. Ob sie wollte oder nicht, das Drehen und Juchzen und Stampfen ging von neuem an. Der Gendarm tanzte zuletzt selber mit ihr.

Tief schon stand die Sonne am Himmel. Jetzt mußte eben doch aufgebrochen werden, — aber allein wollte die Bibiana durchs Dorf und ins Pfarrhaus gehen, — anders tat sie es nicht. Es wurde ihr zugestanden, weil sie gar so reumütig — und halt so ein sakrisch sauberes Dirndl war.

Gemeinsam ging es bergab, Bibiana wie gesagt voraus. Jetzt hatte sie auf einmal große Eile.

Als sie von der Höhe herab das Dörfchen sah, läutete es drunten gerade das Ave.

„O mein!" murmelte sie, demütig das Kreuz schlagend. Wer mußte wohl, statt ihrer, läuten? —

Wenn sie nur schon drinnen wär'! —

Richtig ging sie dann allein, aber in einem großmächtigen Bogen, hinten herum

durch die Wiesen, dem Pfarrhof zu, damit sie ja niemand sehe. Der Gendarm bog, ihr zuliebe, gegen den Gamswirt ab. Die Burschen aber schlichen ihr in einiger Entfernung doch nach.

— Schau — Dort stand der Pfarrer just im Garten, als die Bibiana daher kam. Er schien seinen Augen nicht recht zu trauen — er legte die Hand darüber, um besser zu sehen.

Ein lauter Anruf. Das Mädel läuft noch schneller, läuft mit gesenktem Kopf auf ihn zu. Und darauf stürzt die Leni aus dem Haus, schlägt die Hände zusammen und schreit, es tönt schier wie vor Freude, laut auf, daß das Federvieh aus seiner Abendruhe noch einmal aufgescheucht wird.

Gleich auf dem Platz berichtete Bibiana alles in tiefer Zerknirschung. Der Pfarrer hob die Hand, den Zeigefinger, — eine Strafpredigt gab es schon, doch allem Anschein nach eine von den gelinderen, denn nach kurzer Weile schob er die Bibiana wie ein Vergebender an sich vorbei, gegen das Haus.

Drinnen kam dann erst die gewichtigere Predigt! Die Leni konnte auch predigen und ließ sich die Gelegenheit jetzt, wo die Angst vorüber war, nicht entgehen. Sie war ohnehin unzufrieden, daß es der Pfarrer so kurz gemacht hatte und mußte sich ihrerseits für das Ausgestandene entschädigen.

Davon hörten die Späher hinterm Busch in der Wiese draußen aber nichts. Deshalb zogen sie sich fürs erste zurück, um ihren Durst nach der großen Rettungstat zu stillen. Ihren Lohn für den guten Ausgang der Angelegenheit wollten sie später schon einheimsen, vom Herrn Pfarrer und von der Bibiana — in verschiedener Münze.

Als später der Mond auf die blühenden Rosenbüsche im Pfarrgarten schien und die Leuchtkäfer wie Sternchen heimlich unter dem Blattwerk glühten, gingen sie noch einmal nach der Gegend, wohin Bibianas Kammerfensterchen schaute, und sangen eins, ob sie's hört oder nicht, — ob die Leni darob wild wird oder nicht — justament!

Die oane hat a Goscherl, zum Busseln wie g'richt,
Und die andere oans, wo der Schnurrbart oan sticht.
A Goscherl und a Goschen, dös is zweierlei,
Dös oane is süß und 's ander sauer — o mei!

Diejenige, welcher die Huldigung galt, hörte es aber nicht. Sie schlief wie tot nach all ihren Abenteuern. Nur die Leni, die einen leichteren Schlaf und Nerven hatte, die sich nicht im Handumdrehen nach einem solchen Streich beruhigten, die vernahm es. Unwillig horchte sie auf und mußte gerade das mit dem Schnurrbart recht deutlich verstehen.

‚Was? — Frozzeln*) auch noch?‘ — Die Hitzen stiegen ihr in der schwülen Stille ihrer Kammer auf.

Da fingen sie draußen gar noch eins an. Das wurde der Ehrbaren zu viel. So eine Singerei vor dem Pfarrhof! Denn daß sie ihr nicht galt, wußte sie —

Mit einem zornigen Ruck war sie aus dem Bett und öffnete das Fenster.

„Schaut's, daß hoam kommt's, Buaben! Dahier schickt sich nit Euer Singerei!“

„Der Fräul'n Leni is's ja nit vermeint,“ rief eine Stimme.

„Geht's weiter, sag' i, oder —“

„Ah, befehlen lassen mir uns nit! Wann d' Fräul'n Leni schön bitten tät —“

Patsch — da flog eine Ladung Wasser nach den Minnesängern, worauf sich das Fenster schloß.

Gedämpftes Lachen — dann ein schnallender Juchzer, gleichsam als Quittierung — und dann wurde es mäuschenstill um den friedsamen Pfarrhof.

* * *

Am andern Morgen, nach der Frühmesse, schickte Leni, ohne ein Wort weiter zu sagen, die Bibiana in die Stube des Herrn Pfarrers.

‚O mein,‘ dachte das Dirndl, — ‚jetzten krieg' ich eppa gar d' Auffag!‘ —

Mit furchtsamen Augen trat sie vor ihren Dienstherrn.

„Bibiana,“ sagte er, „was treibst denn? Die Leni muß sich soviel giften über Dich.“

„Bitt, warum Herr Pfarrer?“

„Wirst's wohl gehört haben — gestern auf d' Nacht, die Buaben —?“

Ein schneller Blick. — „Die — von der Hinteralm?“

*) Hänseln.

Das Blut schoß ihr heiß in die Wangen; denn daß sie mit denen getanzt habe, das hatte sie nicht gesagt.

Der Herr Pfarrer runzelte die Stirn.

„Hast vielleicht gar schon eine Liebschaft angebandelt da bei uns?" fragte er ernst, doch nicht ohne Milde. Er wollte Nachsicht üben wegen Bibianas Jugend.

„— Na —"

„Sag die Wahrheit, Bibiana. Nit lügen!"

Da strich Bibiana an ihrem Kittel herum und sah den Hochwürdigen bittend an.

„Na — da nit! Ich hab' ja eh ein' — der was bei die Jäger is — im Bosnischen unt' —"

Schau, schau! — — Der Pfarrer ließ nachdenklich seinen Blick über das junge Ding gleiten. ‚Völlig nit erwarten können sie's mit der Lieb,' sprach es in ihm. Weil er aber ein Menschenfreund war und wußte, wie kurz die Jugend und wie lang und schwer die Arbeit bei seinem Bergvolk ist, sagte er kein hartes Wort.

„Wie lang muß er noch dienen?"

„Schier drei Jahr."

„Da hast schön Zeit, g'scheit zu werden und was zu lernen."

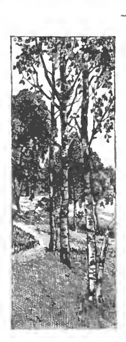
„Ja — bitt, Herr Pfarrer —"

Sie sah wie erlöst, strahlend zu ihm auf und küßte seine Hand. Es gab keine Auffag! —

Statt niedergeschlagen zu sein, trat Bibiana mit Wangen, die Pfingstrosen gleich blühten, aus des Herrn Pfarrers Stube und vor Lenis Angesicht. Die ging heute wie eine zürnende Gottheit herum.

„Fräul'n Leni — der Herr Pfarrer is so viel guet! I' will Ihnen g'wiß nimmer giften," sagte Bibiana.

Die Leni brummte nur etwas und dachte bei sich: ‚O das Mannsvolk überanand! Freilich ja — jung sein müssen d' Weiber — da sein's alleweil gut aufg'legt für sie!' — —

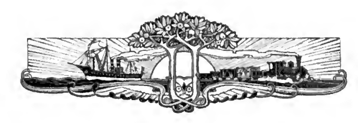


Pans Grab.

Von

Ilse Franke.

Im Birkicht steht ein Opferstein,
Der sammelt den Tau des Himmels ein
In seinen moosigen Rinnen.
Da weben weißkreuzige Spinnen
Ihr duftiges Elfenlinnen.
Da opfert die Sonne ihr goldigstes Licht,
Und die Nacht entschleiert ihr Sternengesicht.
Die weißen Birken wehn feierlich,
Und die Pfaffenhütchen verneigen sich.
Vom Lupinenfeld und vom Himbeerbruch
Schwingt sich ein süßer Opfergeruch.
Die Wiese am Walde ist schattenblau,
Die Herbstzeitlosen taumeln im Tau.
Im Rohre duckt sich der Kormoran ...
Leise, leise nur darfst Du Dich nahn ...
Hochheiliges Schweigen am Opferstein
Schläfert alles Lebendige ein.
Leben im Tode und Sterben im Sein,
Frieden des Grabes macht Dich so klein ...
Leise, ganz leise nur darfst Du Dich nahn, —
Unter dem Steine schlummert Pan.



Die Schnellbahnversuche.

Von

R. Wahle.

In unserer Zeit der Rekorde haben die Schnellbahnversuche — eine Gipfelleistung ungewöhnlichster Art — ein stürmisches Augenblicksinteresse hervorgerufen. Nachdem dieses durch Berichte und Schilderungen der Beteiligten über den Verlauf der Fahrten und die Empfindungen während derselben befriedigt ist, werden die in der Öffentlichkeit weniger erörterten, aber nicht minder wichtigen Fragen an Interesse gewinnen: Welche wirklichen technischen Neuheiten oder Errungenschaften haben die Versuche gebracht, welche unmittelbaren Schlußfolgerungen lassen sich ziehen und welche Aussichten eröffnen sie für die nächsten Jahre der Zukunft?

Vor Erörterung dieser Fragen wird es nützlich sein, sich die wichtigsten Merkmale der Versuche ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen, G. m. b. H." hatte sich das Programm gestellt, mittels elektrischer Triebkraft einem Eisenbahnzuge eine Geschwindigkeit von 200—220 km in der Stunde zu erteilen. Dieser Zug bestand aus einem einzigen Wagen.

Zu den Versuchen stellte der Staat die Strecke Marienfelde-Zossen der Militäreisenbahn zur Verfügung, deren Länge 23 km beträgt.

Die elektrische Betriebskraft wurde von dem bestehenden Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Oberschönweide erzeugt und dem Endpunkte Marienfelde der vorgenannten Strecke durch eine oberirdische Stromleitung von 15 km Länge in Form von dreiphasigem Wechselstrom mit einer Spannung von rund 10000 Volt zugeführt. In Marienfelde begann die Kontaktleitung, die denselben Zweck hat wie der über der Gleismitte ausgespannte Fahrdraht bei unseren elektrischen Straßenbahnen; sie bestand jedoch aus drei Drähten, die nicht über dem Gleise, sondern zur Seite desselben, und zwar ein Draht lotrecht über dem anderen verliefen. Diese Kontaktleitung wurde längs der Bahnstrecke von Marienfelde bis Zossen geführt.

Aus ihr wurde die elektrische Energie mittels Stromabnehmern, welche im Prinzip in derselben Weise wirken wie die Schleifbügel auf dem Dache der Straßenbahnwagen Mittelstraße — Pankow und gleichfalls auf dem Dache der Schnellbahnwagen angebracht waren, entnommen. Die Bügel standen jedoch nicht wagrecht, wie die genannten, sondern lotrecht, und es waren ihrer sechs vorhanden.

An Wagen waren insgesamt zwei vorhanden, von welchen abwechselnd je einer lief. Bei beiden war der Wagenkasten nach Art der D-Züge ca. 22 m lang gebaut und stammte samt seinem Untergestell aus den Werkstätten der Firma van der Zypen & Charlier in Köln.

Den elektrischen Teil des einen Wagens hatte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, den des anderen die Firma Siemens & Halske, Aktien-Gesellschaft, in Berlin geliefert.

Die Firmen hatten die Maschinen und sonstigen Teile unabhängig voneinander, jede nach ihren eigenen Entwürfen ausgeführt und standen in dem Rahmen des gemeinsamen Unternehmens in einem gewissen technischen Wettstreit.

Die Bremsen, von denen bei diesen Versuchen viel abhing, stammten von der Westinghouse-Bremsen-Gesellschaft.

Der Wagen im Innern als „Salon-

wagen", d. h. ohne Scheidewände, ausgeführt und für eine Aufnahmefähigkeit von 50 Personen eingerichtet, wog vollbesetzt, betriebsfertig 94 Tonnen (à 1000 kg), wobei das Passagiergewicht nur 4 Tonnen ausmacht.

Das Ergebnis der Versuche lautete bekanntlich, in wenige Worte zusammengefaßt: Es wurde ein einzelner Wagen mit einer Geschwindigkeit von 200—210 km in der Stunde bewegt. Es zeigte sich, daß selbst bei dieser ungeheueren Geschwindigkeit die Stromabnehmer zuverlässig arbeiteten. Die Wagen fuhren, wie berichtet wird, äußerst ruhig, ruhiger als D-Wagen. Ein angehängter gewöhnlicher sechsachsiger Schlafwagen lief bis 160 km ruhig, kam jedoch bei größerer Geschwindigkeit ins Schlingern. Die größte Dauerfahrt betrug 146 km, d. i. sechsmal die Strecke hin und her, mit kurzen Unterbrechungen beim Richtungswechsel.

Gleichwohl haben sich zwischen Beginn und Abschluß der Versuche folgende Änderungen als notwendig herausgestellt:

Das Gleis, oder wie der technische Ausdruck lautete, der Oberbau, der nach den üblichen Regeln jedoch mit besonderer Sorgfalt ausgeführt und unterhalten wurde, erwies sich nur für Geschwindigkeiten bis etwa 130 km als haltbar und mußte beim Übergange zu größeren durch stärkeres, also teuereres ersetzt werden, da gefährliche Schwankungen der Wagen eintraten.

Die Untergestelle, das sind die eisernen Rahmen, welche die Achsen und Räder mit dem Wagenkasten verbinden, wurden durch längere ersetzt. An der Leitung wurden gewisse Änderungen vorgenommen, ebenso an der Kontaktvorrichtung, der Motorabfederung und der Bremsung.

Es wird nun zunächst von Interesse sein, zu untersuchen, inwieweit bei den vorstehend beschriebenen Versuchen Pionierarbeit unternommen, ein Schritt ins ungewisse getan wurde und wieviel zu dem Ergebnisse die Technik vorangegangener Jahre beigesteuert hat.

Beginnen wir mit dem Programm der Versuche, so hat dasselbe zwei allerdings vom Erfolge nicht begünstigte Vorgänger gehabt.

Von Oktober bis Dezember 1889 führte Dr. Crosby für die Baltimore Electro-Automatic Railway Co. Versuche aus, bei welchen ein drei Tonnen schwerer automatisch gesteuerter Wagen auf einer Probestrecke von 3 km bewegt und eine Geschwindigkeit von 160 km erreicht wurde. Die Versuche endigten wie die erste Serie der heutigen Schnellbahnversuche damit, daß das zu schwache Gleis unter dem Einflusse der Schwerkraft sich total verbog. Im Jahre 1891 nahm die Firma Ganz & Co., Aktien-Gesellschaft, in Budapest den Bau einer Probestrecke in gleicher Absicht in Angriff in Verfolgung eines Schnellbahnprojektes zwischen Wien und Budapest, welches durch die Angaben 200 km Geschwindigkeit und 10 000 Volt Betriebsspannung charakterisiert ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse beider Versuche waren mäßig, und das Material, das die „Studiengesellschaft" von dieser Seite erben konnte, wird nicht eben beträchtlich gewesen sein.

Es wird befremden, daß sämtliche der genannten Versuche zur Erreichung von Hochgeschwindigkeiten von Interessenten der elektrischen Industrie ausgingen, und daß die großen staatlichen und privaten Eisenbahngesellschaften sich um Erreichung dieses Zieles unter Verwendung der bestehenden Dampflokomotiven nicht bemüht haben.

Dies liegt daran, daß, obwohl der Wunsch nach steter Steigerung der Fahrgeschwindigkeiten im Zuge der Zeit liegt und gewiß von den die Eisenbahn benützenden Bevölkerungskreisen geteilt wird, die üblichen Schnellzugsgeschwindigkeiten von maximal 80—90 Stundenkilometern nicht soweit hinter dem allgemeinen Bedürfnisse zurückbleiben, daß ein drückender Mangel empfunden würde. Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die großen Bahnbetriebe, denen der Sporn des Wettbewerbs zumeist fehlt, sich scheuen, in den Interessentenkreisen Bedürfnisse wachzurufen, deren Befriedigung für sie selber ganz außerordentliche Aufwendungen an Kapital und Arbeit gegenüber einem unsicheren pekuniären Erfolge bedeuten würde. Ganz anders verhält es sich bei der elektrischen Industrie, der es etwa seit der Mitte des letzten Jahrzehntes gelungen ist, den gesamten Straßenbahnbetrieb zu monopolisieren, einen großen Teil der Lokalbahnen an sich zu reißen, und die ihren Sieg auf diesem Gebiete nur als eine Frage der Zeit

ansieht, da ihre Überlegenheit bei Zügen mit häufiger Folge und rasch aufeinanderfolgenden Fahrtunterbrechungen unbestreitbar ist. Diese tritt nun in dem gekennzeichneten offenkundigen Bestreben als ungestüme Mitbewerberin auf den Kampfplatz der Fernbahnbewegung. Die Vorteile, die ein großer Sieg auf dem genannten, ihr fast gänzlich verschlossen gehaltenen Gebiete bringen würde, sind so ungeheuer, daß sie die größten Opfer und Mühen lohnen. Indem die Elektrizität mit Hochgeschwindigkeiten in die Schranken schreitet, ruft sie den Dampf auf einen Kampfplatz, auf welchem Wind und Sonne ganz besonders zu ihren Gunsten sind.

Der wichtigste hier in Betracht kommende Unterschied zwischen dem elektrischen und dem Dampfbetriebwagen besteht darin, daß jenem die an drittem Orte erzeugte Betriebskraft von außen zugeführt wird, dieser aber sie durch Verbrennung von Kohle und Verdampfung von Wasser selbst erzeugen muß.

Hierbei werden Wärme und Auswurfprodukte von so unangenehmer Art entwickelt und es wird soviel Bedienungsraum erfordert, daß diese Vorgänge auf einem besonderen, von dem für die Fahrgastaufnahme dienenden vollständig getrennten Fahrzeuge, der Lokomotive, untergebracht werden müssen. Beim elektrischen Triebwagen, dem diese lästigen Eigenheiten fehlen, können die Maschinen an dem Personenwagen angebracht werden.

Ein weiteres Opfer, das die Dampflokomotive der geschilderten Eigenschaft zu bringen hat, besteht darin, daß sie, will sie nicht zu allzu häufigem Halten genötigt sein, eine entsprechende Menge an Kohlen und Wasser mitschleppen muß, und zwar in einem weiteren besonderen Fahrzeuge, dem Tender. Es besteht also ein Dampfzug für Hochgeschwindigkeiten mindestens aus drei Wagen: der Lokomotive, dem Tender und dem Personenwagen, während ein elektrischer Zug aus einem Wagen bestehen kann. Das Gewicht der ersten beiden einschließlich Wasser und Kohle, das sogenannte Dienstgewicht, beträgt bei der für Hochgeschwindigkeit mindestens erforderlichen Leistung von 1500 Pferdestärken (PS) rund 100 Tonnen; rechnet man für den Personenwagen rund 40 Tonnen, so ergibt sich das Gewicht des Dampfzuges mit rund 140 Tonnen, das Gewicht des elektrischen Zuges mit rund 90 Tonnen, wobei letztere eine bis auf 3000 PS. steigerbare Leistungsfähigkeit besitzt. Schon hieraus ergibt sich für den elektrischen Zug eine wesentliche Kohlenersparnis. Es wird befremden, daß eine Lokomotive mit so großem Dienstgewicht nur imstande sein soll, einen einzigen Wagen zu ziehen, während bekanntlich eine Eilzuglokomotive, die mit Tender nur ca. 75 Tonnen wiegt, ca. 700 PS. leistet, 3—4 Personenwagen und noch einen Gepäckwagen mit 80—90 km Geschwindigkeit und darüber bewegt. Die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches liegt darin, daß bei z. B. 90 km Geschwindigkeit nur 13% der Leistung, d. i. 90 PS. zur Überwindung des eigentlichen Zugwiderstandes, der an den Schienen und in den Fahrzeugen auftritt, verwendet werden, der größte Teil jedoch zur Überwindung des Luftwiderstandes, jener Kraft, die wir als heftigen Wind beim Hinauslehnen aus dem Wagenfenster verspüren, und zur Bewegung der Lokomotive herhalten muß. Gehen wir nun von 90 auf 200 km Geschwindigkeit über, so wächst der Luftwiderstand viel rascher als die Geschwindigkeit, ebenso infolge des vergrößerten Gewichtes der Lokomotive der Widerstand dieses Zugteiles, so daß die Vermehrung der Leistung weit hinter dem Erfordernis zurückbleibt.

Man sieht also, daß der aus einem Wagen bestehende elektrische Zug — der wegen der kleineren Oberfläche einen geringeren Luftwiderstand erfährt, leichter ist und nur sich selbst zu bewegen hat — unter viel günstigeren Bedingungen arbeitet als der Dampfzug. Noch sind jedoch alle in diesem Wettstreite ihn begünstigenden Umstände nicht erschöpft. Bekanntlich erfolgt die Fortbewegung eines Zuges auf den Schienen dadurch, daß den Rädern eine Drehbewegung erteilt wird.

Dem Elektromotor ist eine solche eigen, und er kann sie unmittelbar an die Räder abgeben. Die Lokomotive aber, deren Triebwerk eine Dampfmaschine ist, verdankt ihren Antrieb einem im Dampfzylinder hin und her wandernden Kolben, der seine geradlinige Pendelbewegung erst durch ein Gestänge in eine drehende umsetzt. Die hin und her zuckenden Teile, welche bei großen Lokomotiven gewaltige Gewichte aufweisen,

müssen bei 200 km Geschwindigkeit in der Sekunde fünf bis sechs Doppelschläge ausführen. Daß dabei gewaltige Zuckungen in der Maschine hervorgerufen werden, welche das Fahren unruhig machen und die Entgleisungsgefahr erhöhen, ist selbstverständlich. Endlich wird auch noch der relative Kohlenverbrauch der Dampflokomotive desto ungünstiger, je mehr man sich von der mäßigen Geschwindigkeit der Güterzüge entfernt.

Alle diese ungünstigen Verhältnisse verwandeln sich wie mit einem Schlage fast in das Gegenteil bei Zügen mit mäßigen Geschwindigkeiten.

Die zur Überwindung des Luftwiderstandes erforderliche Leistung sinkt z. B. beim Uebergang von 108 zu 36 Stundenkilometer von 400 auf 15 Pferdestärken herab, so daß man dadurch die vollständige Ausnutzung der Lokomotivleistung zum Ziehen langer und schwerer Züge in den Kauf erhält, das Lokomotivgewicht ist durch mechanische Gründe gerechtfertigt und beträgt gleichwohl nur $^1/_{15}$—$^1/_{20}$ des Zuggewichtes, die Brennmaterialausnutzung ist ganz wesentlich besser. Wenn also die derzeitigen Schnellzüge sich mit Geschwindigkeiten von 80—110 km begnügen, so liegt die Ursache davon in der Eigenheit der heutigen Dampflokomotive, die, bildlich gesprochen, ein Zugpferd ist, das vor keiner Last zurückschreckt, aber sich nur ungern zum Rennen bequemt. Zugleich sieht man, warum die Elektrizität sich im Wettkampfe mit dem Dampfe gerade den noch wenig betretenen Weg der Hochgeschwindigkeiten als Angriffspunkt ausgesucht hat.

In der Sitzung vom 9. April 1902 äußerte sich Herr v. Thielen, Minister für öffentliche Arbeiten: „Es unterliegt keinem Bedenken, Lokomotiven zu bauen für eine Geschwindigkeit von 120—150 km in der Stunde.“ Der Wunsch, ihre Überlegenheit gerade bei Überschreitung dieser äußersten Grenze recht blendend zum Ausdrucke zu bringen und Handhaben für eine industrielle Verwertung derselben zu schaffen, dürfte es gewesen sein, der die Elektrizität veranlaßt hat, diese Versuche ins Werk zu setzen.

Die Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde oder 55 m in der Sekunde gehört bereits zu denjenigen, die hart an die Grenze unseres Vorstellungsvermögens streifen. Um einen Vergleich heranzuziehen, würde der Schnellbahnwagen diese Geschwindigkeit erreichen, wenn man ihn von der Turmspitze des Kölner Domes (156 m) herabfallen ließe, und zwar unmittelbar ehe er den Boden erreicht. Die Erreichung dieser Geschwindigkeit, die Einhaltung derselben bei einer fortgesetzten Fahrt in der Länge von 140 km, die allerdings beim jedesmaligen Richtungswechsel an den Endpunkten der Strecke notgedrungen eine kurze Unterbrechung erfahren mußte, ist zunächst das unmittelbare praktische Resultat der Versuche.

Es soll nun die Frage nach der Pioniertätigkeit der „Studiengesellschaft“, mit anderen Worten die Untersuchung betreffs der bei diesen Versuchen zum ersten Male verwendeten, mithin neuen in praktischen Betrieben früher nicht verwendeten Hilfsmittel der Zugbeförderung erörtert werden.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß der Straßenbahnwagen das Urbild des Schnellbahnwagens ist. Derselbe erhält seine Energie in Form von Gleichstrom von 500 Volt Spannung in letzter Linie durch einen über dem Gleise ausgespannten Kupferdraht und ist gewöhnlich mit zwei Motoren von zusammen 50—100 PS. ausgerüstet. Bei schwereren Betrieben, die gleichfalls schon lange erprobt sind, trat Verdoppelung der Einzelleistung und Zahl der Motoren ein, und kam man damit zu den nicht seltenen Ausführungen von 400 PS. pro Wagen eventuell bis 600 PS., der Leistung von Eilzugslokomotiven. Bei diesen hohen Leistungen werden aber für dieses System schon bei Entfernungen von ca. 10 km die erforderlichen Kupferquerschnitte der Leitungen außerordentlich groß und die Kosten der letzteren unerschwinglich. Man kann diese herabsetzen, wenn man jenes Bestimmungsstück der elektrischen Energie, das man die Spannung nennt und das in sich die Gefahrquelle für Güter und Menschen birgt, erhöht. Bei Gleichstrom gelangt man jedoch bei etwa 1000 Volt an die Grenze, bei welcher mit den heute üblichen Mitteln einwandsfreie Maschinen gebaut werden können, und greift dann nach jener Form der elektrischen Energie, die man Drehstrom nennt und die zur Leitung drei bis vier Drähte erfordert. Mit nach diesem System gebauten Maschinen hat man in Amerika

Anlagen mit Spannungen bis 60000 Volt, in Europa bis 20000 Volt gebaut und mit dünnen Drähten große Energiemengen auf Entfernungen von über 100 km übertragen. Man kann den Beginn der industriellen Verwendung hochgespannter elektrischer Energie in das Jahr 1891 verlegen, in welchem gelegentlich der Frankfurter elektrotechnischen Ausstellung von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin im Verein mit der Schweizer Firma Örlikon 300 PS. auf eine Entfernung von 175 km mit einer Spannung von 12500 Volt übertragen wurden.

Seit diesem Zeitpunkte konnte man somit Bahnen von großer Länge bauen, wenn man die elektrische Energie in Form von hochgespanntem Drehstrom fortleitete und an verschiedenen Punkten der Bahn, die dann nur wenige Kilometer voneinander entfernt sein durften, in Gleichstrom von 500 Volt verwandelte.

Der erste Schritt, Drehstrom direkt zum Betriebe von Bahnen zu benutzen, geschah von der Firma Brown, Boveri & Cie., Aktien-Gesellschaft, in Baden (Schweiz) im Jahre 1896 anläßlich des Baues der Straßenbahn Lugano, in deren Wagen an Stelle der sonst üblichen Gleichstrommotoren solche für Drehstrom eingebaut sind. Der Strom für diese Bahn wurde von einem 12 km entfernten Wasserfall mit einer Spannung von 5000 Volt erzeugt, diese jedoch vor dem Übertritt in den Fahrdraht durch geeignete Apparate auf 400 Volt erniedrigt, so daß er in dieser weniger gefährlichen Form durch die Straßen geleitet wurde und in das Innere der Wagen eintrat.

Auch bei den später gebauten verschiedenen Bahnen wurde daran festgehalten, den Personenwagen die elektrische Energie mit jener weniger gefährlichen Spannung zuzuführen, in den meisten Fällen wohl auf Anordnung der Aufsichtsbehörden, die bei der hohen Gefährlichkeit mehrtausendvoltiger Ströme und der relativen Jugend und Unerprobtheit der Systeme wohl nicht mit Unrecht vorsichtig zu müssen sein glaubten.

Dies war der praktische Stand der Industrie, als im Oktober 1899 die „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen, G. m. b. H." in Berlin gegründet wurde. Es ist ersichtlich, daß zu dieser Zeit bereits gang und gäbe waren: die Erzeugung hochgespannter Ströme, die Übertragung derselben durch Speiseleitungen, der Bau von Kontaktleitungen für Spannungen unter 1000 Volt und für Geschwindigkeiten bis 100 km, der Bau von Straßenbahnmotoren mit Zubehör für diese Geschwindigkeit und große Leistungen und von Drehstrommotoren mit Zubehör für kleinere Leistungen und Geschwindigkeiten. Der Pioniertätigkeit der neuen Gesellschaft fiel somit im wesentlichen die Aufgabe zu: Welche Änderungen sind an den bisher bekannten Konstruktionen des Fahrdrahtes und der mechanischen sowohl als der elektrischen Teile des Wagens vorzunehmen, damit diese der Geschwindigkeit von 200 km und Zuleitung von 10000 Volt widerstehen? Auch innerhalb dieses beschränkteren Programmes standen ihr nicht unwesentliche Erleichterungen durch Vorarbeiten zu Gebote. In dem Jahre ihrer Gründung waren zwei Firmen in der Lage, zwar nicht praktische Betriebe, wohl aber Probestrecken, in welchen Strom von mehr als 1000 Volt Spannung der Kontaktleitung und den Wagen zugeführt wurde, in Tätigkeit zu setzen. Es waren dies die Firmen Ganz & Co., Aktien-Gesellschaft, Budapest, mit 3000 Volt, Siemens & Halske, Aktien-Gesellschaft, Berlin, mit 10000 Volt. Auch Erfahrungen, die auf diesem Wege erworben werden, sind allerdings nur in geringerem Umfange der technischen Welt zugänglich.

Wie aus den Veröffentlichungen hervorgeht, hat bei den Versuchen bezüglich der Kontaktleitung und Vorrichtung eine Anlehnung an das von der Firma Siemens & Halske erfundene System unmittelbar stattgefunden.

Diese Bemerkungen sollen zur Kritik, nicht aber zur Verkleinerung des Erreichten dienen. Dem Fachmanne ist es bekannt, daß durch wesentliche Änderung an einem einzigen Bestimmungsstück einer Maschine der Charakter derselben völlig verändert wird. Wie umfangreich die Aufgaben waren, die auch nach dieser Einschränkung noch zu erledigen blieben, wird man daran erkennen, daß mit den Probefahrten erst zwei Jahre nach Gründung der Gesellschaft, nämlich im September 1901, begonnen werden konnte, daß es der Durchführung derselben in drei verschiedenen Jahren, nämlich 1901, 1902 und 1903, bedurfte, ehe das gestellte Pro-



gramm erfüllt war, wobei allerdings die Studien-Gesellschaft in der Benutzung des der Militäreisenbahn gehörigen Geleises mit Rücksicht auf die Zwecke, denen dieses sonst zu dienen hatte, sehr beschränkt war. Die Ergebnisse der Versuche liegen in mit Ziffern bedeckten Heften in den Bureaus der ausführenden Gesellschaften. Die Durchrechnung derselben zwecks Feststellung spezieller Folgerungen dürfte noch Monate in Anspruch nehmen; allein ehe diese veröffentlicht sind, wird man sich über die Grenzen desjenigen, was aus den Versuchen gefolgert werden kann, ein Urteil bilden können.

Die nächstliegende Frage ist selbstverständlich: Darf man nun folgern, daß die Möglichkeit vorliegt, unmittelbar Züge mit der Geschwindigkeit von 200 km in regelmäßigen, praktischen Anforderungen entsprechenden Betrieb zu setzen?

Man wird die Frage mit Hinweglassung des „unmittelbar“ bejahen können.

Zur Begründung dieser Einschränkung möge der Betrieb der Probestrecke ein wenig kritisch beleuchtet werden. Ihre Länge betrug, wie erwähnt, 23—24 km und entspricht bei durchgehender gleichmäßiger Einhaltung von 200 km Geschwindigkeit einer Fahrzeit von rund sieben Minuten. Diese Voraussetzung zu erfüllen ist jedoch unmöglich, weil man dem ruhenden Zuge die genannte Geschwindigkeit nicht plötzlich, sondern nur allmählich mitteilen kann, wodurch die sogenannte „Anlaufperiode“ entsteht, während welcher die Geschwindigkeit von der Ruhe bis 200 km unaufhörlich wächst und im Durchschnitt etwa 140 km beträgt. Der umgekehrte Vorgang findet vor dem Ziele statt. Die Betriebskraft wird aus-, die Bremse eingeschaltet, die Geschwindigkeit sinkt allmählich von 200 km auf 0 und beträgt durchschnittlich 100 km.

Soweit man aus den Veröffentlichungen Schlüsse ziehen kann, haben sich diese Perioden annähernd wie folgt verteilt:

	Anfahrt mit ca. 140 km mittlerer Geschw.	Volle Fahrt mit circa 200 km Geschw.	Gebremste Fahrt mit ca. 100 km mittl. Geschw.	Insgesamt
Zeit:	3,9 Min.	2,4	3,5	9,8 Min.
Weg:	9 km	8	7	24 km

Es würde somit auf Grund obiger, den Berichten schätzungsweise entnommenen Angaben bei einer einfachen Fahrt, welche ca. 10 Minuten dauerte, nur ca. $2^1/_2$ Minuten lang die Hochgeschwindigkeit und unter Annahme gleicher Geschwindigkeit über die ganze Strecke eine solche von durchschnittlich 140 km erreicht worden sein; die vorhin mehrfach erwähnte Dauerfahrt von 140 km schließt eine wirkliche Fahrzeit von einer Stunde ein, innerhalb welcher nur etwa 15 Minuten mit 200 km gefahren wurde.

Erwägt man nun, daß an diesen Versuchen die Summe der hervorragendsten Intelligenzen beteiligt war, über die die norddeutsche Industrie auf diesem Gebiete verfügt, daß der praktische Betrieb vielstündige Fahrten mit der vollen Geschwindigkeit unter der Leitung von Durchschnittsmenschen voraussetzt, so wird man sich des Abstandes der Proben von der Wirklichkeit bewußt werden, um so mehr, als die Schwierigkeiten, welche die ungeheueren Entfernungen des Fernverkehrs der Steuerung, Wartung, event. auch Hilfeleistung des elektrischen Betriebes, bei welchem jeder Teil auf die Zentrale zurückwirkt, bei den Versuchen überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen konnten. Gleichwohl hat die Erfahrung stets bewiesen, daß, wenn die Industrie imstande war, ein Probemodell von der den Verhältnissen des vorliegenden Falles entsprechenden Leistungsfähigkeit herzustellen, die Vollendung der praktisch brauchbaren Anlage nur noch kurze Zeit auf sich warten ließ. Die elektrische Industrie wird also früher oder später, ohne ein ihre Kräfte übersteigendes Risiko einzugehen, den Bahnverwaltungen das Angebot auf Lieferung von Kraftstätten, Leitungen und Fahrzeugen machen und bindende Gewähr für einen regelmäßigen Betrieb mit Hochgeschwindigkeit machen können. Auf dem internationalen Ingenieurkongreß in Glasgow im Herbst 1901 sagte der Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Geh. Baurat Rathenau: „Für die elektrische Industrie aller Länder ist der Bahnbetrieb eine Frage von der größten wirtschaftlichen Bedeutung. Gelingt die Lösung dieses Problems, so hat diese Industrie nicht nur für einige Jahre, sondern voraussichtlich für das ganze eben begonnene Jahrhundert Arbeit genug. Es entsteht nun die Frage, ob die Bahnverwaltung und die Allgemeinheit ein Interesse haben würden, von diesem Angebote Gebrauch zu machen.“

Das Interesse der ersteren ist vor allem

ein wirtschaftliches. Kann man dem Publikum die größere Geschwindigkeit für denselben Preis bieten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es häufiger reisen und daß das Geschäft, infolge der erhöhten Einnahmen, für die Verwaltungen ein besseres wird. Leider ist es so gut wie sicher, daß diese Voraussetzung nicht eintritt. Unsere Schnellzuglokomotiven entwickeln eine Leistung von rund 700 PS. und befördern dabei vier Personenwagen mit einer Aufnahmefähigkeit von 100 Personen und einen Gepäckwagen, während der Schnellbahnwagen 1000 bis 1100 PS. verbraucht und nur 50 Personen befördert. Nimmt man an, daß bei dem letzteren infolge der aus dem zentralisierten elektrischen Betriebe sich ergebenden Ersparnisse an Brenn- und Schmiermaterial, Gehältern und Löhnen keine Erhöhung der Ausgaben im Vergleich mit den ersteren, ja vielleicht sogar eine Verbilligung eintritt, so befördert dieser die doppelte Personenzahl und bringt die doppelten Einnahmen, vorausgesetzt daß der Fahrpreis und die relative Besetzung bei beiden die gleichen sind. Es werden ferner die Anlagekosten für den elektrischen teuerer als für den Dampfbetrieb. Schlägt man wie üblich die $3^1/_2$—$4^1/_2$ Zinsen des Anlagekapitales zu den Betriebskosten, so ergibt sich eine weitere Verteuerung für den elektrischen Betrieb, die nicht gering veranschlagt werden darf, da die Zinsquote oft mehr als die Hälfte der gesamten Betriebskosten ausmacht. Endlich werden für ihn auch die Ausgaben für Erhaltung und Erneuerung höher einzusetzen sein.

Man sieht also, daß, wie es auf dieser unvollkommensten aller Welten stets der Fall ist, jeder Fortschritt mit einer höheren Beanspruchung erkauft werden muß. Welchen Einfluß diese Verhältnisse auf die Fahrpreisbestimmung ausüben werden, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Es ist wahrscheinlich, daß sich um diese Punkte der Interessenkampf in der leidenschaftlichsten Weise bewegen wird. Für die nächste abzusehende Zeit wird es bei obiger Voraussetzung sein Bewenden haben müssen und die Frage entstehen, ob die gebotenen Vorteile für das Publikum ausreichend sein werden, um trotzdem eine angemessene Benützung der Züge herbeizuführen.

Der Schnellbahnbetrieb wird voraussichtlich die Eigenheit besitzen, daß auf den dafür verwendeten Gleisen Züge anderer Art nicht werden verkehren können; da nun ferner der elektrische Betrieb auf eine Zerlegung der Züge in einzelne Wagen nach Art der Trambahnen hinweist, so wird man sich den Schnellverkehr der Zukunft in einzelne Wagen zerlegt denken müssen, die in Zwischenräumen von mehr oder weniger als einer Stunde von den Endstationen abgelassen werden. Die dichte Zugfolge und die Unabhängigkeit von dem unregelmäßigen, von der Verwaltung zusammengestellten Fahrplan erleichtert die Benützung des Verkehrsmittels, entscheidend wirkt jedoch nur das Verhältnis von Mehrkosten zu der dafür eingetauschten Zeitersparnis, und da die Zeitstunde einen für jede Person feststehenden mittleren Erwerbswert hat, die richtige Bilanz der Fahrt. Dies mag an zwei Beispielen erörtert werden: Ein Berliner, der eine geschäftliche Unterredung in Hamburg in den Nachmittagsstunden verabredet hat, deren Zeitdauer er von vornherein z. B. auf drei Stunden einschließlich der Ab- und Zugänge bemessen kann, erledigt sie heute durch eine Abwesenheit von 9 Uhr vormittags bis $8^1/_2$ Uhr und, falls er dritter Klasse fährt, bis $11^1/_2$ Uhr abends. Mit der Schnellbahn würde, falls z. B. allstündig ein Zug verkehrt, nur eine nachmittägige Abwesenheit von 2—8 Uhr abends erfordert. Unter der willkürlichen Annahme, daß die Schnellbahnfahrt zu dem Tarif I. Klasse berechnet wird, betrüge der Kostenunterschied gegenüber einer Rückfahrtkarte III. Klasse rund 17 Mark, gegenüber einer solchen II. Klasse rund 9 Mark.

Wäre die Unterredung in den ersten Vormittagsstunden angesetzt, so würde bei den derzeitigen Bahnverbindungen die Abreise am Abend vorher und ein Tagesaufenthalt in Hamburg notwendig werden. Vergleicht man die mittleren Kosten eines solchen von 15 Mark mit den Mehrkosten des Fahrscheines von 17 Mark, so könnte der Fahrgast unter Umständen bei der Schnellbahnfahrt auf seine Rechnung kommen.

Eine Reise nach Köln, die unter der gleichen Voraussetzung heute 24 Stunden, somit eine Übernachtung erfordert, könnte mit der Schnellbahn unter Umständen in einem Nachmittage erledigt werden. Die Mehrkosten betragen nach Abzug von



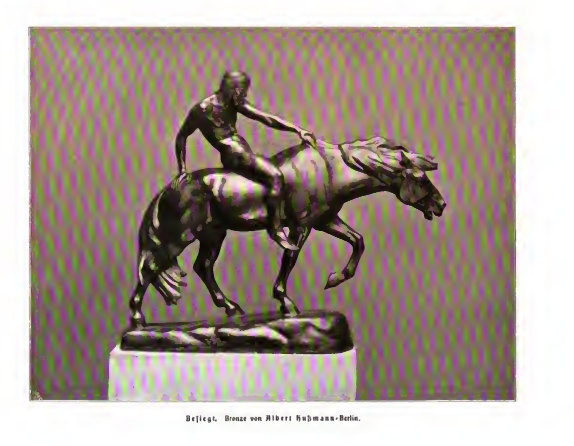
15 Mark für Wohnung und Essen, die in letzterem Falle erspart werden — zum mindesten trifft dies bei einer verheirateten Person ein — gegenüber dem Fahrschein III. Klasse 20 Mark, II. Klasse zwei Mark bei einer Zeitersparnis von einer Nacht und einem Arbeitstage.

Man sieht, daß bei Einhaltung der vorstehenden, übrigens, worauf nochmals hingewiesen werden möge, durchaus willkürlich gewählten Preise die Benützung der Schnellbahnwagen sich für das Durchschnittspublikum in den meisten Fällen als zu kostspielig erweisen dürfte. Ob der Preis sich höher oder, was weniger plausibel, niedriger stellen wird, darüber dürfte aus Mangel an Erfahrung über die wichtigsten Teilquoten, aus denen er sich bestimmt, kaum einer der Zeitgenossen ein begründetes Urteil abgeben können, und es wird Sache des Zusammenarbeitens einer Reihe von Spezialisten sein, um hierfür die Unterlagen zu schaffen. Für die Besitzer und leitenden Beamten großer Unternehmungen, für alle Personen, deren Zeit einen intensiven Erwerbswert hat, oder die, wenn ihre Bequemlichkeit in Betracht kommt, nicht nach dem Preise fragen, für Kranke u. dgl. wird sich die Schnellbahnfahrt ohne weiteres verlohnen, aber auch Berufskreise, die billig zu reisen pflegen, werden oft ein Interesse haben, der Schnelligkeit zuliebe ein Geldopfer zu bringen. Krisen im physischen und geschäftlichen Leben, Erkrankungen, Todesfälle, Konkurse, Geschäftskombinationen, können Lagen herbeiführen, in denen das Interesse an möglichst baldiger Ankunft jedes andere zurückdrängt. Dasselbe wird eintreten, wenn die schnellere Verbindung es ermöglicht, einen bestimmten Zug, ein Schiff oder einen sonst nach längerer Periode erst wieder auftretenden Anschluß zu erreichen.

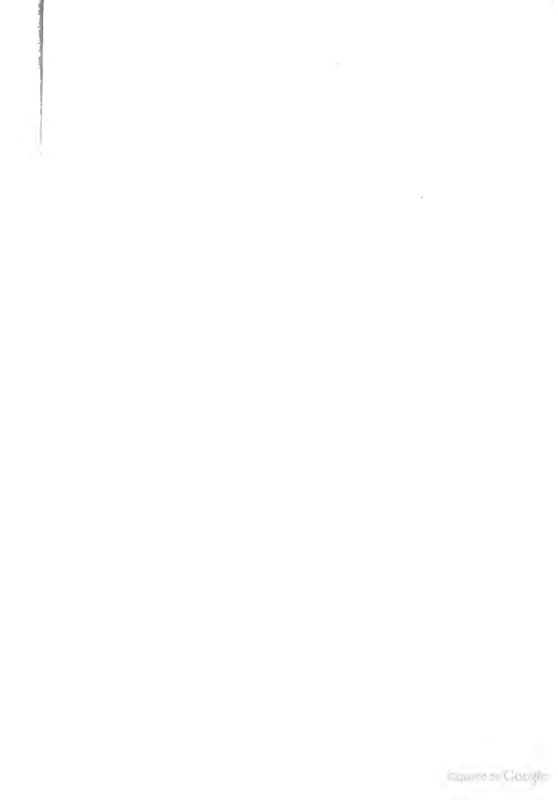
Erwägt man, daß die Einnahmen aus dem Personenverkehr der preußischen Staatsbahnen etwa nur 28 % der gesamten ausmachen, daß etwa nur 30 % dieser Einnahmen, somit nur 8 % der gesamten von Reisenden der I. und II. Klasse herrühren, und daß der Frachtverkehr die großen Geschwindigkeiten überhaupt nicht lohnt, so sieht man, was ein jeder Denkende wohl ohne diese Erwägungen instinktiv fühlen wird: daß die Einführung des Schnellverkehrs in absehbarer Zeit wohl nur auf einigen bevorzugten Linien zu erwarten ist, den Verbindungsstrecken der Haupt- und Großstädte, den Ein- und Ausfalltoren des großen internationalen Verkehrs, jenen Linien, welche durch die Durchgangszüge großen Stiles und Luxuszüge charakterisiert sind. Da nun das letztgenannte in Privathänden befindliche Unternehmen seit langer Zeit eine auskömmliche Rente trägt, obgleich es trotz sehr hoher Preise und spärlicher Zugfolge den Fahrgästen nur geringe Zeitersparnis und im wesentlichen nichts als erhöhte Bequemlichkeit bietet, so sollte man mit desto größerer Wahrscheinlichkeit dem Schnellverkehr selbst bei Preisen, die denen der Luxuszüge entsprechen, einen günstigen Erfolg voraussagen können, bei welchem Rauch und Ruß entfallen, die Fahrgelegenheit eine häufige ist, die Fahrten äußerst sanft und stoßfrei verlaufen und als Entgelt für die Höhe des Fahrpreises eine Bequemlichkeit geboten wird, die für die meisten Personen entscheidend sein dürfte — die Kürze der Fahrzeit. Die Einführung des Schnellbetriebs kann somit, wenn die vorhergehenden Voraussetzungen bezüglich der Preisgrenzen nicht zu weit nach oben überschritten, in absehbarer Zeit erwartet werden.

Man darf die Veränderungen, die selbst die wenigen hierfür geeigneten Linien im öffentlichen Leben herbeiführen würden, weder gering anschlagen noch auf den Verkehr allein beschränkt denken. Das Heranrücken der Weltstädte gegeneinander und namentlich der Großstädte, wird Beziehungen wie zwischen Haupt- und Vorort zwischen ihnen zeitigen und von weittragendster Bedeutung werden für alle Verhältnisse des Großbetriebes und Großkapitales, der Faktoren, die das heutige Erwerbsleben regieren.

Noch wirkungsvoller aber dürfte sich eine Begleiterscheinung erweisen, die hierdurch zum erstenmal ins Leben tritt, die Überspannung weiter Strecken von Kulturland mit den licht- und kraftspendenden elektrischen Drähten. Bei den heutigen Kraftübertragungen bleibt die Entfernung in gerader Richtung, soweit es sich um größere Energiemengen handelt, fast stets weit unter 100 km. Hier nun würden zum erstenmal Vorkehrungen getroffen, um



Besiegt. Bronze von Albert Hußmann-Berlin.



die gewaltigsten Leistungen über ungeheure Landstrecken zu führen, in einer Form, die auch Abzweigungen nach beliebig langen Seitenästen zuläßt. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß nicht, wie dies vor Jahrhunderten an der Ufern der Gewässer geschah, auch die Nachbarschaft dieser „Ströme“ die Siedelungsverhältnisse in gewaltigster Weise beeinflussen sollte, daß nicht Mittel und Wege gefunden würden, die für Verkehrszwecke geschaffenen gewaltigen Einrichtungen für Kraftlieferung der Industrie, dem Gewerbe, der Landwirtschaft nutzbar zu machen. Solche Hilfeleistungen würden namentlich von den Bevölkerungsgruppen verlangt werden, deren Kräfte für den Erwerb besonderer Anlagen aus eigenen Mitteln zu schwach sind und die doch unter dem Mangel derselben im Wettbewerbe des Erwerbslebens schwer zu leiden haben. Wer verfolgt hat, wie ungeheuer der Absatz an Kraftstrom geworden ist, den die Elektrizitätswerke zuerst nur als Nebengeschäft zur Lichtversorgung betrieben haben, der kann darüber nicht in Zweifel sein, daß an die Schnellbahnwerke das Verlangen nach Kraft von seiten der Landdistrikte bald in stürmischer Weise herantreten wird. Dieses wäre der erste entscheidende Schritt zu einer wirklichen Zentralisierung der Kraftversorgung großer Gebiete, auf den der Zug der Zeit so unerbittlich hinweist, daß er früher oder später eintreten muß. Mit diesem Zukunftsbilde soll diese Betrachtung abgeschlossen werden.



Zwei Gedichte.

Von

Hermann Hesse.

Ich soll von Dir geschieden sein …

Ich soll von Dir geschieden sein
Und andre Wege gehn als Du;
So wandern beide wir allein
Derselben fernen Heimat zu.

Und sind die Wege rauh und weit,
Wir haben eine stille Kraft —
Uns ward in unsrer Liebe Leid
Des Schmerzes heilige Ritterschaft.

Regennacht.

Auf Dach und Simsen überall
Und weit hinein ins dunkle Land
Der stetig leise Tropfenfall
Sanft wie ein Schleier ausgespannt,
Der sich im Winde senkt und hebt
Und leblos ist und dennoch lebt!
Der Acker, der die Wolke zieht,
Der Himmel, der zur Erde strebt,
Das alles zittert, wogt und bebt
In diesem stetig leisen Lied,
So wie ein tiefer Geigenklang
Geheimer Sehnsucht stummen Drang
In Laute hüllt und weiter trägt
Und da und dort ein Herz bewegt,
Das, nach demselben Heimwehland
Sich sehnend, keine Worte fand.
Und was nicht Wort, nicht Geige sagt,
Wird Ton und schwillt zu stiller Macht
Im stetig leisen Wiegetakt
Der windbewegten Regennacht;
Die nimmt, was klaglos rang und litt,
In ihre dunklen Lieder mit.

Aus unserer Studienmappe:



Temperastudie von Prof. Arthur Kampf-Berlin.



Abb. 1. Polyautographische Zeichnung von G. Schadow.

Die Einführung der Steindruckerei in Berlin.

Von

Walther Genfel.

Mit sechs Abbildungen.

Als man 1896 die Hundertjahrsfeier der Erfindung Aloys Senefelders beging, da wurden von vielen Seiten der Leidensweg dieses Mannes, wie er ihn selbst im Jahre 1818 beschrieben hatte, und seine mannigfachen Versuche der Steindruckerei in ganz Europa Eingang zu verschaffen, wieder erzählt: wie er in München zuerst mit den undenklichsten Schwierigkeiten gekämpft und sich dann mit den Gebrüdern André aus Offenbach vereinigt hatte; von ihren Reisen nach London, wo es ihnen gelang, ein Patent zu erwerben, von der Niederlassung des einen André in Paris und den wenig erfolgreichen Bemühungen Senefelders in Wien. Ich weiß nicht, ob damals darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß Senefelder seinen Plan, auch in Berlin Anknüpfung zu suchen, gar nicht verwirklicht zu haben scheint. Zu einer Zeit, als in München bereits eine ganze Reihe von künstlerischen und praktischen Versuchen gemacht worden war, als in London die namhaftesten Künstler Beiträge zu den Specimens of Polyautography geliefert hatten, wußte man in Berlin von der ganzen Erfindung überhaupt noch so gut wie nichts. Und als Senefelder und Strixner bereits in einer freien, aber technisch verhältnismäßig recht vollkommenen Weise das Gebetbuch Kaiser Maximilians mit dem neuen Verfahren vervielfältigt hatten, debattierte man hier noch darüber, ob dieses überhaupt ernst zu nehmen sei. Die ersten Anfänge der Steindruckerei in Berlin werfen ein so eigentümliches Schlaglicht auf die Berliner Zustände und besonders auf die Vereinsamung, in die die künftige Reichshaupt-

stadt kurz darauf durch die Kriegsnöte geriet, daß es sich wohl lohnt einen Augenblick dabei zu verweilen.

Die früheste Nachricht, die unter den Akten des Staatsarchivs aufbewahrt wird, ist vom 21. November 1803 datiert und stammt aus einem Berichte des bekannten Holzschneiders und Akademieprofessors Johann Friedrich Unger an den Minister. Sie lautet mit Beibehaltung ihres für die Zeit charakteristischen Stils also:

„Bei dem Cattunformen- und Landchartenschneiden ist seit kurzem eine neue Erfindung, Polyautographie genannt, zu einer schon ziemlich großen Vollkommenheit entstanden, die diese beiden viel mühsamere Gattungen des Holzschnitts ganz entbehrlich macht. Ein Mann in Sachsen, der, wenn er königliche Unterstützung erhält, will diese Erfindung im hiesigen Lande ausbreiten und sich hier niederlaßen ... Die Wahrheit der Erfindung liegt durch beiliegende Proben am Tage (drei Probedrucke auf Kattun, zwei Blätter Noten mit „Vignetten und schöner Schrift"). Die Geschwindigkeit (40 bis 50 Formen in einem Tage) muß er beweisen ... Nach meiner Überzeugung können diese Steindrucke, wenn alles das geleistet wird, was der Erfinder verspricht, von großem Nutzen für Kattunfabriken sein, und Landcharten könnten auf die geschwindeste Weise geliefert und höchst wohlfeil verkauft werden ..."

Dieser Vorschlag Ungers stimmt ganz mit dem überein, was man auch an anderen Orten von der Erfindung in erster Linie erwartet hatte, z. B. auch mit dem Gutachten des Malers Heinrich Füger vom 20. Januar 1802. Von einer Ausnutzung für künstlerische Zwecke ist vorläufig noch nicht die Rede. Die Antwort des Ministers lautete, daß, „soviel Se. Exzellenz verstünde, diese Erfindung nicht neu sei und schon längst in Nürnberg bekannt. Se. Exzellenz erinnerten sich auch in Kunst-Journalen oder sonstwo hierüber etwas gelesen zu haben". Unger solle die betreffende Literatur sammeln.

Die nächsten Seiten des Aktenstücks sind höchst bezeichnend; erstens wegen der beigegebenen „Litteratur", einer kurzen Besprechung der beiden ersten Nummern der schon erwähnten „Specimens" in den seit 1801 von J. Chr. Hüttner bei Cotta herausgegebenen „Englischen Miscellen", zweitens wegen der echt preußischen Sparsamkeit, die daraus spricht. Die Akademie soll nämlich den Gegenstand „bey nächster Conferenz" in reifliche Erwägung nehmen und die Mitglieder, die mineralogische und chemische Kenntnisse besitzen, sollen sehen, ob nicht die Rüdersdorfer Kalksteine zu gebrauchen sind und ob sie nicht die „Verfertigungsart des chemischen Mittels" herausbringen. Der „Mann aus Sachsen" ist in der Versenkung verschwunden.

Bereits im September des nächsten Jahres aber erscheint ein andrer Mann auf der Bildfläche, der es geschickter anfängt, indem er sich als Patrioten und getreuen Untertanen empfiehlt und seine Bitte um Unterstützung direkt an den König richtet. Sein Name ist Wilhelm Reuter. „Außer mir üben die drey Gebrüder André, wovon der eine in Offenbach, der zweite in London und der dritte in Paris lebt, diese neue Kunst aus, in EKM. Staaten habe ich das Gluck der Erste zu seyn, und ich hielt es als Unterthan EKM. für meine Pflicht, meinem Allergnädigsten König und Herrn die Erstlinge dieser neuen Kunst zu opfern." Diese „Erstlinge" machen dem Drucker und Herausgeber alle Ehre. Es sind keine Kattundrucke und Noten, sondern ein stattlicher Folioband mit 15 „Polyautographischen Zeichnungen vorzüglicher Berliner Künstler", ein würdiges Gegenstück zu den Londoner Specimens of Polyautography. Wie dort handelt es sich auch hier durchweg um Federzeichnungen, zum Teil in einer sehr kräftigen, zum Teil in einer feineren Manier. Dem Geschmack der Zeit entsprechend sind es fast durchweg mythologische oder allegorische Gegenstände, so z. B. ein Chiron, der den jungen Achilles im Bogenschießen unterweist, ein Orest mit den Erinyen, das Griechenmädchen, das, der Sage nach, die Malerei erfand, indem es das Profil des Geliebten mit einem Stück Kohle an die Wand zeichnete. Unter den zehn Künstlern, die sich außer Reuter beteiligt haben, befinden sich in der Tat die besten Künstler des damaligen Berlin, so vor allem Johann Gottfried Schadow, dann der Rektor der Akademie Friedrich Georg Weitsch und die Professoren Niedlich, Schumann und Frisch, der Zeichner Ludwig Wolf, der Landschaftsmaler Genelli und der durch sein Lehrbuch



Abb. 2. Napoleon. Lithographie von W. Reuter.

der Perspektive später bekannt gewordene Johann Erdmann Hummel. Die Zeichnungen sind recht gut herausgekommen, trotz des spröden Materials. Denn obwohl Reuter, wie aus mir von der Firma C. G. Boerner in Leipzig zugänglich gemachten Briefen hervorgeht, bereits seit dem Frühjahr 1804 mit dem Steinmetzen Schindel in „Solnhoffen“ in Unterhandlung stand, mußte er sich hier noch des Marmors bedienen (Abb. 1).

Der vom König eingeforderte Bericht des Ministers über die Methode und die Vorteile der Erfindung lautete denn auch

sehr günstig. „Wer der eigentliche Erfinder ist, ist noch unausgemacht. Schon vor etlichen Jahren war die Rede davon im südlichen Teutschland, in Nürnberg, Augsburg, Bayreuth. Ein Teutscher, Aloysius Senefelder, brachte sie kürzlich nach London." Weiterhin wird an den sächsischen Künstler erinnert, den man in Erwartung von Versuchen einheimischer Künstler abgewiesen habe. Diese Hoffnung sei durch den Reuter „auf eine, wie man gestehen muß, schon sehr vollkomne Weise" erfüllt. Besonders die Zeichnungen Bolts, Schadows, Frischs und Genellis, die er gedruckt, dürften vielen Beifall verdienen. Kurzum es empfehle sich, dem Reuter ein „mittelmäßiges Haus" bauen zu lassen, um ihn dadurch in Berlin zu fixieren.

So schien die Zukunft Reuters und seiner Kunst aufs beste gesichert. Allein der König ließ seine Unterstützung von einem mittelmäßigen Hause auf seinen Beifall, Dank und — zwanzig Stück Friedrichsd'or zusammenschrumpfen, und die Akademie ließ durch den Professor Weitsch, der doch, wie wir sahen, mit mehreren Professoren zusammen unter den Mitarbeitern Reuters gewesen war, ein geradezu vernichtendes Gutachten abfassen, dem sie noch einige ganz besonders starke Trümpfe aufsetzte. Man sollte dieses Musterstück von Voreingenommenheit eigentlich als Ganzes abdrucken, hier sei wenigstens ein Satz daraus mitgeteilt: „Wenn diese Manier auch nun würcklich auf den Punkt der größten Vollkomenheit gebracht werden könte, so were noch weiter damit nichts erreicht, als was ein jeder Künstler gantz für sich bewürcken kann, nemlich durch daß Radirung in Kupfer, welches viel beßer und sicherer geht." Nur zwei Mitglieder des Senats erhoben gegen dieses Gutachten Einspruch, der wackere Gottfried Schadow, der allzeit und überall mit hellen Augen um sich blickte, und Frisch. Wenn auch noch Mängel vorhanden seien, meint der erstere sehr richtig, so beweise dies doch keineswegs, „daß bei mehrerer Übung und fortgesetzten Versuchen dem nicht sollte abgeholfen werden können". Und Frisch schließt sein Sondergutachten mit dem sehr vernünftigen und weitblickenden Satze: „Siehet man aber zurück wie viel weniger die Ersten Versuche in Kupferstechen, Radirung und Holzstich versprochen, welche Kunstzweige die Bewunderung von gantz Europa sich jetzo erworben, so kann man nicht wohl über diesen Neuen leichtsinnig absprechen."

Unter diesen Umständen war für Reuter nicht viel zu hoffen. Zwar gelang es ihm, gegen Verpfändung seines ganzen Eigentums im Dezember 1804 einen Vorschuß von 400 Talern zur Bezahlung von 225 ananlangenden Steinen*) zu erhalten und für diesen dann immer wieder Stundung zu erwirken. Auch konnte er sich die Mitarbeit einer Anzahl leidlicher Künstler sichern. So finden wir unter den von ihm gedruckten Blättern aus diesen Jahren außer einigen der schon genannten die Namen Leopold und Julius. Neben den mythologischen Szenen treten jetzt besonders Landschaften, Studienköpfe und Porträts hervor, von denen allerdings nur ganz wenige Blätter einen wirklichen Kunstwert darstellen. Einen Versuch, auch die weitesten Kreise des Publikums für die neue Kunst zu gewinnen, bezeichnen die Bildnisse Napoleons (Abb. 2) und Alexanders I. und besonders des preußischen Königspaares. Letztere sind schlichte, wie nach Medaillen gearbeitete Profildarstellungen, die aber nicht nur als lithographische Inkunabeln, sondern auch als Porträts wertvoll sind und wohl geeignet waren, vom Volke gekauft und eingerahmt zu werden, in einer Zeit, wo die Holzschnittkunst ganz im argen lag. Weitaus das beste ist das Bildnis des Königs (Abb. 3). Dazwischen finden wir Stickmuster, Landkarten von der Umgebung von Berlin, Visitenkarten und ähnliches (Abb. 4 u. 5). Mit all diesen Versuchen scheint sich der Mann nicht haben über Wasser halten können. Am 11. Mai 1806 schreibt er auf eine erneute Mahnung zur Rückzahlung einen sehr traurigen Brief ans Kuratorium der Akademie; er habe sein Augenlicht beinahe verloren und wisse sich nicht mehr zu helfen. „Schließlich empfehle ich mich dero ferneren Wohlwollen, als dem einzigen erwärmenden Strahl, der mich an meinem Vaterlande nicht verzweifeln läßt, und meine Thätigkeit unterstützt." Das Kuratorium stundet ihm noch einmal

*) Nach einem Briefe Schindels vom 20. August 1804 sind es 200 Stück von 18 Zoll Länge und 14 Zoll Breite und 25 Stück von 25 Zoll Länge und 21 Zoll Breite. Er berechnet die Kosten franko Regensburg auf 165 Gulden.

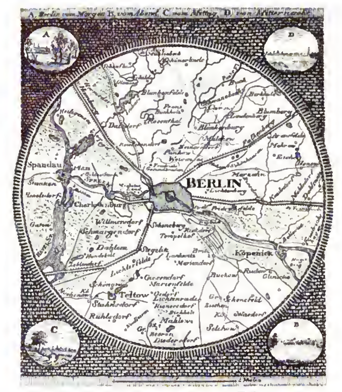
das Geld, äußert sich über die Fortschritte seiner Kunst recht günstig und überweist die eingesandten Proben der Kunstsammlung der Akademie. Vom 1. März 1808 endlich ist eine Bitte um Überlassung eines Raumes in dem „Marggräflich Ansbachschen Pallais in der Wilhelmstraße“ datiert, da er die eigene große Wohnung nicht mehr behalten könne.

Ein Märtyrer der neuen Erfindung, wie Senefelder selbst einer war. Was ist aus ihm geworden? Das Naglersche Künstlerlexikon sagt in seiner kurzen Notiz über ihn nur, daß Reuter noch um 1810 in Berlin tätig war. Es gibt aber noch Blätter von ihm, die 1818, 1819, ja bis weit in die zwanziger Jahre hinein datiert sind. Im Jahre 1822 hoffte er durch Banknoten, bei denen durch Übereinanderdrucken mehrerer farbiger Platten ein höchst unregelmäßiges und darum sehr schwer nachzumachendes Muster erzielt ist, die Aufmerksamkeit der Regierung noch einmal auf sich zu lenken, erhielt aber seine Sendung mit einem abschlägigen Bescheide zurück.



Abb. 3. Faksimile einer Lithographie von Franz Leopold aus dem Jahre 1807.

Und die Akademie? Am 15. Juli 1809, dreizehn Jahre nach der Senefelderschen Erfindung, sechs Jahre nach jenem ersten Anerbieten des „Mannes aus Sachsen“, rafft sie sich zu dem heroischen Entschlusse auf, sich an die Quelle zu wenden und sich die Werke Senefelders selbst schicken zu lassen. Allein jetzt sind die Kriegsnöte übers Land gekommen, alle Kassen sind erschöpft. Der Staatsrat macht Einwendungen. Und so begnügt man sich schließlich damit, den Professor Freidhof zu beauftragen, auf der Leipziger Messe ein Exemplar des Senefelderschen Dürerwerks zu erwerben. Wir sind nicht im XV. Jahrhundert, wo die ersten Holzschnitte und Bücher gedruckt wurden, sondern im Jahre des Heils 1809!



die Gegenden um Berlin

Erſter Verſuch auf Marmor zu zeichnen, von Fr. Julius
Architekt zu Berlin, im Monat February 1806.
vervielfältigt von Wilhelm Reuter in Berlin.

Abb. 4. Fakſimile einer Lithographie von W. Reuter.

Wie ſich Freidhof ſeiner Aufgabe entledigt hat, wiſſen wir nicht. Daß ſeine Miſſion aber keine nennenswerten Früchte gezeitigt hat, beweiſt ein Gutachten des ehemaligen Kurators der Akademie Sack vom 9. Dezember 1812, in dem es nach Erinnerung an die umſtändlichen Verhandlungen darüber bei der Akademie der Künſte in den Jahren 1804 und 1805 heißt: „Späterhin iſt von der Kunſt-Akademie ſelbſt in dieſer Sache wenig mehr geſchehen, aber im Auslande ſind nicht unbedeutende Fortſchritte in dieſer Kunſt gemacht. Nach äußern Nachrichten iſt jedoch der Erfinder derſelben, Aloys Senefelder zu München ungeachtet mehrerer ſchönen Werke, die er geliefert hat, unter den Koſten der Verſuche zu Grunde gegangen.“ Am meiſten intereſſiert uns in dem Gutachten, daß 1810 auch der berühmte Baumeiſter Friedrich Schinkel, damals noch Aſſeſſor bei der Oberbaudeputation, im Verein mit dem Oberhofbuchdrucker Decker zu vorzüglichen Erwartungen berechtigende Verſuche angeſtellt,

aber ebenfalls die Schwierigkeiten nicht zu überwinden gewußt hat. In der Bibliothek der Akademie der Künste zu Berlin werden einige dieser Versuche und ein von dem bekannten Sammler Aufseesser in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" veröffentlichter Brief über die Ergebnisse Deckers aufbewahrt. Darunter befindet sich eine recht gut gekommene Zeichnung Schinkels nach einem Marmorrelief im Besitz des Bildhauers Cavaceppi. Das Berliner Kupferstichkabinett besitzt zwei signierte Blätter von Schinkel. Das eine undatierte ist besonders wegen seines romantischen Stoffes — es stellt eine von einem mächtigen Baum beschattete Kathedrale dar — und wegen seiner noch romantischeren Unterschrift bekannt: „Versuch, die liebliche sehnsuchtsvolle Wehmuth auszudrücken, welche das Herz beim Klange des Gottesdienstes aus der Kirche herschallend erfüllt." Das andere: „Das Schloß Prediama in Crein XII Stund: von Triest" (Abb. 6) wurde erst 1816 von F. Klinsmann aus Halberstadt gedruckt, der sich bereits Ende 1815 zur Einführung der Steindruckerei erboten hatte und 1817 im Finanzministerium angestellt wurde. Es sind schöne Federzeichnungen, denen aber doch die rechte Kraft und Raumwirkung fehlt. Weitere Blätter Schinkels zählt Aufseesser auf.

Doch kehren wir zum Jahre 1812 zurück. Damals hatten sich zum dritten Male Männer angeboten, den schon fast verlorenen Posten einzunehmen und zu verteidigen. Diesmal waren es Süddeutsche, die Gebrüder Richter aus Ansbach, das allerdings ganz kurz vorher noch in preußischem Besitz gewesen war. Ihr Erfolg war noch geringer als der Reuters, doch scheinen sie viel weniger unser Mitleid zu verdienen als dieser. Schon ihre in kriechend schmeichlerischen Ausdrücken abgefaßten Schreiben machen einen keineswegs angenehmen Eindruck, noch weniger die Art, wie der eine Bruder, ohne aufgefordert zu sein, 1815 dem Kanzler Hardenberg nach Paris nachreist, der ihn, augenscheinlich nur um ihn loszuwerden, mit einer Unterstützung von 50 Talern mit dem Kurier nach Berlin zurückgehen und vorläufig in seiner geheimen Registratur beschäftigen läßt. Im Juni 1816 wird er dann vom Finanzministerium „zur Betreibung der Steindruckerei" übernommen. Es scheint sich aber hier um eine rein geschäftliche Ausnutzung der Erfindung für Vervielfältigung von Rundschreiben und dergleichen gehandelt zu haben. Außer einigen Unterstützungsgesuchen erfahren wir dann nur noch von ihm, daß er in Kriminaluntersuchung geraten, dann „wegen verwirkten Vertrauens von dem Geschäft entfernt und auf Wartegeld gesetzt" worden sei und schließlich, daß er im Ausland lebe „um sich dem Gerechtwerden gegen seine Gläubiger zu entziehen".

Eins war trotz alledem nun erreicht: die technische Brauchbarkeit der Erfindung war von maßgebender Seite anerkannt worden. Seit 1817 besaßen sowohl das Finanzministerium wie das Kriegsministerium lithographische Anstalten. Die Anstalt in ersterem scheint lediglich technischen Zwecken gedient zu haben; wenigstens unterzeichnete der in ihr angestellte bereits erwähnte Fr. Klinsmann seine von Künstlern ausgeführten Blätter als Inhaber einer Steindruckerei in Berlin, hinter der Garnisonskirche 2. Dagegen hatte der schon vorher als „Leiter einer lithographischen Schule" erwähnte Vorsteher des Instituts im Kriegsministerium, Major von Reiche, den Senefelder in dem geschichtlichen Teil seines Handbuchs (1818) bereits rühmend erwähnt — die Verbindung zwischen München und Berlin scheint also inzwischen besser geworden zu sein — von



Abb. 5. Visitenkarte von W. Reuter.



vornherein auch die künstlerische Seite berücksichtigt. In der Bibliothek der Hochschule der Künste befinden sich drei von ihm herausgegebene Hefte mit Lithographien von Ohmann, Ludwiger und anderen, die künstlerisch zum Teil ziemlich bedeutungslos, technisch dagegen höchst interessant sind. Das erste Heft enthält nur Radierungen auf Stein („in Stein geschnittene Lithographien"), das zweite nur Federzeichnungen, das dritte nur Kreidezeichnungen. Und zwar sind zum Teil dieselben Zeichnungen in den drei verschiedenen Manieren ausgeführt. Im Jahre 1820 glaubte von Reiche den Zeitpunkt gekommen, seinem Institut eine größere Ausdehnung zu geben und wandte sich deshalb mit einer Denkschrift „Über die Umschaffung und Ausdehnung des lithographischen Instituts Hohen Kriegs-Ministerii zu Berlin zum Gebrauch für alle Königl. Behörden hierselbst" an die Ministerien. Die Antwort war ebenso niederschmetternd wie unerwartet. Man rechnete ihm vor, daß das Institut seit seiner Einrichtung vom Juli 1817 bis Ende 1819 71 883 Reichstaler 1 Groschen 1 Pfennig gekostet und nur 23 192 Reichstaler 16 Groschen 4 Pfennig eingebracht habe. Und man warf ihm vor, daß er den Wert und den Nutzen der Lithographie überschätze, daß die Ausdehnung in gar keinem Verhältnis zu dem wahrscheinlichen Absatze noch zu dem sehr beschränkten Begehr nach lithographischen Schriften stehe, daß endlich der Absatz „theils wegen ungünstiger Auswahl, theils wegen höchst mangelhafter Ausführung der Gegenstände, ein sehr ungünstiges Resultat gegeben habe, und weder Zeichnung noch Druck einen Vergleich mit derartigen Arbeiten, welche in Wien, Paris und München gefertigt werden, aushalte". Kurzum nicht eine Ausdehnung, sondern eine Beschränkung empfehle sich. Am 13. August 1820 erklärte sich denn auch der damals in Teplitz weilende König damit einverstanden, daß die Anfertigung von Kunstsachen auf eigene Rechnung des Instituts aufhören solle, und am 5. Juni 1821 wurde Reiche nach einer Kommissionsuntersuchung entlassen. Nach dem was wir oben gesagt, erscheint das Urteil hart und ungerecht, wenn auch die Unterbilanz zumal für die damaligen Zeiten uns in dem sparsamen preußischen Staate als sehr hoch erscheint.

Wir befinden uns im Jahre 1821. Halten wir ein wenig Umschau. In München ist das große Strixnersche Galeriewerk in vollem Gange. Gärtner hat seine trefflichen „Ansichten der griechischen Monumente Siziliens", die Quaglio haben ihre Werke mit merkwürdigen Gebäuden veröffentlicht. In Paris haben sich 1816—1817 drei große Firmen, de Lasteyrie, Engelmann und Delpech, aufgetan und rasch eine Schar der besten Künstler gewonnen. Schon hat Géricault seine sich bäumenden Pferde, Charlet seine alten Troupiers, Vernet seinen kleinen Caporal mit dem Kreidestift auf den Stein gezeichnet. Und schon hat der Baron Taylor seine Voyages pittoresques, das monumentalste Reisewerk des XIX. Jahrhunderts, begonnen. In Berlin hatten alle Versuche nur Opfer über Opfer gefordert und zu fast keinen Ergebnissen geführt. An der Erfindung lag es nicht und an dem guten Willen der Reuter, Klinsmann, von Reiche auch nicht. Schinkel hatte sehr Recht, als er schrieb, der Grund scheine „sehr einfach darin zu liegen, daß sich bis jetzt bei uns noch kein rechtes Talent gefunden". Berlin hatte keine Charlet und Vernet hervorgebracht, die nicht nur künstlerisch Bedeutendes schufen, sondern auch das Publikum an der rechten Stelle zu fassen wußten. Auch in den zwanziger Jahren ging es nur langsam vorwärts. Die „Königliche Lithographische Anstalt" bestand fort, aber sie scheint in der Tat nichts mehr selbständig herausgegeben zu haben. Wenigstens finden wir auf den meisten in ihr gedruckten Blättern den Namen eines Verlegers, besonders C. G. Lüderitz. Einen glücklichen Griff tat der nunmehrige Leiter der Anstalt, Rittmeister v. d. Harpe, mit der Berufung des in München ausgebildeten Steindruckers Wilhelm Helmlehner. Die im Berliner Kupferstichkabinett aufbewahrten Drucke von ihm aus dem Jahre 1823, Ansichten des Klosters San Francesco zu Assisi, der Dogenpalast zu Venedig, das Schwingfest auf dem Rigi sind noch etwas hart, aber mit den dankbareren Aufgaben wuchs sehr bald die Sauberkeit, Schönheit und Gleichmäßigkeit seiner Blätter. Es fand sich 1824 nämlich endlich das Talent, das Schinkel ersehnt hatte: Franz Krüger brachte seine prächtigen Bildniszeichnungen der Königlichen Familie heraus, denen eine große Reihe Bildnisse anderer Fürstlichkeiten und berühmter Männer folgte, zum Teil

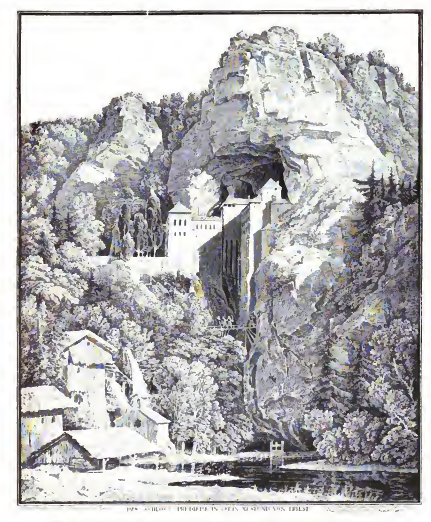


Abb. 6. Faksimiledruck einer Steinzeichnung von W. Schinkel vom Jahre 1816.

von ihm selbst, zum Teil von Jentzen und anderen auf den Stein übertragen. Ein Porträt Paganinis erregt durch seine Unterschrift Interesse: der Ertrag ist für die durch Überschwemmung verunglückten Bewohner der preußischen Niederungen bestimmt. Neben Helmlehner wirkten besonders W. Hindersin und Faure als Drucker. Wo einige aus derselben Zeit stammende Lithographien, z. B. die Landschaften mit Staffage von Blechen, gedruckt sind, konnte ich bisher nicht feststellen. Um 1823 und 1824 mehren sich auch die Reproduktionen nach Gemälden — das erste Berliner Galeriewerk wurde ungefähr 1827 beendigt — und um dieselbe Zeit erschien das erste Berliner Reisewerk in der neuen Technik.

Einen weiteren Anstoß zum Fortschritt bedeutete die Begründung von Konkurrenzunternehmen durch F. C. Winkelmann und

Louis Sachse. Winkelmann kam aus Düsseldorf, wo er Teilhaber der bekannten Firma Arnz & Co. gewesen war, Sachse, der 1819 bis 1821 Privatsekretär Wilhelm von Humboldts gewesen, dann wegen angeblicher demagogischer Umtriebe zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden war, hatte nach Verbüßung seiner Strafe die Steindruckerei erlernt. Er ging 1826 für neun Monate nach Paris zu Knecht, dann zwei Monate zu Senefelder und machte sich 1828 in Berlin selbständig. Seine ersten Drucke stehen hinter denen Helmlehners zurück, aber bald hatte er ihn erreicht. Die größte Tat seines Lebens war die Gewinnung des jungen Adolph Menzel für seine Anstalt im Jahre 1832. Damit begann die Blütezeit der Berliner Steindruckerei, deren Schilderung ein Kapitel für sich sein würde. Sehr lange hat sie nicht gewährt. Bereits in den fünfziger Jahren war die junge Kunst wieder in einen tiefen Schlummer versunken. Aber gerade jetzt — freilich auch erst wieder nach anderen deutschen Städten — beginnt sie wieder zu erwachen. Seit einem Jahr gibt die Troitzsche Firma Berliner Originallithographien heraus, und eine stattliche Anzahl Künstler, alte und junge, Skarbina, Kampf, Leistikow, Feldmann, Hans Herrmann, Engel und viele andere, sind ihrem Rufe gefolgt. So wird das hundertjährige Jubiläum der „Polyautographischen Zeichnungen vorzüglicher Berliner Künstler“ zugleich zu einer Feier der Wiedererweckung dieser Kunst.



Am Arlberg.

Bergwände in der Sonne glühn,
Darunter lacht der Matten Grün,
Und vor mir gähnt des Tunnels Schlund,
Geöffnet, wie ein Riesenmund.
Ein steinern, russgeschwärztes Tor,
Draus quellen Wolken Rauchs hervor,
Die ziehen langsam, ohne Kraft,
Durchs grüne Tal hin, — geisterhaft. —
Sich reckend, streckend zu dem Licht, — — —
Leblose Wolken sind das nicht! —
Wie graue Schatten, fahl und bleich,
Entsteigen sie dem dunklen Reich:
Blutlose Schemen, dunstumwallt,
Trägt jeder menschliche Gestalt,
Hat jeder ein Menschenangesicht.
Fremd schaut's hinaus ins Mittagslicht.
Junge Gesellen, glutäugig und bleich,
Mit schwarzem Haar, aus dem welschen Reich,
Kraftvolle Söhne der Alpenerde
Fliegen vorbei mit verzerrter Gebärde, —
Mehr, — immer noch mehr, —
Ein ganzes Heer!
Und ein Schauer durchrinnt meine Glieder,
Ich sehe vor mir im Geiste wieder
Den stillen Fleck an der Kirchenwand,
Wo ich gestern stand,
Sehe wieder die Staude Rosmarin
Auf dem grossen Grab in Sankt Jakob blühn. —
Sie sind es! Die Opfer, die ihm gebracht,
Steigen empor aus des Tunnels Nacht, —
Alle geopfert in jungen Tagen:
Die der Riese Fels erschlagen,
Die das Siechtum dahingerafft,
Der schleichende Tod, in der Fülle der Kraft. —
Und dichter und dichter kommen die Wogen
Aus dem gähnenden Schlund gezogen, —
Da, — ein Pfeifen laut und gell,
Ein Keuchen und Schnauben, — und blitzesschnell
Fährt aus dem russigen Höllentor
Donnernd der Mittagszug hervor.
Alle Wagenfenster sind dicht besetzt
Von fröhlichblickenden Menschen jetzt,
Denen nach dunkler Tunnelnacht
Das liebliche Hochtal entgegenlacht.
Ein Rufen, Lachen und Tücherwehn,
Von den Schattengestalten rings nichts mehr zu sehn.

Adelheid Stier.



Karl der Große als Persönlichkeit.

Von
Prof. Dr. Ed. Heyck.

Die heute allgemeine Vorstellung von Karl dem Großen haben weder er selbst noch seine Biographen geschaffen. Sinnfällige Kunst drängt Bücherwissen und Forschung leichtlich beiseite; der Schöpfer des Bildes, das von dem großen Karl vor Aller Augen steht: des hoheitvollen Gebieters im Schmuck spätmittelalterlicher Kroninsignien, mit den langgelockten Haaren und dem dichten blonden Barte, dieses Bildes Gestalter und Urheber ist Albrecht Dürer. Sein Phantasieporträt ward der Späteren Kanon, wenn sie den großen Kaiser darstellten; und je mehr sie mit den Jahrhunderten von ihm abrückten, desto greiser und wallender wurde der Bart, desto mehr ward altertümliche Ehrwürdigkeit eines Herrschers entlegener Vorzeit der Eindruck, den ihre Gemälde suchten. So ward denn Karl dem größeren Publikum wie ein im Zeitengrau versunkener Ahn, von dem nur der große Name und ein paar im verdämmernden Gedächtnis nachlebende Anekdoten übrig sind; erst aus Jahrhunderten nach ihm wähnte man die Geschlechter der Jüngeren im helleren Sonnenscheine der vollkommenen Geschichtlichkeit liegen.

Wir wissen von keinem mittelalterlichen Herrscher so viel Anschauliches und Lebendiges, kennen weder Otto den Großen noch Konrad II. und selbst die Staufer als Menschen nicht so intim und genau, wie den großen Karolinger. Wenn wir sonst für Herrscher vor dem Interregnum und gar vor den Kreuzzügen, und namentlich für die geschichtliche Rekonstruktion ihres persönlichen und täglichen Wesens nur allzu entbehrend angewiesen bleiben auf die Chroniken und Jahrbücher, die etwa ein literarisch veranlagter Mönch im ländlichen Kloster nach Hörensagen oder Tendenz mehr oder minder dürftig und befangen zusammenstoppelte, und sonst bloß noch aus der ledernen Urkundenfabrikation der Kanzleien die intensiv geschulte Kunst des neueren Historikers ein paar Tröpfchen Manna zu saugen suchen muß, so besitzen wir dagegen für Karl den Großen all dasjenige Material schon, was uns sonst erst die Herrscher seit den Zeiten des Humanismus menschlich und realistisch näherrückt, sie gewissermaßen wie lebend konserviert: zahlreiche Briefe seiner Umgebung, memoirenmäßige Lebensbeschreibung und Annalistik durch Solche, die intim mit ihm verkehrten, die seine Absichten, seine Gedankengänge tatsächlich kannten, volksumlaufende Erzählungen, zwar wie immer mit erfundener Zuspitzung und Tatsächlichkeit, aber mit bezeichnendem Kern und wahrheitsgetreuer Tendenz; dazu poetische Schilderungen des fest- und werktäglichen Daseins an seinem Hofe, die so farbenfroh und gestaltenbunt sind wie das Epos oder wie die gestickten Wandbehänge im Palas. Und zu dem Allen besitzen wir gerade in seinen mannigfaltigen königlichen und kaiserlichen Erlassen die ganz persönlichen und alles eher, als etwa vom Bureauvorstand aus dem Formelbuch entnommenen Kundgebungen eines allordnenden, ins Einzelste durchgreifenden und ganz unmittelbaren Willens. An Karls Hofe bewegten sich und berichten uns von ihm feine und freie Geister, wie sie die Jahrhunderte danach nicht mehr kannten; Männer, mit denen noch die Besten der Heutigen sich ohne viel Mühe verstehen und unterhalten könnten und die lediglich etwas über die äußeren Veränderungen des Daseins orientiert werden müßten, um es mit einem Erzbischof oder Feldzeugmeister der Gegenwart an allgemeiner Schulung und menschlicher Bildung vollkommen aufzunehmen. Man spricht mit Recht von einer karolingischen Renaissance, denn noch einmal wurden, nach Karls Willen, an diesem Hofe des römischen Altertums Kenntnisse, die geistige Eleganz aus Ciceros und Augustus' Zeiten, wieder erstrebt und erneuert. Bis auf den Staufer Friedrich II., der aber doch vor allen Dingen Unteritaliener und frühester Zugehöriger der

sich ankündigenden großen italienischen Renaissance war, in Deutschland sogar bis auf Kaiser Karl IV. und Maximilian oder bis auf die Erasmus und Hutten sind Herrscher und Hof, Kaiserumgebung und Zeitgenossen nicht wieder so relativ „modern" gewesen und haben so lebensvolle Zeugnisse eines ganz gewöhnlichen Geistesinhalts hinterlassen, als diejenigen der Zeit Karls, nach welcher erst jenes von uns Mittelalter (im engeren Sinne) genannte Wesen hereinbrach, das die Individualität in Fesseln schlug, die Menschen in Herden zusammentrieb, Formel und System an die Stelle des Geistes setzte und jegliche Freiheit, jegliche Mannlichkeit verpönte. Das alles, was wir hier von dem zeitlich so fern gerückten karolingischen Hofe sagen, besteht, wenn immerhin die äußere Dekoration, das Kostüm und Gerät auch vieles von Sitte und Herkommen fremdartig und antiquarisch verbleiben und es einer gewissen kulturgeschichtlichen Eingewöhnung bedarf, um diese Äußerlichkeiten hindurch das intimere Verständnis mit jenen, die vor elf Jahrhunderten waren, sich wieder zu gewinnen.

Ich möchte an dieser Stelle nicht von Karl berichten als dem Staatsmanne und schöpferischen Gestalter der bis auf den heutigen Tag bestehenden politischen Verhältnisse. Er hat die deutsche Nation als solche und daher noch das heutige deutsche Reich durch Urtat begründet, indem er aus dem losen Nebeneinander sogenannte Stämme, in die sich die altgermanische Welt gruppierte, dem auf dem Festlande gesessenen Teil trotz weitgehender gegenseitiger Verschiedenheit und Abneigung so fest in sein Reich zwang und nicht abließ, durch Organisation, Verwaltung, Mission, Gesetzgebung, Rechtskodifikation, einheitliche kirchliche Einrichtung, durch vermengende und verpflanzende Kolonisation, durch Schaffung von Verkehrswegen, durch Schule und Kultur so nachdrücklich auf dieses gewaltsam vereinigte Konglomerat einzuwirken, daß die Stämme auch nachmals, trotz ihres besten Willens, nicht wieder voneinander loskamen, sondern von einzelnen tüchtigeren Nachfolgern immer aufs neue beieinander festgehalten werden konnten. Er ist der erste Urheber, daß diese urverwandten, sonst aber gänzlich voneinander verschiedenen Völker — denn das waren sie eigentlich — sich aneinander gewöhnten, sich einigermaßen ausglichen, bis in die Sprachbildung hinein, daß sie Gemeinsamkeit in Kultur und Anschauung behielten und schließlich, wenn auch spät, über alle partikularen und landsmannschaftlichen Unterschiede hinweg doch noch ein gemeinsames Nationalgefühl entwickelten, auf dessen Grundlage es dann, seit der Zeit des Humanismus und der deutschen Renaissance, sogar einer (künstlichen) deutschen Einheitssprache möglich ward, sich als Schriftsprache über die Grundverschiedenheit der ober- und niederdeutschen Volkssprachen hinüberzubrücken.

Wie staunen wir nun, daß schon Karl selber ein Etwas, wie das, was erst sieben und acht Jahrhunderte später möglich ward, eine einheimische, nichtlateinische, Schriftsprache in den Bereich seiner Gedanken gezogen hat! „Inchoavit et grammaticam patrii sermonis." So stehen die schwerwiegenden Worte in Einhards berühmter Biographie des Kaisers. Übersetzung dieser Worte wäre schon Ausdeutung und Willkür. Nur so viel: es war doch wohl eine Grammatik des Fränkischen, was er „begann" oder veranlaßte; denn ein plötzliches „Deutsch" zu schaffen, wäre unmöglich gewesen. Er konnte, wie er es auch bei der Festlegung der Volksrechte tat, nur erst innerhalb des Stammlichen ausgleichen und vereinheitlichen. Von Einzelheiten in dieser Richtung wissen wir weiter, daß er den teils römischen, teils verworren deutschen Bezeichnungen der Monate fränkisch-vaterländische entgegengestellt hat. Ich gebe sie hier, mit dem Januar beginnend, in ihrer originalen Form wieder, als Zeitprobe derjenigen Sprache, die man an seinem Hofe sprach: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Winnemanoth (von wini, freundlich, das auch in Winfried, Wingolf, Winland enthalten ist), Brachmanoth, Heuwimanoth, Aranmanoth (Ähren), Witumanoth (witu = Holz), Windumemanoth (von dem mit den römischen Weinausdrücken eingebürgerten vindemiare, windumôn; noch heute sagt man am Rhein Wimmet), Harbistmanoth, Heilagmanoth. Das Mittelalter hat sich in der Tat an diese und ähnliche Ausdrücke volkstümlich gehalten. Ferner hat Karl zwölf deutsche Ausdrücke für die Winde nach der Himmelsrichtung, ungefähr gebildet wie „Ostnordost", anstatt der bis-

herigen nur vier unbestimmten Bezeichnungen eingeführt. — Wäre doch nur eine Generation noch nach ihm gekommen, die diese seine Bestrebungen fortgesetzt oder wenigstens vor der Verlachung seitens superkluger Lateinbildung geschützt hätte! Aber der Kaiser, der auf Karl folgte, und Ludwigs bewußt deutschfeindliche Ratgeber haben genau für das Umgekehrte gesorgt. Sie haben auch mit voller Absicht die schriftliche Sammlung der „Taten und Kriege der alten Könige", d. h. der volkstümlichen Epenschätze, wieder verschwinden lassen, welche Karl mit Liebe und Sorgfalt veranstaltet hatte; vergeblich und ohne Stichhaltigkeit der Gründe hat man kürzlich einmal versucht, Ludwig den Frommen von dieser nicht genug zu beklagenden, gegen das deutsche Volksbewußtsein und dessen schönsten Stolz gerichteten Tat zu entlasten. Immerhin hat Karls auf deutsche Schriftsprache und einheimisch-volksmäßige Literatur abzielendes Bemühen Früchte gezeitigt. Das sind die althochdeutsche und die altsächsische Dichtung, die private Aufzeichnung von alten Stoffen in der Art des Hildebrandliedes und des Muspilli: schöne und glückhaft erhaltene Zeugnisse jenes Sinnes, den zu erwecken und zu ermutigen sich der große deutsche Kaiser zur Aufgabe gemacht.

Aber nicht immer kann eine solche Richtung auf das Volksgemäße die alleinige, jede andere ausschließende sein und zudem wäre es im tieferen Grunde wieder durchaus undeutsch gewesen, einer spezifisch germanischen Bildung, die es doch noch gar nicht mit vollberechtigtem Eigenwert gab, und die erst werden sollte, durch absperrende Schranken aufhelfen zu wollen. Überdies war Karl gleichzeitig der Herrscher über verwälschte, romanisierte Franken und Langobarden, über Aquitanier, Provenzalen, Bretonen. Sein Gesamtreich konnte absehbar nur mittels der hergebrachten lateinischen Amtssprache einheitlich zusammengehalten werden. Sein Bekenntnis zum volksmäßig-heimatlichen blieb eine Vorliebe des großen Austrasiers, aber sie konnte, sie durfte unmöglich seine Haltung einzig bestimmen. Er hätte durch Einseitigkeit zerstört und verzettelt, was er zu vereinigen durch Erbschaft der Väter und eigene Tatengröße berufen war. Er konnte auch den Deutschen des Reiches, die noch nichts von zwischen ihnen bestehender Einheit empfanden, ihre geschichtliche Zukunft nur eröffnen, indem er sie bei einer weitumfassenden Einheit und Universalität festhielt. Ihnen, als dem kulturärmeren Teil, konnte er überhaupt nur geben, indem er auch für sie den noch erreichbaren Schatz an universaler Bildung pflegte und erneuerte. Ganz parallel seiner geschichtlich-politischen Haltung als Eroberer und Reichsdurchbildner, der mit Absicht und Bewußtsein alle festländischen Germanen als tragende und vorkämpfende Kraft für sein Reich zusammenfaßte, der aber zugleich im Erbe anderer Schöpfungen und Aufgaben stand, war es ihm wichtig, eben mit jener vorhandenen universalen Bildung sein ganzes Reich auszustatten, es zu deren Gefäß und Sitz zu machen. Diese Bildung aber waren die römische und die ebenfalls auf antiker Grundlage beruhende kirchliche.

Den Musenhof eines neuen Augustus zu schaffen, war sein Ziel, längst ehe er selber der Imperator und Augustus ward. So hat er in der Tat eine gewisse Wiedergeburt der Antike, wenn auch mehr oder minder in kirchlicher Durchdringung, jene schon vorhin erwähnte „karolingische Renaissance" aus der Bildungsbarbarei des bisherigen Frankenkönigtums emporsteigen lassen und sich bemüht, alle vorhandene geistige Kapazität in seine Umgebung zu ziehen. In Italien gewann er den Grammatiker Petrus von Pisa für seinen Hof, dann, wenn auch nur für einige Zeit, den vornehmen langobardischen Historiker, Dichter und Kenner des Griechischen Paul, Warnefrieds Sohn oder Paulus Diaconus, und ferner den gelehrten Schotten Dungal; aus dem maurisch gewordenen Spanien kam der christliche Westgote Theodulf, ein farbenreicher Dichter. Vor allem aber gewann Karl in Italien den dort auf einer Gesandtschaft anwesenden northumbrischen Angelsachsen Alkwin, Alcuinus, den besten Gelehrten der Zeit, der, wie die meisten von jenen, ebenfalls Dichter in Nachahmung der klassischen Vorbilder war. Er ward das geistige Haupt der karolingischen Renaissance und dauernd nachwirkender Lehrer wie Reformator. Diese Männer trugen alle Bildung und das ganze Wissen der Zeit an den fränkischen Hof, wo nunmehr aus Landeskindern Frankens, Schwabens und nicht zuletzt aus den geflissentlich gerne mit wichtigern Ämtern und geistlichen

Stellen ausgestatteten Söhnen Bayerns ein jüngeres, hochgebildetes Geschlecht herangezogen wurde. Angilbert, der schöne, stolze Dichter und Gelehrte, und Einhard, der geschickte Hofhistoriker und baukundige Meister, der Leiter von Karls architektonischen Unternehmungen, haben unter solchen Jüngeren den verdientesten Ruhm gewonnen. Aus dem Kreise dieser gelehrten Freunde ließ Karl seine literarische Tafelrunde entstehen, die sich zum Zweck zwanglos-anmutiger Geselligkeit historisch oder sonst berühmte Beinamen gab, wie mit solchen ein etwas naiver oder jugendlich gearteter Bildungseifer ja gerne spielt.

Karl hieß David, nach dem berühmtesten König der Bibel, der auch Gesang liebte und die Harfe spielte. Alkwin war Flaccus, welcher Name freilich eigentümlich zu diesem ernstesten von allen, zu dem frommen und strengen Angelsachsen paßt. Angilbert hieß Homerus; der satirisch angelegte Theodulf machte nicht viel Umstände, sondern übersetzte einfach den zweiten Teil seines Namens mit Lupus. Für Einhard war der Name Beseleel, nach dem Erbauer der Stiftshütte, ausgedacht, aber noch lieber hieß man den stets auf ziervolle Erscheinung bedachten, schmiegsamen Hofhistorikus nardulus, das Parfümmännchen. Er verstand den Spott übrigens herauszugeben und zwar sogar ziemlich boshaft, wie so oft die kleiner gewachsenen Leute. Auch die vornehmen Regierungs- und Hofbeamten, soweit sie an der unzeremoniösen, geistvoll scherzenden Tafelrunde teil hatten und dort ihre Stellung einzunehmen wußten, wurden mit solchen Namen begabt. Hildebold, Bischof von Köln und Kanzler, führte den hohepriesterlichen Namen Aaron, der Erzbischof von Mainz den vergilischen Idyllennamen Damoetas. Der Seneschall Audulf wurde Menalcas, der Kämmerer Meginfried, ein kluger, gewandter Hofmann mit früher Glatze, ebenfalls vergilisch-idyllisch Thyrsis, der Mundschenk Eberhard, von guten Freunden Eppin abgekürzt, Nehemias, nach dem Schenken des Persers Artaxerxes, genannt. Ferner nahmen die Frauen teil, Karls Schwester Gisela redete man als Lucia an, Hrnodtrud oder Rotraud, seine schöne Tochter, als Columba, ihre Schwester Berta als Delia. Vergil, Ovid, daneben Horaz nahmen als die obersten Vorbilder lateinisch poetischen Gestaltens und anmutig-literarischen Verkehrs die Stelle ein, die sie für das ganze Mittelalter behielten, und es konnte nicht fehlen, daß sie auch die gesellige Sittlichkeit des Kreises um Karl in unverkennbarer Weise beeinflußten. Übrigens gab es Leute am Hofe, die von all dem gelehrten Treiben nicht viel wissen wollten, sich mit deutlichem Gegensatze altfränkisch und als rauhe Kriegsmänner hielten und nebst den allzuvielen Versen deren Verfasser dahin wünschten, von wo sie gekommen waren. Karl, der die kleinen Bosheiten aller gegen alle behaglich hingehen ließ, hielt ärgere Differenzen schon durch den unverbrüchlichen Respekt vor seiner Person zurück. Er wußte, daß er seine Haudegen, wenn sie auch die Hexameter und künstlichen Strophen zuweilen durch ganz fabelhafte Jagd- und Kriegsgeschichten überbieten wollten, noch nötiger hatte, als die lateinischen Grammatiker und Dichter.

Unter Karls Gemahlinnen ist Hildegard, † 783, die Nachfolgerin von Desiderius', des Langobardenkönigs nie geliebter und bald verstoßener Tochter, die anmutigste und liebenswürdigste Erscheinung; sie hat ihm in zwölfjähriger Ehe neun Kinder, darunter seine wichtigsten Söhne, geboren. Die Ostfrankin Fastrada dagegen, welche er 783 heiratete und die 794 starb, hat nur das Andenken einer herrschsüchtigen, zur Härte drängenden und höchst unpopulären Frau hinterlassen. In der reichen Literatur der Gelegenheitsdichtungen und Briefe, die uns von Karls Hofe und aus seiner Umgebung hinterblieben ist, steht Fastradas Nachfolgerin Liutgard, wie Hildegard eine Schwäbin, als jüngere, liebevolle und allgemein geliebte Herrin des Hofes neben dem rüstigen König und Kaiser. Karl hat nur Germaninnen zur Ehe genommen. Vor und nach diesen sind weitere von Karl geliebte Frauen bekannt, auch sie mit deutschen, edelklingenden Namen, wie Himiltrud oder Adallind, eine davon, Gerswind, eine Sächsin, Tochter des Volkes, dessen Frauen man als die schönsten pries. In diesen Dingen stehen der sonst so ehrbare und strenge Herrscher und die Zeit mit ihm noch ganz auf dem Standpunkt altgermanischer Mehrweiberei der Vornehmen und der Könige. Wie denn überhaupt die Ehe keineswegs schon der Kirche und dem christlichen Sittengesetz



Kinderbildnis. Nach dem Gemälde von L. von Zumbusch-München.

unterworfen war, sondern durch letzteres erst allmählich fortschreitend zu geläuterten Auffassungen geführt worden ist. War doch Karl selber, was selbst bei Historikern wenig bekannt oder erkannt sein dürfte, das Kind eines außerehelichen Verhältnisses, gleich Theoderich, Geiserich und anderen Großen der älteren Germanengeschichte. Und eben um dieses Verhältnis, das erst nachträglich legitimiert wurde, hat die karolingische Volkssage einen Teil ihrer lieblichsten Erzählungen gesponnen. Es verlohnt eines kurzen Eingehens auch hierauf.

Wir wissen, daß Karl am 2. April 742 geboren ist; der Geburtsort jedoch hat sich bisher aller Forschung entzogen. Gemeinsam ist den Sagen über seine Eltern, romanischen wie deutschen, daß eine Leidenszeit, die seiner Mutter Berta (Bertrada) widerfuhr, eine Verstoßung in Wald und Felsenwildnis, bald in dieser, bald in jener Ausschmückung wiederkehrt. Unter anderem soll Karl in der waldumrauschten Reismühle des Würmtales zwischen München und Starnberg geboren sein. Das ist natürlich ein Unding, schon weil im Jahre 742 Bayern sich noch selbständig gegen das Frankenreich hielt, sein Herzog Odilo erst 743 und 744 gedemütigt ward. Die seltsame Lokalisierung durch die Sage wird darauf zurückzuführen sein, daß im ganzen altbajowarischen Alpengebiete eine andere Berta, nämlich Berchta-Frija, höchst volkstümlich ist und die Sagenbildung bekanntlich mit leichtester Willkür schnellvertauschten Fäden der Namen und Daten zu folgen liebt. Immerhin begegnet die Lokalisierung seiner Geburt im Würmtal früh und hat merkwürdige Verbreitung gefunden. Als König Pippin, so erzählt die Sage — tatsächlich war Pippin vor 741 nur Hausmeier — zu Freising Hoflager hielt, um die Königstochter Berta heimzuführen, da beging der Edelbote argen Treubruch, verstieß in der Gegend der Reismühle die Braut, die er herangeleitete, in den finstern Wald und führte dem König seine eigne Tochter zu. So wurde eine falsche Braut die Königin. Da begab es sich etliche Jahre später, daß Pippin sich auf der Jagd verirrte und in die Reismühle kam. Hier trat ihm die echte Berta entgegen, er erkannte sie an dem Verlobungsringe, und sie wurde die Mutter des großen Kaisers, dem sie noch ebendort das Leben gab. Wir können nun aber den innersten Kern dieser Sagen als historisch konkret erweisen. Erstlich begründet schon Einhards hofmännische Biographie mit echt offiziösen Ausreden, wenn er über Karls Kindheit ohne weiteres hinweggeht. Aus anderweitiger, und zwar kritikbeständiger Quelle dagegen haben wir die positivste Nachricht, daß Pippin jene Bertrada oder Berta erst 749 ehelich heimgeführt hat, wonach dann der jüngere Sohn Karlmann geboren wurde, während Karls Geburt schon ins Jahr 742 fällt. Und die Geschichte der ersten Jahre nach Pippins Tode gibt noch weitere Bestätigung: Die beständigen Treibereien Karlmanns, der zum Glück schon 771 starb, gegen die Mitregierung des vor der Ehe geborenen Karl; bei gleicher Legitimität würde sich der j ü n g e r e Bruder sicher gehütet haben, die gemeinsame Erbfolge in der Regierung anzufechten und zu erschüttern.

Und nun wird wiederum doppelt verständlich, wenn später Karl auch seine ehelichen und unehelichen Kinder in ihrem Verhältnis zum Vater am Hofe ganz gleich gehalten hat, und eine der letzteren Töchter, Hruodhaid, am Hofe mit am meisten gefeiert werden konnte. Hübsch schildert Theodulf, wie Karl von der Frühmesse heimkommt, die Söhne ihm Mantel und Schwert abnehmen, die Töchter mit Rosen, Veilchen, Lilien den Morgengruß und das Frühstück bringen, Brot, roten Wein und Äpfel. Selbst der unbeteiligte Annalist versäumt es nicht, die Schönheit von Karls Töchtern hervorzuheben; dem Dichter am Hofe aber blicken ihre Gestalten fast bei jeglichem Stoff in seine Verse hinein. Prächtig beschreibt Angilbert eine Jagd in der Nähe von Aachen. Es ist früher Morgen, die Rosse scharren und wiehern vor dem Palast, Karl tritt heraus, mit ihm sein Jagdgefolge, durch das geöffnete Tor sprengt der Zug dahin, Hörnerklang erfüllt die Flur. Etwas später sind die Königin Liutgard und ihre Stieftöchter mit dem Anzug fertig, und geleitet von den Söhnen Karls reiten sie den übrigen nach. Der schimmernde Hals der jugendlichen Königin strahlt mit rosigem Hauch das purpurne Kopftuch zurück, das mit ihrem Haar durchflochten und von diesem gehalten den Nacken überflattert; über der Stirn leuchtet das goldene, edelstein-

besetzte Diadem. Hinter den Brüdern reiten die blondgelockte Rotraud, die heranwachsende Gisela und Berta, bei welcher Angilbert von dem Ernst des schönen Antlitzes spricht, wodurch sie dem Vater ähnle — er freilich darf zuletzt darauf anspielen, welch ungestümes Herz in der Brust dieser stolzen Königstochter schlägt. Ferner Hruodhaid oder Rodhaid, Theoderada und Hiltrud, alle Schwestern verschieden, aber gleich kostbar geschmückt, mit Hermelin und Marder, mit heller Seide oder Purpur, mit Perlen oder edlen Steinen, mit weißer oder purpurner Kopfbinde, mit Goldfäden im freiwallenden Mädchenhaar. Nach der Jagd wird an einer Quelle gegessen und getrunken, wo ein prächtiges Zeltlager aufgeschlagen ist; die Diener schaffen die erlegten Eber heim, und fröhliche Geselligkeit beendet den Tag. So freilich jagt Karl nicht immer; eben weil dieser farbenprächtige Aufzug eine besondere repräsentative Veranstaltung ist, ist er zum Nachruhm in das schildernde Gedicht von Karl und seinem Hofe aufgenommen.

Karls Töchter haben keine Ehe eingegangen. Unter dem politischen Gesichtspunkt der Reichseinheit war allerdings der Hinzutritt von Schwiegersöhnen in die Karolingenfamilie keine leicht erledigte Frage. Eine Verlobung der Rotraud nach Byzanz hin wurde rückgängig gemacht. Indessen von Politik abgesehen, wie könnten wir, wenn dieses kaum die Zeitgenossen zutreffend zu deuten vermochten, noch beurteilen wollen, was alles von Lust und Unlust des Herzens und des Lebensgeschmacks bei diesen Nichtverehelichungen mitgesprochen und hineingespielt haben mag? Der Vater selbst, wird uns von Einhard versichert, wollte die stete Nähe seiner Töchter nicht entbehren, und diese Angabe des Hofhistoriographen, zu der es auch stimmt, daß er die Söhne und Töchter auf seine Reisen mitnahm, entspricht allerdings dem eigenartigen Patriarchalismus seines Wesens. Dafür freilich ließ Karl diesen sich als souveräne Gebieterinnen fühlenden königlichen Mädchen wissend und schweigend Dinge hingehen, in denen — er selber eben nicht recht der berufene Sittenprediger war. Wie wir es wenden und erklären mögen, *hierin* bleibt auf der Hofhaltung des großen Karl ein selbst bei der robusten Ethik jener Zeit böser Makel haften. „Hüte Dich vor den gekrönten Tauben, die durch die Kammern der Pfalz schwirren!“ so warnt Alkwin einen auf sein Studium gerichteten jungen Mann, der zu Hofe ziehen soll; wir denken unwillkürlich an Rotrauds Beinamen Columba, aber wir wollen es mit diesem Bilde des ernsten Gelehrten bewenden lassen. Rotraud hat einem Grafen Roriko einen Sohn Ludwig geboren, der später Abt von St. Dénis und Kanzler Karls des Kahlen wurde. Die Söhne der Liebe zwischen Karls Tochter Berta und dem Dichter-Gelehrten Angilbert sind Hartnid und Nithard; so lauten ihre Namen in eigentümlicher Doppelverwendung gleicher Silben. Von ihnen ist Nithard ein glänzender Vertreter der von Karl erstrebten national gerichteten Laienbildung, ein tapferer Staatsmann und Krieger, zugleich der Geschichtsschreiber der Kämpfe unter Ludwigs des Frommen Söhnen geworden. Er ist es auch, der uns das interessante und wichtige Sprachdenkmal der Straßburger Eide aufbewahrt hat. Ein anmutiges, liebevolles Gedicht Angilberts, das er von der Reise nach Aachen an Karl und die Seinigen als Gruß sendet, gedenkt der beiden Knaben des Dichters, die in dessen unweit der Pfalz gelegenem Hause wohnen und im Garten spielen. Die zärtlichste Vaterliebe spricht sich hier in poetischen Worten aus, aber von einer Mutter dieses Hauses muß sie schweigen. Dagegen begrüßt der dichterische Briefschreiber unter Karls Töchtern Berta mit besonderer Verehrung; und daß er zugleich mit der Begrüßung des Königs, seines süßen Davids, die eignen Kinder grüßen darf, erweist uns ein von jeder Peinlichkeit freies, vertrauliches Verhältnis.

Auch die nachklingende Sage hat sich dieser Dinge am Hofe Karls bemächtigt, hat aber wieder einmal alles verwirrt und vertauscht, den grundkorrekten Einhard, der als gelesener Historiker bekannt blieb, vorgezogen und eine Tochter Karls namens Emma geschaffen, weil nämlich Einhards wirkliche Frau so hieß, ohne jedoch eine Königstochter zu sein. Ähnlich ist auch in der volkstümlichen Ausmalung des Vorgangs nur das „Milieu“ — dieses allerdings, wie gewöhnlich, bemerkenswert richtig — festgehalten: wie der nächtliche Schnee lautlos über die Pfalz herabfällt, während die Lie-

benden heimlich beieinander sitzen, und wie am dämmernden Morgen der über Herzklopfen keineswegs erhabene Einhard vor der unberührten weißen Decke des Hofes erschrickt, die ihn verraten muß, die rasche und starke Königstochter jedoch ihren Schatz auf den Rücken nimmt und an sein Gemach trägt, und wie Kaiser Karl — still und unbemerkt zuschaut ...

Karls Rede war schwungvoll und klar. Er sprach Latein wie Fränkisch und verstand sogar ein wenig Griechisch, nicht das des Sophokles, sondern des byzantinischen Hofes. Er konnte lesen und wollte auch noch schreiben lernen. Unter seinem Kopfkissen lag stets das Schreibzeug, und wenn er schlecht schlief, dann übte er sich, da er tags wohl nicht viel dazu kam, mit dem Griffel und Täfelchen; zur Vollkommenheit brachte es die des Schwertes besser gewohnte Hand aber nicht mehr. Um so lebhafter ist er bestrebt gewesen, den künftigen Generationen für tüchtige Schulerziehung in jungen Jahren zu sorgen. Seine großartig gedachte Schulverfassung ist niedergelegt in einem Kapitulare, d. h. Regierungserlaß, von 789. Sie enthält der Absicht nach den allgemeinen Laienunterricht, in der Idee bereits die öffentliche Schulpflicht. Danach sollten die Stiftsschulen an den Bistumssitzen, sowie die Klosterschulen als höhere Lehranstalten einheitlich organisiert, in den Gemeinden aber allerorten Pfarrschulen als Stätten des elementaren und des Volksunterrichts eingerichtet werden. Wie ernstlich Karls Ziele und Hoffnungen auf diesem Gebiete waren, geht u. a. daraus hervor, daß er durch ein etwas späteres Kapitulare für die Verwaltung der königlichen Gutshöfe schriftliche, jeweils zu Weihnachten einzureichende Jahresberichte und Abrechnungen der Gutsvorsteher oder Meier verordnete.

Wenn man sich Karl und seine Umgebung örtlich vorstellen will, so hat man ihn, soweit eine derartige Festlegung zulässig ist, in den rheinischen Gegenden und in Aachen zu suchen; hier war er am liebsten und fühlte sich heimisch. Zu Ingelheim am linken Rheinufer im Angesichte des Niederwaldes und zu Nymwegen hat er neue Pfalzen erbaut, die schönste aber zu Aachen, welches mit seinen von den Römerzeiten her berühmten heißen Quellen (daher Aquae) ihm in seinen Alterstagen gut tat. Hier hat er auch, nach dem Vorbilde von S. Vitale in Ravenna, der Stadt der letzten weströmischen Kaiser und Theoderichs, den hohen Rundbau der Pfalzkapelle erbauen lassen, welcher die alten Teile des Aachener Doms bildet. Marmor- und Bildwerke, ja ganze Säulen wurden aus Ravenna und Rom über die Alpen geschafft, um die Aachener Pfalzkirche zu zieren, heimische Metallkunst fügte weiteren Schmuck hinzu. Vor der Pfalz auf dem Platze aber stand das eherne Reiterbild Theoderichs, das ebenfalls aus Ravenna nach Aachen wandern mußte. So kann man in der Tat davon sprechen, daß Karl Aachen an die Stelle von Rom und Ravenna setzen wollte.

Durch Vermittelung von Aachen wurde das ravennatische Vorbild weiterhin noch verschiedentlich für Kirchenbauten in Deutschland nachgeahmt, so in den Zentralbauten von Essen, Fulda, Diedenhofen, Ottmarsheim. Allgemeines Muster wurde der Rundbau nicht, dafür steckte in den Deutschen doch zu sehr die rechteckige Raumvorstellung. Man hielt sich für die Kirchen auch weiterhin an die altchristliche Basilika, welche nicht nur dem deutschen Haus- und Saalbau, mit dessen großem gemeinsamem Hauptraum, sondern auch den ehemaligen heidnischen Heiligtumsbauten der Germanen, den vom Stabzaun und geweihten Hofe umgebenen „Wih“ oder „Alah“, entsprach, das in ein öffentliches Langhaus, für Versammlung und Thingberatung, und in die sakrale Kammer, den Aufbewahrungsraum für die Götteridole und den Opferkessel zerfiel.

Mit der gewissen Ausschließlichkeit freilich, wie die antiken römischen Kaiser oder wie die Fürsten der neueren Jahrhunderte, konnte das mittelalterliche König- und Kaisertum nicht *eine* Residenz haben. Je mehr an die Stelle der römischen Geldwirtschaft wieder eine ursprünglichere Naturalwirtschaft trat und anderseits die materiellen Lasten wuchsen, welche die Ernährung des großen Hof- und Regierungsapparates bereitete, war der Hof gezwungen, da seine Einkünfte schlecht zu ihm gebracht werden konnten, seinerseits zu ihnen zu gehen, d. h. die Kammergüter und Pfalzen nacheinander zu bereisen und sich dort aufzuhalten. Und daneben waren es Regie-

rungsgeschäfte, die es notwendig machten, alle Teile des ganzen Reiches, die germanischen wie die romanisch-französischen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu besuchen. Um die Bayern nach Tassilos Sturz durch persönliche Berührung zu gewinnen, hat er zwei Jahre ganz und gar in Regensburg residiert. Den Langobarden gab er die Hofhaltung seines Sohnes Pippin.

Dieser Pippin war von Karls Söhnen der tüchtigste. Er starb schon 810 und im Jahre darauf der ältere, Karl. Es waren schwere Schicksalsschläge für den an seinem Familienglück hängenden Herrscher; der mächtige Mann begann rasch zu altern. Seine unehelichen Söhne mußten sich mit vornehmen geistlichen Pfründen zufrieden geben; Karl hatte speziell mit dem Sohne seiner einen Geliebten, der Himiltrud, zu schlechte Erfahrungen gemacht, um das Reich ihrem politischen Ehrgeiz auszusetzen. Von den ehelichen Söhnen war seit 811 nur einer übrig, Ludwig, der bei den Aquitaniern von dortigen Geistlichen auferzogen worden war, damit sich auch inmitten dieser heißblütigen und unruhigen Teilbevölkerung des großen Reiches ein Hofhalt befinde. Dort trug dieses Kind, das zum Mißgeschick des Reiches und unseres Volkstums die Brüder überleben sollte, baskisches Mäntelchen und weite Beinkleider anstatt der bänderumschnürten Brust der Franken, und dem Vater wurde Ludwig in all den Jahren nur ganz zuweilen zugeführt. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als der sich zwischen diesen beiden einander ganz entfremdeten ausbildet; der eine des andern Blut, aber der Vater durchaus germanisch, zwar leidenschaftlich und ganz gelegentlich bis zur Grausamkeit heftig, aber im Grundzug heiter, des Lebens fast zu unbekümmert froh, aber hierin mehr behaglich als stürmisch, vielseitig im Interesse, bildungseifrig, aber den Gegenständen überlegen und innerlich frei, für jegliches verständnisvoll und gerne gütig, nachsichtig. Der Sohn gänzlich im Einfluß des alles einseitig und blöd übertreibenden Gascognertums befangen, von dessen beiden extremen Lebenspolen, leichtsinnigster Weltlust oder dumpfer büßenden Devotion, die letztere des romanisierten Kaisersohnes ganzer Inhalt wird.

Am 22. Januar 814 wurde Karl, der in diesem Jahre ständig in Aachen wohnte, infolge einer Erkältung bettlägerig, aus der eine Rippenfellentzündung wurde; am 28. Januar starb er in der neunten Vormittagsstunde. In Aachen wurde der große Kaiser auch begraben. Jedoch nicht aufrecht auf dem Throne im Kaiserschmuck, wie man sich später erzählte, sondern in einem antiken Marmorsarkophage, der dort noch aufbewahrt wird, aber längst leer ist. Denn im Jahre 1215 wurde Karl in den kostbaren Reliquienschrein eingebettet, der seine Gebeine heute enthält. 1843 und 1861 hat die Zudringlichkeit wissenschaftlicher Neugier das wohlerhaltene Skelett besichtigt und den größten Herrscher unseres Volkes mit dem Zollstock gemessen.

Karl war, wie der zeitgenössische Biograph Einhard ihn schildert, ein sehr stattlicher, aber nicht über das harmonische Maß gewachsener großer Mann, mit kurzem Nacken und etwas schwerem Körper. Die Messung von 1861 hat sechs Fuß zwei Zoll, d. h. etwa 1,90 Meter ergeben. Sein Antlitz, welchem große, lebhafte Augen und die kräftige, bestimmt geformte Nase königlichen Ausdruck gaben, war im Alter von schönem, weißem Haar umflossen. Höchst wahrscheinlich trug er nur einen Schnurrbart. Die Stimme war — wie bei Bismarck — heller, als die Figur erwarten ließ. — Der große Herrscher trug ständig die fränkische Tracht und unterschied sich für gewöhnlich von einfachern Leuten nicht; über Hemd und Beinkleid trug er ein Wams, im Winter den Mantel über einem kurzen Pelzrock von Seehund und Zobel. Um den Oberarm trug er nach alter Volkssitte den schweren Metallring. Die Riemen der Schuhe umschnürten als Bänder die Schienenbeine und ihre Umhüllung; das kurze Schwert ließ er nicht von seiner Seite. Er war auch mit den Leuten einfach, leutselig und verschmähte alles ungermanische Zeremoniell; so wünschte er zuweilen ausdrücklich und fand nichts darin, daß in den Aachener Quellen Gefolgsleute und Leibwächter zugleich mit ihm im Wasser waren, ganz nach germanischer Sitte des gemeinsamen Massenbades im geheizten Badhause. Bei Festen trug er die Krone und entwickelte dann in seiner Erscheinung auch die königliche Pracht der Seide, der golddurchwirkten Stoffe, des Edelsteinbesatzes, jedoch als germanische

Prunktracht und mit großer goldner Gewandspange. Dann führte er auch den Stab mit goldner Krücke. Diese Stäbe mit Metallkrücke, die wir schon aus Ausgrabungen kennen, sind ebenfalls germanisch und alturspüngliche Abzeichen der Volksführer oder sonst ausgezeichneter Personen. (Sie haben sich aus dem Hammer oder der Axt entwickelt, indem man deren Klinge anfaßte und den Stiel aufstützte. Selbst noch ganz späte Amtsstäbe zeigen die Hammerform, während in andern Fällen früh die Klinge sich in einen Griff verwandelte. Auch die späteren Zepter sind nur eine durch die Antike mit beeinflußte Form hiervon.) Römische Insignien und Ornat, Tunica und Chlamis — also die Gewänder, worin ihn Dürer mit Benutzung des zu Nürnberg aufbewahrten jüngeren Kaiserornats gemalt hat — hat Karl nur zweimal angelegt, beide Male auf Wunsch von Päpsten, die das erneuerte Kaisertum auch mit solchen Äußerlichkeiten in ihre Auffassung des Imperiums zu ziehen suchten. Vergeblich, soweit es Karl betraf und solange er am Leben war. Sein Kaisertum war noch nicht römisch, kein Imperium Romanorum, sondern war fränkisch-abendländisch, und seinem Nachfolger Ludwig hat Karl geheißen, sich am 11. September 813 mit eigener Hand die Krone des Vaters aufs Haupt zu setzen. Und zwar zu Aachen, wohin er Ludwig kommen ließ, und nicht zu Rom. Aber dann ist ja alles anders gekommen und haben sich nach und nach die kühnsten Theorien der je nachdem abwartenden oder zugreifenden, stets zielbewußten Hierarchie vom Inhalt und Zweck des Kaisertums erfüllt. —

In Aquitanien, wohin er auch nach seiner Aachener Krönung alsbald wieder zurückgereist war, wurde Kaiser Ludwig durch Tag und Nacht reitende Boten benachrichtigt, daß Kaiser Karl gestorben sei. Er ordnete eine Totenfeier an, zog Mannschaft zusammen und brach am fünften Tage auf. Aber nicht eilends, sondern langsam und zögernd rückte er über Paris gegen Aachen heran.

Nun war für Ludwig die Stunde gekommen, das neue, löblichere Regiment an die Stelle des väterlichen zu setzen, welches nicht nach seinem Sinne gewesen war. Aber auch die hinterlassene Umgebung des Vaters wußte, daß der neue Herrscher mit Absichten einer vollständigen Umgestaltung kam. Ludwig konnte offenen Widerstand bei seinem Regierungsantritt voraussetzen, und eine größere Gruppe dachte wirklich an solchen. Indessen als sein kleiner Heerzug sich nahte und er nicht ohne Besorgnisse endlich Aachen betrat, huldigten ihm doch alle nacheinander. Etliche wollte Ludwig trotzdem durch vornehme Beamte in Haft nehmen lassen, um vorzubeugen, wie er meinte. Da gab es blutiges Handgemenge zwischen diesen hochstehenden Herren, Tote auf beiden Seiten, und hinterher die scheußliche Strafe der Blendung, die dieser Regierung so geläufig war und die sie auch an Ludwigs eigenem Neffen, Pippins Sohne Bernhard geübt hat.

Voll redlichen Sitteneifers ging der neue Kaiser nun daran, den Hof zu reformieren. Es ist dem Amtsstil jener Zeit zu eigen, die Ausdrücke zu steigern und alles superlativisch zu übertreiben, im Gegensatz zu unsrer Zeit, wo die offizielle Sprache so korrekt und vorsichtig wie möglich ist. Zu jener Zeit war eben auch der deutsche Amtsstil noch jung. So beschreibt denn die neue Hofschriftstellerei die Verhältnisse, in denen Karls Hof gelebt habe, im Lichte „ungeheuerlicher Unzucht", welche abgestellt worden sei. Aber nicht bloß mit weiblichem Gesinde, soweit es den Reformatoren verführerisch vorkam, wurde aufgeräumt, auch die allzu lebensfrohen Schwestern Ludwigs mußten in ihre Apanageklöster wandern und Äbtissinnen werden. Die Musen und die Dichter verschwanden in Verborgenheit, die alten Laienhaudegen desgleichen, lauter neue Leute berieten und umgaben den Kaiser. Nur einer fand auch zu seinem Wohlgefallen den Weg, zog im Handumdrehen einen andern Menschen an und machte seinem Namen „Nardulus" Ehre, das war Einhard. Schon spricht er in Karls Biographie mit deutlicher Gleichgültigkeit und vielleicht absichtlich doppelsinniger Bedeutung des Wortes „barbara carmina" von den durch Karls Fürsorge aufgezeichneten alten Heldenliedern.

Kapitularien und Erlasse folgten einander in dichter Menge, um die Weltanschauung und den Ernst des neuen Kaisers in seine Untertanen hineinzupressen. Und sicherlich, eine tiefgreifende Reform tat dem fränkischen Reiche in vielen seiner Glieder schon seit langen Menschenaltern not. Wenn



die Zeitgenossen nur nicht hinter diesen Maßregeln und Verordnungen viel weniger die Persönlichkeit des Kaisers erblickt hätten, als die unpopulären, ihn lenkenden Personen, für welche gleichzeitig gehäufte Gnadenerweise beurkundet wurden! So war die hervorgebrachte Wirkung doch keine innerliche. Und die Geschichte dieser Regierung erfüllt sich, anstatt mit dem Guten, mit Bürgerkrieg, Untreue, bald auch mit Frauenregiment und Erhebung der eigenen Söhne. Der Kaiser, der den Vater wegen seiner Schwäche gegen die Frauen verurteilte, ließ sich als Witwer von der Welfin Judith Schönheit übel verlocken, bis er und seine kaiserlichen Maßnahmen sich nicht selber mehr gehörten, sondern um ein Weiberlächeln feil waren, was doch bei Karl niemals der Fall gewesen war. Und während Judith und ihre bedenklich intimen Günstlinge ihn erniedrigten und höhnisch kommandierten, erlebte er zugleich, daß man sich öffentlich und ungestraft die furchtbarste Schmach von seiner Ehe erzählte. Der Kirche aber, der er ebenfalls blind gehorsamte, hat er alles geopfert, was sein großer Vater jemals für Laienbildung und deutsche Art vorbereitet oder fürgesorgt. Die Laienschulen, der allgemeine Volksunterricht, den Karl durch die Pfarrämter hatte durchführen wollen, sanken wieder in Nichts zusammen; von der nächsten Generation versteht schon kein Laie mehr zu lesen und schreiben. Nur die Klosterschulen und die an den Bistümern, die lateinisch-internationalen Hochschulen des Klerus blieben übrig. Ein Stab von eifrigen Geistlichen ging daran, die durch Karls nachwirkende Ermutigung aufgekeimte weltlich-deutsche Literatur vorsichtig wieder zu verderben: sie zunächst einmal in den ausschließlichen Bereich erbaulicher Stoffe mit vorläufig noch geduldeter Volkssprache hinüberzuziehen — wofür Otfrieds Evangelienharmonie und Otfrieds Spott über das Deutsche das Hauptbeispiel sind — und sie danach, sobald es irgend anging, wieder unter alleinherrschendem Latein zu begraben. Der Laie sank in Unbildung zurück, die deutsche Schriftsprache verstummte wieder, wie man es gewollt, die alten Ependichtungen und Sagenschätze gingen nur noch heimlich bei niederem Volk und Spielleuten um. Und über dem tief in Schmach und Unfrieden gebeugten Imperium, dem der Mut zu weltlicher Energie entwunden, weil es unter eine römisch-weltverneinende Geschichtsphilosophie und unter die geistige Souveränität des Papsttums verknechtet worden war, stiegen die weltbeherrschenden Ziele der Hierarchie und ihrer Führer empor, — bis spät und erst nachdem Gregor VII. und Urban II. die Herrschaft des Papsttums über die Gemüter allzu ausgiebig verbraucht, die Reaktion des Laientums erfolgte und mit dem XII. Jahrhundert ein freiweltliches Wesen zurückkehrte, deutsche Art und deutsche Literatur aufs neue sich hervorwagten. Bis dann Friedrich I., der weltlich-starke und ritterliche Führer der Zeit, zum trotzenden Symbol, daß man sich endlich zu dem Vorbilde des zwar durchaus frommen und kirchlichen, aber Reichsgewalt über Klerikerwillen setzenden, großen und deutschen Karl zurückgefunden, die Heiligsprechung des karolingischen Reichsgründers durch den kaiserlichen Gegenpapst Paschalis III. — nicht bei dem starren Alexander III.! — erwirkte und die Erhebung von Karls Gebeinen zum demonstrativen Feste des Kaisergedankens machte.

Erlösung.

Nun hat mein Herz sich losgerissen
Aus alter Schwermut finstrem Bann.
Mein banges Hoffen ward zum Wissen:
Sie küsste mich und liess sich küssen
Und sah mich gross und gläubig an.

Der Kuckuck schrie vom Buchenschlage,
Die Heimchen zirpten schon umher.
Da wog mein Herz in scheuer Frage
Zehn Jahre Leids mit diesem Tage
Und dieser eine Tag wog mehr! — —

Georg Busse-Palma.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meinen Universitätsjahren.

Von

Professor Dr. Max Haushofer-München.

Es war ein großer und glänzender Aufschwung von geistigem Leben, in den ich hineingezogen ward, als ich, achtzehn Jahre alt, im Herbste des Jahres 1858 die Universität München bezog, reich an Hoffnungen und Entwürfen. Außer jenem Freiheitsgefühl, das jeden jungen Menschen beseelt, wenn er zum erstenmal akademische Luft einatmet, brachte ich in meinem geistigen Handgepäck noch ein paar andere Stücke mit, die wohl manchmal als Flügel verwendbar waren, mitunter aber auch als Hindernisse erschienen und mir das Betreten normaler Lebenspfade erschweren mochten. Das eine waren die starken künstlerischen Anregungen, die ich, als in einem Maler-Atelier aufgewachsen, mitbekommen hatte und die mir stets einen unüberwindlichen Ekel am Allzutrockenen gütig vermittelten; das andere eine dämonische Lust am Versemachen, die ebenfalls dazu beitrug, mir alles, was sich nicht in Verse bringen ließ, als bitter und widerwärtig erscheinen zu lassen. Es war nur zu natürlich, daß diese Mitgift einen entscheidenden Einfluß nehmen mußte, nicht bloß auf die Wahl meines Studiums, sondern auch auf die Art, das Studium zu betreiben, auf meinen Umgang in jener Zeit — kurz auf mein ganzes akademisches Leben.

Die Münchener Universität war damals in die glänzendste Epoche ihrer Entwickelung getreten. Seit Jahren wirkten an ihr jene geistigen Größen, die König Max II. aus allen Teilen Deutschlands nicht bloß an die Hochschule, sondern auch in den engeren Kreis seiner persönlichen Umgebung gezogen hatte. Da waren Justus von Liebig, Heinrich von Sybel, der Staatsrechtslehrer Bluntschli, der Physiologe Bischoff, der Physiker Jolly und noch mancher andere. Jeder in seiner Art ein ausgezeichneter Mann. Als König Max mit dem System der Berufungen begann, war die Universität München nicht gerade besonders berühmt. Ein gewisser Mangel an geistiger Energie hatte sich fühlbar gemacht. Die neu berufenen Professoren brachten diese Energie in das akademische Leben hinein, mit ihr aber auch die Veranlassung zu beständigen Reibungen zwischen den Autochthonen und den Fremden. Vielfach mochten ja die Berufenen, im Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit, getragen vom Wohlwollen des Königs, an einer gewissen Überhebung leiden. Mancher von ihnen sprach sich auch rücksichtslos über das aus, was an den Zuständen des Münchener Geisteslebens als faul und rückständig erschien. Das verschnupfte wohl einen oder den anderen der erbeingesessenen Münchener Kollegen; wie auch nicht minder die hohen Gehälter, ohne welche die Berufenen nicht zu haben waren, in den Eingeborenen neidvolle Gefühle erwecken mochten. Die Studentenschaft, wenigstens der strebsamere Teil derselben, stand begeistert auf der Seite der Berufenen, die ja auch verstanden hatten, reich dotierte Laboratorien und Sammlungen zu erhalten. So mußten sie nach allen Richtungen hin als Träger des wissenschaftlichen Fortschritts erscheinen.

Außer ihm brachten diese berufenen Gelehrten aber auch noch etwas anderes nach München, was diese gute Stadt bisher nicht gekannt hatte: Frauen, die am Geistesleben ihrer Männer den lebhaftesten Anteil nehmen durften und nahmen; Frauen, die es verstanden, eine Familiengeselligkeit in einer Stadt einzuführen, welche bis dahin fast bloß die Wirtshausgeselligkeit gekannt hatte. Daß in den Abendstunden auch Tee statt Bieres getrunken werden kann; daß man dabei leicht angeregter und lebhafter werden kann, als bei dem landesüblichen Maßkruge; und daß der Tee viel mehr geeignet ist, eine feine trauliche Häuslichkeit und die Bildung anmutiger Familienkreise anzuregen: das lernten die Münchener recht eigentlich von den berufenen Professoren und ihren Frauen. Der größte Teil des eingesessenen Bürgertums und der Beamtenschaft verhielt sich gegen diese Neuerung ziemlich spröde und blieb bei der Wirtshausgeselligkeit, welche die Männer abends in ihr Bierlokal führte und die Frauen bei gähnender Langeweile im Hause hielt. Nur die Künstlerkreise waren fortschrittlicher gesinnt und nahmen die Berufenen und ihre Sitten bereitwillig auf. Damit hatten die Fremden aber eine bedeutende Bundesgenossenschaft gewonnen; die wertvollste, die ihnen in einer Kunststadt werden konnte. So kam es, daß in jenen Jahren die feinste und anmutigste Münchener Geselligkeit in den verschwisterten Kreisen der berufenen Professoren und der Künstler gefunden ward.

Nun die Studenten. Hatte auch schon früher das wohlfeile und lustige Leben, das München zu bieten vermochte, außerbayerische Studenten angezogen, so ward diese Anziehungskraft mehr und mehr gesteigert, seit die Universität durch die Berufenen im außerbayerischen Deutschland um so viel berühmter geworden war. Der Kampf ums Dasein, die Konkurrenz um Lebensstellungen war noch weit milder als heutzutage. Juristen und Mediziner, aus denen die große Mehrzahl der akademischen Bürger bestand, konnten hoffen, auch bei nur mittelmäßigem Fleiße die Prüfungen zu bestehen. Durch diese Zustände ward das Verbindungsleben in hohem Grade begünstigt. Die Korps standen numerisch und qualitativ in hoher Blüte. Jeder halbwegs schneidige bayerische Gymnasiast konnte sich die Universitätsjahre nur unter der farbigen Mütze verbracht denken; die außerhalb der Verbindungen stehenden „Obskuranten" waren eine zerfahrene und haltlose Masse; der Münchener Bevölkerung erschien nur der Farbentragende als Student.

Unter diesen Verhältnissen ward ich akademischer Bürger. Zwei große Fragen treten an einen solchen heran: die Wahl des Studiums und die Wahl jener akademischen Kreise, in denen er verkehren will. Beide erledigten sich für mich unter etwas besonderen Einflüssen, auf die ich aber hier nicht näher eingehen mag, soweit es nicht unumgänglich ist.

Ich hörte im ersten Semester geschichtliche und philosophische Fächer. Unter den historischen Vorlesungen steht mir Sybels Kolleg über deutsche Geschichte am vordersten Platze meiner Erinnerung. Keiner unter meinen akademischen Lehrern schien mir so gewaltig, so herrisch über seinem Stoffe zu stehen, als dieser. Sybel las sein Kolleg abends bei Lampenschein; er wirkte wie ein Prophet, machtvoll, mit erschütterndem Ernst.

Meine philosophischen Lehrer waren Lasaulx und Prantl. Lasaulx mit seinem geröteten Jupiterkopf und seinen grauen Locken war bei den Studenten sehr beliebt; er sprach schön und nur Dinge, die jeder verstand. Wer ihn hörte, mußte denken, daß die Philosophie etwas Leichtes und Angenehmes sei. Vom geraden Gegenteile überzeugte uns Prantl. Ein schwarzbärtiger, scheinbar finsterer Mann, sagte er uns in seiner Geschichte der Philosophie und in seiner Logik Weisheiten vor, denen nur gespannteste Aufmerksamkeit folgen konnte. Zuweilen unterbrach sein hartes trockenes Lachen den Vortrag; meist verstand niemand, warum er lachte; aber die ehrfürchtige Zuhörerschaft lachte diskret mit. Was mehr als sein Wissen uns für den Mann begeisterte, war die Tatsache, daß er der Studentenschaft als der kühne Vertreter freien wissenschaftlichen Denkens galt. Jahre hindurch war er ein Märtyrer der Gedanken- und Lehrfreiheit gewesen; denn da er in den Verdacht des Pantheismus gekommen war, hatte man es ihm auf Weisung von höchster Stelle untersagt, philosophische Vorlesungen zu halten und so die beste Kraft dieses Mannes ihres Wirkungskreises beraubt. Als ich die Universität bezog, war dieser Bann schon von ihm genommen. Er durfte wieder lehren und durch die unerbittliche Schärfe seines Denkens uns begeistern. Und konnte man ihm auch nicht immer folgen: was man von ihm verstand, war eine unvergleichliche Schulung für den ringenden, wahrheitsuchenden Gedanken. Denn er war ein grimmiger Feind aller Phrase, aller Schönrederei.

Einflußreicher auf meinen Studiengang als diese Männer war Felix Dahn, obwohl damals erst ein junger Privatdozent. Es erklärt sich ja leicht, daß ein Student von demjenigen seiner Lehrer sich am liebsten beeinflussen läßt, der ihm nicht bloß mit dem Geiste, sondern auch mit dem Herzen nahesteht. An Dahn band mich ein Freundschaftsverhältnis, das in meinem ersten Universitätsjahre begann und bis heute fortgedauert hat. Hatte ich doch in ihm einen Mann gefunden, der nicht bloß Gelehrter, sondern auch Dichter war. Er machte auch meinem anfänglichen Schwanken zwischen philosophischen und staatswissenschaftlichen Lernzielen ein Ende und wies mich allen Ernstes auf die Jurisprudenz hin.

Mit akademischen Freuden verlor ich im ersten Universitätsjahre wenig Zeit — so reichliche Gelegenheit dazu auch geboten war. Mein älterer Bruder war bei der Frankonia eingesprungen. An ihm sah ich alle Vorzüge, deren der Korpsstudent genoß. Ich verglich dieselben mit den Schattenseiten des Korpslebens, als welche ich eine gewisse Beschränkung der persönlichen Freiheit und übermäßige Ausdehnung des Kneiplebens erkennen mußte. Aber die Vorzüge überwogen in meinen Augen; und so wäre ich wohl auch Korpsstudent geworden, wenn nicht ein äußeres Hindernis sich entgegengestellt hätte. Was wir von unserem Vater erhielten, ward uns in österreichischem Gelde gesandt; und so reichlich es war, schmolz es bei der Umwechslung stets fast auf die Hälfte zusammen. Für zwei Frankonen langte das nicht. Und da ich wußte, wie mein lieber Vater, vor seiner Staffelei stehend, diese unglücklichen österreichischen Guldenzettel ermalen mußte, blieb mir nichts übrig, als auf den flotteren Korpsstudenten zu verzichten und mich mit dem bescheidenen Lose eines „Obskuranten“ zu begnügen. Der Stand der österreichischen Valuta war schuld daran. Immerhin lernte ich vieles auch vom Korpsleben; denn die Stellung meines Bruders in der Frankonia brachte es mit sich, daß ich zu dem Korps auf den Fechtboden und in die Kneipe kam. Aber das währte nicht lang; bald ward ich in andere Kreise gezogen.

Im Sommer begann ich mit der Jurisprudenz. An der Juristenfakultät war ein glänzender Stern aufgegangen: der berühmte Pandektist Bernhard Windscheid. Auch ein Berufener. In kurzer Zeit war er das gefürchtetste Mitglied der Fakultät geworden. Um ihn schwang sich das ganze Interesse der Rechtshörer. Als Lehrer war er großartig: durchdrungen von der Ehrwürdigkeit seines Faches, scharf in seiner Logik, profund in seinem Wissen, von einer nervösen Beredsamkeit und feurigen Lebhaftigkeit. Ich hörte bei ihm römisches Recht; und wir bewunderten namentlich in seiner Pandektenvorlesung, wie dieser Mann jeden Vormittag seine drei Stunden hindurch frei vortragen konnte, ohne Ermüdung zu zeigen. So glänzenden Ruhm sich auch manche seiner Kollegen in jener Zeit erworben hatten: er brachte es fertig, daß die Studenten für ihn ebensoviel arbeiteten, wie für alle anderen Fächer zusammen.

An Bedeutung als Gelehrte standen ihm Konrad Maurer und Kaspar Bluntschli gewiß nicht nach. Aber diese beiden Männer vertraten das deutsche Recht; und damals galt eben das Corpus juris für alleinseligmachend. An Bluntschlis inhaltlich ausgezeichneten Vorträgen störte mich im höchsten Grade der ausgeprägte Schweizer Dialekt des Mannes; ich habe in meinem späteren Leben aus seinen Büchern weit mehr gelernt als durch seinen Vortrag. Sehr sympathisch war der Kriminalist Dollmann; von ihm hörte man doch hie und da ein Witzchen auf dem Katheder.

Im ganzen war das Dasein eines Studierenden der Rechte damals in München ein höchst sorgloses. Selbst wenn man zu den fleißigeren Leuten gehören wollte, genügten vier bis fünf Stunden täglicher Arbeit zur Beruhigung des



Die schwarze Katze. Emailmalerei von Léon V. Solon.



Gewissens. Dabei gab es jede Woche zwei freie Tage, außerdem vierzehntägige Ferien zu Weihnachten, sechswöchentliche zu Ostern und im Herbste dann drei Monate. Zum Fachmenschen ward man wahrlich nicht dressiert; jedem blieb Zeit genug, die er verwenden konnte, um in jenen Kreisen des Daseins zu schwimmen, die ihm am liebsten oder am ersprießlichsten erschienen.

Im Herbste des Jahres 1859 kam eine mächtige Bewegung in die Münchener Studentenschaft. Die Ursache derselben war kein geringerer, als Friedrich von Schiller, dessen hundertjähriger Geburtstag gefeiert werden sollte. Ein Strom von Begeisterung wogte durch das deutsche Volk, dem es niemals in höherem Grade als dazumal zum Bewußtsein kam, was es seinen Dichtern schuldet. An der Universität München galt es zunächst, eine Einigung der Korpsstudenten und der Obskuranten zu gemeinsamem Zusammenwirken an dem Feste möglich zu machen. Ich half dazu so gut ich konnte und hielt bei dieser Gelegenheit meine ersten Reden. Es gelang auch, von geringfügigen Reibungen abgesehen, das Schillerfest zu einer großartigen, einzigschönen Kundgebung deutschen Geistes zu machen.

Für das akademische Leben in München hatte das die Bedeutung, daß das Streben der Obskuranten nach einer Organisation und nach stärkerer gesellschaftlicher Betätigung nicht mehr einschlief. Die Obskuranten schlossen sich zusammen, wählten einen leitenden Ausschuß und hielten regelmäßige Zusammenkünfte ab. Die hatten teils den Charakter von Kommersen, teils den von politischen Versammlungen oder Debattierklubs, wo vor 3–400 Studenten Gelegenheit genug zu jugendlichen Redeübungen geboten war. Nur waren die Ziele schwankend. Als die Versammlungen zu groß wurden, trennte man sich nach Fakultäten. Ein schöner Erfolg des Ganzen aber war doch die Gründung des akademischen Gesangvereins, der heute noch blüht.

Während ich mit den Männern, in deren Hörsälen ich lernend saß, nicht in nähere Berührung trat — ausgenommen mit Felix Dahn —, führte mich der Zufall auf einem anderen Wege in die Häuser hervorragender Leuchten der Wissenschaft. Mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit war ich im Hause des Schlachtenmalers Feodor Dietz aufgenommen worden und lernte da die Söhne und Töchter der bedeutendsten Münchener Berühmtheiten kennen: die Kinder aus den Häusern Liebig, Kaulbach, Schwind, Bluntschli, Jolly, Bischoff, Knapp. Mit den Töchtern tanzte ich; von den Söhnen wurden mehrere meine Freunde. Die berühmten Väter dagegen wurden am wenigsten kultiviert, obwohl gerade das am ersprießlichsten gewesen wäre. Zum Streber aber fehlte mir jegliches Zeug. Immerhin darf ich es zu den freundlicheren Erinnerungen meiner akademischen Jugend rechnen, daß ich im Hause des großen Chemikers Liebig bei einem Balle den Damentoast ausbringen durfte — auch eine Art Redeübung. Das Haus Liebig war als gastfrei bekannt: die jungen akademischen Bürger schätzten sich glücklich, in seinem Salon unter Palmen schwärmen zu dürfen. Den großen Gelehrten selber konnte natürlich unsereiner nicht interessieren: sein feiner grauer Kopf war damals viel zu sehr mit seinen agrikulturchemischen Problemen oder — in Mußestunden — mit den Kombinationen des edlen Whistspiels beschäftigt.

Einen hochinteressanten Mann lernte ich in dem Naturforscher Professor Moritz Wagner kennen, den ich öfter im Hause von Frau Constanze Dahn traf. Wagner war lange in Südamerika gereist und wußte geistvoll von den Erdbeben und Affen in Ecuador zu erzählen. Einmal sah ich ihn aber doch mit einem Affen, der nicht aus Südamerika war. Und da verfiel er auf Geistergeschichten. Wir mußten hernach, weil die Haustür nicht aufging, aus einem Fenster auf die Straße springen. Dann begleitete ich den südamerikanischen Wagner und seinen Münchener Affen noch nach Hause, wobei er unter Ablehnung jedes wissenschaftlichen Gesprächs immer wieder auf die Geistergeschichten zurückkam. Der einsame Gelehrte hat sich später in einem Anfall von Melancholie erschossen.

Mit den erwähnten Bestrebungen bei der Gründung einer Organisation der Studentenschaft, mit den gesellschaftlichen Beziehungen, den lyrischen Gedichten und verunglückten Tragödien ward so viel Zeit vertan, daß eigentlich für ein ernsthaftes Vertiefen in rechts- und staatswissenschaftliche Studien bis zum Ende des vierten Semesters wenig Raum in meinem Dasein blieb. In den langen schönen Ferienmonaten geschah vollends nichts; sie wurden mit Segelfahrten auf dem blauen Chiemsee und mit lustigen Wanderungen im bayerischen Alpenlande verbracht. So war ganz unversehens das fünfte Semester herangebrochen; der Ernst des Lebens begann zu winken. Die ganze Trockenheit der Jurisprudenz erschloß sich mit der Vorlesung Hieronymus von Bayers über gemeinen Zivilprozeß. Auch diese galt damals für eine der unentbehrlichsten Grundlagen juristischer Weisheit, mußte daher mit peinlichster Sorgfalt gehört werden. Reichsrat von Bayer war ein Fanatiker seines Faches, ein hageres Männchen, aus dem österreichischen Pinzgau gebürtig und in München zu hohen Ehren gelangt. Er hatte in seinem Wesen fast etwas Gespenstiges; wie eine Inkarnation der ganzen vorkonstitutionellen Rechtsgelahrtheit erschien er mir; als ein Geschöpf, das von allem Menschlichen nur so viel in sich aufgenommen hatte, als notwendig ist, um mustergültige Vorlesungen über gemeinen Zivilprozeß zu halten.

Ein viel berühmterer Gelehrter und Universitätslehrer, zu dessen Füßen ich auch damals zu sitzen hatte, war der Nationalökonom Friedrich Wilhelm Benedikt von Hermann. Damals war dieser Mann, der einst als Mathematiklehrer an einer Mittelschule begonnen hatte, schon Direktor des statistischen Bureaus und bayerischer Staatsrat, auch gewesenes Mitglied des Frankfurter Parlaments. Ein imponierender Gelehrtenkopf, der oft genug einen mephistophelischen Ausdruck annehmen konnte. Für die Studenten war Hermann eigentlich zu geistreich; man hätte, um die Schärfe seiner überaus rasch gesprochenen Vorträge zu würdigen, schon gründliche nationalökonomische Kenntnisse mitbringen müssen. Die hatten die wenigsten seiner Zuhörer. Aber auch ohne dieses

war jede einzelne Vorlesung Hermanns für jeden, der nur einigermaßen zu denken vermochte, ein Schlüssel zur Erkenntnis wirtschaftlicher Tatsachen und Zustände! Ich wußte damals noch nicht, daß die Staatswissenschaften dereinst den ernsten Teil meiner ganzen Lebensaufgabe bilden sollten. Alles Erwerbsleben erschien mir als gemein und die wirtschaftlichen Interessen der Nation als unwürdig, um mich mit Begeisterung in sie zu versenken; und doch wirkten Hermanns Vorträge so eindrucksvoll auf mich, daß ich mich heute noch manchmal, wenn mir ein volkswirtschaftlicher Gedanke durchs Gehirn fährt, frage: war das nicht Hermanns Schattengruß?

Von jenen Zierden der Münchener Universität, die damals schon glänzende Namen trugen, aber nicht der juristischen Fakultät angehörten, durfte ich die hervorragendsten erst am Schlusse oder nach meiner Studienzeit persönlich kennen lernen, bei verschiedenen Anlässen. So brachte mich mit J. von Döllinger, unzweifelhaft dem bedeutendsten Gelehrten, den der altbayerische Volksstamm überhaupt hervorgebracht hat, erst die Bewegung gegen das Unfehlbarkeits-Dogma in nähere Berührung, so populär auch zu meiner Universitätszeit schon die hagere Gestalt des streitbaren Kirchenhistorikers mit seinem höchst ausdrucksvollen Gesichte war. Von Wilh. H. von Riehl, dem Kulturhistoriker, hörte ich nur wenige seiner ausgezeichneten Vorträge. Desto mehr lernte ich aus den Büchern des Mannes, hatte dazu auch allen Grund, da er mich späterhin bei meiner Doktorprüfung zu examinieren hatte. Auch mit dem Physiker Jolly, dessen überaus stark besuchte und anziehende Vorlesungen ich nicht hören konnte, weil sie mit anderen, die mir noch näher lagen, kollidierten, kam ich erst späterhin vielfach in Berührung, als wir zusammen im Ausschusse der Geographischen Gesellschaft jahrelang saßen. Jolly war das Muster eines Universitätslehrers; reich an Wissen, überaus vielseitig, von glänzender Beredsamkeit, liebenswürdig und geduldig mit seinen Schülern.

Hier muß ich auch M. von Pettenkofers gedenken. Während meiner Universitätsjahre sprach man noch wenig von ihm; er war bescheiden und anspruchslos und kam gegenüber den berufenen Größen wenig zur Geltung. Damals dachte man noch nicht, daß er der Begründer der modernen Hygiene werden würde und ein unvergleichlicher Wohltäter der Stadt München, die seinen rastlosen Anregungen ihre wichtigsten gesundheitlichen Verbesserungen verdankt. Auf der Höhe seines Ruhmes aber bewahrte er stets die gleiche ruhige Bescheidenheit. Und heute, nachdem ihn ein tragischer Tod uns schon längst entriß, denke ich noch gerne daran, wie er mir auf der Plattform eines Münchener Trambahnwagens seine Theorie von der Selbstreinigung der Flüsse entwickelte, die, mag sie auch zum Teil irrig sein, doch für sein geliebtes München zum Segen ward.

Auch in meinem dritten Universitätsjahre ward ich, obschon die Zeit zu ernstestem Studium gekommen war, noch keineswegs zum Anachoreten. Viele Karnevalsnächte wurden durchtollt, in der anständigsten Gesellschaft. Das konnte man damals in München für wenig Geld. Und die Erinnerungen an die zahllosen Walzer flogen tagsüber wie kichernde Amoretten durch die Klause des Studenten, der über Windscheids Pandekten brütete und am Abend vielleicht wieder in einer Studentenversammlung eine überflüssige Rede hielt. Wieder ging's wie Kriegsahnung zu Anfang der sechziger Jahre durch Europa; und hinter meinen Büchern beneidete ich die Kameraden, die zwei Jahre vorher zum Waffenhandwerk gegriffen hatten.

Selbst im letzten Jahre nahmen die Allotria kein Ende. Der Kollegienbesuch schrumpfte zusammen; dafür saß ich mit ein paar Freunden allwöchentlich drei- bis viermal im Repetitorium beim „Pandekten-Maier", wo wir uns für das Examen dressieren ließen. Aber mitten in das trockene Brotstudium hinein begann der Roman meiner Jugendliebe zu spielen, ein Roman auf dem Hintergrunde schimmernder Ballsäle und stürmischer Winternächte im Englischen Garten. Wie viele, viele Stunden, die der ernstesten Arbeit gewidmet sein sollten, wurden damals an den Straßenecken verlauert, um einen flüchtigen Gruß zu erhaschen! Aber das gehört nicht in die Universitätsjahre; da spann sich's nur an. In seiner leuchtendsten Schönheit schloß mir der Ernst des Lebens die Studentenjahre. Und endlich kam der Tag des Examens, der 16. Oktober 1862, dem ich wie einem Sportfeste fröhlich entgegensah. Am Vorabend spielte ich, zur Entlastung des Gemütes, bis um Mitternacht Tarok.

Und im Examen selber — wie gütig kamen mir all die gelehrten alten Herren vor! Der tiefsinnige Konrad Maurer, dessen Handelsrecht ich so oberflächlich studiert hatte; der Kriminalist Dollmann; der Staatsrat Hermann, der mich über englisches Sparsystem und deutsche Verschwendung unterhielt; der alte Bayer, der mich überaus huldvoll entließ; der vielgefürchtete Windscheid, der mir mit seinem arglistigen Lächeln eine klippenreiche Pandektenstelle zur Interpretation überreichte! Und ebenso alle anderen! Dann folgten zwei Minuten Harrens vor der Tür des Prüfungssaales; und heraus kam der Pedell, um mit schmunzelndem Gesicht zu sagen: Bestanden! Dafür erhielt er den ortsüblichen Kronentaler in die Hand gedrückt.

Und abermals zwei Minuten später gab ich dasselbe Wort, aber draußen auf der sonnigen Ludwigstraße, nur durch ein verabredetes Zeichen, einer vorüberhuschenden schlanken Mädchengestalt zu erkennen. Wie ihr Gesichtchen aufleuchtete!

Damit, glaubte ich damals, seien meine Universitätsjahre zu Ende. Aber sie waren es nicht ganz. Denn nach einem Jahre staatlicher Vorbereitungspraxis ließ ich mich abermals immatrikulieren. Nicht mehr, um Vorlesungen zu hören, sondern um eine Preisfrage zu bearbeiten und mein Doktorexamen zu machen. Das war keine lustige Universitätszeit mehr, sondern ein Jahr ernstester Arbeit. Als Reichsrat von Pözl, damals Rektor der Universität, am Schlusse jenes Jahres beim Stiftungsfeste der Hochschule in festlicher Versammlung das Ergebnis der Preisbewerbung verkündete: da erst war meine Universitätszeit vorüber und der Grund zu meiner ganzen Lebensstellung gelegt.

Illustrierte Rundschau.

Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin †. — Das Shakespeare-Denkmal von Prof. Otto Lessing in Weimar. — Stadttheater in Bielefeld von Bernhard Sehring. — Amerikanische Möbel von Ch. Rohlfs in Buffalo. — Kleinere keramische Arbeiten von Elena Ritter und Marie Piltz-Dresden. — Emailleplaketten van Léan V. Solon.

Zu unsern Bildern.



Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin †.
(Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin u. Hamburg.)

Am 13. April fand der russische Maler Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin bei der Explosion des Kriegsschiffes Petropawlowsk vor dem Hafen von Port Arthur den Tod — er, der leidenschaftliche Feind des Krieges, im schweren jüngsten Kampfe seines Vaterlandes. Ein seltsames Geschick fürwahr, seltsam wie der ganze Mann es war als Mensch und als Künstler. Wir gedenken im nächsten Heft eine ausführlichere Studie über ihn zu bringen, die auch reiches bildliches Material enthalten wird. So erübrigt für heute nur weniges. Wereschtschagin, geboren am 26. Oktober 1842, stammte von väterlicher Seite aus einem alten russischen Adelsgeschlecht, seine Mutter aber aus einer tatarischen Familie; „ich bin zu drei Viertel Russe, zu einem Viertel Tatar“, konnte er von sich selber sagen. Mit acht Jahren schon kam er nach Zarskoje-Selo in das Kadettenkorps, trat in die Marine und brachte es bis zum Fähnrich. Dann, im neunzehnten Lebensjahre, zog er die Uniform aus und widmete sich ganz der Malkunst. Er studierte in der Petersburger Akademie und in Paris, schlug indessen bald ganz selbständige, eigene Wege ein. Im Kaukasus erst, dann in Turkestan und Westchina, sammelte er das Material für seine ersten Werke, Volksbilder meist aus jenen damals noch weniger als heut bekannten Gebieten, und erntete mit ihnen, als er sie 1874 in Petersburg ausstellte, überraschende Erfolge. Zum Künstler von Weltruf aber wurde er erst durch seine Gemälde, für die ihm seine Teilnahme am russisch-türkischen Kriege von 1877 die Grundlage gab, Schilderungen der Schrecken des Kampfes gegen den eisigen Winter und gegen den tapferen Feind. Die Sammlung dieser Bilder, sowie später seine Gemäldeserien aus dem Heiligen Lande und seine Napoleonbilder sind in fast allen großen Städten Europas und Nordamerikas ausgestellt gewesen und haben Wereschtschagin ebensoviel Bewunderung eingetragen wie Anfechtung. Es war vor allem die stark betonte Tendenz in ihnen, die vielfach abstieß, die totale Einseitigkeit der Anschauung. Wereschtschagin sah nur das Schreckliche im Kriege, er verkannte all die großen Momente, die zum Völkerkampf treiben und mit ihm erwachen; er wußte den Heiland nur als Menschen — wenn auch als großen, edelsten Menschen — zu schildern; und auch in den Bildern „Napoleon in Rußland“, die wohl den künstlerischen Höhepunkt seines Schaffens bildeten, tritt unverkennbar die Absicht hervor, das Gewaltige in der Natur des großen Korsen zu verkleinern. Alles sei ost-europäisch ostentativ, sagten die einen, oft fast aufdringlich arrangiert, auf den Effekt zugeschnitten, wenn auch die Einzelheiten voll Wahrheit sein mögen; und auch technisch seien die meisten Werke roh und grobdrähtig. Dem gegenüber hoben die anderen wieder die humanen Tendenzen des Künstlers hervor und begeisterten sich für die Verve seiner Darstellungen. Sei dem



Das Shakespeare-Denkmal zu Weimar.
Von Prof. Otto Lessing.
(Aufnahme von Louis Held, Weimar.)



Das neue Stadt[illegible] in [illegible].
(Aufnahme v[illegible] [illegible]d.)

Im alten, schönen Weimar, in dem das geistige Leben neuerdings überraschend frisch zu pulsieren scheint, fand Ende April die Generalversammlung der überaus rührigen Deutschen Shakespeare-Gesellschaft statt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Shakespeare-Denkmal enthüllt, das auf eine Anregung des verstorbenen Herrn von Oechelhäuser hin aus Beiträgen errichtet worden ist, die aus allen deutschen Gauen zusammenliefen und wahrlich Zeugnis dafür ablegten, was Shakespeare uns Deutschen wurde und ist. Das Denkmal ist ein Werk von Prof. Otto Lessing in Berlin und ragt jedenfalls sehr erfreulich über die letzten Schöpfungen des Künstlers, den schlimmen Roland- und den noch böseren Herkulesbrunnen auf dem Berliner Lützowplatz, hervor. Dieser Shakespeare erscheint uns freilich nicht so sehr als der Dichter des Hamlet, nicht als tiefsinniger Denker und auch nicht als Dramatiker von gewaltiger Wucht und Kraft, sondern mehr als fröhlicher

wie ihm wolle: Wereschtschagin war unzweifelig ein großer Kenner, der auf die russische Kunst nachhaltig eingewirkt hat, und wer einst die Kulturgeschichte des Rußlands des XIX. Jahrhunderts schreiben wird, wird an der Gestalt und dem Lebenswerk Wereschtschagins unbedingt nicht achtlos vorbeigehen können.



Inneres des Bielefelder Stadttheaters. Von Bernhard Sehring.
(Aufnahme von Gust. Hacun-Wilms, Hofphotograph in Bielefeld.)



Toilette. Von Ch. Rohlfs in Buffalo.

Lustspielpoet. Aber die Statue atmet doch frisches Leben und zeigt den sicheren Griff wirklichen Könnens. Auch wer sich Shakespeare anders dachte, wird nicht umhin können, zuzugestehen: Ich könnte ihn mir so auch vorstellen! Einen prächtigen Platz hat das Denkmal übrigens gefunden im historischen Parke, unfern dem Gartenhause Goethes! —

Die erfreuliche Entwicklung unseres deutschen Städteweiens kommt auch darin zum Ausdruck, daß selbst in kleineren und mittleren Städten für die Pflege künstlerischer Bestrebungen heute ungleich mehr geschieht als vor wenigen Jahrzehnten. Auch das Theater zieht daraus Nutzen. Wo ehedem eine Wandertruppe ihre kurzen „Saisons“



Spind. Von Ch. Rohlfs in Buffalo.

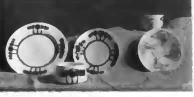
abhielt, entsteht eine ständige, sicher fundierte Bühne: wo noch vor kurzem irgendein mühsam hergerichteter Saal als Theater dienen mußte, bauen jetzt Stadtverwaltung und kunstliebende Bürger der Schauspielkunst ein stattliches eigenes Haus. So wurde jüngst in dem kräftig aufstrebenden Bielefeld ein neues Stadttheater festlich eröffnet, das in mancher Beziehung vorbildlich für derartige Anlagen in Mittelstädten sein kann. Mit einem Aufwande von nur 500000 Mark (ausschließlich Grundstück und Bühnenfundus) hat Bernhard Sehring, der bekannte Erbauer des „Theaters des Westens“ in Charlottenburg-Berlin, hier ein Haus von 1100 Plätzen geschaffen, das sich in seiner architektonischen Anlage und in seinem Schmuck, vor allem aber in der durch-



Truhenschrank. Von Ch. Rohlfs in Buffalo.

dachten inneren Anlage ohne Bedenken neben manches ungleich teuerere, viel prunkvollere Großstadttheater stellen darf. Mit dem neuen Rathaus der Stadt durch einen unmittelbaren Übergang verbunden, der die gemeinsame Benutzung der Repräsentationsräume beider Gebäude sichert, ist der Hauptbau, das Zuschauerhaus mit dem schönen Foyer, in den Formen des XVIII. Jahrhunderts, mit mancherlei Renaissance-Anklängen, gehalten, während das Bühnenhaus sich gleich einer wuchtigen Gralsburg dahinter aufbaut. Für die Decke des Zuschauerraums, dessen Rahmen in freier Umformung klassizistische Motive zeigt, hat Baumeister Sehring die wirkungsvolle Anordnung des gesamten Himmelszeltes gewählt, mit der er schon einmal bei dem Umbau des Berliner Wintergartens überraschte. Aber die





Kaffeeservice mit Tassen. Entworfen und ausgeführt von Elena Ritter-Dresden, Strehlenerstr. 73.

Hauptsache bleibt: die Akustik ist vortrefflich, von jedem der 1100 Plätze sieht und hört man gut, und die Bühneneinrichtung gewährt selbst für das größte szenische Aufgebot breitesten Raum. —

So mancher unserer Leser wird zur Ausstellung nach St. Louis gehen, auch wir werden selbstverständlich Gelegenheit nehmen, über sie zu berichten. Schon heut möchten wir aber die Aufmerksamkeit auf das junge amerikanische Kunstgewerbe lenken, das ernsteres Studium verdient, namentlich in all den Richtungen, in denen es nicht nur auf Schmuck- und Prunkdarbietungen hinzielt, sondern auf praktischen Gebrauch. Etwas allzu prunkhaft ist die Ornamentik der Möbel von Ch. Rohlfs in Buffalo, von denen wir in dieser Rundschau drei Abbildungen geben, freilich auch. Aber dafür sind die Stücke geradezu wundervoll konstruiert — man sieht ihnen ihre Zweckdienlichkeit geradezu schon im Bilde an. —

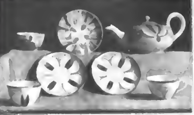


Teeservice.
Entworfen und ausgeführt von Elena Ritter-Dresden.

Einige hübsche keramische Arbeiten zweier Dresdener Künstlerinnen schließen wir an; besonders die Kaffee- und Teeservice sind sehr nett und eigenartig im Dekor. — Werke eines der größten Keramiker unserer Zeit, wenn ihm gegenüber, Léon V. Solon, die Bezeichnung als Keramiker überhaupt noch zutrifft, geben die nächsten Abbildungen wieder. Vor Jahren brachten wir in diesen Heften einen ausführlichen Artikel über M. L. Solon (Jahrgang 1896/97, I), den Vater des Künstlers, dessen Pâte-sur-Pâte-Arbeiten zum Schönsten gehören, was die Keramik je hervorbrachte. Der Sohn scheint den Vater noch zu überflügeln. Seine Emailleplaketten sind einzig in ihrer Art, technisch von höchster Vollendung, zugleich aber Werke eines ebenso phantasievollen, gestaltungsreichen, wie feinsinnigen Malers. In wenigen Jahren hat er sich eine vielbeneidete Stellung unter den jüngeren Künstlern Großbritanniens errungen, und fast jede große englische Kunstzeitschrift, „Studio" voran, widmete ihm besondere Artikel. Mit fast spielender Leichtigkeit scheint er all die unendlichen Schwierigkeiten seiner Technik zu überwinden, und immer neue Raffinements weiß er



Vase mit Orangen in gelb und grün.
Von Maria Pilz-Dresden





Oben links Teekanne nebst Tasse mit Rhododendron-Motiv in graugrün und violett; unten zwei Tassen in rot und schwarz. Rechts: Teeservice mit roten Rosen.
Von Maria Pilz-Dresden, Wienerstr. 28.

seiner Kunst abzugewinnen in Farbeneffekten, durchscheinenden Lichtern und wunderbaren Glasuren. Seine „schwarze Katze", die wir auf unserem Einschaltbild (zw. S. 472 u. S. 473) wiedergeben, gilt als eines seiner größten Meisterwerke; nächstdem erregte „Ave Maria Stella" (S. 480) das allgemeine Aufsehen. Leider bekommen wir selten Arbeiten des Künstlers auf dem Kontinent zu sehen, da sie meist sofort in englischen Privatbesitz übergehen. —



„Le Mendiant."
Emailplakette von Léon V. Solon.

* * *

Das Heft eröffnet als Titelbild die farbige Reproduktion einer Ölstudie „Abendglühen im Tannenhain" von Prof. Otto Strützel-München, und andere farbige und eintonige Reproduktionen nach Arbeiten desselben Künstlers schließen sich an. Wir vermitteln damit unseren Lesern die Bekanntschaft eines unserer trefflichsten Landschafter, der längst in die erste Reihe der deutschen Künstlerschaft gerückt ist. Prof. Otto Strützel ist am 2. September 1855 zu Dessau geboren; er hatte das seltene Glück, schon auf der Schule einen tüchtigen Zeichenunterricht zu finden, denn sein erster Lehrer, Aug. Becker, war ein Schüler des trefflichen Düsseldorfers Schirmer, dessen langdauernder Nachwirkung man so häufig begegnet, wenn man unter den deutschen Landschaftern Umschau hält. Strützel studierte dann in Leipzig und Düsseldorf, bereiste Frankreich, Belgien, illustrierte fleißig und sandte 1882 sein erstes größeres Gemälde „Sommerweiher" auf die Münchener Internationale Ausstellung, wo das Bild — nach einem Dessauer Motiv — ungemein gefiel. Seitdem lebt der Künstler, wenn er auch viel im Hessenlande, am Rhein und auch im hohen Norden malte, meist in Isarathen, im anregenden Verkehr mit den dortigen Kollegen, unter denen es ihm Meister Zügel, der große Tiermaler, besonders antat. Es entstanden u. a. „In den Isarauen", das in München die kleine goldene Medaille erhielt und für die Pinakothek er-



Die Töchter des Pindarus. Emailplakette von Léon V. Solon.



„Ave Maria Stella.“
Emailplakette von Léon V. Solon.

Das Bad der Nymphen.
Emailplakette von Léon V. Solon.

worben wurde, „Benediktenwand“, jetzt im Besitz des Kaisers von Österreich, „Sommerabend“ und „Abendstimmung“, beide im Besitz des Prinzregenten Luitpold, „Hochmoor“, mit der großen österreichischen goldenen Medaille ausgezeichnet. Unsere Abbildungen charakterisieren Prof. Strützels Schaffen vortrefflich: Er ist der echte deutsche Landschafter; der Wald, die Ebene sind sein Element; ihnen versteht er immer neue Stimmungen abzulauschen, gleichviel ob er sie von der Mittagssonne überströmt oder in heimeliger Frühdämmerung malt. Aber auch als Tiermaler leistet er Vortreffliches, wie er denn auch in seinen größeren Bildern der Staffage fast stets eine besondere Note zu geben weiß; der Einfluß Meister Zügels auf ihn ist in dieser Richtung wohl nicht zu verkennen. — Landschaftlichen Charakter tragen noch zwei weitere unserer Einschaltbilder: einmal der „Blick vom Dresdener Schloßplatz“ (zw. Seite 408 und Seite 409) des immer interessanten Gotthard Kuehl, der diesmal einem scheinbar so unmalerischen Vorwurf wie einem Holz- und Bauplatz, den er scharf in den Vordergrund rückte, ganz eigene Reize abzugewinnen wußte, grad im Gegensatz zu dem Hintergrunde mit der feinen Silhouette. Das zweite Bild mit Landschaftscharakter ist eine Liebhaberaufnahme von Otto Zarn-Berlin: „Der Hintersee bei Ramsau“, ein mit allem Raffinement moderner Lichtbildertechnik aufgefangenes Stück wunderbar schöner Alpennatur (zw. Seite 432 u. Seite 433). — Von Prof. A. Kampf-Berlin bringen wir eine sehr feine Temperastudie, „Mutter und Kind“ (Seite 450); von Prof. Leo Samberger-München wie der eine seiner famosen, flotten Künstler-Porträtzeichnungen — diesmal den unseren Lesern wohlbekannten Albert von Keller (zwischen Seite 416 und Seite 417): wir wissen sehr wohl, daß die eigenartige Kunst Sambergers, die so unerbittlich ist und jedes Kokettieren, jedes Schöntun verschmäht, nicht nach jedermanns Geschmack ist — in der Auffassung und der Wiedergabe der Individualitäten reichen aber doch nur wenige deutsche Porträtisten an ihn heran. München ist in unserem Heft ferner mit einem allerliebsten Kinderbildnis von L. v. Zumbusch vertreten (zw. Seite 464 und Seite 465), Berlin mit einer prächtigen Bronze von Albert Hußmann, einem kräftig modellierten, naturwüchsigen Reiter auf starkbewegtem Pferde (zwischen Seite 448 u. Seite 449). — Während wir diese Zeilen abschließen, rüsten sich allerorten in deutschen Landen die Kunstausstellungen für die bevorstehenden Eröffnungen ihrer Säle. Schärfer als in den letzten Jahren sind schon in der winterlichen Ruhepause die Gegensätze in unserer Kunstwelt aufeinandergestoßen, schärfer als in den letzten Jahren werden sich wahrscheinlich — leider — jetzt die Grenzen zwischen den verschiedenen Richtungen ziehen. Und das Resultat . .?

H. v. S.



Prof. Otto Strützel-München.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.





Bildnisstudie. Von Prof. Dr. Franz v. Lenbach †.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 11, Juli 1904.

Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Niemals hatte William sie so geliebt, wie jetzt. Niemals in seinem ganzen Leben eine Leidenschaft von ähnlicher Stärke empfunden. Und er war auch überzeugt, daß Gunhild im Grunde genommen nur nochmals erobert sein wollte.

Sie liebte ihn ja doch noch. Sie hatte ihm ja kein hartes Wort gesagt, weder eines des Zorns, noch eines der Verachtung. Und er wußte, wie schnöde ein liebloses Frauenherz sein kann, wenn es von der Armut des begehrten Mannes erfährt. Ja, das wußte er... So war Gunhild nicht. Sie war traurig, daß er arm sei, es kränkte ihre Eitelkeit, sie hatte auch einige überspannte Ideen hinsichtlich der kleinen Notlüge. Aber sie liebte ihn noch! Sie wollte nur nochmals erobert sein. Gewiß...

Und das stachelte ihn an. Er wollte, er mußte als Sieger triumphieren.

Er kannte aber nur eine Kampfesart. Mit seiner Schönheit, deren Macht er sich wohl bewußt war, mit seinem Feuer, das er als unwiderstehlich oft genug erprobt hatte, wollte er auch sein Weib zum zweitenmal bezaubern.

Dies junge Weib aber suchte, mit unsicher tappenden Schritten zwar, doch mit heiligem Willen nach einer ganz anders gearteten Gemeinschaft mit ihrem Gatten.

Er hatte keine Ahnung davon, daß er sie so immer wieder zurückstieß, wenn sie eben sich einbildete, die ersten Erfolge zu sehen.

Und ihr Weg war doch noch steiler und steiniger, als sie selbst in jener schweren Nacht voll von Kümmernissen sich ausgemalt.

Denn es kam ihr vor, als schreite noch eine verborgene Sorge neben ihr — einer vermummten Gestalt gleich, die im Schatten schlich, aber immer Schritt hielt — unaufhörlich, geräuschlos, in zäher Anhänglichkeit.

Gleich am Vormittag nach jener Nacht war Gunhild zu Laura Staphorst gegangen.

Als die Frau sah, wie übermacht und leidvoll ihre junge Nichte anzuschauen war, regte sich wieder ihre Gutmütigkeit. In den Aufwallungen derselben bereute sie ihre sonstigen Gehässigkeiten nicht eigentlich, vielmehr kam es ihr dann so vor, als habe sie solche gar nicht beabsichtigt.

Sie versprach Gunhild bei „allem was ihr heilig sei“, daß sie ihrer Schwägerin, Gunhilds Mutter, nie die Geldgeschichte verraten werde. Die junge Frau wußte nicht, was Tante Laura denn eigentlich „heilig“ war; aber was half es, sie mußte sich mit dem Schwur bei der landläufigen Phrase begnügen. Sie glaubte auch, daß Tante Laura ihn halten würde, bis — sie wieder

einmal sich gereizt fühlte. Und durch Gunhilds Mutter fühlte Tante Laura sich eigentlich beständig gereizt.

Es war am Nachmittag dieses selben Tages, daß Gunhild von Fräulein Wittmer, die zur Stadt kam, erfuhr, die Mama wolle für acht Tage nach Wiesbaden, um mit ihrer Bekannten, der Doktorin Ludwig, eine Erholungszeit sich zu gönnen.

Wie ein Geschenk kam es Gunhild vor, daß sie acht Tage lang dem forschenden Auge ihrer Mutter nicht zu begegnen brauche. Welche Zeit sich zu sammeln, in die neue Lebenslage sich gefaßter hineinzufinden!

Sie fuhr noch gleich mit Fräulein Wittmer hinaus.

Diese treue Seele machte ihre Beobachtungen und fand Gunhild heute erschrecklich blaß, aufgeregt und weinerlich. Aber Fräulein Wittmer behielt ihre Beobachtungen fast immer für sich. Sie wußte: wer bei fremden Leuten in Lohn und Brot steht, kommt am weitesten mit Schweigen. Damit verletzt man nie und richtet nie Unheil an. Und außerdem war sie diskret von Natur.

Auch Justine fand Gunhild aufgeregt. Ihren Reisevorsatz lobte die Tochter über alle Maßen, als handle es sich um ein Ereignis von weittragender Wichtigkeit. Zehnmal fragte sie nach der Reiseroute und dem Hotel und sprach viel Nettes über die Doktorin Ludwig, deren sie sich noch so genau von Trafoi her entsinne, denn sie war ja damals mitgewesen. Beim Abschied brach sie sogar in Tränen aus.

Da nun auch Justine kein freies Gefühl ihrer Tochter gegenüber gehabt, wußte sie nicht deutlich, ob zu der aufgeregten Stimmung während des kurzen Beisammenseins sie selbst oder Gunhild am meisten beigetragen hatte.

Sie fragte Fräulein Wittmer um ein offenes Urteil. Aber ganz abgesehen davon, daß diese immer gleich von den Erregungen geliebter Menschen in fassungsloseste Mitleidenschaft gezogen wurde und also kein rechtes Urteil mehr hatte, würde sie sich auch nicht erlaubt haben, eins auszusprechen. Sie meinte nur, Gunhild sei lieb und schön wie immer gewesen, und man habe wieder einmal spüren können, wie tief sie doch mit ihrem ganzen Wesen zärtlich an der Mutter hänge. Und dabei wischte Fräulein Wittmer sich die Tränen aus den Augen.

Diese kurze Begegnung mit der Mutter war für Gunhild zur großen Wohltat geworden.

Ihr schien, als habe sie mit den stürmischen Küssen und den Tränen ihr schon viel abgebeten — ihr alles abzubitten, dazu reichte ja ihr Leben nicht — — Und die Mutter war ihr so gealtert vorgekommen! Für wen hatte sie denn so rasch ihre Jugend und ihre Kraft verbraucht?! Für ihrer Kinder Gedeihen und Zukunft! Daran erhob sich Gunhild. Das große Beispiel tat ihr gut! Gewiß, es mochte nicht immer leicht für die Mutter gewesen sein. Gunhild begriff es erst jetzt ganz. Wer im wirtschaftlichen Leben steht, wer um seinen Erwerb kämpft, muß sich oft und oft seinen Stolz beugen lassen, ehe er zu den ersten Stufen der Unabhängigkeit gelangt. Wie mochte die Mutter mit ihrem Herrscherwesen, das ihr angeboren war, da schwer gelitten haben.

Gunhild wußte ja: ihr eigner Kampf mußte mit anderen Waffen geführt werden und ging um andere Werte. Vielleicht machte ihn das noch mühseliger.

Aber er stand unter einer besonderen Gnade: er konnte, er mußte heimlich geführt werden. Seine Not verbarg sich vor jedem Auge. —

Am dritten Tage nach diesem Abschied von der Mutter stand Gunhild am Fenster ihres Wohnzimmers. Auf dem Brett blühten in einem langen, schmalen Majolikagefäß allerlei Blumen, Farne und Zwergpalmen, die kein rechtes Leben hatten, weil ihrer zu viele von dem bißchen Erde Nahrung haben wollten. Gunhild pflückte die welken Blättchen und Blüten heraus.

Draußen war schönes Oktoberwetter und bei ungetrübtem Sonnenschein eine unzeitgemäße Wärme. Gunhild sah, wie drüben in den Anlagen Spaziergänger mit fröhlichen Mienen das Geschenk dieses milden Tages genossen und dachte, daß ihre Mutter sich hoffentlich recht erholen würde, wenn sie in Wiesbaden auch so schönes Wetter habe.

Da sah sie das Justizrat Langersche Ehepaar auf dem Bürgersteig draußen vor dem Gartengitter vorbeikommen. Ihre kurzbeinigen, breiten Gestalten paßten im Zuschnitt sehr gut zusammen. Der Mann ging immer energisch und bedeutend einen Schritt

voraus, und die Haarmenge des rotblonden Bartes wallte imposant auf die Brust. Die Frau, den vorgestreckten Arm unter den ihres Mannes geschoben, so daß es aussah, als ziehe er sie nach sich, konnte nur schlecht Schritt halten und litt sehr von ihrer Kurzatmigkeit.

Sie fielen stets jedermann auf, wenn sie einmal als Paar auf der Straße erschienen. Und es geschah nur bei den allerwichtigsten Anlässen.

Gunhild war deshalb nicht wenig erstaunt, beide in ihren Vorgarten treten und auf den Hauseingang zuschreiten zu sehen.

Sie eilte ihnen denn auch entgegen und fragte gleich, was ihr das ungewöhnliche Vergnügen verschaffe.

Der Justizrat schwieg ernst. Die Justizrätin seufzte bedeutungsvoll. Sie unterstrichen es beide durch ihr ganzes Wesen, daß sie in wichtiger und nicht erfreulicher Angelegenheit kamen.

Steif nahmen sie auf dem winzigen Sofa und dem zierlichen Stühlchen vor der Palmengruppe in der einen Zimmerecke Platz, und die Justizrätin fühlte sich noch bedrückter, weil sie nicht hinter einem soliden Sofatisch sitzen durfte.

Sie schienen ersichtlich eine Frage zu erwarten. Man sah: es war ihnen zu schwer, das Gespräch zu beginnen.

„Ist Mama etwas zugestoßen?“ fragte Gunhild gleich zitternd.

„Nein, Gottlob nicht“, sagte der Justizrat. „Aber Theo hat geschrieben.“

Da brach die Justizrätin in Tränen aus.

„Wer weiß, ob ihm nicht zur Stunde schon das Gleiche passiert ist. Es kann ihm jeden Tag passieren. Es ist ein zu gefährlicher Beruf.“

„Was ist Wynrich geschehen?“ fragte Gunhild beinahe hart.

Es stak ihr so im Blut. Sie mochte lieber einem Unglück gleich fest ins Gesicht sehen, als sein verhülltes Heranschleichen abzuwarten.

„Wynrich, mein liebes Kind, Wynrich, wenn Sie es denn so geradeaus wissen wollen ... hat sich bei einer Tat des höchsten Edelmutes ... das heißt, eigentlich doch wohl in seiner Dienstpflicht ... er setzte sein Leben aufs Spiel, um einen Mann zu retten und da ...“

„Da ist er selbst verunglückt!“ rief die Justizrätin weinend.

„Tot?!“ fragte die junge Frau, „tot..?“

„O Gott, nein — gottlob nein“, beeilte sich der Mann zu versichern, denn sie war ja leichenblaß geworden. Aber konnte seine Frau wohl anders? Immer fing sie es ungeschickt an, warf alles gleich plump den Leuten so hin — dann mochten sie den Schreck hinunterwürgen. Er sah mit seinen hellen Augen, die hinter den Brillengläsern mißbilligend blickten, scharf seine Frau an. Sie ängstigte sich auch schon.

„Theo schrieb uns und bat uns Tante Justine vorzubereiten, von deren Abreise nach Wiesbaden er wohl noch keine Kenntnis hatte. Ich beschloß nun — meine Frau und ich beschlossen nun, Ihnen den leider sehr ernsten Bericht zu bringen und es Ihnen zu überlassen, Ihre liebe Mutter zu benachrichtigen. Vielleicht entschließen Sie sich hinzureisen.“

„Kann ich Theos Brief lesen?“ bat Gunhild.

„Selbstredend. Meine Frau hat ihn mitgebracht.“

Die Justizrätin suchte in ihrer Tasche. Schon ruhten die Blicke ihres Mannes streng auf ihr. Ach, er hatte recht, böse zu sein. Es war ja auch schrecklich, aber sie hatte den Brief zu Hause vergessen. Das war gekommen, weil sie, schon im Anzuge, noch auf ihren Mann warten mußte; da las sie den Brief nochmals, bis sie plötzlich seine Stimme ungeduldig hörte: „Wo bleibst Du denn, ich habe keine Zeit zu warten.“ Und da war sie nur so geflogen. Ja, so war es gekommen. Der Brief lag auf ihrer Kommode in ihrem Schlafzimmer; sie wollte ihn nachher sofort schicken.

„Der Tatbestand ist dieser,“ sagte der Justizrat, der nun wieder einsah, daß er seiner Frau nichts überlassen dürfe, nicht einmal das Wort, „von dem U-Boot, auf welches, wie Sie wissen, Wynrich jetzt kommandiert ist, kam ein Mann über Bord. Man war weit draußen auf der Föhrde und im Begriff zurückzukehren, weil sich die geplanten Übungen bei dem Sturm — es war Windstärke 7 ...“

„6,“ verbesserte die Justizrätin.

„7,“ wiederholte er mit wuchtiger Betonung, „nicht ausführen ließen. Wir kennen ja alle die fabelhafte Genauigkeit und Rasch-

heit der Manöver, die bei solchem Unglücksfall zur Ausführung kommen: Mann über Bord — Boje über Bord — das Dingy klar . . ."

„Kutter klar," verbesserte die Justizrätin.

Er sah sie ungeduldig an und betonte sehr stark: „Das Dingy klar — das ist eins. Und der Mann, der mit den sich schäumend überschlagenden Wogen nicht kämpfen konnte, sondern sich von ihnen tragen ließ, ergriff auch wirklich eine der Leinen, dicht oberhalb des Rettungsballes. Da schien es, als bekäme er einen Krampf. Man sah ihn sinken. Ohne sich zu besinnen, sprang unser tapferer Wynrich, der ein glänzender Schwimmer ist . . ."

„Theo kann eine halbe Stunde mit Stiefeln und im vollen Anzug schwimmen," schaltete die Justizrätin ein und erhielt den dritten Mahn- und Herrscherblick in diesen Minuten.

Gunhild aber atmete auf. Sie hielt es für unmöglich, daß Wynrich etwas wirklich Ernstes zugestoßen sei. Das trägt man anders vor . . .

„Wynrich sprang nach?" fragte sie.

„Ohne sich zu besinnen," fuhr der Justizrat fort. „Mit wenigen kraftvollen Stößen erreichte er die Stelle, wo die Rettungsboje schwamm. Von dem Mann sah man nichts. Wynrich tauchte. Von Bord aus spähte man atemlos hinüber. Das Dingy war klar, schon taten die Dingygäste die ersten Ruderschläge. Das kleine schwarze Nußschälchen kam nur schwer vorwärts. Da sah man Wynrich und sah etwas Furchtbares. Er kämpfte jenen schrecklichen, wahnwitzigen Kampf mit dem Mann, den Ertrinkende zuweilen gegen ihre Retter beginnen, indem sie sich bleiern an sie klammern, ihre Schwimmbewegungen zu hindern trachten. Man sah, daß Wynrich dem Manne einen Faustschlag auf den Kopf gab. Das einzige Mittel, sein eigenes und des anderen Leben zu retten. Gerade kam das Dingy an die Stelle. Mit der Linken hielt Wynrich den nun Betäubten umklammert, die Rechte streckte er den Dingygästen entgegen. Man beobachtete von Bord aus, wie der Mann geborgen ward. Aber im Moment, wo auch Wynrich sich an Bord ziehen lassen wollte, kam eine furchtbare Woge und riß ihn fort. Er hatte instinktiv die Rettungsleine umklammert und kam sofort wieder hoch. Aber indem er und das Boot aufeinander zustrebten, warf ihn die Gewalt des Wassers hart mit dem Kopf, mit dem ganzen Oberkörper gegen die Rippen des Nußschälchens. Seine Kraft mochte ohnehin durch den Kampf mit dem Manne zu sehr erschöpft gewesen sein. Es gelang den Leuten, auch ihn zu bergen, aber sie brachten zwei Bewußtlose an Bord."

Gunhild hatte keinen Schrecken mehr erwartet. Dies klang aber doch sehr, sehr ernst. Sie konnte kaum die Frage hervorbringen: „Und jetzt . . ."

„Er hat einen Armbruch davongetragen und eine Kontusion am Kopf. Es ist Gottlob keine Lebensgefahr vorhanden. In zwei, drei Wochen kann das Allgemeinbefinden wieder gut sein, der komplizierte Armbruch freilich wird länger zur Heilung brauchen, und ein Vierteljahr kann gut und gern darüber hingehen, bis unser Wynrich wieder dienstfähig wird."

„Der arme, arme liebe Junge," sagte Gunhild leise.

Und die Justizrätin weinte, weil sie sicher war, daß die nächste Post ihr ein ähnliches Unglück von Theo melden würde, der zwar zurzeit gar kein Bordkommando hatte . . . aber man konnte doch nie wissen.

„Mama wird gleich nach Kiel reisen wollen," sagte Gunhild.

„Uns schien am besten, Sie führen zur Mama und gingen dann mit ihr nach Kiel."

„Ich — nein — ich nicht . . ."

Gunhild wurde rot. Jetzt allein mit der Mutter sein? In gleichen Sorgen und Kümmernissen mit ihr leiden und dabei mit ihr zusammen sein? Gunhild fühlte, daß ihr Herz dann nicht fest und nicht verschlossen bleiben würde, so wie es doch bleiben mußte . . . daß sie sich hinreißen lassen könne, sich der Mutter zu offenbaren.

„Ich will gleich zu Fräulein Wittmer hinausfahren," sagte Gunhild.

„Hast Du gemerkt?" fragte die Justizrätin ihren Mann eifrig, als sie wieder auf der Straße waren, „nicht eine Träne! Gerade wie die Mutter: mehr Verstand als Herz."

„Lieber zu wenig als zu viel Tränen," bemerkte er anzüglich und zog seine Frau, die, um einen halben Schritt zurück, neben ihm her keuchte, ihren Arm in dem seinen, schwer mit sich fort.

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Ernst Liebermann-München.

Gunhild telephonierte sofort nach dem Wagen. Dreiviertel Stunde später fuhr sie an dem Gittertor von Attlisberg vor.

Fräulein Wittmer, die in Abwesenheit ihrer Herrin eine große Reinemacherei veranstaltete, stand gerade auf dem Platz zwischen dem Hause und der Mündung der Platanenallee. Sie ließ da bei dem herrlichen Wetter alle Chaiselonguekissen und alle Tischteppiche aus dem ganzen Hause klopfen und kam von einem Erstaunen ins andere, wie schlecht manches schon so im hellen Tageslicht aussah.

Da sah sie Gunhild kommen.

„Kind, was ist denn nun schon wieder?" rief sie gleich, ohne sich über dies „schon wieder" und seine scheinbare Grundlosigkeit Rechenschaft abzulegen.

Gunhild erzählte, und Fräulein Wittmer war vor Aufregung und Sorgen außer sich. Daß Wynrich, ihr Junge, krank sein könne, vernünftig verpflegt werde, zu seinem Recht käme, ohne daß sie an seinem Bette saß, ging gar nicht in ihre Vorstellungen hinein.

Und dann die Mutter! Daran wagte man ja kaum zu denken. Keine Lebensgefahr sollte das sein? Wer konnte das so ohne weiteres behaupten? Vielleicht hatte Theo es auch nur so geschrieben, um zu schonen. Und dann überhaupt die Langers. Wenn es ihr Theo gewesen wäre, würden sie es schon in der ganzen Stadt herumposaunt haben, daß er in schrecklichster Lebensgefahr sei, weil er drei bis zehn Matrosen vom Tode mit eigener Gefahr errettet! Die Erbitterung gegen Langers gab Fräulein Wittmer einigen Trost. Aber dann fielen ihr wieder Fälle ein, wo eine Kontusion am Kopfe noch ein Gehirnleiden zur Folge hatte, nachdem der Verletzte schon genesen geschienen. Und Frau Staphorst kannte einen solchen Fall; er hatte sich in der Fabrik ereignet; sie sorgte für den Menschen und die Seinen; sie würde sofort daran denken, ja, das würde sie.

Und nun, wo sie allein war! Und das Unglück aus einem Briefe erfuhr!

„Sie ist so stark, alle Leute sagen es und bewundern es," meinte Fräulein Wittmer weinend, „aber ich weiß es besser:

wenn es was ist, was Euch angeht, ist sie schwach. Ganz fassungslos ist sie da. In tausend Ängsten gleich verzehrt. Gott — als Du mal Scharlach hattest!“

„Das ist es eben,“ sagte Gunhild, „und darüber wollt' ich mit Dir reden. Wir wollen es der Doktorin Ludwig schreiben. Mama hat oft ihren feinen Herzenstakt gerühmt, damals, als wir zusammen in Trafoi waren, ich weiß es noch genau. Die wird es ihr schon zart beibringen und sie trösten. Ich hätte es gleich getan, aber ich wollte Dich doch erst fragen. Schließlich weißt Du ja am allerbesten mit Mama Bescheid.“

„Die Doktorin Ludwig ist gar nicht bei Mama, die ist in Rom,“ platzte Fräulein Wittmer heraus.

Dann erschrak sie fürchterlich.

„Ich sollte es ja nicht sagen — ich sollte es ja nicht sagen — Petersen band es mir noch auf die Seele. Laß Dir nur der Mama gegenüber nichts davon merken,“ klagte sie.

„Das versteh' ich nicht ...“

„Ich auch nicht,“ gestand Fräulein Wittmer, „aber Petersen brachte eine Karte aus Rom von der Ludwig an die Mama und da sahen wir es ...“

Gunhild schwieg lange. Fräulein Wittmer verwandte keinen Blick von ihr.

Sie saßen im Sonnenschein auf der Bank vor dem Hause und neben ihnen auf dem Erdboden lag das farbenbunte Durcheinander der Decken und Kissen mit dem hingeworfenen Rohrklopfer oben darauf.

Die junge Frau sah mit bohrenden, vertieften Blicken immer in das Gewühl der Decken und Kissen hinein.

„Willst Du nicht hinreisen?“ fragte Fräulein Wittmer leise.

Da schrak Gunhild auf.

„Nein, wir wollen schreiben.“

Noch lange sprachen sie über Wynrichs Unglück hin und her. Aber zwischen ihnen war doch eine starke Verlegenheit. Sie fühlten beide, daß es natürlich gewesen wäre, wenn sie sich über diese merkwürdige Geschichte mit der Doktorin Ludwig, die in Wiesbaden sein sollte und in Rom war, unbefangen unterhalten hätten. Es war ihnen aber unmöglich.

Gunhild ging dann noch in die Fabrik hinüber und ließ ihren Mann aus dem Kontor holen, um ihm von Wynrichs Unfall zu berichten.

Er zeigte eine so echte Teilnahme und war so aufrichtig bekümmert, daß es Gunhilds Herz erquickt haben würde, wenn sie nicht wie gelähmt von dem Gedanken gewesen wäre: die Mutter hat eine Heimlichkeit vor mir — sie hatte eine Lüge nötig, um ihre Reise zu erklären ...

Es fiel ihr gar nicht ein, daß es keineswegs die Verpflichtung einer Mutter sein kann, ihren Kindern von allen ihren Schritten Rechenschaft abzulegen.

Das noch nie Dagewesene, daß ihre Mutter ihr irgend etwas verbarg, beunruhigte sie tief.

Denn sie wußte es ja: sie selbst verbarg jetzt ihrerseits auch der Mutter etwas. Warum? Um der Geliebten Leid zu ersparen. Keinen, gar keinen andern Grund konnte sich Gunhild auch für die Handlungsweise der Mutter vorstellen.

Und da alle ihre Gedanken sich fort und fort auf ihre eigne Ehe, auf ihr eignes Schicksal richteten, schien es ihr ausgemacht, daß der heimliche Zweck, der ihre Mutter zu einer Lüge veranlaßte, damit in Zusammenhang stehe ...

Von diesem Augenblick an war es, als schleiche, noch vermummt und mit unhörbaren Schritten, einem gespenstischen Schatten gleich, eine neue Sorge neben ihr her.

X.

Nun begann eine seltsame Zeit. Kein lautes Ereignis störte ihren ruhigen Gang. Sie hatte das Ansehen eines Idylls. Aber ihr ganzer Inhalt war unerträgliche Spannung.

Justine war von Wiesbaden gleich nach Kiel gereist und schrieb von dort, daß sie in Wynrichs Nähe bleiben werde, bis er reisefähig sei und mit ihr in die Heimat gehen könne. Die Heilung des Armes, die Wiederherstellung seiner Sehnen- und Muskeltätigkeit sollte dann in Attlisberg sich vollziehen. Es gab in Gronenhagen ausgezeichnete Masseure, Bäder konnte Wynrich im Hause nehmen. Und er selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, die Rekonvaleszentenzeit nicht in einem Badeort, sondern bei der Mutter zu verleben.

Als Gunhild ihres Bruders Unfall an

Käthe Henning erzählte, fiel ihr diese weinend um den Hals.

Das kam einem Geständnis gleich. Auch wenn Käthe nicht dazu gestammelt hätte: „Und wenn er ein Krüppel würde — bleibt er nicht der herrlichste von allen Menschen?"

Gunhild erschrak. Welche Kümmernisse standen Käthe bevor, wenn Wynrich ihre Neigung nicht erwiderte, was Gunhild eigentlich für kaum denkbar hielt. Oder doch? Ihr fiel ein, daß Tante Laura sich in ihrer plumpen Art darüber ausgelassen hatte, wie Wynrich auf der Hochzeit sich viel zu viel mit Käthe abgegeben habe und daß das dem Pastor Henning wohl sein in den Kram passen würde.

Wenn Wynrich die Neigung Käthes erwiderte — was würde die Mutter dazu sagen? Sie würde sehr, sehr enttäuscht sein.

Ganz naiv, ihrer eigenen eigenwilligen Heirat gar nicht gedenkend, kritisierte sie bei sich die Möglichkeit dieser Verbindung. Alles, was sie sich selbst zugestanden hatte, war sie geneigt, Wynrich und Käthe zu verwehren, weil es die Mutter nicht freuen würde. Käthe war ein seelengutes Kind. Gewiß. Lernbegierig, herzensrein, bescheiden, niedlich. Aber unbedeutend. Und ihr eigener Vater neckte sie oft: „Käthe, es ist gut, daß Du solch famoses Gedächtnis hast, dann kannst Du doch Deinen Kopf mit den Gedanken anderer Leute füllen."

Konnte er es deutlicher sagen, daß es ihr an eigenen Gedanken, an innerer Selbständigkeit immer fehlen würde?

Die Mama aber, das wußte Gunhild sicher, träumte von irgendeinem vollkommenen Wesen als Gattin für ihren Sohn. Keine würde ihr so leicht gut genug sein für ihn. Und sie selbst und Fräulein Wittmer: was für großartige romantische Ideen hatten sie für Wynrich gehabt!

Und nun sollte er eine so ganz bürgerlich ordentliche Wahl treffen? So erschrecklich nüchtern? Gar kein Zauber des Neuen, Fremden sollte mit seiner Liebe verbunden sein?

Da durchzuckte es Gunhild . . . Und scheu deckte sie rasch alle Gedanken fest zu, die sich vor ihr enthüllen wollten . . .

Als Käthe dann nach einigen Tagen hörte, daß Wynrich kein Krüppel werden würde, und den ausdrücklichen Wunsch geäußert habe, nirgends wo anders seine völlige Heilung abzuwarten als auf Attlisberg, da machte sie ein so verklärtes Gesicht, daß es Gunhild doch rührte. Pastor Henning war dabei, und da er ohnehin schon längst gemerkt hatte, wie es um seine Käthe stand, bewegte ihn der Wunsch, recht deutlich zu zeigen, daß er und seine Tochter sich keine Rechnung auf Wynrich als Bewerber machten. Natürlich fing er es etwas unbeholfen an, denn alle diplomatischen Künste waren ihm fremd. Er sprach wie vom Zaun gebrochen von Käthes Examen und daß sie gleich nach demselben nach England solle.

‚Ach,' dachte Gunhild, ‚was sind es für liebe Menschen. Klar und durchsichtig wie Glas.'

Wie schön das war. Welche unendliche Sicherheiten hatte man, wenn man neben solchen lebte . . .

Und da kam ihr der Mut, eine Frage auszusprechen.

Sie saß mit Käthe zusammen auf dem Sofa, und Käthe streichelte manchmal ihre Hand — was eigentlich Wynrich gelten mochte — der Pastor aber ging auf und ab mit seiner langen Pfeife, daran das Band der Saxonia hing, deren alter Herr er war.

„Herr Pastor," begann sie, „wenn ich erkannte, daß mein Glaube an einen Menschen mich getäuscht hat, was soll ich dann tun?"

Der große blonde Mann stand still und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Dennoch fortfahren, an ihn zu glauben."

„Wie kann ich das?"

„Wer nicht an Menschen glaubt, glaubt auch nicht an Gott."

„Aber wenn ich Lüge sehe?"

„Der Lügner kann wieder ein Wahrhaftiger werden."

„Und wenn ich Leere sehe?"

„Auch das leerste Wesen kann sich mit Werten füllen."

„Und wenn ich Schuld sehe?"

„Sie kann ausgelöscht werden — ausgeglichen. Das Leben, meine Kinder, ist unter Gottes Leitung eine andere Art Schauspiel, als wie die Dramen auf dem Theater. Der tragischen Schuld folgt da Strafe und Tod. Vergessen wir aber nicht: laut Bühnengesetz! Ließe unser Gott dies auch im Leben so zugehen, so würde ja die

Menschheit bald stille stehen. Denn der Schuldigen sind so viele. Die Unbarmherzigkeit, sie alle von der Gnade abzuschneiden, sie fallen zu lassen, ihnen jeden Rückweg zu verbieten, wäre nicht nur furchtbar, sie wäre dumm — also ganz und gar ungöttlich. Ein Schuldiger, der zur Erkenntnis kam, hat so hart an sich arbeiten müssen, daß er, gerade er oft das beste Menschenmaterial gibt und andere in ihrem mühseligen Ringen zu unterstützen vermag. Das ist auch wohl mit dem Wort gemeint, daß mehr Freude sei über einen Reuigen, als über zehn Gerechte. Aber gerade aus diesem Wort sollen wir lernen, nie den Glauben an einen Menschen zu verlieren. Gott gibt keinen auf. Wie dürften wir es!"

Gern hätte Gunhild mehr gefragt. Aber sie fürchtete sich davor, daß der geistliche Freund den Grund ihrer Fragen erraten könnte.

Aber diese wenigen Worte hoben ihren Mut und ihre Hoffnungen.

Ihr ganzes Wesen war erfüllt von dem heißen Wunsch, den Gatten so recht von Herzen lieben zu können. Das Glück wieder zu finden.

Sie wollte seine wahre Gefährtin werden und nicht aufhören, an ihn zu glauben. Es war ihre Pflicht, ihm zu helfen, ihm die rechten Wege zu zeigen.

Aber wie nur? Wie das beginnen?

Er selbst hatte so gar nicht das Wesen eines Menschen, der etwas sucht, der empfindet, daß ihm etwas fehlt. Er machte nicht einmal den Eindruck eines Reuevollen. Aber verstimmt schien er, tief verstimmt und sehr mutlos.

Gunhild wußte wohl, was sie wollte. Aber wie sie ihren reinen und eifrigen Willen richtig ausführen könne, wußte sie nicht. Es kam ihr manchmal fast lächerlich vor, daß sie, die Unreife, erziehen wollte, es zu unternehmen dachte, eine Seele zu bilden.

Dann konnte sie heiße Tränen weinen. Sie fühlte genau, das, was sie wollte, war eine Arbeit für ganz feine, kluge, reife Menschen. Sie fürchtete ungeschickt, plump, zudringlich zu verfahren.

Es war auch gewiß, daß sie fort und fort Fehler beging, vor allen Dingen den empfindlichen, ihr Bestreben zu sehr merken zu lassen.

Aber jeden anderen Mann hätte vielleicht gerade das gerührt. Jeder andere Mann hätte aus ihrem Wesen erraten, was sie eigentlich wollte, gespürt, daß durch ihre Seele der Ruf zitterte: Komm, ich suche Dich! Er aber mißverstand sie völlig und glaubte, daß sie sich immer weiter von ihm entferne.

Er sah, daß sie mit Eifer nach einem Lebensinhalt suchte.

Sie war doch jung, schön, reich, geliebt. Das schien ihm genug; das neideten ihr Tausende.

Häßliche, ungeliebte, arme Frauen suchten nach Surrogaten und fingen an, sich mit Wissen oder Religion über ihre Lebensleere hinwegzutäuschen. Das begriff er.

Aber Gunhild hatte es doch nicht nötig. Sie brauchte nur die Arme nach ihm auszustrecken und alles war wieder wie in der ersten Zeit ihrer Ehe.

Er fühlte wohl: das würde sie nicht tun. Entweder war sie zu kleinlich und trug es ihm nach, daß er arm war, glaubte vielleicht doch tief, tief in ihrem Herzen, daß er nur des Geldes wegen um sie geworben. Oder sie hatte ihn niemals wirklich geliebt. Er erinnerte sich der Tränen, die sie an ihrem Hochzeitstag mit der Mutter zusammen geweint. Diese Tränen hatte er damals nicht verstanden. Er hatte sie auch eine Weile ganz vergessen gehabt. Nun sah er immer diese beiden weinenden Frauen vor sich ...

Eine dumpfe Verzweiflung wuchs in ihm.

Er glaubte die Abwesenheit von Gunhilds Mutter würde alles ändern.

Aber als Justine fort war, erst in Wiesbaden, dann in Kiel, sah er: sein junges Weib blieb ebenso.

Wenn er sie nur hätte hinwegnehmen können aus ihrer Heimat, fort von all diesen vorurteilsvollen Menschen, die sie beeinflußten. Aber diese verwünschten Geldverhältnisse, die machten ihn zum Sklaven. Solange Gunhilds Mutter lebte, war er unfrei ... Er dachte nicht: möchte sie bald sterben. Einen so rohen Gedanken würde er sich verboten haben. Aber er dachte: sie kann sehr alt werden. Und seufzte schwer ...

Dann kam Justine Staphorst mit ihrem Patienten zurück, und ein paar Tage lang hatte Gunhild offenbar nur Gedanken für den Bruder. Wynrich trug den Arm ein-



Bildnis. Nach dem Gemälde von Prof. Dr. Franz v. Lenbach †.

geschient. An der Stirn hatte er eine frische Narbe, die ihn ganz interessant kleidete. Fräulein Wittmer sah nun vollends einen Helden in ihm. Doktor Pfeiffer organisierte mit Hilfe eines hinzugezogenen Spezialisten für Chirurgie die weitere Verpflegung und Behandlung Wynrichs. Im Grunde genommen waren Justine und Fräulein Wittmer ganz naiv glücklich. Sie hatten ihren Liebling im Hause und konnten ihn grenzenlos verwöhnen. Aber sie wären erstaunt und entrüstet gewesen, wenn man ihnen das auf den Kopf zugesagt haben würde.

Für Justine war eine Ablenkung auch dringend nötig gewesen. Manchmal dachte sie selbst darüber nach, wie sie dieses Vierteljahr wohl hätte ertragen sollen, ohne den Zwischenfall mit Wynrich. In ihrem Beruf, in ihrem ganzen Lebenskampf hatte sie so unendlich viel Geduld nötig gehabt und verbraucht, daß ihr für die Angelegenheiten ihres Herzens gar keine mehr übrig geblieben war.

Ihre Gedanken begleiteten Gilbert Franke auf seiner Reise nach Singapore. Das war eine schlimme Beschäftigung für eine von Natur ungeduldige, dazu in heißen Ängsten und unerträglicher Spannung Zitternde.

Da wurden alle Ansprüche Wynrichs zur Wohltat.

Und er machte die allerweitgehendsten.

Fräulein Wittmer hatte es ihm gesteckt: „Du mußt Mutter ein bißchen im Gange halten — sie trägt irgendeine geheime Sorge mit sich herum — darüber mußt Du ihr weghelfen.“

So fing Wynrich an seine geliebte Mama auf eine drollige Art zu tyrannisieren. Als ein hervorragendes Mittel, sie zu zerstreuen, schien er auch die Besuche von Käthe Henning anzusehen. Mindestens jeden zweiten Tag sagte er: „Lad' doch Hennings ein — Käthe erheitert Dich, das sieht man ja.“

Es war förmlich wie eine fixe Idee von ihm, die Fräulein Wittmer nicht begriff.

„Weißt Du, Wynrich“, sagte sie einmal, „Da irrst Du Dich. Käthe ist ja ein sehr nettes Mädchen — bei der wunderlichen Erziehung, die sie von der alten Tante Henning erhielt, hat man gar nicht so viel von ihr erwartet — aber Mama langweilt sich immer ein bißchen mit ihr. Das ist doch begreiflich — so'n kleines unbedeutendes Mädchen ...“

„Na, Fräul'n Wittmer, das weiß *ich* nu besser,“ sprach er und klopfte ihr wohlwollend auf die Schulter, „Mama wär' selig, wenn aus Käthe und mir ein Paar würde. Und wer weiß, was noch wird.“

Fräulein Wittmer wurde blaß und stumm. Eine ungeheuere Eifersucht, die man hätte schwiegermütterlich nennen können, krampfte ihr das Herz zusammen.

Sie hatte nie geklatscht von der Mutter zu den Kindern, von den Kindern zur Mutter. Sie wußte immer von selbst: was man ihr sagte, war im Vertrauen gesagt.

Diesmal kostete es sie viel, nicht sofort zu Justine zu laufen und zu erzählen: denken Sie sich, Wynrich bildet sich ein, daß ihnen *das* eine Freude sein würde!

Sie hatte wieder einmal eine schlaflose Nacht.

Käthe Henning und Wynrich! Diese kleine runde, dumme, vergnügte Käthe!

Wie genau erinnerte Fräulein Wittmer sich noch einer Kindergesellschaft, auf der Käthe unmenschlich viel Kuchen gegessen hatte! Und immer war der Aufhängsel an ihrer Jacke abgerissen. Immer waren ihre Hacken schief. Freilich: als Käthe anfing selbst zu sehen und sich verantwortlich zu fühlen, wurde sie ein ordentliches, förmlich appetitliches Mädchen. An den früheren Sachen war das alte Fräulein Henning, des Pastors Tante, schuld gewesen, die dem früh Verwitweten etwas mangelhaft den Hausstand geführt.

Fräulein Wittmer fühlte ja selbst, es war einfach lächerlich, aber sie dachte immer an die zehn Stück Kuchen, die Käthe bei Gunhilds Geburtstagsfeier damals gegessen.

Ja, wenn Theo Langer es gewesen wäre! Die Langers hätten Gott danken können, wenn ihr Schaumschläger von Sohn ein so solides Frauchen bekäme. Aber Wynrich! Der konnte, der mußte höher hinaus!

Und es entstand in Fräulein Wittmers Seele der Vorsatz, gegen dieses Bündnis zu intrigieren.

Es ermutigte sie und hob geradezu ihr Selbstgefühl, daß sie auch einmal etwas Böses dachte und wollte.

Dann fiel ihr ein: wie konnte Wynrich so blind sein! Sich einbilden, daß es die Mutter freuen würde, Käthe als Schwieger-

tochter zu bekommen! Solches Blindsein stimmte wenig zu dem klaren Verstand ihres lieben Jungen.

Vielleicht wollte er blind sein — etwas anderes gar nicht aufkommen lassen ...

Als diese Erkenntnis durch Fräulein Wittmers Kopf hinblitzte, war sie verwirrt und konnte sich selbst nicht mehr zurecht finden in dem Chaos von Bewunderung, Kummer, Ärger, das in ihr herumkreiste.

Sie legte sich von nun an aufs Beobachten. Und darauf verstand sie sich sehr gut. Ihre ganze Stellung hatte ihr Übung darin gegeben.

Da sah sie dann bald: es konnte gar keinem Zweifel unterliegen, daß Wynrich und Käthe ineinander verliebt waren. Da nun weiter die Tochter des Pastor Henning kein Mädchen war, dem ein junger Mann ohne die ernstesten Absichten den Hof machen durfte, verstand es sich von selbst, daß eine Verlobung vor der Tür stand.

Diesmal hatte Fräulein Wittmer keine romantischen Erregungen, wie bei Gunhilds Verlobung, sondern nur ganz ärgerliche. Auch war sie gespannt, wie Wynrich das anfangen würde.

Noch hatte er keine andeutende Silbe von seiner Neigung zu seiner Mutter gesprochen, dessen war Fräulein Wittmer sicher, denn Frau Staphorst würde ihr das sofort, aber auch sofort anvertraut haben. Sie hatte immer das Bedürfnis sich mitzuteilen, das kannte Fräulein Wittmer ja seit einem Dutzend von Jahren. Außer dem geheimnisvollen Grund der Reise nach Wiesbaden war der treuen Seele seitens ihrer Herrin noch niemals etwas vorenthalten worden. Daß sie sich hierin nicht irrte, bewies ihr eine Bemerkung von Frau Staphorst an einem der nächsten Abende. Käthe hatte den Nachmittag bei den Damen, d. h. eigentlich bei Wynrich, verbracht, ihr Vater war zum Abendbrot nachgekommen und dann wanderten sie durch die schöne Winternacht wieder stadtwärts.

Justine horchte noch dem behaglichen Lachen des Pastors nach und vernahm noch Käthes helle Stimme. Wynrich blieb offenbar an der Pforte am Ausgang der Platanenallee noch ein Weilchen mit den Scheidenden zusammen.

„Und er hat keinen Mantel um," jammerte Fräulein Wittmer besorgt.

Sie standen zusammen am Fenster des Zimmers nach vorn hinaus.

„Fräul'n Wittmer," sagte da Justine, „finden Sie nicht, daß Wynrich und Käthe etwas zu oft zusammenkommen? Wir sollten darin vorsichtiger sein."

„Aber wenn es Wynrich doch Spaß macht," sprach sie etwas undeutlich. Und dann noch: „Käthe ist so gleichmäßig — immer fröhlich."

Diese Äußerungen vereinbarten sich nicht mit ihrem Vorsatz, zu intrigieren. Sie fühlte es kläglich. „Ein andermal" nahm sie sich fest vor.

Und wieder ein paar Tage nachher war von Weihnachtswünschen die Rede. Die beiden Damen saßen behaglich bei der Lampe, ließen von Wynrich Zigarettendämpfe ins Zimmer blasen, so viel er wollte — Fräulein Wittmer hustete nicht einmal — und berieten, was alles beschafft werden mußte.

„Was Du Dir wünschst, Mutter, weiß ich," sagte Wynrich.

„Na? ..."

„Eine Schwiegertochter!" behauptete er lachend.

„Hat nicht solche Eile," rief sie.

„Mir ist aber schrecklich verloberig zumute."

„Nein, was für ein Wort," sagte Fräulein Wittmer und wunderte sich.

„Dann wollen wir's in den Gronenhagener Lokalanzeiger setzen lassen: ein sehr verzogener Oberleutnant der K. M. sucht eine Frau, die ihm ein bißchen den Brotkorb höher hängt," sagte die Mutter.

„Unnötig. Ich weiß schon eine."

„Sieh mal an ..."

Fräulein Wittmer hörte genau, daß sich in den scherzenden Ton ein anderer Klang zu mischen begann.

Sie bemerkte auch, daß Wynrich seine Mutter fest ansah, so befehlshaberisch förmlich — als wolle er ihr mit seinen Blicken etwas suggerieren.

‚Ich will lieber hinausgehen,' dachte sie und machte Miene, sich zu erheben.

„Bleib' nur da, Fräul'n Wittmer. Bist Du nicht gleich nach Mama die Nächste dazu? Mutter, ich weiß, wenn ich Dich bitte: Gib mir Deinen Segen zu dem, was ich vorhabe, bist Du ja überglücklich. Und weißt Du, was ich vorhabe? Ich will morgen in die Stadt fahren und Pastor

Henning fragen, ob er mir Käthe geben will. Er will es natürlich."

Justine veränderte ihre Farbe.

„Ach — das alles sagst Du wie im Spaß. Es ist auch nur Spaß."

Er sah sie fest an. In seinem Blick war so ein Ausdruck . . . Justine meinte, sie habe eine Vision: da saß ihr Mann und schaute sie an, wie er tat, wenn er von Dingen sprach, die für ihn unumstößlich waren!

„Es ist kein Spaß. Warum soll ich mit Tränen und Feierlichkeit sagen, was doch lauter fröhliches, zweifelloses Glück ist. Auch für Dich. Das weiß ich. Du hast Käthe lieb. Du achtest ihren Vater. Eine willkommenere Schwiegertochter kann ich Dir nicht bringen. Das weiß ich. Du freust Dich innig meiner Wahl."

Er stand auf, umarmte mit seinem freien Arm die Mutter und küßte sie.

‚Nun bricht es los,' dachte Fräulein Wittmer.

Aber Justine erzwang ein Lächeln und ließ sich küssen.

„Und Du, Fräul'n Wittmer — Du bist doch so 'ne Art Vizemama — ist Dir's denn recht?"

Sie erschrak furchtbar. Wie konnte er so etwas fragen. Es kam ihr doch nicht zu . . . Und wieder vergaß sie, daß sie intrigieren wollte, und murmelte: „Sie ist allerliebst."

„Hörst Du, Mutter! Sogar Fräul'n Wittmer findet es."

Justine fühlte, daß der Sohn wollte! Was er wollte!

Sie sollte ohne Kampf und Szenen sich in seine Wahl finden, sein Glück nicht stören, die Braut durch Kritik nicht kränken, an Pastor Henning denken, der für Käthe den würdevollen Hintergrund gab.

Und sie sah ihn starr an. Und sah immer in seinem Gesicht ihres Mannes Augen . . .

Da rannen ihr zwei Tränen über das blasse Gesicht, und sie sagte still und demütig: „Werde glücklich, mein Sohn."

Fräulein Wittmer schluchzte laut auf. Wynrich aber, nachdem er seiner Mutter voll heißen Dankes die Hände geküßt, tat in allem Übermut sehr kläglich und sagte: „Wenn sie mich nur nimmt . . . Fräul'n Wittmer, Du mußt morgen 'n büschen mitkommen und ihr sagen, was ich eigentlich für'n furchtbar netter Kerl bin. Ich selbst kann mich doch nicht gut so 'rausstreichen, weißt Du."

Darüber wurden sie dann ganz heiter, nachdem die erste Rührung überwunden war.

Nachts lag Justine und staunte das an —

So hatten sie denn auf Attlisberg wieder ein Brautpaar unter dem Tannenbaum.

Das wirkte aber anders auf seine Umgebung, als vor einem Jahr William und Gunhild getan.

Ganz unversehens war mit Käthe der kleine heitere Hausgeist wieder hereingeschlüpft, der das Zusammensein einer Familie behaglich und vergnügt macht.

Vielleicht war es ihre immer gleiche, aus tiefstem Herzen quellende, unbefangene Fröhlichkeit, die Wynrich bezaubert hatte. Was es sonst sein konnte, begriff Justine wirklich nicht. Selbst Herr Pastor Henning, der freudig dem Bündnis zugestimmt, meinte: das reine Herz seiner Tochter, nicht ihre Gaben, müsse es Wynrich angetan haben. Und Justine erwiderte darauf, daß ein reines Herz auch das herrlichste Gut sei.

‚Gewiß,' dachte sie dazu bei sich, ‚ganz gewiß. Aber dabei ein bißchen mehr Persönlichkeit hätte ich mir für meines Sohnes Frau wohl gewünscht.'

Fräulein Wittmer war und blieb eifersüchtig.

Sie empfand das als Sünde, litt darunter und hatte heftige Reue, sowie sie Käthe sah. Diese von niemandem geahnte Reue äußerte sich dann als aufopfernde Güte gegen das Brautpaar, so daß Fräulein Wittmers moralische Stellung als „Perle" sich in dieser Zeit abermals noch befestigte.

Am Weihnachtsabend selbst hielt man auf Attlisberg keinerlei Feier ab, außer in den Mittagsstunden die Bescherung für die Angestellten der Fabrik, deren Frauen und Kinder. Petersen hielt bei der Gelegenheit dann immer die Dankesrede, die mit einem Hoch auf die Herrin und deren Kinder zu schließen pflegte. Diesmal ließ er außer der Herrin nur das „uns allen teure, junge Brautpaar" leben, worüber der anwesende Wynrich gerührter wurde, als es sich für einen Oberleutnant der K. M. eigentlich schickte. Aber das tat nun wieder Petersen und allen Arbeitern sehr wohl. Man schüttelte sich die Hände, und der eine oder der

andere erlaubte sich auszusprechen: „daß es grad' auch Pastor Henning seine Einzige ist!" und „so'n nübliches Mädchen!" und „wenn sie nach ihrem Vater schlägt — das ist gute Art." So wurde es eine Familienszene.

Durch Justinens Herz ging aber eine Empfindung bitteren Grams: hatte sie nicht auch eine Tochter?! War diese denn ganz von den Leuten vergessen worden? Schien es nicht wirklich, als ob sie durch den fremden Mann selbst eine Fremde geworden war? Einst hatte es geheißen: „Wynrich und Gunhild, die Kinder des Hauses." Nun war nur von Wynrich und Käthe die Rede.

Justine fühlte ungerecht. Ihr schien, als bestehle Käthe ihre Tochter. Aber nein — das harmlose Kind war ja nur der Zufallsgegenstand dieser Huldigungen.

Wie verschiebt sich alles im Leben. Selbst die Allernächsten behalten nicht den Platz neben uns, den die Natur ihnen anwies. Sollen die Gefühle sich anpassen? Sollen sie starr und unbiegsam, einseitig bleiben?

Wie traurig wurde dann der Abend. Das Brautpaar war beim Pastor Henning, der noch am späten Nachmittag einen Gottesdienst abzuhalten gehabt. Justine hatte abgelehnt, im Pastorenhaus mit zu feiern, wie sie auch Gunhilds und Williams zaghaft und frostig vorgebrachte Einladung ausgeschlagen.

Fräulein Wittmer fühlte ja auch, daß die Lage immer verwickelter wurde. Sie konnte sich nicht klar in ihr zurechtfinden und äußerte endlich, als sie noch mit Justine an dem Aufbau für die Bescherung am ersten Feiertag herumhantierte: „Hennings und Wynrich konnten sich zurückgesetzt fühlen, wenn Sie zu Gunhild gegangen wären, und William und Gunhild, wenn Sie bei Hennings angenommen hätten. Darüber sind Sie nun allein."

„Das wird wohl immer das Ende sein," sagte Justine melancholisch.

Ihr kam es geradezu vor, als habe sie ganz vergebens gelebt und gestrebt.

Diese trübe Stimmung lag wie ein Druck auch noch am anderen Abend auf ihr.

Alle Räume auf Attlisberg waren von Glanz und Wärme erfüllt.

Käthe, als Braut, fühlte sich als Hauptperson und wurde als solche von Wynrich und ihrem Vater auch durchaus in den Vordergrund geschoben. Alles in einer so kindlich liebenswürdigen Art, daß man wohl den Sinn dieses wichtig-fröhlichen Wesens verstand. „Solch ein Glück wie unser Glück gibt's ja gar nicht zum zweiten Male." Noch niemals in ihrem Leben war Käthe auch so beschenkt worden. Von Wynrich ein Armband, ein feiner Goldreif mit einem Saphir, einem Brillanten, einem Rubin. Von der Mutter ein hellblauseidenes Kleid und einen reizenden Schreibtisch. Von William und Gunhild eine Brosche, die zu dem Armband paßte. Fräulein Wittmer hatte halbe Nächte hindurch an Wäschebändern für den künftigen Leinenschrank gestickt. Die kleine Braut war wirklich wie trunken vor Freude. Der Vater dachte gar nicht mehr an pastörliche Würde, sondern freute sich wie ein Kind mit an den Sachen. Er war ganz überwältigt davon, wie gut es seine Tochter bekäme, und dankte immer wieder für all die Liebe, mit der man sie aufgenommen.

Justine fühlte sich grenzenlos beschämt. Sie gab ja noch gar keine Liebe. Nur Geduld und einiges Wohlgefallen, das aber einen starken Zusatz von Resignation hatte. Aber die beiden Arglosen spürten das offenbar gar nicht. Ihre Herzen waren zutraulich und weit geöffnet. Sie hielten es für selbstverständlich, daß die Herzen anderer ebenso seien.

Käthe fiel ihrer Schwiegermutter immer wieder jubelnd um den Hals, Henning drückte ihr immer wieder tief gerührt die Hand.

Welches Gefühl! Wie eine Heuchlerin kam sie sich vor.

Und wie klug benahm sich Wynrich!

Wie durch eine Eingebung verstand Justine ihn: er wollte gar nicht bemerken, daß alle Liebenswürdigkeiten seiner Mutter für seine Braut nur äußerlicher Art waren. Er wollte Frieden! Nicht nur um seiner Braut willen, auch um der Mutter willen.

Er dachte gewiß: aus dem Frieden erwächst dann wohl allmählich die Liebe.

Ach, wenn der Anfang damals mit William und Gunhild doch auch so gesund gewesen wäre ...

‚Ich hätte die Gesundheit, ich das Maß hineintragen müssen,' dachte die Frau erbittert gegen sich selbst.

Dann säße heute vielleicht nicht dieser

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Wilhelm Räuber-München.

fremde Mann hier als Familienmitglied im Kreise.

Wie mühsam er sich die Heiterkeit abrang! Man sah es wohl.

Wie bleich und unruhig war Gunhild. Und wie mußte es beide berühren, wenn sie Pastor Hennings strahlende Freude an seinem Schwiegersohn sahen.

Es tat Justine wirklich wohl, ihren Wynrich preisen zu hören und zu bemerken, daß Henning immer neue Vorzüge an ihm entdeckte oder sich plötzlich kleiner bezeichnender Züge aus Wynrichs Knabentagen entsann.

Dies versöhnte ja auch Fräulein Wittmer und beschämte ihre heimliche Gegnerschaft. Eine abfällige Kritik „ihres Jungen" seitens seiner neuen Familie hätten die beiden Damen einfach nicht ertragen. Nun sahen sie ihn ungemein gewürdigt, und ihre von

jeher bestandene Verehrung für Käthes Vater steigerte sich zur Begeisterung, wenigstens bei Fräulein Wittmer.

Es schien wirklich, als ob dieses Bündnis und alles, was es umgab, was es an Empfindungen auslöste, das völlige Gegenspiel zu Gunhilds Bund bilden sollte.

Wenn sie das herausfühlte — wenn sie Vergleiche zog — wie mußte sie leiden! Mit welcher Erbitterung mußte sie der Kämpfe ihrer Brautzeit gedenken ...

Und Justine, die keine Ahnung davon hatte, in welchem Leiden jetzt ihre Tochter stand, wagte kaum ihrem Blick zu begegnen.

Gunhild aber zog in der Tat die Vergleiche. Und ihre Seele litt. Sie wagte kaum dem Blick der Mutter zu begegnen, aus Furcht, daß die Kluge das Unglück auf ihrem Gesicht als lesbare Schrift erkenne.

Es trieb die Frau hinaus. Sie meinte, das naive Glückprahlen der einen, die gezwungene Haltung der anderen nicht mehr ertragen zu können.

Sie nahm auf dem Flur den ersten besten Mantel vom Kleiderrechen und schlich hinaus in den Winterabend.

Es lag kein Schnee. Die gefrorene Erde gab jedem Schritt Hall und Nachklang.

Die Nacht war sternenhell. Der schwarzblaue, dunkelglänzende Himmel, übersät mit flimmernden, gelbsilbernen, strahlenden Pünktchen. Es war ein Sternenhimmel, der als Gegenstück eine schneeweiße, tiefverschneite Erde verdient hätte.

Der kahle gefrorene Garten hatte deshalb auch etwas Mangelhaftes, Ausgeraubtes. Er sah aus wie jemand, der für die herrschende Temperatur nicht richtig angezogen ist.

Justine ging ein paarmal auf dem Platz vor dem Hause hin und her, dann lockte es sie, in die Platanenallee zu treten.

Wie wunderlich standen die alten, dicken Stämme da: gleich Menschenriesen, die Spalier bildeten, durch das die erregte Frau schritt. Wie bewacht von ihnen und kritisiert — Schützer sind immer zugleich Richter. Die einen standen vornehm steil aufrecht wie Säulen; die anderen glichen festfröhlichen Trunkenbolden, die nicht mehr ganz sicher auf den Füßen sind, sich ein wenig hintenüber oder seitwärts biegen und ihren Arm haltsuchend nach dem Nachbar ausrecken.

Als die einsam Schreitende dieser Doppelreihe von Phantomen näher kam, wandelten sie ihre Erscheinung und wurden Baumstämme.

Aber in anderer Form nahmen sie dann geisterhaftes Leben an.

Die hellen und dunklen Flecke auf der Rindenhaut ihrer Stämme schlossen sich zu einem Zusammenhang.

Sie waren kein zufälliges Nebeneinander von Farbentönen mehr. Sie wurden Gesichter. Die einen höhnten, die anderen sahen mitleidig darein, mehrere drohten. Alle aber sprachen mit ausdrucksvollen Mienen.

„Was irrst Du hier in unseren Reihen auf und ab in der Nacht? Was suchst Du? Wir wissen, was Du suchst — immer wenn die Unruhe Dich quält und die Stunde Dich zwingt zurückzublicken, dann suchst Du ihn. Er ist lange, lange tot. Glaubst Du, daß Du weiter gekommen wärest im Leben, wenn er Dein Wandergenosse geblieben wäre? Ach nein. Auch er hätte nichts können wie Dich trösten — so wie er Dich damals tröstete, als Du, einem erschrockenen Kinde gleich, hinter dem lachenden Blumenflor des Festungsgartens die Werkzeuge des Unfriedens entdecktest."

Justine fühlte, daß sie weinte.

‚Wie bin ich nervös!' dachte sie ärgerlich.

Sie ging hinüber nach der Fabrik. Um dahin zu kommen, mußte sie über den Platz vor dem Hause, ließ dies dann links liegen und folgte einem schmalen Wege, der durch Gebüsch führte.

Festlich war das Haus anzusehen. Es strahlte förmlich Wärme, Freude und Glanz aus. Alle Fenster, von innen mit weißen Zugrouleaux verhangen, zeigten sich hell von Licht, das orangefarben wirkte. Jeder, der es so durch die Nacht schimmern sah, mußte denken: ‚Da wohnt die Sorglosigkeit.'

Die Fabrikgebäude, weil sie eine allmählich gewachsene Anlage waren, umschlossen nicht in regelmäßiger Anordnung einen Hof. Vielmehr war ein Bau an den anderen gegliedert worden, je nach Bedürfnis und Raum. Vorn, seine Front der Landstraße zuwendend, lag das Haus, in dem sich die Kontore und das Lager befanden. Dahinter stand, sich lang ins Grundstück hinstreckend, das Kesselhaus. Rechts und links von diesem schmalen, niedrigen Gebäude gab es noch andere Bauten, in denen sich Arbeitsräume, Klempnerwerkstätten befanden.

Der Sternenhimmel flimmerte in der Höhe. Das Durcheinander all dieser Gebäude lag schweigend und dunkel in der kalten Nacht. Die Ruhe hier schien eher drohend, als feiertäglich.

Das wirkte peinvoll auf Justine. Sie begriff nicht, wie das kommen konnte. Sie war hingegangen, um sich selbst und ihren Mut wieder zu finden.

Sie irrte auf den unregelmäßigen Gängen und Plätzen umher.

Mit einmal dachte sie: ‚Nun hab' ich im Grunde genommen nicht für meinen Sohn und meine Tochter gearbeitet, sondern für Käthe Henning und William Bennyn. Das ist ja grotesk. Fremde junge Menschen kommen und ernten meine Saat . . .'

Sie kam an die Rückseite des Kontor- und Lagerhauses.

Da glomm still ein Licht hinter dem dicht über dem Erdboden gelegenen Fenster neben der Hoftür. Da war die Hausmeisterwohnung. Ein ordentliches junges Paar hatte Amt und Wohnung inne. Der Mann war der Sohn eines älteren Fabrikarbeiters, die Frau hatte als Küchenmädchen bei Justine gedient. Bei den vier Kindern standen abwechselnd Justine und Fräulein Wittmer Gevatter. Die ganze Existenz dieser Leute wurzelte in diesem Hause.

‚Für meine Kinder habe ich geglaubt zu arbeiten, und schließlich arbeitete ich für alle diese vielen, vielen . . .'

Mit einemmal kam ein wunderbares Hochgefühl über sie.

Sie begriff das Selbstlose und Verantwortliche in aller Arbeit, die so weit hin wirkt, daß sie auch andere sittlich oder wirtschaftlich hebt.

Aber dann wieder ging es ihr wie so vielen, die glauben, einen offenbarenden Gedanken gehabt zu haben, und gleich danach fühlen: das haben schon Hunderte empfunden und ausgesprochen.

Dann scheint auch der gesündeste Gedanke nicht mehr stark genug, die Unruhe zu klären. Die hat nur ein aus eigenster Erkenntnis geborener.

‚Wenn ich nur erst acht Wochen weiter bin,' dachte sie endlich. ‚Diese qualvolle Spannung auf das, was Gilbert Franke mir bringen wird — die ist es, die mich unruhig und ungerecht macht. Wenn ich nur erst über Gunhilds Schicksal ruhig sein kann . . . Wenn William nichts gegen sich hat als den Schein — wie will ich ihm abbitten — wie wollen wir versuchen, ihn zu lieben . . .'

Gute Vorsätze beruhigen für den Augenblick immer. Es wurde der Frau ein wenig heller im Herzen. —

Wenn Wynrich wüßte, daß sie eben gleichsam seiner Braut mißgönnt hatte, an der Ernte mitzuzehren! Er, der sich in der ganzen Sache so klug, so einfach, so liebevoll benahm. Und ihr mißgünstiger Gedanke war ja auch ganz schief . . . fast lächerlich — denn sie selbst hatte sich niemals die Zukunft ihrer Kinder gedacht, ohne sie in Gedanken glücklich zu verheiraten.

Wynrich und Käthe würden unter allen Umständen glücklich werden. Das fühlte die Frau ganz genau.

Was wollte ihr Mutterherz denn eigentlich mehr?

Vielleicht war es nur so in eine Welt von Verbitterung, Mißtrauen, Enttäuschung geraten — irrte ganz verrannt darin umher. Justine kannte das wohl: es gibt Stimmungen und Zeiten, wo man sich förmlich dagegen wehrt gerecht zu sein.

Und darunter sollte Käthe leiden?

Nicht jeder kann eine Persönlichkeit sein. „Höchstes Glück der Erdenkinder" nannte das Dichterwort es, Persönlichkeit haben. Wie teuer wird solch Glück bezahlt. Wie schwer hat man da anderen und sich abzuringen, was dem Harmlosen von selbst in den Schoß fällt. Wie viel glatter kommen vielleicht die Unbefangenen durchs Leben.

Kleine, runde, fröhliche, herzensreine Käthe . . .

Es dämmerte der Frau, daß sie gar keine bequemere Schwiegertochter hätte bekommen können . . .

Und geradeswegs ging sie zurück, trat wieder ins Haus und öffnete die Tür zur Weihnachtsstube.

Sie schritt auf Käthe zu und umarmte sie. Sie küßte sie innig und wiederholt, und sagte: „Mein liebes, liebes Kind."

Wynrich ahnte, daß seine Mutter inzwischen allerlei mit sich allein durchgemacht haben mochte. Was es auch gewesen war . . . er fühlte, daß erst in diesem Augenblick seine Mutter wirklich seine Braut als Tochter an ihr Herz nahm. Und daß sie

dort nun für alle Zeit mit Heimatrechten gut geborgen war, wußte er auch.

Er stand glückselig und gerührt.

Fräulein Wittmer aber dachte: ‚Nein — was ist dies nun wieder! Sie hat ja dem Pastor seinen Kragenmantel um.‘

Und nahm ihn leise von Justinens Schultern und trug ihn hinaus, um ihn ordentlich wieder an den Kleiderrechen zu hängen.

Aber da sah sie, daß der Hängsel abgerissen war.

Sie schüttelte den Kopf, lächelte ganz nachsichtig und ging rasch in ihr Zimmer, um den Schaden auszubessern.

XI.

Mit Doktor Gilbert Franke hatte Justine verabredet, daß er ihr von der Reise nicht schreiben solle. Sobald seine Nachforschungen Erfolg gehabt haben würden, dachte er unverzüglich heimzukehren. Ein Brief hätte ja dann höchstens dieselbe Reise mit dem gleichen Schiff wie er selbst machen können, wäre also überflüssig gewesen.

Kaum war jedoch ihr junger Freund unterwegs, so bereute Justine diese Verabredung. Ihr schien, als wenn auch der flüchtigste Gruß, von unterwegs abgesandt, eine beruhigende und überredende Kraft haben würde.

Und als hätte der Mann diese ihre Schwäche geahnt, ließ er keinen Hafen vorbeigehen, ohne ihr einige Zeilen zu senden. Er konnte in diesen nicht immer wieder das Versprechen erneuern: Die Sache Deiner Tochter ist bei mir gut aufgehoben. Aber er fand immer ein glückliches, beziehungsvolles Wort, das Justine von neuem in ihrem Vertrauen bestärkte.

Es entging Petersen nicht, daß seine Herrin in sehr kurzen Zwischenräumen Privatbriefe bekam, die den Stempel der deutschen Schiffspost trugen, und er machte sich seine Gedanken. Er wußte nur nicht, ob er sich trauen dürfe, seine weiteren Beobachtungen über William Bennyn mitzuteilen. Diese hatten ergeben, daß regelmäßig postlagernde Briefe kamen und daß „der Konsul“, wie Petersen ihn bei sich immer spöttisch titulierte, Geld fortgeschickt hatte. Dies letztere zwar hatte Petersen nur einmal auszukundschaften gewußt.

Er begriff: er mußte vorsichtig sein. Bemerkbare und laute Nachforschungen hätte ihm seine Herrin nicht verziehen. Sie zeigte überhaupt immer eine so ablehnende Haltung — sah ihn so warnend und kalt an — immer war es, als wollte sie sagen: Untersteh Dich noch einmal . . .

Und er unterstand sich auch nicht. Aber zu seiner Herzenserleichterung sprach er sich gegen Fräulein Wittmer aus, wo er dieselbe nur einmal erwischen konnte. Er machte die Ärmste ganz nervös und so unsicher, daß sie gar nicht mehr wagte, Gunhilds Mann in die Augen zu sehen.

Entweder war der ein schändlicher Verräter oder man tat ihm schrecklich unrecht. Fräulein Wittmer wußte nicht, was eigentlich trauriger gewesen wäre. Jedenfalls war sie erleichtert, wenn sie nicht mit dem Paar zusammen zu sein brauchte.

Und das entging niemanden. — Fräulein Wittmer fühlte sich als Nebenperson und hatte offiziell ihrer Stellung nach auch stets als solche gegolten. Aber nun zeigte sich etwas Wunderbares. Weil sie, die Stille, Unscheinbare, aus ihrem Gleichmaße kam, fühlten sich alle verwirrt.

Justine fragte sich: Hat Gunhild ihr vertraut, daß sie nicht glücklich ist? Gunhild zitterte, daß Fräulein Wittmer auf irgendeine Weise von Williams Lüge erfahren habe und sie der Mutter mitteilen könne. Der Mann wiederum nahm an, daß seine junge Frau der Erzieherin und Freundin geklagt habe. Auch Wynrich sagte sich: sie hat so was vom treuen Haushund — der wittert auch immer den Unredlichen. Und es war ihm wie ein Zeugnis gegen William, daß Fräulein Wittmer jenem auswich.

Sie selbst ahnte hiervon nichts, hätte dies auch gar nicht geistig zu verarbeiten vermocht.

In diese Schwüle hinein fiel dann der Abschied Wynrichs. Sein Arm war wieder gebrauchsfähig, der Dienst rief. Käthe benahm sich unerwartet weise, gar nicht kindisch, sondern sehr fest und freudig. Geheiratet sollte erst im Herbst nach den Flottenmanövern werden, und bis dahin war wenig Aussicht, daß Wynrich noch Urlaub bekommen könne. Zwar versprach Justine ihrer Schwiegertochter, einmal mit ihr nach Kiel zu fahren, damit sie ihren künftigen Wohnsitz kennen lerne, aber alles



Bildnis. Nach dem Gemälde von Prof. Dr. Franz v. Lenbach †.

in allem handelte es sich doch um eine Trennung von vielen Monaten, denn es war gerade der erste Februar, als Wynrich abreiste.

Gunhild aber fiel dem Bruder um den Hals und brach in so ein fassungsloses Schluchzen aus, daß alle bestürzt standen.

Die Lokomotive vorn am Zuge stieß mit lauten, kurzen Atemstößen weißen Wasserdampf aus ihren Eisenkiefern. Auf dem Bahnsteig standen und rannten Menschen umher, einander hemmend und stoßend. Es roch nach Öl, heißem Wasser und Kohlenruß.

Inmitten dieser Menge und in dieser ranzigen Luft stand die Gruppe, die Wynrich begleitete: Pastor Henning mit Käthe, Gunhild mit ihrem Mann, Justine mit Fräulein Wittmer. Es waren ein bißchen viel Abschiednehmende auf einen Abreisenden. Und als Gunhild nun plötzlich so wild weinte, legte sich eine große Stille über alle, und die Tatsache von Wynrichs Abreise bekam etwas Nebensächliches.

Alle fühlten: nicht ihr galten Gunhilds Tränen! Die waren so lose gewesen, hatten offenbar lange, lange des schicklichen Anlasses geharrt, um fließen zu können.

William entfärbte sich. Unwillkürlich sah er die Mutter an. Und da begegnete er wieder dem Blick voll Zorn und Kälte ...

Aber es war auch etwas wie Triumph in diesem Blick gewesen — ein Neues neben der alten Feindschaft, das er nicht verstand ...

Justine dachte: ‚Bald werde ich ja wissen ...‘

Am Abend desselben Tages las sie es noch einmal in den Schiffsnachrichten nach, was sie schon wußte: Prinzregent Luitpold, das Schiff, mit welchem Gilbert Franke seine Rückreise angetreten, war in Neapel eingetroffen. Von dort oder von Genua würde er ja sicherlich die Reise mit der Eisenbahn fortsetzen. In zwei oder drei Tagen konnte er hier sein ... Nach Art aller Ungeduldigen verfolgte sie seine mögliche Reise im Kursbuch, las zum zehntenmal die Depesche, mit welcher er ihr seine Abreise von Singapore angezeigt.

Seitdem hatte sie natürlich keinerlei Nachrichten mehr von ihm empfangen können.

Und die Depesche war wortkarg. Sie äußerte nichts über den Erfolg ...

Diese letzten wenigen Tage vor der Gewißheit glaubte Justine gar nicht überstehen zu können.

Was niemals geschehen war, geschah: ihre Unruhe und innere Unsicherheit blieb nicht an der Schwelle ihrer Arbeitsstätten zurück — jedermann merkte ihrem Wesen eine Veränderung an. Und die Angestellten sagten untereinander: sie wird alt! Einige meinten: das sei zu früh. Die ältesten Beamten und Arbeiter aber antworteten: was heißt: zu früh? Mit ihrer Jugend war es aus, als der Mann starb, Frauen, die arbeiten, haben keine Zeit zum Jungsein und -bleiben.

Durch die Fabrik ging ein Raunen und eine Furcht, sie könne sich vom Geschäft zurückziehen wollen. Sie hatte ja nun den Schwiegersohn ... „Ach der!“ hieß es dann, „das ist nur so'n Dekorationsstück“ ... Und die jüngeren Herren sagten, daß sie es nicht begriffen: wenn die Frau der Tochter nur einen schönen Mann hatte kaufen wollen, hätte sie doch lieber einen adligen Husarenleutnant wählen sollen, das wäre noch was gewesen. Dagegen wußte der Buchhalter einzuwenden: sie sei immer sehr fürs Verdienen und Vermehren gewesen und alle Schönheit des Herrn Bennyn hätte ihm nicht geholfen, die Tochter zu bekommen, wenn er nicht Geld, viel Geld mitgebracht haben würde.

Jemand, der Geld hat, imponiert seinen kaufmännischen Beamten immer, und man schluckte hiernach lieber alle gehässigen Bemerkungen über den „schönen Mann“ hinunter.

Von der Art, wie ihre Leute an ihrem Wesen und ihren Handlungen herumdeuteten, hatte Justine keine Ahnung. Sie bildete sich auch nie ein, sonderlich beliebt zu sein. Sie wollte geachtet und als gerecht befunden werden.

Vielleicht würde sie gelächelt haben, wenn sie erfahren hätte, daß alle den Augenblick fürchteten, wo sie die Herrschaft niederlegen könne. Und am meisten fürchteten es die, die beständig an ihr herumkritisiert hatten.

Ein Tag ging hin. Noch einer. Und die Frau litt so durch das Warten, daß Fräulein Wittmer vor Sorgen über ihr Aussehen verzweifelte.

Und dann kam ein Brief. Nur ein

Brief. Noch nicht der so sehnlich Erwartete selbst.

Petersen, mit seinem sechsten Sinn für alles, was seine Herrin anging, hatte den Brief mit der italienischen Freimarke und dem Poststempel Genua ganz obenauf gelegt.

Sowie Justine ihr Arbeitszimmer betrat, sah sie ihn.

Die weiße Wintersonne schien sehr hell und durchleuchtete das große Zimmer mit zwei gewaltigen Lichtströmen, die zu den Fenstern hereinkamen, deren Kreuze auf den Estrich malten und die schmucklose Nüchternheit des Raumes mit Freundlichkeit verschönten.

Das eine dieser mächtigen, länglichen Lichtvierecke ging auch über den Schreibtisch hin, und gerade mitten in der klaren Helligkeit lag das weiße Fleckchen mit dem blauen Punkt darauf: der Brief mit der italienischen Marke.

Justine nahm ihn und las. Plötzlich so ruhig und kalt, als wolle sie Einsicht in ein fremdes Schicksal nehmen — als gehe sie selbst alles gar nichts an, was da stehen würde.

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich bin hier in Genua an Land gegangen und reise mit dem Nachtzuge nordwärts. Der gleiche Zug trägt auch diesen Brief. Er kommt dennoch vierundzwanzig Stunden früher als ich an. Sie werden verzeihen und begreifen, daß ich erst meine Eltern begrüße, um so mehr, als mich hier sehr wichtige Nachrichten von meinem Vater erwarteten.

Aber nur diesen einzigen Tag noch sollen Sie Geduld haben. Dann werde ich bei Ihnen sein, um Ihnen alles zu sagen, was ich erfuhr.

Ich glaube, daß mir nichts, gar nichts aus Williams Leben verborgen blieb. Man klatscht und plaudert im Ausland in den europäischen Klubs noch viel eifriger und ungenierter als bei uns. Die Gesellschaft ist sehr klein, man kontrolliert einander unwillkürlich, man ist ständig aufeinander angewiesen. Geheimnisse in seiner Lebensführung zu haben, ist fast unmöglich. Und alles, was ich erfuhr, konnte ich dann sehr leicht auf die Tatsächlichkeit hin prüfen.

Wie würde es mein eigenes Herz erleichtert und beruhigt haben, wenn ich Ihnen gute Nachrichten hätte bringen dürfen.

Ich kann es nicht, darauf muß ich Sie vorbereiten.

Gewiß ist William kein Abenteurer, kein Verbrecher im Sinne des Gesetzes.

Diese Gewißheit gibt Ihnen wenigstens eine Freiheit: verzeihen zu dürfen, wenn Sie glauben, um Ihrer Tochter willen sich die Verzeihung abringen zu müssen.

Welche Konflikte, seien sie noch so verworren, löste die Liebe nicht? —

Neben allem, was ich erfuhr, erschien mir schließlich die Geldfrage nebensächlich. Sie zu klären, war mir auch unmöglich.

Der alte Brown, mit dem ich eine Aussprache hatte, versicherte mich, daß William außer jenen zehntausend Dollars, mit welchen er Singapore verließ, keinen Pfennig besaß. Aber vielleicht haben Sie diesen Umstand inzwischen selbst aufklären können.

Also auf Wiedersehen. Ich folge diesem Briefe in vierundzwanzig Stunden nach und komme, unserer Verabredung gemäß, direkt vom Bahnhof zu Ihnen, um Ihre Gastfreundschaft dankend anzunehmen.

Ihr sehr ergebener

Gilbert Franke."

Lange stand sie und dachte nach und las den Brief immer wieder. Nein, an die Möglichkeit, daß der Mann ein plumper Abenteurer und ein dem Gesetz verfallener Verbrecher sei, hatte sie nie gedacht.

Anständig vor der Welt, unanständig in seiner Seele — so vermutete sie ihn.

Eine fast kalte Ruhe kam über sie.

‚Morgen um diese Zeit werde ich wissen,' sagte sie sich.

Sie war dann imstande, gesammelter zu arbeiten als seit vielen Tagen.

Bei Tisch bemerkte sie im ganz gewöhnlichen Tonfall: „Lassen Sie doch das Fremdenzimmer herrichten und vielleicht heute schon heizen. Wir bekommen morgen früh Besuch. Doktor Gilbert Franke — Sie erinnern sich wohl seiner?"

„Williams Vetter — und steigt nicht bei dem jungen Paare ab?" fragte Fräulein Wittmer erstaunt.

„William weiß noch nichts von diesem Besuch. Wenn Gunhild heute noch kommen sollte, erwähnen Sie auch nichts davon."

Fräulein Wittmer öffnete stumm ein wenig den Mund, wie sie immer tat, wenn sie sich sehr wunderte.

Auf den fragenden Blick hin antwortete

Justine ganz leise: „Er war in meinem Auftrage in Singapore."

„O Gott . . ."

Dann schwiegen sie.

Zum Glück kam Gunhild an diesem Tage nicht herausgefahren, um ihren Mann abzuholen.

‚Sie hätte ja was gemerkt — sie hätte ja was gemerkt,' dachte Fräulein Wittmer immerfort und war sehr erleichtert.

Abends wartete Fräulein Wittmer um zehn Uhr darauf, daß ihre Herrin das Buch zuklappen und aufstehen solle, um zu Bett zu gehen. Aber ohne sich zu rühren, verblieb Justine mit aufgestützten Ellbogen, die gefalteten Hände über der Stirn, und schien ins Buch zu starren, das vor ihr auf der Tischplatte lag.

Es schlug halb elf.

Fräulein Wittmer sah wohl, daß die scheinbar lesende Frau seit langer Zeit keine Seite mehr umgewendet hatte.

Plötzlich warf Justine sich in ihre Sofaecke zurück, verschränkte die Arme ineinander und schaute ins Gegenstandslose.

Fräulein Wittmer wartete geduldig weiter.

Gegen halb zwölf fing sie an, sich bemerkbar zu machen, kramte Zeitungen und Bücher fort, räusperte sich ein paarmal und ging ohne Grund im Zimmer hierhin und dorthin.

Endlich konnte sie es nicht mehr mit ansehen. Die Frau machte sich ja krank. Sie wagte etwas.

Leise schritt sie ganz nahe heran. Ihre Hand, die sich unwillkürlich ausstrecken wollte, um Justinens Haar zu streicheln, hielt sie in unüberwindlichem Respekt zwar zurück. Aber sie flüsterte: „Kommen Sie, Frau Staphorst, kommen Sie . . ."

Da fuhr Justine auf, lächelte ein wenig und griff nach Fräulein Wittmers Hand.

„Ist es schon soweit mit mir?" fragte sie in wehmütigem Schmerz, „jetzt werde ich mit dem berühmten ‚komm, komm' gelenkt?"

„Aber gnädige Frau!" sagte Fräulein Wittmer ganz bestürzt. Sie war sich doch mit reinstem Gewissen bewußt, niemand lenken zu wollen.

„Ich will artig sein und zu Bett gehen," versprach Justine.

Und sie gingen zu Bett durch das schweigende, einsame Haus. Zwei stille Frauen. Und jede trug in ihr Zimmer eine ganze Last von Sorgen mit und legte sie sich mit auf ihr Kopfkissen, so daß für Ruhe kein Platz darauf blieb.

Am anderen Morgen kam Justine in die verzweifeltsten Erwartungsqualen hinein, über die sie sich kaum fortzuhelfen wußte. Dazwischen fiel ihr ein, welch eine Sensation daraus entstehen müsse, wenn William seinen Vetter zufällig träfe. Aber nein, das konnte sich kaum ereignen.

Wenn Gilbert Franke wirklich sofort herausgefahren kam, war er schon im Hause, lange bevor William in der Fabrik eintraf. Er kam auch aus derselben am Vormittage niemals herüber, wenn Justine ihn nicht ausdrücklich bitten ließ. Die Gefahr einer Begegnung lag kaum vor.

Fräulein Wittmer war angewiesen, ihn zu empfangen, ihn gleich in sein Zimmer zu bringen, wo auch sein Frühstück bereit stand. Dann, wenn er soweit war, sollte Fräulein Wittmer ihn in Justinens Arbeitszimmer führen und nachher aufpassen, daß niemand sie störe. Keine geschäftliche Angelegenheit sollte wichtig genug sein, um ihre Unterredung unterbrechen zu dürfen.

Justine saß an ihrem Schreibtisch und horchte. Und endlich hörte sie über ihrem Haupt die Schritte, die ihr sagten, daß das gerade über ihr liegende Fremdenzimmer seinen Bewohner erhalten habe.

Noch eine halbe Stunde — dann öffnete Fräulein Wittmer die Tür und sah erst mit fragendem Blick ins Zimmer. Und dann kam der Mann, der für Justine so unerklärlicherweise mit dem Nimbus eines Retters umgeben war, den sie ihm schon um des bloßen Umstandes willen verlieh, weil sie ihm ganz und gar vertraute.

Seine beiden Hände umschloß Justine mit ihren kalten Fingern und sah ihn groß, fast glücklich an.

Er lächelte ihr herzlich und ehrerbietig entgegen. Sein Gesicht war tief von Farbe geworden, und aus den sonnverbrannten Zügen blitzten die grauen Augen noch lebendiger.

„Verzeihen Sie mir den einen Tag?" fragte er.

„Wie sollte ich nicht. Ihre Eltern hatten das Vorrecht."

„Das Vorrecht hat beim Anwalt immer

der ‚Fall'. Besonders hätte es dieser gehabt, der nicht nur den Anwalt, der auch den Menschen so warm interessiert. Aber Mutter schrieb in Angst um Vater."

„Er ist doch nicht neuerlich erkrankt?"

„Gottlob, nein. Mutter sah zu schwarz. Aber er ist schonungsbedürftig geblieben. Und der Arzt will: vollständiges Aufgeben aller Geschäfte, jeden Winter Aufenthalt im mildesten Klima — Algier oder Heluan. Dann prophezeit er Vater ein biblisches Alter. Und da sehe ich mich denn unverhofft vor allerlei Fragen: setze ich unsere Firma fort und nehme mir einen Kompagnon? Versuche ich allein mein Heil? Trete ich als Teilhaber in eine andere Rechtsanwaltsfirma?"

„Kommen Sie zu mir!" rief Justine scherzend, in plötzlicher Eingebung.

„Aber meine gnädige Frau . . ." Er war ganz betroffen. Dann fügte er rasch hinzu: „Nun sprechen Sie von mir, während Sie doch voller Spannung sind . . ."

„Ja, ja," gab sie zu. Denn sie hatte wohl gehört und auch mit Anteilnahme. Aber daneben wartete sie mit zitternder Erregung.

Sie setzten sich an den Konferenztisch, der rund und klobig mitten im Zimmer stand und über dessen grünes Tuch ein gerades, breites Band Sonnenschein lief.

Die Frau faltete die Hände auf dem Rand seiner Platte und saß wartend.

„Daß ich die Geldfrage nicht aufklären konnte, schrieb ich," hob Gilbert an.

„Ja."

„Haben Sie in dieser Richtung inzwischen irgendeinen Einblick gewonnen?"

„Nein — und auch nicht gesucht —, erst muß ich doch wissen . . ."

„Das, was ich Ihnen sonst bringe, gibt Ihnen jedenfalls das Recht, endlich offen mit William zu reden. Und dann haben Sie weiter das Recht, ihn nach der Herkunft seines Vermögens zu fragen."

Er besann sich noch ein paar Augenblicke. Er empfand zu deutlich, daß das, was er zu berichten hatte, das Herz einer Mutter, das Herz einer deutschen Frau, peinlich berühren konnte.

Die ihm hier gegenüber saß, war keine Kleinbürgerin mit engem Horizont.

Und er erinnerte sich, daß sie für einen Verstandesmenschen angesehen ward, von vielen.

Würde in dieser Angelegenheit auch ihr Verstand entscheiden?

Gewiß nicht. Es gibt eben Dinge, gegen die das Empfinden einer stolzen, herzensreinen Frau nicht an kann, und wenn zehnmal der Verstand eine Reihe von Entschuldigungsgründen zusammensucht.

Er hoffte, sie würde ihm seine Aufgabe durch Fragen erleichtern. Aber sie schwieg vollkommen.

Obschon er ganz klar herausfühlte, daß sie keine Freundin langer Einleitungen war, konnte er nicht den Mut fassen, ganz unvermittelt das Hauptsächlichste zu sagen. Zögernd begann er:

„Ich nehme an, daß Ihnen keineswegs daran liegt, aus Williams Junggesellenleben jede kleinste Begebenheit zu erfahren. Als Frau von internationalen Beziehungen wissen Sie ja, daß die jungen Herren in den Kolonien durch die Sitten der Umwelt, durch Einflüsse des Klimas sich gedrängt fühlen, ihr Dasein auf eine Art einzurichten, die uns befremdlich scheint. Fast alle heiraten nach dortigen Gesetzen Landestöchter und lösen ohne weiteres diese Verbindungen, wenn sie ihnen lästig werden."

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

Aber er fuhr eifrig fort: „Auch William war eine Zeitlang mit einer Chinesin verheiratet."

Sie zuckte nur die Achseln. Ihr Gesicht trug den deutlichen Ausdruck der Ungeduld und Enttäuschung.

Das verwirrte ihn etwas.

‚Hofft sie — wünscht sie Böses von ihm zu erfahren?' ging es ihm durch den Kopf.

Er erriet das Verlangen in ihrem Herzen, den Mann, den sie haßte, geschmäht zu hören.

Sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, dies ihr Verlangen zu stillen . . . trotzdem der Mann das härteste Urteil verdiente. Aber eben dieser Mann war Gunhilds Gatte . . . das machte seine Berichterstattung unfrei. Und er fuhr fort, lang und breit darüber zu reden, daß William es nicht ärger getrieben habe, als andere auch, und sprach soviel von den verweichlichenden Einflüssen der Erziehung und verlor sich in lauter Entschuldigungen, bis Justine hart und trocken in seine Rede hinein sprach:

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Robert Balcke-Berlin.

„Da Sie ihn so sehr im voraus entlasten, müssen Sie häßliche Dinge zu erzählen haben. Schonen Sie mich nicht."

Er zögerte noch eine Sekunde. Dann begann er, fast nüchtern im Ton, als säße er hier nur in der Ausübung eines Amtes:

„Daß die Firma Brown & Bennyn durch schwere Krisen ging, war Ihnen bekannt. Das vollzog sich vor drei Jahren. Sie wissen ja, wie katastrophengleich drüben solche Krisen entstehen, wie rasch und kraftvoll sie aber auch überwunden werden, wenn die Kapitalkraft der Betroffenen ausreicht. William war aber völlig geschwächt. Schon seine Mutter war eine Dame mit übermäßigen Luxusbedürfnissen gewesen. Von ihr hatte er die Neigung zu großen Daseinsformen geerbt. Da der alte Brown aber seine Stellung dereinst durch die Großmut von Williams Vater, dem Begründer des Hauses, erlangt hatte, so ertrug er duldsam den verschwenderischen jungen Kompagnon. Als aber die Wolken jener Krise am Horizont sich zu sammeln begannen, hatte Brown ein ernstes Gespräch mit William, aus welchem dieser den Entschluß mit hinweg nahm, so rasch als irgend möglich durch eine sehr reiche Heirat seine Lage zu bessern und das Seinige dazu beizutragen, das Haus vor den drohenden Gefahren zu retten."

Um Justinens Mund zog ein herbes Lächeln. Natürlich — die reiche Heirat! Das verächtliche Mittel aller feigen Genußlinge.

„Um jene Zeit kam gerade aus Tonkin ein Franzose mit seiner Tochter nach Singapore. Der schönen und temperamentvollen Mademoiselle Leporte gefiel es in dem internationalen Singapore natürlich weitaus

besser, als in dem weltentlegenen Saigon, wo eine kleine, fast nur französische Kolonie ein monotones Dasein führt.

Aus unerklärlichen Gründen verbreitete sich die bestimmte Meinung, daß die Leporte Leute von unermeßlichem Reichtum seien. Sie traten mit Diskretion, doch sehr vornehm auf, was ihnen noch dazu den Nimbus der Solidität gab. Hier schien die Möglichkeit der reichen Heirat gegeben. Diese Erbin war wie auf ein Stichwort auf dem Theater erschienen. William trat offenkundig als Bewerber auf. Und nach wenigen Tagen wußte es die ganze europäische Kolonie in Singapore: Henriette Leporte war in die schönen, tiefen, heißen Augen Williams verliebt. Es schien die einfachste Sache von der Welt. Man erwartete ganz bestimmt die Verlobungsanzeige. Aber das Seltsame geschah: William bekam einen Korb. Der Vater verweigerte ihm rundweg die Hand der Tochter."

„Ah," sagte Justine triumphierend, „er fühlte wie ich."

„Doch nicht," sprach Gilbert, „seine Ablehnung hatte einen anderen Grund. Einen ganz realen, den aber damals niemand erriet, am wenigsten William. Dieser vielmehr, wie er dem alten Brown gestand, bildete sich ein, Leporte habe von den Sorgen der Firma Brown & Bennyn eine Ahnung. Brown hielt das für ausgeschlossen, riet William, sich die Sache aus dem Kopf zu schlagen und lieber alle Kraft und alle Gedanken dem Geschäft zu widmen."

Er schwieg. Justine fühlte, daß sein Bericht nun vor dem entscheidenden Augenblicke stand. Ihr Herz klopfte. Ihre Ungeduld wollte mit Fragen über Fragen sich vorwärts stürzen. Aber sie bezwang sich und schwieg. Ihre Blicke suchten seine Augen, aber er sah vor sich nieder.

„William aber sah in der Heirat mit Henriette Leporte seine letzte Rettung. Er hatte wohl die Absicht Browns herausgefühlt, sich nun endlich dieses Kompagnons zu entledigen, der dem Geschäft mehr Schaden als Nutzen brachte. Um jene Zeit war William wohl der Gedanke, nach Europa zu gehen, noch gar nicht gekommen; mit all seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen wurzelte er in dem dortigen Boden. Europa — das heißt für die meisten drüben zur Kleinbürgerlichkeit, zur Enge zurückzukehren. — Henriette Leporte liebte ihn, ihre Leidenschaft ward zur schrankenlosen Flamme gesteigert durch die Weigerung ihres Vaters, sie mit dem Geliebten zu vereinen. Und William, wie fasziniert von der Vorstellung, sich in den Mitbesitz der Leporteschen Reichtümer zu setzen, die ihm den Weitergenuß des seigneuralen Tropenlebens verhießen, William nahm die hingebende Leidenschaft des Mädchens für das Mittel zum Zweck. Sie ward die Seine. Und mit dem Trotz der Liebe trat die Tochter dann vor den Vater hin: Du mußt mir William zum Gatten geben oder ich bin entehrt."

„Und dann — dann?" fragte sie fast flüsternd den stockenden Mann.

„Dann sagte der Vater natürlich ja und schrieb an William, daß die unwürdige Art, wie er sich die Heirat erzwinge, schon im voraus bestraft sei. Er legte die Gründe dar, die ihn bestimmt hatten, Williams Bewerbung bis dahin abzulehnen. Sie lagen lediglich in seinen — Leportes — Verhältnissen. Er begriff nicht, wie er zu dem Ruf des Nabobs kam, hatte aber keine Veranlassung, der Welt seine derangierten Verhältnisse bekannt zu geben, und erwartete in Singapore die Ankunft eines Verwandten aus Frankreich, von dem er die Mittel erhoffte, sich neu zu etablieren. Er sei ein Ehrenmann, arm, aber von reinlichem Charakter, deshalb habe er seine Tochter nicht an einen Mann verheiraten wollen, der vielleicht auf große Mitgift rechne. Anderseits habe er aber auch keine Veranlassung gehabt, bei der Abweisung des Bewerbers diesem die Wahrheit zu sagen, denn er müsse seinen Kredit aufrecht erhalten, eben bis zum Eintreffen des bemittelten Verwandten."

„Und William . . .?"

„Tat, was Sie erraten . . ." sprach Gilbert langsam, „Sie wissen es ja . . . er ist hier . . . ist mit einer anderen verheiratet . . ."

„Mit meiner Tochter," schrie sie auf, „meiner Tochter . . ."

„Ohne Besinnen zog er sich zurück. Henriette Leporte, ihrer zügellosen Art gemäß, verlor jedes Maß. Sie machte den Versuch, sich, mit einer Pistole in der Hand, in seine Wohnung zu drängen. Durch diese Szene ward das Ganze bekannt. Es gab

eine ungeheure Sensation. Der alte Leporte verlor alle Chancen, sich wieder aufzuraffen, das vorzeitige Bekanntwerden seiner wahren Lage hatte ihm geschadet. Henriette Leporte gab später vorzeitig einem Kind das Leben, um wenige Tage danach, zugleich mit dem kümmerlichen kleinen Wesen für immer von allem Leid und allen Leidenschaften auszuruhen. Bis dahin hatte der alte Leporte noch zu kämpfen versucht. Der Tod seiner Tochter machte ihn kindisch.

Und seitdem tut William etwas, wozu ihn vielleicht das eigene Gewissen, vielleicht der Wunsch trieb, sich vor der Gesellschaft in ein besseres Licht zu setzen: er unterstützt den arbeitsunfähigen Mann, der gar keine Erkenntnis davon hat, wer sein Wohltäter ist. Aber an eine glück- und geldbringende Heirat konnte William drüben nicht mehr denken. Der alte Brown verlor überdies auch den letzten Rest von Pietät und löste die Kompaniegemeinschaft. William hatte nicht einmal mehr ein tatsächliches Anrecht, noch 10 000 Dollars zu fordern; die Großmut Browns zahlte sie ihm aus. Und so kam er nach Europa, um sein Glück zu suchen."

„Er hat es gefunden," schloß der Mann nach einer kurzen Pause, leise und schmerzlich ...

Justine stand auf.

Sie wußte gar nicht, was sie nun wollte — oder mußte ... sie war wie betäubt. Sie, deren Zorn sonst in leidenschaftlichen Wortströmen und starken Gebärden dahin brauste, war stumm und still.

Sie dachte: ‚Wie bin ich schwindelig ...'
Weiter gar nichts.

Und ging schwankend auf ihren Schreibtisch zu. Ihr war, als wolle sie dort etwas — das war doch ihr Platz ...

„Ja, sehr schwindelig ..."

Noch ein tappender Schritt vorwärts ... dann fiel sie hin. Ohne Seufzer, ohne Laut. Schwer und lang.

Er versuchte sie aufzuheben. Dann kam Fräulein Wittmer gelaufen. Mit einem Male waren auch Dora und Petersen da.

Und wenige Minuten später liefen alle Menschen in der Fabrik umher und einer sagte es dem anderen: Frau Staphorst hat einen Schlaganfall ...

Ein Arbeiter stürzte mit der Kunde in das kleine Kontor, wo William und der Disponent einander am Doppelpult gegenüber saßen.

William fuhr auf. Eine rasche Blutwelle strömte ihm zum Gesicht. Er seufzte tief auf ... Da traf sein Blick den Blick des anderen Mannes. Ihm kam vor, als sähe der ihn sonderbar forschend an — so, als wolle er herausfinden, ob der Schwiegersohn sich etwa freue ... Und sein Augenlid fing an zu blinzeln.

„Da muß ich doch gleich mal ..." sagte er hastig, „es ist hoffentlich doch nicht ..."

Rasch verließ er das Kontor.

Im Flur des Hauses traf er auf die Köchin. Sie kam gerade treppan gerannt.

„Ist zum Doktor geschickt?" fragte er.

„Säger spannt schon an ... sie is aber schon wieder bei sich. Ich glaub', es war nur 'ne schwere Ohnmacht. Solche hat sie schon mal gehabt — den Tag, wie ..."

William erfuhr nicht mehr an welchem Tage.

Die Köchin brach plötzlich ab und bekam einen roten Kopf. Dann murmelte sie etwas davon, daß man der Frau doch einen Kognak geben solle, sie wolle mal rasch einen holen und rannte weiter.

Er stieg treppan. Er ging den Korridor entlang und öffnete die Tür zu dem Arbeitszimmer.

Und dann stand er vor Schreck auf der Schwelle still ...

Da auf dem breiten, langen alten Sofa lag die Frau ausgestreckt ... Neben ihr kniete Fräulein Wittmer und liebkoste mit Streicheln die Hände der Liegenden ... Zu Häupten von ihr aber stand Gilbert Franke!

Dora wollte gerade eine Schüssel mit Wasser und eine Essigflasche wieder hinaustragen. Etwas ungeniert schob sie sich an William vorbei und machte dann von draußen die Tür zu.

Langsam kam er näher. Durch sein Hirn kreisten Fragen. Was wollte Gilbert hier? Weshalb kam er? Weshalb heimlich, das heißt ohne sein, Williams, Vorwissen? Hing der Unfall der Frau damit zusammen? War was geschehen? Unsinn — was sollte geschehen sein?

Und er begriff, daß er nichts zeigen dürfe, wie eine harmlose, natürliche Verwunderung.

Er nickte seinem Vetter zu. Sehr leise auftretend ging er bis an das Sofa und

stellte sich neben die knieende Wittmer. Er neigte sich über die Frau. Sie sah totenhaft bleich aus und lag mit geschlossenen Augen. Doch ging ihr Atem gleichmäßig. Der Mann sah auch, wie sie mit leisem Druck die streichelnden Liebkosungen Fräulein Wittmers zu erwidern suchte. Sie war also bei Bewußtsein.

„Wie geht es denn, liebe Mama?" fragte er sanft, „besser? Soll ich Gunhild holen lassen ..."

Sie machte eine heftige Bewegung und öffnete die Augen.

Aber sie sah den Mann nicht an, der über sie gebeugt stand. Ihr Blick ging suchend seitwärts ... sie griff mit der Hand hinaus ...

Gilbert fühlte, daß er es war, den sie suchte, und neigte sich vor.

Sie umkrallte seinen Arm.

„Sprechen Sie mit ihm ... fragen Sie ihn ... wie er die Stirn haben konnte ... sprechen Sie ... Aber sie soll es nie erfahren — nie ..."

„Regen Sie sich nicht auf!" flüsterte Fräulein Wittmer und faltete flehend die Hände.

„Mama — — was ist ..." begann der Mann stotternd.

Da richtete sie sich ein wenig auf und sah ihn gerade an.

Noch einmal flammte ungebrochen ihre ganze leidenschaftliche Natur auf und loderte ihm entgegen in einem heißen Zorn ...

„Hinaus!" keuchte sie, „hinaus ..." Er schauderte zusammen, die haßvolle Wildheit dieses Blickes ließ ihn erzittern. Schon erfaßte auch Gilbert seinen Arm.

Er hörte eine Flüsterstimme sagen: „Komm nur jetzt — komm nur."

Und er ließ sich hinausführen — —

„Schurke!" murmelte die Frau hinter ihm her und sank dann zurück.

Fräulein Wittmer weinte still vor sich hin.

Wieder vergingen die Minuten. Und es schien, als kehrte ein wenig Farbe in Justinens Gesicht zurück.

‚Wenn sie doch nur sprechen wollte!' dachte Fräulein Wittmer. Sie wußte ja, das erleichterte dies heiße Herz und machte es auch zuweilen milden Sinnes.

(Schluß folgt.)





Selbstbildnis Franz von Lenbachs †.
(Original im Besitz der Firma G. Seidenader in München)



Der unerwartete Angriff. Gemälde aus dem Feldzuge in Turkestan.

Wassili Wereschtschagin.

Persönliche Erinnerungen an ihn und sein Werk.

Von

Prof. Ludwig Pietsch.

Mit einem Einschaltbild und vierzehn Textillustrationen.

Ein heldenhafter Tod hat ein heldenhaftes Künstlerleben geendet. Der berühmte russische Maler Wassili Wereschtschagin ist mit dem kühnen Admiral Makarow und fünfhundertachtzig braven russischen Marinesoldaten und Matrosen auf und mit dem durch eine Mine zerrissenen stahlgepanzerten Linienschiff „Petropawlowsk" im Hafeneingang Port Arthurs bei dem Seekampf gegen die japanische Flotte am 13. April von der Flut verschlungen worden. Als Knabe schon zur Marinelaufbahn bestimmt, hat er noch als Flottenleutnant diesen militärischen Beruf aus leidenschaftlicher Liebe zur Kunst mit dem des Malers vertauscht. Aber auf weiten Umwegen gleichsam hat ihn dennoch das Schicksal dahin geführt, sein Leben wie ein tapferer Marineoffizier zu enden, vom Brüllen der Geschütze, vom Krachen berstender Minen umtost, umwölkt vom Pulverdampf, umzuckt von feurigen Blitzen, mit todwundem Schiff auf wogendem Meer zu versinken. — Immer hat sein humaner Geist den Krieg gehaßt und verabscheut. Die große Mehrheit der zahlreichen Gemälde, in welchen er Vorgänge aus den Kriegen seines Vaterlandes schildert, ist viel mehr geeignet, diesen Abscheu vor dem Kriege dem Beschauer mitzuteilen, als die kriegerischen Taten zu verherrlichen und die Freude am Waffenhandwerk zu erwecken. Und dennoch suchte Wereschtschagin den Krieg auf und hat an jedem teilgenommen, der während seiner Mannesjahre von russischen Heeren ausgefochten wurde. Was ihn dazu trieb, war einerseits seine glühende Vaterlandsliebe, vor allem aber die Künstlerfreude an all den eminent malerischen Szenen und Erscheinungen, welche jeder Kriegszug unvermeidlich mit sich bringt, und der unwiderstehliche Trieb der Künstlerseele, alles Wirkliche kennen zu lernen, zu beobachten und dessen Anschauung dem in seinem Gehirn angesammelten Bilderschatz einzuverleiben.

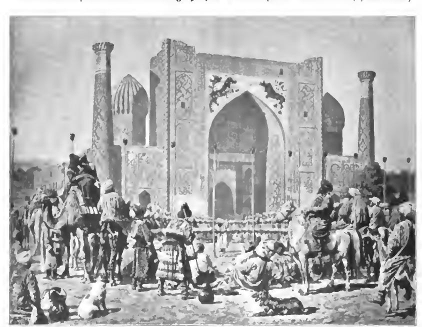
Wereschtschagin war längst schon ein in seinem Vaterlande berühmter Maler, als wir in Berlin ihn noch kaum dem Namen nach kannten, noch nie ein Bild von ihm gesehen hatten. Das erste, was ich von ihm zu Gesicht bekam — wobei ich zum erstenmal seinen Namen las — waren auf der Wiener Weltausstellung im Sommer 1873 die großen Photographien nach Gemälden von Kampf- und Marschszenen aus dem Kriege der Russen in Turkestan, wie von mit charakteristischen Gestalten und Szenen belebten architektonischen Denkmalen der alten Größe der nun verfallenen zentralasiatischen Reiche. Die Bilder fesselten

und ergriffen uns mit ganz eigentümlicher, wundersamer Macht, durch die Fremdartigkeit der Gegenstände wie durch die originelle Kraft der Schilderung, die Lebendigkeit und überzeugende Wahrheit der dargestellten Menschen und Dinge.

Es sollten noch über acht Jahre vergehen, ehe ich Wereschtschagin und Originalgemälde und Zeichnungen von seiner Hand zu sehen bekam und des ganz eigenartigen und genialen Mannes persönliche intime Bekanntschaft machte.

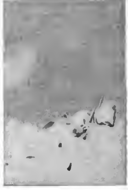
An einem der ersten Februartage des Jahres 1882 erhielt ich den Besuch eines mir unbekannten Herrn, eines schlanken, hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes von ungefähr vierzig Jahren mit bereits etwas spärlichem Haar, dunklem, großem Vollbart, kühn und fein geschnittener Adlernase und tiefliegenden, blitzenden, dunkelgrauen Augen, einem Kopf, dessen ganzer Typus an die jener kaukasischen tscherkessischen Krieger erinnerte, wie sie auf Horschelts bewundernswerten Zeichnungen aus den russischen Kaukasuskriegen häufig erscheinen. Er überreichte mir einen Brief meines teuern Turgenjew, worin dieser mir mit warmen Worten den Überbringer, seinen „lieben Freund, unsern großen russischen Maler Wereschtschagin" empfahl und mich ersuchte, alles, was ich vermöchte, für ihn zu tun.

Eben hatten wir die Nachricht erhalten, daß die in St. Petersburg ausgestellt gewesene Masse von Gemälden und Zeichnungen des russischen Meisters demnächst auch in Berlin zur Ausstellung gelangen würde. Nun bestätigte er selbst mir diese Nachricht und erzählte mir, daß er in Ermangelung eines anderen Lokals von geeigneter Größe sich entschlossen hätte, die Krollschen Säle am Königsplatz zu wählen, um in ihnen diese 88 größeren und kleineren Ölgemälde, darunter zwei von ganz kolossalem Umfang, und eine große Sammlung von Handzeichnungen, besonders Bleistiftstudien nach Köpfen kirgisischer, turkmenischer, indischer, kalmückischer Männer und Frauen, auszustellen. Das in diesen Sälen herrschende Halbdunkel machte es notwendig, die Tagesbeleuchtung durch elektrische Lampen zu ersetzen. Das war damals, wo sich das neue Problem der elektrischen Beleuch-



Der Triumph. Gemälde aus dem Feldzuge in Turkestan.





„Am Schipkapaß alles ruhig.“

tung noch im ersten Stadium seiner Entwicklung befand, in Berlin etwas ganz Neues und Unerhörtes. Man verwunderte sich darüber so sehr, daß von vielen die Veranstaltung einer solchen Beleuchtung einer Gemäldeausstellung dem Künstler als Reklame, als sogenannte „Effekthascherei“ der schlimmsten Art ausgelegt wurde. Den Vorsaal mit den Zeichnungen und Studien hatte er mit einer Menge von indischen, bokharischen, tibetanischen Teppichen, Decken, Stickereien, Schabracken, von Waffen aller Art, Frauen- und Männerschmuck für Haar, Ohren, Hals, Arme und Füße, von indischen und tibetanischen Götzen- und Heiligenbildern, Musikinstrumenten, Metallgeräten, Gebetmaschinen, indischen Hirschgeweihen, einem ausgestopften Himalayageier, Bärenfellen ꝛc. dekoriert.

Von dem Leben und dem künstlerischen Entwicklungsgange Wereschtschagins erfuhr ich zunächst nur äußerst wenig. Daß jenes ein sehr bewegtes, abenteuerreiches, dieser ein ganz ungewöhnlicher gewesen sein müsse — das ersah ich wohl klar schon aus den ausgestellten Gemälden. Er selbst aber war in bezug darauf sehr zurückhaltend in seinen Mitteilungen. Mit seiner Person irgend in den Vordergrund zu treten, mit seinen Leiden und bestandenen Abenteuern zu prunken, widerstrebte seiner innersten Natur. Nur allmählich, gleichsam tropfenweise, konnte ich, als ich intimer mit ihm bekannt und er in meinem Hause und meiner Familie mehr und mehr heimisch geworden war, ihm genauere Mitteilungen darüber entlocken. Andere ergänzende Nachrichten empfing ich durch unseren gemeinsamen Freund Iwan Turgenjew in Paris, den ich dort im Frühling desselben Jahres — zum letztenmal im Leben (er starb 1883) — wiedersah.

Was ich so Authentisches über Wereschtschagin erfuhr, war folgendes: Er war in dem Städtchen Tscherepowetz im Gouvernement Nowgorod am 26. Oktober 1842 geboren. Seine Mutter stammte aus einer tatarischen Familie, sein Vater aus einem alten russischen Adelsgeschlecht. In freier Natur, in Urwäldern und Feldern ungebunden umherschweifend, ein träumerisches Kind, hatte er bis zu seinem achten Jahre eine glückliche Knabenzeit verlebt. Seine eingeborene Neigung und Veranlagung zur bildenden Kunst bekundete sich schon damals in der Ausführung der treuesten Nachzeichnung eines Bildes, das er in das rote Tuch seiner Amme eingewebt fand. Diese Zeichnung (eine von Wölfen angefallene Troika) wurde zwar wie ein Wunder angestaunt; aber der Vater des Knaben wurde dadurch dennoch nicht in seiner Entschließung schwankend gemacht, den Sohn für die Marinelaufbahn zu bestimmen. Im achten Lebensjahre wurde Wassili in das Alexander-Kadetteninstitut in Zarskoje Sselo gegeben, wo er einer sehr strengen Zucht unterworfen blieb. Drei Jahre später kam er zur höheren fachmännischen Ausbildung in das Seekorps nach Petersburg. Seine Lust, sein unwiderstehlicher Trieb zum Zeichnen hatte an Stärke während dieser Jahre nur noch



Einsegnung der Gefallenen.

zugenommen. Der junge Kadett übte sich, wo er irgend freie Zeit dazu fand, weiter im Nachzeichnen. Im sechzehnten Jahre wurde er mit den meist ausgezeichneten anderen Mitschülern ausgewählt, um auf Übungsfahrten in den westlichen Gewässern auf Schiffen der kaiserlichen Flotte sich im praktischen Dienst zur See auszubilden. Auf der „Kamtschatka" fuhr er 1858 nach Kopenhagen, Brest und Bordeaux und lernte so ein ganz neues Leben, neue Menschen, ein neues Stück Welt kennen. Nach Petersburg zurückgekehrt, besuchte er vielfach die Sammlungen der Eremitage, an deren herrlichen alten Meisterwerken seine Liebe zur Kunst sich immer heißer entfachte, während er in der Zeichenschule eifrig tätig war. Aber noch einmal mußte er zur See, um eine zweite Übungsfahrt, diesmal auf der Fregatte „Swetlana", mitzumachen. Sie führte ihn in den Ärmelkanal nach Portsmouth und der Insel Wight. Von dort aus ging er für kurze Zeit nach London. Alle dort und in Petersburg empfangenen mächtigen künstlerischen Eindrücke reiften in ihm den Entschluß, den Marinedienst aufzugeben und sich fortan ganz der Malerei zu widmen, sehr gegen Wunsch und Willen des Vaters, der ihm während der nächsten Jahre jede Beihilfe entzog. Nur durch ein kleines Stipendium, das ihm der Direktor der Petersburger Malerakademie Lwoff auswirkte, wurde ihm das Leben als Schüler dieses Instituts möglich gemacht. Dann lernte er den eben von Italien zurückgekehrten Akademieprofessor Beidermann kennen, der sich nach Paris begeben wollte, um dort die Entwürfe und Kartons für die Gemälde zu zeichnen, mit welchen eine Kirche in Rußland von diesem Künstler ausgeschmückt werden sollte. Er ließ sich von Wereschtschagin (aber auf dessen eigne Kosten) begleiten. Bei Beidermanns Arbeiten versprach der junge Kunststudent ihm nützliche Dienste leisten zu können. Aber dieser erkrankte heftig in Paris, mußte zu seiner Wiederherstellung die Bäder von Eaux les Bonnes in den Pyrenäen aufsuchen, ward dort hergestellt, und neugekräftigt kehrte er nach Petersburg zurück. Mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß nahm er seine Studien in den Klassen der Akademie wieder auf, sogar zur Ausführung einer großen akademisch-klassischen Komposition, dem schön gemalten Bilde einer „Rache des heimgekehrten Odysseus an den Freiern", hat er es damals gebracht. —

Aber lange hielt er den akademischen Unterricht nicht aus. Er dürstete nach Natur und freiem Studium ihrer Schöpfungen und ursprünglichen, von der alles nivellierenden Kultur weder äußerlich noch innerlich beleckten Menschen. So verließ er im Sommer 1863, wie es Puschkin, Lermon-

tow und Graf Tolstoi getan hatten, Petersburg und ging in den Kaukasus, in dessen grandioser Natur und dessen Bevölkerung er alles das fand, wonach ihn verlangt hatte. Mit leidenschaftlichem Eifer stürzte er sich dort in die künstlerische Arbeit, ins Studium der Landschaft und der Menschen, malte und zeichnete Bildnisse russischer Offiziere und sammelte massenhaft Naturstudien, die ihm dann aber unglücklicherweise teils gestohlen wurden, teils durch eigne Nachlässigkeit verloren gegangen sind. —

Mit dem Vater hatte er sich wieder ausgesöhnt. Nach zweijährigem freiem Künstlerleben im Kaukasus, das seine Phantasie aufs reichste befruchtet hatte, ging er 1864, nun vom Vater unterstützt, zum zweitenmal nach Paris, um hier in der École des beaux-arts und unter Gérômes Leitung die Malerei systematisch zu studieren. Aber bei allem Respekt vor dem freien Geist und dem großen Können dieses damals vielbewunderten Meisters konnte er sich mit dessen ganzer Kunstweise nicht befreunden, und dessen Rat, vor allem nach den Gemälden der großen Alten im Louvre zu kopieren, mochte er nicht befolgen. Das Leben und die Natur zu schildern, wie er sie mit seinen eigenen Augen erschaut, erkannte er als seine Aufgabe. Um ihn dazu befähigter zu machen, wäre, so meinte er, weder der akademische Unterricht, noch das Kopieren im Louvre die rechte Schule. Schon 1865 war er in den Kaukasus zurückgekehrt, um dort seine Studien der interessantesten Menschenrassen und Typen fortzusetzen und nationale russische Stoffe zu finden, die er in Bildern nach dem Herzen seiner geliebten Russen darzustellen plante.

Von diesem Arbeitsfelde rief ihn ein unerwartetes, für sein Leben entscheidendes Ereignis ab. Er erfuhr zufällig, daß der berühmte Besieger Schamyls und Bezwinger der von diesem geführten kaukasischen Bergvölker, General v. Kauffmann, der den Oberbefehl im Kriege der Russen gegen Turkestan, die Emire von Chiwa und Bokhara übernommen hatte, auf seinem Feldzuge von einem Künstler begleitet zu werden wünschte, der, wie es während der Kaukasuskämpfe durch den genialen Münchener Zeichner Horschelt geschehen war, die Bilder der kriegerischen Vorgänge in jenen wenig bekannten Ländern Innerasiens in raschen Zeichnungen und lebensvollen Skizzen festhielte. Das war eine Mission so recht nach dem Herzen Wereschtschagins. Er meldete sich bei dem General und wurde von diesem eingeladen, sich ihm anzuschließen. So machte er den ganzen blutigen turkestanischen Feldzug mit, der mit dem vollen Sieg Rußlands schloß und damit zum Ende der grausamen Willkürherrschaft jener muhammedanischen Despoten führte. Aber nicht nur als Künstler ist er in diesem Kriege tätig gewesen. Es fügte sich so, daß er sich ebenso tüchtig als Soldat erweisen sollte, der für die Sache des Vaterlandes mit ruhiger Entschlossenheit sein Leben einsetzte.

General v. Kauffmann hatte mit seinen



Vor dem Angriff.



Kaiser Alexander vor Plewna.

Truppen das alte sagenumwobene Samarkand, einst die Hauptstadt Tamerlans, mit Sturm erobert. Das Heer des Emirs von Bokhara schien in alle Winde zerstreut. Der Sieger ließ — keine Gefahr mehr von den Besiegten befürchtend — nur eine Besatzung von 600 Mann in der Stadt und Zitadelle zurück und verfolgte mit der Hauptmacht seiner Truppen die flüchtige Armee des Feindes. Diese aber verstand es, sich den Verfolgern zu entziehen, sich wieder zu sammeln, unbemerkt sich in einer Stärke von 20 000 Mann Samarkand zu nähern, um nun ihrerseits den durch jene schwache Besatzung verteidigten Platz zu bestürmen. Die alten, verfallenen Mauern boten nur geringen Schutz. Die Lage der Russen in der Stadt wurde immer verzweifelter. Bei der Verteidigung gegen eine so ungeheuere Übermacht fielen die meisten Offiziere, und täglich schmolz die Zahl der noch kampffähigen Mannschaft mehr und mehr zusammen. In diesem kritischen Moment hatte Wereschtschagin, der, um in der merkwürdigen, eminent malerischen Stadt seine Studien zu machen, bei der Besatzung zurückgeblieben war, die Führung übernommen, und gerade damals sollte ein großer Sturmangriff des Belagerers gegen die Bresche in der Mauer erfolgen. Die Russen erwarteten den Angriff, von der Mauer gedeckt und den Stürmenden verborgen. Und der wilde, heulende Schwarm kam über die große Bresche in der Mauer wie eine Sturmflut hereingebrochen — und gerade in die Bajonette der Russen hinein. Ein fürchterliches Gemetzel begann. Bald bedeckten Berge von turkmenischen Leichen die Mauertrümmer und das nächste Gelände. Der Rest entkam, von den Kugeln der Russen verfolgt, in wilder Flucht. Erst nach dieser Befreiung der Besatzung durch eigene Kraft traf der General, den ein Bote der Eingeschlossenen glücklich erreicht hatte, in Eilmärschen zu ihrem Entsatz ein. Wereschtschagins heldenhaftes Verhalten wurde dem Zaren berichtet, und der Künstler wurde durch die Verleihung des Georgskreuzes ausgezeichnet. Die Dekorierung sollte in feierlicher militärischer Form erfolgen. Den überraschenden Verlauf der Szene soll, wie mir Turgenjew erzählte, General v. Kauffmann in den Petersburger Salons nach dem Kriege in folgender Weise geschildert haben: Die Truppen seien vor der großen Moschee in Parade aufgestellt gewesen. Der General hätte mit seinem Stabe vor der Front gehalten und Wereschtschagin herangerufen. „Du hast Dich so brav benommen, Freund," habe er zu dem Künstler gesagt, „hast dem Kaiser und dem Vaterlande so große und schöne Dienste freiwillig geleistet, daß beide Dir den größesten Dank und Lohn schulden. Des zum Zeichen überreiche ich Dir hier in des Kaisers Namen das St. Georgskreuz. Nimm das meine von meiner Brust." Und was habe der so Geehrte darauf geantwortet? Er sei vorgetreten und habe zu dem General gesagt: „Wie? Ich soll das Kreuz nehmen, weil Du eine große Dummheit gemacht hast? Hättest Du uns nicht hier zurückgelassen und Dich nicht vom Feinde in die Irre führen lassen, so hätten wir es gar nicht nötig gehabt, uns von ihm totschlagen zu lassen und uns unserer Haut zu wehren. Ich danke für Dein Kreuz. Behalte Du es." — „Was sollte ich tun," so habe der General weiter erzählt. „Mir blieben nur zwei Möglichkeiten. Entweder mußte ich den Beleidiger fassen, vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen; oder ich mußte mich stellen, als ob ich ihn gar nicht gehört hätte. Ich zog let-

teres vor, wandte mein Pferd und ritt davon."

Nach der Beendigung des Turkestanischen Krieges ging Wereschtschagin nach Petersburg, wo er eine erste Ausstellung seiner turkestanischen Skizzen und Studien und der noch in Samarkand ausgeführten Gemälde veranstaltete. Dem hauptstädtischen Publikum wurde durch diese, der abenteuerlichen Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen zum erstenmal zur lebendigen Anschauung gebracht, um welches merkwürdige, unbekannte, bisher immer in den Schleier des Geheimnisses gehüllt gewesene Stück Welt durch die Taten, die Tapferkeit und das zähe Ausharren des russischen Heeres das gewaltige Zarenreich vergrößert worden war. Der Maler aber fand, daß er während des Krieges und durch diesen vielfach von seinen rein künstlerischen Interessen und Arbeiten abgelenkt, jenen Menschen, Bauten, Denkmalen der Vergangenheit noch nicht das genügend eindringende Studium hätte widmen können. Um die von ihm erkannten Lücken seiner Anschauung auszufüllen, begab er sich 1869 noch einmal nach Zentralasien. Dort unternahm er die kühnsten Streifzüge und Studienwanderungen bis nach China hinein, der Gefahren für Leib und Leben nicht achtend, die ihn allüberall seitens der russenfeindlichen Bevölkerungen, wie durch Klima und Strapazen umdräuten. Aber das Glück war hier mit dem Kühnen. Er kehrte heil und gesund im Jahre 1871 mit einer überreichen Ausbeute von Studien und Skizzen nach Rußland zurück.

Um diese in Ruhe zu fertigen Gemälden auszugestalten, verließ er das Vaterland und übersiedelte nach München, wo er seinen ihm so sympathischen deutschen künstlerischen Gesinnungsgenossen, den großen Schilderer der russischen Kaukasuskämpfe und Siege, seinen Vorgänger im Hauptquartier des Generals von Kauffmann, Horschelt, fand, leider um ihn nur zu bald wieder durch den Tod zu verlieren.

Wereschtschagin bezog das von Horschelt verlassene große Atelier und arbeitete dort mit eisernem Fleiß an der Ausführung der geplanten neuen Land- und Sittenschilderungen aus Turkestan. Wie er diese zum Teil ganz riesenhaften Gemälde in der Zeit von drei Jahren zu schaffen vermocht hat, erscheint völlig rätselhaft.

Bald wurde die alte Wanderlust und die Begierde Unbekanntes, Unerforschtes zu schauen, wieder übermächtig in ihm. In Begleitung seiner tapferen jungen Frau begab er sich 1874 auf eine Reise, die ihm noch härtere Strapazen, noch schlimmere Gefahren, noch größere Entbehrungen in gewisse Aussicht stellte, als die, welche er auf seinen Streifzügen durch Turkestan zu ertragen gehabt hatte. Die beiden Reisenden drangen tief in das nördliche Ostindien, Kaschmir und in die Hochgebirgsländer des Himalaya ein, überschritten dessen höchste, in ewigem Schnee und Eise begrabenen Pässe. Wereschtschagin malte und zeichnete in den buddhistischen Tempeln und Klöstern, nach den grandiosen Gebirgsszenerien, nach den herrlichen Denkmälern altmuhamme-



General Skobelew vor seinen Truppen nach der Schlacht von Scheinowo.

danischer Bau- und Dekorationskunst, nach den Menschen, welche in diesen fremden Welten hausen mit unersättlicher Lust, die mit der Zeit nur immer zu wachsen schien. Er studierte die Rassen, Volkstypen, ihre Sitten und religiösen Gebräuche; die Landschaft, das Tierleben der durchwanderten Länder. Die empfangenen Eindrücke und die gehabten Erlebnisse schilderte das Ehepaar in Tagebuchblättern, die später, mit Zeichnungen Wereschtschagins illustriert, als Buch herausgegeben wurden und auch in deutscher Ausgabe erschienen sind. Endlich warfen die übermäßigen Anstrengungen und Entbehrungen den Künstler in Agra aufs Krankenbett. Fast hatte er schon die Hoffnung aufgegeben, das Vaterland wieder zu sehen. Aber seine eiserne Natur trug den Sieg über die Krankheit davon. Er kehrte, wieder genesen, nach Europa zurück, wo er zunächst die ruhige Stätte wählte, nach der ihn verlangte, um auf ihr die Werkstatt aufzuführen, wie sie ihm für seine künstlerischen Zwecke am angemessensten dünkte, um seine neugewonnenen Anschauungen und Studien zu Gemälden zu bearbeiten. Er wählte das nahe bei Paris gelegene Dorf Maisons-Lafitte. Es ist eine Schöpfung des berühmten liberalen Politikers und Bankiers Louis Philippe Lafitte. Nach dem Zusammenbruch des einst unermeßlich reichen Bankhauses wurde sein fürstlicher Wildpark zerstückelt, und die Gebäude wurden niedergerissen, um das Terrain zur Bebauung mit Wohnhäusern herzugeben. Ich lernte das dort errichtete Atelier Wereschtschagins im Mai 1882 bei einem Besuch von Paris aus persönlich kennen. Eines der Gebäude enthielt das große Winteratelier, einen ganz kolossalen Raum von gewaltigen Dimensionen. Ein zweites Gebäude enthielt das Sommeratelier. Die eine Wand seines Innenraumes war völlig entfernt, sodaß das Tageslicht in seiner ganzen Höhe und Breite hereinfluten konnte. Davor aber lag ein von einem hohen Zaune umhegter Anger, auf welchem der Künstler nach seinen Modellen im Freien malen konnte. Das Haus selbst aber war so eingerichtet, daß es durch die Drehung einer Kurbel sich leicht auf seinem Unterbau langsam im Kreise herum bewegen ließ. So konnte das dem Maler darin stehende Modell stundenlang in gleicher Beleuchtung gehalten werden, indem das ganze Gebäude der weichenden Sonne nachgedreht wurde.

Kaum ein Jahr hatte Wereschtschagin in diesem Heim gehaust und in diesen Räumen gearbeitet, so riefen ihn wieder neue gewaltige kriegerische Ereignisse in sein Vaterland zurück. Rußland hatte in den Befreiungskampf Bulgariens gegen die türkische Herrschaft mit eingegriffen und der hohen Pforte den Krieg erklärt. General Skobelew war ein alter Bekannter des Künstlers. Letzterer bedurfte nicht erst der Einladung des verwegenen Führers. Als ihn 1877 die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erreichte, eilte er nach Rußland zurück und schloß sich den ins Feld rückenden Truppen an. Auch in diesem opferreichen Kriege hat Wereschtschagin seinen Gefahr und Tod verachtenden Mut nicht nur als Künstler, welcher nichts scheut, wo es sich um die Beobachtung und das Studium aller kriegerischen Vorgänge handelt, sondern auch, wie damals in Samarkand, durch aktive Beteiligung an den Kämpfen glänzend bewährt. Unter anderm an der Sprengung eines türkischen Panzerschiffs durch einen Torpedo, wobei er eine Schußwunde an der Hüfte davontrug, zu deren Heilung er eine Zeitlang im Lazarett zu Bukarest liegen mußte. Ihre Folgen machten sich ihm noch nach Jahren unbequem fühlbar. Kaum notdürftig geheilt, war er bereits wieder bei der Armee in Bulgarien. Er machte deren furchtbaren Winterfeldzug mit und wurde nächster Zeuge der Taten und Leiden der russischen Truppen während dessen Dauer. Am Schipkapaß hat er mit ihnen ausgehalten; mit Gurko den Balkan überstiegen. Er war bei der endlichen Besiegung Plewnas, — er ritt an der Seite Skobelews während der winterlichen Entscheidungsschlacht und fungierte als Sekretär des Generals Markow bei den Friedensverhandlungen zu San Stefano.

Mit den während des türkischen Krieges gesammelten Studien und Skizzen kehrte der Künstler nach Maisons-Lafitte zurück und ging mit gewohntem Feuereifer daran, die großen Gemälde auszuführen, in denen er den Krieg in seiner ganzen grauenvollen Gestalt und seinem wahren, von den Kriegsmalern gemeinhin so trügerisch verschönten Gesicht zu schildern gedachte. Dieser berühmte Zyklus der Bilder aus dem russisch-



Hinrichtung aufständiger Inder durch die Engländer.

türkischen Kriege bildete einen der beiden Hauptteile jener vielumfassenden Sammlung, welche er in der oben geschilderten Weise im Februar 1882 in Berlin in den Krollschen Sälen zur Ausstellung brachte; den anderen die Kriegs-, Sitten-, Architektur- und Landschaftsbilder aus Turkestan und Ostindien.

Wereschtschagin versicherte, daß er den Krieg, die Menschenschlächterei vom Grund der Seele hasse. Aber während er die russischen Truppen auf den kühnen, fast abenteuerlichen Kriegszügen des Generals Konst. v. Kauffmann begleitete, muß die Freude an der malerischen Erscheinung der miterlebten Kämpfe und Taten und zugleich der national-patriotische Stolz auf den Heroismus seiner Volksgenossen jedes andere Gefühl überwogen haben. Das beweisen seine Bilder aus den Kriegen deutlich genug.

Groß war auch die Zahl der interessantesten Sittenbilder aus dem Volks- und Straßenleben turkmenischer und indischer Städte, wie von charakteristischen Einzelgestalten und Gruppen von solchen wie von prachtvollen Denkmalen der Architektur und Dekorationskunst, die den Zeiten der alten mächtigen Khane Turkestans und der Großmoguln Indiens entstammen.

Die trostlose Seite des Krieges ist seit Callot und Goya kaum von andern Kriegsmalern aller Nationen mit so unbestechlichem Wahrheitssinn in ihrer ganzen Furchtbarkeit geschildert worden, wie hier durch Wereschtschagin. Gerade diese in den Kriegsbildern der anderen Maler immer möglichst vermiedene und so gleichsam verschwiegene Kehrseite aller kriegerischen Glorie und Herrlichkeit, all den Jammer, das massenhafte blutige Verderben, womit diese erkauft werden müssen, hat er sich zum Hauptgegenstande seiner Schilderungen gewählt. Wenn die Lust am Kriege dem menschlichen Raubtier nicht zu tief im Blut steckte, so müßte er durch solche wahrhaftige Schilderungen allem Volk gründlich verleidet werden. Wunderlich bleibt es dabei, daß diese Bilder, welche wie dazu geschaffen erscheinen, vom Kriege abzuschrecken, und die wie die stumme, aber beredte Friedenspredigt eines Humanitätsapostels wirken von einem Manne geschaffen wurden, der persönlich fast eben solche Freude am Waffenhandwerk und soviel Geschicklichkeit dafür bewiesen hat, wie

an der und in der friedlichen Kunst des Malers. —

In dem russisch-türkischen Kriege hatten die Truppen nicht nur mit tapferen, gut geleiteten, zäh ausdauernden, todverachtenden feindlichen Heeren, sondern zugleich mit der Naturgewalt eines harten Winters zu kämpfen. Zu alledem hatten sie schwer unter den Folgen der nichtswürdigen Gaunereien gewissenloser Lieferanten und mancher hochgestellten Oberen zu leiden, welche den Soldaten die Nahrung fälschten, die Kranken und Verwundeten elend verkommen ließen durch den Mangel am Notwendigsten, wofür die Heimat verschwenderisch gesorgt zu haben glauben durfte. Alle diese Erfahrungen und Beobachtungen, der stete Anblick des unentrinnbaren Elends der hingeopferten Tausende, der ungeheuren Summe von Schmerz, Verzweiflung und Grauen verdüsterte die Stimmung der tief und zart empfindenden, sein Volk und Vaterland glühend liebenden Seele Wereschtschagins vielmehr, als die glänzenden russischen Taten und Siege, an denen auch dieser Krieg nicht arm war, ihn freudig zu erheben vermochten. Die Mehrzahl seiner damals hier ausgestellten Bilder aus diesem Kriege tragen das Gepräge jener Stimmung, aus der heraus sie erzeugt wurden. So das große Gemälde „Unsere Feinde", das die Türken nach einem ihrer Siege den das Schlachtfeld massenhaft bedeckenden russischen Leichnamen die Köpfe abschneidend und die Kleider und Stiefel raubend darstellt. So jenes andere, auf dem man unter freiem, mit dichtem, grauen Gewölk bedeckten Himmel auf weitem Blachfelde die Leichen der gefallenen Russen in langen Reihen nebeneinander hingebettet und einen einzelnen Popen, hinter dem ein Unteroffizier mit einem Gebetbuch steht, diese blutige Todesernte einfegnen sieht, ehe sie in das Massengrab gebettet werden. So die furchtbare Schilderung der versperrten Straße nach Plewna mit den Leichen der ihren Wunden und der Entkräftung erlegenen türkischen Gefangenen am Rande und mitten auf dem zerfurchten Fahrwege, wo Fuhrwerke und Geschütze späterer Kolonnen zermalmend darüberhin gegangen sind, von den dichten Schwärmen der Raben und Krähen, welchen die Tafel hier so reichlich gedeckt ist, überflattert und zerfleischt.

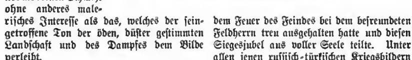


Die Salomonsmauer.

Drei der hervorragendsten Kriegsbilder dieses Zyklus hatten wenigstens nicht nur Qual und Jammer zum Gegenstande. Das eine stellt den Moment vor dem Hervorbrechen zum Sturmangriff gegen stark befestigte, vom Feinde besetzte Höhen bereiter russischer Infanterie aus dem Laufgraben dar, in welchem die Mannschaften dieser Sturmkolonne in drei Gliedern, platt auf den kotigen Boden geduckt, des Kom-



Napoleon vor Moskau in Erwartung der Bojarendeputation.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



mandos der Offiziere harren, die, zur Linken hinter einer hohen Getreidemiete beisammen stehend, die vom Dampf des Geschützfeuers umqualmte Höhe beobachten. — Das zweite zeigt den Kaiser Alexander II. mit den Offizieren des Hauptquartiers auf einer weiten, kahlen Höhe der (ersten unglücklichen) Schlacht bei Plewna zuschauend; diese selbst ist durch das weißliche Gewölk des Pulverdampfs verborgen. Die meisten der Herren dort oben, welche den auf einem Stuhl sitzenden Zaren umstehen, und diesen selbst sieht man fast nur von der Rückseite. Es ist die nüchterne, streng wirklichkeitsgetreue Darstellung eines Hauptquartiers während einer modernen Schlacht ohne anderes malerisches Interesse als das, welches der feingetroffene Ton der öden, düster gestimmten Landschaft und des Dampfes dem Bilde verleiht.

Ungleich eindrucksvoller und fesselnder ist durch Inhalt und Form das dritte Bild: General Skobelew, der toll verwegene Führer in den furchtbaren Kämpfen am Schipkapaß, mit seiner Suite sprengt nach dem letzten entscheidenden Siege im Galopp über das leichenbesäete, schneebedeckte Schlachtfeld am Fuße des nebelverschleierten Gebirgswalls im vollen Galopp längs der Reihen seiner Infanterie dahin, die den nationalen Helden mit ihren jubelnden Zurufen grüßen. Ein frischer kriegs- und siegfreudiger Zug geht durch das Bild. Zwischen den Offizieren der dem General nachsprengenden Suite sieht man auch Wereschtschagin selbst, der die schwere Zeit am Schipkapaß in Schnee und Eis bei grimmiger Kälte unter dem Feuer des Feindes bei dem befreundeten Feldherrn treu ausgehalten hatte und diesen Siegesjubel aus voller Seele teilte. Unter allen jenen russisch-türkischen Kriegsbildern ist dies letzte auch eins der im Ton feinsten, in der Durchführung delikatesten und vollendetsten.

Selbstverständlich erweckte diese merkwürdige, keiner anderen zu vergleichende Ausstellung hier in Berlin auch das lebhafte Interesse der Gesellschaft. Wereschtschagin wurde mit unseren ersten Künstlern, mit Menzel, R. Begas, W. Gentz, Paul Meyerheim u. a. bekannt, die ihn nach seiner ganzen Bedeutung schätzten und würdigten. In vielen gastlichen Häusern hätte man ihn gern empfangen. Aber er floh ängstlich jede größere Gesellschaft. Wo er ahnungslos in eine solche geriet, hätte er sich am liebsten — nach seinem eigenen Ausspruch — „wie ein Mäuschen“ in das verborgenste



In der Uspenski-Kathedrale zu Moskau.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Loch verkrochen. Bei seinem zweiten Besuche unserer Stadt vier Jahre später, im April 1886, schien in bezug darauf eine Wandlung bei ihm eingetreten zu sein. Wenigstens mied er den lebhaften geselligen Verkehr in meinem Hause keineswegs, und zumal wenn — was damals bei mir sehr häufig geschah — in unseren Räumen der herrliche Gesang gottbegnadeter Meisterinnen der holden Kunst erklang, gab es in unserem großen Kreise kaum einen begeisterteren, empfänglicheren, tiefer und inniger dadurch ergriffenen Zuhörer als Wereschtschagin.

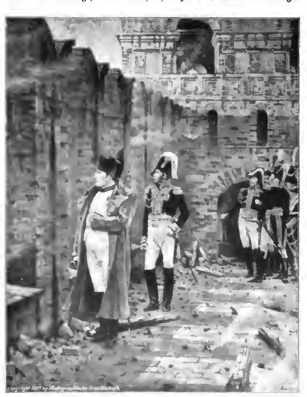
Die Hauptmasse jener 1882 hier ausgestellt gewesenen Kriegs- und Reisebilder und noch manche andere, die hier darunter fehlten, bilden heute den stolzen Schmuck des großen städtischen Museums, welches Moskau der Hochherzigkeit zweier seiner edelsten patriotischsten und kunstbegeisterten reichen Mitbürger, den verstorbenen Brüdern Tretjakow, verdankt. Der eine von ihnen, Paul, hatte während seines ganzen Lebens Werke russischer Maler gesammelt und so eine Galerie ohnegleichen zusammen gebracht, in welcher alle Meister seiner Nation durch eine Fülle ihrer besten Schöpfungen vertreten waren. Für diese Galerie erwarb er allmählich den größten Teil des künstlerischen Lebenswerks Wereschtschagins in geschlossener Masse, um dessen Zersplitterung und Verstreuung zu verhindern. Der Bruder Pauls, Sergiej Tretjakow, sammelte dagegen die köstlichsten Meisterwerke der ersten französischen und deutschen Maler des vorigen Jahrhunderts. Beide Brüder haben ihren gesamten unschätzbaren Gemäldebesitz der Stadt Moskau testamentarisch vermacht, die zu dessen Aufnahme ein großes Museumsgebäude nahe der Moskwa dem Kreml gegenüber errichtet hat, worin diese Kunstwerke, allem Volk zugänglich gemacht, von jedem genossen werden können.

Bereits die turkestanischen Bilder hatten den Ruhm ihres Malers in seiner Heimat

dauernd begründet. Aber die Auszeichnungen, mit denen ihn die Akademie ehren und belohnen wollte, wies Wereschtschagin kurz und entschieden zurück. Die 1880 veranstaltete Ausstellung der Gemälde aus dem russisch-türkischen Kriege in der russischen Kaiserresidenz machte einen wohl noch mächtigeren und tieferen Eindruck auf das Publikum, und auch der Zar selbst und die Mitglieder der kaiserlichen Familie versagten diesen wahrhaftigen Schilderungen der Schrecken des Krieges, der Leiden und des Heroismus des russischen Heeres ihre Bewunderung nicht. Wie in Petersburg und Berlin, so stellte Wereschtschagin die Gesamtmasse aller jener Gemälde und Zeichnungen nacheinander auch in Wien und Budapest, in Hamburg, in München aus. Nicht um dadurch einen materiellen Gewinst zu erzielen; gab er doch immer den größten Teil der Erträge, nach Abzug der bedeutenden Unkosten, meist für wohltätige Zwecke hin. —

Nach meinem Besuch bei ihm in Maisons-Lafitte im Mai 1882 erhielt ich lange keine briefliche Nachricht von ihm. Ich hörte nur, daß er noch einmal eine Studienreise nach Ostindien und in die chinesischen Grenzlande, und nach einiger Zeit eine solche nach Palästina und Syrien unternommen habe. Im Jahre 1885 las ich von der in Wien erfolgten Ausstellung seines, nach den in jenen Ländern gemachten Studien ausgeführten neuen Bilderzyklus indischer, tibetanischer und syrischer Szenerien, Vorgänge und Menschentypen und von den dieser Kollektion eingefügten Bildern aus dem Leben Jesu in realistischer Auffassung und in zeit- und lokalechter Erscheinung, wie von den heftigen Protesterklärungen gegen diese Art der Darstellung der heiligen Personen und Geschichten. Sie wurden als ketzerisch und blasphemisch von den Würdenträgern der römischen Kirche förmlich in den Bann getan. Im Anfang des April 1886 trat Wereschtschagin wieder bei mir ein, wo er mit herzlicher Freude von uns allen empfangen und bald auch wieder heimisch wurde. Er hatte die künstlerischen Früchte seiner letzten vier Jahre, 82 Ölgemälde und viele Zeichnungen, hierher geführt, um sie in einer Ausstellung wieder in den Krollschen Sälen, durch elektrische Lampen beleuchtet, dem Berliner Publikum zu zeigen. —

Von der früheren Ausstellung unterschied sich die diesmalige vor allem durch die Abwesenheit jedes Bildes einer Kriegs-



Napoleon im Kreml, den Brand Moskaus beobachtend.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

szene. Dafür aber, daß es uns diesmal dennoch nicht völlig an Darstellungen des Gräßlichen fehle, sorgten zwei Gemälde. Das eine stellte die Hinrichtung russischer Nihilisten durch den Strang an einem düstern Wintertage bei dichtem Schneegestöber dar, welchem grauenvollen Schauspiel eine dichtgedrängte Menge von Menschen aus allen Ständen, unbeweglich beieinander stehend, zuschaut. Das andere Bild schilderte die gleichzeitige Hinrichtung einer Anzahl indischer Rebellen (aus dem Seapoy-Aufstande gegen die Engländer im Jahre 1857), nach dem damals dafür eingeführten summarischen Verfahren. Die Verurteilten sind vor die Mündungen von Geschützen gebunden; die Kanoniere stehen neben ihnen, in vorschriftsmäßig-strammer militärischer Haltung das Kommando „Feuer" erwartend. Hier ist das helle, blendende Licht der tropischen Sonne über die furchtbare Szene ausgegossen.

Eine vielumfassende Gemäldegruppe bildeten die landschaftlichen und Architekturgemälde. Zwei von ihnen waren wieder in ganz kolossalem Maßstab gemalt: eine mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführte Ansicht des gesamten Kreml von jenseits der Moskwa gesehen, dessen Mauern, Türme, kuppelgekrönte Kathedralen, Klöster und Paläste im ruhigen, heiteren Licht eines klaren Frühsommertages sich in der stillen, glatten Wasserfläche des Flusses spiegeln; und eine neue Bearbeitung des Motivs jenes früheren Kolossalgemäldes „Die höchsten Gipfel des Himalaya" aber in einem Naturbilde von viel größerer Mannigfaltigkeit als jenes. — Unter den indischen Architekturbildern waren einzelne von ganz besonderer Schönheit und Kunstvollendung. Vor allen das jenes Wunderwerkes indisch-arabischer Bau- und Dekorationskunst, das weißleuchtende Marmorgrabmal, das einst der Großmogul seinem Freunde und Ratgeber Selim-Tschischti errichtet hat, mit dem durchbrochen ornamentierten großen Marmorfenster. Diese so geschmückte weiße Marmorwand war als von der heißen Sonne Indiens beschienen gemalt, die den vom Reflex goldig aufgehellten, breiten, scharf begrenzten Schlagschatten des oben vortretenden Schutzdaches über einen Teil des Fensters wirft; und davor auf einer Bank mehrere Gestalten von Hindupilgern in weißen Kleidern, mit weißen Turbanen auf den tiefbraunen Köpfen. Diese ebenfalls in blendenden Sonnen-



Auf der Etappe. — Schlechte Nachrichten aus Frankreich.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Napoleon in Gorodnaja. — Vorwärts oder zurück?
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

schein gebadeten weißen Figuren waren mit erstaunlicher Kunst so gemalt, daß sie — Weiß von Weiß — sich plastisch körperhaft von dem Grunde jener Marmorwand ablösten. — Eine andere köstliche Perle der Sammlung war das Bild der „Salomons-“ oder „Klagemauer“ zu Jerusalem mit den betend, klagend, weinend vor der gewaltigen uralten Quadersteinwand stehenden, hockenden, daran lehnenden Juden und Jüdinnen.

Die hier gleichzeitig ausgestellten Gemälde aus dem Leben Jesu zeigen den Heiland als den Menschgewordnen in verschiedenen Phasen seines Erdendaseins, in den Umgebungen und auf den Schauplätzen seines Lebens, die der Maler in Palästina nach der Natur studiert und aufgenommen hatte: als ernsten, lernbegierigen Knaben, der, in einer Schriftrolle lesend, im Hause des Zimmermanns Joseph in dessen oben offener echt orientalischer Werkstatt, abseits von der ein Neugeborenes wiegenden Mutter und dem Bretter bearbeitenden Vater, den am Boden spielenden Geschwistern sitzt, deren in den Evangelien Matthäus 13, Markus 6 und Johannes 12 ausdrücklich Erwähnung geschieht; als Jüngling im Schatten einer Felswand nahe dem Jordan im Gespräche mit dem als wilder Anachoret dargestellten, am Boden hockenden Johannes; als Mann in einer herrlich gemalten und gestimmten Landschaft am blauen See Tiberias sitzend und das „Wehe!“ über die Städte Chorazin und Bethsaida rufend; einsam in sich versunken in der Wüste auf eine Bergschlucht zuschreitend, in der Ferne das Tote Meer und die von der Sonne rosig gefärbte Kette des kahlen moabitischen Gebirges; im Nachen auf dem See Tiberias, dem, sich am Ufer scharenden, Volk predigend, auf welchem Bilde die wundervoll geschilderte Landschaft mit der glitzernden, die Ufer spiegelnden Wasserfläche die Hauptsache sind. Die Figuren beanspruchen keine größere selbständige Bedeutung und sind wenig mehr als richtig geformte, in die Landschaft hineingesetzte Farbenflecke.

Dieser Gemäldemasse gesellt war eine große Sammlung von Handzeichnungen, Entwürfen und Naturstudien aus allen Lebensaltern und Entwickelungsstadien des Meisters.

Während der Dauer seines damaligen Berliner Aufenthalts war mir Wereschtschagin persönlich und menschlich immer näher und näher gerückt, hatte ich ihn in der tiefen

Wärme, Zartheit und Wahrhaftigkeit seines Gemüts, der Größe und stolzen Unabhängigkeit seines, von allem Phrasenhaften, Renommistischen, Kleinlichen so gänzlich freien Charakters, in der Feinheit, dem Reichtum und der Originalität seines Geistes immer mehr erkennen und schätzen gelernt; und es machte mich froh und stolz, daß er mir fortan seine Sympathie für mich und die Meinen auch in der Ferne durch Briefe und allerlei freundliche Zeichen bewies. Die kurzen Briefe kamen bald aus Paris und London, bald aus Rußland, speziell aus der Krim — wo er sich in Livadia, hoch am Meeresufer, eine Villa gebaut hatte, in die er mich wiederholt für einige Sommerwochen einlud — bald aus exotischen Ländern. Zuweilen waren diese Zuschriften mit kleinen von ihm gemalten Bildchen oder mit von ihm verfaßten nicht minderinteressanten Büchern, seinem indischen Reisetagebuch, seinem Roman „Der Kriegskorrespondent" und andern begleitet. Persönlich aber habe ich ihn nur noch einmal, und zwar hier in Berlin wiedergesehen. Plötzlich erschien er bei mir im Februar 1897 und teilte mir mit, daß er die Ausstellung eines neuen Zyklus von Gemälden, und zwar von solchen, deren Gegenstand Napoleon in Rußland bildete, in den Kommissionszimmern des damals bereits verlassenen alten Reichstaggebäudes in der Leipziger Straße veranstalte. Man entsinnt sich wohl noch, welch ein gewaltiges Aufsehen diese so völlig von den gewohnten, verherrlichenden Schilderungen des großen Kaisers abweichenden, höchst originellen und in der Mehrheit auch als malerische Kunstwerke höchst wirksamen, glänzend durchgeführten Bilder hier wie anderwärts erregten. Zum erstenmal erschien hier die fast schon legendarisch gewordene Gestalt Napoleons, des falschen Nimbus entkleidet, mit welchem die schmeichlerische Kunst der Franzosen und die Dichtung deutscher Poeten sein Haupt umstrahlt hat, der gewaltige Feldherr auch in seiner ganzen menschlichen Bedürftigkeit, die er mit dem ärmsten, namenlosesten seiner Soldaten gemein hat. Eins dieser Bilder schildert ihn einzeln auf einem Hügel stehend, dem wogenden Schlachtgewühl auf der Wahlstatt von Borodino zuschauend. Ein anderes auf den Sperlingsbergen vor Moskau, die Revue seiner Truppen abnehmend und vergeblich auf die sicher erwartete Huldigungs- und Unterwerfungsdeputation der Bojaren Moskaus harrend. Eins zeigt die freventliche Entweihung der, jedem Russenherzen teueren, heiligsten Stätten durch die französischen Eindringlinge, welche z. B. das gold- und farbenstrahlende Innere der Uspensky-Kathedrale zum Pferdestall degradiert haben. Ein anderes, Napoleon mit seinen Marschällen hinter der Mauer, düster, ahnungsvoll zu den über deren Zinnen aufsteigenden Rauchwolken, dem Glutschein und dem Funkenregen des Brandes der Stadt aufblickend. Dann wieder sehen wir ihn hinter dem Vortrab einer Sektion seiner Gardereiter, mit großem Gefolge von dem Lustschloß Petrowky nach Moskau auf der vom Regen erweichten, tief zerfurchten, mit Trümmern und verkohlten Balken überschütteten Landstraße zwischen den geschwärzten, noch schwelend die Luft mit finsterem Qualm erfüllenden Ruinen der Häuser und Villen der von den Flammen verzehrten Stadt reiten. Es folgen die streng realistischen Bilder von Szenen des Rückzugs Napoleons und der großen Armee durch das verschneite, trostlose, öde Land. Da trug der Kaiser nicht mehr den bekannten historischen Hut und redingote gris. Er fror in der erstarrenden Winterluft so gut wie jeder andere Sterbliche. Um sich gegen diese erbarmungslose Kälte zu schützen, hatte er zu einer seltsam geformten Pelzmütze aus grünem Samt, mit großen Ohrenklappen und Mund- und Kinnschutz, einen langen, dick mit goldenen Schnüren über der Brust geschlossenen, mit dunkelgrünem Samt bezogenen Pelzrock angelegt, die ihm eine fast komische, plumpe, unförmige Mißgestalt gaben. So zeigt ihn das Bild „Auf der großen Straße". Durch einen dicht verschneiten Birkenwald, während aus der dicken Schneedecke überall die Spuren blutiger Gefechte, Trümmer von Wagen und Geschützen, Gewehre, Köpfe und bereits halbskelettierte Glieder Gefallener grauenvoll herausragen, sieht man den Kaiser in solcher Kleidung aus dem nachfolgenden Wagen gestiegen, an der Spitze der auf mannigfaltige Art vermummten Offiziere seines Gefolges, auf einen Stock gestützt, schwerfällig dahinschreiten. — In solcher Gestalt auch stehen er und eine Gruppe von Generalen im freien verschneiten Felde, Gericht haltend



Auf der großen Straße, Rückzug und Flucht. Nach dem Gemälde von Wassili Wereschtschagin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

über zwei gefangene russische Bauern, am Rande des mit dicken Schneemassen belasteten Waldes und sie kurz zum Tode durch Pulver und Blei verurteilend. Nur auf zweien dieser Bilder, die aber in geschlossenem Raume spielen und Szenen vor der Erreichung Moskaus darstellen, erscheint er in der gewohnten Tracht, dem grauen langen Überrock, das Haupt mit dem bekannten Hut bedeckt, wie dieser Kopf so unzählig oft gemalt worden ist. Auf den „Schlimme Nachrichten aus Frankreich“ und „Auf der Etappe“ betitelten Gemälden. Dort sehen wir ihn düster und nachdenklich an der Bilderwand einer für ihn zum Schlafzimmer eingerichteten russischen Kirche sitzen, einen Brief in den Händen, der ihm die Nachricht von einer entdeckten Verschwörung in Paris gebracht hat. Hier sitzt er in der niedrigen Stube eines aus Balken gebauten russischen Bauernhauses am groben Holztische, das Haupt in beide Hände stützend, über eine große Landkarte gebeugt. Seine Marschälle, deren Köpfe fast bis zur niedrigen Decke reichen, stehen ihm ernst und schweigend gegenüber, nur Murat, der sein theatralisches Federbarett auf den Tisch gestellt hat, sitzt auf der Bank an der Hintergrundwand, durch deren zwei kleinen Fensterchen das Tageslicht nur trübe und gedämpft in den Raum eindringt.

Wereschtschagin hatte während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin die Ehre, auch von unserem Kaiser empfangen zu werden. Seine Majestät kannte ihn längst durch die russisch-türkischen Kriegsbilder, und der Künstler erzählte hoch beglückt — und von des Kaisers Persönlichkeit wahrhaft begeistert — daß dieser unter anderem zu ihm gesagt hätte: „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre.“

Ich habe Wereschtschagin, der mir ein lieber Freund geworden war, seit jenem Berliner Tage vor sieben Jahren nicht mehr gesehen. Wohl aber sandte er mir auch seitdem immer wieder von Zeit zu Zeit kurze herzliche Briefchen als Lebenszeichen aus verschiedenen Ländern und Orten des Erdballs, zu denen ihn seine unersättliche Reiselust und sein Beobachtungs- und Studientrieb geführt hatte. Daß er, wie ich hörte, die russische Expedition nach China während der Boxerkämpfe begleitet habe, darüber habe ich von ihm selbst keine Mitteilung empfangen. Im letzten Herbst sandte er mir zur Erinnerung an ihn einen prächtig gemalten Studienkopf nach einer alten Ungarfrau, nachdem er mir die Sendung schon lange vorher mit einigen freundlichen Zeilen und Grüßen an die Meinigen angekündigt hatte. —

Daß es ihn schon bei der Aussicht auf den wahrscheinlichen Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Japan nicht in seinem stillen Atelier in Moskau dulden würde, war mir gewiß, auch ohne daß er mir seinen Entschluß mitgeteilt hatte. Man kennt den Ausgang dieser seiner letzteu Kriegs- und Malerfahrt! —

In einem Aufsatz in der Monatsschrift „Die Waffen nieder!“ schilderte er einmal die Empfindungen und Stimmungen, welche bei Soldaten und Offizieren, wie in ihm selbst, während des Kampfes im feindlichen Feuer hervorgebracht werden, sehr lebendig. „Trotzdem man durch die Kampfeswut hingerissen wird, ist man sich der Nähe des Todes doch stets bewußt. Wenn ich ins Feuer kam, habe ich stets erwartet: Bald, gleich wird's mich erreichen. Dabei dachte ich immer: Und hast Du es denn nötig gehabt, Dich hierher vorzudrängen? Hast Du Dich nicht davon fern halten können? Jetzt, Bruder, zahle für Deine Voreiligkeit.“ — Nein, er hat nicht vermocht, sich fern zu halten, wo seine Russen in heißem Kampf mit dem gefährlichen Gegner der russischen Macht über Asien rangen. „Verbiete dem Seidenwurm zu spinnen!“ — Und diesmal hat er es bezahlt mit seinem Leben.





Kaminfeuer.

Von

E. Manfred Kyber.

Die schöne Gutsherrin von Hohenau saß einsam und allein in ihrem Arbeitszimmer, einsam und allein wie schon seit Jahren. Draußen war's eine klare, kalte Winternacht, blasse Sterne sahen herab auf ein endlos weites, weißes Schneefeld, durch das nur selten einmal ängstlich ein Lichtlein lugte aus irgendeinem kleinen schneeverwehten Häuschen — und totenstill war's draußen, so still, daß man den klingenden Frost hätte hören können, wie er die weiche Schneedecke zusammenpreßte, mit eisernen Krallen an den entlaubten Bäumen emporhastete und allerlei seltsame Gebilde schuf, lange, zauberhaft geformte Eiszapfen, die so märchenschön und auch so unheimlich aussehen und die sich fest und unerbittlich an Dachrinnen und Mauerwerk klammern, als wollten sie's nie wieder freigeben aus ihrer erstarrenden Umarmung. Die schöne Gutsherrin von Hohenau aber saß drinnen in ihrem Zimmer am Kaminfeuer und sah halb aufmerksam, halb gleichgültig in die zuckenden Flammen; sie war müde, und sie wußte das auch, und sie wußte es schon sehr lange, seit vielen langen Jahren. Und die Flammen im Kamin lohten und leckten gierig an den knisternden Holzscheiten und huschten ängstlich hin und her, als ob sie Sorge hätten, ob das Holz auch wirklich sterben würde. Und weit an den Wänden entlang und durchs ganze behaglich-elegante Zimmer haschten sich die Lichter des Kaminfeuers und malten gespenstische Schatten um sich herum — sie waren die einzige Beleuchtung des Zimmers, und darum trieben sie's wohl auch so bunt. Jetzt neckten sie sich auf der Kommode, die sehr viel Ähnlichkeit mit einer alten Tante hatte, und so komische Beschläge, daß es aussah, als hätte sie Augen. Dann hüpften sie auf den altmodischen vornehm-zurückhaltenden Empire-Schreibtisch und tanzten respektlos auf dero Rücken und auf den gewichtigen Manuskripten herum, oder sie besahen sich im Spiegel und zauberten ein irres Leben in ihn hinein, daß man glauben konnte, es könne jeden Augenblick etwas aus dem langen, schmalen Goldrahmen heraustreten, so etwas, was nur nachts kommt und nie am Tage. Am liebsten aber saßen sie auf der alten, großen englischen Standuhr, die ein sehr kunstvolles Zifferblatt hatte und ein so riesiges schrankartiges Gestell aus Mahagoni, daß es einem fast selbstverständlich erschien, daß da etwas drinnen sitzen müsse: ein graues Weibchen vielleicht, oder ein kleines, vertrocknetes, altes Männchen, das, wenn man die Tür aufmacht und ins Uhrgehäuse hinein guckt, sich höflich erhebt, das fahle Gesicht zu einem Lächeln verzerrt und mit einem „Guten Morgen, Euer Liebden!" das dürre Händchen an den Dreispitz legt. Vor der Uhr aber auf einem feinen, seidengestickten Kissen, dem bequemsten Platz des ganzen Zimmers, lag eine graue Katze, schnurrte herablassend, fuhr sich ab und zu mit der Pfote über den Bart und blinzelte mit den klugen, behaglich zugekniffenen Äuglein verächtlich auf ihre Umgebung herab. Die Katzen wissen so sehr viel. Die schöne Gutsherrin von Hohenau, die so müde war und immer ins Kaminfeuer starrte, die wußte auch sehr viel, und das war nicht gut, und darum war sie so müde. Und draußen war's eine eisigkalte, klare Winternacht und totenstill, so still, daß man den klingenden Frost hätte hören können.

— — — — — — — — — — —

Die schöne Gutsherrin von Hohenau, die ist nicht immer müde gewesen. Und als sie noch nicht müde war, da war sie ein junges, niedliches Ding mit goldblonden Zöpfen und ging im kurzen Mädchenkleid und lebte auf Hohenau bei ihren Eltern ein ungebundenes, lachendes Leben. Sie tollte mit den Hofhunden

herum und hatte einen Papagei, der Pap hieß, und einen Kanarienvogel, der Piep hieß, und einen kleinen Igel, der überhaupt keinen Namen hatte. Kurzum, sie hatte alles Mögliche. Aber sie hatte außerdem noch etwas, etwas ganz Merkwürdiges, was sich sehr schwer sagen ließ. Die Tanten meinten, sie hätte ein Innenleben. Was das war, wußten die Tanten eigentlich auch nicht, auch dann nicht, wenn sie mal alle zusammen waren und Kaffee tranken — es war eben ein Innenleben. So etwas läßt sich nicht beschreiben, es läßt sich nur fühlen, vorausgesetzt, daß man pädagogische Erfahrung hat, und die hatte man, natürlich, allerseits. Man war ja so gereist, man hatte ja eine ganze Generation heranwachsen sehen, aus den Windeln sozusagen, und auch in der Welt kannte man sich aus, man hat einen Ausflug nach Petersburg gemacht und ist sogar einmal in Berlin auf dem Bahnhof Friedrichstraße angekommen und hat die ganz verderbte Luft der Millionenstadt geatmet. Da weiß man, woran man ist, und diesmal war man am Innenleben, aber ganz fraglos. Und wenn man auch trotz aller pädagogischen Erfahrung und trotz des Bahnhofs Friedrichstraße nicht recht wußte, was eigentlich das Innenleben war, so war's jedenfalls etwas sehr Bedauerliches, wogegen man ankämpfen mußte, und etwas, was sich durchaus nicht mit der üblichen gesunden Lebensanschauung vertrug und mit der guten gesunden Moral, die schon alle unsere Vorfahren — Gott hab sie selig — auf festen Füßen und natürlichem Boden erhalten hat. Und während das alles mit untrüglicher Sicherheit festgestellt wurde, saß die kleine künftige Gutsherrin von Hohenau in einer dunklen Ecke am Ofen, den Papagei, der Pap hieß, rechts, und den Kanarienvogel, der Piep hieß, links, und den kleinen Igel, der keinen Namen hatte, in der Mitte vor sich, und starrte ins Leere. Sie träumte von allem Möglichen, von allerlei wunderbarem Zeug, das es nicht gab und niemals geben wird, und von dem sie überzeugt war, daß es einmal kommen würde. So ein weites, buntes, blühendes Blumenfeld und keine Menschen, vor allem keine Tanten, auch solche nicht, die ihr Pfeffernüsse schenkten, sondern nur ein seltsamer, fremder Märchenprinz, so einer, von dem sie selbst noch nicht recht wußte, wie er sein sollte. —

Und dann wurde das Mädchen mit dem Innenleben verheiratet, an einen benachbarten Gutsbesitzer, dessen Vermögen nur noch aus Schulden bestand, und der sein Gut verkaufte und sich auf Hohenau häuslich niederließ und sowohl die übliche Lebensanschauung, als auch die übliche gute, gesunde Moral hatte. Natürlich war damals das Kind mit dem Innenleben schon erwachsen, aber ein Innenleben hatte es immer noch, obgleich der Papagei, der Pap hieß, und der Kanarienvogel, der Piep hieß, zu ihren Vätern versammelt worden waren und der kleine Igel eines schönen Tages, nachdem er noch drei geräucherte Fische zu sich zu nehmen geruht hatte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Und auch die Eltern der schönen, jungen Frau waren gestorben, und sie hatte sehr geweint und um die Entschlafenen getrauert, und die Zimmer auf Hohenau sind ihr recht öde und inhaltlos vorgekommen eine Zeitlang; aber nicht lange. Die Eltern waren gut zu ihr gewesen, sehr gut, und sie hatte sie auch sehr lieb gehabt, aber sie fühlte es unbewußt, daß sie von ihnen bei all ihrer Liebe nur von außen genommen worden war, in ihr Innenleben, in das von den Tanten so verurteilte Innenleben, in ihr Allerheiligstes waren sie nie eingetreten. Und nun erwartete sie den Traum ihrer seltsamen Seele, der sich allmählich schon recht verquält fühlbar machte, von ihrer jungen Ehe. Obwohl sie den Mann mit den Schulden und der gesunden Moral nicht aus freiem Willen gefreit hatte, glaubte sie doch mit dem ganzen kindlichen Glauben traditionell erzogener Menschen an das Heilige der Ehe, an die Offenbarung eines neuen Lebens — und fand doch nur das, was fast alle echten Frauen finden und empfinden: die alberne, verschimmelte und tragi-komische Kultur-Anekdote vom „Herrn im Hause". Der Witz, der bei Vornehmen nicht unvornehm, beim Pöbel pöbelhaft und immer und in jedem Falle dégoûtant ist. Und dann die bittre, jammervolle Frage: Ist das alles? wirklich alles? — Ja, gnädige Frau, das ist alles, und darüber lernt man weinen, so weinen, wie man noch nie geweint hat, und darüber lernt man lächeln, so lächeln, wie man's früher nicht konnte, so seltsam

lächeln wie die nordische Winternacht mit Schnee und Eis und mit ihren blassen, bleichen Sternen. Es ist ein seltsames Lächeln, gnädige Frau! Und dann hielt sich die schöne Gutsherrin von Hohenau frauenrechtlerische Zeitschriften und las viel geistvolle Aufsätze und tendenziöse Broschüren, und da hat sie wieder gelächelt, wie sie's nun schon so schön gelernt hatte, und hat eingesehen, daß Puppen keinen Krieg führen können, und hat lächelnd begriffen, daß Druckerschwärze und Papier kein lachendes Leben und kein blutendes Blut bilden können. Und seitdem hat sie die nordische Winternacht lieb gehabt, sehr lieb, so wie man jemand lieb hat, mit dem man sich verwandt fühlt. Und dann kam das wirklich Wunderbare, die große, heilige Offenbarung des Frauenlebens, wo die schöne Gutsherrin von Hohenau ihr junges Leben fühlte und schließlich ein kleines rosenfarbenes, schreiendes Etwas bekam, ein Etwas, das meistens mißvergnügt war und im allerkühnsten Selbstbewußtsein seine ganze Umgebung in Anspruch nahm, und das seiner schönen Mutter so ähnlich sah, so sprechend ähnlich, daß es eben nur ein Wunder sein konnte. Und es blieb ein Wunder, eine lange, glückliche Zeit lang, es machte „Backe, backe Kuchen" und „Bald so, bald so", und war alles in allem eben das, was es von Anfang an gewesen war, ein Wunder, ein wirkliches Wunder. Und die schöne Gutsherrin von Hohenau war sehr, sehr glücklich, und sie erzählte ihrem kleinen Töchterchen alles Mögliche, von all den seltsamen Dingen, die sie geträumt, vom Kristallschloß der Schneekönigin, vom Frosch, der einen Gesangverein gegründet, vom Papagei, der Pap hieß, und vom Kanarienvogel, der Piep hieß, und von dem großen, weiten Blumenfeld und dem verwunschenen Prinzen drin, der eine güldene Krone hatte und eine silberne Rüstung und so seltsam aussah, so seltsam, daß man's nicht sagen konnte. — — Und bei all dem Seltsamen ist der jungen, schönen Frau die seltsame Erkenntnis gekommen, daß ihr eigenes Töchterchen sie nicht verstand, und daß das große, wirkliche Wunder in Wirklichkeit kein Wunder war. Und wie das war, das läßt sich schwer sagen, es war eben das Letzte, was die kalte, klare, nordische Winternacht in der Seele der schönen Frau in ihren Todesschoß nahm, das Letzte und Allerletzte. Und das Letzte kann man nie sagen. Aber es dauerte lange, lange Tage und lange Nächte und lange, lange Jahre. — — Und dann starb ihr Mann, und es war ein sehr feines, vornehmes Begräbnis, und dann verheiratete sich ihre Tochter, und es war eine sehr feine und sehr vornehme Hochzeit, und die schöne Gutsherrin von Hohenau, die nun schon alt geworden war und immer noch sehr schön war und eigentlich niemals weder jung noch alt gewesen war, empfand bei allem das Gleiche: es war eben sehr schön und sehr fein und sehr vornehm und sehr, sehr konventionell — und dann war es vorbei, wie alles vorbei ist, wenn das Letzte vorbei ist, und das Letzte war schon lange vorbei.

— — — — — — — — — — —

Das Kaminfeuer ist am Erlöschen, die Zeiger der alten, englischen Standuhr zeigen auf zwölf, die Katze ist eingeschlafen, und das ist gewiß das Beste, was sie tun kann, denn die Katzen sind sehr klug und wissen so sehr viel. Und die schöne Schloßherrin von Hohenau ist aufgestanden, hat langsam die Tür zu ihrem Schlafgemach geöffnet und schickt sich an zur Ruhe zu gehen. Schlafen ist das Beste, das tut die graue Katze auf dem gestickten Seidenkissen auch, und die Katzen sind so klug und wissen so sehr viel. Gute Nacht, gnädige Frau!

Das Kaminfeuer erlischt zuckend und zitternd, und die alte englische Standuhr mit dem großen Mahagonigehäuse schlägt langsam und schwerfällig zwölf metallene Schläge — — Draußen aber ist's eine eisigkalte, klare, nordische Winternacht, und die blassen, bleichen Sterne schauen herab auf ein endlos weites, weißes Schneefeld — und totenstill ist's überall, so still, daß man den klingenden Frost hören könnte.

Gute Nacht, gnädige Frau — — —





Ermenonville.

Aus einer französischen Sommerfrische.

Von

Th. Freiherr v. Fabrice.

Trotz der barbarischen Verwüstungen, die die Revolutionsstürme unter den historischen Denkmälern Frankreichs, vor allem auch unter den in der Umgebung von Paris gelegenen einstmals so großartigen Sitzen des Hochadels angerichtet haben, findet man doch hier abseits der großen Heerstraßen noch zahlreiche Orte, die in ihrem Äußeren getreulich den Charakter vergangener Jahrhunderte bewahrt haben; malerische, altmodische, im Schutze ihrer ehrwürdigen gotischen oder gotisch-normannischen Domkirchen hindämmernde Städtchen und romantisch idyllische Dörfer, an denen der Strom der Zeit fast spurlos vorüber gerauscht zu sein scheint. Vielfach arg in der Kultur zurückgeblieben, weisen sie doch dabei meist jene Durchschnittswohlhabenheit auf, die man nach der schlichten äußeren Erscheinung der Häuser und ihrer Bewohner kaum erwartet, die aber dank der alten Kultur und der dem ganzen Volke eigenen Sparsamkeit, in keinem Lande so allgemein verbreitet ist wie in der gesegneten Heimat unserer gallischen Nachbarn. Die politisch stets neuerungssüchtigen Franzosen sind in Sitten und Lebensgewohnheiten wohl eines der konservativsten, und hinsichtlich des modernen Komforts, anspruchslosesten Völker Europas. Trotzdem ermangeln diese in Straßen- und Häusereinrichtungen oft unglaublich rückständigen Provinzstädtchen nicht einer gewissen altfränkischen Behaglichkeit, so daß sich hier wohl einige Zeit gut weilen läßt. Um so mehr als in neuester Zeit die großen Pariser Automobil-, Fahrrad- und sonstigen Sportklubs vielfach die Wirte veranlaßten, bessere Vorsorge für Touristen zu treffen, teilweise sogar auf eigene Kosten in den kleinen Einkehrhäusern längs der Landstraßen für die dem zivilisierten Menschen unentbehrlichsten, früher aber oft fehlenden Einrichtungen gesorgt haben. Anderseits ist anzuerkennen, daß bei dem angeborenen Talent und dem Interesse der Franzosen für die edle Kochkunst, an den offenen Kaminfeuern und mit dem sonstigen landesüblichen, höchst spärlichen Küchengerät auch in den kleinsten „Bouchons" (Schenken) häufig bessere Speisen bereitet werden als anderwärts auf manchem hochmodernen Patentherd. Die Anziehungskraft der glänzenden Weltstadt an der Seine läßt freilich den meisten fremden Reisenden nur kurze Zeit für die französischen Provinzen übrig, selbst so malerische und historisch interessante Orte wie Rouen, Blois, Loches oder Caen nicht ausgenommen.

Die St. Peterinsel im Bielersee, wo mehr noch aus kluger Spekulation der hierin so sachverständigen Schweizer, als aus wahrer Verehrung für den Genfer Philosophen, im Schatten alter Eichen und Pappeln das kleine Haus so erhalten geblieben ist, wie Jean Jacques Rousseau es einige Zeit bewohnt hat, bildet noch immer einen Wallfahrtsort für viele Tausende von Bewunderern des berühmten Verfassers des „Gesellschaftsvertrags", des „Emile" und der „Neuen Heloise". Besucher aus allen Ländern des Erdkreises haben ihre Namen auf den Wänden des einfachen Zimmers eingetragen, dessen einziges Fenster einen herrlichen Blick bietet auf den lieblichen, blauen See mit den Eisriesen des Berner Hochlands im Hintergrunde. Auf der stillen Insel fühlte sich der bereits gemütskranke Rousseau überaus glücklich, und noch kurz vor seinem Hinscheiden hat er in bezaubernder Sprache die Freuden dieser Zeit geschildert. Einzelne Besucher verirren sich auch zur Chevrette bei St. Denis und nach Montmorency, wo ebenfalls die Erinnerung lebendig geblieben ist an Rousseaus Zeit und den glänzenden Kreis seiner aristokratischen Freunde, der Frau von Epinay, der

Gräfin d'Houdetot, des Prinzen Conti und des Herzogs von Luxembourg. Dagegen ist das nord-nordöstlich, etwa zehn Stunden von Paris gelegene Ermenonville, einst der Sitz eleganten Landlebens, dem Gedächtnis der Welt da draußen fast entschwunden, und nur selten noch nimmt ein fremder Wanderer sich die Zeit den kleinen Ort aufzusuchen, dem die Reisehandbücher nur wenige Zeilen widmen und dies auch nur, weil hier der neben Calvin berühmteste Bürger von Genf die letzte Ruhe fand. Und doch ist auch ohne solche poetische Erinnerungen ein Besuch des stillen Ermenonville lohnend genug, das, wie Rousseau es sich wünschte, so recht geschaffen dazu scheint, um unweit und doch fern der Großstadt in Unabhängigkeit der Natur heiterer Geselligkeit und dem Studium zu leben. Mehr als sonstwo in der Umgebung von Paris scheint hier das alte Frankreich mit seinen ritterlichen und gloriosen Erinnerungen, an die sich so viel Großes, Hohes und Schönes knüpfte, unberührt weiterzuleben: die revolutionäre Windsbraut fuhr über die niederen Dorfdächer hin und hinterließ nur einige Schloßruinen in der Nachbarschaft. Weit abseits der Bahnen gelegen, wird der Ort selbst von den sonst alle Wege unsicher machenden Radfahrern und Automobilisten selten berührt, die gern die ungefügen Pflastersteine der ehemaligen „königlichen Heerstraße" vermeiden, über die uns an einem schönen Sommernachmittage ein klappernder, vorsintflutlicher Omnibus in den Hof des Hotels „à la Croix d'or" führte.

Mit einer Art mißtrauischen Staunens blicken wohl die Inhaber der zwei Gasthäuser des Ortes anfangs auf den gewöhnlichen Touristen herab, da ihre eigentliche Kundschaft einzig aus den zur Jagdsaison hier zahlreich Feld und Wald durchstreifenden Nimroden und allerlei sonstigen Sportsmen besteht. Höchlichst verwundert schienen sie, daß Fremde in diesem reizenden, weltabgeschiedenen Winkel stille Sommerwochen zu verleben gedachten, und noch befremdlicher fanden sie offenbar deren Interesse und Forschen nach allen etwaigen Überresten vergangener Zeiten, — eine tolle Idee, wie sie eben nur „ces Parisiens" haben können oder wohl gar verkappte bösartige Reaktionäre, die sich nach dem doch sonst allen guten und politisch gebildeten Bürgern aufs tiefste verhaßten „ancien régime" zurücksehnen! So lebt im französischen Volke noch immer der durch die schwere Verschuldung der letzten Bourbonen erzeugte verderbliche Haß untilgbar weiter, der für alle Länder, in denen diese Familie herrschte, ja für das monarchische Prinzip in ganz Europa so verhängnisvoll wurde. Als dieses Geschlecht in eitlem Hochmut vergessen hatte, daß die Lilien seines Wappens sich von den Lanzenspitzen des Volksheeres eines Clodevechs herleiten; als es das germanische Ideal der Treue, der Herrentreue gegen die Mannen und der Mannen gegen den Herrn, das „Heerkönigtum" auf Grundlage eines unabhängigen Kriegsadels und des frei beschließenden Volksthings, — wie es jahrhundertelang auch die Stärke der alten französischen Monarchie bildete und zum letzten Male in den Generalstaaten von 1626 zum Ausdruck kam, — immer mehr verleugnete, um in den Louisquatorze-Sultanismus und hündische Unterwerfung fordernden, schwindelhaften Gottesgnaden-Absolutismus zu verfallen. So beraubten sie das ursprünglich so tief im französischen Volke wurzelnde Königtum seiner Berechtigung und natürlichen Widerstandskraft und entfesselten Gewalten, die ganz Europa mit Strömen von Menschenblut überfluteten. Während in den anderen, vor allem in den germanischen Ländern, die alten volkstümlichen Traditionen allerorten liebevoll gehegt werden, erscheint in vielen Teilen Frankreichs die monarchische Vergangenheit wie ausgelöscht im Gemüte des Volkes. Überhaupt hat es wenig Sinn mehr für die Hochromantik seiner älteren Geschichte. Bei allen Erinnerungen an die letzten Zeiten des „ancien régime" verkehrt sich diese Gleichgültigkeit aber oft geradezu in Haß. Die phantastisch ausgeschmückten Legenden der Revolution und des Kaiserreichs haben alles andere verdrängt. Die kritischen Forschungen neuerer französischer Historiker, die Menschen und Ereignisse jener Epoche so vielfach in ein ganz anderes Licht gerückt haben, sind ohne jeden dauernden Einfluß auf die an trügerischen, gefährlichen Legenden sich erfreuende Menge des Volkes geblieben. „Wie hübsch ist es an Legenden zu glauben oder doch sich den Anschein zu geben, sie zu glauben," — sagte der

vor kurzem verstorbene bekannte Journalist Henri Fouquier, — „alle Welt, Erwachsene wie Kinder, ist einzig und allein glücklich durch derartige Lügen." Dies gilt nirgends mehr als für die im zeitgenössischen Frankreich landläufigen historischen, politischen und kulturellen Anschauungen. Wie wohl begründet der Haß gegen das, was man dort als „ancien régime" bezeichnet, an sich auch sein mag, ist doch so eine Pietätlosigkeit herangezogen worden, die den historischen Sinn fast gänzlich zerstört hat. Der beste und sicherste Halt eines Volkes in schweren Zeiten wird aber stets die getreulich bewahrte, ruhmvolle Tradition der Vorfahren bleiben und das lebendige Volksbewußtsein von ihrem historischen Aufbau und ihrer normalen Entwicklung durch lange Jahrhunderte. In Frankreich jedoch ist diese Tradition durch den Parteihaß vielfach systematisch auf die Zeit von nach 1789 beschränkt worden. Auf den verschiedensten Gebieten macht sich der hierdurch dem Volke erwachsende seelische Schaden geltend als eine Verkleinerung und kulturelle Abnahme im Vergleich mit der reicher ausgebauten, vielgestaltigeren und in sich gefestigteren Vergangenheit. Selbst in den höchstgebildeten Kreisen findet man etwas von dieser Indifferenz gegen den größten Teil der eigenen nationalen Geschichte und Kultur. So ist z. B. für Reinerhaltung und Verbreitung der Schriftsprache in Frankreich in wahrhaft mustergültiger Weise gesorgt und das Interesse hierfür ein allgemeines und sehr reges. Jedoch erst das Erblühen der romanischen Sprachstudien in Deutschland gab Anlaß, daß man auch jenseits der Vogesen an die wissenschaftliche Erforschung des ganzen Entwicklungsganges der eigenen Sprache und der alten Sprachdenkmale ernstlich herantrat. Großartiges ist seitdem auf diesem Gebiete von hervorragenden französischen Gelehrten geleistet worden. Wie gering aber außerhalb der engsten Fachkreise das Verständnis für derartige Studien noch immer ist, zeigte sich noch kürzlich, als der Plan auftauchte, an der Pariser Universität einen Lehrstuhl zur Erforschung und Feststellung der infolge der allgemeinen Schulbildung immer mehr zurückgehenden französischen Dialekte (Patois), sowie der in verschiedenen Landesteilen vorherrschenden fremden Volkssprachen zu errichten. Selbst hochangesehene Pariser Tageszeitungen und Zeitschriften begrüßten diesen Plan mit lautem Spott und fanden den Gedanken geradezu absurd, sich um solche „Bauerndialekte" zu kümmern und hierfür das Geld der Steuerzahler zu opfern!

Anfangs überrascht durch das Eintreffen von „Sommerlogiergästen", sorgte doch die Wirtin der Croix d'or, eine adrette, lebhafte Pariserin, nach Kräften dafür, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Das Geschäftliche schien bei ihr geradezu Nebensache — auch waren die Preise äußerst mäßig —, so angenehm wußte sie den fremden Gästen gegenüber jene Haupttugenden der Franzosen zu entwickeln, eine heitere Liebenswürdigkeit, anständige Zwanglosigkeit und natürliche Einfachheit im Verkehr, die besonders den an steifere Umgangsformen gewöhnten Norddeutschen so überaus wohltuend berühren, ihn in der fremden Umgebung sich schnell heimisch fühlen lassen und ihm über viele Schwächen des Volkscharakters hinweghelfen.

Man stellte uns zwei hübsche Zimmer zur Verfügung. Zwar nur mit spärlicher, altmodischer Einrichtung. Aber die Diele war blank gescheuert und die von vier Säulen getragenen, etwas fadenscheinigen Gardinen umhüllten eine geräumige Bettstelle aus schönem alten Mahagoni. Das mit Spitzen und kunstvollem Monogramm geschmückte Bettzeug schimmerte in tadelloser Weiße. So sanft versanken wir darin in die gute alte Zeit zurück, daß wir am folgenden Morgen keinerlei Eile verspürten zu unserer weniger poetischen Gegenwart zurückzukehren. Die ersten Tage beschränkten wir uns also auf das geräumige Haus und seinen parkähnlichen schattigen Garten, den hohe efeuumsponnene Steinmauern und stattliche schmiedeeiserne Portale gegen die Außenwelt angenehm abschlossen. Das ganze kleine Städtchen schien so still und verschlafen, daß man ordentlich fürchtete, durch gelegentliche Entfaltung großstädtischer Hast und Energie es aus seiner friedlichen Ruhe aufzustören. Das vom Hotelgarten leicht zu erreichende staatliche Forstrevier, mit zahlreichen lauschigen Waldwegen und stolzen, unendlich langen Baumavenuen, genügte unseren Ansprüchen für lange, schöne Tage. Wie herrlich ließ es sich mitten im Forste auf dem schwellenden Rasen der

Wiesen oder den mit wildem Hafer bestandenen Sandhügeln in der Sonne träumen und die Wahrheit des Scheffelschen Wortes erproben: „Stille liegen und sich sonnen ist auch eine schöne Kunst“ — eine Kunst, die in unserer anspruchsvollen, stiller Einkehr abholden Zeit so vielen fremd geworden ist.

Der Sonntag führte uns zuerst zu der einen Hügel inmitten des Ortes krönenden alten Kirche. Anstatt der sonst in den meisten französischen ländlichen Kirchen anzutreffenden ärmlichen Dürftigkeit der Ausstattung war hier das Gotteshaus reich geschmückt mit gemalten, farbigen Glasfenstern, bunt bekleideten Muttergottesbildern und furchtbar realistischen Darstellungen der von heiligen Märtyrern heroisch ertragenen Qualen. Wie eine Gedenktafel meldet, ist „durch die Gnade Gottes und die Freigebigkeit des Prinzen und der Prinzeß von Radziwill diese Kirche völlig erneuert worden im Jahre der Gnade 1886“. Dieses bekannte polnische Geschlecht hat auch das Schloß von Ermenonville von der dem ältesten Adel Frankreichs angehörenden Familie Girardin gekauft. Erst vor etwa 30 Jahren ging das Besitztum aus den Händen der verarmten Nachkommen des durch Rousseaus Besuch bekannten Marquis de Girardin an die Radziwills über, die sogleich Haus und Park ganz im alten verschnörkelten Zopfstil wieder erneuten und alle Verunstaltungen einer späteren nüchtern-prosaischen Zeit vertilgten. Der Prinz, ein eifriger Sportsman, hat auch die „Niederjagd“ in dem ganzen umliegenden Waldrevier vom Staate gepachtet, während gleichzeitig der Herzog von Gramont, der jenseits des Waldes in Schloß Morte Fontaine residiert, allein für die „hohe Jagd“ — auf Hirsche und Sauen — an Jagdpacht die Kleinigkeit von 50000 Fcs. jährlich zahlt.

Die Besichtigung des fürstlich Radziwillschen Schloßparkes wird den Fremden jederzeit gestattet. Aus der mittelalterlichen Stadt versetzt er uns mit einem Schritt vorwärts, mitten ins XVIII. Jahrhundert hinein. Dieser schöne Park war die Lieblingsschöpfung des alten Marquis, der hier ein Meisterstück der modischen Gartenkunst seiner Zeit schuf, in dem sich die steife Feierlichkeit des großen Jahrhunderts des „Sonnenkönigs“ mit der geistvollen Grazie der genußfrohen Regentschaft und der zopfigen Sentimentalität des Rokoko vereinte, während eben damals von England herüber bereits ganz neue, befreiende Einflüsse auf eine völlige Erneuerung der Garten- und Parkanlagen hindrängten. So fehlen hier nicht, weder das in vielfachen Windungen sich hinschlängelnde Bächlein, das man an der Furt auf großen, flachen Steinen überschreitet, noch die künstlich getürmten Felsen, über die das klare Wasser in zierlichen Kaskaden plätschernd niederrauscht. Am Fuße der Felsengruppe ladet eine kühle Grotte zu behaglicher Rast ein. Wie in graziösen Versen eine Inschrift poetisch fühlenden Herzen kund tut, haben Feenhände in stiller Mitternacht dieses lauschige Plätzchen geschaffen, am Orte ihrer nächtlichen Zusammenkünfte, von dem sie alle sterblichen Menschen verscheuchen, um allein den aufrichtig Liebenden Zutritt zu gestatten und ihnen hier Schutz und Gunst zu gewähren. Nicht zarte Feen nur, auch ernste Philosophen liebten es, sich in diesen Parkwegen zu ergehen und an dem stillen Gewässer über die hohen Probleme der menschlichen Erkenntnis nachzugrübeln, wie wir entdecken, wenn wir etwas weiterhin, um den kleinen See herum, zu einem zwischen hohen Bäumen verborgenen, halbzerfallenen Tempel und Aussichtspunkt gelangen, der, wie eine Tafel in feierlichem Latein verkündet, geweiht ist dem Andenken des großen Skeptikers Montaigne — „qui omnia dixit“. Jede einzelne der schlanken, aufgerichteten oder umgestürzten Säulen trägt den Namen eines großen Weltweisen und den weniger weisen Besuchern stellt eine über dem Portale angebrachte Inschrift die „bescheidene“ Aufgabe, „den Grund der Dinge zu erkennen“: „Quis hoc perficiet? Falsum stare non potest.“ Wollte vielleicht der vornehme Erbauer, als er seinen Tempel der Weisheit unvollendet und als halbe Ruine ließ, hierdurch die Unzulänglichkeit aller Philosophie andeuten? Soll er doch ein sehr weltkluger Herr gewesen sein, der alte Marquis, ein dem raffiniertesten Lebensgenuß, der damals so verständnisvoll wie kaum je zuvor oder nachher gepflegt wurde, ganz ergebener Grandseigneur. Gewiß war er einer von jenen aristokratischen Philosophen, die eine neue Würze des Da-



Ein sonniger Morgen in Utrecht. Nach dem Gemälde von Johann E. Legner-Utrecht.

seins für ihre Blasiertheit suchten in der Schwärmerei für jene verhängnisvollen und, weil gegen die Naturgesetze verstoßend, unwahren drei Worte: „Liberté, égalité, fraternité“ — von denen Dumas père einmal meinte, die große Revolution habe diese Dreizahl in die menschliche Gesellschaft geschleudert, so als ob sie einen Tiger, einen Löwen und einen Bären unter Lammesfellen verborgen, gegen sie losgelassen hätte. Während jene Aristokraten alle tyrannischen Herrenrechte des Feudalstaates schroff aufrecht erhielten, fanden sie es geistreich, die Schäden einer Gesellschaftsordnung zu kritisieren, die ihnen doch alle Vorteile gewährte, wie sie diese auch unbedenklich ausnützten zu einem dem zügellosesten Sinnengenuß gewidmeten Lotterleben. Sie träumten von einer idealen Herrschaft der „Gleichheit und Vernunft“, bis die Wirklichkeit grausam alle solche Idyllen zerstörte, an die Stelle empfindsamer Schäferspiele die furchtbaren Feste der Revolution setzte, und die altüberlieferten Traditionen feudaler Herrlichkeit zusammen mit den neuen Symbolen der Freiheit und Brüderlichkeit in einem ungeheuerlichen Blutstrom versanken. Wohl haben sich jene Aristokraten an ihrem Lande, wie an den Prinzipien der Königstreue und der wahren Adelspflichten, auf denen allein die Existenzberechtigung ihres bevorzugten Standes beruhte, aufs schwerste versündigt. Dennoch können wir ihnen unsere Sympathien nicht gänzlich versagen, wenn wir uns erinnern, wie diese Männer und Frauen und bis zu den Kindern herab, als die Stunde der furchtbaren Sühne gekommen war, stolz und mutig bis zuletzt, unter dem Fallbeil zu sterben wußten, nicht unwürdig der Ahnen, deren Blut unter dem Lilienbanner auf so vielen Schlachtfeldern für das königliche Frankreich geflossen war; mit welch hoheitsvoller Gelassenheit sie dem teuflischen Hohn der aus den schmutzigen Tiefen der Großstadt aufgestiegenen politischen Charlatane begegneten, die sich als ihre Richter gebärdeten und wie unerschütterlich sie dem bestialischen Geheul der sich um die Henkerskarren drängenden, blutgierigen Pöbelrotten trotzten. Nur von der Dubarry, der als Maitresse des sittlich verkommenen Ludwig XV. zur Marquise erhobenen unehelichen Tochter einer Magd und eines entlaufenen Mönchs — (recte hieß sie Jeanne Bécu; der Vater, J. J. Gomard, starb 89 Jahre alt im Nivose des Jahres XII — der in diesem Jahre, 1804, auf die Zeit vom 23. Dezember bis 21. Januar a. St. fiel — im Hospital von Bicêtre) wird eine Ausnahme berichtet: sie allein zeigte sich feig, eine echte Plebejerin, die noch vom Henkerskarren herab dem höhnenden Volke Reichtümer für ihre Rettung bot, sich jammernd und heulend auf das Schafott schleppen ließ, bis zur letzten tragisch-jämmerlichen Bitte: „Encore un moment, Monsieur le bourreau!“

Mehr noch als im vielbesuchten Trianon bei Versailles steigt in dieser grünen Parkeinsamkeit das ganze Zeitalter des Rokoko vor uns auf, jene raffinierte, geistreiche Gesellschaft, in gepuderter Perücke und Reifrock, deren Verfall und Untergang schon um die Mitte des Jahrhunderts der Marquis d'Argenson voraussah und beklagte als er schrieb: „Anstatt Paläste, Künste, Malerei und die eleganten Sitten der guten Gesellschaft werden wir allerorten bald nur noch Neider sehen, die gegen alles Höhere voll bitteren Hasses erfüllt sind.“ Die Vorliebe jener Generation für philosophische Fragen und sentimentales Wesen zeigt sich uns auch weiterhin, wenn wir auf der niederen Steinbank Platz nehmen und über den stillen Weiher hinweg nach der „Pappelinsel“ hinüberblicken oder auf zwei halb im Gebüsch verborgenen Tafeln die verwitterten, von dem Marquis selbst verfaßten Verse zu entziffern versuchen, in denen er das Gedächtnis des großen Bürgers von Genf feiert, dem ein letztes Asyl geboten zu haben, ihm selbst ein dauerndes Andenken sicherte. Die Verse der ersten Tafel lauten etwa: „Hier unter jenen Pappeln, in dem heiligen (!) Grabe, über das sanfte Schatten ihren Frieden breiten, liegen J. J. Rousseaus sterbliche Reste. Aber in allen empfindsamen Herzen hat sich dieser so edle Mann, der ganz in Gefühl aufging, das ewige Monument seiner Seele aufgebaut.“

Nachdem Rousseau nach langem, ruhelosem Umherirren seit 1770 wieder in Paris gelebt hatte, wo er, zerfallen mit allen seinen früheren Freunden und mit sich selbst, sich in grüblerischer Selbstquälerei verzehrte,

folgte er am 20. Mai 1778 der wiederholten Einladung nach Ermenonville. Er bezog einige kleine Zimmer im Hause des Schloßkastellans. Der neue Aufenthalt gefiel ihm zuerst recht gut, und unter den grünen Bäumen, die ihn an sein geliebtes Montmorency erinnerten und wo seine tiefe Liebe zur Natur in stillbeglückender Waldeinsamkeit volle Befriedigung fand, flammte sein ursprünglich so heiterer Lebensmut nochmals auf. Er unterrichtete das Töchterchen des Marquis in der Musik und nahm auch Einladungen desselben an, bestimmte ihn ländliche Feste für die Dorfbewohner auszurichten und suchte nach Kräften den Armen und Kranken im Orte zu helfen. Von dem Arzte le Bègue de Presle ließ er sich Papier und Farben, Bücher über Moose und Pilze, auch Reisebeschreibungen als Unterhaltung besorgen. Teils botanisierte er auf seinen meist einsamen Spaziergängen, teils überließ er sich den Erinnerungen und stellte Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart an. Doch auch hier scheint die Zufriedenheit nicht von Dauer gewesen zu sein, und bereits nach sechs Wochen dachte er an die Rückkehr nach Paris, als ihm, an einem Donnerstage, am 2. Juli 1778 zwischen 10 und 11 Uhr früh, plötzlich der Tod nahte. Wahrscheinlich starb er an einer Herzlähmung, und das sehr bald nach seinem Hinscheiden auftauchende Gerücht von einer Selbstvergiftung scheint unbegründet zu sein.

Die Inschrift des zweiten der erwähnten Steine verkündet: „Er gab dem Kinde die Zärtlichkeit der Mutter zurück und der Mutter die Liebkosungen ihres Kindes. Für den Menschen von seiner Geburt an, stand dieser Wohltäter ein und machte ihn freier, auf daß er besser werden möge.“ Eine kleine Brücke führt nach dem Eilande hinüber zur Grabstelle des phantastischen Philosophen einer versunkenen Ideen- und Kulturwelt. „Ici repose l'homme de la nature et de la vérité“ —, das war das Urteil der bewundernden Zeitgenossen über einen Denker, den seine Gegner, z. B. der Graf de Maistre, in den „Soirées de St. Pétersbourg“ — geneigt waren als einen der größten und gefährlichsten Sophisten des Jahrhunderts zu betrachten, während alle neueren Forscher wenigstens darüber ziemlich einig sind, ihn für einen erblich Belasteten und zuletzt geistig Erkrankten zu erklären.*)

Um so merkwürdiger ist für den medizinischen Laien der weitreichende Einfluß dieses Kranken auf seine Zeitgenossen, — wie überhaupt der Fortschritt des Menschengeschlechts vielfach von im modern-wissenschaftlichen Sinne geistig Anormalen oder selbst Wahnsinnigen ausgegangen und bestimmt worden zu scheint. —

Die Grabstelle schmücken wetterzerfressene Basreliefs: Frauengestalten in keuscher klassischer Gewandung, von nackten Kindern umspielt. Verherrlichte doch Rousseau in seinen Schriften vor allem die zärtliche Elternliebe, er, der bekanntlich seine sechs Illegitimen — „Früchte des Dichter- und Waschfrauentums“ — ohne allzu große Gewissensbeschwerden dem Findelhaus überließ. So scheint gerade dieser verwitterte Grabstein recht treffend die innerliche Unwahrhaftigkeit und Künstelei der „Aufklärungszeit“ zu versinnbildlichen, den Widerspruch zwischen schöner, freiheitlich-humaner Theorie und grausam-tyrannischer Praxis. Und dieses Gefühl steigert sich noch, wenn man sich daran erinnert, daß dieses Grab leer ist. Als die Raserei der Revolution am stärksten tobte, wurden Rousseaus Reste dem Frieden dieser Stätte entrissen: der Konvent ließ sie im Jahre 1794 nach dem Pantheon überführen und neben denen Marats beisetzen! Im Jahre 1819 wurden nächtlicherweile die Särge Rousseaus und seines Gegners, Voltaire, von Unbekannten erbrochen, beider Gebeine in einen Sack gesteckt und an der Stadtgrenze in eine mit Kalk gefüllte Grube geworfen.

Schwer fällt die Verteilung von Licht und Schatten bei Rousseau und, wie schon aus der zeitgenössischen, so auch aus der

*) Nach den eingehenden Untersuchungen Dr. P. J. Möbius' — „Rousseau“, 2. Auflage, Leipzig 1903 — war er eine neuropathische Natur und litt in der zweiten Hälfte seines Lebens an der als kombinatorischer Verfolgungswahn zu bezeichnenden Form der Paranoia. Seine starke Vernunft bildete einen Wall gegen die sich entwickelnde Krankheit und hielt ihr Vordringen lange auf. Die Güte des Herzens und die Kraft seines Geistes verleugneten sich auch in der Krankheit nicht, was alles bewirkte, daß Rousseau selbst im Wahn gewisse Grenzen nicht überschritt, bis mit Zunahme der seelischen Schwäche Resignation eintrat und endlich ein schneller Tod den Kranken erlöste.

neuesten Literatur ergeben sich die verschiedenartigsten Bewertungen seines Charakters und seiner Werke. Gewiß war sein Charakter an unangenehmen Seiten sehr reich. Wie verächtlich erscheint oft dieser Demokrat, der angeblich durch freiwillige Armut zur Unabhängigkeit zu gelangen wünschte, damit aber eigentlich doch nur eine widerliche Komödie spielte; der krank vor Hunger nach Menschenlob, sich allein in der Gesellschaft der Großen dieser Erde wirklich wohl fühlte; dieser Republikaner, der an Kühnheit und Neuheit der politischen Anschauungen alle gleichzeitigen, für parlamentarische Institutionen nach englischem Vorbild begeisterten Denker und Staatskünstler weit zurückließ mit seiner Lehre, daß Freiheit und Wohlfahrt nur da Kraft und Bestand habe, wo das Volk unmittelbar selbst Souverän sei, der mit solchen Grundsätzen aber selbst nie ein wirklich freier Mensch wurde. Denn so sehr er es auch unter äußerer Nachlässigkeit und angenommener Barschheit zu verbergen suchte, erkennt man doch aus seinem ganzen Wesen, wie ihm stets etwas von der Gedrücktheit seiner unfreien Jugend anhaftete. Ohne männliches Rückgrat und Ehrgefühl, blieb er „Bedienter", und zwar mit allen Eigenheiten eines schlechten, der nur durch besondere Glücksfälle emporgekommen. Die Ungezügeltheit seines Wesens, seine gemeine eitle Selbstsucht, sein heuchlerischer Tugendstolz — den später der gleißnerische Robespierre so geschickt nachahmte — wirken abstoßend. Seine Heilmittel für die von ihm erkannten sozialen Gebreste der Zeit ähneln in ihrer abstrakten, die historische Entwicklung und alle tatsächlichen Verhältnisse völlig außer acht lassenden Einfachheit, den phantastischen Utopien mancher älteren und besonders auch jener modernen Weltverbesserer, die auf Grund einer „naturwissenschaftlich-materialistischen" Weltanschauung eine völlig neue Menschheit und Gesellschaftsordnung nach künstlich konstruierten Theorien aufbauen wollen. Auch war es nicht in erster Linie die Art und Weise, in der Rousseau solche Ideen vortrug, nicht der entzückende Zauber der Sprache, der Liebreiz der Schilderungen, die Feinheit der Seelenmalerei, die seinen Werken eine so weitreichende Wirkung sicherten. Zum dauernden Ruhm gereichte ihm, daß er zuerst offen aussprach, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze unter veralteten kirchlichen und staatlichen Banden seufzende Menschheit hindurchzog. Dies ließ seinen Sehnsuchtsruf weit über den Erdenrund ein lautes Echo finden bei den Edelsten aller Völker. Weil er den begründeten Idealismus des Herzens gegen die kalte Vernunft rettete, die unveräußerliche Berechtigung des Ideals eines freien, reinen Menschentums verteidigte und zum Grund und Maß aller Bildung machte, deshalb ist trotz aller seiner sophistischen Verirrungen sein Einfluß ein dauernder, tief eingreifender und bis zur Gegenwart fortwirkender geblieben. Ströme lebendigen Wassers sind von ihm ausgegangen und wie unter seinen Zeitgenossen kein Großer des Geistes sich der Einwirkung Rousseauscher Gedanken entziehen konnte, so mußten auch spätere Geschlechter, obschon sie in ihm einen der Hauptmacher der Revolution erblickten, dennoch ihn ebenfalls anerkennen als einen der größten Denker und Reformer aller Zeiten, dem die Staatswissenschaften, die Pädagogik, wie die Naturlehre unendlich viel verdanken, und der besonders die ästhetische Naturbetrachtung und Auffassung völlig umgestaltete und erneute. Wohl war Rousseau ein Schwarmgeist, dem wie allen solchen die Außenwelt nichtig und vernichtungswürdig erschien, wo sie nicht zu seinen Theorien paßte. Durchaus und jederzeit Eudämonist, mißt er alles nach den Beziehungen zur Glückseligkeit, und die möglichst große Glückseligkeit vieler ist ihm das allein wertvolle Ziel. Richtig erkannte er, daß Fortschritt und Kultur die Glückseligkeit nicht steigern, sondern vermindern durch die immer wachsenden Anforderungen des Kampfes ums Dasein und der mit der Kultur steigenden Ungleichheit aller Lebensverhältnisse. Auf Grund dieser an sich richtigen Erkenntnis erklärte er, ähnlich wie z. B. neuerdings Tolstoi, daß Wissenschaft und Kunst das Gefühl der Freiheit erstickt und den Charakter der Menschen verschlechtert hätten, und daß nur in der Rückkehr zur Natur das Heil liege. In der Erbitterung, die in ihm der tägliche Anblick des Elends, der Eitelkeit und der Lasterhaftigkeit der Großstadt erregte, verwarf er die ganze Bildung, Wissenschaft und Kunst seiner Zeit, die er als nichtiges, verderbliches Flitterwerk brandmarkte. Er erträumte einen patri-

archaischen Naturzustand, den am besten Voltaire gekennzeichnet hat mit dem Ausspruch: „Noch niemals habe jemand soviel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; man bekomme förmlich Lust, auf allen Vieren zu gehen." Wohl sah auch Rousseau selbst, daß eine Rückkehr zu dem von ihm als mustergültig und beneidenswert geschilderten Naturzustand des Wilden unmöglich ist. Aber er konnte und wollte den Eudämonismus nicht aufgeben. So blieb er mitten im Wege stehen und gefiel sich in den gefährlichsten Paradoxen, ohne daran zu denken, zu welchen Konsequenzen seine Lehren führen könnten. Viel Unfug ist mit seinen Träumereien getrieben worden, von fanatischen Kommunisten und Nihilisten, wie von den harmloseren „Naturmenschen" und „Reformern" jeden Gepräges. In seinem Haß gegen eine verknöcherte Zivilisation übersah Rousseau, wie die Erlösung aus den Banden der Roheit und Unwissenheit, die noch immer so grausam auf der Menschheit lasten, nur durch die Fortschritte der Wissenschaft und die steigende Allgemeinkultur zu erhoffen ist und daß allein die Befreiung von diesen härtesten Übeln für die menschliche Gesamtheit wohl die mit der fortschreitenden Zivilisation — bisher wenigstens — untrennbar verbundenen Unzuträglichkeiten aufwiegt. Dem größeren Genius eines Goethe war es vorbehalten, siegreich den Geisteskampf zu bestehen, in dem Rousseau unterlag. Ihm erst gelang es, sich von den unbestimmten Idealen und der Überschwenglichkeit eines sentimentalen Naturalismus zu der segensreichen Erkenntnis einer Lebensauffassung durchzukämpfen, die Idealismus und Wirklichkeit zum harmonischen Ganzen vereint und damit zu erkennen, daß die höchste Weisheit des Lebens in der Beschränkung liege. Rousseau dagegen verstrickte sich je länger desto mehr in seinen kulturfeindlichen Trugschlüssen, wie in Bestätigung der Worte, die Goethe Mephistopheles sagen läßt: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft — des Menschen allerhöchste Kraft, — Laß nur in Blend- und Zauberwerken, — Dich von dem Lügengeist bestärken, — So hab' ich dich schon unbedingt." Auf solchem Wege gelangte der verzagende Rousseau zuletzt zu der fast frevelhaften Bitte: „Allmächtiger Gott, befreie uns von der Erleuchtung unserer Väter; führe uns zurück zur Einfalt, Unschuld und Armut, den einzigen Gütern, welche unser Glück befördern und dir genehm sind."

Trotz aller solcher Paradoxe gab aber Rousseau auf den verschiedensten Gebieten so zahlreiche wohltätige und wahrhaft kulturfördernde Anregungen, daß er unserem Herzen als einer der wahren Wohltäter der Menschheit immer teuer sein wird und so auch erscheint sein stolzes Wort (in einem Briefe an Mr. de Malesherbes) nicht unberechtigt: „Es heißt etwas, den Menschen zu zeigen, daß die Verkehrtheit ihrer Sitten sie elend macht." Wie anziehend berührt dabei seine, der galanten Rokokozeit sonst so fremde Größe und Einfachheit des Empfindens, seine Liebe zur Natur, zu einfachen ländlichen Genüssen und dem frischen, ungekünstelten Wesen des Landvolkes. Ebenso sein fester Gottesglaube, den er sich immer treu bewahrt hat und der ihn mit leidenschaftlichem Eifer den modischen Atheismus und Materialismus bekämpfen ließ. Dieser Gottesglaube war bei ihm auf das innige Herzensbedürfnis begründet, nicht auf kalte Berechnung, wie sie Voltaire zu dem zynischen Ausspruch veranlaßte: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait se hâter de l'inventer." Überhaupt tritt gerade in Rousseaus Leben die kalte Herzlosigkeit und die niedere Gesinnung jener ihn bekämpfenden Philosophen, der Enzyklopädisten, unverhüllt zutage.

Rousseaus politische Ideen sind zum Teil veraltet. Wie bitter nötig hätten wir jedoch gerade in Deutschland die Verbreitung des hohen Ideals, das er von den Pflichten und Rechten eines guten Staatsbürgers aufstellt, wie es ihm wohl bereits während seiner Jugendjahre in der Vaterstadt Genf eingeimpft wurde, deren geistesrege Bevölkerung sich allezeit durch großen Patriotismus und feines politisches Verständnis auszeichnete. Gibt es doch bei uns noch immer zahlreiche national Indifferente, denen es genügend erscheint, im Sinne des alten patriarchalischen Systems als „gute Untertanen" zu gelten, die sich aber in allem übrigen am liebsten ganz auf eine hohe Obrigkeit und starke Polizei verlassen und höchstens während der kurzen Wahlperiode ihrer sonst durchaus vernachlässigten politischen Pflichten eingedenk werden, da sie diese meist nur als Lasten und unbequeme Beeinträchtigung ihres Heimat-

lebens empfinden. Jedes moderne Staatswesen ist aber durchaus auf eine viel weitergehende, persönliche, opferfreudige, lebendige Anteilnahme seiner Bürger angewiesen, soll die nationale Entwicklung nicht gehemmt und das Vaterland allein unter die Herrschaft solcher extremer Parteien kommen, die, weil sie straff organisiert sind und über politisch tätige, opferwillige Mitglieder verfügen, jederzeit die stärkste Triebkraft und Rührigkeit entfalten können. Sicherlich haben jene, die teilnahmlos für die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte dahinleben und die im letzten Grunde allein auf Gewalt und Repressivmaßregeln als der ultima ratio vertrauen, um die unausbleiblichen Folgen ihrer Indifferenz aufzuheben, keinerlei Recht, sich zu den „staatserhaltenden“ Parteien zu rechnen. Wären sie in diesen aber nicht so zahlreich vertreten, so würde uns die beschämende Erfahrung erspart bleiben, wie selbst die von höchster Stelle gegebenen Direktiven und hochherzigen Anregungen für die großen nationalen Aufgaben unseres Volkes, durch die politische Stumpfheit und philiströse Pflichtvergessenheit der großen Mehrheit oft im elenden Tagesgezänk der Parteien wirkungslos verhallen. So wäre es freudig zu begrüßen, wenn unter unseren „Gebildeten“ wieder ein wenig mehr von jenem Rousseauschen selbstlosen Idealismus und jener hochherzigen, wahrhaft freien Gesinnung lebendig würde, die den großen Genfer auszeichneten und eine der schönsten Seiten seines vielgestaltigen Wesens bildeten.

Freilich drängt sich gerade an Rousseaus Grabstelle unwillkürlich die Frage auf: wie würde sein träumerischer Naturalismus sich mit den Schreckenstaten der Revolution abgefunden haben, als die Intelligenz die Ketten gesprengt hatte, mit denen frühere Jahrhunderte die rohen Begierden der Massen niederhielten? Würde sich sein „cœur sensible“, seine Seele „qui fut tout sentiment“ dagegen aufgelehnt, oder würde er sich nicht trotz alledem für den Fanatismus der Jakobiner begeistert haben, als diese ihre republikanischen Ideale mit allen, auch den entsetzlichsten Mitteln zu verwirklichen suchten? Wohl erklärte Rousseau, das Blut eines einzigen Menschen sei mehr wert als die Freiheit des ganzen Menschengeschlechts. Dies verhinderte ihn aber nicht, im „Gesellschaftsvertrag („Contrat social“) eine einfache Staatsreligion zu fordern, die nicht sowohl auf Dogmen als auf „sentiments de sociabilité“ beruhen solle, und dann fortzufahren: „Wer diese Staatsreligion nicht bekennt, soll verbannt werden; wer sie bekannt hat und doch gegen sie handelt, ist des Todes würdig.“ Hier schloß also Rousseau mit einem Glaubens- und Gewissensdruck, der nicht nur zur allgemeinen Freiheit und Gleichheit im schroffsten Widerspruch steht, sondern aus dieser Forderung lassen sich bereits auch alle Greuel und Gewalttaten der Revolution ableiten. Gerade die überzeugtesten Jakobiner irrten sich hierin nicht, nannten sich gern seine Schüler und beriefen sich mit Vorliebe auf seine Ideen. Der Neger Zamor, der Lieblingspage der Dubarry, war, nachdem er seine Herrin schmählich verraten hatte, während der Schreckenszeit zum Sekretär des „Sicherheitsausschusses von Versailles“ avanciert. Als er trotzdem verdächtigt wurde, traten für ihn seine Freunde ein, „die tapferen Patrioten, Stammgäste des Café Procope“ — wo er „von allem, was achtbar ist, verehrt werde“ — und retteten ihn aus dem Gefängnis, diesem Vorhof der Guillotine, hauptsächlich mit dem Hinweis, daß er immer „Philosoph“ gewesen sei und sich inmitten der Korruption des schändlichen Hofes des gestürzten Tyrannen von aller Verderbnis rein bewahrt habe durch das eifrige Studium der Werke Mablys und besonders von J. J. Rousseau.

Robespierre wie alle seine Gesinnungsgenossen schwärmten für die zarten Idyllen Rousseaus, des Kardinal de Bernis, Fabre d'Eglantine, Bertin, Boufflers 2c., d. h. für Dichter, deren manierierte süßliche Schäferpoesien uns unerträglich erscheinen. Selbst einem für uns fast weibisch-zarten Dichter wie Chateaubriand machte man damals allzu große Kühnheit zum Vorwurf. Das Lieblingsbuch Napoleons I., das er auf allen seinen Feldzügen mitführte, war Goethes „Werther“. Wenn das Tagesdasein voll Unruhe und Gefahr hart auf den Geistern lastet, suchen sie gern Ruhe und Frieden in einer traumseligen, sentimentalen Dichtung, die aus dem düsteren Gefängnis der Wirklichkeit heraus, ihnen mit flüchtig leichter Technik ein Paradies der zarten Unschuld und wohltemperierten Leidenschaften

in sanft-schillernden, traumhaft-wirkenden Farben vorgaukelt. Ein Sulla oder Octavianus Augustus, ein Cromwell oder Robespierre, sie alle fühlten nach der furchtbaren Proskriptionsarbeit des Tages, in den Erholungsstunden das gleiche sehnsüchtige Bedürfnis nach zarten, elegischen Eindrücken und erfreuten sich mit süßlicher Biedermannsmiene an dem rührseligen Pathos weinerlich-flauer Schäferpoesien. So würde sich vielleicht auch der gefährliche sentimentale Träumer J. J. Rousseau der Zeitlage anzupassen gewußt haben. Ein gütiges Geschick entrückte ihn rechtzeitig den schweren Konflikten, in den ihn die unter Sturm und finsteren Wolken hereinbrechende revolutionäre Sturmflut gestürzt haben würde. Grausam hätte ihn das reale Leben ein Jahrzehnt später aus seinem geliebten „désert“ oder seiner friedlichen „Hütte“ — wie es ihm beliebte, den aristokratischen Sitz seines Freundes zu bezeichnen — aufgeschreckt, während so mutigeren Philosophen als ihm die Erklärung des wilden, bluttriefenden Realismus, der seinen idealistischen Schwärmereien entsprossen war, vorbehalten blieb.

Trotz aller ihrer Mängel hat unsere Zeit für sich die größere Ehrlichkeit, während das ausgehende XVIII. Jahrhundert, bei allen seinen edlen Bestrebungen, innerlich unwahr blieb, die rauhe Wirklichkeit verabscheute und sie mit flach gefühlvollen, erlogenen Phrasen zu verkleiden liebte. —

Diese ganze Gegend um Ermenonville breitet sich vor uns aus gleich einer alten, reich illustrierten Handschrift, die auf jeder Seite von Tagen vergangener Größe meldet: „nicht großartig, aber entschieden malerisch lieblich und umflossen von dem Zauber reicher historischer Erinnerungen“. Ausgezeichnet gehaltene Landwege führen zu altertümlichen Städtchen mit stolzer Vergangenheit, wie z. B. nach Senlis, die auch von Heinrich von Navarra geliebte Residenz der Merovinger, mit einer schönen Domkirche, die schon durch die Verschiedenartigkeit der Baustile und Ornamente ihre vielhundertjährige Geschichte erkennen läßt. Die Zeit, die alles ausgleichende Vermittlerin, hat auch hier ihren wohltätigen Einfluß bewährt, so daß das Ganze jetzt nicht unharmonisch erscheint. Neben Dammartin, dessen weitberühmtes Volksfest einmal im Jahre den Ort zu flüchtigem, lauten Leben erweckt, mit Karussells, Schaubuden und allem, was zu einer reputierlichen „Vogelwiese“ gehört, war uns besonders auch ein Besuch des Städtchens Baron interessant: seine kleine Kirche ziert ein prächtig ausgeführter Turm, der, ein Meisterstück älterer Gotik, als ein Juwel der Baukunst des XIII. Jahrhunderts gilt. Überhaupt findet man hier zahlreiche schöne alte Kirchen selbst in den Dörfern. Manche noch mit den feierlich-strengen, tief geheimnisvoll wirkenden romanischen Rundbogen, an die man dann im Laufe der Zeit wunderlich phantastische Portale und Fassaden der Gotik oder Renaissance gefügt hat. In ihrer naiven und doch so edlen Einfachheit erscheinen diese Kirchlein wie architektonische Skizzen, nach denen schöpferische Geister einer glaubensstarken Epoche die herrlichen Dome schufen, die dem Norden Frankreichs zur Zierde gereichen. Viele der Dörfchen und Weiler — mit oft wunderlichen, wie für Legenden und Ritterromane geschaffenen Namen, wie z. B. Ève oder Fontaine-des-Corps-Nus — liegen so anmutig im Grün verborgen, daß man wohl vergißt, wie die Leidenschaften in Stadt und Land gleich verhängnisvoll einwirken, von stillem, ländlichen Frieden träumt und Lust verspürt, hier ein von großstädtischer Leidenschaft, Kampf und Sünde reines Dasein à la Jean Jacques zu führen. Der bürgerliche Mittelstand, der schnelle und bequeme Verbindungen mit der Stadt vorzieht, fehlt in dieser Gegend fast gänzlich. Es ist das Land der Bauern oder Großgrundbesitzer, deren meist am Ende langer, breiter Baum-Avenuen sich erhebende villenartige Schlösser hier überaus zahlreich sind. Die Erbauer dieser Herrensitze haben fast allerorten einer neuen Aristokratie weichen müssen. Auch jene Familien, in denen die Namen des altfranzösischen Hochadels weiterleben, würden nur noch in wenigen Fällen den heraldischen Anforderungen einer Stamm- und Ahnenprobe nach alter Art genügen können. So ist der Begriff „Noblesse“ in Frankreich mehr und mehr mit den weiteren der „Notables“ oder der „Haute-Bourgeoisie“ zusammengeschmolzen, welche die eigentlichen regierenden Kreise umfassen. Die Emporkömmlinge der Revolution und des Kaiserreichs schlossen sich eng an die Überreste des alten Adels an, so daß sie sich heute als eine von gleichen Interessen geleitete

Klasse fühlen, gegenüber dem Druck der von unten nachdrängenden Bevölkerungsschichten, die, den Einflüsterungen ehrgeiziger Demagogen folgend, sich um ihren Anteil an den Früchten der Revolution noch verkürzt glauben. Wie richtig schon der österreichische Kanzler Kaunitz diese Entwicklung voraussah, beweist seine, einer französischen Emigrantin gegebene Antwort, als sie ihn fragte, ob die Revolution denn noch lange dauern werde? „Gewiß, Madame, noch sehr lange," — erwiderte der greise Fürst und fügte nach einer kleinen Pause seufzend hinzu: „Vielleicht wird sie überhaupt niemals ein Ende nehmen." Von all diesen Großgrundbesitzern werden gleichmäßig die stolzen Traditionen des adligen Schloßlebens früherer Zeiten sorgsamst gepflegt. In den Wäldern klingt das Jagdhorn und das Geläut der Rüden, wenn der Herzog, der Marquis oder der reiche Bourgeois zur Sau- oder Hirschhatz zieht, — wozu das jagdbare edle Wild freilich oft erst importiert und mit bedeutenden Unkosten künstlich aufgezogen werden muß. In der Saison der großen Hetzjagden erfüllt lautes Leben auch die sonst so stillen Straßen von Ermenonville, durch die, unter dem fröhlichen Schall der Jagdfanfaren, die stattlichen Meuten von grün- oder rotröckigen Piqueurs nach den Sammelplätzen der Herrenreiter geleitet werden. Zwar geht es gelegentlich nicht ganz ohne allerlei Unbequemlichkeiten für die Einwohner ab. Dafür zeigen sich jedoch die Herrschaften dankbar durch reiche Spenden für wohltätige Zwecke oder Veranstaltungen öffentlicher Festlichkeiten, mit Feuerwerk und fröhlichem Tanz, die sie bei besonderen Familienereignissen für die Dörfler und wer sich sonst daran beteiligen will, veranstalten. Die feudalen Untertänigkeitsgefühle sind völlig ausgelöscht, der Verkehr zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen ist ein durchaus zwangloser, vertraulich-wohlwollender. Nur in den Großstädten findet man in Frankreich etwas von jenem erbärmlichen, im tiefsten Grunde knechtischer Gesinnung entspringenden, neidvollen Haß, wie ihn, — Gott sei's geklagt! — infolge der sozialdemokratischen Verhetzung unsere Arbeiterklassen gegen jeden Bessergekleideten, nach ihrer beschränkten Ansicht also glücklicheren Menschen, so häufig hervorkehren. Dazu sind die modernen Franzosen, ähnlich den Amerikanern, viel zu echt demokratisch gesinnt, so daß auch die unteren Klassen sich an dem bei ähnlichen Sportsgelegenheiten von den Besitzenden entfalteten Luxus unbefangen erfreuen. Alt und jung nimmt, wie von alters her, in den Dörfern und Städtchen lebhaften Anteil an allen Vorkommnissen in den Schloßfamilien und ist nicht ohne einen gewissen Stolz auf deren Glanz und Reichtum.

Zu den bedeutendsten dieser Herrensitze zählt die Ermenonville benachbarte Schloßbesitzung von Chaalis, jetzt den Nachkommen König Murats von Neapel gehörig, des neben Michel Ney in Frankreich noch immer volkstümlichsten von allen Kriegshelden des Kaiserreichs. Angesichts der moosbewachsenen Überreste des von der Revolution zerstörten eigentlichen Klosters, erhebt sich das prunkvoll im Stil Ludwigs XV. erbaute Schloß, einst die Privatbehausung der stolzen Äbte, die merkwürdigerweise der Verwüstung entging. In den langen, gewölbten Gängen des Schlosses, dessen Grundstein gelegt wurde, als die Familie der jetzigen Besitzer noch auf den untersten Stufen der sozialen Leiter stand, sind zahlreiche Büsten, Gemälde und interessante Reliquien aus der Zeit der beiden napoleonischen Kaiserreiche aufgestellt. Wie fremd und weit liegen jene Zeiten zurück, und was ist von all diesem heroischen Glanz geblieben? So zeugen auch sie nur für die höhere Gerechtigkeit, die hinter der anscheinenden Ironie des Geschicks sich verbirgt. Die Vergangenheit und ihre Ideale mußten den veränderten Anschauungen der Neuzeit weichen, und fest und selbstbewußt wie unsere Vorfahren zu den ihrigen, dürfen und sollen wir zu denen der Gegenwart stehen. Welch melancholisch anziehender Reiz aber liegt nicht darin, gelegentlich hinabzusteigen zu den geistigen Anfängen der jetzt die Welt beherrschenden Ideen, oder den fernen, leisen Stimmen zu lauschen, die aus den Reliquien der Vergangenheit zu uns flüstern das ewige Lied von im Zeitenstrom versunkenem Menschenglück und -Jammer, von stolzer Pracht und Glanz, von Sünde, Schuld und harter Buße, von Himmelslust und Erdenleid. Am Ausgange des XVIII. und noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts entflammten sich die Völker für die idealen Bedürfnisse der Aufklärung und politischen Freiheit, obgleich

ihre materielle Lage meist eine verzweifelt schlechte war, während alles Sinnen und Trachten der Neuzeit in immer wachsendem Maße allein auf materielle Interessen konzentriert scheint. Oft ist es, als ob der Ruf nach Brot, oder richtiger, nach üppigem, bequemen Lebensgenuß für die große Mehrheit, den Sinn für das Ideale gänzlich zu vernichten drohe. Wie wenig aber würden dagegen jene schwärmerischen „Aufklärer" unseren sozialen Sinn verstehen und unsere neuzeitlichen großartigen Leistungen auf diesem von ihnen kaum beachteten Gebiete; oder wie erstaunt würden sie sein über unsere die tiefsten Geheimnisse der Natur mutig entschleiernde Wissenschaft, die das Resultat ihres Forschens, besonders die damals erst fast nur geahnten und als hohe mystische Geheimlehre verehrten Kräfte der Elektrizität, des Magnetismus, der Hypnose u. dgl., ohne Scheu allem Volke verkündet und zugänglich macht.

Wenn unser von zahllosen Sonnen erfülltes Weltall auch größer ist als ihre kleine sternenumgebene und als Mittelpunkt des Alls gedachte Erde; wenn wir auf allen Gebieten der Erkenntnis größere Resultate erreicht haben und ein tieferer Einblick in die geheimnisvollen Wunder der göttlichen Schöpfung uns vergönnt ward, als jemals einer früheren Generation, so ist unser Streben nach Wahrheit doch nicht kühner und begeisterter als das jener Vorläufer. Vor allem sind trotz aller technischen und „naturwissenschaftlichen" Bildung die Leute weder feiner, noch klüger und besser geworden. Und wenn wir auch lächeln über manche Träumereien und geistreichen Spielereien der Zopfzeit, so bleibt doch die Menschheit jenen genialen Bahnbrechern zu dauerndem Danke verpflichtet. Inmitten einer Welt, in der neben raffiniertester Überkultur noch so viel grauenhaftes Elend bestand, — wie es für das Frankreich Ludwigs XIV. bereits der edle Ingenieur-General Vauban in seinem Buche „La Dîme" schilderte; — wo auf allen Gebieten brutale Gewalt dominierte und als die einzige legale Grundlage der menschlichen Gesellschaft galt; wo der letzte Funke des in den feudalen Staatseinrichtungen des Mittelalters einst lebendigen freiheitlichen Prinzips erstickt war und wo, gestützt auf eine tyrannische Beamtenhierarchie, ein zu den schändlichsten Absurditäten mißbrauchtes Legitimitätsprinzip florierte, durch das die Völker zu willenlosen Regierungsobjekten herabgewürdigt wurden, wagten es diese Geistesheroen, die Berechtigung solcher Mißbräuche einer kritischen Untersuchung zu unterziehen. Wenn auch zunächst ohne feste wissenschaftliche Methoden, mehr nur in ängstlicher Nachahmung der älteren englischen Freiheitskämpfer, entwarfen sie in kühnen Theorien den Grundriß einer besseren, weil allen Fortschritten geöffneten Gesellschaftsordnung. Dies wird ihr unvergängliches Verdienst bleiben, das auch durch die Greuel der Revolution nicht verdunkelt werden kann. Beruht doch die höchste Ruhmestat des vergangenen Jahrhunderts, die Vernichtung aller persönlichen Rechtlosigkeit und jeder Form der Sklaverei, ebenfalls auf der den Bildungskampf des XVIII. Jahrhunderts gleichsam glorreich abschließenden Tat, der Verkündigung der Menschenrechte, die, einmal ausgesprochen, weder durch revolutionären Aberwitz, noch durch reaktionäre Regierungskunst wieder vernichtet werden konnten. Rousseausche Ideen beeinflußten die Delegiertenversammlung von Philadelphia, als sie im September 1774 — „nach eifriger, gründlicher Erwägung aller Verhältnisse" — jene berühmte, nachher an die Spitze der nordamerikanischen Verfassung gestellte „Erklärung der Rechte" — „Declaration of rights" — erließ, einem Beispiel, dem später der Convent in Paris folgte. Unzerstörbar wie das Evangelium selbst, dessen Geist sie entsprossen sind, bildeten sie die Grundlage eines neuen Staats- und Gesellschaftsrechts und für den stolzen Aufbau der modernen Kultur, wie sie vor allem auch die Wiedererhebung Preußens nach 1806 und damit die Wiedergeburt Deutschlands ermöglichten.





Sommertag. Nach dem Gemälde von Richard Kaiser-München.



Blick von einem Dachrestaurant auf die Fifth Avenue.

Die schwebenden Gärten New Yorks.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit acht Abbildungen.

Wer sich in einer heißen dunstigen Sommernacht auf irgendeinem der schwimmenden Riesenpaläste des Norddeutschen Lloyd dem Hafen von New York nähert, dem kündigt sich die Metropole der Neuen Welt schon bei der Einfahrt in die „Narrows" durch ein ungeheures Licht- und Flammenmeer an. Blendend weiße und glühend rote Lichtmassen heben sich hier und dort von dem dunklen Wolkenhimmel ab, auf fünfzig bis hundert Meter vom Erdboden, als wären in der Stadt an verschiedenen Orten Feuersbrünste ausgebrochen, und hätten die zwanzig bis dreißig Stockwerke hohen Gebäude bis an die Dächer in Flammen gehüllt. Man denkt mit Entsetzen an die unglücklichen Bewohner, die in diesen, wie Riesenfackeln über das Häusermeer des modernen Babylon hinausragenden „Himmelkratzern" wohnen mögen, an die schrecklichen Katastrophen, welche solche Brände zur Folge haben müssen. Indessen, das Flammenmeer bleibt merkwürdig ruhig; die hochgeröteten Wolken zeigen sich, als würden sie von der untergegangenen Sonne noch durchleuchtet, und ist der Dampfer endlich in den breiten, das Weichbild der Stadt umgürtenden Hudsonstrom eingefahren, dann sieht man erst, daß dieser seltsame Feuerschein von ungezählten Tausenden elektrischer Lichter, in allen Farben des Regenbogens prangend, herrührt, Lichter, die hoch oben auf zahlreichen Hausdächern der Riesenstadt in Tageshelle glühen. Warum? Wozu? Lebt denn New York, diese merkwürdigste, seltsamste aller modernen Weltstädte, nicht auf dem Erdboden, in den von ihren Riesenpalästen eng umschlossenen Straßen? Lebt es dort oben auf den Dächern?

In der Tat! Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist über dem geschäftigen, erwerbenden, schaffenden, dem Gelde nachjagenden New York, wie es auf der schmalen Felsenzunge zwischen dem North River und dem Hudson steht, noch ein zweites New York entstanden, fünfzig bis hundert Meter über den Straßen, ein New York, das nur dem Vergnügen, der Unterhaltung, der Zerstreuung lebt. Wer jemals einen Sommer in New York verbracht hat, der wird diese — und das Meer ist dabei so nahe! In den Mittagsstunden der schwülen, feuchten Augusttage fallen täglich zahlreiche Menschen und Pferde dem Hitzschlag zum Opfer; Bäder, elektrische Fächer, das Öffnen von Fenstern und Türen — nichts hilft gegen diese dumpfe, ermattende, Tag und Nacht über währende Hitze. Wer Zeit und Mittel hat, flieht diese ungeheure Bratpfanne, New York genannt. Die Nähe der Meeresküsten hat in der Umgebung New Yorks



Ausblick aus einem Klublokal der Kaufleute.

wundersame Einrichtung, dieses „obere Stockwerk" von New York begreiflich finden. Ist die Hitze schon auf dem offenen Lande drückend, so steigert sie sich in den von turmhohen Gebäuden eingeschlossenen Geschäftsstraßen zur Unerträglichkeit. Die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen — New York liegt ja auf derselben Breite wie Neapel — fast senkrecht in diese tiefen Verkehrsschluchten, auf die, engen Kesseln gleichenden Plätze und Squares, ohne daß das geringste Lüftchen Kühlung geben würde Badeorte entstehen lassen, wie Coney Island, Manhattan Beach, Brighton Beach, wohin des Abends, nach den Geschäftsstunden, und über den Sonntag, Hunderttausende pilgern. Indessen, Millionen von Menschen müssen zurückbleiben, und für diese gibt es innerhalb New York mit Ausnahme des im oberen Teile der Riesenstadt gelegenen Zentralparks keine nennenswerten öffentlichen Anlagen, Parks, Gärten mit Vergnügungslokalen, wie unsere Großstädte sie besitzen. Anlagen wie jene in Berlin, Cafés nach dem Muster des

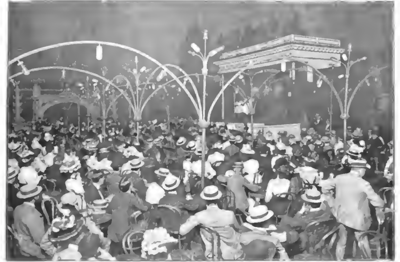


Konzertdachgarten mit Theater.

Wiener Prater, oder wie die „Ambassadeurs", „Horloge" und „Alcazar" in den Pariser Champs-Elysées lassen sich in New York nicht einrichten, denn dieses moderne Babylon ist auf einem schmalen Felsenstreifen zusammengepfercht, jedes verfügbare Plätzchen ist bebaut, und Baugrund ist so unerschwinglich teuer, daß man eben zu den vielstöckigen Riesenhäusern Zuflucht nehmen mußte, um überhaupt auf die Kosten zu kommen. Umschlossen vom Wasser, konnte sich New York nicht nach der Breite ausdehnen, und so dehnt es sich in der Höhe aus, um Platz zu schaffen für seine rasch zunehmende Bevölkerung. Die Häuser des alten New York, vor hundert Jahren, waren nur ebenerdige. Vor sieben bis acht Jahrzehnten baute man an ihrer Stelle ein- bis zweistöckige Häuser; ihnen folgten drei Jahrzehnte später solche von drei bis fünf Stockwerken, in den siebziger Jahren stieg die durchschnittliche Zahl der Stockwerke bei den Neubauten im Geschäftsviertel der Stadt auf sieben, und in den letzten Jahren entstanden hier zahlreiche Gebäude mit fünfzehn bis dreißig Stockwerken, turmhoch über die anderen emporragend, so daß die wirklichen Kirchtürme zwischen ihnen tatsächlich verschwinden! Im unteren Broadway, in Nassau Street, Wallstreet, Park Row rc. einherwandelnd, könnte man sich in tief eingeschnittenen Verkehrsschluchten wähnen, nicht auf dem Niveau der Erde, sondern unter demselben; nur ein schmaler Streifen des Himmels ist zwischen den zu beiden Seiten hoch aufragenden Stein- und Stahlmauern sichtbar. Das allein schon wirkt erdrückend auf den Menschen, er möchte fliehen, irgendwohin, wo Licht und Luft und Kühlung vorhanden ist, und die einzigen Orte, wo er sie findet, sind eben die — Dächer. Der erfindungsreiche Yankee hat sich diese einzige Möglichkeit zunutzen gemacht, und auf den Dächern der New Yorker Riesenbauten Gärten, Klubs, Restaurants, Theater, Konzerthallen eingerichtet. Heute zählen diese Etablissements



Blick auf den Broadway vom Hardware Klub aus.



Madison Square-Dachgarten.

gewiß schon nach Hunderten. Im Geschäftsviertel von New York, rings um den unteren Broadway, jene mächtigste, belebteste, reichste Verkehrsstraße, an deren einem Ende könnte man sagen Europa, an deren anderem Amerika liegt, mußte der Geschäftsmann sein Mittagmahl bisher in engen, dumpfen, finsteren Restaurants und an Luncheon Counters einnehmen, wo der Aufenthalt im Sommer einfach einem Schwitzbad glich. Die in den letzten Jahren entstandenen Klubs auf den Dächern der „Himmelkratzer“ gestatten ihm nun, die einstündige Mittagspause in freier, frischer Luft hoch oben über den lärmenden, nerventötenden, glutheißen Straßen der Stadt zuzubringen, die herrlichste Aussicht auf das weite Meer und den belebten Hafen zu genießen, und nach seiner Mahlzeit wirkliche Ruhe zu pflegen. Er braucht nur auf das Dach des nächsten Klubhauses zu steigen — nicht „steigen“ in unserem Sinne mühsam die ein bis zwei Dutzend Stockwerke empor, Stufe für Stufe, auf Turmeshöhe. Das ist in dem Lande der „Lifts“, wie die Aufzüge in Amerika heißen, überhaupt nicht bekannt. In jedem Hotel, jedem größeren Hause gibt es Lifts, ja in manchen der Mammutspaläste der Broadway sind deren gleich ein Dutzend und mehr zu Verfügung. Man kann sich nach Belieben „heraufliften“ und „herabliften“ lassen, ganz umsonst, und manche dieser Lifts fassen gleich zwanzig, dreißig Menschen auf einmal, so daß man nicht lange zu warten braucht.

Nirgends ist das Sprichwort „Zeit ist Geld“ wahrer, als auf dem unteren Broadway. Deshalb gibt es in den größeren Häusern Lifts, die in jedem Stockwerk anhalten, Lokalzüge möchte ich sie nennen, und andere, nur für die oberen Stockwerke bestimmt, D-Züge, welche die unteren zehn bis zwölf Stockwerke mit Pfeilgeschwindigkeit durchsausen. Nach wenigen Sekunden hält der „Lift“ mit einem dem Passagier durch Mark und Bein gehenden Ruck an — man braucht nur an die Möglichkeit eines Seilbruches zu denken —, die Gittertür wird geöffnet, und man befindet sich wie auf dem Eiffelturm, in herrlicher, frischer, kühlender Brise. Prächtig ausgestattete Empfangsräume, mit kostbaren Bildern an den Wänden und schwellenden Möbeln darunter, orientalische Teppiche über den Boden gebreitet; weite, luftige, helle Hallen, in welchen zahlreiche weißgedeckte Tische zum Speisen einladen, nach allen Seiten offen, so daß man die schönste Aussicht auf viele Meilen in die Runde genießen kann — New York, die Riesenstadt, liegt den Speisenden zu Füßen,

auch vielleicht ein bißchen neben und über ihm, denn der Straßenseite gegenüber erhebt sich möglicherweise ein „Himmelkratzer“ mit gerade so viel Stockwerken, ebenfalls mit einem Speiseklub auf dem Dache, von dem ersten nur um die Straßenbreite getrennt, so daß man über die tiefe Verkehrsschlucht hinweg Brieschen werfen, miteinander konversieren kann. Oder es ragt über unseren Dachklub ein noch viel höheres Gebäude um vier, sechs Stockwerke hinweg, und auch auf diesem speisen Hunderte von Menschen!

Diese Klubs der Geschäftsleute von New York haben sich fast durchweg schon vom ersten Jahre an vortrefflich bewährt. Gewöhnlich verbanden sich Kaufherren desselben Geschäftszweiges, um einen Klub zu gründen, und so gibt es im Geschäftsviertel der Stadt einen Drogen-, Eisenwaren-, Woll-, Kaufmanns-Klub ꝛc. Indessen werden auch andere Geschäftsleute als Mitglieder aufgenommen. Der jährliche Klubbeitrag schwankt zwischen 50 und 100 Dollars, ist also sehr erheblich; dennoch erreicht die Mitgliederzahl bei den meisten Klubs tausend bis zwölfhundert! In diesen Klubs gibt es neben den Räumlichkeiten für Herren auch solche für Damen, wo die weiblichen Familienmitglieder der „Club members“ speisen, und ihre Freundinnen einladen können. In der letzten Zeit ist aber auch ein Klub ausschließlich für Frauen, der Businеß women's Club entstanden, in welchem die weiblichen Angestellten der großen Geschäftshäuser alle Behaglichkeit eines „Homes“ besitzen und ihrerseits Herren als Gäste laden können. Zeitweilig werden dort oben, zwischen Himmel und Erde, auch Konzerte und Bälle veranstaltet, wie in einem Hotel auf irgendeiner steilen Bergspitze, von der man sich mit einem „Lift“ in einigen Sekunden wieder hinunter auf die Straße, in das Herz von New York, „liften“ lassen kann.



Vorstellung im Magnolia-Garten.

Wie diese Speiseklubs den New Yorkern für die Mittagszeit dienen, so entstanden in den letzten Jahren im oberen Stadtteil Dachgärten (Roofgardens) zur Unterhaltung in den Abendstunden. Während der Sommerhitze ist es in den geschlossenen dumpfen Theatern, Konzert- und Variétéhallen der Stadt nicht auszuhalten; die Eigentümer machten schlechte Geschäfte, und um ihre Etablissements überhaupt fortführen zu können, kamen sie auf den Gedanken, Schaubühne und Zuschauerraum auf das — Dach zu verlegen. Heute gibt es in New York über ein



Kasino-Dachgarten mit Theaterbühne.

Dutzend solcher Dachgärten mit Konzerthallen, Operetten- und Variétébühnen; das größte Etablissement dieser Art ist wohl der Madison Square Dachgarten. Auf dem weiten, schönen Madison Square, beinahe im Stadtmittelpunkt gelegen, erhebt sich der berühmte „Garden“ gleichen Namens, ein ausgedehnter Palast in maurischem Stil, mit einer an zwanzigtausend Menschen fassenden Halle, mit Wintergärten, Theatern, Cafés, Restaurants u. dgl. nach Art des Londoner Kristallpalastes, hoch überragt von einem herrlichen Turme, einer Nachahmung der weltberühmten Giralda von Sevilla. Tausende und Abertausende von elektrischen Lichtern, zu Rosetten, Bogengirlanden, parallelen Linien, Arabesken, Sternen vereinigt, erleuchten diesen größten und kostbarsten, dem Vergnügen gewidmeten Palast der Neuen Welt. Auch außerhalb, längs seiner Umrisse erstrahlen zahllose Lichter, und hoch oben, an der Spitze der New Yorker Giralda, beleuchtet eine große Corona von elektrischen Glühlampen die den Turm krönende vergoldete Statue der Diana.

Von einem der vielen „Lifts“ mit schwindelnder Schnelligkeit auf das Dach dieses Palastes gehoben, bietet sich dem Besucher dort ein überraschender Anblick dar, der selbst jenen der eleganten „Ambassadeurs“ in den Champs-Elysées von Paris in den Schatten stellt. Ein Stück der Terrasse des Versailler Feenschlosses entrollt sich hier, mit den schönsten Kolonnaden, Türmchen, Balustraden und Statuen, hier und dort unterbrochen von Gruppen tropischer Pflanzen, erleuchtet von vielen tausenden Lichtern. Und als würde gerade ein Nachtfest des königlichen Hofes gefeiert, beleben diese Dachterrasse Tausende eleganter Menschen. An Hunderten von kleinen Tischen, in langen, mit Blumengirlanden geschmückten Logenreihen, unter Glorietten und in zierlichen Pavillons geben sie sich hier fröhlicher Unterhaltung hin. Heiteres Gelächter, Klirren von Gläsern, Knallen von Champagnerpfropfen, ein Kommen und Gehen, Besuchen von Tisch zu Tisch. Anmutige Mädchen- und Frauengestalten in kostbaren Abendtoiletten, elegante Herren überall. Wenige Plätzchen sind unbesetzt. An manchen größeren, unter Blumen, Kandelabern und Schüsseln begrabenen Tafeln wird soupiert, in manchen lauschigen Eckchen, durch Palmenbosquets halb verborgen, wird geflirtet.

An einer Schmalseite dieses weiten Raumes unter freiem Himmel erhebt sich eine Bühne, auf welcher bekannte Schauspieler, Sängerinnen, leichtgeschürzte Ballettdämchen und Variétékünstler sich produzieren. In den Zwischenpausen konzertiert ein Orchester. Das ganze erfrischende Bild ist in ein Meer von Licht gebadet. Den Hintergrund bilden die gewaltigen weißen Fassaden des Madison Square-Palastes.

Blickt man über die Balustraden, welche den weiten Dachgarten umgeben, so gewahrt man die Straßen des amerikanischen Babylon tief unter sich, mit den Baumkronen des schönen kleinen Parks am Madison Square. Darüber das Dächergewirr der Riesenstadt, hier und dort überragt von einem himmelstürmenden Palast; an manchen Stellen grüßt aus der Ferne ein ähnlich lichtes, ähnlich heiteres Bild herüber, wie jenes, in dessen Mitte man steht, und man glaubt sogar in den Pausen von dort her ähnlichen Gesang, ähnliche Musik zu vernehmen. Über das seltsame, großartige Nachtbild wölbt sich der schwarze, klare Sternenhimmel. — Aber nicht nur der leichtgeschürzten Muse wird dort oben auf den Dächern der Weltstadt gehuldigt, auch Vaudevilles, Possen, Parodien, Operetten werden in den Theatern unter freiem Himmel aufgeführt, wie z. B. in dem kleinen, aber eleganten „American Roofgarden“ in der 41. Straße — die Querstraßen New Yorks sind mit fortlaufenden Nummern bezeichnet. Man kann in diesen höheren Regionen, dem „Erden“leben entrückt, ein paar köstliche Abendstunden verbringen, und die „Roofgardens“ sind deshalb auch rasch fashionable geworden, ja es hat sich sogar eine eigene Klasse von „Roofgarden Rounders“ gebildet, junge, vergnügungssüchtige Leutchen, welche allmählich die Runde der verschiedenen Dachgärten machen, Bekannte aufsuchen, ihren Rendezvous nachgehen, darunter auf manchen Dächern auch solche zärtlicher Natur, ganz nach dem Beispiel der Katzen.

Selbst verschiedene Theaterklubs haben sich für die heiße Sommerzeit auf die Dächer geflüchtet. So wurde beispielsweise von dem Leiter des ältesten Roofgardens der Stadt, dem „Casino garden“, ein eigener Kasino-Klub gegründet. Das unterste Stockwerk des prächtigen, an den Alcazar in Sevilla gemahnenden maurischen Prachtbaues

wurde zu eleganten Klubräumen mit Restaurant, Musik- und Gesellschaftszimmern eingerichtet. Nach den regelmäßigen Abendvorstellungen des Kasino-Theaters, das sich in demselben Gebäude befindet, werden für die Klubmitglieder noch Privatvorstellungen veranstaltet. Auch Koster & Stial, diese Könige der New Yorker Café-Chantants- und Varietéunternehmer, haben das Dach ihres weitläufigen, von der flotten Lebewelt der Riesenstadt und von den Fremden mit Vorliebe besuchten Etablissements um einige Stockwerke über die umliegenden Häuser emporgehoben, und in ein kleines Feenreich verwandelt, wo auch die hübschen jungen Feen nicht fehlen, liebenswürdig und zuvorkommend gegenüber den New Yorker Jüngern des Odysseus, wie es Kalypso kaum war.

Diese Dachgärten in den eleganteren Stadtteilen haben sich so bewährt, daß auch die vornehmen Klubs und Hotels sich in ihrem eigenen Interesse bequemen mußten, ihre Dächer in Gärten — noch dazu wirkliche Gärten mit Bäumen und Blumenbeeten und Bosquets — umzugestalten.

So besitzen die vielstöckigen Riesenhotels Hofmann-House, Waldorf-Astoria, Majestic ꝛc. ihre Roofgardens, in denen Konzerte und Vorstellungen verschiedener Art gegeben werden, und die zunächst für die Hotelgäste bestimmt sind. Indessen werden Eintrittskarten auch an Fremde verkauft. Auf der Insel Manhattan kann an schwülen Sommerabenden kein schöneres, kühleres, unterhaltenderes Buen Retiro gefunden werden, als einer dieser hoch in den Lüften zwischen Erde und Himmel befindlichen Gärten. Sie sind den New Yorkern fast unentbehrlich geworden, ja auch in anderen amerikanischen Städten, vornehmlich in Chicago, sind ähnliche Roofgardens nach dem Muster der Metropole entstanden.

Das Neueste und Eigenartigste dieser Art sind indessen nicht Dachtheater, sondern Dachkirchen!

In Indiana wurde kürzlich eine Kirche der Central Christian Association gebaut, mit einem flachen Dache, auf welchem an heißen Sommertagen und -abenden die Gemeinde sich zum Gottesdienste versammelt! Ein leichtes Regendach schützt die Andächtigen gegen etwaige Unbilden der Witterung. Der Fußboden ist ähnlich wie das Verdeck eines Dampfers eingerichtet, und die anschließenden kleinen Räume in den Türmen dienen als Toilettenzimmer. Die Mitglieder der Gemeinde gehen also Sonntags nicht in die Kirche, sondern auf die Kirche. Vielleicht werden demnächst auch noch Schulen auf die Dächer verlegt, oder gibt es gar schon Dachschulen in Amerika? Im Lande der Yankees ist alles möglich.



Ein Dachgarten bei Sonnenaufgang, fertig für die Abendvorstellung.



Die Erfindung der Schrift.

Von

Professor Dr. Wilhelm Lotz.

(Abdruck verboten.)

Auf zweierlei Weise können wir Menschen der neueren Zeit zueinander reden, unsere in Worte gefaßten Gedanken einander mitteilen und durch den Eindruck, den Wort und Rede auf die Seele machen, unsere Mitmenschen bewegen: durch das Sprechen mit dem Munde und durch die Schrift. Und man kann zweifeln, ob unter denen, die den gebildeten Kreisen angehören, mehr Mitteilung durch Mund und Ohr oder durch Schrift und Auge stattfinde.

Allerdings gibt es nur wenige, die mehr schreiben als sprechen, aber sehr viele, die mehr lesen als hören. Vor allem groß ist die Zahl derer, die mehr geistige Nahrung durchs Lesen von Blättern und Büchern in sich aufnehmen, als dadurch, daß ihnen erzählt und mündlich erklärt wird. Wer seinen Zeitgenossen etwas Neues vorzutragen hat, tut es durch die Schrift, welche der Buchdruck vervielfältigt, und der ererbte Bildungsstoff wird dem nachwachsenden Geschlechte mehr durch Lehrbücher als durch mündlichen Vortrag übermittelt.

Weit hinaus geht die Bedeutung der Schrift über das, was ein griechischer Dichter ausgesprochen hat in den Versen:

„Weil sie der Freundschaft hold, hat gütig Natur den getrennten
Liebenden trautes Verkehrs köstliche Mittel ersehn:
Feder und Tinte, Papier und die Zeichen der Schrift, daß die fernher
Seufzende Seele zu nahn ihrem Geliebten vermag."

Nicht bloß geht die Bedeutung der Schrift für Handel und Wandel, für das öffentliche und das häusliche Leben weit hinaus über den Wert, den sie für getrennte Freunde und Liebende hat: ihre größten Leistungen vollzieht sie im Dienst der durch die Jahrhunderte hin wachsenden Entwickelung der menschlichen Erkenntnis und Geistesbildung: Nicht zuviel ist's, wenn Schiller sagt:

„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch."

Auch die Entfaltung religiöser Erkenntnis setzt eine sichere, genaue Überlieferung von Erlebnissen, Erfahrungen, Begriffen und Bestimmungen voraus, wie sie nur die Schrift möglich macht. Wohl hat es Gotteserkenntnis und heilige Überlieferung gegeben, ehe man schreiben konnte, aber das Gesetz mußte geschrieben werden, damit es Israels Zuchtmeister auf Christum würde, nur Bücher konnten die Taten Gottes in der heiligen Geschichte den späten Nachkommen gegenwärtig machen, ihnen die heiligen Gestalten der Vergangenheit zur Erbauung und als Zeugen Gottes vor die Augen stellen. Durch ihre Schriften lehren die Propheten des alten Bundes noch das heutige Geschlecht; ohne das Alte und das Neue Testament ist die christliche Kirche undenkbar. Ebenso notwendig gehört zum Islam der Koran, dessen Urschrift nach Muhammed auf einer ungeheuren Tafel aus Edelstein hoch über dem siebenten Himmel steht; die unentbehrliche Grundlage der Parsenreligion ist das heilige Buch des Zendavesta, die des indischen Brahmanismus sind die Veden. Ohne religiöse Literatur ist keine ausgebildete Religion auf Erden.

Überschlägt man alles, was die Schrift im Leben der Menschheit bedeutet, so muß man dem griechischen Geschichtschreiber Diodoros recht geben, der gesagt hat, das

vernünftige Leben beruhe auf dem Verständnis der Schrift.

Denn freilich hat es Menschen gegeben, die ein wahrhaft menschliches Leben lebten, lange ehe es Schreibkunst gab und jemand auch nur eine Ahnung davon hatte, daß es etwas wie Schrift geben könnte. Aber durch die Schreibkunst hat die Entwickelung der Menschheit einen Aufschwung genommen, der ohne sie unmöglich gewesen wäre.

Nicht auf einmal ist die Schrift erfunden worden, indem ein hervorragender Mensch den Gedanken faßte und Mittel, ihn zu verwirklichen, ersann. Sondern ganz allmählich sind die Menschen zum Besitz einer Schreibkunst gelangt, die unseren Begriffen vom Schreiben gemäß war. Die ältesten Schriftarten sind nicht bloß zu unbehilflich gewesen, um eine größere Bedeutung für das Leben zu gewinnen, sondern von einer solchen Art, daß wir sagen müssen, das, was wir unter Schreiben verstehen, sei das noch gar nicht gewesen.

Was uns als das Wesen der Schrift gilt, spricht Geibel aus in den Versen:

„Oh Wunder sondergleichen, wie im Laut
Sich der Gedanke selbst das Haus gebaut!
Oh zweites Wunder, wie dem Blick die Schrift
Den Schall versinnlicht, der das Ohr nur trifft!
Nicht Willkür schuf das Wort, sonst wär' es hohl,
Es ist des Geist's notwendiges Symbol.
Und forschst Du weiter, ist der Buchstab' nur
Des flüss'gen Lautes feste Klangfigur."

Klangfiguren sind uns die Schriftzüge, d. h. Zeichen, welche die Laute bedeuten, woraus die Rede besteht, so daß dem Schriftkundigen, der sie sieht, durch das Auge dieselbe Reihe von Lauten dargestellt wird, welche ihm durchs Ohr vorgeführt würden, wenn der Schreiber zu ihm spräche, statt daß er geschrieben hat. Wir schreiben Worte durch Buchstaben, welche die Laute bezeichnen, woraus sie zusammengesetzt sind. So ist die Schrift Umsetzung der für das Ohr gesprochenen Rede in eine Form, worin sie dem Auge wahrnehmbar ist. Das ist nun nicht nur die beste, sondern es ist die einzige wirklich zweckmäßige Art der Schrift. Und mehr als das: es ist die, welche uns als die einzige überhaupt in Betracht kommende erscheint. Wir meinen, wenn man überhaupt schreiben wolle, könne man gar nicht auf den Gedanken kommen, es anders anzufangen.

Aber was uns so selbstverständlich erscheint, hat dem Menschen, ehe er es kannte, durchaus nicht nahe gelegen. Versuche, dem Mißstand, daß die mündliche Rede auf der Stelle vergeht, durch dauernde Aufzeichnungen abzuhelfen, mit Griffel, Meißel oder Pinsel zum Auge Entfernter oder Späterer zu sprechen, haben die Menschen schon in ältester Zeit gemacht. Aber auf den Gedanken, die Wörter der Sprache schriftlich niederzulegen, sind sie nicht so leicht gekommen. Wir halten es für selbstverständlich, daß Vorstellungen oder Gedanken in Worte gefaßt werden und dann die Worte in Schrift. Die früheren Schriftversuche aber gingen dahin, nicht die Worte, welche Vorstellungen oder Gedanken ausdrücken, sondern die Vorstellungen und Gedanken selber durch Zeichen darzustellen anstatt durch Worte. Da nun aber die Sprache das zur natürlichen Ausstattung des Menschen gehörige unersetzliche Mittel zum Ausdruck seiner Gedanken ist, so kann keine Schrift mit der sich messen, welche die Sprache aufzeichnet. Und wie andere Schriftweisen eigentlich gar nicht das sind, was wir unter Schrift verstehen, davon werden wir uns gleich überzeugen. Aber es kommt ihnen doch eine wichtige Stelle in der Geschichte der Schreibkunst zu, weil sie demselben geistigen Trieb ihre Entstehung verdanken, der schließlich das rechte Mittel, sich zu betätigen, gefunden hat, und weil ohne die Versuche, durch solche ungeeignete Mittel ihre Vorstellungen und Gedanken aufzuzeichnen, die Menschen schwerlich je dazu gekommen wären, die richtige Schrift zu erfinden.

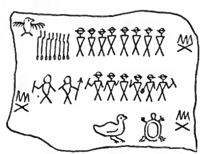
Mit Unrecht hat man den Anfang der Schrift darin finden wollen, daß schon die frühesten Menschengeschlechter aus einem zur Natur des Menschen gehörigen Kunsttrieb Zeichnungen von Tieren und Pflanzen, auch von Menschen, die Wild erjagen, u. dergl. auf Knochenstücke oder Steinplatten eingekratzt haben. Denn diese Malereien hatten bloß ästhetische Bedeutung und wurden nicht hergestellt, um besondere Gedanken auszusprechen. Und erst dann, wenn man diesen Zweck verfolgt, wenn durch die Aufzeichnung dem, welcher sie sieht, eine bestimmte Tatsache erzählt, oder ein besonderer Gedanke mitgeteilt werden soll, erst dann tut man das, was wir tun, indem wir schreiben. Es ist aber klar, daß, wer versuchen wollte,

eine Tatsache, einen Gedanken zu verzeichnen, in der üblichen bildlichen Wiedergabe von Dingen ein Mittel sehen mußte, dessen man sich dazu bedienen könnte.

So erscheinen denn überall, wo wir eine entstehende Schreibkunst beobachten können, Bilder als ihre ersten Mittel.

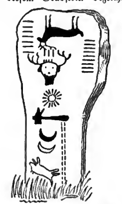
Wie die ersten Versuche ausfallen, durch Bilder bestimmte Tatsachen oder Gedanken auszudrücken, also im weitern Sinne zu schreiben, das zeigen uns die Schreibereien der Indianer in Amerika. Eine Streitaxt an einen Baum gemalt drückte aus, daß hier ein Kampf stattgefunden habe, und wenn auf ihr das Bild eines Tieres angebracht war, so bedeutete es, daß der Stamm, der sich nach diesem Tier benannte, den Sieg davongetragen habe. Eine Anzahl Menschen mit einem solchen Tier erzählte, daß Leute aus einem gewissen Stamme hier vorübergezogen seien. Waren Waffen dabei gezeichnet, so hieß dies, daß sie auf dem Kriegspfad, eine Pfeife, daß sie friedlicher Absicht gewesen seien. Solche Bilderschrift kann verstanden werden auch ohne Kenntnis der Sprache dessen, der sie geschrieben hat. Aber in den meisten Fällen versteht man sie nur, wenn man die Vorstellungswelt, die Anschauungsweise und die Sitten des Volkes kennt. Was die Pfeife auf der erwähnten Anschrift bedeutet, kann nur erkennen, wer von der Friedenspfeife weiß. Sodann hat sich auch überall, wo man in solcher Weise zu schreiben pflegte, bald ein Uebereinkommen gebildet, wie man die Zeichnungen vereinfachte, und das muß man ebenfalls kennen, um die Aufzeichnungen zu verstehen. So bedeutete ein Kreis mit einem schiefen Strich oben rechts bei den Delawaren „Kopf mit Skalplocke" und dann „Mann". Dazu kamen symbolische Bezeichnungen. Wir hatten schon Waffen und Pfeife. Eine rote Hand bedeutet „Verwundung", Weidenrute „Gefangennehmung", ein weißer Mund „Hunger".

Diese Schrift lesen ist offenbar etwas ganz Ähnliches, wie Rebusse raten, die nach einer gewissen Schablone gemacht sind. Daher reicht diese Schrift nur für ganz einfache Mitteilungen aus. Kriegspfade, Streifzüge, Wanderungen werden mit ihr an Felswänden, Steinen, Baumstämmen aufgezeichnet. So soll diese auf einem Stück Birkenrinde an einem Baum angebrachte Zeichnung



nachkommenden Landsleuten sagen, daß hier an drei Feuern zwei Indianer und vierzehn Europäer, wovon acht Soldaten waren, gelagert haben. Die Tiere bedeuten Jagdbeute.

Auf diesem Grabstein bezeichnet das



Tier das Geschlecht, dem der Verstorbene entstammte. Die umgekehrte Stellung drückt das Gestorbensein aus, die drei Striche darunter drei schwere Verwundungen, der Elenkopf einen Kampf mit einem solchen Tier, die Symbole darunter den großen Einfluß des Mannes in Krieg und Frieden, die sieben Querstriche sieben Kriegszüge.

Die künstlichste Verwendung dieser Bilderschrift machten Priester und Zauberer. Sie verfertigten Aufzeichnungen, die Zauberformeln, ja magische Gesänge bedeuteten. Da wurden aber auch nicht etwa Wörter und Sätze geschrieben, sondern ebenfalls nur Gegenstände gemalt, die in den Sprüchen vorkamen. Einem jeden Vers eines Gesanges entsprach gewöhnlich ein einziges Bild. Solche Aufzeichnungen konnte also nur lesen, wer das Lied schon kannte, sie waren nur ein Anhalt fürs Gedächtnis,

sicherten die richtige Reihenfolge der Verse und enthielten gewisse Winke für die Gebärden, die den Vortrag begleiten mußten. Auch sollten sie selber Zauberkraft haben.

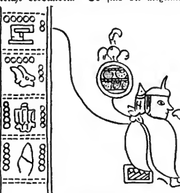
Eine höhere Stufe hat diese Schriftart in Mexiko erreicht. Da haben die Tolteken sie so ausgebildet, daß Geschichts- und Lehrbücher mit ihr geschrieben werden konnten.

Gepflegt ward hier die Schreibkunst vor allem von der Priesterschaft. Sie hielt Schulen, worin Schreiben und Lesen gelehrt ward.

Dies Lesen- und Schreibenlernen war aber etwas wesentlich anderes, als das in unseren Schulen. Denn da die Schrift bloß eine Tatsachen- und Gedankenschrift war, worin sich Reden, Gedichte u. dergl. gar nicht, alles andere aber nur so aufzeichnen ließ, daß das Geschriebene einer Erklärung durch mündliche Überlieferung bedurfte, um richtig verstanden werden zu können, so handelte es sich in der Schule darum, daß die Schüler die Schriften erklärt bekamen und die Erklärungen ihrem Gedächtnisse einprägten. Wir können alle in der Schule zu dem Gelesenen gegebenen Erläuterungen vergessen haben und doch alles richtig und sicher lesen. Bei der mexikanischen Schrift war die Lesung nur dem möglich, der in der zugehörigen Überlieferung feststand.

Die mexikanische Schrift bestand aus Bildern von Gegenständen, Zahlzeichen und Zeichen, welche gewisse Beziehungen ausdrücken, in welchen die Bilder zu verstehen sind. Die Bilder sind zum Teil zu Zeichen verkürzt, die gar nicht mehr an ihrer Gestalt erkennbar sind. Unsichtbares wird durch Sinnbilder bezeichnet.

Bei geschichtlichen Aufzeichnungen ward nach einer festen Reihenfolge von je vier Jahren eins mit einem Kaninchenkopf, das andere mit einem Rohrgewächs, das dritte mit einem Feuerstein, das vierte mit einem Haus bezeichnet*). Die vier Jahreszeiten wurden, unter Beifügung noch je einer Nummer, dreizehnmal untereinander geschrieben, was eine 52jährige Periode bedeutete. Neben diese Reihe wurden nun die wichtigen Ereignisse durch andeutende Bilder oder Zeichen angemerkt und nötigenfalls mit dem Jahre, wozu sie gehörten, durch Striche verbunden. So sind die mexikani-



schen Geschichtsbücher beschaffen. Sie konnten, solange mündliche Überlieferung damit verbunden war, gute Geschichtsquellen sein, als diese aufhörte, war es um ihr Verständnis geschehen.

Eigennamen mittels solcher Schrift zu schreiben, ist nur möglich, wenn diese eine Bedeutung haben, die sich durch Bilder ausdrücken läßt. Das pflegt nun bei den mexikanischen Namen der Fall zu sein. Michmalojan bedeutet „Fischerort“ und wird bezeichnet durch einen Arm, der einen Fisch hält. Eine Schlange mit Messerspitzen auf dem Rücken bezeichnet den Namen Itzkoatl, welches „Messerschlange“ bedeutet.

In diesem Falle sollte aber die Schreibung einen bestimmten Laut ausdrücken, denn auf den kommt es beim Eigennamen ja an. Und hier findet der Übergang der Sachenschrift zur Lautschrift statt. Einen Schritt in dieser Richtung haben die Azteken in Mexiko noch getan, indem sie in manchen Fällen einen Begriff durch das Bild eines Gegenstandes bezeichnet haben, der mit einem ähnlich lautenden Worte benannt ward. Malte man, um auszudrücken „täglich“, eine „Sonne“, was in diesem Falle „Tag“, „am Tage“, „Tag für Tag“ bedeuten sollte, so war das ganz undeutlich, etwas deutlicher ward die Bezeichnung, wenn man drei Sonnen nebeneinander setzte, man half sich aber auch so, daß man zwei Altäre setzte. „Altäre“ heißt nämlich aztekisch momoztli, täglich aber ganz ähnlich: momoztlal. Gab es keinen Gegenstand, dessen Name allein ausgereicht hätte, durch Ähn-

*) Die Zeichen der vier Elemente: Luft, Wasser, Feuer, Erde.

lichkeit des Klanges das anzudeuten, was man bezeichnen wollte, so verband man auch mehrere Bilder, in deren Namen Stücke des Wortes enthalten waren, um das es sich handelte. So gibt es für den Namen Teokaltitlan eine Bezeichnung, zusammengesetzt aus den Bildern Haus, Lippen, Weg und Zähne. Die Wörter dafür sind nämlich teotli, was hier aber nur te, otli, was hier nur o ausdrücken soll, kali und endlich tlanti, wovon hier nur tlan gelten soll, so hat man dann te-o-kali-tlan, was ungefähr = teokaltitlan. Daraus hätte sich nun eine Lautschrift, zunächst Silbenschrift, entwickeln können. Aber man hat die große Bedeutung dieser Schreibweise nicht erkannt und daher keinen Plan hineingebracht. Man setzte in dem angeführten Beispiel die vier Bilder auch nicht einmal in Reihe nebeneinander, sondern bildete aus ihnen eine beliebige Gruppe, sie über- und ineinander schiebend.

Ungleich leichter ist es für die Chinesen gewesen, eine für die Bedürfnisse einer hohen Kultur ausreichende Schreibweise auszubilden. Die noch heute gebräuchliche chinesische Schrift ist etwa 4000 Jahre alt. Sie ist ihrem Wesen nach eine Bilderschrift, wenn auch die Bilder in der üblichen Form durch Zurückführung auf wenige Striche und eine Art Stilisierung unkenntlich geworden sind. Diese Bilder oder aus Bildern entstandenen Schriftzeichen sollen so wenig wie die der Mexikaner Sprachlaute, sondern ebenfalls die Sachen bezeichnen, welche durch die Worte ausgedrückt werden.

Die ältesten Zeichen der chinesischen Schrift waren einfache Bilder, z. B. ☉ (jetzt 日) „Sonne", (jetzt 山) „Berg". Solcher zählt man gegen 600. Etwa 370 sind durch Umlegung oder Drehung von Bildzeichen entstanden, z. B. bedeutet das Zeichen für „Mensch" in liegende Stellung gebracht „Leichnam". Eine dritte alte Art von Zeichen sind die Symbole, deren es etwa 100 gibt, z. B. (jetzt 上) „oben".

Dazu kommen dann symbolische Zusammensetzungen wie Vogel + Mund = „singen", zwei Frauen nebeneinander = „Zank", Türe + Ohr = „horchen", „hören", Frau + Kind = „Zärtlichkeit", Weib + Besen = „Hausfrau". Solcher Zeichen sind an 750 in Gebrauch. Die zahlreichste Klasse von Zeichen, es sind ihrer über 20000, ist dadurch entstanden, daß die Chinesen kaum mehr als 500 verschieden lautende Wörter haben. Mehr Silben gibt es eben nicht. Viele der Bedeutung nach ganz verschiedene Wörter klangen daher gleich. In diesem Fall wirkte nun doch der Laut auf die Schrift. Man schrieb für mehrere Wörter von gleichem oder ähnlichem Laut ein und dasselbe Zeichen und fügte ein zweites hinzu, welches andeutet, in welchem Sinne das Wort zu verstehn sei. So bedeutet ko „Frucht", ein anderes ko bedeutet „kühn" und k'o „prüfen", man schreibt für diese drei Wörter dasselbe Zeichen, setzt aber das Zeichen für „Herz" hinzu, wenn ko „kühn" gemeint ist, das für „reden", wenn man k'o „prüfen" meint.

Nun ist die chinesische Sprache eine einsilbige oder, wie man auch sagt, eine isolierende Sprache. D. h. sie besteht aus lauter einsilbigen und unveränderlichen Wörtern. Wo die uns geläufigen Sprachen die Wörter durch Vorsilben und Endungen oder innere Abwandlungen beugen und grammatisch verbinden, da gibt es für den Chinesen nur lose Zusammensetzung von Wörtern, Regeln, wie die Wörter im Satze geordnet sein müssen, und eine Anzahl von Hilfswörtern. Ein Hilfswort ist aber gerade so beschaffen wie ein anderes Wort auch. Z. B. čī bedeutet „ihn, sie, es, ihm, ihnen", zugleich dient es aber dazu, den Genitiv auszudrücken, z. B. ti'ēn „Himmel", tí „Erde", ti'ēn tí „Himmel und Erde", šing „Natur", ti'ēn tí čī šing „des Himmels und der Erde Natur"; es verwandelt auch Umstandswörter in Eigenschaftswörter: kīm „jetzt", aber kīm čI hiok „die jetzigen Studierenden". Dieses čI ist ein Hilfswort, aber seiner lautlichen Beschaffenheit nach ein Wort von derselben Art wie z. B. šI „Leichnam", fū „beratschlagen". Eine Menge von Wörtern ferner kann die verschiedensten Arten von Bedeutung haben: fāng z. B. kann je nach der Stellung bedeuten „Seite, Richtung, Art und Weise", „damals, dann, darauf", „ins Geviert, viereckig", „nach etwas hin", „beiseite setzen, vernachlässigen", „seitwärts ausweichen".

Aus dieser Beschaffenheit ihrer Sprache erkennt man, wie für das Denken der Chinesen Sachen, Eigenschaften, Tätigkeiten, sowie

Vorstellungen von den innern und äußern Beziehungen zwischen Dingen und Geschehnissen auf einer Linie der Auffassung lagen. Versuchten sie ihre Vorstellungen durch Bildzeichen auszudrücken, so mußte es sich fast von selbst ergeben, daß sie nicht bloß wie die Mexikaner auch für Unsichtbares, für Begriffe, für Tätigkeiten durch symbolisch gebrauchte Bilder Bezeichnung schufen, sondern auch für alle die Verhältnisse, die ihre Sprache durch Wörter von derselben lautlichen Art ausdrückte. Hatte man aber Zeichen für alle Begriffe, die die Sprache durch Wörter ausdrückt, so ergab sich ganz von selbst eine Schrift, welche Wort für Wort der Sprache nachfolgte. Wer eine wörterbiegende Sprache spricht, würde eine Aussage wie diese: „Nachdem er den Kungfu getötet hatte, tötete er den Schang" nicht zu schreiben wissen, wenn er nur Zeichen für die beiden Namen und für töten besäße. Denn wie sollte er „getötet hatte" ausdrücken und „tötete"! Für eine Konjunktion wie „nachdem" ein Zeichen zu erfinden, liegt einem Volke auch ganz fern, in dessen Sprache solche Redeteile als untergeordnete erscheinen. Chinesisch aber lautet jener Satz i šat Kung-fu rî šat Šang = „aufhören töten Kungfu da töten Schang". Jedes Wort drückt nur einen einfachen Begriff aus, keine Beziehungen, wie die deklinierten oder konjugierten Wörter anderer Sprachen. Ein solcher Satz wird dann auch in der allereinfachsten Weise geschrieben, indem die Zeichen für die einfachen Begriffe, denen die einzelnen Wörter entsprechen, nebeneinander gestellt werden.

Die chinesische Sprache ist also keine Lautschrift, aber sie ist eine Wörterschrift. Die Aussprache der Wörter könnte sich so ändern, daß jemand, der nur die alte Form der Sprache kennte, kein Wort von der neuen verstünde, und die Schrift würde davon unberührt bleiben, weil sie die Wörter nicht nach ihrem Laut, sondern nur nach ihrer Bedeutung bezeichnet.

Die chinesische Schrift ist ungleich vollkommener als die Bildermalerei der Mexikaner. Sie versucht nicht wie diese neben der Sprache eine andere Form des Ausdrucks für Vorstellungen und Gedanken zu bilden, sondern sie will das gesprochene Wort selbst schriftlich wiedergeben.

Zu diesem ungeheuern Fortschritt sind die Chinesen durch die eigentümliche Beschaffenheit ihrer Sprache angeleitet worden. Ebenso ist nun ein anderes Volk durch die Art seiner Sprache dazu gebracht worden, nicht nur auf dieselbe Stufe des Schreibens sich zu erheben, sondern noch einen Schritt höher zu steigen, zur Silbenschrift.

Dies Volk ist das der ältesten Einwohner Babyloniens. In diesem Lande hat vor den Zeiten, wo Semiten, die wir „Babylonier" zu nennen pflegen, dort ihre Weltreiche gegründet haben, das Volk der Sumerier gesessen. Der Name ist von Sumer (Šumer) abgeleitet, dem Namen von Südbabylonien in der Sprache dieses Volkes. Der uns aus der biblischen Geschichte vom Turmbau in Babel geläufige hebräische Name Babyloniens „Sinear" ist nichts anderes als dieses Sumer. Die Sumerier redeten eine Sprache, die manche Ähnlichkeit mit der chinesischen hat, aber doch wesentlich anders ist. Sie ist keine isolierende Sprache, sondern eine agglutinierende, d. i. „zusammenleimende". Die ursprünglich einsilbigen Wurzelwörter sind häufig durch Zusammensetzung mehrsilbig geworden, und die Beziehungen der Wörter aufeinander im Satze werden nicht bloß durch die Wortstellung und durch selbständig auftretende Hilfswörter, sondern dadurch ausgedrückt, daß den an sich unveränderlichen Wörtern vorn und hinten allerlei Beziehungen ausdrückende Silben angefügt werden. Dies geschieht so, daß nicht eine Wortbiegung stattfindet, sondern die Wurzel und die Zufügungen als nur aneinandergehängte, gewissermaßen zusammengeleimte besondere Teile der Form erscheinen. Wortbiegung, Flexion ist schreiben, schreibt, schrieb, schrieben, im Sumerischen heißt „schreiben" sar, die dritte Person wird durch Vorsetzung von in bezeichnet: in-sar „er schrieb". Wie lose die Zusammenfügung ist, sieht man daraus, daß „er schrieb es" heißt in-nin-sar; „Vater" heißt ada, adâ-mu „mein Vater"; „dem Vater" heißt adâ-ra, adâ-mu-ra „meinem Vater".

Bei den Sumeriern hat sich nun auch eine Bilderschrift entwickelt. Eine Eigentümlichkeit derselben war es, daß sie nur aus geraden Linien bestand. Z. B. ward statt eines Kreises als Bild der Sonne ein Viereck mit den Spitzen nach oben, unten, rechts und links gezeichnet, der Fisch in

dieser Form: . Die Zeichen sind daher von Anfang an sehr unvollkommene Bilder gewesen, viele wohl nur für den erkennbar, der die Bedeutung schon kannte. Die älteste bekannte Form für Brett, Holz, Geräte, Baum (wofür die sumerische Sprache nur ein Wort brauchte) ist z. B. , für „Auge“ und „sehen“ .

Man schrieb nun in Babylonien gewöhnlich mit einem Griffel aus Metall oder hartem Holz auf Täfelchen oder auf Zylinder aus weichem Ton, die nachher getrocknet, zum Teil auch hart gebrannt wurden. Da bildete sich nun da, wo man die dreikantige Spitze des Griffels ansetzte, um einen Strich zu ziehen, ein keilförmiger Kopf, und dadurch ward die Strichschrift zur Keilschrift. Auf der einen Seite gewann dadurch die Schrift an Deutlichkeit, weil man an den kräftig hervortretenden Keilköpfen den Anfang und die Richtung der Striche leicht erkennt, auf der anderen wurden die Bilder als solche dadurch noch undeutlicher: ist der Sonne noch weniger ähnlich als , in ist vollends kein Holzblock oder Brett mehr zu erkennen, in kein Auge. Wer einen Keilschrifttext betrachtet, sei es einen mit der jüngsten, der neuassyrischen Schrift, geschriebenen, oder bestehe er aus den ältesten babylonischen Zeichen, wird den Eindruck nicht bekommen, daß er eine Schrift vor sich habe, die einmal eine Bilderschrift war.

Man würde aber auch sehr irren, wenn man dächte, daß man nur eine Reihe von richtigen Bildern, wenn auch roh und ungeschickt gezeichneten, erblicken würde, wenn die ältesten Formen der Zeichen an die Stelle der Keilschriftzeichen gesetzt würden. Denn unter diesen sind ja zwar viele, welche beweisen, daß die Erfinder dieser Schrift rohe Bilder als Schriftzeichen verwendet haben, aber in andern der Zeichen sind schlechterdings keine Bilder zu erkennen. Und doch sehen die ältesten bis über das Jahr 3000 v. Chr. hinaufreichenden Schriftstücke nicht aus, als hätten wir es da mit einer Schriftform zu tun, die sich schon sehr weit von der ursprünglichen Gestalt der Zeichen entfernt hätte.

Wenn zugleich Zeichen vorkommen wie für „Sonne“, für „Hand“, für „Fisch“, für „Rind“, welche deutlich rohe Bilder sind, und für „Tür“, für „Stein“, für „groß“, für „Hals“, für „Feuer“, so müssen diese ganz anders erklärt werden, denn sie haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Dingen, die sie bezeichnen, und sind doch augenscheinlich von ihrer ursprünglichen Form noch nicht weiter abgewichen als jene anderen. Einen Weg zur Erklärung solcher Zeichen hat Professor Friedrich Delitzsch gefunden, und wenn auch viele der von ihm gegebenen Einzelerklärungen durch bessere ersetzt werden können, wie denn mehrere der von uns im folgenden gegebenen von denen Delitzschs abweichen, so ist doch die von ihm angegebene Lösung des Rätsels der sumerischen Schrift ein heller Lichtstrahl in ein dunkles Gebiet. Die Lösung ist diese: Die Zeichen bestehen meist aus viel mehr Strichen, als zur rohen Abbildung des Gegenstandes nach Art der oben angeführten Zeichen für „Sonne“, „Hand“, „Rind“ nötig wären, Beispiele wie für „Wasserröhre“, für „Tor“ machen das besonders deutlich. Ferner kommen gewisse Strichgruppen wie in sehr vielen Zeichen vor, die ganz unähnliche Dinge bedeuten. Die Strichgruppen, die ein Zeichen bilden, können auch manchmal in verschiedener Weise zusammengefügt werden und sind z. B. einerlei. Endlich zeigt in vielen Fällen ein Zeichen, nachdem es die stärksten Umwandlungen seiner Form durchgemacht hat, doch immer noch dieselbe Zusammensetzung von charakteristischen Einzelelementen. So ist „Schlauch“ und dann „voll sein“ später zu geworden, und „überschwemmen“, worin jenes steckt, zu , jenes Zeichen für Wasserrohr zu , worin das Zeichen für Wasser“ zuerst , dann , später noch ebenso deutlich zu erkennen ist.

Es ergibt sich, daß die Erfinder dieser

Spaziergang. Nach dem Gemälde von Carl Piepho-München.

Schrift zwar eine Anzahl von Bildern und symbolischen Zeichen zugrunde gelegt, aber die meisten Schriftzeichen durch Zusammensetzung dieser verhältnismäßig wenigen Grundzeichen gebildet haben. Das uralte Volk der Sumerier ist ausgezeichnet gewesen durch Neigung und Begabung zu begrifflicher Zergliederung der Gedanken, und es mochte die Dinge lieber nach ihren einzelnen Eigenschaften, nach ihrem Zweck oder ihrer gedankenmäßigen Bedeutung auffassen als nach ihrer Form und Gestalt. Dieselbe Geistesrichtung kommt in der Sprache der Sumerier zum Vorschein. „König" heißt darin lu-gal, d. i. „Mensch-groß", „Palast" e-gal, d. i. „Haus-groß", „Wein, Weinstock" gis-tin, d. i. „Strauch-Leben", „Gott" dinger, d. i. „Richter-Macht". So sind denn die sumerischen Schrifterfinder mehr darauf ausgegangen, die Ideen auszudrücken, die sie mit den Dingen verbanden, als Bilder von diesen zu entwerfen. Wenn „Haus" geschrieben wird, so ist das wohl ein Bild, von dem aus vielleicht mit Delitzsch die Herstellung der ältesten Häuser in Babylonien aus Rohrgeflecht zu erschließen ist. Aber „Tor" ist kein Bild des Tores, sondern es ist dasselbe Bild für „Haus", verbunden mit ⋗, dem symbolischen Zeichen für „Eingang". Das Zeichen für „Tür" ist zusammengesetzt aus „Gitter", „Verschluß" und ⟶ „öffnen", weil die Türe zum Verschließen und Öffnen dient.

Den „Stein" schrieb man, was zusammengesetzt ist aus „Erde" und — „Einheit", also etwa „Erdstück". Das Zeichen für Erde erklärt Delitzsch so: Es ist uralte Sitte in Babylonien, die Ecken der Häuser nach den vier Himmelsgegenden zu richten. Daher bezeichnete man Fundament symbolisch mit ◇, wo der senkrechte Strich das Ausgerichtetsein von Norden nach Süden, „die gerade Richtung" ausdrückt. Die Erde nun betrachtet man als das Fundament des größten Gebäudes, das es gibt, des Himmelsgewölbes, und bezeichnete sie daher als das „große Fundament". Das geschah dadurch, daß man in das Zeichen die vier Striche hineinsetzte, denen der Richtungsstrich zum Opfer fiel. Vier wagrechte oder senkrechte Striche dienen nämlich dazu, den Begriff des Großen, Gewichtigen, Bedeutenden auszudrücken. So bedeutet □ „Umfang", aber „großen Umfang, groß", ⊢— „Junge" und dann „Sprecher", „Mann", aber „großer Mann" und dann ebenfalls „groß" überhaupt. Besonders merkwürdig ist folgende Zeichenentwickelung: stellt ein Brett dar, daher dann Holz und Baum, weiterhin hölzernes Geräte und überhaupt „Werkzeug". ◇ „Richtung" mit „Werkzeug, Organ" verbunden, ergibt mit der Bedeutung „Hals", weil der Hals das Mittel ist, den Kopf zu drehen. Fügt man aber dazu die Verstärkungsstriche, so erhält man, das bedeutet dann „Werkzeug zum sehr starken Drehen", „Feuerzeug", weil auch die Sumerier Feuer gewannen durch schnellste Drehung eines Holzstabes im Loch eines anderen, und so ist dies Zeichen schließlich zur Bedeutung „Feuer" gekommen. Den „Namen" bezeichnet ⟶⟶. Das ist nicht etwa ein Pfeil, sondern Zusammensetzung von ⋗ „Eingang" und —— „öffnen", weil der Name, wenn er ein guter, befreundeter ist, den Eintritt in das Tor eröffnet, das sonst dem Anklopfenden verschlossen bleiben würde.

Auf solche Weise sind etwa 600 Schriftzeichen gebildet worden. Mehr hat man nicht bilden mögen und setzte, um weiteren Bedarf zu decken, lieber zwei oder auch mehr Zeichen nebeneinander. So wird Schiffer geschrieben mit den Zeichen Mensch + Schiff + fortbewegen, Finger: Hand + Horn, Sandale: Leder + Straße, Blasebalg: Schlauch + zusammendrücken, Elefant: Bergstier + Schlauch, voll sein: Schlauch + Wasser. Das Zeichen für Schlauch war zunächst in die Bedeutung „voll sein" und dann auch in die Bedeutung Horn übergegangen, weil Hörner in der alten Zeit oft den Dienst unserer Flaschen taten. Da bildete man dann für Schlauch eine neue Bezeichnung: Leder + Wasser + Wüste + füllen, d. i. „ledernes Gefäß, worein man Wasser füllt, um es mit in die Wüste zu nehmen".

Alle diese Mittel schafften aber nur für die

Begriffswörter Schriftzeichen, nicht für die pronominalen Bestandteile der Sprache, die Silben, welche die Mehrzahl, die Person, die Beziehungen der Wörter aufeinander ausdrücken u. dergl. Als das Bedürfnis empfunden ward, auch diese zu schreiben, erwählte man eine Anzahl von Begriffszeichen dazu, neben ihrer gewöhnlichen Bedeutung auch noch die von Lautzeichen anzunehmen. Das Zeichen für „Name", mu, brauchte man, um diese Silbe auszudrücken, auch wo sie weder den Namen noch sonst einen Gegenstand oder Begriff bedeutete, sondern bloß Bestandteil einer Wortform bildete, wie in ada-mu „*mein* Vater", jenes Zeichen für „Stein", welcher sumerisch na heißt, bildete in ada-na „*sein* Vater" das Schriftzeichen für den Laut der Silbe na als solchen.

Als später semitische Völkerschaften, die Babylonier im engeren Sinne, das Land einnahmen und in die Kultur der Ureinwohner hineinwuchsen, ward deren Schrift auf die semitische Sprache der Babylonier und Assyrer übertragen. Während nun zur Schreibung der sumerischen Sprache nur etwa 50 Zeichen auch als Silbenzeichen verwandt wurden, hat man etwa 240 als Silbenzeichen für die babylonische Sprache gebraucht. Die meisten davon können mehr als eine Silbe ausdrücken, weil sie ja verschiedene sumerische Wörter bezeichnen konnten. Und wiederum gibt es für viele Silben mehrere Zeichen. Dadurch entsteht große Verwickelung und Schwierigkeit dieser Schrift, welche noch vermehrt wird dadurch, daß viele Zeichen und Zeichengruppen nebenbei auch noch die Sachen oder Begriffe bezeichnen, für die sie zuerst erfunden worden sind. So bezeichnet die Silben ši und lim, außerdem „Auge", assyrisch ênu, „Antlitz" assyrisch pânu, „sehen", assyrisch amâru, und noch anderes. So schwierig hiernach die Entzifferung dieser Schrift hat sein müssen, die man stets zu den größten Triumphen der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts rechnen wird, ist sie doch für den, welcher sie kennt und die assyrisch-babylonische Sprache versteht, nicht so unbequem und namentlich lange nicht so unsicher zu lesen, wie es dem Uneingeweihten scheinen mag. Daher ist es möglich gewesen, daß assyrische Sprache und Schrift um 1500 v. Chr. den diplomatischen Verkehr in ganz Vorderasien bis nach Ägypten hin vermittelt hat.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift ist vielleicht ebenso alt wie die sumerische. In einigen Beziehungen dieser sehr ähnlich, ist sie in anderen von ihr höchst verschieden. Namentlich das macht sie jener ganz unähnlich, daß hier eine sehr große Menge richtiger Bilder verwandt wird, indem alles einigermaßen Abbildbare auch bildlich wiedergegeben wird, und daß im Zusammenhange damit die Bilder hier im allgemeinen auch eine kenntliche Form behalten haben. Nur Abkürzungen wurden vorgenommen, wenn man nicht Denkmäler mit Hieroglyphen, „heiligen Eingrabungen" versah, sondern auf Papier schrieb, indem man sich da mit Umrissen der Zeichnung begnügte: statt zeichnete man die Eule nur und dann sogar nur noch ʒ. Diese Schreibweise, die man die „hieratische" nennt, verhielt sich zur Hieroglyphenschrift ungefähr wie unsere Schreibschrift zu den Buchstaben des Druckes.

Die ägyptische Schrift ist gemischt aus dreierlei Zeichen. Die einen bedeuten Dinge und kraft symbolischer Anwendung Begriffe, die andern Silben, einige aber einzelne Laute. Zuerst schrieb man jedenfalls nur mit Bildern, welche Dinge oder Begriffe bedeuten sollten. Bilder des Hauses, der Sonne, des Sternes, der Laute bezeichnen diese Gegenstände. Ferner ließ man das Bild der *Sonne* auch den *Tag*, das des *Himmelsgewölbes* auch *oben* bedeuten; *gehen* drückte man aus durch ein *schreitendes Bein*, *Kraft* durch einen *Löwenkopf*. Da man so aber nicht ausreichte, nahm man öfters die Bilder auch als Zeichen nicht nur für das, was sie abbildeten oder symbolisch ausdrückten, sondern auch für die Laute, womit jenes ausgesprochen ward. Das Bild des kleinen *Vogels* schera setzte man auch für schera „klein, schlecht", das Bild der *Laute* nefer auch für nefer „gut". Das Auge heißt ar, iri und mert, daher diente sein Bild auch zur Bezeichnung dieser drei Silben. Endlich verwandte man auch eine Anzahl von Bildern, denen einsilbige Wörter entsprachen, zur Bezeichnung der Konsonanten, womit diese Wörter anlauteten: z. B. die *Hand* de für d, den *Mund* ro

für r. Damit war man auf dem Wege zu einer alphabetischen Schrift, und das ist's, worin die ägyptische Schrift die Keilschrift entschieden übertroffen hat. Aber man hat nicht erkannt, wie sehr eine solche jeder anderen Schreibweise überlegen sein müßte, und hat die Buchstabenbilder immer mehr wie einen bloßen Notbehelf betrachtet.

Die alphabetische Schrift zu erfinden, scheint den Semiten Vorderasiens vorbehalten geblieben zu sein. Bei diesen findet sich von Südarabien bis nach Kilikien hinauf und ostwärts bis ins babylonische Gebiet hinein ein und dasselbe Alphabet, wenn auch die Form der Buchstaben sich vielfältig verändert hat. Wahrscheinlich ist die Erfindung dieses Alphabets in Palästina geschehen, von wo es sich dann nach Norden und nach Süden verbreitet hat. Die ältesten Schriftdenkmäler im hebräischen und aramäischen Gebiete reichen bis ins IX. Jahrhundert, die im südarabischen bis über das Jahr 1000 hinauf. Es scheint beim gegenwärtigen Stand der Forschung ratsam, anzunehmen, daß das Alphabet um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, etwa in der Zeit Moses, in Gebrauch gekommen sei.

Die Zeichen dieses Alphabets bedeuten sämtlich Konsonanten. Nur dienen die für j und w, in gewissen Fällen auch ein Hauchlaut nebenbei zur Bezeichnung langer Vokale. Sämtliche Vokale zu bezeichnen, hielt man nicht für notwendig.

Der Erfinder dieser Schrift ist ohne Zweifel einer der größten Entdecker der Menschheit gewesen. Dennoch hat er vermutlich nicht mehr geleistet, als etwas, das eigentlich schon bekannt war, mit glücklichem Blick und Griff zu erfassen und zu zeigen, was damit ausgerichtet werden könnte. Wir wissen ja, daß in Palästina, daß in ganz Vorderasien um 1500 v. Chr. die assyrische Sprache und die Keilschrift als Verkehrsmittel verbreitet gewesen sind, und wir wissen auch, daß in eben dieser Zeit Palästina zum ägyptischen Reiche gehört hat, so daß nicht bezweifelt werden kann, daß damals dort auch Leute gewesen sind, die ägyptisch zu schreiben verstanden. Die Einsicht in das Wesen des Schreibens als eines Bezeichnens der Laute, die die Wörter bilden, ist also dem Erfinder des Alphabets gewiß von Leuten zugekommen, die längst schreiben konnten. Hauptsächlich dürfte die Aufstellung des semitischen Konsonantenalphabets auf ägyptische Anregung zurückzuführen sein, da die babylonisch-assyrische Schrift ja stets Silben schrieb, die ägyptische aber auch Zeichen für bloße Konsonanten hatte. Und ebenso wie die ägyptische Schrift gewinnt die semitische ihre Konsonantenzeichen vermittels des sogenannten akrophonischen Prinzips.

So ist der erste Buchstabe ≮ das Bild eines Rindskopfes, das hebräische Wort für „Rind" eleph lautet aber mit dem (bei uns unbezeichnet bleibenden) Hauche an, den der Buchstabe, der nachher zu unserem A geworden ist, in der semitischen Schrift bezeichnete; ϕ ist ein Kopf und bezeichnet den dumpfen K-Laut, womit das semitische Wort für „Kopf" beginnt, es ist unser Q; ×, unser T, bedeutet t, weil das semitische Wort für „Mal, Zeichen" mit t anlautet.

Man hat auch die Gestalt der semitischen Buchstaben, d. h. die Auswahl der Bilder, die man als Buchstaben anwenden wollte, auf die ägyptische Schrift zurückzuführen versucht. Aber das hat sich als falsch erwiesen. Den Hauch, womit ein Vokal angelautet wird z. B., bezeichnen die Ägypter mit dem Bild des Adlers, nicht des Rindes, den Zischlaut, den die Semiten mit dem deutlichen Bild des Zahnes bezeichnen, schreiben die Ägypter mit dem eines Teiches, und die Versuche, aus anderen ägyptischen Schriftbildern, die nicht als Buchstaben, sondern als Wort- oder Silbenzeichen gebräuchlich waren, die semitischen Buchstaben abzuleiten, sind willkürlich. Auch aus der Keilschrift stammen diese sicherlich nicht. Vielmehr hat der Erfinder des Alphabets dessen Zeichen selbständig neu aufgestellt, nachdem eine (wohl nur oberflächliche) Bekanntschaft mit der ägyptischen und zugleich der babylonischen Schrift in ihm den Gedanken erweckt hatte, daß ein Alphabet genügen müßte, um alles, was man sprechen könnte, auch zu schreiben.

Dies Alphabet hat sich nun nach allen Himmelsgegenden verbreitet. Vor allem haben es sich alle Semiten außer den Babyloniern unter allerlei, je nach Bedürfnis und Geschmack, kleineren oder größeren Änderungen angeeignet. Dabei blieb es bloßes Konsonantenalphabet, nur daß die Äthiopen, ein Semitenvolk im heutigen Abessynien,

durch Anhängsel an die Konsonanten oder durch Streckung, Biegung und Verkürzung von einzelnen ihrer Striche den Vokalismus zum Ausdruck gebracht haben. Auch die Juden haben um 600 n. Chr. den Text des Alten Testaments vokalisiert mit Strichelchen und Punkten, die in die Konsonanten oder darunter und darüber gesetzt wurden. Eine derartige Vokalbezeichnung haben auch die Araber als Notbehelf eingeführt. Die Inder haben das Alphabet dergestalt entwickelt, daß die Vokalbezeichnung ein notwendiger Bestandteil ihrer Schrift geworden ist, aber auch bei ihnen erscheinen die Konsonanten noch als die feststehenden Hauptzeichen der Schrift, während die Bezeichnung der Vokale verschieden ist, indem sie sich nach den benachbarten Konsonanten richtet.

Erst die Griechen haben die Vokale als gleichberechtigte Buchstaben ins Alphabet aufgenommen und dadurch die Buchstabenschrift vollendet. Das semitische Alphabet enthält vier Zeichen für Hauchlaute. Die Griechen brauchten nur einen, die übrigen verwandten sie als Zeichen für a, e und o, das semitische jod, das sie als Konsonanten nicht nötig hatten, machten sie zum Schriftzeichen für i, und für den Vokal, der ihnen der fünfte einfache war, das ü, erfanden sie ein neues Zeichen (y). Das war im wesentlichen die Vollendung der Schrift. Ohne große Mängel war die griechische Schrift im Anfang nicht. Die Diphthongen ai, ei, au, eu, oi und nach griechischer Auffassung auch oy = ū hat man erst allmählich durch Zusammenstellung zweier Vokalzeichen zweckmäßig auszudrücken gelernt, ein Buchstabe für f (bei den Semiten nicht von p unterschieden) ist erst später eingeführt worden, und noch anderes hat sich erst nach und nach zurecht geschoben, bis schließlich eine Form des Alphabets, die man die „jonische“ nennt, bei allen Griechen zur Herrschaft gelangt ist.

Merkwürdig ist, daß es, wie die neuesten Ausgrabungen in Kreta gelehrt haben, schon in der sogenannten mykenischen Zeit, also vor 1400 v. Chr., eine griechische Schrift gegeben hat, oder vielmehr zwei verschiedene, eine Bilderschrift und eine andere, welche von einigen Forschern für eine Silbenschrift oder gar Buchstabenschrift gehalten wird. Man hat sogar die Ansicht aufgestellt, diese griechische Buchstabenschrift sei von den Philistern, die ja aus Kreta gekommen sind, nach Palästina gebracht worden, und das semitische Alphabet sei eigentlich ein altgriechisches. Indes ist es allzu unwahrscheinlich, daß die Semiten aus griechischen Vokalzeichen konsonantische Hauchlautzeichen gemacht haben sollten, die dann später von anderen Griechen wieder zu Vokalzeichen umgeprägt worden wären. Übrigens hat noch niemand die mykenischen Schriften zu lesen vermocht, und es ist deshalb noch völlig ungewiß, wieweit sich die Schrift über eine bloße Bilderschrift nach Art der mexikanischen erhoben hat. Fest steht, daß das spätere griechische Alphabet das hellenisierte semitische ist, denn die Namen seiner Buchstaben sind die semitischen.

Von einer anderen, von der jonischen etwas abweichenden Gestalt des griechischen Alphabets stammt das lateinische ab, das im Lauf der Zeit auch wieder einige Veränderungen erfahren hat. Dieses hat sich dann über das ganze Abendland verbreitet und schließlich fast über die ganze Welt.

Allen Bedürfnissen entspricht dieses Alphabet auch nicht, weil die Laute jeder Sprache zu mannigfaltig schattiert sind, als daß sie mit 20 bis 30 Buchstaben überall genau bezeichnet werden könnten. Daher kommen zum guten Teil die Schwierigkeiten der Orthographie. Aber es würde höchst verkehrt sein, etwa durch Vermehrung der Buchstaben dem abhelfen zu wollen. Denn gerade darin, daß sie so wenig Zeichen gebraucht, besteht ja der Vorzug unserer Schrift vor allen früheren.

Plato hat voll Verwunderung darüber, daß der Mensch die Fülle der Sprachklänge durch die einfachen Mittel der alphabetischen Schrift auszudrücken weiß, gemeint, ein Gott oder ein göttlicher Mensch müsse diese erfunden haben. Wir haben gesehen, wie ganz anders es zugegangen ist. Eine lange, langsame Entwickelung hat das Alphabet zum Ergebnis gehabt. Aber das ist wahr: die göttliche Anlage des menschlichen Geistes zeigt sich darin, daß er in der Schrift sich ein Mittel gebildet hat, wodurch seine geistigen Kräfte fähig geworden sind, sich weit über die Verhältnisse seiner natürlichen Ausstattung hinaus zu erstrecken. Denn ohne die alphabetische Schrift hätte die Höhe der heutigen Geistesbildung nie erreicht werden können.



Der kleine Peter Willaschek.

Novelle von

Manuel Schnitzer.

(Abdruck verboten.)

Manchmal, im Traume, sehe ich ihn vor mir, den kleinen Peter Willaschek.

Ganz deutlich sehe ich ihn: die zarte Gestalt eines dreizehnjährigen Knaben mit frischen, rosigen Wangen und hellblondem Haar, das sich kräuselte, wenn es länger wurde, und diesen großen, blauen Augen, in denen ein schüchternes Freuen glimmt, so heimlich, als habe es nicht den Mut, sich zu zeigen.

Ich sehe ihn vor mir mit seinem abgeschabten, aber sauberen Anzug, der ihm etwas zu weit ist ... „Vom jüngeren Bruder," sagte der lange Janecki immer. Es sollte ein Witz sein, und wir alle, die wir damals die zweite Gymnasialklasse (Quinta) in der österreichisch-schlesischen Fabrikstadt besuchten, lachten sehr darüber, besonders wenn Janecki, um den kleinen Peter noch mehr zu ärgern, es auf polnisch sagte: „od młodszego brata" ... Er meinte natürlich das Gegenteil, aber in dem nahen galizischen Dorfe, wo die beiden zu Hause waren, galt das Wort als Hohnrede für Kleidung, die — weil von einem Erwachsenen überkommen und plump zurecht geschneidert — zu groß geraten war ...

Peter Willaschek wurde ganz weiß im Gesicht, wenn Janecki ihn mit solchem oder anderem Spott seiner Armut wegen kränkte, und er schloß für eine Weile die Augen. Wenn er sie wieder hob, lag kein Freuen mehr in ihnen, aber auch keine Trauer und kein Schmerz, sondern dumpfer Schreck und hilflose, zitternde Angst. Ja, wenn er sich auf Janecki hätte stürzen können ... wenn er ihm hätte zurufen dürfen: „Du grober, grausamer Bauer Du!" ... aber der lange Janecki war stark und um gut drei Jahre älter als er, und sein Vater gehörte in erster Reihe zu den Leuten, die der kleine Peter Willaschek als seine Wohltäter ehren mußte.

In Wahrheit als seine Wohltäter — denn den Bauern daheim hatte er es zu verdanken, daß er, der Sohn eines armseligen, nicht einmal eingeborenen Bahnwärters, die Lateinschule besuchen durfte. Auf Bitten des Pfarrers schossen sie allmonatlich die sechs Gulden für den kleinen Studenten zusammen (soviel mußte für Quartier und Frühstückskaffee bezahlt werden), versorgten ihn mit abgetragenen Kleidungsstücken und brachten ihm an Wochentagen gelegentlich allerlei mit: ein Laib Brot, eine halbe Quart Butter, ein Endchen Wurst oder Speck, damit er sich ordentlich sattessen konnte, da die paar städtischen Freitische doch nur magere Kost boten. Und überdies steckte ihm die eine oder andere der Bauerfrauen, wenn der Knabe zu den Weihnachts- und Osterferien seine Runde im Dorf machte, um sich mit artigem Kratzfuß für alle die Wohltaten zu bedanken, heimlich noch ein paar Kreuzer zu ... „zum Stiefelbesohlen" ... oder gar „für die Komödie" ...

Zwar schüttelten sie allesamt die Köpfe darüber, daß gerade der ortsfremde Bahnwärter der einzige sein sollte, der seinen Sohn studieren ließ, aber der Pfarrer mußte das am Ende besser verstehen als sie, und der Junge war wirklich so fein und zart ... Zum Bauer paßte der gar nicht, nicht auf den Acker, nicht in den Stall, nicht in die Schenke, desto besser mochte er für die Bücher taugen, zum Messelesen und Predigen.

Indes, es gab auch welche, die sich insgeheim um des kleinen Peter willen ärgerten: freilich nicht wegen der geringen Beisteuer, die ihnen gewiß keine Last bedeutete

und von der sich nicht einmal die beiden Dorfjuden ausschlossen, sondern weil sie mit Verdruß daran dachten, daß ihre eigenen Kinder dem Bettelbuben einmal würden die Hand küssen müssen. Eben dies war es, was am Herzen der Frau Janecka nagte, Franzens Mutter, wenn sie auch zu keinem anderen davon sprach als zu ihrem Manne, dem Richter. Der bedeuteten die anderthalb Gulden, die sie allmonatlich für den kleinen Peter hergab, wirklich nicht viel — denn sie war vermögend und durchaus nicht geizig —, aber sie ertrug es nicht, daß der hergelaufene Bursche ihren Söhnen in solcher Weise voraus sein sollte, und sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, bis er sich entschloß, den Jüngsten, der schon tüchtig in der Wirtschaft half, ebenfalls aufs Gymnasium zu schicken.

Franz Janecki wurde auf Grund einer Prüfung gleich in die zweite Klasse aufgenommen, nachdem er sich während dreier Sommermonate die notwendigen Kenntnisse im Privatunterricht angeeignet hatte. Sein Wissen zeichnete sich allerdings nicht durch solch gediegene Gründlichkeit aus, wie das seines nunmehrigen Mitschülers Peter Willaschek, aber es war leicht zu erkennen, daß er den offeneren Kopf besaß und der Gescheitere, der Schlauere von beiden war. Er faßte alles weit rascher und lebendiger auf als der kleine Peter, dafür war dieser von einem zähen Fleiße, ein „Büffler", der das Buch nicht eher aus der Hand legte, als bis er seiner Sache bis auf den letzten i-Punkt sicher war. So wußte er seine Lehrbücher und Hefte beinahe auswendig, und er konnte jederzeit mit seiner leisen, bescheidenen Stimme Bescheid geben, ob es sich nun um ein unregelmäßiges Verbum oder eine arithmetische Formel handelte.

Willaschek war der erste, und es wurde ihm nicht übel genommen, weder von seinen Lehrern, noch von seinen Mitschülern: ich erinnere mich nicht, daß nach ihm ein Primus gekommen wäre, dem man es in gleicher Weise gegönnt hätte, Muster und leuchtendes Beispiel einer ganzen Klasse zu sein, wie dem kleinen, immer freundlichen Jungen, der so gar nicht hochmütig und stets bereit war, einem Schwächeren behilflich zu sein, wenn es sich mit der Schuldisziplin vertrug. Niemand anders hätte man Rang und Würde eines Primus in dem Maße gegönnt wie ihm: er stand in jedem Betracht außer Wettbewerb für uns alle bis auf Janecki, der ihm am Schlusse des ersten Semesters als zweiter dicht an den Leib gerückt war. Nicht allzu hart freilich, denn wenn sie auch nebeneinander saßen, der dreizehnjährige Peter Willaschek und der sechzehnjährige Franz Janecki, so war der Unterschied in ihren Zensuren noch immer derart, daß zwischen den beiden noch gut fünf bis sechs Schüler sein konnten, hätten sie nur in dem oder jenem Fache eine bessere Note aufgewiesen als Janecki.

Peter saß so fest und unerschütterlich als Primus, daß wir die Nebenbuhlerschaft Janeckis um den ersten Platz auch dann nicht gar zu ernst genommen haben würden, wenn er sich weniger auf sein Genie und mehr auf seinen Fleiß verlassen hätte, als er es tat. Wir wußten nur, daß in ihm ein unbändiger Ehrgeiz brannte, Willaschek über zu sein. Daraus machte er uns gegenüber gar kein Hehl, liebte es vielmehr, des langen und breiten davon zu sprechen. Nach seiner Meinung gebührten dem Kleinen die Ehren nicht, die man ihm hier zuteil werden ließ, denn schließlich war er ja doch nur ein Bettelbub, der von der Gnade der armen Bauern von Podlasy lebte, und deshalb nicht das Recht hatte, sich aufzuspielen, als wäre er ein besonderes Wundertier. Ha, was er sich da in den Kopf trichterte, war doch nur sozusagen auf Borg, von fremdem Gelde, und eines Tages würden sie es schon von ihm zurück verlangen, und er — Franz Janecki — sei mächtig neugierig, wie Peter die Bauern und die Juden bezahlen werde. Wenn der alte Pfarrer stürbe, sei für den armen Schlucker die ganze Herrlichkeit zu Ende, und es wäre nicht ausgeschlossen, daß er im Heimatdorfe einmal noch seine — Franz Janeckis — Kühe werde hüten müssen. Dann könne er zusehen, wie er bei dem Rindvieh mit seinen deutschen, lateinischen und mathematischen Kenntnissen zurechtkomme . . .

In Peters Gegenwart erlaubte sich der lange Janecki solche Witze allerdings nicht, und wenn er ihn auch manchmal mit seinen grünlich schimmernden, grauen Augen ansah, wie die Katze den Sperling, so hütete er sich doch, den Scherz gar zu weit zu treiben. Denn in aller Heimlichkeit mußte er sich oft genug des Nachmittags in Wil-

laschek's Quartier schleichen und die Hilfe des Kleinen für die Schulaufgaben in Anspruch nehmen. Dann saßen die beiden einträchtig in der Laube des Gärtchens beisammen und schwatzten von dem, was die Bäuerinnen dem Peter als Almosen gebracht, und der lange Janecki ließ sich's gut schmecken: wenn er noch einen Schluck Schnaps haben könnte, dann würde er sein wie zu Hause, sagte er — und zuweilen gelang es ihm wirklich, dem glückselig strahlenden Kleinen, der in den Tiefen seines Köfferchens immer etwas Geld versteckt hatte, ein paar Kreuzer abzuborgen, die er auf dem Wege in sein Quartier in einer Schenke anlegte. Daß er so einem Gläschen Branntwein nicht abhold war, wußten wir, denn er prahlte damit, und es imponierte uns gewaltig. Aber gerade darauf ging der lange Janecki aus, er wollte um jeden Preis imponieren. Er mußte einen Kreis haben, in dem er großartig tun konnte, Bewunderer, die den Atem anhielten, wenn er sich eine verbotene Zigarette drehte und dann den Rauch der „Papyros" durch die Nase hervorstieß. Er hatte auch tatsächlich einen solchen Kreis von Knaben gefunden, und es waren unter diesen vielfach Schüler der höheren Klassen, kleine Jungen, die unter Umständen die Fäuste eines kräftigen und rücksichtslosen Beschützers brauchten, andere, deren Wesen dem seinen glich, nur daß sie nicht die Courage hatten, es so offen zu zeigen wie er, und endlich eine ganze Schar von Schmarotzern, die im Verkehr mit ihm lustige Unterhaltung fanden und oft genug einen leckeren Bissen: denn Franz Janecki war ordentlich verschwenderisch, wenn er Geld besaß, was jeden Mittwoch der Fall war. An diesem Tage gab es Wochenmarkt in der Stadt, und der Richter von Podlasy oder seine Frau — eins von ihnen war immer da — geizten nicht mit Viertelguldenstücken für ihren Franz. Der hatte dann die Taschen voll „Studentenfutter", worunter man in meiner Heimat heute wie damals ein Gemenge von Rosinen, Mandeln und überzuckerten Orangenschalen versteht, und war sehr freigebig mit den Näschereien.

In diesem Kreise fühlte der lange Janecki sich wohl; hier fand er Zustimmung und Beifall, wenn er sich in gewagten Behauptungen über Gott, Welt und Menschen erging (er liebte es, sich als eine Art Freigeist aufzuspielen), in Spottreden auf die „Dummheit" der Professoren, oder wenn er seine Witze machte über den kleinen Peter, dem er letzthin wieder einmal „das Futter weggefressen" habe, ohne daß der „Esel" irgendwas gemerkt hatte.

Solche Reden blieben natürlich kein Geheimnis. Man erzählte sie als etwas ungeheuer Lustiges weiter, und so erfuhr auch Willaschek hier und da von den Äußerungen seines Landsmannes — nur daß er darüber nicht lachen konnte, nur daß, während die anderen vor Wonne brüllten, in seine Augen der jähe Schreck kam, und daß er einige Tage dem langen Janecki ängstlich auswich, bis dieser sich wieder zu ihm ins Quartier schlich und ihn durch seine schmeichlerischen Freundschaftsversicherungen beruhigte.

Dazu aber hatte er wirklich alle Ursache: denn je weiter das Semester vorrückte, das im Februar begonnen hatte, desto mehr war er auf Peters Hilfe angewiesen. Mit dem Beginn des Frühlings gar war es wie ein Taumel über ihn gekommen, und als er in den Osterferien zu Hause gewesen, hatte es sehr eindringlichen Zuredens und vieler Versprechungen seitens seiner Mutter bedurft, um ihn zur Rückkehr ins Gymnasium zu überreden, wo es ihm nicht mehr gefallen wollte. Immer wurde ihm, selbst von den Knechten seines Vaters, „Seine Hochwürden der Bettelbub" vorgeworfen, dem man freilich die Freude vom Gesicht ablesen konnte, wenn er — von den Bäuerinnen abgeschmatzt — mit gefüllten Säckchen und Päckchen nach der Stadt zurückzog, und mit Ermahnungen, dem Dorfe weiter Ehre zu machen. Denn ein bißchen stolz waren sie doch auf den kleinen Peter, der für ihr Geld Pfarrer werden sollte und auch jetzt schon von mancher kranken Frau die heimliche Bitte mitnahm, ihrer in seinen Gebeten zu gedenken. Er versprach das und hielt auch Wort, denn in ihm lebte, wenn auch nur ganz leise, der Gedanke, seine inbrünstige Frömmigkeit gelte bereits so ein klein wenig, wenn auch nicht unmittelbar bei der Vorsehung selbst, so doch bei seinem Namenspatron, dem Hüter der Himmelspforte.

In dem Verhältnis der beiden Knaben wäre trotz der heimlichen und offenen Späße

des langen Janecki kaum eine Änderung eingetreten, hätte sich nicht — es war an einem Donnerstag im Juni — etwas Unerhörtes zugetragen. Dies nämlich: Als wir in der zweiten Unterrichtsstunde unsere Aufsätze abliefern sollten, machte der kleine Peter die Entdeckung, daß sein Heft verschwunden war. Irgend eine Erklärung dafür vermochte er nicht anzugeben, er brachte nur mühsam und mit tränenerstickter Stimme vor, er hätte den Aufsatz gestern nachmittag aus seinem Diarium in das nun vermißte Reinheft übertragen, dann zwischen seine Bücher gepackt und diese, wie üblich, mit dem Riemen zusammengeschnürt. Daß Willaschek, der bleich bis an die Lippen und in größter Aufregung vor dem Katheder stand und seine Meldung vorbrachte, eine Ausrede gebrauche, wie sie andere nicht verschmähten, um ihrer Nachlässigkeit ein Mäntelchen umzuhängen, daran war auf keinen Fall zu denken. Wir konnten auch ohne weiteres merken, daß Professor Schneider die Sache lange nicht so tragisch nahm wie Peter — im Gegenteil, er sprach dem Kleinen mit eindringlicher Freundlichkeit zu und gestattete ihm, die Arbeit aus dem Diarium vorzulesen; die Abschrift könne er ja für den nächsten Tag und in ein neues Heft bewerkstelligen, falls das vermißte sich nicht finden lassen sollte.

Nun aber ergab sich, daß in dem Diarium jene Seiten, die den Aufsatz enthalten mußten, herausgerissen waren.

Das war das große Ereignis, das auf uns wirkte, wie eine unerwartete Sensation im Gerichtssaale wirkt. Mit einemmal hatte sich die Situation in der Klasse völlig geändert, und in dem Zimmer wurde es plötzlich so still, daß man die schweren Atemzüge Peter Willascheks hören konnte und von der Straße her — die Fenster standen weit offen — das Knarren und Kreischen der vorüberfahrenden Lastwagen. Unter den zweiundzwanzig Knaben war nicht einer, der den Atem nicht angehalten hätte, denn alle hatten die dunkle Empfindung, an dem Primus sei ein nichtswürdiges Verbrechen begangen worden oder aber es wäre die Stunde gekommen, da er vor dem ganzen Gymnasium als Heuchler und Lügner entlarvt werden sollte, dieser kleine Scheinheilige mit dem stillen Lächeln und den unschuldsvollen Augen, der jetzt — den Kopf auf die Brust gesenkt — nur mühsam die Worte hervorstottern konnte: „So wahr mir Jesus Christus helfe und die heilige — — —“

„Laß das,“ unterbrach ihn der Professor rauh, indem er erst Willaschek, dann aber die Klasse mit durchdringendem Blicke maß.

Eine Weile verging, während wir wie erstarrt dasaßen.

„Wer von Euch war es?“ fragte Professor Schneider plötzlich, „er melde sich sofort und freiwillig!“

Erst eine jähe Bewegung, förmlich ein Zusammenzucken der Zweiundzwanzig — dann tiefe, dumpfe, drückende Stille. Wieder hörte man Stimmen von der Straße her; ganz deutlich die der Kastellanfrau, die vor dem Schultor ihr Dienstmädchen ausschalt. Wie konnten wir sonst über solche Zwischenfälle lachen! Diesmal verzog niemand den Mund . . .

Der Professor erhob sich und rief nun die Schüler einzeln auf . . . Johanny, Königer, Kukutsch, König, Lukl, Liebmann, Janecki, Tugendtat, Bretholz, Riesenfeld, Burda, Tetschel . . . die Reihen durch, und „nein, Herr Professor!“ kam es immer wieder von den Lippen der Aufspringenden.

„Also niemand,“ sagte Professor Schneider mürrisch, „wir werden schon sehen!“ Damit verließ er das Katheder und begann die Hefte einzusammeln. Willaschek, der völlig gebrochen schien, durfte seinen Platz wieder einnehmen.

Bei dem Aufsatze, einer häuslichen Arbeit, handelte es sich um eine Wiedergabe des Gedichts von Johann Nepomuk Vogl „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“ (es heißt „Die Mutter“ oder „Das Erkennen“, und ein und der andere Vers ist mir wohl im Gedächtnis geblieben, trotzdem über dreißig Jahre seitdem vergangen sind). Es wird darin von einem Heimkehrenden erzählt, der — „so sehr hat die Sonne verbrannt sein Gesicht“ — einzig von seiner Mutter erkannt wird . . .

Der Lehrer nahm, an sein Pult zurückgekehrt, die Arbeiten vor und fing an, einzelne davon wahllos vorzulesen, ohne jedoch mitzuteilen, wessen Aufsatz es sei, ein Vorgehen, das uns durchaus ungewöhnlich schien. Aber wir standen noch so sehr unter dem Eindruck des seltsamen Ereig-



Im Park. Nach dem Gemälde von C. Vinnen-Worpswede.

nisses, daß wir unbeweglich dasaßen und horchten — lautlos, angespannt, erregt, und kaum zu lächeln wagten, wenn irgend ein komischer Schnitzer mit unterlief. So ging das eintönig fort fast bis an das Ende der Stunde. Professor Schneider schüttelte zuweilen den Kopf, strich sich ungeduldig den braunen Vollbart und sah nach uns hin. Dann begann er, die Hefte besonders auszuwählen, ehe er die Aufsätze vortrug... Plötzlich aber entstand in der ersten Bank eine Bewegung. Der kleine Peter war aufgesprungen und rief mit heiserer, heftig zitternder Stimme mitten in die Vorlesung hinein: „Herr — — Herr Professor — — ich — — ich — —“

Der Lehrer hält inne — ein Moment tiefster, atemloser Stille...

In diesem Augenblick ertönt die Schulglocke. Die Zwischenpause hat begonnen. An der Tür unserer Klasse vorbei trappelt's und lärmt's. Es summt und lacht und schwirrt von Rufen — wir aber sitzen da und rühren uns nicht und starren den Primus an und Herrn Schneider, um dessen Mund sich jetzt ein ganz merkwürdiges Lächeln zeigt.

„Was gibt's, Willaschek?“

Und der, am ganzen Leibe bebend: „Herr Professor... das ist mein... mein...“

„Nich wahr!“ unterbricht ihn der lange Janecki schreiend. Er ist jäh von seinem Sitze emporgeschnellt. „Er lügt... Er lügt...“

Sein kurzgeschnittenes, dunkles Haar hat sich starr in die Höhe gerichtet, sein Gesicht glüht, und seine Augen sind grün wie die einer gereizten Katze.

„Er lügt... der Hundsfott...“ wiederholt er zähneknirschend, „das ist mein Aufsatz...“

Wieder ist es still. Man hört nur die röchelnden Atemzüge Janeckis, der sein verzerrtes Gesicht dem neben ihm sitzenden kleinen Peter zuwendet und drohend und haßerfüllt auf ihn heruntersieht.

„Sag noch einmal, es ist dein,“ zischelt er... „sag noch einmal, Willaschek... wenn Du Dich traust...“

Aber Willaschek traut sich nicht. Er steht da, als wäre kein Leben in ihm — die rechte Hand ans Herz gekrampft, mit der linken an der Bank sich festhaltend, das Gesicht völlig blutleer und die großen Augen unnatürlich weit geöffnet....

So sieht er nach dem Lehrer hin, hilflos, gelähmt vor Entsetzen...

Professor Schneider schaut mit zusammengezogenen Brauen drein. Offenbar drängt er, während unsere Herzen in angstvoller Erwartung pochen, seine eigene Erregung mit Gewalt zurück.

„Ruhig, Janecki,“ sagt er, „komm einmal vor... und Du, Willaschek...“

Janecki schiebt den Kleinen förmlich aus der Bank hinaus und marschiert als erster stramm wie ein Soldat vor das Katheder. Willaschek folgt ihm, leise, als wage er es nicht aufzutreten, und wankend, als wäre er betäubt.

Herr Schneider mißt die beiden mit durchdringenden Blicken.

„Wer von Euch ist nun der Lügner?“ fragt er streng, „Willaschek — Du zuerst!“

Der kleine Peter antwortet nicht. Er hat die Lippen, die fast weiß sind, aufeinander gepreßt und gibt keinen Laut von sich.

Der Professor macht eine zornige Handbewegung.

„Du, Franz Janecki!“

„Ich hab' nicht gelogen!“ entgegnet dieser mit etwas kreischender Stimme.

„Nun, Willaschek, was hast Du zu bemerken?“

Der Primus schweigt noch immer, aber man kann es förmlich sehn, wie ihn ein Schauer überläuft.

„Mensch, Du bringst Dich ja ins Unglück!“ schreit der Professor, indem er mit dem Handrücken auf das Pult schlägt. „Sag doch ein Wort!“

Keine Antwort.

„Ich hab' nicht gelogen,“ wiederholt der lange Janecki zuversichtlicher.

Professor Schneider blickt vor sich hin und trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte. Dann nimmt er plötzlich Janeckis Heft auf, das vor ihm liegt, und beginnt, als ob sich inzwischen nichts ereignet hätte, weiter vorzulesen:

„..... und wie der Wanderer schon aus der Ferne den Kirchturm seines Dörfchens erblickte, sagte er zu sich: ... Janecki, das hast Du geschrieben?“

„Ja, Herr Professor!“

„Gut... Wie heißt es bei Dir weiter?“

Er blickt rasch auf und Janecki ins Gesicht.

Es entsteht eine schwüle, beängstigende Pause. Unsere Spannung wächst von Sekunde zu Sekunde. Wer hat hier gelogen? Der kleine Peter Willaschek oder der lange Franz Janecki?

„Nun, Janecki?“

„Ich . . . ich bin zu aufgeregt . . . jetzt . . .“

„Willaschek . . . weißt Du, wie es in Janeckis Aufsatz weiter heißt?“

Er wiederholt den vorgelesenen Satz und wartet.

Der Kleine antwortet nicht; ein krampfhaftes Schluchzen erschüttert seinen Körper. Er weint.

Herr Schneider hat sich erhoben.

„Ich werde die Klasse nicht verlassen, ehe die Wahrheit an den Tag gekommen ist! Mich werdet Ihr nicht betrügen!“ ruft er drohend.

Er beginnt jetzt ein förmliches Verhör, in das wir mit hineingezogen werden. Keiner von uns will zwar in Willascheks Diarium den Aufsatz gesehen haben, niemand indes kann bekunden, daß Janecki seit gestern nachmittag im Quartier Peters gewesen ist, auch dieser selbst nicht. Festgestellt wird eigentlich nur, daß Janeckis Diarium weder die Arbeit, noch einen Entwurf dazu enthält — er behauptet aber, er habe sie „gleich ins Reine“ geschrieben. Professor Schneider ist inzwischen vom Podium herabgestiegen, geht im Zimmer auf und ab, bleibt aber zuweilen vor den beiden Knaben stehen.

„Bei wem wohnst Du?“ fragt er Janecki ganz unerwartet.

Dieser nennt einen Volksschullehrer, der im Gymnasium in polnischer Sprache unterrichtet, und auf die weitere Frage nach etwaigen Mitpensionären einen Schüler aus der ersten Klasse, der alsbald — die Zwischenpause ist längst zu Ende — geholt wird. Er gibt an, Janecki sei am gestrigen Mittwoch, wie immer an Markttagen, am späten Abend in sehr vergnügter Stimmung nach Hause gekommen, heute früh aber auffallend zeitig aufgestanden und spazieren gegangen. Dann wäre er noch vor sechs (der Unterricht begann um sieben Uhr) heimgekehrt, habe sich allein in die gute Stube gesetzt und dort geschrieben. Vor dem Weggehen sei er dann noch in der Küche gewesen und habe allerlei zerknüllte Papiere in den Kochherd gesteckt.

Der Zeuge, dessen schüchterne Aussagen manchmal Heiterkeit erregt hatten, wird entlassen, und Professor Schneider wendet sich wieder an Willaschek, der mit zitternder Stimme Bescheid gibt, daß er gegen fünfeinhalb Uhr morgens in die Kirche zur Frühandacht gegangen sei und beim Nachhausekommen seine Bücher genau so vorgefunden habe, wie er sie tags zuvor zusammengeschnürt.

„Und man hat Dir nicht erzählt, daß in der Zwischenzeit Janecki in Deinem Quartier gewesen ist?“

„Nein . . . nein . . .“

„Nun, Janecki . . . warst Du dort?“

„Ich hab' nich gelogen,“ kommt es dumpf aus dem Munde des Angeklagten, „ich nich . . .“

Professor Schneider, der so hart vor Janecki steht, daß ihre Leiber sich fast berühren, packt jetzt den Knaben mit einem raschen und mächtigen Griff an der Weste unterhalb des Kinns und schüttelt ihn.

„Mensch!“ schreit er zornig, „Mensch, wenn Du nicht die Wahrheit sprichst, wirst Du wegen dieses infamen Streiches aus dem Gymnasium ausgeschlossen, ohne Erbarmen!“

Wieder sitzt die Klasse in starrem, lautlosem Entsetzen . . . wir hören nur das Keuchen des langen Janecki, der sich den Händen des Lehrers zu entwinden sucht. Einen bangen Augenblick glauben wir, daß er die drohend erhobene Hand auf Herrn Schneider, der nur wenig größer ist als sein Schüler, niederfallen läßt. Aber das geschieht nicht . . .

„Lassen Sie mich los!“ stöhnt Janecki endlich.

„Hast Du dem Willaschek den Aufsatz gestohlen? Ja oder nein?“

„Ja . . . ja . . . ich war's!“ wimmert er.

Der Professor gibt ihn jetzt frei, indem er ihn verächtlich von sich stößt.

„. . . wenn mich der Hundsfott, der gemeine, schon verraten hat . . .“ bringt der lange Janecki mit einem giftigen Blick auf den kleinen Peter hervor, der wie im Fieber mit den Zähnen klappert.

„Ich . . . ich hab' . . . hab doch nicht . . .“

„Das weitere wird sich finden,“ sagt Herr Schneider finster, „setzt Euch!“

Wieder marschiert Janecki zuerst zurück. Sein Gesicht ist fahl und verzerrt, nur auf den aufgeworfenen Lippen zeigt sich ein trotziger, böser Zug, und die Flügel seiner etwas stumpfen Nase zittern heftig wie die Nüstern eines eingefangenen scheuen Pferdes. Ihm folgt, völlig gebrochen, den Kopf mit den blonden Locken tief auf der Brust, scheu und furchtsam, Peter Willaschek, der noch kleiner aussieht als sonst, und jetzt, nachdem er seinen Platz erreicht hat, wieder in Tränen ausbricht.

Der weitere Unterricht — wir hatten Geographiestunde — vergeht unendlich langsam. Träge schleichen die Minuten hin, bis endlich die Glocke ertönt, die unserer Klasse an diesem Vormittag den Schulschluß ankündigt. Und als Professor Schneider, ohne noch ein Wort über das Vorkommnis zu sprechen, die Stube verläßt, ist es uns wie eine Erlösung aus schweren und bangen Träumen. Wir entfernen uns still, blaß und gedrückt und weichen noch auf der Straße dem langen Janecki aus, der, scheinbar herausfordernd, seines Weges geht. Willaschek hat sich fortgeschlichen und ist nicht zu sehen. Gewiß wären wir auch ihm ausgewichen . . .

* * *

Daß das Ereignis nicht ohne Folgen bleiben konnte, war uns klar — dieses Ereignis, das unsere Klasse schon im Laufe der nächsten Stunden zum Mittelpunkt des aufregendsten Interesses machte, nicht nur für sämtliche Gymnasiasten (selbst die Abiturienten, die damals die schriftlichen Maturitätsarbeiten erledigten, bedeuteten neben uns nicht viel), sondern auch für die Schüler der in demselben weitläufigen Gebäude untergebrachten Realschule. Und auch darüber hinaus, für die Familien der kleinen Stadt, wo die Schulangelegenheiten immer sehr eifrig besprochen wurden. Überall wußte und sprach man noch an demselben Tage von der Sensation der zweiten Klasse, und die Namen der beiden Bauernjungen aus Podlasy waren in aller Munde. Wir, als Zeugen des Vorgangs, kamen uns nun so außerordentlich wichtig vor, daß wir beinahe jede Scheu verloren, wenn sich ein Obergymnasiast zu uns herabließ, um uns nach Einzelheiten der Affäre zu fragen oder nach den Aussichten des langen Janecki, mit dem viele von ihnen verkehrten.

Die allgemeine Meinung ging dahin, daß er „geschaßt" werden müsse, es fragte sich nur, ob die Ausschließung für unser Gymnasium allein oder für sämtliche österreichische Anstalten der gleichen Art verhängt werden würde, denn die Tat Janeckis war wirklich unerhört und ein Beweis besonderer Verderbtheit.

Aber freilich . . . man konnte fühlen, daß zunächst ein leises Bedauern dabei war . . . und vielleicht auch eine gewisse Bewunderung für die bisher nicht dagewesene Kühnheit des verübten Verbrechens . . . Einen Aufsatz einfach abschreiben und sich dann mehr oder weniger geschickt herauslügen — o, das wäre nichts Außergewöhnliches, das kam oft genug vor und in jeder Klasse . . . Aber sich zu früher Stunde in das Quartier des ahnungslosen Primus schleichen . . . das Heft mit der ausgezeichneten Arbeit mit einem Griff sich aneignen und dann — um alle Spuren zu verwischen — auch noch den Entwurf des Aufsatzes aus der Welt schaffen auf Nimmerwiedersehen . . . das war doch . . . ja, das war etwas anderes . . . etwas Einziges . . . Geniales . . . gleichsam Vorbildliches.

Es war eben großartig gemacht, wie man es von dem langen Janecki erwarten konnte.

Aber es gab dann etliche, die ihr Bedauern ganz offen aussprachen. So ein schöner Streich . . . Es wäre doch zu fein gewesen, wenn Professor Schneider den Schwindel nicht entdeckt hätte! Oder wenigstens nicht sofort . . . Hatte Janecki einmal sein Zeugnis in der Tasche, so konnte ihm die Geschichte nicht mehr schaden . . . Und überhaupt, wem schadete sie denn? Willaschek wäre ja doch Primus geblieben, trotz der fehlenden Arbeit, und so ein kleines Fleckchen auf seiner unausstehlichen Tugend und Tadellosigkeit wäre kein großes Unglück für ihn gewesen, den Duckmäuser, den Scheinheiligen . . . Und wie hätte man sich erst wälzen können vor Wonne, wenn Janecki bei einem der lustigen Mittwochgelage sein Abenteuer erzählt haben würde mit allen Einzelheiten! . . . O, es war wirklich jammerschade . . . Und nun sollte er noch mit Schimpf und Schande hinausfliegen . . . Aber daran war nur dieser Willaschek schuld, dieser Heuchler . . . einzig der . . . Er hatte

etwas Ungeheuerliches getan, er hatte seinen Freund und Landsmann verraten, den Sohn seines Wohltäters ... Man wußte doch aus den Erzählungen Janeckis, wie die Sachen zusammenhingen, für wessen Geld der kleine Peter in der Stadt studieren und sich mästen durfte ... der Bettelbub aus Podlasy, der Undankbare ... der Angeber ...

Noch verlautete nicht das geringste, wie die Affäre sich entwickeln, noch hatte man keine Ahnung, wie das Lehrerkollegium über Janecki beschließen werde, und schon trat dank der Freunde und Bewunderer des Langen ein völliger Umschwung der Ansichten ein. Es war mit einemmal, als habe sich der Vorfall gar nicht so abgespielt, wie wir ihn miterlebt, als sähen wir ihn jetzt erst in seinem wahren Lichte ... Unsere Aufregung, unser banges Entsetzen bei Entdeckung der bösen Tat, bei dem Verhör und dem Geständnis Janeckis, dies alles sollte nur noch Empörung gewesen sein über den Verrat des kleinen Peter Willaschek an dem Sohne seines Wohltäters, des Richters von Podlasy ... Wie erdrückt von Schuld hatte er doch dagestanden vor dem Professor ... wie war er unter des armen Janecki flehenden, vorwurfsvollen Blicken zusammengezuckt, und wie hatte er sich, recht wie ein Sünder, nach seinem Platze zurückgeschlichen! Ja, wenn jemand wahrhaft schuldig war in dieser häßlichen Sache, so war er es, Peter Willaschek ...

Einzig er ...

Schon am Nachmittag hätte er unsere neue Meinung merken können, würde er überhaupt jemand Aufmerksamkeit geschenkt haben. Aber er sprach mit niemand und ging scheu und ängstlich seines Weges, während Janecki auch nach seiner Vernehmung durch den Direktor des Gymnasiums eine trotzige Gleichgültigkeit zur Schau trug und über den Primus mit einem höhnischen Lächeln hinwegblickte. Am nächsten Tage konnte es dem kleinen Peter freilich nicht mehr entgehen, daß man ihn verachtete, denn er mußte doch wahrnehmen, daß einige Mitschüler sein schüchternes „Servus“ nicht mehr erwiderten und sich schweigend abwandten.

Willaschek machte aber sowohl am Donnerstag wie am Freitag allerlei geheimnisvolle Wege. Einer von uns hatte ihn nach dem Nachmittagsunterricht in seinem Sonntagsanzug in die Wohnung des Religionslehrers, Katecheten Dr. Violek, gehen sehen (wahrscheinlich um zu beichten, wurde gespottet), ein anderer zu Professor Schneider, und man munkelte davon, daß er es sogar gewagt habe, den Direktor zu besuchen. Das machte ihn nur noch verächtlicher. Am Samstag endlich während der letzten Stunde betrat der Direktor mit Professor Schneider und Dr. Violek unsere Klasse und verkündete nach einigen Worten der Ermahnung, was über Franz Janecki beschlossen worden war. Dieser habe es wegen seiner verabscheuenswerten Handlungsweise wohl verdient, daß man ihn zur Warnung für alle unlauteren Elemente aus der Anstalt ausschließe. Man habe aber für diesmal noch aus besonderen Gründen Gnade für Recht walten lassen. Peter Willaschek, der durch Janeckis gemeine Tat in den schlimmen Verdacht geraten wäre, seine Pflicht vernachlässigt, und in den schlimmeren, sich einer groben Lüge schuldig gemacht zu haben, Peter Willaschek selbst habe flehentlich für den Sünder gebeten: das müsse gerühmt werden als eine schöne, wahrhaft christliche Tat ... und nur um Peter Willascheks willen habe man beschlossen, von strengen Maßregeln abzusehen und auf einen Verweis vor den Lehrern und Schülern der Klasse zu erkennen, ferner auf vier Stunden Karzer und auf schriftliche Benachrichtigung des Herrn Wojciech Janecki, Richters von Podlasy.

Eines feierlicheren Augenblicks, als jenes, da dieses Urteil gesprochen wurde, entsinne ich mich nicht. Es war, als gingen während der Worte des Direktors — seine Stimme klang tief und hallte förmlich von den Wänden wieder — zwei Engel lautlos durch die Klasse, einer mit flammendem Schwert und finsterer Miene, der andere mit milden, leuchtenden Zügen, auf denen ein stilles Lächeln lag — das Lächeln des kleinen Peter.

Der aber weinte noch, nachdem die Herren das Zimmer verlassen hatten, leise vor sich hin und achtete nicht auf seine Kameraden, die ihm sagten, daß er schön und edel gehandelt hätte und ein furchtbar guter Kerl sei. Es waren freilich nicht alle, die sich hierzu gedrängt fühlten, besonders Janecki nicht, der mit seinen in die Höhe starrenden Haaren, den zusammen-

gezogenen, dünnen Brauen und dem höhnischen Lächeln um den Mund den Eindruck eines ungerührten, trotzigen, seine Wut verbeißenden Menschen machte. Nur als ihn einer seiner besten Freunde wegen des Karzers trösten wollte und scherzhaft meinte, das Schrecklichste sei doch schon vorüber, wandte er sich nach Peter Willaschek um, sah ihn mit seinen grünschimmernden Augen drohend an und zischelte: „Bettelbub ... Undankbarer ... Hundsfott ... Verräter ..."

Dann schlug er mit der Faust auf die Tischplatte, daß einige Federhalter emporschnellten. Der kleine Peter duckte sich erbleichend unter diesen Schmähungen und schwieg. Aber er weinte nicht mehr.

Wie die Tat Janeckis, so bedeutete auch die milde Strafe, die ihn betroffen, eine große Sensation für das Gymnasium. Man sprach davon als von dem bedeutendsten Ereignis des zu Ende gehenden Schuljahres und regte sich im Streite darüber auf, ob Willaschek wirklich die im Urteil des Direktors gerühmte schöne Rolle gespielt habe, oder ob sein Verhalten nicht vielmehr aussähe, wie das Eingeständnis einer Schuld gegen seines Wohltäters Sohn, den er ja doch verraten hatte. Das war es, was mit leidenschaftlichem Eifer untersucht wurde, und wenig nutzte gegen diese Anschauung der schüchterne Einwand, daß der Primus keineswegs aus böser Absicht heraus Janecki in Ungelegenheiten gebracht habe: wußte er doch nicht einmal, wessen Name auf dem Hefte stand, aus dem Professor Schneider den gestohlenen Aufsatz vorgelesen, und hatte er doch von dem Augenblick, da Janecki sich gemeldet, beharrlich geschwiegen!

Es war alles umsonst — der kleine Peter galt als Angeber unter erschwerenden Umständen, und zu dem Nimbus, den der lange Janecki als „kühner Räuber" schon besaß, verlieh ihm die Meinung der Schüler noch den Glorienschein eines schmählich verratenen Dulders ... In der Tat, wenn man bedachte, daß er in seinem gerechten Zorn den Kleinen niederschlagen und zerschmettern konnte, und daß sein Vater, der Richter, die Macht besaß, dem Betteljungen jeden Augenblick die Möglichkeit zu entziehen, sich in der Stadt als unübertrefflicher Musterchrist zu spreizen ...

Soll ich es heute seltsam finden, daß wir, Willascheks Mitschüler, die wir doch Zeugen und Beobachter jener Vorgänge gewesen, uns zuletzt von diesen Ansichten gefangen nehmen ließen? Soll es mir wunderlich scheinen, daß wir unter dem Einfluß solcher, von den meisten geteilten Meinungen an der Tugend des kleinen Peter zu zweifeln anfingen? Nein, es scheint mir heute nicht seltsam und wunderlich, weniger noch als damals, da wir Kinder waren, ohne eigenes Urteil und furchtsam.

Und so galt Peter Willaschek als Verräter, und Franz Janecki hatte das Ansehn eines Helden. Als er am Nachmittag desselben Samstags nach Verbüßung seiner vier Stunden das Schulgebäude verließ, erwarteten ihn an der Hinterpforte des in feiertägiger Ruhe daliegenden Hauses seine Freunde und feierten ihn in einer nahen Gartenwirtschaft als das Opfer schändlicher Niedertracht.

Willaschek aber bekam es schon am Sonntag darauf während der Schülerandacht in der Kirche zu fühlen, daß man ihn völlig „durchschaut" habe. Die Jungen rückten geflissentlich von ihm weg und flüsterten sich allerlei spitze Bemerkungen zu. Er schien sie zwar nicht zu hören, indes seine Augen, in denen ein schmerzliches Flehen lag, verrieten wohl, wie tief ihm die Verachtung seiner Kameraden zu Herzen ging. Nach dem Gottesdienst schlich er sich, wie einige der ihn beobachtenden Knaben (und es beobachteten ihn viele) wohl bemerkten, in das Pfarrhaus, wo auch der Katechet Dr. Violet wohnte. Eine Viertelstunde später begab er sich dann auf Umwegen nach seinem Quartier. Dort warf er sich weinend auf seine Knie und betete stundenlang. Denn in seiner scheuen Seele war unter all den Demütigungen der letzten Tage der wehe Gedanke aufgekeimt, daß er sich vielleicht doch versündigt, daß er ... Peter Willaschek ... er allein ... hier der wahrhaft Schuldige war.

Am Montag war der Kleine in der Schule kaum wiederzuerkennen. Er saß mit niedergeschlagenen Augen da, und wenn ihn jemand anredete, fuhr er jäh und ängstlich zusammen. Professor Schneider, dem sein Zustand auffiel, sprach ihm freundlich zu, aber der Primus lächelte nur zerstreut und traurig und sagte leise, er sei etwas krank, es habe indes nichts zu bedeuten.

Am Mittwoch war der Unterricht um

elf Uhr zu Ende. Nachdem Willaschek seine Bücher im Quartier verwahrt hatte, ging er, wie immer an diesem Tage, auf den Wochenmarkt, um von der einen oder andern Bäuerin seines Dorfes das Mitgebrachte in Empfang zu nehmen. Das war für ihn sonst ein Weg der Freude. Es machte ihm großes Vergnügen, auf den Leiterwagen von Podlasy — sie standen alle in einem Winkel des unteren Marktes — umherzuspringen oder sich gar wichtig auf den Strohsitz des Gefährts zu setzen, die Peitsche in der Hand auf die Pferdchen zu achten, und sich eifrig zu erkundigen, wer ein Schweinchen, einen Sack Roggen, eine Ladung Erdäpfel, wer Hafer, Stroh und Heu verkauft habe. Dann kamen die Weiber mit ihren Handkörben an und zeigten ihm, was sie für Wirtschaft und Kinder erstanden hatten, und er mußte sagen, ob die Stascha, die Mascha, der Janek und der Käbba zufrieden sein würden, und wie ihm selbst die Sachen gefielen. Manchmal bekam er davon auch etwas ab, besonders wenn es Zuckernäschereien waren oder Frühkirschen. Und sie erzählten ihm von ihren häuslichen Sorgen und daß seine Mutter die Brautausstattung für die Tochter des Müllers Noglik sticke und gewiß sieben Gulden verdienen werde, wenn die Müllerin nicht zu sehr knausere. Und sie lachten und streichelten ihm die frischen, rosigen Wangen, nannten ihn „klein Hochwürden" und taten, als wären sie neugierig, wann er denn endlich die erste Messe lesen werde in der Kirche von Podlasy. Die Männer aber ermahnten ihn scherzhaft, doch ja den Mädchen aus dem Wege zu gehn, weil sich das so schicke für einen geistlichen Herrn, worauf der kleine Peter immer glutrot wurde und sehr verschämt vor sich hin lächelte.

Heute aber war keine Freude in ihm. Er hatte keine Eile, zu seinen Landsleuten zu kommen, und als er endlich auf dem unteren Markt anlangte, nahm er das Päckchen, das ihm mitgebracht worden war, hastig an sich und ging davon, ehe ihn jemand fragen konnte, was sich in der letzten Woche zugetragen.

Er kam auf die Hauptstraße und sah sich scheu um, dann lief er einer etwas abgelegenen Gasse zu, aber an der Ecke machte er plötzlich Halt und begann zu zittern. Vor einer Weinschenke stand dort der Richter von Podlasy mit seiner Frau und neben ihnen der lange Janecki. Der Alte, der nicht ganz nüchtern sein mochte, schien sehr aufgebracht und redete, während die Bäuerin ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm legte, auf den langen Burschen ein. Im nächsten Augenblick aber hatte der Richter Peter Willaschek erblickt und rief ihn heran. Mit kleinen, unsicheren, zögernden Schritten ging der Primus, der hastig die Mütze abgenommen hatte und das Paket an die Brust preßte, auf die Gruppe zu.

Der lange Janecki, der bisher trotzig zu Boden gesehn, hob den Kopf, seine Augen funkelten den Kleinen an, und es war, als fiele ein Schein dieser bösen, grünen Augen auf die schmal gewordenen Wangen Peters, der wohl Schlimmes erwartete. Indes, der Richter fuhr ihm nicht unfreundlich über die blonden Locken und sagte brummig: „Na, Du bist wenigstens kein solcher Schlingel wie mein Herr Sohn da!"

„Laß doch ... laß doch ..." bat die Bäuerin, „beschäm ihn nicht vor dem da."

„Ach was," fuhr sie der Alte an, „beschämen ... Die Knochen werd' ich ihm im Leibe zerbrechen, weil er verstockt ist und nicht sagen will, warum man ihn bestraft hat ... So eine Schande ... So einen Brief muß ich bekommen ... ich ... der Richter von Podlasy ..."

Er brachte noch einige nicht allzu schwere Flüche heraus, griff dann aber rasch in die Tasche und drückte dem Kleinen, der förmlich erstarrt war, zwei silberne Zehnkreuzerstücke in die Hand.

„Da, da ... weil Du brav bist ... weil Du uns Ehre machst, Knabe ... Und jetzt wirst Du mir sagen, was dieser Taugenichts angestellt hat — — —"

Peter wagte nicht, die Hand zu schließen. Er sah verständnislos das Geld an und dann den Richter.

„Also los!" befahl dieser.

„Laß doch, Wojciech," sagte die Frau, „Franz wird es schon selbst sagen ... nicht wahr, Franusch?"

„Ich will es sagen," knurrte Janecki, um dann heftig hervorzustoßen: „... will es schon sagen, wenn sich der da getrollt hat ..."

Dabei traf den kleinen Peter, der entatmet dastand, wieder ein giftiger Blick.

„Na, dann geh nur, Knabe," meinte

der alte Janecki ruhiger, „und für das Geld kannst Du Dir was kaufen ... Und Deine Mutter soll ich grüßen von Dir ... was?"

Er streichelte ihn wieder. Willaschek machte einen ungeschickten Kratzfuß, stülpte die Mütze auf den Kopf und ging davon ... zuerst ganz langsam, dann immer schneller, und als er um die Ecke bog, begann er zu laufen, wie wenn ihn jemand verfolgte, das kleine Paket an die Brust gepreßt und in der rechten, zur Faust geballten Hand die zwei Silberstücke ... Immer weiter ... immer weiter ins freie Feld hinein.

So kam er an ein Wäldchen, an dem einige Schüler seiner Klasse „Räuber und Fänger" spielten, aber er gewahrte sie nicht eher, als bis sie ihn anriefen. Er blieb stehen und wartete, bis sie herangekommen waren. Sie wunderten sich, ihn um diese Zeit auf dem Felde zu sehen und fragten ihn, warum er denn in der Sonnenglut so dahintrabe und ob er nicht fühle, wie ihm der Schweiß von der Stirn herabriesele.

„Nein, nein ..." keuchte er, „ich weiß nicht, ich weiß nicht ..."

„Und was hältst Du in Deiner Faust, kleiner Peter?" fragte einer der Jungen.

Willaschek öffnete die Hand und starrte, als sähe er sie zum erstenmale, die zwei Silbermünzen an, die in der Sonne funkelten.

„Heft kaufen ..." brachte er mühsam heraus, „Aufsatzheft ... gleich ..."

Damit begann er wieder zu rennen, hörte aber vielleicht noch, wie eine helle Stimme ihm nachrief:

„Kleiner Peter ... Angeber ... Verräter ..."

Und er hörte vielleicht auch ihr Lachen darüber, daß er ins freie Feld lief, um sich ein Aufsatzheft zu kaufen.

Sonnenglut lag über dem gelben Roggenmeere. Der rote Mohn leuchtete zwischen den Ähren. Von der Stadt her zog das Mittagläuten über das stille Land.

Peter Willaschek hat niemand lebend wiedergesehen.

Am Abend fanden ihn Arbeiter in einem Wasser, das man damals „Boleks Teich" nannte, tot ... ertrunken. Er hielt immer noch das Bündel an die Brust gepreßt und seine rechte Hand umschloß krampfhaft die zwei Silberstücke.

Manchmal, im Traume, sehe ich ihn vor mir, den kleinen Peter Willaschek ...



Gräfin Rochlitz

(gest. 1694).

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Die jungen Wiesen sind von Veilchen blau.
Traumhafter Abendwind wiegt feucht und lau
Über des Parktors reichverschlungnes Gitter,
Wie loses Haar, ein Birkenlaubgezitter.
Durch helle, zartbegrünte Buchengänge
Flattern die Amseln flötend auf und nieder.
Hallt nicht ein silbern Lachen wider,
Als lust'ger Kehrreim höfischer Gesänge?
Blitzt nicht ein weiß Gewand? Ein blaues Band?
Und seidenweiche, blonde Locken wehn?
Wo ist die Gräfin Madelaine? ...

Still. Still. — Der frühlingshelle Park ist stumm ...
Im Schloß zu Pillnitz geht ein Flüstern um.
Scheu hasten Dienerschaft und Kammerfrauen —
Aus allen Zügen starrt ein heimlich Grauen:
„Schweigt — schweigt! ... Der Kurfürst*) soll es nie erfahren —"
„Und wenn er kommt und fragt?" — „So sperrt die Türen!

*) Johann Georg IV. von Sachsen, 1691—1694.



Wir *dürfen* ihn nicht zu ihr führen —
Wer will das Schreckliche ihm offenbaren?"
„Hilf Gott! Schon fliegt sein Roß heran zum Schloß —
Die Wache wehrt ihn ab — er läßt sie stehn ..."
— „Wo ist die Gräfin Madelaine?"

Sein Auge lacht wie junger Frühlingstag.
Hoch wogt die Brust von heißem Herzensschlag.
Er kommt aus Alltagsstaub und Fürstensorgen,
Sich kurzen Glückes Sonnenschein zu borgen —
Durch flücht'ger Stunden tiefe Seligkeiten,
Erzwungner Ehe Fesseln zu vergessen.
Er liebt noch immer unermessen:
Was gilt ihm da ein stundenlanges Reiten?
Sein Blick, der suchend fliegt, erstarrt — und sieht
Aus offnem Fenster sich den Vorhang blähn.
„Wo *ist* die Gräfin Madelaine?"

„Durchlaucht verzeihn — die Gräfin kann — Durchlaucht —"
„Was ist?" Sein Antlitz, flammenüberhaucht,
Bedroht den Sprecher. — „Heute nicht — empfangen —
— Ein wenig — unpaß. Ärztliches Verlangen
Gebietet Ruhe. Uns ward aufgetragen —"
„Die Gräfin Rochlitz — krank?" „Durchlaucht vergeben —
— Sie *dürfen* nicht hinein! Ihr Leben —"
„Hinweg!" — „Um Gott —" ... „Wollt Ihr zu trotzen wagen?"
Ein Ringen am Portal in stummer Qual —
Ein Schritt im Hallengang — die Türen gehn —
„Zu *Dir*, geliebte Madelaine! ..."

Sie liegt im Fieber auf dem Seidenpfühl.
Die Zugluft weht durchs Zimmer, abendkühl,
Wühlt an den Fenstern in Brokatbehängen
Und füllt den Raum mit weichen Amselklängen,
Die lebensvoll durch blaues Dunkel fluten.
„Schafft Licht!" — Sie zögern. — „Kurfürst! .. Nein! .. Erbarmen! ..."
Schon hält er sie in jungen Armen:
„Mein Lieb, was fehlt Dir? Welche wilden Gluten ..."
Da — eine Stimme haucht: „*Blattern* —— Durchlaucht!"
Es überschauert ihn wie Todeswehn ...
„Kennst Du mich, Liebling — Madelaine?"

Er zieht ihr Haupt an seine Brust empor,
Ihr Antlitz — das der Schönheit Glanz verlor.
Er küßt sie heiß und stürmisch immer wieder —
Er kniet an ihrem Schmerzenslager nieder:
„Bei Dir! Bei Dir — und bis zur letzten Stunde!
Kein Tod so stark, sich zwischen uns zu drängen —
Kein Tod, der Liebe Ring zu sprengen,
Die uns vereint in sel'gem Herzensbunde!
Was gilt mir Reich und Thron, wenn *Du* entflohn,
Du, deren zartes, inniges Verstehn
Mein Licht, mein Trost war, Madelaine?"

Ihr Auge funkelt wild im Fieberwahn:
„Mir graut so sehr! ... Was soll der schwarze Kahn? ...
Wasser ... gebt Wasser! ... Muß ich ewig dürsten? ..."
Den Glaspokal ergreift die Hand des Fürsten,
Und reicht ihn dar. Sie schlürft in tiefen Zügen.
Er sieht ihr zu, verzehrt von heißem Bangen —
Und dann, ein Lächeln auf den Wangen,
Trinkt er den Rest: „Nun wolle Gott es fügen! ...
Kennst Du mich? Schau mich an!" — „Du bist ... Johann!"
„Fürchte Dich nicht — ich werde mit Dir gehn:
Wir sterben *beide*, Madelaine!"





Das Schicksal. Skulptur von Arnold Rechberg.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin W.)



Abb. 1. Zehndrachmenstück von Syrakus. Aus dem Anfang des IV. Jahrh. Unten die Künstlerinschrift des Stempelschneiders Euainetos. S. 582, 583.



Abb. 2. Gleichwertige und gleichzeitige Münze. Auf dem unteren Delphin die Inschrift des Stempelschneiders Kimon. S. 582.

Griechische Münzen.

Von

Otto Seeck.

Mit 56 Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Geld nehmen wir gerne für unsere Arbeit an, weil wir wissen, daß es allen anderen ebenso willkommen ist und auch sie bereit sein werden, dafür Arbeit zu leisten oder Waren herzugeben, die gleichfalls das Ergebnis menschlicher Arbeit sind. Für den unmittelbaren Gebrauch sind uns die kleinen runden Metallscheiben nichts nütze; wir empfangen sie nur, um sie weiterzugeben. In den fernen Zeiten, wo die Münze noch eine neue Erfindung war, ist dies anders gewesen. Sie galt nicht nur als der bequeme Vermittler, um Arbeit gegen Arbeit zu vertauschen, sondern als ein Gegenstand, der durch sich selbst Nutzen oder Freude gewährt.

Wo in Homers Ilias Achilleus die Leichenspiele für seinen gefallenen Freund leitet, da setzt er neben Waffen, Bechern, Kesseln, Pferden und gefangenen Weibern auch einen großen Klumpen Eisen zum Preise aus. „Wer den gewinnt," so spricht er, „der wird fünf Jahre lang nicht nötig haben, seinen Hirten oder Pflüger nach Eisen zur Stadt zu schicken, sondern noch den Nachbarn abgeben können." Wie man hieraus ersieht, hatte damals jeder Gutsherr auf seinem Hof eine Schmiede, in der er die Ackergeräte selbst fertigen ließ, und bedurfte dafür des Eisens als Rohmaterial. Außerdem erscheinen unter den Kampfpreisen einmal zwei Talente Gold, das andere Mal ein halbes Talent. Auch diese sind, gleich dem Eisenstück und den übrigen Gaben, nicht als Tauschmittel, sondern als Gebrauchsgegenstände aufzufassen, offenbar weil der Schmied daraus für seinen Herrn Ringe, Ketten und andere Kleinodien herstellen konnte. Neben das Nutzmetall tritt so das Schmuckmetall und ist seinen Empfängern wohl noch willkommener als jenes. Denn je tiefer der Mensch in der Kultur steht, desto eifriger ist er auf das Herausputzen seines Leibes bedacht, und zwar gilt dies von den Männern nicht weniger als von den Weibern.

Gold und Eisen waren die Stoffe, die jeder gern in Empfang nahm, weil jeder sie brauchen konnte. An sie hat daher die Entstehung des Geldes angeknüpft; denn für dieses ist ja eben das wichtigste Kennzeichen, daß alle es hoch genug schätzen, um ihre Arbeit dafür herzugeben. Als Nutzmetall stand neben dem Eisen das Kupfer, als Schmuckmetalle neben dem Golde Silber und Elektron. Das letztere war nur eine Mischung von Gold und Silber; aber da sie nicht künstlich hergestellt war, sondern im Sande der Flüsse schon fertig gefunden wurde, betrachteten sie die Alten, solange sie die beiden Stoffe nicht chemisch zu sondern verstanden, als ein Metall für sich.

Bei Homer bildet das Eisen einen rohen Klumpen, dessen Wert man einfach nach dem Augenmaße schätzt; bei dem Golde dagegen wird er nach Talenten bestimmt,





Abb. 3. Elektronstater des Phanes. S. 570, 572.

d. h. nach Gewicht. Nur bei dem seltenen und kostbaren Schmuckmetall fand man es der Mühe wert, seine Menge mit der Wage in der Hand genau festzustellen; bei dem wohlfeilen Nutzmetall kam auf ein paar Dutzend Gramm mehr oder weniger nichts an. Dieser Unterschied hat auch das älteste griechische Geldwesen beherrscht.

Eine kleine Münze führte den Namen Obolos, d. h. Bratspieß; sechs davon gingen auf eine Drachme, d. h. Handvoll. Wir sehen daraus, daß man anfangs mit dünnen Eisenstäben zahlte und daß diejenige Menge derselben, welche man bequem in einer Hand halten konnte, als größere Einheit der Wertbestimmung galt. War der Einkauf so gering, daß ein ganzer Stab zu viel dafür schien, so zerbrach man ihn in kleinere Stücke. Die Schmuckmetalle scheint man anfangs in Ringen gehandelt zu haben, die sich gleich an den Finger stecken ließen. Und während man jene Eisenstäbe und ihre Fragmente nach dem unsicheren Augenschein nahm und gab, mußte jeder Ring dem anderen an Gewicht gleich sein. Weil man sich nur bei den kostbarsten Metallen der Wage bediente, erhielt das älteste griechische Goldstück den Namen Stater, d. h. Gewicht. Es wog $8\frac{3}{4}$ g und sollte wahrscheinlich den Durchschnittswert eines Rindes darstellen. Denn seit uralter Zeit war man gewohnt, alle größeren Werte in Vieh zu berechnen. So heißt es in der Ilias, wo Diomedes seine eherne Rüstung gegen die goldene des Glaukos vertauscht, die eine sei nur neun Rinder wert gewesen, die andere hundert, und ähnliches findet sich noch oft. Das Gewicht der Ringe von Silber und Elektron wird man vermutlich so normiert haben, daß ihr Wert dem des Goldstaters entsprach oder in einem bequemen Teilverhältnis dazu stand, z. B. als Hälfte, Viertel oder Sechstel; doch ist darüber nichts Genaueres bekannt.

Die Eisenstäbe waren in ihrer unhandlichen Größe nicht eben bequem, um sie bei sich zu tragen, erfüllten aber sonst alle Funktionen unseres Geldes in ganz befriedigender Weise. Denn jeder nahm sie in Zahlung und konnte dies auch ohne zeitraubende Prüfung tun, weil bei dem geringwertigen Stoffe kleine Unterschiede des Gewichtes unbeachtet bleiben konnten. Wenn dagegen ein Ring von reinem Golde nur um ein einziges Gramm zu leicht ist, was keiner ihm ansehen kann, so bedeutet dies schon einen Wertverlust von 2 Mark 80 Pfennig. Man setzte sich also beträchtlichem Schaden aus, wenn man Edelmetall anders als mit der Wage in der Hand annahm, und dies war natürlich für den Handel recht unbequem. Und fand man das Gewicht auch richtig, so konnte doch dem Golde oder Silber Kupfer beigemischt sein, was sich sehr schwer wahrnehmen ließ und doch den Wert des Stückes bedeutend verminderte. Damit man es ohne Zaudern und Bedenken in Zahlung nehmen könne, war also nötig, daß eine vertrauenswürdige Autorität Feingehalt und Gewicht beglaubigte. Das geschah durch die Prägung, die das Metallstück erst zur Münze machte.

Wir möchten vermuten, daß diese bedeutsame Neuerung nicht der erleuchteten Regierung irgendeines Staates zu verdanken ist, sondern, wie sie dem Handel diente, so auch durch einen ansehnlichen Handelsmann ins Leben trat. Im Britisch Museum befindet sich ein ovaler Elektronklumpen von 14 Gramm Gewicht, der wohl die älteste erhaltene Münze darstellt; denn nach seiner primitiven Kunstform dürfte er noch vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus geprägt sein (Abb. 3). Er zeigt das rohe Bild eines weidenden Hirsches und darüber in dem altertümlichsten Alphabet der kleinasiatischen Griechen die Inschrift: *ΦΑΝΟΣ ΕΜΙ ΣΗΜΑ = Φάνους εἰμὶ σῆμα*, d. h. „Ich bin das Zeichen des Phanes." Das Wappentier redet also in der ersten Person; es stellt sich selbst dem Beschauer

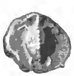



Abb. 4. Silberstater von Aigina. Aus dem VII. Jahrh. S. 571, 572, 574.

vor. Wer jener Phanes war, wissen wir nicht; jedenfalls ein Mann, der Kredit genug besaß, um anzunehmen, daß man seinem Stempel Vertrauen schenken werde. Später haben sich die einzelnen Staaten der Münzprägung bemächtigt und ihr dadurch eine noch größere Sicherheit verliehen. Welcher damit vorangegangen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Griechen schrieben dies Verdienst der Insel Ägina zu, die im saronischen Meerbusen Athen gegenüber liegt. Doch besaßen sie selbst wohl kaum eine wirkliche Überlieferung, sondern gründeten jene Ansicht nur darauf, daß die ältesten Münzen der Stadt mit der plumpen Seeschildkröte, die ihr Abzeichen bildete (Abb. 4), von ganz besonders ungefügem Gepräge waren und daher einen höchst altertümlichen Eindruck machten.

Diese aiginetischen Stücke sind aus Silber geschlagen, und das gleiche gilt von der großen Mehrzahl der griechischen Münzen. Nur in Kleinasien und an den Küsten des Schwarzen Meeres kommen Gold und Elektron häufiger vor. Den Grund deuten die prachtvollen Stater von Pantikapaion (Kertsch in der Krim) durch ihr Gepräge an (Abb. 5). Denn neben dem ziegenohrigen Pan, der, auf den Namen der Stadt anspielend, die Vorderseite schmückt, bilden sie auf der Rückseite einen Greifen ab. Diese Fabeltiere galten nämlich als die Schatzhüter des fernsten Nordens; von dem Golde, das die Skythen in reicher Menge an die Küste brachten, glaubte man, daß es ihren Klauen entrissen sei. Und wie hier die Goldprägung durch den Metallreichtum des Ural bedingt wurde, so in Kleinasien durch die goldführenden Flüsse; ich erinnere nur an den Paktolos, in dem nach der Sage König Midas gebadet und so auf seine Gewässer die Eigenschaft, alles in Gold zu verwandeln, übertragen hatte. Im europäischen Griechenland dagegen kam Gold nur in verschwindender Menge vor, während es an einzelnen Stellen, z. B. in Laurion an der Südspitze




Abb. 5. Goldmünze von Pantikapaion (Kertsch in der Krim). Aus dem IV. Jahrh. S. 571, 574.

Attikas, reiche Silberlager gab. So prägte jeder Staat in dem Metall, das ihm am leichtesten erreichbar war.

Nur beschränkte sich die Münzung in der ersten Zeit ganz auf die Edelmetalle. Die Herstellung der Stempel war nicht billig, und da sie in weichem Eisen geschnitten wurden und man die spätere Verstählung desselben noch nicht kannte, brauchten sie sich sehr schnell ab. Früher war die abenteuerliche Meinung verbreitet, die Griechen hätten für jedes einzelne Geldstück seinen besonderen Stempel gefertigt; denn kein Numismatiker hatte zwei Stücke zu Gesicht bekommen, die genau das gleiche Gepräge trugen. Seit die großen Münzkabinette der Gegenwart entstanden sind, hat man freilich eine ganze Anzahl solcher Dubletten kennen gelernt; aber ziemlich selten bleiben sie auch heute noch. Dies ist wohl das deutlichste Zeichen dafür, wie schnell man die Stempel erneuern mußte. Sie an dem wertlosen Kupfer abzunutzen, das sie zudem durch seine größere Härte auch mehr gefährdete als Gold und Silber, hielt man für unnütze Verschwendung. Wo der Verkehr ein sehr reger war, wie in Athen, sah man sich daher gezwungen, bis zum Wert eines achtel Obolen herab, das sind noch nicht zwei Pfennige, in Silber zu prägen. Da man das Metall nicht legierte, sondern so rein verwendete, wie die Technik des Altertums es nur herstellen konnte, gelangte man so zu Münzchen, die nicht viel größer als ein Stecknadelkopf waren. Das Stück, das wir hier abgebildet haben (Abb. 6), ist noch lange nicht das kleinste von den erhaltenen. Der gemeine Mann pflegte sie im Munde zu tragen, was nicht gerade appetitlich war, ihn aber davor schützte, sie durch die Nähte seines Beutels hindurch zu verlieren. Gleichwohl mußten auch diese winzigen Silberstückchen für die geringsten Einkäufe noch zu wertvoll sein. Für diese wird man sich nach wie vor ungeprägter Kupferklümpchen bedient haben. Erst gegen Ende des V. Jahrhunderts v. Chr., als eine höher entwickelte Technik auch in den städtischen Münzstätten sich geltend machte, hat man angefangen Kupfergeld zu schlagen.




Abb. 6. Halber Obol von Athen. Aus dem V. Jahrh. S. 571, 573, 574, 576.

Die Prägung wurde

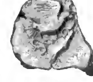



Abb. 7. Silbermünze von Elis. Aus dem V. Jahrh. S. 572, 576.

in folgender Weise gehandhabt. Zuerst wog man das Metall für jede einzelne Münze und goß es in ein rundliches Klümpchen. Wurde die Gestalt dieses Schrötlings etwas unregelmäßig, so nahm man darauf gar keine Rücksicht. So besitzt das Berliner Museum ein Silberstück von Elis mit einer sitzenden Nike und einem Adler, der eine Schlange bekämpft, das nach der freien Schönheit seines Stils frühestens dem Ende des V. Jahrhunderts angehört und doch in ganz wunderlicher Dreieckform aus der Münze gekommen ist (Abb. 7). Den Schrötling legte man auf eine Art von Amboß, in dessen Oberfläche das Münzbild eingegraben war, drückte ihn mit einem dicken Eisenstabe, dem Punzen, darauf fest und schlug auf diesen




Abb. 8. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem IV. Jahrh. Auf dem Zettelchen unter dem Kopf der Name des Stempelschneiders Eukleidas. S. 572, 577, 582.

mit dem Hammer. Mußte man den Schlag wiederholen und verschob sich dabei der Schrötling ein wenig auf seiner Unterlage, so kam es wohl vor, daß das Bild in doppelten Umrissen erschien, wie auf einer syrakusanischen Münze des Berliner Museums, deren Stempel durch Inschrift als Werk des Eukleidas beglaubigt ist (Abb. 8). Indem der Klumpen durch den Hammerschlag plötzlich zusammengedrückt wurde, bildeten sich an seinem Rande Spalten und Risse, die bei fast allen hier abgebildeten Münzen, am deutlichsten wohl bei jenem elischen Silberstück wahrnehmbar sind (Abb. 7). Dies hatte den Vorteil, daß sich das Geld nicht leicht beschneiden ließ, weil der durch das Messer abgeglättete Rand seine Minderwertigkeit alsbald verraten hätte; es erfüllte also denselben Zweck, wie die Rieselung am Rande der deutschen Silbermünzen. Daß bei dieser rohen Art des Prägens der Schrötling selten genau auf die Mitte des Stempels zu liegen kam und daher oft ein Teil des Münzbildes sich nicht auf ihm abdrückte, versteht sich von selbst (Abb. 7, 11, 16, 28, 33—35, 43—45).

Die Unterseite des Punzens, welche beim Prägen dem Schrötling aufliegen sollte,

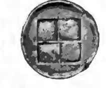



Abb. 9. Silbermünze von Akanthos in Thrakien. Aus dem Anfang des V. Jahrh. S. 572, 576.

war anfangs nur durch ein paar Vorsprünge uneben gemacht, damit das glatte Metallstück nicht unter ihr wegrutsche. Der Eindruck, den sie auf der Rückseite hinterließ, stellt sich daher bei dem Hirsch des Phanes nur als drei unregelmäßige, rauhe Vierecke dar (Abb. 3); bei der Schildkröte von Ägina ähnelt er den Flügeln einer Windmühle (Abb. 4), und so erscheint er noch in mancherlei anderen Gestalten. Allmählich verbreitet sich dann die Sitte, jene Unebenheit des Punzens als Quadrat zu gestalten, das durch zwei sich schneidende Linien in vier kleine Quadrate geteilt ist. So zeigt sie z. B. die schöne altertümliche Münze von Akanthos in Thrakien, auf der ein Löwe einen Stier niederwirft (Abb. 9; vgl. 37). Weil diese Form die

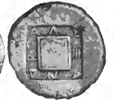



Abb. 10. Silbermünze Alexanders I. von Makedonien (498—454 v. Chr). S. 573, 577.

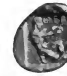



Abb. 11. Silberstater von Theben. Aus dem Anfang des V. Jahrh. S. 573, 576.

häufigste ist, bezeichnet man den bildlosen Punzeneindruck, auch wenn er nicht quadratisch ist, doch technisch als eingeschlagenes Quadrat (quadratum incusum). Später beginnt man auch die Punzenfläche auszugestalten. Bald umgibt man das Quadrat mit der Namensinschrift der Stadt oder des Herrschers, der die Münze hat prägen lassen, bald setzt man in seine Mitte ein kleines Bildchen hinein. Das erstere zeigt uns das Silberstück Alexanders I. von Makedonien (498—454 v. Chr.) mit dem noch etwas altertümlichen Reiter, der, zwei Speere in der Hand und sein Roß mit starker Kandare zügelnd, in den Kampf reitet (Abb. 10), das zweite eine sehr alte Münze von Syrakus (Abb. 48). Endlich schneidet man ein Bild ganz gleicher Art, wie es den Amboß ziert, auch in den Punzen hinein und gibt so den Münzen das zweiseitige Gepräge, das sie noch heute tragen. Doch in vielen Städten erhält sich darin noch eine Erinnerung an das Alte, daß man jenem zweiten Bilde die quadratische Form läßt. Als Beispiel mag uns ein herrliches Silberstück von Theben dienen, das gleich jenem makedonischen Reiter dem Übergange aus dem altertümlichen in den strengen Stil angehört und danach etwa um 470 geprägt sein dürfte. Auf der Amboßseite zeigt es den Schild, der allen Münzen Böotiens gemein ist und das Abzeichen des Bundes darstellt, welcher die Städte der Landschaft einigte; die Punzenfläche bildet, von jenem Quadrat umrahmt, den Herakles ab, wie




Abb. 12. Silbermünze von Tarent. Aus dem VI. Jahrh. S. 573.

er die Sehne an seinem Bogen befestigt. Die Stellung der Arme ist mit feinem Blick der Natur abgelauscht und die Muskelanstrengung, deren es bedarf, um das harte Holz zu biegen, meisterlich zum Ausdruck gebracht, während das Gesicht noch die Starrheit der älteren Kunst bewahrt hat (Abb. 11). Ähnliche Quadrate umgeben übrigens auch die athenische Eule und zahlreiche andere Münzbilder (Abb. 6, 21, 26, 33—35).

Daß man die Münzen doppelseitig machte, hatte seinen Grund nicht nur im Schönheitssinn der Griechen, sondern auch in der Furcht vor Falschmünzerei. Man betrieb sie nämlich in der Weise, daß man einen eisernen oder kupfernen Kern mit einem dünnen Plättchen von Gold oder Silber überzog und ihn dann ganz ebenso prägte, wie dies mit den echten Münzen




Abb. 13. Silbermünze von Poseidonia (Paestum). Aus dem VI. Jahrh. S. 573, 574.

geschah. Je kunstvoller man diese gestaltete, desto mehr erschwerte man natürlich auch ihre Nachbildung, die ja ohnehin schon mühevoll genug war. Da jener unechte Kern sich nur bei Stücken von einiger Dicke leicht verbergen ließ, hat man in Unteritalien um das Jahr 600 v. Chr. ganz dünne Bleche geschlagen, bei denen das erhabene Gepräge der einen Seite sich auf der anderen vertieft wiederholte, so daß auch in der Mitte keine Verdickung eintrat. Der Art ist der tarentinische Apollon mit der Leier, der an einer Blume riecht (Abb. 12), und der dreizack-schwingende Poseidon von Poseidonia (Paestum), bei dem man sich den Scherz gestattet hat, ihn auf der erhabenen Seite von vorn, auf der vertieften von hinten abzubilden (Abb. 13).

Was nun den sachlichen Inhalt des Gepräges betrifft, so bot die älteste bekannte Münze uns eine relativ sehr ausführliche Inschrift. Diese nannte nicht kurzweg den




Abb. 14. Silbermünze von Herakleia in Süditalien. Aus dem Ende des V. Jahrh. S. 574.

Namen des Prägeherrn Phanes, sondern erklärte seinen Stempel in einem ganzen Satze (S. 570). Ähnliches kommt auch später vor; z. B. führt sich eine Münze der Stadt Gortyn auf Kreta mit der Inschrift ein: *Γόρτυνος τὸ παῖμα*, d. h. „der Stempel gehört Gortyn". Im allgemeinen aber ist die alte Zeit keineswegs wort- und schriftreich. Sie hatte es eben mit einem Publikum zu tun, von dem nur sehr wenige des Lesens kundig waren. Man setzt wohl den ersten Buchstaben oder die ersten Buchstaben des Stadtnamens hin, ϙ, das dem lateini-




Abb. 15. Silbermünze von Tarent. Aus dem IV. Jahrh. S. 574, 577.

schen Q entspricht, für Korinth (Abb. 24), *FA* für Walis, wie Elis in seinem heimischen Dialekte hieß, *ΑΘΕ* für Athen; häufiger aber sind die Münzen, soweit sie noch dem sechsten Jahrhundert angehören, völlig schriftlos. Die Namen ganz auszuschreiben, wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erst im fünften üblich und auch dann keineswegs überall. So war die Stadt oder der Herrscher, der die Vollwertigkeit der Münze durch seinen Stempel garantierte, nur an dem Bilde zu erkennen. Dieses mußte also, da es Wappen in unserem Sinne noch nicht




Abb. 16. Goldmünze von Tarent. Aus dem IV. Jahrh. S. 574.

gab, Namen oder Art des Prägeherrn mit möglichster Deutlichkeit zur Anschauung bringen. Die Insel Melos (Milo) wählte einen Apfel zu ihrem Zeichen aus keinem anderen Grunde, als weil das griechische Wort Melos den Apfel bedeutet, Rhodos in demselben Sinn eine Rose, Pantikapaion den Pan, weil er die erste Silbe des Stadtnamens wiedergab (Abb. 5); Athen prägte mit der Athene (Abb. 6, 33—36), Poseidonia mit dem Poseidon (Abb. 13), Herakleia mit dem




Abb. 17. Vierdrachmenstück von Himera in Sizilien. Aus dem V. Jahrh. S. 576, 577.

Herakles (Abb. 14), Tarent mit dem Bilde seines mythischen Stadtgründers Taras, der als Sohn des Poseidon auf dem Delphin reitend dargestellt war (Abb. 15). Künstlerisch noch reizvoller ist auf einer Goldmünze die Darstellung des Heroen, wie er als kleines Kind zu seinem Vater, der sich liebend zu ihm niederbeugt, die Ärmchen emporstreckt (Abb. 16). An anderen Orten entschied man sich für irgendeinen Gegenstand, der die Natur der Landschaft passend




Abb. 18. Silbermünze von Stymphalos in Arkadien. Aus der Mitte des IV. Jahrh. S. 576.

charakterisierte; das meerumflossene Ägina für die Schildkröte (Abb. 4), das weinberühmte Naxos für Becher und Traube, Kyrene für die Silphionstaude, auf der sein Exporthandel vorzugsweise beruhte, Kyzikos für den Thunfisch, der hier alljährlich in großen Massen gefangen und eingepökelt wurde, wenn er seine Wanderung von dem Schwarzen Meer in das Mittelländische



Abb. 19. Silbermünze von Pheneos in Arkadien. Aus der Mitte des IV. Jahrh. S. 576, 583.




Abb. 25. Silbermünze von Klazomenai an der kleinasiatischen Küste. Aus dem Ende des V. Jahrh. Mit der Inschrift des Stempelschneiders Theodotos. S. 576, 582.




Abb. 20 u. 21. Vorderseiten zweier Silberstater von Theben. Aus dem IV. Jahrh. S. 573, 576.




Abb. 26. Silbermünze von Ainos in Thrakien. Aus den Jahren 411—409 v. Chr. S. 573, 576.




Abb. 22. Silbermünze von Jos, einer der cykladischen Inseln. Aus dem IV. Jahrh. S. 576.




Abb. 27. Silbermünze von Elis. Aus dem V. Jahrh. S. 576.




Abb. 23. Silbermünze von Knossos auf Kreta. Aus dem IV. Jahrh. S. 576, 583.

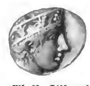



Abb. 28. Silbermünze von Elis. Aus dem V. Jahrh. S. 576.

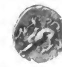




Abb. 24. Silbermünze von Korinth. Aus dem V. Jahrh. S. 574, 576.



Abb. 29. Silbermünze von Elis. Aus dem IV. Jahrh. S. 576.

angetreten hatte (Abb. 37—40, 53). Er spielte daher im Altertum ungefähr dieselbe Rolle, wie heutzutage der Hering, und war gleich diesem ein Handelsartikel von höchster Bedeutung. Das sizilische Himera bildet neben der opfernden Stadtnymphe seine berühmten Heilquellen ab, in denen ein kleiner Silen die Folgen seiner nächtlichen Ausschweifungen von sich abzuspülen sucht (Abb. 17). Der Löwe von Akanthos (Abb. 9) deutet wahrscheinlich darauf hin, daß in den Gebirgen, welche die Stadt umgaben, das wilde Raubtier noch als bewunderte Seltenheit zu finden war. Oft erinnert auch ein Ort an irgendeinen berühmten Mythus, der sich auf seinem Gebiete abgespielt haben soll. So zeigt eine schöne Münze von Stymphalos in Arkadien den Herakles, wie er seine Keule gegen die stymphalischen Vögel schwingt (Abb. 18); eine andere arkadische Stadt, Pheneos, prägt mit Hermes, der den kleinen Arkas, den Stammvater der Arkader, als Pflegling auf den Armen trägt (Abb. 19), wie wir den Gott als Schützer des Dionysoskindes ähnlich auch aus der weltberühmten Statue des Praxiteles kennen. Theben läßt auf seine Stempel neben dem böotischen Schilde Herakles oder Dionysos eingraben, deren Geburtsort zu sein die Stadt sich rühmte (Abb. 11, 20, 21), Jos den Homer, der angeblich auf der Insel begraben war (Abb. 22). Auf einer Münze von Knossos thront die zeusähnliche Gestalt des Königs Minos, der einst, wie man sagte, die Stadt beherrscht hatte, und die Rückseite zeigte den Grundriß seines Bauwerks, des Labyrinths, der in vielverschlungenen Windungen das Haupt einer unbekannten Göttin umgibt (Abb. 23). Bei Korinth sollte Bellerophon, auf dem Flügelrosse durch die Luft jagend, die Chimaira erlegt haben, ein Ungeheuer, das teils Löwe, teils Ziege, teils Schlange war; hier diente daher der Pegasus als Münzzeichen, oder der ganze sagenberühmte Kampf wird auch dargestellt. Auf der einen Seite reitet Bellerophon, mit dem Speer ausholend, auf der anderen sieht man seine Gegnerin, noch kämpfend, aber schon halb besiegt. Der




Abb. 30. Elektronmünze von Syrakus. Aus der Zeit des Timoleon (um 340 v. Chr.) S. 577.

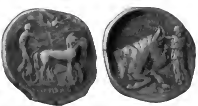


Abb. 31. Silbermünze von Gela auf Sizilien. Aus dem V. Jahrh. S. 577.

Ziegenkopf, am Halse durchbohrt, senkt sich sterbend; der Löwenkopf sucht die Lanze, die ihn getroffen hat, zu zerbrechen; der Schlangenkopf bäumt sich noch unverletzt empor (Abb. 24). Am häufigsten ist der Kopf der Gottheit abgebildet, welche die Stadt als ihre vornehmste Schützerin verehrte, und die Rückseite der Münze zeigt dann meist eines ihrer Attribute oder ihr heiliges Tier. So prägt Athen mit dem Athenekopf und der Eule (Abb. 6, 33—36), Ainos in Thrakien mit dem Hermeskopf und dem Bock (Abb. 26), Klazomenai an der kleinasiatischen Küste mit dem Apollonkopfe und dem Schwan (Abb. 25), Elis mit dem Zeuskopf (Abb. 29) und dem Adler (Abb. 7) oder dem Donnerkeil. Neben dem letzteren erscheint hier mitunter ein Adlerkopf in wundervoller Stilisierung (Abb. 27), oder der Kopf der Hera als Gattin des Donnergottes (Abb. 28). Da die Gemeinde durch ihre Priester und Obrigkeiten das olympische Heiligtum verwaltete, beziehen sich manche Münzbilder auch auf die berühmten Spiele. So die Nike mit dem Palmzweig, welche den Sieg in den Wettkämpfen feiert (Abb. 7); so der Kopf der Olympia, der Personifikation des heiligen Bezirkes (Abb. 29). Auch sonst spielt der griechische Wettsport eine große Rolle in den Münzdarstellungen. Wie Pindar es nicht unter seiner Würde fand, die Wagensiege, die seine Gönner bei den olympischen, isthmischen oder pythischen Spielen gewonnen hatten, in prächtigen Oden zu besingen, so



Abb. 32. Silbermünze von Kroton in Unteritalien. Aus dem IV. Jahrh. S. 578.

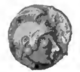
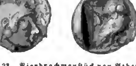



Abb. 33. Vierdrachmenstück von Athen. Um 600 v. Chr. S. 573, 574, 576, 578.

bilden zahlreiche Städte ihre siegreichen Viergespanne auf den Münzen ab, oft mit einer darüber schwebenden Nike, welche den Wagenlenker oder die Rosse bekränzt (Abb. 8, 17, 31, 47—52). Und in Tarent erscheint neben dem Stadtgründer in der Regel ein Jüngling, der für das Wettrennen seine Reitkünste übt (Abb. 15). Könige rühmen sich ihrer tapferen Krieger, wie Alexander I. von Makedonien und seine Nachfolger einen makedonischen Reiter auf ihre Münzen setzen (Abb. 10), und der thrakische Fürst Patraos einen Krieger zu Rosse, der einen Fußkämpfer mit seiner Lanze niederwirft (Abb. 54).

Mit dieser Aufzählung sind die Motive, durch welche die Typen der griechischen Münzen bestimmt werden, noch keineswegs erschöpft. Namentlich ist hervorzuheben,

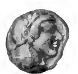



Abb. 34. Vierdrachmenstück von Athen. Aus der Zeit des Tyrannen Hippias (um 525 v. Chr.). S. 573, 574, 576, 578.

daß sie mitunter auch historische Ereignisse feiern und sich dadurch dem Charakter der modernen Denkmünzen annähern, obgleich sie daneben immer noch umlaufendes Geld bleiben. In dieser Beziehung ähneln sie den modernen Siegestalern oder jenen Zweimarkstücken, die zur zweihundertjährigen Feier der Königskrönung Friedrichs I. dessen Bildnis neben dem unseres Kaisers zeigen. Als Syrakus durch Timoleon von der Tyrannis des zweiten Dionysios erlöst wurde, da ließ man eine kleine Elektronmünze schlagen, die auf einer Seite den Zeus eleutherios, d. h. den Himmelsgott als Befreier, zeigte, auf der anderen den Pegasos, als Abzeichen der Stadt Korinth, von wo Timoleon herstammte (Abb. 30). In diesem Falle ist uns der Anlaß der Prägung bekannt; in vielen anderen können wir ihn nur erraten, weil die Geschichte der einzelnen griechischen Kleinstaaten für uns in tiefstes Dunkel begraben ist. Gela in Sizilien setzt regelmäßig auf seine Münzen neben dem so häufigen Viergespann das Vorderteil eines rennenden Stieres mit bärtigem Männerkopfe; es soll den Dämon des Flüßchens Gelas darstellen, das an der Stadt vorbeifließt. Auf einem Silberstück aber, das ungemein selten, also jedenfalls

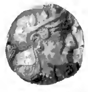



Abb. 35. Vierdrachmenstück von Athen. Aus dem V. Jahrh. S. 573, 574, 576, 578.

nur sehr kurze Zeit geschlagen ist, steht vor dem Ungeheuer eine weibliche Gestalt, die ihm einen Lorbeerkranz aufsetzt, dabei die Inschrift *Σωσίπολις*, d. h. Stadtretterin (Abb. 31). Es handelt sich also um irgendeine Gefahr, die glücklich an Gela vorübergegangen war; vielleicht hatte man eine Belagerung der Karthager, welche immer wieder die Griechenstädte der Insel bedrängten, siegreich abgeschlagen oder etwas ähnliches. Ein andermal erscheint auf einer Münze derselben Stadt der Kopf der Demeter mit der Beischrift *Ευνομία*, d. h. gute Gesetzgebung. Man wird dabei an eine Verfassungsänderung denken müssen, wie sie in den griechischen Staaten mit so unheilvoller Häufigkeit vorkamen. Wahrscheinlich legte sie die Macht in die Hände derjenigen, welche sich als die berufensten Diener der




Abb. 36. Vierdrachmenstück von Athen. Aus dem 1. Jahrh. v. Chr. S. 576, 579.




Abb. 37. Elektronstater von Kyzikos im Marmarameer. Aus dem Anfang des V. Jahrh. S. 576, 579.

Demeter ansahen, d. h. des grundbesitzenden Adels, was wir heute Agrarier nennen. Auf einer schönen Silbermünze von Kroton in Süditalien findet sich ein ganz ungewohntes Gepräge. Apollon, der Gott, der die Seuchen schickt, aber auch vertreibt, schießt hinter dem Dreifuß hervor, der das regelmäßige Münzzeichen von Kroton bildet, auf den Drachen Python. Auf der anderen Seite sieht man Herakles als Knaben, wie er den Lorbeerzweig, durch dessen duftenden Rauch man jedes Miasma abwenden zu können meinte, über einen brennenden Altar hält; dabei steht *Οἰκιστάς*, d. h. Stadtgründer (Abb. 32). Hier scheint es sich um das Ende einer Pest zu handeln, bei dem man die durch Ansteckung und Leichengeruch befleckte Stadt auch dadurch gründlich sühnen zu können meinte, daß man unter dem Schutze des Herakles ihre rituelle Neugründung vollzog. So geben uns die Münzen manches Rätsel auf, an dem herumzuraten höchst reizvoll ist; nur soll man sich dabei bewußt sein, daß dies immer ein Raten bleibt, das nur in den seltensten Fällen zur Gewißheit durchdringen kann.

Neben diesem unerschöpflichen Reichtum schöner und inhaltsvoller Typen zeigen die Münzen Athens eine trostlose Einförmigkeit. Gerade die Stadt, in der auf allen anderen Gebieten das griechische Kunstleben seine herrlichsten Blüten trieb, läßt in ihrer Prägung nichts davon erkennen. Zwar hat sie den technischen Fortschritt, ihr Geld zweiseitig zu schlagen, schon sehr früh gemacht, ja vielleicht ist sie allen anderen Staaten darin vorangegangen. Denn die ältesten Vierdrachmenstücke mit Pallaskopf und Eule zeigen einen so primitiven Stil, daß man sie wohl noch der Zeit vor Solon (um 600 v. Chr.) zuschreiben darf (Abb. 33). Aber nachdem sich bald nach der Mitte des VI. Jahrhunderts die Kunst des Stempelschneidens zu etwas freierer Altertümlichkeit erhoben hat (Abb. 34), bleibt sie plötzlich stehen. Als Perikles die Stadt, deren Politik er leitete, mit den herrlichsten Statuen und Gemälden schmückte, läßt zwar auch auf den Münzen das Profil des Athenekopfes erkennen, daß diejenigen, welche ihre Stempel gefertigt hatten, von dem Geiste der neuen Zeit nicht unberührt geblieben waren. Aber das Haar der Göttin ist in derselben, teils punktierenden, teils schematisch strichelnden Weise behandelt, die dem künstlerisch unentwickelten Altertum eigen gewesen war; das Auge stellt sich bei der Profilansicht noch immer in seiner ganzen Länge dar, als wenn man es von vorne sähe, wie sich dies bei den ägyptischen Reliefs findet (Abb. 35). Man sieht, der Künstler kann es besser machen, bemüht sich aber mit unverkennbarer Absicht, den Charakter unbehilflicher Altertümlichkeit beizubehalten.

Abb. 38. Elektronstater von Kyzikos. Aus dem IV. Jahrh. S. 576, 579



Abb. 39. Elektronstater von Kyzikos. Aus dem V. Jahrh. S. 576, 579.

Man wird dies verstehen, wenn man sich erinnert, daß in Österreich noch immer Taler mit dem Bilde der Maria Theresia und der Jahreszahl 1780 geschlagen werden, weil der afrikanische Handel ihrer bedarf. Die barbarischen Völker, mit denen er zu rechnen hat, haben sich eben an dieses Gepräge gewöhnt und bringen ihm Vertrauen entgegen. Fremde Typen machen sie stutzig und rufen Zweifel an der Vollwertigkeit der Münzen hervor. Athen hatte unter der Tyrannis des Peisistratos, dessen weitschauende Politik ihren Arm über alle Meere der antiken Welt ausstreckte, ein umfangreiches Handelsgebiet gewonnen. Seine „Eulen“, wie man jene Vierdrachmenstücke zu nennen pflegte, waren in den fernsten Barbarenländern bekannt geworden. Man wußte, daß ihr Schrot und Korn untadelig war, und sah anders geprägte Münzen mit Mißtrauen an. So schlug man denn auch das neue Geld in der Weise, daß es den Stücken des Peisistratos möglichst ähnlich blieb. Erst als



Abb. 40. Elektronstater von Kyzikos. Aus dem IV. Jahrh. S. 576, 579.




Abb. 41. Silbermünze von Naxos auf Sizilien Aus dem V. Jahrh. S. 579.

Athen seine Handelsmacht eingebüßt, seine „Eulen" viel von ihrer allgemeinen Gangbarkeit verloren haben, stehen sie technisch auf der Höhe ihrer Zeit, die damals freilich schon eine recht bescheidene geworden ist. Die Münzung ist gleichmäßiger und glatter; das überhohe Relief, das nur eine schnellere Abnutzung herbeiführte, ist in praktischer Weise flacher gemacht; es kommt nicht leicht mehr vor, daß der Stempel seitlich über den Schrötling hinausreicht und so ein Teil desselben unbeprägt bleibt. Aber der Stil ist flau und gleichgültig geworden, und jener echt griechische Schönheitssinn, der auch aus der absichtlichen Roheit der perikleischen Münzen unhemmbar hervorleuchtet, ganz geschwunden (Abb. 36).

In merkwürdigem Gegensatze zu Athen steht Kyzikos, das auf einer Halbinsel des Marmarameeres lag. Während jenes zäh denselben Typus festhält, kann dieses sich im Wechsel gar nicht genug tun. Zwar kehrt auf seinen zahlreichen Elektronstatern der Thunfisch, dessen Bedeutung wir auf S. 574 schon erklärt haben, immer wieder, aber in hunderlfach verschiedenen Verbindungen. Bald hält ein seltsames Ungeheuer ihn am Schwanz empor (Abb. 37), bald liegt er unter einem schönen Panskopfe (Abb. 38), bald kniet Herakles mit Keule und Bogen darauf (Abb. 39), bald Odysseus, wie er dem Gotte der Unterwelt den Widder opfert, der ihm den Zutritt in das Reich der Nacht eröffnen soll (Abb. 40). Und so verschieden wie der Gegenstand der Darstellung ist die Kunstform; von altertümlicher Roheit bis zum schönen Stil und selbst bis zum beginnenden Verfalle sind alle Zwischenstufen vertreten. Doch auch sehr späte Stücke sind einseitig geprägt; darin nähert man sich der gesuchten Altertümlichkeit der attischen Münzen, daß man auf der Rückseite das eingeschlagene Quadrat und zwar in ziemlich roher Form beibehält. Vielleicht sind diese Eigentümlichkeiten daraus zu erklären, daß der Handel von Kyzikos sich an den Küsten des Schwarzen Meeres bewegte. Bei den Skythen, denen der Goldsegen des Ural zur Verfügung stand, hatte das Edelmetall an sich geringen Wert; aber ein hübsches Bild konnte den Stater schätzbar machen, weil er ihn in ein Schmuckstück verwandelte. Und natürlich gab ein reicher Wechsel der Typen jedem neuen Stücke seinen besonderen Reiz. Man suchte daher nach Motiven, wo sie sich nur finden ließen, namentlich kopierte man Kunstwerke verschiedener Art, darunter auch die Bilder fremder Münzen; z. B. sind für den Panskopf (Abb. 38) die Silberstücke von Pantikapaion als Vorbild benutzt, doch wird das Original an Schönheit von der Kopie übertroffen. Das eingeschlagene Quadrat aber behielt man bei, weil es den Barbaren ebenso gewohnt war und daher in derselben Weise zur Beglaubigung diente, wie die stereotypen Münzbilder der Athener.

Die übrigen Griechenstädte nehmen zwischen Athen und Kyzikos eine Mittelstellung ein; im Fortschritte der Zeit ändert sich der Stil ihrer Münzbilder, die Typen aber bleiben meist dieselben, obgleich zahlreiche Ausnahmen vorkommen. So bietet ihre Betrachtung den hohen Reiz, an der Darstellung desselben Gegenstandes die immer weiter fortschreitende Entwickelung der Kunst zu verfolgen. Man vergleiche z. B. die Silberstücke des sizilischen Naxos, die wir nebeneinander haben abbilden lassen (Abb. 41, 42). Beide stellen den Kopf des bärtigen Dionysos und einen Satyrn vor, sind also jenen häufigen Münzen analog, die den Gott und sein Attribut oder sein heiliges Tier auf ihren beiden Seiten vereinigen (S. 576). Die eine zeigt den so-




Abb. 42. Silbermünze von Naxos. Aus dem IV. Jahrh. S. 579.

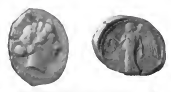


Abb. 43. Silbermünze von Terina in Süditalien. Aus dem V. Jahrh. S. 580.

genannten strengen Stil, der sich eben erst aus der Befangenheit des Altertums loszulösen beginnt, die andere den vollendet schönen. Dort ist der Gesichtsausdruck noch etwas starr, hier von freier Natürlichkeit; dort werden die Haare noch meist durch parallel laufende Striche wiedergegeben, hier bewegen sie sich in zierlichen Löckchen; dort ist der nackte Körper des Satyrs Muskel für Muskel mit fast ängstlicher Sorgfalt studiert — man beachte z. B. die Bänder, die sich über die Mitte des Brustkorbes hinziehen, und die Ausprägung der Rippen —; auf dem jüngeren Exemplar zeigt sich die leichteste Beherrschung der menschlichen Formen. Und doch wird wohl jeder dem älteren den Vorzug geben, weil in ihm eines großen Künstlers begeistertes Streben nach Vollendung zum Ausdruck kommt, während in dem zweiten die Leichtigkeit der Mache schon ein wenig in flache Routine übergeht.





Abb. 44. Silbermünze von Terina. Aus dem Ende des V. Jahrh. S. 580.

Umgekehrt ist das Verhältnis bei den Münzen von Terina in Unteritalien, welche die Nike auf einer Seite als Kopfbild, auf der anderen in ganzer Figur darstellen. Auf den älteren Stücken steht sie noch steif da mit Lorbeerzweig und Kranz in den Händen (Abb. 43); auf den jüngeren haben die Künstler sie anmutig in Bewegung gesetzt, indem sie die Göttin wie ein junges hübsches Menschenkind sich an allerlei Spielen ergötzen lassen: bald wirft sie Bälle, bald hält sie ein Vögelchen auf der Hand u. dgl. m. An bestrickendem Reiz lassen sich diese kleinen Mädchengestalten nur noch mit den tanagräischen Tonfigürchen vergleichen; doch bedurfte es der vollen Herrschaft über die Mittel der Kunst, um ihnen diese entzückende Leichtigkeit zu gewähren; der strenge Stil wäre dazu noch nicht imstande gewesen (Abb. 44—46).

Von hohem Interesse ist es auch, die Darstellung des Viergespannes, das die Münzen von Syrakus, wie viele sizilische, schmückt, in ihrer Entwickelung zu verfolgen. Als die Griechen bei Salamis die persischen Eroberungsgelüste zu schanden machten, wehrte zugleich der König Gelon von Syrakus einen Angriff der Karthager durch den Sieg am Flusse Himera von Sizilien ab. Aus dem Silber, das die Besiegten der Königin Demarete zum Dank für ihre Friedensvermittelung schenkten, ließ sie Denkmünzen auf das ungewöhnlich hohe Gewicht von zehn Drachmen schlagen (Dekadrachmen), die unter dem Namen Demaretion umliefen (Abb. 47). Dies sind die ältesten erhaltenen Münzen, deren Zeit sich bis auf das Jahr genau bestimmen läßt (480 v. Chr.). Sie zeigen in der Hauptsache das gewöhnliche Gepräge von Syrakus: auf einer Seite, von Delphinen umgeben, den Kopf der Quellnymphe Arethusa, die als Stadtgenius verehrt wurde; die andere Seite trägt das übliche Viergespann, dessen Rosse von der Nike bekränzt werden. Als neue Momente, die das Demaretion zur Denkmünze machen, treten nur hinzu, daß die Arethusa sich den

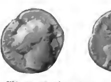


Abb. 45. Silbermünze von Terina. Aus dem Ende des V. Jahrh. S. 580.





Abb. 46. Silbermünze von Terina. Aus dem IV. Jahrh. S. 580.





Abb. 47. Zehndrachmenstück von Syrakus. Aus dem J. 480 v. Chr. S. 577, 580.





Abb. 48. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem VI. Jahrh. S. 573, 577, 581.





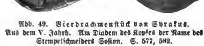


Abb. 49. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem V. Jahrh. Am Diadem des Kopfes der Name des Stempelschneiders Soston. S. 577, 582.





Abb. 50. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem Anfang des IV. Jahrh. Unter dem Kopf der Name des Stempelschneiders Eumenos, unter dem Viergespann des Stempelschneiders *ΕΥΘ* ... S. 577, 582.





Abb. 51. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem IV. Jahrh. Am Helm der Athene der Name des Stempelschneiders Eukleidas. S. 577, 582.

Siegeslorbeer um das Haar geschlungen hat und im Abschnitt unter den Rossen ein Löwe an das besiegte Afrika erinnert. Es sind höchst bescheidene Anspielungen auf das große Ereignis, das man feierte. Wie die Münzen dieser Frühzeit in ihren Inschriften nicht viele Worte machen, so sind sie auch nicht von aufdringlicher Deutlichkeit in den historischen Beziehungen ihrer Bilder.

Vergleichen wir nun das Gespann dieses Zehndrachmenstückes mit dem des älteren Vierdrachmenstückes (Abb. 48), das den Kopf der Arethusa noch im eingeschlagenen Quadrat zeigt, so wird uns zunächst auffallen, daß die Rosse hier stark und untersetzt, dort schlank und hochbeinig erscheinen; doch ist dies wohl mehr ein Unterschied der Rassen, als des Kunstvermögens. Denn wo man die Pferde für Wettrennen züchtet, da wird man sehr bald von den kleinen und schweren Tieren zu leichten und langschenkeligen übergehen, weil dieser Körperbau die Schnelligkeit der Bewegung naturgemäß befördert. So ist es ja auch in England gegangen, mit dessen Rennpferden das Gespann des Demaretion viel Ähnlichkeit zeigt. Künstlerisch wichtiger ist folgendes. Zum Ausdruck zu bringen, daß vier Pferde vor dem Wagen gehen, ist bei dieser Seitenansicht keine leichte Sache, und doch war dies offenbar die Absicht des Stempelschneiders. Bei den alten Tetradrachmen hat er sie dadurch zu erreichen gesucht, daß er das hintere Rossepaar die Köpfe etwas heben läßt, wodurch sie über denen des vorderen sichtbar werden; daß




Abb. 52. Vierdrachmenstück von Syrakus. Aus dem IV. Jahr. Auf dem Diadem des Arethusakopfes der Name des Stempelschneiders Kimon. S. 577, 582.

es jedesmal zwei Tiere sind, ist nur durch eine Parallellinie ausgedrückt, die den Umriß des vorderen Kopfes in etwas flacherem Relief wiederholt. Der Künstler des Demaretion behält die gleichmäßige Hebung der beiden hinteren Köpfe bei, macht aber bei dem vorderen Paar das zweite Pferd dadurch sichtbar, daß der Wagenlenker das erste schärfer in den Zügel nimmt und dadurch seinen Kopf zurückreißt. Auf beiden Münzen schreiten die Pferde ruhig dahin. Schnellen Lauf auszudrücken, wie er zur Charakteristik der siegreichen Renner jedenfalls angemessener war, ist man noch nicht imstande. Wohl mehr als ein halbes Jahrhundert später wird dies zuerst versucht (Abb. 49). Und um alle vier Rosse sichtbar zu machen, wendet man zugleich den Kunstgriff an, den Augenpunkt nicht rein seitlich, sondern etwas von vorne zu nehmen. Doch setzen sie alle ihre Füße so gleichmäßig, wie Soldaten im Parademarsch; nur bei dem letzten Pferde ist durch etwas stärkere Hebung der Beine und eine leichte Senkung des Kopfes eine kleine Abwechslung herbeigeführt. Noch etwas weiter geht der Künstler eines dritten Tetradrachmons (Abb. 50). Er nimmt den Standpunkt noch mehr von vorne, wodurch die starre Linie von je acht Beinen aufgelöst und jedes Roß zum Individuum wird; doch nach Mannigfaltigkeit in der Stellung strebt auch er noch nicht. Auch diese ist in vollem Maße bei der schönen Münze mit dem Pallaskopfe erreicht (Abb. 51). Ein Pferd bäumt sich wiehernd empor, das andere wendet den Kopf seitlich; jedes bewegt Körper und Füße in seiner besonderen Weise.

Es ist dies ein kleines Beispiel dafür, wie die griechischen Stempelschneider zu immer freierer Natürlichkeit, immer reicherer Ausbildung ihres künstlerischen Könnens emporstrebten. Denn als Künstler fühlten sie sich und gaben dem auch darin Ausdruck, daß viele ihre Signatur auf die Werke ihrer Hand setzten, wie es noch heute der Maler bei seinen Bildern tut. Im Osten ist dies freilich seltene Ausnahme. Um verstanden zu werden, schreibt daher auf jenem prachtvollen Silberstück von Klazomenai, das wir oben wiedergegeben haben (Abb. 25), der Stempelschneider deutlich und klar: Θεόδοτος ἐπόει, „Theodotos hat's gemacht." In Sizilien und Süditalien dagegen war schon seit dem Ende des V. Jahrhunderts diese Übung so verbreitet, daß der schlichte Künstlername oder selbst eine Abkürzung desselben genügte. So steht bei jenem Tetradrachmon, das uns zuerst die Rosse laufend zeigte (Abb. 49), Sosion auf dem Stirnbande der Arethusa; auf dem etwas späteren *EYM*, die Abkürzung von Eumenos, unter dem Kopfe, *EYΘ*, was wir leider nicht aufzulösen wissen, unter den Pferden neben der Gestalt der Skylla mit den Hundsköpfen am Gürtel, welche die Gefahren der sizilischen Gewässer symbolisiert (Abb. 50). Auf dem Helme des Athenekopfes lesen wir den Namen des Eukleidas (Abb. 51), und derselbe findet sich auf einer kleinen Schriftrolle, die auf einer früher abgebildeten Münze (Abb. 8) unter dem Kopfe der Arethusa angebracht ist. Ihre höchsten Triumphe aber feiert die sizilische Kunst in den Dekadrachmen des Euainetos (Abb. 1) und des Kimon (Abb. 2) und in dem herrlichen Arethusakopfe eines Tetradrachmons, der von vorne dargestellt den Namen des letzteren Künstlers auf der Stirnbinde trägt (Abb. 52). Sie zeigen uns die griechische Kunst des IV. Jahrhunderts in kaum geringerer Herrlichkeit als der Hermes des Praxiteles und wurden auch schon im Altertum so bewundert, daß zahlreiche Städte sie auf ihren Münzen kopierten; z. B. haben




Abb. 53. Silbermünze des Satrapen Pharnabazos aus Kyzikos am Marmarameer. Um 400 v. Chr. S. 576, 583.




Abb. 54. Silbermünze des thrakischen Dynasten Patraos. Um 325 v. Chr. S. 577, 583.

Pheneos (Abb. 19) und Knossos auf Kreta (Abb. 23) den Arethusakopf des Euainetos (Abb. 1) in dieser Weise nachgebildet.

Eines wird man in unserem Berichte bisher vermißt haben, was in der Münzkunst unserer Zeit gerade die Hauptrolle spielt, ich meine die Darstellung des Herrscherbildnisses. Doch die Griechen waren so gewohnt, nur Köpfe von Göttern oder Heroen auf ihren Geldstücken zu sehen, daß bis zum Ende des IV. Jahrhunderts kein menschlicher Fürst daran gedacht hat, das Vorrecht des Münzbildnisses mit ihnen zu teilen. Die ältesten Porträts dieser Art zeigen uns daher die Köpfe von Barbaren, wenn auch durch griechische Kunst nachgebildet. Um das Jahr 400 v. Chr. ließ der persische Satrap des Hellespont, Pharnabazos, in Kyzikos — wie der Thunfisch unter dem Schiffsvorderteil der Rückseite verrät — sein Profil auf die Münzen setzen (Abb. 53). Es verbindet in wunderbarer Weise den hochidealen Stil, der dem Zeitalter des Perikles eigen war, mit lebendigster Ähnlichkeit. Etwa siebzig Jahre vergingen, ehe Patraos, der Fürst eines halbwilden thrakischen Stammes, dies Beispiel mit geringerer Kunst, aber kräftigerer Individualisierung nachahmen ließ (Abb. 54). Das Bildnis Alexanders des Großen ist von ihm selbst noch nicht auf die Münzen gesetzt, wohl aber von seinen Nachfolgern, als auch er zum Gott erhoben war; durch das Widderhorn am Kopfe wird er dabei als Sohn des Jupiter Ammon charakterisiert (Abb. 55). Doch um dieselbe Zeit (etwa 300 v. Chr.) beginnen die Könige von Makedonien und Ägypten auch sich selber auf ihren Münzen abbilden zu lassen; aber sehr erfreulich ist diese Porträtkunst nicht. Der hohe Stil einer früheren Zeit ist verloren gegangen und der kräftige Realismus einer späteren noch nicht erreicht. Zu den schönsten Werken dieser realistischen Art gehören die Bildnisse der pontischen Dynastie; namentlich der Vater Mithridats VI. des Großen ist auf einer Silbermünze des Berliner Museums mit köstlicher Frische der Individualisierung dargestellt. Die Rückseite zeigt Perseus, den die Königsfamilie als ihren Stammvater verehrte (Abb. 56).




Abb. 55. Vierdrachmenstück des Lysimachos (323—281 v. Chr.). Mit dem Bildnis Alexanders des Großen. S. 583.

Die Blüte des Griechentums war damals längst geknickt und zugleich auch seine Kunst verflacht und verödet. Denn nur ein gesundes Volk kann eine gesunde Kunst erzeugen, weil sie ja der Ausdruck des Volksgeistes ist. Doch die Fülle edlen Schönheitssinnes, den die Griechen in der kurzen Zeit ihres Aufstrebens auch bei dem kleinsten Münzbildchen zum Ausdruck brachten, ist noch für uns späte Nachgeborene ein unerschöpflicher Quell der Freude geblieben.

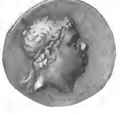



Abb. 56. Vierdrachmenstück Mithrodats V. von Pontus (157—121 v. Chr.). S. 583



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Irgend jemand hat einmal gesagt: Nach den Helden und Stoffen, die er wählt, kann man auf die Persönlichkeit des Autors schließen. Das ist im Grunde eine Selbstverständlichkeit, genau so wie der Satz: Wie einer schreibt, so ist er. Wenn ein Dichter wie Shakespeare eine Welt lebendiger Gestalten schafft, so ist eine ganze Welt in ihm, und in jeder Gestalt kommt ein Korn seines eigenen Wesens zur Entfaltung. Wer mit Vorliebe markige Kraftnaturen zeichnet, in dem wird — aller Voraussicht nach — etwas Heldisches stecken, und wer immer wieder von älteren Tanten erzählt, der gehört geistig diesem wackeren Orden an. Auch dann, wenn der Autor ein Er und nicht eine Sie ist. Ohne weiteres bin ich überzeugt, daß jene beliebte Erzählerin, die allen Backfischen aus der Seele schreibt, auch persönlich eine jener Frauen ist, die, wenn sie jung sind, ans „Gänseliesel" gemahnen, um sich später zur „Regimentstante" auszuwachsen. Und der gefeierte Dramatiker, dessen Helden durch die Bank kleine oder große Knaben sind, ist als Mensch in Fühlen und Wollen, in Glauben und Denken, in Begeisterungseifer und intellektueller Enge zweifellos mit seinen Helden eins. Es gibt ein Poetlein, das am liebsten dumme Jungen schildert, im Leben ist es selber ein rechter Tolpatsch; und ein anderer Autor, der meist kleine Tyrannen mit perversen Neigungen zeichnet, spielt sich auch persönlich gern als Nero oder Caracalla auf, nur bringt er's über das Westentaschenformat nicht hinaus.

Aber so richtig auch der Satz im allgemeinen ist, daß die dichterischen Geschöpfe Ebenbilder ihres Erzeugers sind, so ist auch hier das granum salis an seinem Platz. Und nicht immer ist der Zusammenhang zwischen dem Dichter und seinen Gestalten so leicht zu durchschauen wie irgendeine Gleichung mit einer Unbekannten. Es kommt vor, daß der Autor seine Geschöpfe gerade mit dem, was ihm selber fehlt, verschwenderisch auszustatten sucht. Freilich wird man es dann den Helden leicht anmerken, daß ihre Tugenden Simili und nicht echt sind. Daß in all den Versschmieden, die Hohenstaufentragödien zurechthämmern, ein heimlicher Kaiser stecken sollte, dürfte eine mehr als gewagte Behauptung sein. Ein Philister-Künstler, der einen Roland zustande bringen will, wird schließlich doch nichts als einen maskierten Schützenhauptmann liefern, und wenn er es auf einen Friedrich Rotbart abgesehen hat, wird eine Art Burgemeister zum Vorschein kommen. Und umgekehrt, unter den Händen eines Dichters, in dem Reckenblut fließt, wird selbst ein armes Schneiderlein zu einer Königsgestalt sich auswachsen. Name und Stoff tun's nicht allein, sondern vor allem der Geist, und das Wie ist wesentlicher als das Was.

Sicherlich würde viel Kurioses oder auch Drolliges zutage treten, wenn sich einer daran machte, von den Charakteren, den Persönlichkeiten unserer lebenden Erzähler und Dramatiker auf Grund ihrer Schöpfungen, ihrer Lieblingshelden und Lieblingsvorstellungen ein Bild zu entwerfen. Mancher, der literarisch als „erstklassig" gilt, würde menschlich als unterwertig enthüllt werden, und umgekehrt. Wie Dostojewskis Seele — gleich der seines Helden Raskolnikow — von Mordphantasien verdüstert war, so haben auch Zola und Ibsen, Tolstoj und Hauptmann, sie selbst unter dem gelitten und gerungen, was ihre Gestalten durchzukämpfen haben. Mehr als einer unter diesen Lebenden, der äußerlich als Aristokrat erscheint, ist innerlich ein Plebejer, mehr als einer, der den Prophet spielt, innerlich ein Komödiant.

Für Heinz Tovote wäre es bedenklich, wollte ich mir sein eigenes Wesen nach dem Inhalt seines neuesten Romans „Sonnemanns" (Berlin, F. Fontane & Co.) konstruieren. Ohne Zweifel ist er reicher angelegt als sein Held und seine Heldin, aber unmöglich könnte er sich mit solchem Behagen in soviel Alltagsmisere vertiefen, wenn nicht etwas von Sonnemannscher Art in ihm selbst steckte. Hier und da habe ich mich bei der Lektüre an den Kopf gefaßt und mich gefragt: wie ist es nur möglich, daß ein Mensch von Intelligenz es fertig kriegt, sich in diesen Wust von Klatsch und Tratsch hineinzuarbeiten? Daß einen Mann die Lust überkommt, sich in dieser Dienstbotensphäre wohlig und gemächlich zu ergehen, in einer Sphäre, die kein Strahl feineren und höheren Empfindens durchleuchtet, in die nirgends eine Welle starken und tiefen Gefühls hineinschlägt? Clara Viebig hat auch einmal einen Dienstbotenroman geschrieben, aber sie hat es verstanden, das Alltagsthema unter einem großen Gesichtspunkte zu erfassen, es durch Stil und Behandlung künstlerisch zu erhöhen. Bei Sonnemanns aber haben wir nichts als die platteste Trivialität, die nur hier und da zu anschaulichen Bildern ausgestaltet erscheint, meist



Finkenwärder Fischerkutter. Nach dem Gemälde von Prof. Carl Holzapfel-Kassel.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.)

jedoch in kühl referierender Weise erledigt wird. Schließlich scheint auch Tovote die Sache satt gekriegt zu haben, der letzte Teil des Romans ist nicht viel mehr als ein knappes, hastiges Resümee, das mit einem dürftigen Zeitungsbericht verzweifelte Ähnlichkeit hat. Keineswegs aber möchte ich behaupten, daß es dem Roman an jedem Reiz fehle. Einzelheiten erfreuen durch die sichere und eindringende Lebensbeobachtung oder durch einen Ausblitz von Humor. Ernsteres Interesse jedoch bietet das Buch für die bürgerliche Hausfrau. In spielender Weise erfährt sie daraus alles nötige über den Umgang mit weiblichen Dienstboten, und eine ausführliche Anweisung, wie man sich am besten in den Mietsbureaus bewegt, wo die besagten vielbegehrten und vielgehaßten Wesen gehandelt werden, erhält die Herrin gratis zu. Wenn sie es macht wie die energische Frau Major mit dem unverzagten Mundwerk, dann garantiert Tovote für jeden gewünschten Erfolg.

Mit den lieblichen Worten: „Minna! Was ist das wieder für eine sinnlose Schweinerei!" hebt der Roman an. Minna ist Köchin bei Doktors, wegen der sinnlosen Schweinerei — sie hat den Mülleimer nicht rechtzeitig geleert — wird ihr gekündigt. Zum Glück hat sie einen guten Freund, den Milchmann Emil Sonnemann, der verschafft ihr zunächst eine neue, pikfeine Stellung, und dann macht er sein Recht auf Dank geltend, geht mit ihr in den Zirkus, empfängt seinen ersten Kuß und heiratet sie schließlich. Sonnemanns begründen einen Milch- und Gemüseladen, aber da das Geschäft nicht besonders geht und mehr Anstrengung erfordert, als dem Ehepaar lieb ist, so preisen sie den Zufall, der es ihnen ermöglicht, ein Gesindevermietungs-„Komptor" aufzutun. Das ist ein Geschäft nach dem Herzen Minnas, wenig zu tun und viel zu schwatzen, und noch erfreulicher für Emil, der fast den ganzen Tag hindurch faulenzen kann. Seinen Tätigkeitsdrang befriedigt er auf dem Rennplatz durch Wetten und wird bald ein eifriger Gönner des Totalisators. Selbstverständlich zum Nachteil seiner Kasse, deren Defizit er schließlich durch einen verstohlenen Griff in die Ersparnisse seiner Minna zu begleichen sucht. In dem Augenblick aber, wo man meint, das Glück des Hauses Sonnemann werde durch Emils Spielwut gänzlich aus den Fugen gehen, beginnt eine ganz neue Geschichte. Vom Rennplatz ist keine Rede mehr, dafür schneit plötzlich der gefeierte Maler Ewald Born in den Roman hinein. Ob einer kindischen Bagatelle gerät er in Krakeel mit Sonnemanns, verklagt einen Schützling des Ehepaars, Emil schwört einen Meineid und verschwindet auf drei Jahre hinter den Mauern des Zuchthauses. Mit Minna geht es von diesem Augenblick an rasend bergab, sie sinkt tiefer und tiefer, bis sie eines Tages im Fuselrausch von einem Postwagen überfahren wird. „Papiere hatte sie nicht bei sich. Sie lag ein paar Tage im Schauhause. Niemand meldete sich. Als eine Unbekannte, die den Messern der jungen Medizinern überliefert wurde" ... Nur der Dichter weiß, trotz der mangelnden Papiere, daß es sich um Minna Sonnemann gehandelt hat. Eigentlich hätte er das der Polizei mitteilen sollen.

Die Tendenz des Romanes liegt auf der Hand. Hauptsatz: Dienstmädchen sollen nicht heiraten; so gut wie sie es bei der Herrschaft haben, haben sie es in der Ehe in keinem Fall; wenn sie an einen Emil geraten, kann es ihnen sogar überaus böse ergehen. Untersatz: Enthalte Dich, wenn Du Dienstmaid bist, sinnloser „Schweinereien", leere vor allem rechtzeitig den Mülleimer aus, dann wirst Du nicht gekündigt, brauchst also nicht zu heiraten und läufst keine Gefahr mit einem Manne, der vielleicht ein schlimmer Emil ist. Die Mehrzahl aller Hausfrauen wird der Haupt- wie der Untertendenz ihre Billigung nicht versagen. Das ist eine Anerkennung, die dem Dichter genügen darf und hoffentlich wird.

Besser als Tovote käme Edward Stilgebauer weg, wenn man versuchen wollte, den Menschen in ihm nach dem Gehalt seines Romans „Götz Krafft" (Berlin, Rich. Bong) zu beurteilen. Der Roman ist breit angelegt, er will in verschiedenen Abteilungen die Geschichte einer Jugend, einer Jugend, die charakteristisch für unsere Zeit sein soll, widerspiegeln. Erschienen ist vorläufig der erste Teil „Mit tausend Masten" ... Aus ähnlichen Stimmungen heraus wie der „Jörn Uhl" erwachsen, hat auch dieses Buch offenbar den Ehrgeiz, als ein nationales Mahn- und Erweckungsbuch zu gelten; in der Tendenz zeigt es freilich eine etwas andere Tönung und Färbung, als der Roman Gustav Frenssens. Leider tritt das Buch mit einem Reklamepomp in die Welt, der ein wenig nach Javol und Odol riecht. Es wartet nicht, wie der „Jörn Uhl", ruhig ab, wie Publikum und Kritik sich mit dem Ankömmling abfinden, sondern stellt sich von vornherein selbst als „das Buch der Zeit" vor. Ein Zeitbuch gewiß, aber das Zeitbuch — das macht sich ein bißchen happig. Natürlich wäre es ungerecht, ließe jemand sein Urteil über das Buch durch das Mißbehagen, das jede grelle Reklame leicht erweckt, beeinflussen. Sie entscheidet nichts über den Wert, aber auch nichts über den Unwert des Buches. Es braucht nicht immer eine Fragwürdigkeit zu sein, für die das Tamtam geschlagen wird. Jedenfalls aber ist das Tamtam auf künstlerischem Gebiet ein Instrument von zweifelhafter Wirkung; es weckt nicht unbedingt ein Echo, wie man es wünscht. Reklame machen, heißt mit der Peitsche antreiben; ein Zuviel an falscher Stelle oder zu falscher Zeit kann das Gegenteil des Beabsichtigten herbeiführen, kann dazu führen, daß der Renner überhetzt und erschöpft vor dem Ziele zusammenbricht. Und der Rennplatz der Kunst verträgt noch weniger eine Überhetzung, als der Rennplatz der Jockeis; mehr noch als englisches Vollblut, verlangt der Pegasus zärtliche und vorsichtige Behandlung.

Edward Stilgebauer will in der Geschichte eines Einzelmenschen die Geschichte unserer Zeit spiegeln mit all ihren Idealen und ihren Schwächen. Der Gesamteindruck des Buches ist ein zwiespältiger. Erfreuliches in reicher Fülle und doch kein ganzer und reiner Sieg. Die Erzählung hat etwas allzu Klares, Abgeschliffenes, Absichtdeutliches; es fehlt jener Hauch des Unbestimmten, Wunderbaren, Rätselhaften, der aller

großen Kunst eigen ist. Eine Jugendgeschichte in durchaus reifem Stil erzählt, ohne Wildheit, Übersprudeln, Überschäumen. Wenn der Held einmal ins Leidenschaftliche gerät, so nimmt sich selbst die Tollheit stilisiert aus, als spielte sich eine Programmnummer ab. Überhaupt erinnert das, was an Kunst in dem Werke steckt, sehr lebhaft an Art und Wesen unserer Programmusik. In vieler Hinsicht erscheint der Roman mehr wie ein Bericht, als ein Kunstwerk, das rein durch Bild und Gestaltung wirkt, mehr wie eine Biographie, als eine Dichtung. Die Biographie eines Helden, der vorläufig nichts als ein eben flügge gewordenes Junges, ein rechter Junge ist, der in Zukunft alles mögliche leisten soll, aber vorderhand nichts geleistet hat, um so ungemein wichtig genommen zu werden. Ein ganzer Romanband über das erste akademische Semester eines Werdenden. Das nimmt man hin, wenn es sich um eine historische Persönlichkeit handelt, deren Gesamtbedeutung auch die kleinen Entwicklungszüge interessant macht, aber für eine Phantasiegestalt einen Vorschuß von Interesse verlangen, das hat seine Bedenken. Immerhin würde auch das erträglicher sein, wenn das Pathos durch einen kräftigen Zuschuß von Humor gemildert wäre, aber der ist nur in Tropfen eingelassen. Mit dem Inhalt steht die Sprache in harmonischem Einklang. Sie ist rein, reif und nicht ohne Glanz, aber auch vielfach gespreizt; es fehlt ihr an starker Eigenart, kaum irgendwo ein neues, überraschendes Bild, oder ein neuer, schlagender, lebensprühender Ausdruck. Um so reicher ist die Ausbeute an Zitaten.

Götz Krafft ist an und für sich eine Persönlichkeit, die in Gesinnung, Wollen und Streben durchaus sympathisch erscheint. Aber er wirkt nicht so sympathisch, wie er soll, weil der Erzähler sich zu sehr bemüht, ihn als Musterbild hinzustellen. Selbst seine Schwächen sind nur Folie, um seine Tugenden, seine Überlegenheit, seine Bedeutung stärker hervortreten zu lassen. In dem Augenblick, wo er auftritt, hat er soeben die Reifeprüfung am Frankfurter Gymnasium glücklich bestanden. Beliebt bei Lehrern und Mitschülern, wird er erwählt, die festliche Abschiedsrede zu halten. Sein rhetorisches Genie reißt die Versammlung zu begeistertem Beifall hin; Tränen glänzen in den Augen der Frauen, Feuer brennt auf den Wangen der Knaben. Sein erstes Universitätssemester verbringt Götz in Lausanne. Ein jüdischer Freund führt ihn in die Welt moderner Anschauungen ein, bei einer jungen Französin nimmt er den ersten Kursus in Liebesleidenschaft. Der Ausdruck ist deshalb am Platze, weil diese Leidenschaft — trotz aller Versicherungen des Erzählers — in Wahrheit nichts Zerrüttendes und Aufwühlendes an sich hat. Das ständige: Ich bete Dich an, Jeanne Ronnuz, nimmt sich zu stilisiert aus, um den rechten Eindruck zu machen. Zum Schlusse tritt Götz Krafft mit einer sozial-ethischen Tat in die Öffentlichkeit. Er entdeckt ein Verbrechen, und als Folge dieser Entdeckung enthüllen sich schwere Schäden am Körper der Gesellschaft und ihren Einrichtungen. Und so hat der Frühling eines zeitgenössischen Menschenlebens seinen programmmäßigen Verlauf genommen. Götz hat sich in modernes Denken und Empfinden eingelebt, er hat das Weib kennen gelernt und ist mit der sozialen Bewegung in Berührung getreten. Von seiner weiteren Entwicklung wird er im zweiten Band „Im Strom der Welt“ berichten. Was dem ersten Bande Reiz und Wert verleiht, das sind Einzelheiten: die lichtdurchglühten Schilderungen vom Genfer See, der tragische Tod des Freundes, ein paar Charakterbilder und nicht zum wenigsten eine Reihe von Gedanken und Betrachtungen. Ob das Werk in seiner Gesamtheit einen starken Gewinn für unsere Literatur bedeuten wird, darüber wage ich kein Urteil, ehe nicht das Ganze vorliegt. Das Wollen des Erzählers ist ein großes, aber gerade darum ist es auch gerecht, den höchsten Maßstab an das Werk zu legen. Nicht nur an die Gesinnung, sondern auch an die künstlerische Gestaltung.

Ansprüche wie der „Götz Krafft“ erhebt die jüngste Erzählung der schaffensfrohen B. Schulze-Smidt nicht. Sie will nur ein Genrebild geben, kein Monumentalgemälde, aber was ihr vorschwebt, das gibt sie ganz ohne Makel und Abzug. In keiner Hinsicht stört ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen Absicht und Ausführung. Ein wenig gemahnt diese Altbremer Hausgeschichte „Demoiselle Engel“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) an „Hermann und Dorothea“; derselbe Zeithintergrund, Auswanderertrubel auch hier, und in Gesinnung und Empfindung, im Denken und Handeln ist Engel Coccejus der Dorothea eng verwandt, nur nimmt sie sich etwas zarter und aristokratischer aus. Daß die beiden Geschichten in Färbung und Stimmungston auseinandergehen, das ist in der Verschiedenheit des Schauplatzes genugsam begründet; dort der fröhliche Rheingau zur Sommerszeit, hier die ernste, würdige Hansestadt in rauhen Wintertagen. Von der schlichten Handlung läßt sich in wenigen Worten alles Nötige berichten. Holländische Flüchtlinge, durch die Revolutionsstürme aus der Heimat verscheucht, überfluten Bremen; unter ihnen ist auch Demoiselle Coccejus mit Brüderchen und Schwesterchen. Der Senat der Freien Stadt ist von dem Massenandrang nicht sehr erbaut, er bemüht sich, die Fremden mit möglichster Beschleunigung wieder abzuschieben. Demoiselle Engel aber bleibt; sie findet Zuflucht in einem alten Patrizierhause, dessen junger Herr ein Geschäftsfreund ihres Vaters ist. In dem Hause waltet ein echt Bremer Patriziergeist; es geht sehr gemessen darin zu, und ein kühler Hauch weht durch alle Räume. Demoiselle Engel bringt Licht und Wärme in das alte Haus; sie übernimmt die Leitung des gesamten Haushalts und regiert ihn mit ebensoviel Energie wie beglückender Freundlichkeit. Der junge Herr des Hauses empfindet den Zauber, der von der Gastin ausgeht, am stärksten und nachhaltigsten; er taut auf im Sonnenschein ihres Wesens. Und so endet natürlich die Geschichte, wie eine rechte Herzensaffäre enden soll. „Liebreich und geliebt ist Engel noch lange Jahre des Hauses Engel gewesen, in guten und bösen Tagen“ ... Bereits in ihrem Roman „Eiserne Zeit“ hat die Dichterin bewiesen, wie tief sie sich

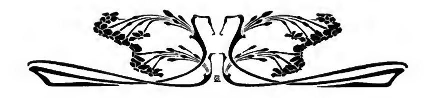
in den Geist der Epoche, die den Zeitraum 1789 bis 1815 umfaßt, in Empfindungs- und Denkweise, in Sprache und Behaben eingelebt hat. Gegen dies groß angelegte Werk erscheint die neue Erzählung nur wie ein einfach Lied gegen eine machtvolle Sinfonie, aber in seiner Art ist das Lied ein Kunstwerk im kleinen, wie der Roman im großen, gleich vollendet. Die einzelnen Gestalten, vom biedren Ohm Daniel bis zum Musjö Veitsel, dem poetasternden Handlungsdiener, lassen — in so knappen Zügen sie gezeichnet sind — an Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig.

Ebenso schlicht und literarisch noch harmloser gibt sich die Erzählung „Die Entlobten" (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) von Eva Gräfin von Baudissin. Aber ein köstlicher Humor verleiht der kleinen Geschichte einen bestrickenden Reiz. Wenn die Erzählerin größere Aufgaben mit derselben Kunst in Charakteristik, Sprache, Darstellung ebenso anziehend behandeln wird, wird sie sich rasch einen großen Freundeskreis gewinnen. John Langfeld hat sich mit Martha, der Ältesten des Konsuls Truelsen, verlobt. Konsuls sind Leute vom alten Schlag; sie denken, empfinden, leben und benehmen sich, wie es altmodischen Leuten zukommt. John aber hält sich für eine echt moderne Natur; er spielt sich als Herrenmensch auf, hat moderne Nerven, modernen Geschmack und macht nach Kräften Propaganda für das Moderne. Natürlich sucht er in erster Reihe bei Konsuls zu reformieren, und Martha, „das unbeschriebene Blatt", mit dem Geiste seiner überlegenen Weltanschauung zu erfüllen. Als sich aber eines Tages herausstellt, daß Martha durchaus keine Anlage zur willenlosen Hingabe an den Gebieter hat, daß sie das „weiße Blatt" ihres Wesens vorwiegend mit eigenen Schriftzügen zu schmücken gedenkt, da senkt sich eine Wolke der Entfremdung zwischen die Liebenden. Und die Kühle nimmt allmählich derart zu, daß die beiden sich mehr und mehr als Entlobte fühlen. In dieser Zeit läßt sich Master John im Bewußtsein seiner Größe als Mensch und Kaufmann auf echt moderne Spekulation ein, und er würde arg hineinfallen, wenn ihm nicht der altmodische Konsul aus der Patsche hülfe. Reuig kehrt John zu Martha zurück, denn er hat einen lebhaften Sinn für Reinlichkeit, und deshalb trotzt er nicht, sondern räumt erbarmungslos in all den Ecken auf, „in die sich Entschuldigungsgründe, Heuchelei und falsche Anmaßung genug versteckt hatten". Vielleicht vergönnt die Erzählerin ein andermal dem Modernen — dem echt Modernen — einen Sieg über das Altmodische — das verstaubt Altmodische —, denn man muß nicht einseitig sein.

An den „Entlobten" erfreut ein gesunder Zug niederdeutscher Derbheit; feinere Züge und feinere Farben im Stilistischen wie im Psychologischen zeigt Franz Adam Beyerleins Erzählung „Die Lüge des Frühlings" (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.). Beyerlein hat mit seinem Roman „Jena oder Sedan" und seinem Drama „Zapfenstreich" rasch hintereinander zwei jener jähen und großen Erfolge errungen, die ebenso angenehm für die Eitelkeit eines Autors wie gefährlich für seine Weiterentwicklung sind. Solche Erfolge nimmt man hin als ein Geschenk des Schicksals, will man sie erjagen, sie mit neuen Arbeiten womöglich noch überbieten, so gerät man leicht auf einen Irrweg, der in die Tiefe, statt auf die Höhe führt; man läßt sich verleiten, mit Absicht auf die Instinkte der Masse zu spekulieren, die Kunst verflüchtet sich mehr und mehr, und die Gunst der Masse ist — wandelbar. Wie es scheint, hat sich Beyerlein durch seine Erfolge den Kopf nicht umnebeln lassen. Seine Erzählung „Die Lüge des Frühlings" geht auf alles eher aus, als auf Massenwirkung. Alles an ihr ist fein und zart, auf das Intime gestimmt, ein Pastellbild in zierlicher Umrahmung. Frau Regina Mühlpfordt hat sich nach dem Tode ihres Mannes, des großen Gelehrten, in die Stille zurückgezogen. Am liebsten verbringt sie ihre Tage in ihrem Landhaus, von dessen Gartenterrasse sie einen weiten Blick hat über die im Sonnenschein leuchtende Landschaft. Eines Tages aber wird sie in ihrer Einsamkeit durch einen Besuch überrascht, der sie in neue Unruhe stürzt und vor die wichtigste aller Entscheidungen stellt, ob sie ihr künftiges Leben allein oder zu zweien leben soll. Ein jüngerer Freund ihres Mannes, der Professor Lehfeld, wirbt um ihre Hand. Sie selbst hat ihn gern, aber sie scheut sich doch, den Antrag anzunehmen, da sie gleichaltrig mit dem Professor ist und für sie, die Frau, neunundreißig Lebensjahre mehr bedeuten, als für ihn. Wenn nur der Frühling nicht wäre, wenn nur der Mai nicht weiche Sehnsuchtsstimmungen in der Seele weckte, die schließlich alle Bedenken mit ihren Blüten überwucherten und bedeckten! Nach einigem Zögern sagt Frau Regina Ja. Und die Ehe gestaltet sich so friedlich und harmonisch, wie es die Lebensreife von Mann und Frau erwarten läßt. Kein Mißklang stört die Harmonie, bis plötzlich in dem Professor die Wanderlust erwacht und er sich zu einer fröhlichen Reise ins Land hinein entschließt. Seine Frau geht mit, aber nur halbwillig. Der Professor sucht die alten Stätten seiner Studentenjahre auf, und mit jedem Tage fühlt er sich in der Erinnerung an die Jugendzeit selbst jünger werden. Die Frau ist nicht imstande, diesen Wandel mitzumachen, und hält sich mißgestimmt beiseite. Natürlich wird ihr nicht behaglicher zumut, als der Mann unterwegs eine holde Maid kennen lernt und alsbald ein Hin und Her sympathischer Beziehungen sich entspinnt. Lange widerstrebt der Professor dem Zauber, der ihn mehr und mehr umgarnt. Aber da zerschneidet Frau Regina den letzten Knoten, der ihn noch an sie fesselt. Als sie merkt, daß der Mann nur aus Rücksicht auf sie zurückscheut, sich ein neues Glück zu bauen, daß aber sein Herz ganz im Banne des jüngeren Weibes ist, da entsagt sie und gibt ihn rasch entschlossen frei. Und er nimmt, wenn auch zögernd, das große Opfer an. — Es ruht über der Erzählung ein Hauch herbstlicher Reife, leiser Resignation. Und reif ist auch die Darstellung, abgeklärt und fein die Sprache. Das kleine Werk beweist, daß Beyerlein der sensationellen Beimischungen nicht bedarf, um lebensvolle Wirkungen zu erzielen.

Von reifer Erzählungskunst zeugt auch das Buch „Die Hanna" (Berlin, Schuster & Loeff-

ler) von J. J. David. David nimmt unter den neueren Erzählern Österreichs mit den ersten Rang ein. Zu den Modernen, die durch blendende Capriccios überraschen, gehört er nicht. Er baut stilistisch und inhaltlich weiter an dem Bau, den die Klassiker deutscher Prosa begründet und errichtet haben. In Darstellung und Empfindung verbindet er Feinheit mit Kraft, erdfrischen Realismus mit geistiger Idealität, Zartheit mit Tiefe. Seine Menschen haben einen Zug ins Große, auch wenn sie in Enge und Beschränktheit leben und sterben. Im großen ganzen geht sein Schaffen mehr aufs Herbe und Schwermütige, als aufs leicht Graziöse, mehr aufs Tragische, als aufs Fröhliche. Die Hanna, von der der Titel des Buches spricht, ist kein Frauenname, sondern der Name jener mährischen Landschaft, deren Bewohner, die Hannaken, durch ihre leidenschaftliche Neigung für Musik und Tanz bekannt sind. Daß auch noch andere Leidenschaften in ihnen toben, davon weiß das Buch in seinen drei Geschichten Fesselndes und Packendes zu berichten. Ebenso meisterlich wie die Landschaft sind die Menschen gezeichnet. Unter den drei Geschichten ist die letzte die feinste und bestrickendste. Ein Maler, ein echter Hannake seinem Sinnen und Fühlen nach, hat eine junge Bäuerin geheiratet. Noch fehlt seinem Schaffen, wie er selbst empfindet, die letzte, höchste Vollendung. Er weiß, daß er dieses letzte erringen würde, wenn es ihm gelänge, die einzige Schönheit seiner Frau in Zeichnung und Farbe zu bannen. Aber ihre Keuschheit scheut sich, selbst dem eigenen Manne als Modell zu dienen. Endlich besiegt jedoch sein Drängen ihren Widerstand. Das Bild wird vollendet, und es wird ein Meisterwerk. Eines Tages erfährt die junge Frau, daß das Bild öffentlich ausgestellt werden soll. Es ist ihr unfaßbar, wie ihr Mann daran denken kann, die eigene Frau den Blicken der fremden Menge preiszugeben. Er aber, in dem der Künstler noch stärker ist als der Gatte und Liebhaber, hat nur ein sehr schwaches Verständnis für das Empfinden des Weibes. Als er auf seiner Absicht beharrt, geht sie hin und gibt sich selbst den Tod. Wie ein verkörpertes Symbol der Landschaft, die sie gezeugt hat, empfindet der Dichter diese Frau. „Ein armes, schamhaftes Geschöpf, das einem Einzigen zögernd, ungern, aber ganz, sich und seinen Reiz offenbart", diesen Einzigen aber dann auch „völlig erfüllt und ihm Dinge offenbart", wie sie niemand vor ihm ahnen konnte und geahnt hat. Was der Dichter hier vom Maler sagt, das gilt von ihm selbst; ihm hat die Heimat ihr Bestes und Feinstes offenbart, und er faßt, was er geschaut, keusch, ohne aufdringliche Bloßstellung, in das lebendige Wort seiner Dichtung.



Dissonanz.

Als ich heute früh am Tage
In des Herzens Saiten griff,
Da ertönte eine leise,
Lockend süße Frühlingsweise,
Hoffnungsvoll und ohne Klage.

Und es lag in jenen Klängen
Eine stille Innigkeit.
Eine kaum bewußte Bürde,
Weihe auch, und fromme Würde,
Wie in kirchlichen Gesängen.

Als ich nun am Abend wieder
In des Herzens Saiten griff, —
Wich zurück ich voll Entsetzen!
Ach, wie tief, wie tief verletzen
Dissonanzen toter Lieder!

Alle Freudigkeit erstorben,
Alle Lebenslust dahin! —
Ja, der Seele Weihgesänge
Und des Herzens heit're Klänge
Hat ein einz'ger Tag verdorben!

Olga von Gerstfeldt.



Illustrierte Rundschau.

Franz v. Lenbach †. — Die Königliche Porzellanmanufaktur zu Berlin auf der Weltausstellung in St. Louis. — Medaillen und Plaketten französischer Künstler. — Wandfriese für ein Kinderzimmer von Gertrud Caspari. — Zu unsern Bildern.



Moderne Uhr, modelliert von Kauer. Hartporzellan.



Aus dem Fries tanzender Mädchenfiguren.

Die Hoffnung, die wir erst unlängst an dieser Stelle aussprachen, daß die aus München kommenden ernsten Nachrichten über das Befinden Franz v. Lenbachs recht bald durch die Genesung des Meisters widerlegt werden möchten, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Im Gegenteil, eine Wendung zum Schlimmeren trat nur allzubald danach ein, und so ist denn dem langen Leiden, das seit dem im vorigen Jahre erlittenen Schlaganfall nicht mehr von ihm wich, sondern immer wiederkehrte und an Stärke zunahm, der größte deutsche Porträtist der Gegenwart unerwartet und allzufrüh für die Seinen und für die Kunst erlegen. Am 6. Mai ist Lenbach in seiner mit fürstlicher Pracht eingerichteten Villa gestorben, in Wahrheit dem Herrensitze eines Fürsten im Reiche der Kunst, der so oft der Sammelpunkt für die Großen des Geistes wie für wirkliche Fürsten und sonstige hohe Herren gewesen ist, die dem Genius des Meisters zu huldigen kamen. Mit Lenbach ist eine Persönlichkeit aus der Reihe der Lebenden geschieden, auf die unser deutsches Volk stolz sein konnte, deren Name bei allen gebildeten Völkern bekannt und berühmt war. Wir sind in den Monatsheften schon vor längerer Zeit (I. Bd. des Jahrg. 1891/92) in einem besonderen Aufsatz aus sachkundiger Feder der Bedeutung dieses genialen Künstlers gerecht geworden. Heute sei hier nur in knappen, flüchtigen Strichen sein äußerer Lebensgang gezeichnet.

Franz Lenbach erblickte am 13. September 1836 in dem oberbayerischen Städtchen Schrobenhausen das Licht der Welt. Wie so mancher großer Künstler aus einfachsten Verhältnissen stammend, erlernte er das Maurerhandwerk; doch bald verriet sich die in ihm steckende glänzende Begabung, und auf Anregung des Tiermalers Hofner wandte er sich der Kunst zu. Den ersten Unterricht erhielt er bei Prof. Geyer in Augsburg, dann besuchte er zwei Jahre lang die Münchener Akademie. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, betätigte er sich dann von



Der Pavillon der Kgl. Porzellan-Manufaktur Berlin auf der Weltausstellung in St. Louis.



Vasen und Teller, im Scharffeuer eingebrannte farbige Engoden und Lösungen.

Vase aus Hartporzellan mit Emaille und Golddekoration.

1855—57 als Landschafts-, Tier- und Porträtmaler. Hierauf aber ward er von Piloty als Schüler angenommen und ging mit ihm eine Zeitlang nach Rom, die alten Meister zu studieren. Heimgekehrt erhielt er einen Ruf als Lehrer an die Kunstschule in Weimar, von wo er aber nach kurzer Zeit wieder nach München zurückging. Hier wurde nun Graf Schack auf ihn aufmerksam und sandte ihn während der nächsten Jahre in seinem Auftrag nach Italien und Spanien, um dort Porträts alter Meister für seine Galerie zu kopieren. Diese Zeit wurde entscheidend für **Lenbach. Unter dem Einfluß dieser großen Vorbilder entwickelte sich Lenbachs genial-charakterisierende, durchgeistigte Porträtkunst, die ihm nun bald einen berühmten Namen schuf und deren** Eigenart auch die dem heutigen Heft beigegebenen farbigen Reproduktionen (auf dem Titelbild, zw. S. 488 u. 489, zw. S. 496 u. 497 u. zw. S. 504 u. 505 des Künstlers unübertroffenes Selbstporträt) getreulich wiederspiegeln. Seit dem Anfang der 70er Jahre hat er eine große Zahl von allbekannten Bildnissen geschaffen, unter denen fast alle hervorragenden Männer Deutschlands sich befinden: die Kaiser Wilhelm I. und II., König Albert von Sachsen, Prinzregent Luitpold von Bayern, Bismarck, Moltke, Wagner, Liszt, Heyse, Helmholtz und viele andere. Mit seltener Frische und Arbeitskraft hat er bis in die allerletzte Zeit hinein sein großes künstlerisches Schaffen fortgesetzt.



Tafelaufsatz aus Hartporzellan.

Dr. C. Chauveau. Von O. Yencesse.

Auch auf der Weltausstellung in St. Louis ist wieder die Königliche Porzellanmanufaktur zu Berlin mit einer reichen und erlesenen Kollektion vertreten, die ihr sicherlich ein



Berlioz. Von G. Dupré.



Escrime. Von L. Coudray.



Angelus. Von G. Dupré.



„Libérées de St. Lazare.“ Von O. Roty.

ebenso rühmliches Bestehen vor der Kritik des Auslandes wie z. B. 1900 in Paris verbürgt. Die in einem besonderen, apsisförmigen Aufbau untergebrachten Ausstellungsgegenstände zeigen die ganzen, mannigfaltigen Techniken, von dem ältesten Hartporzellanguß und Muffelfarbenmalerei an bis zu den allermodernsten Engoben und Hartemaillen, die das Königliche Institut in so meisterlicher Weise gleichmäßig pflegt. Unsere Abbildungen können natürlich aus der reichen Fülle dieser Ausstellung nur einige Proben bringen, die indessen, wie z. B. ganz besonders die Tänzerin aus dem Fries oder die Vasen und Teller, die künstlerische Vollendung der Arbeiten wohl erkennen lassen.



Maternité. Von Legastelois.

Der hohe künstlerische Zug und die sorgfältigste, peinlich genaue technische Übertragung der Idee erhalten den Pariser Medailleuren bis in die jüngste Zeit den Ruf, die ersten der Welt zu sein. Ihn darf auch die kleine Arbeit des rühmlich bekannten Malers und Bildhauers A. Roty, „Libérées de St. Lazare“ für sich in Anspruch nehmen. Verzweifelt kauert die aus der Strafanstalt entlassene Frau am Seine-Quai. Das Gesicht ist nicht sichtbar, aber welcher durchwühlende Schmerz liegt in der Haltung des in die Hände vergrabenen Kopfes! Kräftig reliefiert ist die Sportmedaille von Lucien Coudray; einen malerischen Zweikampf führt des gleichen Künstlers Plakette „Escrime“ vor Augen. Von Georges Dupré liegen zwei wunderbar feine Arbeiten vor: „Angelus“, ein geprägtes Gemälde, und eine Porträt-Plakette zur Wiederkehr des 100. Geburtstages von Hektor Berlioz, 11. XII. 1803. Louis Bottée brachte nachträglich eine Medaille auf die 100 Jahr-Feier des medizinischen Internats von Paris; von Baudichon liegt eine



Richard Wagner. Von O. Yencesse.



Internat. Von L. Bottée.



Sport. Von L. Coudray.



Dessin. Von A. Baudichon.



Geburtstag. Von Gertrud Caspari.

529 ein durch seine feine Zeichnung und Lichtwirkung fesselndes Gemälde des Holländers Johann C. Legner „Ein sonniger Morgen in Utrecht“. Richard Kaisers-München „Sommertag“ (zw. S. 536 u. 537) weist den bekannten kraftvollen, klaren Farbenton des Künstlers mit seiner fast plastischen Wirkung auf. — Von hohem malerischem Reiz ist des Münchners Karl Piephos „Spaziergang“ (zw. S. 552 u. 553). — Geheimnisvolles, zitterndes „Waldweben“ schildert uns C. Binnen in seinem „Park“ (zw. S. 560 u. 561). — Die Skulptur wird in unserm Heft diesmal durch Arnold Rechbergs „Schicksal“ (zw. S. 568 u. 569) vertreten. — Von Carl Holzapfel bringen wir diesmal zw S. 584 u. 585 eine leben- und stimmungsvolle Marine „Finkenwärder Fischerkutter“. — Endlich steuern uns aus ihren Studienmappen Ernst Liebermann (S. 485), W. Räuber (S. 493) und R. Balcke (S. 501) je eine für ihre Kunst charakteristische Gabe bei.

Preismedaille für Zeichenkunst vor. Eine jüngere, vielversprechende, durchaus eigenartige Künstlerpersönlichkeit ist Ovide Yencesse. Wir bringen zwei seiner neuesten Arbeiten, Güsse von Meisterhand: das Porträt des Doktors Chauveau und eine Porträtplakette von Richard Wagner. In kräftiger Art arbeitet ein junger Künstler Legastelois, dessen „Maternité“ wir bringen.

Die heute von uns nachgebildeten **Wandfriese für ein Kinderzimmer** von **Gertrud Caspari** sind auf der zu Anfang d. J. veranstalteten Ausstellung der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst der Öffentlichkeit vorgeführt worden. Es sind äußerst originelle Stickereien von wirklich künstlerischer Auffassung und Darstellung. Sie sollen, wie uns die Künstlerin mitteilt, in farbigen Reproduktionen den bekannten Bildern zum künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus des R. Voigtländerschen Verlags in Leipzig angereiht werden.

Unsere Einschaltbilder zeigen zw. S. 528 u.



Konzert. Von Gertrud Caspari.



Wohltätigkeit. Von Gertrud Caspari.





Entenliesl und Winterluft. Von Gertrud Caspari.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Niederbayerin in Trauer. Ölstudie von Charly Ewerbeck-Düsseldorf.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 12, August 1904.

Das Wunder am Mississippi.

Von
Henry F. Urban-New York.

Mit siebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Man kommt mit der elektrischen Straßenbahn zunächst durch die Altstadt von St. Louis, wo das Geschäft seinen Sitz hat. Dieser Stadtteil ist, wie gewöhnlich in Amerika, trostlos nüchtern, trostlos schmutzig. Dann saust der Wagen durch die Neustadt, wo die Wohlhabenden wohnen. Sie ist von erquickender Freundlichkeit: breite Straßen, mit Bäumen bepflanzt, in der Mitte lachende Rasenflächen, rechts und links auf rasengedeckter Anhöhe in weiten Zwischenräumen geschmackvolle Wohnhäuser im Villenstil. Auf noch unbebautem Grunde grasen liebenswürdige Kühe. Danach wird die Gegend etwas einsamer. Allerlei Jahrmarktsbuden erscheinen, große, weiße, hölzerne Gebäude werden sichtbar — Hotels, von Spekulanten für die Scharen der Weltausstellungsbesucher aus dem Boden gestampft. Ich bin am Haupteingang zur Ausstellung. Es ist noch früh am Tage. Die Sonne scheint. Erfrischende Frühsommerluft. Ein allerliebstes Bild bietet sich den Augen. Rechts eine lange Straße, beginnend mit einem Alpenpanorama. Künstliche Felsen ragen, die Gipfel hoch oben sind mit Eis und Schnee bedeckt, dazwischen Sennhütten, Tannen, grasige Abhänge. Die Zinnen eines altersgrauen Schlosses zeigen sich und der Turm eines ehrwürdigen Rathauses. Ich höre jodeln. Es ist das Stückchen Tirol, von deutschen Künstlern im Auftrage der deutschen Brauer von St. Louis geschaffen, für 700 000 Dollars. Das ist wichtig. Was nützt dem Amerikaner die schönste Sache, wenn er nicht weiß, wieviel sie kostet? Zu ihm spricht die Schönheit nicht selten nur in Dollars und Cents. Aber dies Tirol ist wirklich die Sehenswürdigkeit der Ausstellung, die Attraktion, le clou. An die Alpenlandschaft reiht sich ein burgähnliches Gebäude, aus grauen Steinen, ebenfalls künstlich, das sich Irland benennt und ein Stückchen Irland darstellen will. Weiter hinauf wird es immer phantastischer: Minaretts ragen mit dem Halbmond darauf, die ein Stückchen Asien darstellen wollen, dazwischen Restaurants, Karussells, Menagerien. Es wimmelt von Indianern, Filippinos, Cowboys, Eskimos, Chinesen, Indiern, Syriern, Schweden, Mexikanern. Das ist die „Pike“ (sprich Peik), der große internationale Jahrmarkt der Ausstellung, das Entzücken der Masse. Zur Linken führt ein asphaltierter Weg zu dem Teil der Ausstellung, der ernst genommen sein will, der geschaffen wurde zur Jahrhundertfeier des Ankaufs des Louisiana-Gebietes; es gehörte vor hundert Jahren Frankreich und umfaßte den gesamten Westen, das gewaltige Mississippital, von Britisch-

Amerika südwärts bis zur Mündung des Mississippi. Ungefähr in der Mitte des breiten Asphaltweges erhebt sich das Louisiana-Ankaufs-Monument: eine riesige Säule, oben schmal zulaufend, mit einem Globus darauf, auf dem eine weibliche Figur steht. Den runden Unterbau mit Stufen schmücken weibliche Figuren, auf antiken Schiffen sitzend. Das Monument ist, wie alle Skulpturen und Gebäude, aus einer wetterfesten Gipsmischung hergestellt, die an einem Holzgerippe befestigt ist. Es ist eine ziemlich verunglückte Arbeit und erinnert lebhaft an einen der Riesen-Spargel, wie sie das fruchtbare Kalifornien hervorbringt. Auch die unbekleideten jungen Damen, die mit rekrutenmäßig herausgedrücktem Brustkasten und eingezogenem Leib auf Schiffsvorderteilen reiten, wirken unverständlich. Zudem stört der riesige Spargel die Aussicht auf das, was dahinter liegt. Das ist zunächst ein riesiges längliches Wasserbecken. An seinem Ende erhebt sich eine gewaltige Terrasse mit viel grünem Rasen und bunten Blumen. Auf der Höhe in der Mitte steht die Festival Hall, rechts und links im Halbkreis schließen sich daran ausgedehnte Kolonnaden, abgeschlossen von je einem Pavillon, der als Restaurant dient. Unmittelbar neben dem linken Pavillon, ebenfalls auf der Höhe, steht Professor Bruno Schmitz' Deutsches Haus, eine Kopie des Charlottenburger Schlosses. Nur die Schilderhäuser und die auf und ab marschierenden Grenadiere fehlen. Die vermißte ich. Sie hätten gerade in dieser Umgebung überaus eigenartig und malerisch gewirkt und die Charlottenburger Atmosphäre vollkommen gemacht. In seinem ernsten Grau, mit dem grünen Dom, wirkt das Schloß zwischen all dem Weißgelb der Gebäude ringsumher um so reizvoller. Dieses vorherrschende Weißgelb der Ausstellung hat ihr im Volksmund den Namen die Elfenbeinstadt (the ivory-city) gegeben. Das Einzige, was am Deutschen Haus auszusetzen wäre, ist der etwas klein geratene Unterbau. Im Verhältnis zu ihm erscheint die Kuppel ein wenig zu



Der große internationale Jahrmarkt der Ausstellung.

schwer und massig. Von den Terrassen der Festival Hall und der beiden Kolonnadenpavillons ergießen sich rauschende Wassermassen in das Becken. Zur Rechten dieses Beckens liegt das Gebäude für Elektrizität und Maschinerie, zur Linken das für Erziehung und Sozialökonomie. Um beide Paläste ziehen sich im unregelmäßigen Viereck Lagunen, überspannt von reizvollen Brücken und eingefaßt von Rasen, Blumenbeeten und Fußwegen mit schattigen Bäumen und Bänken: das ist das Element des italienischen Gondoliere, der, eine feuerrote Seidenschärpe um den schlanken Leib, in seiner venezianischen Gondel Männlein und Weiblein durch die Lagunen und das große Becken führt und dazu die urewige „Santa Lucia" singt. So ist auch etwas Romantik in der Sache. An die genannten beiden Gebäude reihen sich rechts und links noch je drei Ausstellungspaläste, sodaß also ihrer je vier zu beiden Seiten des großen Wasserbeckens liegen. Sie bilden zusammen einen enormen Halbkreis. Mit der Terrasse von Festival Hall bieten sie das Bild eines ungeheuren geöffneten Fächers, als dessen Griff die Terrasse und der dahinter liegende Palast der schönen Künste gelten kann. Es ist eine sehr glückliche Anordnung, ohne Zweifel, die alles Steife und Gezwungene ausschaltet. Sie stammt von dem Oberarchitekten, dem Franzosen Masqueray. Hinter dem Fächer und zu beiden Seiten liegen verstreut noch alle möglichen Gebäude. Da sind die Gebäude der einzelnen amerikanischen Staaten, völlig überflüssige Bauten meiner Ansicht nach und manche architektonisch recht mittelmäßig oder gar Karikaturen wie die Gebäude des Staates Texas und des noch völlig jugendlichen Staates Washington, der vor noch gar nicht langer Zeit wildes Territorium war. Weiter rechts findet man Marokko, das Filippinodorf, die Gebäude von Italien, Österreich, Belgien, China, Frankreich und England. Frankreichs und Englands Gebäude sind außerordentlich schwer zu erreichen. Sie liegen sozusagen am Ende der Welt. Ihre Lage ist nicht mit der des Deutschen Hauses zu vergleichen, die geradezu ideal ist. Die französische wie die englische Regierung sollen über diese offenkundige Bevorzugung Deutschlands auch nicht wenig verschnupft sein. Den Hintergrund des Ganzen bildet



Figurengruppe des Louisiana-Ankaufs-Monumentes.

der Forest Park, ein gigantischer Park, mehr Wald als Park. Sein sattes Grün läßt die Elfenbeinstadt nur noch malerischer erscheinen, noch glänzender, noch leuchtender.

Es ist wirklich eine Stadt für sich. Sie umfaßt nicht weniger als 1240 Acker Land. Man hat innerhalb der Ausstellung eine elektrische Straßenbahn gebaut, die 45 Minuten braucht, um von Station zu Station die Rundfahrt zu machen. Riesenhaft, gewaltig, kolossal, enorm — das ist der Hauptcharakterzug dieser Ausstellung. Er sollte es sein. Sie sollte nicht groß sein, sondern die größte und selbst als größte von einer Übergröße. Also eine Über-Weltausstellung. Das ist amerikanisch. Vor allen Dingen muß das Amerikanische größer sein als alles andere und mehr Geld kosten als alles andere. Das ist, wie schon betont, der Wertmesser vieler Amerikaner und des Mannes aus dem noch immer etwas wilden Westen ganz besonders. Fünfzig Millionen Dollars hat die Ausstellung gekostet! Das hat man unaufhörlich in alle Welt hinausposaunt, bis die Welt es auswendig wußte. Und man erwartete, daß die Welt auf den Rücken fiel und bewundernd erklärte: „Teufelskerle seid Ihr Yankees. Was keiner fertig bringt,



Die Festival Hall. Von der Seite gesehen.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

das bringt Ihr fertig. Neidlos reichen wir Euch die Palme!"

Aber die 1240 Acker Land und die 50 Millionen Dollars allein tun's nicht, wenn es sich um eine kritische Würdigung der Ausstellung handelt. Bei aller Bewunderung für die Riesenarbeit, die da geleistet worden ist, bleibt noch die Frage zu beantworten: Ist das Gesamtbild der Ausstellung künstlerisch schön, schöner als das anderer Ausstellungen oder gar das schönste von allen? „Das schönste von allen!" antwortet sofort der Amerikaner. Das wäre für die Elfenbeinstadt am Mississippi zu viel gesagt. Sie ist grandios, erstaunlich, verblüffend, voll der mannigfachsten Reize, imposant und fröhlich zugleich, schön und wieder unschön, erhebend und wieder verstimmend. Und in diesem Reichtum an Gegensätzen, an Disharmonien, an Unausgeglichenheit ist sie echt amerikanisch, denn Amerika ist das Land der Gegensätze, der Disharmonien, der Unausgeglichenheit in allem und jedem. Die Terrasse mit der Festival Hall, das große Wasserbecken davor, die Lagunen, die Paläste zu beiden Seiten sind, als Ganzes genommen, prachtvoll und von schöner Wirkung. Aber der Zutritt zu dieser Herrlichkeit ist gräßlich. Es ist keinerlei Übergang vorhanden von der nüchternen Außenwelt mit ihren öden Karawansereien, Schaubuden und Straßenbahnen in diese Welt für sich, wo den höchsten Errungenschaften menschlichen Geistes Tempel errichtet sind. Man erwartet einen weihevollen, stimmungsvollen Eingang in irgend einer Form, architektonisch mit Gruppen von Bäumen und Büschen und Garten-

anlagen. Nichts dergleichen. Auf einer wüsten Fläche stehen nackt und kahl eine Station der Ausstellungsbahn, eine Bank, ein Restaurant, Musikpavillons. Mitten hindurch führt nackt und kahl der breite Asphaltweg nach dem großen Wasserbecken, ohne jede Einfassung mit Grün, ohne Einfassung mit irgendwelchen Bildwerken, die gerade hier überaus wirkungsvoll gewesen wären. Die Ausstellungspaläste sind mit geringer Ausnahme von vornehmer Schönheit. Klassik und Renaissance in freier Behandlung sind meist glücklich vereint. An dem Palast für Minenwesen und Metallurgie stören die beiden völlig überflüssigen Obelisken vor dem Eingang, dessen Kugelaufsatz verunglückt ist. Den Palast für Transportwesen verunzieren einige säulenartige Aufsätze, die wie Leuchttürme aussehen. Überreichlich sind Skulpturen vorhanden: auf den Gebäuden, an den Gebäuden, vor den Gebäuden, überall an Wasserbecken, an den Kaskaden, an den Lagunen. Die Menge wirkt verwirrend. Bald sind es allegorische Figuren, bald historische Persönlichkeiten, bald Wassergötter und Wassergöttinnen jeden Alters, Indianer, Kowboys, Jäger, Büffel, Eisbären, Seehunde. Es sind ihrer zu viele, selbst für diese Riesenfläche. Sie sind zum größten Teil aus wetterfestem Gips hergestellt. Vortreffliche Arbeiten wechseln mit geradezu dilettantischen ab. Es macht den Eindruck, als habe man jeden nur halbwegs bekannten amerikanischen Bildhauer, und auch solche, die es werden wollen, in den Dienst gepreßt, um auch hier wenigstens mit der Quantität protzen zu können. Und natürlich dürfen alle die Absonderlichkeiten und Sensationen nicht fehlen, die das kindliche amerikanische Publikum selbst auf einer Weltausstellung verlangt. Daher findet es Hank Monks alte Postkutsche aus Kolorado, die so viele Überfälle von Räubern zu erdulden hatte, und eine Karte der Vereinigten Staaten in Blumenanlagen, und einen Käse, der zwei Tonnen schwer ist, und Silbergestein aus Idaho, das zehn Tonnen wiegt, und einen Pavillon aus lauter Nüssen, und die Statue des Mephisto aus Schwefel und John Stewart aus Butter. Aber wenn man von den Mängeln absieht, so bleibt ein überaus reizvolles, fesselndes und vielfach schönes Gesamtbild. Und wenn die Nacht ihre Schleier über die Mängel deckt, wenn Festival Hall mit seinen Kolonnaden, wenn die Lagunen, die Brücken, die pompösen Paläste in einer verschwenderischen Fülle elektrischer Lichter strahlen, die das Wasser in flüssiges Gold zu verwandeln scheinen, dann ist die Elfenbeinstadt zweifellos von majestätischer und märchenhafter Schönheit. Dann schweigt auch der unerbittlichste Kritiker und freut sich der Wunder der Elfenbeinstadt. Er steigt wohl gar in eine venezianische Gondel, läßt sich durch die Lagunen fahren zum Sange des Gondoliere und wähnt, er erlebe ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Drinnen in den Palästen birgt die Elfenbeinstadt mehr des Wunderbaren. Was



Ausblick von der Festival Hall auf die Gelände für Elektrizitäts- und Maschinenwesen, Manifakturen und Erziehungswesen sowie Sozialökonomie.
(Copyright 1904. Louisiana Purchase Exposition Co.)

ist Deutschlands Anteil daran? Eins steht fest: trotz aller nur zu berechtigten Ausstellungsmüdigkeit sind deutscher Handel und Wandel, die deutsche Industrie und die deutsche Kunst und die deutsche Wissenschaft, überhaupt das deutsche Können, in würdigster Weise vertreten, teilweise sogar in glänzender Weise. Da ist zum Beispiel die deutsche Kunstgewerbeausstellung im Gebäude für verschiedene Industrien (Palace of Varied Industries). Deutschlands hervorragende Leistungen gerade auf diesem Gebiete kommen hier zu bester Geltung. Die deutsche Abteilung ist, wie überall sonst, von einer farbigen Tuchwand eingeschlossen und dadurch für den Besucher leicht erkenntlich. Diese praktische Abgrenzung hat auch den Vorteil, daß man sich ohne Schwierigkeit zurecht findet und sich nicht in die Abteilungen anderer Staaten verirrt. Überdies kündet der allenthalben weithin sichtbare deutsche Reichsadler, auf Bannern angebracht: „Hier ist Deutschlands Revier!“ Ein Teil der Abteilung ist nach dem Entwurf von Professor Olbrich in Darmstadt als das Haus eines Kunstliebhabers gedacht, mit einem entzückenden freien Vorhof von Professor Dülfer in München. Der Vorhof enthält ein Becken mit fließendem Wasser in der Mitte, grüne Topfpflanzen und Blumen, ringsherum läuft ein Säulengang. Zu Seiten des Säulenganges liegen eine ganze Reihe Zimmer von Olbrich, Karl Spindler in St. Leonhardt im Elsaß, Länger in Karlsruhe und anderen, mit Ausstattungen aller möglichen Künstler und Firmen. Besonders bemerkenswert ist der Repräsentantenraum von Bayern, entworfen von Professor Dülfer in München, ausgeführt von der Hofmöbelfabrik Eysser in Bayreuth in hellbraunem Mahagoni, mit dem Wappen von Franken, mit Säulen aus grauem Marmor und einem meisterhaften Reliefbild des Prinzregenten von Bayern. Sehr geschmackvoll ist auch das Musikzimmer, entworfen von Drechsler in Leipzig, mit Blüthner-Flügel und Orgel, mit vier vortrefflichen Büsten deutscher Musikheroen von Klinger. Von Arthur Biberfeld in Berlin sah ich ein reizendes Zimmer in Blau für eine junge Dame, von C. Prächtel in Berlin ein wunderhübsches Empfangszimmer aus der Zeit der Königin Luise, ebenfalls in blauen Tönen gehalten. Dorothea Kellner in Berlin hat ein reizendes Emaille-Miniaturbildnis auf Kupfer und Silber ausgestellt. E. Kayser aus Cöln hat sein berühmtes Kayserzinn vorgeführt. Von der Firma Richter in Rudolstadt sind die weltbekannten Steinbaukasten zu sehen, von Henckels in Solingen die wundervollen Stahlwaren, aus Sonneberg haben eine ganze Reihe Firmen die unvergleichlichen Erzeugnisse der deutschen Spielwarenindustrie gesandt, Pfaff in Berlin ist mit feinen ebenso gediegenen wie geschmackvollen Möbeln vertreten. Der Raum gestattet leider nicht, jedem hervorragenden Aussteller die verdiente Würdigung widerfahren zu lassen. Nicht minder verdienstlich ist die deutsche Ausstellung im Erziehungsfache im Palast für Erziehung und Sozialökonomie



Am großen Becken, links das Deutsche Haus.



Das Deutsche Haus nebst Restaurant.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

(Palace of Education and Social Economy). Hier verpflichtete schon der Weltruf Deutschlands als Erziehers zu besonderen Anstrengungen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Die Leistungen des deutschen Schulwesens sind mit bewunderswerter Klarheit vor Augen geführt. Es wird gezeigt, nach welchen Methoden auf den einzelnen Lehranstalten gearbeitet wird, auf Gymnasien, Volksschulen, Blindenschulen, Kunstgewerbeschulen, Handwerkerschulen, Taubstummen-Erziehungsanstalten. Alle nur denkbaren beim Unterricht zur Verwendung gelangenden Hilfsmittel sind zu sehen, sowie die Ergebnisse des Unterrichtes entweder in Gestalt von tabellarischen Zusammenstellungen und Statistiken, oder von Handarbeiten mannigfachster Art. Auch die Einrichtung von Lehranstalten und einzelne Klassenzimmer sind im Modell zu sehen, wie z. B. die der Technischen Hochschule in Berlin. Über Schulhygiene werden wertvolle Aufschlüsse gegeben. Ein besonders interessantes Modell veranschaulicht die Saalburg, sowie die Ausgrabungen an Ort und Stelle und Nachbildungen der bei den Ausgrabungen gemachten Funde an Waffen und allerlei friedlichen Geräten. Die gleiche Abteilung enthält Interessantes über Biologie und Botanik; ferner ein bakteriologisches Musterlaboratorium von Lautenschläger in Berlin. Sehr belehrend ist auch die Kollektivausstellung der deutschen Serum-Industrie durch das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin. Im Palast der schönen Künste (Palace of Liberal Arts) hat Deutschland ebenfalls eine außerordentlich imposante Sonderausstellung veranstaltet und zwar auf verschiedenen Gebieten. Was der deutsche Buchhandel leistet, wird von den glanzvollsten Namen in diesem Fache dem Beschauer vor Augen geführt, wie Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, Breitkopf & Härtel, J. J. Weber in Leipzig, Langenscheidt in Berlin, Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin, Herdersche Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau. Auch die Reichsdruckerei ist vertreten. Dietrich Reimer zeigt seine trefflichen Karten, Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. M. künstlerische farbige Reproduk-

tionen von Bildern. Zahlreiche künstlerische Photographien beweisen, was Deutschland auf diesem Gebiete leistet. Nicht zu vergessen ist der Verein der deutschen Musikalienhändler, die alle nur denkbaren Musikalien in einfacher und vornehmer Ausstattung darbieten. Der Abteilung für den Buchhandel und verwandte Zweige reiht sich die Abteilung für Ingenieurwesen würdig an. Sie wurde von dem Königlich Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten organisiert und enthält an 50 größere Modelle, das Wasserbauwesen zusammengestellt. Auf gleicher Höhe steht die dritte Abteilung: die Hygiene-Ausstellung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin. Das ist ein Gebiet, das gerade in Amerika bei Fachleuten wie Laien ungewöhnliches Interesse erregt, weil Amerika darin noch weit hinter Europa zurück ist, vor allem hinter Deutschland, wo Pettenkofer, Koch, Virchow und andere sich unsterbliche Verdienste um die öffentliche Gesundheitspflege erworben haben. Hier wird in Modellen und Zeichnungen



Das Gebäude für Elektrizitätswesen und Maschinerie.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

140 Zeichnungen, 20 Pläne, Tabellen und Photographien, welche die Methoden beim Bau von Kanälen und bei Flußregulierungen zeigen, wie z. B. die Schleuse des Dortmund-Ems-Kanals oder die Kammerschleusen von Karsdorf und Klein Machnow bei Berlin. Ferner ist der Brückenbau, sowie der Bau von Dämmen und Deichen veranschaulicht, in Plänen sowohl wie Modellen. Talsperren und Eisbrecher zum Schutz gegen Hochwassergefahr sind zu sehen. Von dem Geheimen Baurat Keller wurde eine ganz vortreffliche Sammlung der Literatur über erläutert, wie das Trinkwasser der Städte behandelt werden soll, wie es filtriert und steritisiert wird, wie die Abfallstoffe beseitigt, wie Kanäle gereinigt, wie Rieselfelder angelegt werden. Alle denkbaren Straßenreinigungsmaschinen sind in reizenden kleinen Modellen vorhanden. Das System der Straßenreinigung wird erklärt, Krankenhausanlagen und Lungenheilstätten sind im Bilde vorgeführt. Als Muster einer hygienischen Schlachthausanlage ist der Schlacht- und Viehhof in Cöln vorgeführt. Schließlich ist für eine gemeinverständliche



Eingang zum Gebäude für Elektrizitätswesen und Maschinerie.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

Literatur über hygienische Belehrung der Massen Sorge getragen, in Deutsch und Englisch, die jedem Ausstellungsbesucher unentgeltlich verabreicht wird.

In den genannten drei Palästen befinden sich die umfangreichen Beiträge Deutschlands zur Weltausstellung auf industriellem Gebiete. Aber auch zu den Darbietungen der anderen großen Paläste hat Deutschland noch manches Beachtenswerte beigesteuert. Vieles Interessante enthält der Palast für Elektrizität (Palace of Electricity). Dort hat Professor Beckmann von Leipzig ein Spektroskop und eine Spektrallampe ausgestellt, Professor Dennstedt in Hamburg einen Apparat zur gleichzeitigen Bestimmung mehrerer Elemente nebeneinander durch Verbrennung, Heräus in Hanau einen elektrischen Verbrennungsofen. Viel Aufmerksamkeit erregen Liebigs analytisches Laboratorium, das alchemical Laboratorium, die Gruppe anorganischer Farben, sowie die wissenschaftlichen Präparate von hervorragenden Gelehrten, wie den Professoren Buchner, Diels, Thierfelder, Wohl, Salkowski, Roff, Neuberg, Fischer, Emmerling, sämtlich in Berlin, Kutscher in Marburg, König in Münster und anderen. Im Palast für Transportwesen (Palace of Transportation) steht die schnellste deutsche Lokomotive der



Die Lagune mit Aussicht auf die Gebäude für Manufakturen, Erziehungswesen, Sozialökonomie und Künste.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

Hannoverschen Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft, ein Modell der „Deutschland" von der Hamburg-Amerikalinie und des „Kaiser Wilhelm II." vom Norddeutschen Lloyd. Ferner interessieren Modelle der Auswandererhallen in Hamburg und von Dockanlagen. Mancherlei Sehenswertes, das Ergebnis deutschen Bodens, deutscher Hände und deutschen Geistes, bietet auch der Palast für Landwirtschaft (Palace of Agriculture). Da kann man die deutsche Moorkultur und Torfgewinnung studieren. Sorgfältige Karten unterrichten über Deutschlands Viehstand, Kartoffelbau und Branntwein-Erzeugung. Die Produkte Deutsch-Ostafrikas sind ausgestellt neben Instrumenten, die in der Landwirtschaft Verwendung finden, vor allem im Laboratorium. Sehr lehrreich ist z. B. die Ausstellung der Vereinigten Fabriken für Laboratoriumsbedarf in Berlin. Mit der Landwirtschaft brüderlich vereint ist eine Ausstellung deutscher Nahrungsmittel. Die Vereinigten Münchener Großbrauereien Löwenbräu, Spatenbräu, Franziskanerbräu, Pschorrbräu und Bürgerbräu haben ihre köstlichen Biere am Zapf. J. A. Gilka hat seinen berühmten Korn ausgestellt in einem geschmackvollen kleinen Pavillon, der mit lauter Flaschen des beliebten Getränks dekoriert ist. Selbstverständlich fehlen auch die deutschen Weine nicht. Das Kaiserliche Gesundheits-Amt in Berlin zeigt ein Laboratorium zur Untersuchung von Nahrungsmitteln, die Fabrik vorm. Gebrüder Sack in Dresden allerfeinste Müllereimaschinen und J. W. Lehmann & Co. in Dresden Maschinen zur Schokoladenfabrikation. Im Palast für Forstwesen, Fischerei und Jagd (Palace of Forestry, Fish and Game) führt Deutschland seine rationelle Forstpflege nach wissenschaftlichen Grundsätzen vor. Die pflanzenphysiologische Abteilung des forstlichen Versuchswesens in Eberswalde erläutert ihre Arbeiten, ebenso das forstlich-meteorologische Versuchsfeld Karzig-Neuhaus Landsberg. Erwähnenswert sind auch Professor Möllers Arbeiten von der mykologischen Abteilung der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens Eberswalde. Außerdem sind eine Reihe Instrumente vorgeführt, wie sie im Forstwesen praktische Verwendung finden, wie z. B. forstliche Meßinstrumente und Geräte von W. Spörhase in Gießen (Hessen), ein Ablesemikroskop für das Dickenwachstum an Holzscheiben von E. Leitz in Berlin-Wetzlar, nach Professor F. Schwarz, Raubtierfallen von E. Grell & Co. in Hagenau, Schle-

sien, Forstmaschinen von Mayfarth & Co. in Frankfurt a. M.-Berlin, sowie von J. D. Dominikus & Söhne, Remscheider Sägemaschinen- und Werkzeugefabrik. E. Basel in Hannoversch-Münden hat die Ausstellung mit einer prächtigen Insektensammlung beschickt. Nur kleinen Umfangs ist die deutsche Abteilung im Palast für Minenwesen und Metallurgie (Palace of Mines and Metallurgy). Dort zeigt das Tonwerk Schippach feuerfeste Edeltone, M. Perkiewicz in Post Moschin, Posen, reinfarbige Ziegel, die Norddeutsche Steingutfabrik in Grohn bei Bremen ihre Fabrikate, Friemann & Wolf in Zwickau, Sachsen, Sicherheitslampen, Siemens & Halske, Berlin, Gruben-Signalapparate. Krupp hat sich auf die Ausstellung von Zeichnungen und Ansichten seiner Arbeiterkolonie beschränkt. Sehr schön ist das geologische Modell des Kohlenfeldes von der Ruhr, geliefert von der Westfälischen Berggewerkschaftskasse in Bochum.

Deutsche Industrie und Wissenschaft, deutscher Handel und Wandel haben in St. Louis ohne Frage einen vorteilhaften Eindruck gemacht. Und die deutsche Malerei und Bildhauerei? Ich war sehr gespannt. In Deutschlands Malerkreisen war ein wilder Streit entbrannt gerade über die deutsche Gemäldeausstellung. Die Ausschließung der Sezessionisten, auf Anregung des Kaisers, hatte angeblich Proteste zur Folge gehabt, die selbst in Amerika ein schwaches Echo weckten. Im sezessionistischen Lager wurde die Ausstellung für wertlos erklärt und Anton v. Werner als Sündenbock gestempelt, der für den Sezessionistenboykott verantwortlich wäre. Zweifellos ist der Ausschluß der Sezessionisten überaus bedauerlich. Man hat bei Betrachtung der Ausstellung den Eindruck: in diesem malerischen Orchester, sozusagen, fehlt ein wichtiges Instrument. Aber schlecht ist das Orchester deshalb nicht. Dazu spielen denn doch zu viele allererste Kräfte mit: F. von Lenbach, Knaus, Menzel, Koberstein, G. Max, Mühlig, Friese. Und wen Anton von Werners große Historienbilder nicht begeistern, der kann sich an seinem humorvollen und lebenswarmen Bild „Weihnachten in Feindesland" um so mehr erfreuen. Ich muß gestehen, als ich die Säle der deutschen Gemälde-Ausstellung im Palast der freien Künste (Palace of Liberal Arts) durchwandelte, hatte ich nicht das Gefühl, daß sich die deutsche Malerei vor ihrer französischen Nachbarin oder der belgischen oder der italienischen schämen müßte.



Das Gebäude für Minenwesen und Metallurgie.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)



Gruppe vom Wasserbecken: Indianischer Büffeltanz.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

heit wirkt das „Grand Trianon“ allzu niedlich. Genau genommen ist das Deutsche Haus eine deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung für sich, zugleich aus alter und neuer Zeit. Zahlreiche Künstler, Kunsthandwerker und Industrielle haben zu seiner Ausstattung beigetragen, sogar der Kaiser selber hat sein Scherflein beigesteuert in Form von Möbeln und kostbaren Silbersachen, die er zu seiner Hochzeit geschenkt erhielt. Herzog in Berlin hat

Endlich das Deutsche Haus. Es ist ein Etwas für sich. Ich bemerkte schon, daß ihm die schönste Lage unter den Gebäuden der fremden Nationen zuteil wurde. Auch macht es an sich einen imposanteren Eindruck als die „Orangery“ aus den Gärten des Kensingtonpalastes, Englands Gebäude, oder das „Grand Trianon“ aus Versailles, Frankreichs Gebäude; bei all seiner Schön-

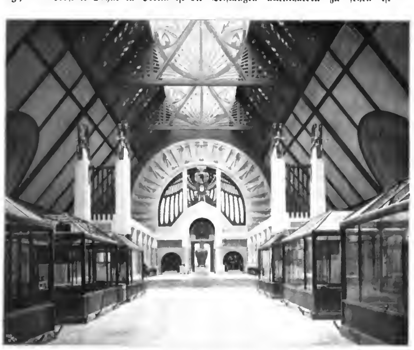
wundervolle Gardinen aus Seide und Spitzen geliefert, Dr. Stoedtner Lichtbilder, die Maler Roßbach und Koch Wandgemälde. Im ersten Stockwerk befindet sich die sogenannte Brandenburg-Kammer, eingerichtet nach der Roten Sammet-Kammer im Königlichen Schloß in Berlin. Daran schließt sich die Eichenholzgalerie aus dem Charlottenburger Schloß mit einer neuen meister-



Ausstellungspalast am Wasserbecken in elektrischer Beleuchtung.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

haft ausgeführten Decke von Unger. Hier liegt auch der berühmte Tressensaal aus dem Charlottenburger Schloß mit einer neuen Decke, ebenfalls von Unger, und Wandtäfelung von Gebr. Röhlich in Berlin. Die Bilder über den Türen im Tressensaal und in der Eichenholzgalerie stammen von dem talentvollen Fräul. Schulz in Berlin. Schulz & Holdefleiß in Berlin haben das geschmiedete Bronze-Treppengeländer gefertigt, von Trost & Söhne in Berlin ist die Beleuchtung. Sehr bezeichnend ist, daß das Deutsche Haus zu ebener Erde einen wunderhübschen Raum für die Presse enthält. Drückt sich auch hierin des Kaisers Hochachtung vor den kommandierenden Generälen der papierenen Großmacht aus? Für diejenigen, die der amerikanischen Vorliebe für die Kosten eines Unternehmens huldigen, will ich noch hinzufügen, daß die gesamten Bauarbeiten für das Deutsche Haus auf 480000 Mk. veranschlagt sind und für das hinter dem Schloß gelegene Weinrestaurant auf 120000 Mk. Im ganzen belaufen sich die Kosten auf ungefähr 1 Mill. Mk. Dafür ist aber unfraglich etwas ganz Eigenartiges und Schönes zustande gekommen.

Doch so eigenartig und schön das Schloß ist und so idyllisch das Restaurant dahinter und so lauschig der grüne Schloßgarten drum herum und so bezaubernd die Aussicht über die ganze Ausstellung — so wertvoll und verdienstlich alles, was von deutschen Leistungen allenthalben zu sehen ist — Deutschlands Kernschuß bleibt das Stückchen Tirol am Eingang. Ich sprach davon bereits zu Anfang. Nicht weniger als 15000 Leute finden hier Platz. Hier strömt alles zusammen, was hungrig und durstig ist, und zahlt gern 25 Cents, um in diesem der Wirklichkeit täuschend nachgebildeten Alpennest die ehrwürdigen und poetischen Reize einer Welt für sich auf sich einwirken zu lassen. Besonders auf den westlichen Amerikaner scheint dieses Tirol einen merkwürdigen Zauber auszuüben. Er bekommt



Innenraum der Deutschen Kunstgewerblichen Abteilung.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

da Sachen zu essen und zu trinken, die ihm neu sind, er sieht da zum erstenmal die Alpen, bestaunt eine ihm fremde Architektur, sieht zum erstenmal Tiroler und Tirolerinnen, Steiermärker und Steiermärkerinnen, hört zum erstenmal jodeln, sieht zum erstenmal den Schuhplattler tanzen. Und wie er da am Tisch sitzt und dieses buntfarbige, lebensvolle Bild genießt, steigt ihm eine Ahnung auf von einem Leben, das jenseits des allmächtigen Dollars liegt, harmlos, anspruchslos und doch heiter und vollsaftig und gesund und voller Inhalt. Und er



Das Haus eines Kunstliebhabers von Prof. Olbrich-Darmstadt, mit Vorhof von Prof. Dülfer-München.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

begreift, wie öde und kalt sein Dollardasein in Vergleich mit dem deutschen Pfennigdasein ist. Sagte mir einer von ihnen, in der lauen Sommernacht, mit dem Mond am Himmel, während die Tiroler sangen: „Auf der Alm is koa Bleibn", und während das alte Schloß und das Rathaus und die Kirche ihren Kranz von elektrischen Lichtern angelegt hatten: „Das ist etwas, das wir mit Dollars nicht kaufen und importieren können!"

Und die anderen Länder, die sich zu friedlichem Kampfe in St. Louis zusammenfanden? Und Amerika selber? Es ist unmöglich, im Rahmen eines einzigen Artikels einem solchen Goliath von Weltausstellung gerecht zu werden. Zweifellos sind auch England, Frankreich und die kleineren Nationen bemüht gewesen, sich in ihrem industriellen und künstlerischen Sonntagsstaat zu zeigen. Im allgemeinen haben England und Frankreich auf den gleichen Gebieten ausgestellt wie Deutschland, bald mehr, bald weniger reichhaltig, ebenso Amerika. Das französische Kunstgewerbe, das im Palast für Manufakturen (Palace of Manufactures) untergebracht ist, verdient ohne Frage rückhaltlose Bewunderung. Englands Ausstellung in diesem Fache ist bedeutend bescheidener, während es wieder besonderen Nachdruck auf seine Leistungen im Maschinenbau aller Art gelegt hat. Auf dem Gebiet der Mode ist Frankreich neidlos der Vortritt gelassen. Seine Ausstellung ebenso glänzender wie geschmackvoller Damenkostüme entlockt vor allem den weiblichen Besuchern der Ausstellung Ausrufe des Entzückens. Aufs höchste überraicht hat Japan. Es war nicht nur auch hier, ähnlich wie im Kriege, früher fertig



Der Palast der Künste.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

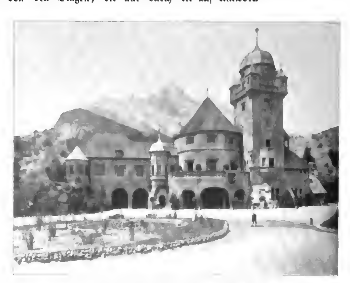
als seine industriellen Gegner, sondern entfaltete auch eine Leistungsfähigkeit auf allen möglichen Gebieten. So fand ich eine japanische Abteilung im Palast für Forstwesen, Fischerei und Jagd. Hier war die Kultur von Bambusrohr gezeigt, das zur Anfertigung von Möbeln und sonstigen Gebrauchsartikeln benutzt wird. Ferner war der japanische Fischfang veranschaulicht sowie der Versand von Fischen in Konservenbüchsen. Japans Ausstellung in Lackwaren, geflochtenen Rohrwaren, Seidenstoffen, Porzellan, Bronze und Metall, Schirmen und mannigfachsten Papiersachen, Fächern, Gürteln, Stickereien und Töpferwaren übertrifft alle übrigen Länder. Amerika glänzt natürlich vornehmlich im Maschinenfach, denn nirgends wo anders spielt das Maschinelle eine solche Rolle wie im Lande der Maschinenarbeit. Man kann die ingeniösen Maschinen bewundern, welche die Arbeit von unzähligen Menschenhänden in der Landwirt-



Der Japanische Garten.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)

schaft ersparen, Maschinen, die im Bergbau Verwendung finden, Lokomotiven von gewaltiger Größe. Edison und Westinghouse verkünden Amerikas Leistungen auf dem Gebiete der Elektrizität. Aber auch die hohe Blüte seines Unterrichtswesens hat Amerika in überzeugender Weise im Palast für Erziehung und Sozialökonomie vor Augen geführt. Ganz besonders interessant ist die Ausstellung im Gebäude der Vereinigte Staatenregierung (United States Government Building). Es ist eine Ausstellung der einzelnen Ministerien, die ungemein lehrreich ist. Das Marineministerium zeigt das Vorderteil eines amerikanischen Schlachtschiffes in natürlicher Größe, eine 13zöllige Schiffskanone sowie die ganze amerikanische Kriegsflotte in kleinen Modellen. Das Ministerium für Landwirtschaft stellt alle möglichen Feldfrüchte aus: Getreide, Hanf, Baumwolle, Tabak, ferner Sämereien, Früchte. Es erläutert die Krankheiten der Rinder, Pferde und Schafe. Vom Kriegsministerium werden die einzelnen Truppengattungen des Heeres vorgeführt, Seeminen, Kabel, Festungswerke im Modell. Wer sich für Postwesen interessiert, für den hat das Postministerium ein Postamt ausgestellt und einen Post-Eisenbahnwagen, sowie einige von den Dingen, die alle durch die Post versandt worden, aber ihren Bestimmungsort nicht erreichten, als da sind: Künstliche Zähne, Revolver oder Rasiermesser.

Eine grandiose und schöne Ausstellung, äußerlich und innerlich — das Wunder am Mississippi. Aber wie gesagt, zu groß — äußerlich und innerlich. Tausende von Besuchern müßten sich jeden Tag in die Ausstellung ergießen, um ein arges Defizit zu vermeiden. Das wird nicht sein und kann nicht sein. Im Juli und August ist es in St. Louis unerträglich heiß. In Amerika weiß man das. So verschiebt man die Reise bis zum September. Und von Europa ist so wie kein zahlreicher Besuch zu erwarten: die Entfernung und die Kosten sind zu groß. Zudem — am Sonntag ist die Ausstellung geschlossen. Davon machte der Kongreß die Bewilligung von fünf Millionen Dollars abhängig. Also alle Elemente eines Defizits sind vorhanden, eines grandiosen und schönen Defizits, mit dem sich ebenfalls prahlen läßt. Die Frage ist schon oft genug laut geworden: Warum hat das viel zu kleine St. Louis diese viel zu große Ausstellung veranstaltet? Lediglich aus amerikanischer Freude am viel zu Großen und viel zu Teuren? Und ein Narr wartet auf Antwort.



Tiroler Schloß mit Ausblick auf die Alpen.
(Copyright 1904, Louisiana Purchase Exposition Co.)



Wotan. Skulptur von Prof. Rudolf Maison †.



Der Festungsgarten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Die Köchin und Dora kamen und brachten Rotwein und Kognak und stritten sich flüsternd mit Fräulein Wittmer, was besser sei.

Petersen steckte den Kopf herein und meldete, daß Doktor Pfeiffer eben telephoniert habe, er käme sofort.

Da fuhr Frau Justine auf und saß plötzlich und suchte auf die Füße zu kommen.

„Keinen Arzt,“ sagte sie, „ich will nur allein sein — allein!“ wiederholte sie heftig, als sie das Zögern ihrer Leute sah.

Da schlichen sie hinaus. Sie mußten ja, gegen den zornigen Willen gab es keinen Widerspruch. Fräulein Wittmer aber blieb draußen und saß, einem treuen Hunde gleich, regungslos, ganz Ohr, ganz lebende Angst, neben der Tür — stundenlang — —

Die Frau drinnen blieb wie versteinert immer auf demselben Fleck. Sie stand neben dem Tisch und hatte die Faust auf das grüne Tuch gestemmt und stierte zu Boden.

Sie wollte nachdenken. Ihr schien, als lägen allerlei Pflichten vor ihr, als solle sie etwas entscheiden — in Bewegung bringen. Und konnte nichts — denn sie war wie eine, die in Ketten liegt und verzweifelt nur zusehen darf, wie sie handeln möchte . . .

Das machte sie rasend . . .

Ihr erster klarer Gedanke war gewesen: mein armes Kind darf nichts wissen!

Aber Gunhild war nun Frau, kannte das Leben besser. Sie weiterhin täuschen wollen über ihres Mannes Vergangenheit, hieße ja, sich zu seinem Mitschuldigen machen . . .

Und wenn man ihr nun die Wahrheit sagte oder den Mann zwang, sie ihr zu sagen — war Gunhild nicht imstande, ihm alles zu verzeihen?!

Wenn sie ihn noch so liebte wie damals — wenn sie noch so glücklich war, wie sie als Braut gewesen — dann gewiß, ganz gewiß würde sie dann verzeihen . . . Ihre Mutter wußte: sie würde auch ohne Liebe verzeihen — aus Pflicht! Denn zu solcher Erkenntnis war sie beanlagt und erzogen: was sie am Altar beschworen hatte, würde sie halten wollen . . .

Welch entsetzliche Vorstellung: dieser Mensch, der über Leichen zu ihrem Kinde gekommen war — er blieb ein Mitglied der Familie, blieb Gunhilds Gatte, Wynrichs Bruder, ihr Sohn . . .

Ihr war, als sei dadurch ihre Familie entweiht, befleckt.

‚Es darf nicht sein, es darf nicht,‘ schrie alles in der Frau.

Dennoch begriff sie mit dem letzten Rest von Klarheit, der ihr blieb, daß sie nichts erbitten, nichts verbieten dürfe. Alle Fragen, die sich auftaten, waren gar nicht von ihr, sondern ganz allein von der Gattin des feigen Menschen zu entscheiden . . . Und in der Erkenntnis der Ohnmacht, zu der sie verurteilt war, bäumte sich ihre starke Natur auf, und alle Kraft, die sich sonst in Handeln entladen hätte, strömte dahin in einem schrecklichen, ganz unweiblichen Haß auf den Mann.

O, gleich vom ersten Blick an hatte sich ihr ganzes Wesen feindlich gegen ihn gekehrt.

Und als sie sah, daß er ihres jungen, reinen Kindes Schönheit bewunderte, hatte sich schon alles in ihr empört.

Voll Andacht und Schaudern staunte sie die Geheimnisse der Natur an. In ganz dem gleichen, primitiven, tierischen Muttergefühl, das ein Adlerweibchen treibt, mit wildschlagenden Flügeln und zornigem Gekreisch sich vom Nest zu erheben, wenn es noch ferne Gefahr wittert, in ganz der gleichen Angst hatte sie sich gegen das Herannahen dieses Mannes gewehrt.

Als habe sie's auf seinem schönen, weichen Troubadourgesicht geschrieben gesehen, daß er mit Lügen kam . . .

Ihr schien, als würde sie jede Schlechtig-

keit, jeden Charakterfehler verziehen haben — nur gerade die feige Lüge nicht, die im Verschweigen liegt ... Sie glaubte einen Augenblick ehrlich, daß sie ihm seine Lebensgeschichte und seine Armut gewiß nachgesehen haben würde, weil alle Eingeständnisse zu Zeugnissen seiner Wahrhaftigkeit geworden wären — —

Das ganze Leben ihres Kindes hatte er verdorben. Denn Gunhild würde fest neben ihm stehen bleiben — — Sie mußte!

Denn alle diese Dinge waren ja im gesetzlichen Sinne gar keine Verbrechen.

Sie waren es auch vielleicht nicht in der Anschauung von Tausenden, die robuster empfinden. Denn sie lagen ja alle vor der Ehe.

Ja, Gunhild mußte neben ihm stehen bleiben! Mit Entsetzen und doch ganz deutlich, ganz vernichtend klar begriff die Frau es. Aber konnte jemals noch von Glück — von einem wahren, edlen Glück die Rede sein — — Von solchem Glück, wie Justine es dereinst mit ihrem geliebten Gatten besessen — von einer solchen edlen, tiefen Seelengemeinschaft?

Nie — nie — nie.

Betrogen war sie um alles — um ihre Jugend, um ihre ganze Zukunft. Durch den Erbärmlichen — — Und machtlos mußte man ansehen, wie er sich ein Leben lang seiner erschlichenen Güter freute ...

War das noch Gerechtigkeit? War das noch Sittlichkeit? Läßt man dem Diebe seine Beute? Und ist ein junges Frauenleben nicht tausendmal wertvoller als Silber und Gold? War die Ehe nicht auf anderen Voraussetzungen geschlossen? Konnte sie noch vor Gott und Menschen bestehen, wenn sie auf der Basis von Lügen stand?

Und wieder durchzuckte es sie: das hat ganz allein seine Frau mit ihrem Gewissen auszukämpfen ...

Töten könnte ich ihn! schrie alles in ihr auf.

Immer stärker wuchs der Zorn in ihr. Das Rachegefühl berauschte sie — ihr ganzes Wesen steigerte sich darin — vor ihren Augen war ein Flimmern, als kreisten lauter feurige Ringe in der Luft vor ihr.

Ein dumpfes Brausen ging strömend durch ihren Kopf nnd pochte in regelmäßigen tiefen Schlägen in ihrem Ohr.

Ihre Hände falteten sich — sie hob sie beschwörend, als flehe sie zu düsteren Gottheiten, die Mord und Rache schützen.

Kalte Schweißtropfen rannen von ihrer Stirn.

„Töten könnte ich ihn —" sagte sie vor sich hin.

Niederschießen wie einen Hund — — Ein heißer Glanz trat in ihr Auge. Ihr Mund öffnete sich ...

Ein Gefühl von Triumph — von Macht dehnte alle ihre Glieder ...

Sie hob das Haupt ...

„Ich will ihn töten," sagte sie laut.

Sagte sie es? Es ging doch wie ein Klang von Worten — wie der Fall einer Menschenstimme durch den Raum?

Nicht?

Still schien die weiße Wintersonne. Nur vom grünen Tisch hatte sie inzwischen das Lichtband genommen und es weiterhin an der Wand entlang ausgebreitet.

Alles still?

Die Frau stand und sah suchend umher ...

Und eine kalte Furcht rieselte ihr den Nacken entlang ...

Die Furcht vor sich selbst.

Und ein eisiger Schreck zerbrach ihre Kraft ...

Der Schreck über sich selbst.

Sie fiel in die Knie. Sie warf sich mit ihrem Oberkörper auf den Erdboden und verbarg ihr Angesicht in den, auf dem Estrich verschränkten Armen.

Barg es vor der stillen, weißen, friedvollen Sonne ...

Sie war zur Mörderin geworden ... in Gedanken ...

Was heißt das: in Gedanken? Ist es immer sittliche Erkenntnis, Besonnenheit, die die Tat verhindert?

Gott allein weiß, wie tausendfach es nur die Umstände sind ... Und Tausende danken ihm nachher für die Umstände inbrünstig aus befreitem Herzen.

Nicht mehr wie in roheren Zeiten führt der Mensch Dolch und Pistolen im Gürtel. Der heiße Gedanke hat nicht gleich die Waffe zur Hand ...

Und der Gehaßte ist nicht gegenwärtig ...

Die Flammen des verbrecherischen Vorsatzes sinken in sich zusammen — erlöschen ...

Daß sich niemand rühme: ich d a ch t e nur ...

Denn der, der alles weiß und alles abwägt, könnte finden, daß es keine Selbstüberwindung bedeutete, daß es nicht zum Handeln kam ...

Die Frau fühlte es — gestand es sich: ihre Seele hatte das Schlechte gewollt ...

Wie sollte sie ihr Auge wieder frei erheben und ihre Mitgeschöpfe anschauen, offen, als Herrin, als Richterin, wie sie bisher getan?

Und sie staunte in sich hinein — mit Grauen — mit unendlichem Entsetzen ...

Sie begriff, daß das fürchterliche Wollen kein jähes Aufblitzen schlechter Instinkte gewesen ... Sie fühlte, daß es aus dem Boden erwuchs, den sie mit leidenschaftlicher Abneigung sehr lange, in sehr zäher Arbeit vorbereitet gehabt ...

Und ihr noch schwacher Körper, durch den das Blut noch fieberisch pulste, dessen Nerven sich noch nicht von dem schweren Zufall erholt hatten, widerstand diesem Grauen, diesem Entsetzen nicht ... Ein Zucken ging durch ihn hin — ein Aufschluchzen ...

Justine weinte ... lange und heiß ...

Endlich erhob sie sich. Eine gebrochene, alte, müde Frau.

Ein Mensch, der seinen stolzesten Halt, den Glauben an seine eigene Reinheit verloren hat ...

Sie schleppte sich zum Sofa und legte sich hin.

Sie fror. Das fühlte sie deutlich.

Aber dann verlor sie sich wieder in grübelnden Gedanken und vergaß darüber ihr körperliches Elend.

Sie dachte an den Einen, dessen Bild und Wesen sie sich immer in ernsten Stunden zurückrief.

Aus dem Grabe hätte sie ihn holen mögen, um ihm zu gestehen: solcher Gedanken, solcher Wünsche war ich fähig!

Was würde er gesagt haben?

Gewiß, ganz kurz und fest mit gutem Blick und Ton: ‚Gut machen.‘

Nichts weiter.

Ja, das wollte sie.

Sie machte es sich noch einmal klar: nie in ihrem Leben war eine Versuchung an sie herangetreten. Oder, weil sie so fest und sicher ihres Weges ging, hatte sie keinerlei Versuchung gespürt — was auf dasselbe herauskam, denn was nicht an empfängliche Saiten unseres Wesens rührt, kann darin nicht anklingen; das Ausbleiben des antwortenden Tones ist also kein Verdienst unserer Selbstbeherrschung. Die erste wirkliche Versuchung kam ihr durch diesen Mann. Er war ihr ein Feindliches. Und ganz unbeherrscht, ganz unklug hatte sie der Empfindung sich hingegeben, jede Besonnenheit des Handelns darüber verloren. Bis zu diesem Augenblick des verbrecherischen Vorsatzes ...

Alle Angst der Mutterliebe, die nur zu berechtigt gewesen, zu prophetisch gefühlt, konnte sie nicht ganz reinigen ...

Sie hatte kein Recht, den Mann zu verurteilen. Seine Taten sahen übel aus. Aber vielleicht standen viele Entschuldigungen daneben. Es war ein Mensch von schwächlich-mutloser Art. Für solche ist die Lüge mit ihren Scheinbequemlichkeiten so lockend.

Seine Leidenschaft für Gunhild hatte ihn der Besinnung beraubt. Die Furcht vor Gunhilds Mutter den Mund verschlossen.

Wenn man ihm damals milde, klug, vertrauend entgegengekommen wäre ...

Vor der Feindschaft verschließt sich scheu manche Seele, die sich ehrlich aufgetan haben würde, wenn man ihr Wohlwollen gezeigt...

Die Frau war zu zerschlagen, zu krank, um in das Ungestüme ihrer angeborenen Art zurückzufallen. Sie verlor sich nicht voll blinder Raserei in Selbstanklagen und maß sich nicht alle Schuld allein zu.

Aber mit offenen Augen, müder Seele und mildgewordenem Sinn dachte sie:

‚Wir müssen noch einmal von vorn anfangen. Wir wollen ehrlich miteinander reden — keine Tatsachen und keine Dunkelheiten der Gedanken sollen mehr verborgen bleiben — — Ein ehrlicher Wille kann viel. Ich will Gunhild helfen, wenn sie der Hilfe bedürfen sollte ...‘

Dann regte sich wieder im Untergrund ihrer Seele der Widerwille und züngelte hoch empor — so, als wolle er alles, alles Gute und Versöhnliche unmöglich machen.

Sie rief ihren Verstand zur Hilfe und der sprach: Er ist sicher einer von den Männern, die glauben, alles, was vor ihrer Ehe war, gehe die Frau nichts an. Er hat nach einer vielverbreiteten Überzeugung gehandelt. Das ist eine Streitfrage. Ich entscheide sie, wie mein Mann sie entschied: der verbarg mir nichts. Aber in anderen

Fällen mag anders zu entscheiden sein. Ich will mir nichts anmaßen. Von dem Augenblick, wo sein Leben Gunhild gehörte, gehörte es ihr ganz. Das ist gewiß.

Wenn eine Entschuldigung an seiner Seite stand, war es seine Liebe.

Justine versuchte es sich einzureden. Aber ihr Verstand sagte ihr zugleich, daß diese Liebe wohl nur ein zufälliger Nebenumstand gewesen sei. Daß William auch ohne dieselbe um das reiche Mädchen geworben haben würde.

Wenn nun Gunhild ihm verzieh — dann hieß es fortan heucheln — heucheln — heucheln. Justine fühlte, was es sie kosten würde, dann die versöhnte Mutter zu spielen. Sie stand da in Konflikten, die gewiß unlösbar waren. Sie, die Wahrhaftige, sollte in Lügen leben, um des sittlichen Zweckes willen, eine einmal geschlossene Ehe aufrecht erhalten zu helfen? Das war ja Unsinn. „Nicht denken, nicht denken," murmelte sie vor sich hin.

Ihre Verzweifelung erlahmte hauptsächlich an der körperlichen Schwäche, die ihre Glieder müde machte.

In dem Labyrinth kann man sich nur an einem Leitseil zurecht finden: Ergebenheit in das Unabänderliche ...

Ergebenheit mit Stumpfsinn ...?

Nein — die Frau fühlte: das war taub und war steril — das war eine wortlose Ergebenheit, die keinen Menschen weiter bringen kann.

Ergebenheit mit freudigem Willen.

Dem Verirrten helfen — dem Fremden eine wahre Heimat bieten ...

Alle Kraft und alle Inbrunst, die noch in ihr war, nahm die Frau zusammen.

‚Wir wollen ihm die Hände entgegenstrecken und ihm sagen: habe Vertrauen — wir wollen es auch zu Dir haben, trotz alledem. Dann muß ja alles gut werden.'

Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie lag noch lange so.

Und immer stiller ward ihr Sinn.

Da sie nun einen heiligen, unabänderlichen Entschluß gefaßt, schienen ihr alle Kämpfe zu Ende. Und mit ihnen ihr Leben.

Das kam vielleicht von ihrer körperlichen Zerschlagenheit.

Sie sehnte sich danach, an ihres Geliebten Seite ausruhen zu dürfen ...

Ihre Füße waren müde vom Umherwandern im Festungsgarten des Lebens.

Keine Blüten konnte man mit freudig unbefangenem Herzen pflücken ... immer mußte man zitternd denken: was mag dahinter warten ...

‚Aber wie kann das Leben anders sein, wenn der Mensch ebenso ist,' dachte sie.

Und noch einmal rieselte das Entsetzen durch ihre Adern ...

Sie schloß die Augen, gleichsam, als wolle sie die Justine nicht sehen, die vorhin gewesen war ...

Es klopfte. Sie hörte es. Aber sie dachte gar nicht daran, daß es ihr gelten könne ... Weit, weit weg war sie von dem kleinen Betrieb des Hauses und Alltags ...

Als sie auch auf das zweite Klopfen nicht antwortete, kam Fräulein Wittmer, fahl und bebend, herein. Sie hielt es einfach nicht mehr aus. Sie hatte ihre Herrin weinen hören, umherwandern, mit sich selbst sprechen ... Dann aber die lange, lange Stille ... Das wurde ihr zu drohend.

Sie neigte sich über die Langausgestreckte.

Justine lächelte ihr matt entgegen.

„Brauchen Sie mich gar nicht?" fragte Fräulein Wittmer.

„Doch — doch," sprach die Frau leise mit versonnenem Ausdruck, „mehr als je — ich habe einen harten Weg zu gehen — und bin sehr müde ..."

Fräulein Wittmer verstand nicht ... sie hatte eine Augenblickshilfe anbieten wollen — Pflege, Erquickung.

Justine griff nach ihrer Hand und hielt sie lange.

„Ich sage Ihnen alles — wir sind es ja gewohnt zusammen zu denken, zu fühlen, zu leiden — nicht, Fräul'n Wittmer?"

Die weinte laut auf.

„Wir haben ja schon so manches erstritten im Leben — sollten wir unserer Gunhild nicht auch das Glück erstreiten?"

„Gewiß, gewiß!" rief Fräulein Wittmer aufs Geratewohl, aber doch mit heißer Überzeugung.

„Rufen Sie mir Doktor Franke, ich muß weiter mit ihm reden — unser Gespräch ward durch meinen Anfall unterbrochen."

„Ich will sehen, ob ich ihn finden kann — er ging mit Herrn William fort ..."

„Wie konnte er ..."

„Verzeihung — Sie befahlen — Sie sagten ... Sie befahlen, daß Doktor Franke mit William sprechen sollte ..." brachte Fräulein Wittmer ängstlich heraus.

In Justinens Auge trat ein Ausdruck von Unruhe.

„Tat ich das?" fragte sie, und besann sich auch schon zugleich, daß sie es getan.

„Suchen Sie beide," sprach sie hastig, „beide ..."

XII.

Gilbert Franke zog seinen Vetter am Arm fort, hinaus aus dem Zimmer — um der erregten, kranken Frau den Anblick zu ersparen.

Aber der andere folgte nur widerstrebend ...

Dies drohende „Hinaus!" zerschmetterte ihn. Dennoch wachte sogleich jener seltsame Trotz in ihm auf, welcher der Mut der Feigen ist und ihre Waffe. Und er wollte wissen, was sie wisse ...

Die Neugier zitterte in ihm: weiß sie alles? Aber die Hoffnung mischte sich ihr bei, daß das Schlimmste doch im Dunkeln blieb ...

„Komm doch nur ..." drängte Gilbert.

Sie gingen hinab — hinaus ins Freie. Aufs Geratewohl öffnet Gilbert diese Tür und jene, und mit einemmal standen sie auf der Veranda hinter dem Hause.

Ihr Glasgehäuse war jetzt von einem Geschlinge dürrer Ranken umflochten, die aussahen wie unordentlich durcheinander gewirrte Stricke. Die Sonne schien durch all die vielen kleinen Scheiben, in welche Glaswand und Dach geteilt waren. Den steinernen Boden der Veranda übermalten Schattenlinien, die nach allen Richtungen übereinander hinfuhren.

Die herbe Luft des sonnigen Wintertages wehte den aufgeregten Männern entgegen.

Es lag eine ganz dünne Schneedecke; fast nur wie eine Lage Rauhreif deckte der weiße Flaum den braunen Erdboden.

Und wie die Männer nun in den Garten hineingingen, hob ihr Fuß bei jedem Schritt, in den Grenzen seiner Form, den weißen Flaum heraus und ließ dunkle Stapfen zurück. Die bisher noch unberührt gewesene Bahn zwischen schwärzlich dürren Hainbuchenmauern war bald ganz wie überfleckt von diesen Fußspuren.

Denn rastlos, hinauf und hinab, schritten die beiden Männer in ihm entlang.

Sie waren unbedeckten Hauptes, und der kalte Wind, der durch den Sonnenschein blies und ihm die Wärme nahm, strich über ihre Stirn. Aber sie spürten nichts.

„Wie kommst Du hierher? Was bedeutet die Szene, die man mir machte?" fragte William aus jenem Trotz und aus jener Neugier heraus.

„Ich komme direkt von Singapore. Ich war im Auftrage von Frau Staphorst dort," sagte Gilbert.

„Sie ließ mich ausspionieren? Und Du machtest Dich zum Spion?" fragte der andere tief erbittert.

„Das könnte so aussehen. Aber eine Mutter, die für das Glück ihrer Tochter zittert, hatte wohl das Recht, sich Klarheit zu verschaffen. Aus allerlei kleinen Umständen, die sie Dir selbst erzählen mag, wenn sie will, schloß sie, daß es mit Deiner Vergangenheit und der Herkunft Deines Vermögens einen Haken habe. Aber sie war sich bewußt, daß ihre Abneigung gegen Dich, daß der Schein sie zu mißtrauisch machen könne. Wäre ich heimgekommen mit der Nachricht: Williams Vorleben war ganz glatt — sein Vermögen ist klarer Herkunft, so hättest Du, anstatt dieses erzürnten: ‚Hinaus', sicher eine offene Bitte gehört: ‚Vergib'."

„Nun — wenn Du drüben warst, hat man Dir sicher von Henriette Leporte geklatscht ..."

„Geklatscht?" wiederholte Gilbert. „Der den Tatsachen entsprechende Bericht verdient wohl nicht mehr den Namen Klatsch. Ich habe auch den unglücklichen, alten Mann gesehen."

„An dem ich doch, weiß Gott, nobel genug handle! Den ich erhalte, obschon seine Verwandten ihn nicht verlassen haben würden. Ich möchte mal sehen, ob viele Männer so gutherzig handeln."

Das rief er im Ton der ehrlichsten Überzeugung, Gilbert hörte es deutlich heraus.

‚Wir werden uns gar nicht mit ihm verstehen,' dachte er traurig, ‚er und wir — wir leben in ganz verschiedenen Gefühlswelten.'

Und die Frage trat vor ihn hin: Hat sie, hat Gunhild sich denn mit ihm verstanden?

„Du bist mit Lügen in die Ehe getreten,“ sagte er.

„Seit wann ist es denn Mode, daß ein Mann einem holden, verliebten Kinde, das den Schwur will, sie sei unsere erste Liebe, Dinge auskramt, die so ein junges Wesen noch nicht verstehen, also nicht beurteilen kann?“

„Du hättest der Mutter offen Deine Vergangenheit darlegen sollen.“

„Die mich haßte! Und nur auf den Vorwand begierig lauerte, mich fortzujagen von dieser Schwelle, wo ich endlich, endlich das Glück finden sollte ...“

„Wer weiß!“ sprach Gilbert mit tiefem Ernst. „Wie i c h diese Frau beurteile, hätte Wahrhaftigkeit sie entwaffnet.“

William schüttelte den Kopf.

„Du kennst sie nicht — aus Zorn und Strenge ist ihr Wesen gemacht — ganz und gar.“

„O!“ rief Gilbert schmerzlich überrascht. „So wenig verstehst Du sie ...“

„Und nun?“ fragte der andere. „Was soll nun werden? Was habt Ihr davon, daß Ihr diese Dinge ausgrubt, die mit meinem jetzigen Leben nichts, gar nichts zu tun haben? ... Ihr behandelt mich als Verbrecher. Warum? Ist es nicht lächerlich? Um einiger Erlebnisse willen, wie sie tausend Männer in dieser oder jener Form hinter sich haben, wenn sie heiraten.“

„Mit den Erlebnissen konnten sie sich auseinandersetzen. Durch das Verschweigen hast Du die Frau hintergangen und in eine Zwangslage gebracht. Es ist Betrug — seelischer Betrug,“ rief Gilbert.

„Ich bin anderer Meinung. Meine Vergangenheit war ganz abgeschlossen, als ich herkam. Sie hatte deshalb keinerlei Wichtigkeit für meine Frau.“

„Im Gegenteil: die größte! Zwei Menschen, die zusammen solchen heiligen Bund schließen, müssen genau von einander wissen, wie sie reiften, durch welche Kämpfe sie gingen.“

„Nein — ich fing ein ganz neues Dasein an. Nichts von früher leitete hinüber in dieses neue Leben.“

„Als ob man das könnte! Als ob es das gäbe! Was Du bist, bist Du doch durch Deine Vergangenheit geworden.“

„Ich erkenne Dir nicht das Recht zu, mit mir über diese Fragen zu sprechen.“

„Gunhilds Mutter hat es mir gegeben.“

„Nur Gunhild selbst kann es geben ... und sie ... sie ...“

Er wollte hochfahrend sagen: sie liebt mich zu sehr, um irgendeine Einmischung in unsere Ehe zu dulden.

Aber das stolze Wort wollte nicht von seinen Lippen. Er wußte ja — sie liebte ihn nicht mehr. Er fühlte ja — es brach zusammen — alles — ganz ...

Auch Gilbert schwieg. Er fühlte, daß er seinen immer höher auflodernden Zorn niederzwingen müsse. So außer sich die Frau auch gewesen, so verächtlich auch ihr „Hinaus“ geklungen, in ihrem eigentlichen und tiefsten Sinn war es d o c h, wenn kein Wort gesprochen wurde, das unüberbrückbare Abgründe schuf. Das wußte er, denn er kannte sie genau.

Und der andere dachte immer nur: es ist aus — ich habe sie verloren — jetzt ganz — — Er suchte sich aus dieser Angst zu befreien. Die zog ihn hinab — er fühlte es — mit einem letzten Eitelkeitsempfinden wollte er sich aber vor seinen Feinden behaupten ... Vor i h r konnte er es nicht — vor ihr nicht ...

Gilbert wußte, daß er seine Selbstbeherrschung immer zurückgewann, wenn er über nüchterne Geschäftssachen sprach. Ihm fiel die Geldfrage ein. Das erleichterte förmlich sein Gemüt.

„Außer der Beunruhigung über Dein Vorleben hatte Gunhilds Mutter auch noch Bedenken über die Herkunft jenes Geldes, das Du ins Geschäft gegeben. Willst Du ihr nicht sagen, woher Dir das kommt, denn Du hast uns doch versichert, daß Du nur jene zehntausend Dollars ...“

„Das geht sie ja auch eigentlich nichts an,“ sprach er hastig, „gar nichts. Es ist da. Das ist genug. Aber ich will es ihr gern erklären. Das ist ganz legitim. Frau Laura Staphorst hat es mir gegeben — und da Gunhild es doch einmal erben wird ...“

Wie d a s ihr weh tun würde! Gilbert wußte von der versteckten Abneigung der beiden Schwägerinnen gegen einander. Hatte diese Frau Laura das aus Mitleid mit den Liebenden getan? Oder aus Gehässigkeit gegen die Schwägerin? Oder aus beiden unentwirrbar ineinander gemengten Gründen? Wahrscheinlich. Es wäre das Mensch-

lichste gewesen. Man handelt viel unbedenklicher nach der einen Seite hin kleinlich, wenn eine leise, gute Nebenströmung dabei nach einer anderen Seite geht.

„Du nennst das legitim. Ich würde es anders nennen," sagte er traurig. „Aber nicht ich habe zu urteilen. Nur eine ernste Mahnung kann ich an Dich richten: Sprich offen mit der Mutter. Sie will doch trotz allem Euer Glück — muß es ja wollen . . ."

„Glück," wiederholte der Mann leise.

Es war eine so völlige Hoffnungslosigkeit in dem Ton, daß Gilbert erschrak.

„Bist Du denn nicht . . . seid Ihr denn nicht . . ."

Er konnte die Frage nicht laut über seine Lippen bringen. Er fühlte plötzlich, daß er etwas hören würde, was eine ungeheure Versuchung für ihn bedeutete . . .

„Sage mir nicht, daß Du nicht glücklich bist," bat er flehend.

Und dieser Ton, den William mißverstand, den er für Mitleid mit seinem Geschicke nahm, entwand ihm den letzten Halt. Ein ganz geschlagener Mann stand er da.

„Es ist immer, als wäre meine Frau auf der Flucht vor mir," flüsterte er.

Gilbert hörte, wie sein eigenes Herz klopfte. So rasch . . . so rasch . . .

Alles, was seit einem Jahr als Traum durch seine Seele gegangen, ward Erkenntnis.

Alles, was leise und zärtlich zu ihm geflüstert hatte, als käme von ferne eine Stimme zu ihm her und raune undeutlich süße, traurige Lieder, alles war auf einmal ganz klar und sagte ihm: Du liebst Gunhild!

‚Ich muß ein Mann bleiben . . . ein Ehrenmann,' dachte er inbrünstig.

Jetzt war der Augenblick gekommen, es zu beweisen. Diese Minuten konnten ihn für ewig mit Reue belasten oder seine Erlösung werden.

Er ergriff Williams Rechte und umschloß sie mit seinen beiden Händen in warmem, gutem Druck.

„Du täuschest Dich," sprach er fest, „das kann nicht sein. Vielleicht spürt Deine junge Frau, daß Du ihr mancherlei verbirgst. Vielleicht macht sie das unsicher. Und Du verstehst ihr Wesen falsch. Habe doch die Kraft zu glauben . . ."

„Wie soll ich," sagte William dazwischen.

Der andere begriff: Dieser Mann glaubte nicht an sich selbst! Wie konnte er da den Mut finden, an sein Weib zu glauben.

Aber er ließ nicht ab. Ihm war, als habe er eine Mission zu erfüllen — sich zu retten, indem er den anderen rettete.

„Du sollst sehen," fuhr er fast beschwörend fort, „nun wird alles besser werden. Wie oft hat sich schon in einer einzigen offenen Aussprache heiße Feindschaft in herzliche Gesinnung gewandelt! Ich kenne Frau Justine: solange sie voll unbestimmter Furcht, voll Mißtrauen war, konnte sie Feindin sein. Wenn sie weiß, Du bedarfst der Verzeihung, wird all die edle, große Menschlichkeit in ihr wach werden. Sie wird Dich lieben, w e i l sie Dir verzeihen durfte. Ja, so wird es sein. Ich fühle es, als habe sie es schon versprochen. Und Dein Weib — Gott — William — so jung — so schön — Dir zu eigen geworden aus heißer Liebe . . . sieh, es muß, es wird ja alles gut werden. Mache sie glücklich — ganz sonnenklar glücklich — keine Geheimnisse mehr — nie mehr — mache sie glücklich und Du wirst der glücklichste, geliebteste Gatte und Sohn werden . . ."

Er konnte nicht weiter. Er drückte nur wieder und immer wieder mit seinen beiden Händen des anderen Hand, als wolle er noch mehr bitten, noch tiefer und heißer, als Worte es vermögen . . .

William hörte. Und ein schmerzlicher Ausdruck legte sich über sein schönes Gesicht. Die sammetdunklen Augen, mit deren weicher, tiefer Glut er Gunhilds junge Phantasie verwirrt, blickten trübe und sahen ins Unbestimmte hinaus.

Es war vorbei! Wieder hatte er Schiffbruch gelitten.

Er war nicht zum Glück bestimmt, er fühlte es.

Gunhild zu verheimlichen, welche Erlebnisse hinter ihm lagen, würde nun unmöglich sein. Und dann würde sie ihn hassen . . . Wie schwer hatte es sie schon getroffen, als sie von seiner Armut erfuhr . . .

Er sah ihr Gesicht vor sich, wie es damals gewesen — so todtraurig und ein Ausdruck darin, den er nicht verstand . . . Und mit einmal war es ihm, als sei es ein Ausdruck gewesen, wie er dereinst in Henriettes Augen geflammt . . .

Beide Gesichter vermischten sich ihm plötzlich in eines . . . Seine Gedanken ver-

wirrten sich. Es war, als ob Gunhild ihm haßvoll fluchte, als ob aus ihrem Munde all diese wilden Worte kamen, die die andere ihm entgegengeschleudert.

Wie ihn das ängstigte.

Er fühlte ganz klar: es war eine schreckhafte Einbildung. Aber er konnte sie nicht verscheuchen.

. Sie wurde immer machtvoller ... eine Stimme gesellte sich ihr zu, die irgendwo herkam — die sprach: Du hast die eine verstoßen, nun verstößt die andere Dich.

Er versuchte zu denken — redete sich ein: Gunhild kann alles verschwiegen bleiben. Aber wie sollte er denn dahinleben in dieser Familie mit den engen Anschauungen, die jedes Verschweigen als Lüge rechneten ...

Seine Stirn wurde feucht. Alle seine Glieder zitterten.

Er stierte ins Gegenstandslose, wie einer, der Fürchterliches erblickt.

„Hörst Du nicht?" fragte Gilbert eindringlich.

Der Mann entzog seine Hand dem bittenden, guten Druck der Hände, die ihn zum Glück, zum Frieden zu führen trachteten.

Er sah um sich — wie einer, der wieder erwacht.

Er sah den kahlen Garten im weißen Sonnenschein und den Schneeflaum auf dem Erdboden. Und fühlte den herben Wind an seiner Stirn ...

„Ich danke Dir," murmelte er.

„Komm—komm zu Gunhilds Mutter..."

„Jetzt nicht — jetzt nicht ..."

Vielleicht bedurfte er erst der Sammlung. Seine Seele mußte erst in der Stille abwägen, wie sie sich am sichersten und zartesten zurückfände zu denen, die er gekränkt. Vielleicht war ihm auch ein Zeuge zu peinlich ...

Gilbert glaubte zu begreifen.

„Ich lasse Dich," sagte er herzlich, „und ich wünsche nur dies eine: daß aus diesen Erregungen Euch erst das wahre Glück erwachsen möge."

Mit seltsam leeren Blicken sah der andere ihn an — es schien, als sei alles Leben in den dunklen Augen erloschen.

Gilbert stand und blickte ihm dann nach.

Ganz langsam schritt er den Laubengang hinab — nun hielt er an — strich mit der Hand über die Stirn — schien tief aufzuatmen oder schwer zu seufzen — ging weiter und wandte sich endlich nach rechts.

Es schien, als schlage er einen Weg ein, der zu den Fabrikgebäuden führte.

‚Ich muß fort — heute noch — ehe ich sie wiedersehe', dachte Gilbert.

Er fühlte sich müde und traurig.

Er lächelte darüber. Seine Augen feuchteten sich — er begriff die Notwendigkeit sich zusammenzunehmen.

Rasch ging er zurück.

Er wußte wohl: Er konnte nicht in selbiger Minute fliehen. Die Frau würde noch von ihm wissen wollen, was er mit William gesprochen, wie jener sich gehalten habe.

Er prüfte sich — jedes Wort bedachte er noch einmal, ob er etwa zu hart oder zu nachsichtig gewesen sei.

Sein Gewissen sagte ihm, daß er jedes vertreten könne, jedes einzelne.

Das erleichterte ihm etwas das schwere Gemüt.

Im Hause traf er Dora. Die sagte ihm, daß Frau Staphorst allein sein wolle. Selbst die Störung durch den Arzt habe sie sich verbeten.

Es hieß also warten.

In seinem Zimmer legte er sich aufs Bett. Er bildete sich ein, von der Nachtreise und den Erregungen der letzten Stunde müde zu sein.

‚Ich will schlafen', dachte er, aber er schlief nicht. Denn seine Gedanken hatten eine sehr mühsame Arbeit, die ihn fieberhaft wach hielt: Sie mußten sich ganz, ganz fern von einer halten. Mit allen Dingen dieser Erde konnten sie sich ungehindert beschäftigen — nur eine Gestalt wollten, sollten sie nicht suchen ...

Die Zeit verging ihm ganz unmerklich. Manchmal dachte er: ‚Sie wird mich sicher rufen lassen.' Aber er wunderte sich nicht, daß es immer noch nicht geschah.

Er dachte an das flüchtig hingeworfene Wort der Frau: ‚Kommen Sie zu mir.'

Das war kein Scherz gewesen, sondern ein Wunsch, der nicht minder ehrlich blieb, weil der Augenblick ihn gebar. Das fühlte er genau.

Und ebenso wußte er auch: Die Aufgabe hätte ihn reizen können. Die Frau sah ihre großen und wichtigen Unterneh-



Paolo und Franzesca da Rimini.
Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach in der Schackgalerie zu München.

mungen nicht in den erwünschten und gewiß auch nicht in den sichersten Händen bei William. Brown hatte ihm noch ausdrücklich bestätigt: William sei kein Mann, der zielbewußt und selbständig arbeiten könne.

Frau Staphorst hatte das wahrscheinlich auch schon durchschaut und war in Sorgen um das Erbe ihrer Kinder.

Wie freudig wäre er bereit gewesen zu sagen: Lassen Sie mich versuchen, ob ich mich hineinarbeite.

Aber das ging nicht ... Wenn er vor sich selbst ein redlicher Mann bleiben wollte, durfte er nicht in derselben Umgebung mit der einen leben ...

Und gerade in diese Gedanken hinein klopfte es.

Er sprang auf.

Draußen stand Fräulein Wittmer und bat ihn: Frau Staphorst wolle weiter mit ihm reden.

Er fand sie bleich, aber ganz gesammelt. Eine klare Ruhe lag auf ihrem Wesen.

Sie fühlte sich noch ein wenig schwach, und Fräulein Wittmer hatte ihr ein mächtiges Kissen hinter den Rücken gestopft. Über ihren Knieen lag eine Decke.

Sie sah ihm mit lebhaftem Blick entgegen und streckte die Hand nach ihm aus. Er mußte sich neben sie auf das Sofa setzen.

„Schwere Stunden liegen hinter mir," sagte sie, „ach, lieber Freund — welche Entdeckungen macht man in sich selbst! Wir bilden uns ein, sittlich fühlende und denkende Menschen zu sein, und mit einemmal kommt eine Stunde, tritt ein Ereignis an uns heran — und aus den Tiefen unseres Wesens kochen die sündhaftesten Begierden empor. Ich bin durch harte Kämpfe gegangen ... Nun weiß ich, was ich will und muß."

Ihre Worte trafen ihn seltsam. Er schloß einen Herzschlag lang die Augen ...

„Ganz gewiß," fuhr sie fort, „ist es in letzter Instanz allein Gunhild, die über alles zu entscheiden hat — ob sie verzeihen will oder nicht. Aber ob aus Liebe oder Pflicht: sie wird verzeihen! Und ich muß alles tun, dem Mann, der ein Schwächling ist und als solcher handelte, die Situation zu erleichtern. Ich will mit ihm sprechen — liebevoll — wenn ich soviel über mich vermag — jedenfalls aber gerecht. Ich will ihn fühlen lassen, daß ich mich bestrebe zu verstehen, was ich — Ihnen sei es gestanden — dennoch nie, nie verstehen kann. Ich will mich beherrschen."

Es war das Äußerste, was sie ihrer Natur nach versprechen konnte. Das verstand er. Und es erschütterte ihn. Denn er konnte sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, was das dem leidenschaftlichen und ungefügen Wesen der Frau kosten möge.

„Ich dachte mir — ich wußte es, daß Sie so oder ähnlich sich entschließen würden," sagte er. „Und das habe ich William auch vorausgesagt — ihn gebeten zu hoffen, zu glauben."

„Und er? ..."

Gilbert zuckte die Achseln.

„Was in ihm vorging, vermochte ich nicht zu deuten," sprach er sehr langsam.

Er begriff, daß gerade er dieser Frau nicht sagen durfte: William wähnt sich nicht mehr geliebt ... Und vor allen Dingen durfte er es in diesem Augenblick nicht sagen — in das Gemüt der Mutter nicht noch mehr Verwirrung und Sorge werfen.

„Ich werde also mit ihm sprechen. Und vielleicht werde ich nun, da keine Geheimnisse mehr zwischen uns stehen, den rechten Ton finden," sagte sie hoffnungsvoll.

Gilbert wußte, daß alle ihre Hoffnungen an Williams Wesen zerbrechen würden. Sie würde die Erkenntnis einfach nicht ertragen, daß der Mann auf dem Standpunkt beharrte, sein Vorleben gehe die Frauen nichts an, daß er sein Verhalten gegen den Vater der unglücklichen Henriette noch im Lichte der Großmut sah.

Er ahnte: all ihr leidenschaftlicher Zorn würde von neuem auflodern.

Es waren ja nur Worte, schöne sittliche Worte, wenn sie von Hoffnung, neuem, geklärtem Glück, wahrer Ehe sprachen — Worte, mit denen sie sich belogen ... weil sie es nötig hatten, sich zu belügen, um den Gedanken an die Zukunft zu ertragen.

Mit etwas gewaltsamer Lebhaftigkeit fuhr Justine fort: „Und nun noch eine Frage, ehe Sie mir William holen: Haben Sie ihn nach dem Vermögen — nach der Herkunft dieser hundertfünfzigtausend Mark gefragt?"

„Frau Laura Staphorst hat ihn mit diesem Gelde ausgestattet. Er sieht es für keinen Betrug an, daß er es für sein Eigen-

tum ausgab — wenigstens nahm er mir gegenüber die Miene an, als fände er das ganz ‚legitim'. Er brauchte sogar dies Wort. Denn, so behauptete er, Gunhild, Ihre Tochter, sei die Erbin dieses Geldes, wenn Frau Laura einmal davongehe."

Justine wurde dunkelrot, und ihr Mund schloß sich fest.

Ihr Ausdruck wurde bitter und feindselig.

Man sah es ihr an: sie rang schwer mit sich.

Und langer Minuten bedurfte es, bis sie soweit war, um sich ein gelassenes Wort abzuzwingen.

„Daß ich darauf niemals gekommen bin. Ich bin doch dumm — manchmal — manchen Menschen und Dingen gegenüber."

Sie lächelte. Es war auch ein Erstaunen darin. Das sah er wohl — jenes naive Erstaunen, das großartige Naturen empfinden, wenn sie Gehässigkeit am Werk sehen.

‚Er soll es ihr sofort zurückgeben,' beschloß sie.

Sie grübelte. Alle ihre großmütigen Entschlüsse, all ihre tiefen Sorgen wurden plötzlich von einem ganz nebensächlichen Empfinden gestört: Nach Frauenart peinigte sie der Gedanke, daß ihre alte Gegnerin so lange heimlich den Triumph gekostet hatte, sie getäuscht zu wissen ...

Als sie sich darüber klar ward, ärgerte sie sich und verstand es gar nicht, wie man an seinem Wesen solche Kleinlichkeit dulden kann, sich nicht davon zu befreien vermag.

Sie war böse auf sich. Dann kam sie sich immer hilflos vor — sehnte sich nach einem starken Schutz.

Plötzlich sagte sie: „Kommen Sie zu mir — werden Sie Williams Kompagnon — ich trete dann zurück — dann weiß ich mein Lebenswerk, weiß das Erbe meiner Kinder in sicherster Hand. William kann ich es nicht allein überlassen. Ich weiß, mein Sohn würde dieser Vereinbarung freudig beistimmen. Ihren Eltern würde es genehm sein. Sie wären nicht der erste Rechtsanwalt, der zur Industrie übergeht. Ohne die Tatsache, daß Ihr Vater sich zurückzieht und Sie somit an einem entscheidenden Punkt stehen, hätt' ich mir den Vorschlag nicht erlaubt. Kommen Sie zu mir ..."

Er war sehr bleich geworden bei ihren Worten.

Er stand auf, ging eine Weile im Zimmer hin und her und trat dann ans Fenster.

Sie wartete still — mit beruhigtem Herzen. Sie wußte ja: eine starke Sympathie ist niemals einseitig. Das mütterliche Wohlwollen, welches sie für den Mann empfand, erwiderte er mit ehrfurchtsvoller Zuneigung. Er würde gern kommen ... Er war der Sohn wohlhabender Eltern und einer sorgenfreien Existenz durch seinen Beruf sicher. Dennoch war, was sie ihm bot, äußerlich gesehen, viel, sehr viel. Sie aber hatte durchaus das Gefühl, daß sie die Gewinnende sei, wenn er annehme. Und er würde annehmen ...

Endlich wandte er sich zu ihr.

„Ich kann es nicht," sagte er leise.

Sie machte eine so erschreckte und enttäuschte Bewegung, daß er näher herantrat.

Seine klaren grauen Augen sahen sie gerade an.

„Sie fühlen, wie gern ich zugriffe — mit beiden Händen — und meine Eltern würden zustimmen — ich bin stolz, daß Sie mir so vertrauen. Aber ich kann nicht."

„Und — der Grund — der Grund?" fragte sie atemlos.

Irgend eine dumpfe Vorstellung schoß durch ihr Hirn — daß er noch mehr von William wisse, als er gesagt habe, und sich für zu reinlich halte, mit dem Mann zusammen zu arbeiten ...

„William?" stieß sie hervor.

Er sah sie immer an, offen und sehr traurig.

„Nein. Tun Sie ihm nicht zu viel Unrecht an. Nicht seinetwegen. Aber — aber ich — wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben soll, auch in meinen Gedanken ... ich kann es nicht — ich darf es nicht."

Er brach ab und sah von ihr fort. Denn er sah, daß sie verstand und daß ein Ausdruck von Schreck und Schmerz über ihr Gesicht ging, den er nicht ertrug.

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen.

‚Müde — müde,' dachte sie, ‚es ist zu schwer — zu verworren — in alles mengt sich die Härte ... ich bin müde ...'

Ihr war, als lösche ihre Kraft hin. So saß sie still — mehr zerbrochen, als

ergeben — duldend, weil das Leben sie zwang ...

„Gestatten Sie mir," hörte sie nach einer Weile den Mann leise sagen, „heute abend mich wieder zu verabschieden?"

Sie nickte — mit geschlossenen Augen — mehrmals — nicht als bejahe sie ihm die Frage, sondern als bestätige sie einer dunklen, unbarmherzigen Macht die Wirksamkeit ...

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen.

Fräulein Wittmer kam herein ... Sie sollte es sagen ... Sie kannte ja die Herrin am besten ... wußte wohl, wie man sie am schonendsten vorbereitete ... Sie hatte auch das Herz voll von Plänen, wie sie es so oder so heranbringen wolle. Nicht, um keinen Preis das Gräßliche gleich gerade heraussagen ... Nein, das nicht ...

Und als die Frau sie sah — entfärbt, mit stieren Augen, den Mund geöffnet wie im Entsetzen, da schrie sie auf: „Was ist geschehen?"

Alles war vergessen ... kein Wort war im Bewußtsein von Fräulein Wittmer ... kein Gedanke, außer dem einen: ‚Er hat sich erschossen.'

Sie fiel vor der Frau auf die Kniee und umklammerte sie und brachte es heraus — heiser — atemlos: „Er ist tot."

— — — — — — — — —

Es war vierundzwanzig Stunden später und am Nachmittag.

Unten im Wohnzimmer wurde das Licht schon matt. Hinter den Gebüschen und Stämmen des Gartens sah man den Sonnenball als weißliche Scheibe im Dunst, strahlenlos und blank sich dem Horizonte nähern. Auf dem Tisch stand, wie alle Tage, das Teegeschirr, und Fräulein Wittmer, verweint und im schwarzen Kleide, machte den Tee.

Pastor Henning war da und der Justizrat Langer und seine Frau.

Die Justizrätin begriff es gar nicht, daß sie ihre geliebte teure Freundin nicht zu sehen bekommen sollten. Aber Fräulein Wittmer hatte sich einfach geweigert, sie zu melden, trotzdem Langers immer wieder betonten, sie seien doch „die Nächsten".

Nun saß die dicke Frau und weinte und seufzte immer vor sich hin. In ihren Gedanken war ein merkwürdiges Durcheinander: ‚Mein Theo kriegt sie nun doch noch — niemand darf wissen, daß es Selbstmord ist — ob ich wohl zur Beerdigung mein Seidenes anziehen kann? Das Wollene ist zu eng — ja sie wird sich rasch trösten — und wenn das Trauerjahr vorbei ist ...'

Der Justizrat saß am Tisch, der rotblonde Bart war ihm voll Kuchenkrümel gefallen, und während er halb mechanisch viel Tee trank und viel kleine Mürbekuchen aß, wendete er zwischendurch immer den energischen, kahlgeschorenen Kopf dem Pastor zu, der langsam im Zimmer auf und ab ging.

Langer war ein wenig beleidigt gewesen, daß Fräulein Wittmer gestern sofort zu Henning und nicht zu ihm gelaufen war. Aber am Ende: Henning war ja nun Familie. Und er wollte nun noch nachträglich so viel wie möglich seine Autorität zur Geltung bringen.

Er mißbilligte es auch, daß die Frauen Gunhild hierher geholt hatten und daß sie bei ihrer Mutter verblieben war. In ihrem eignen Heim wäre ihr Platz gewesen — freilich, lediglich aus Repräsentationsgründen. Aber so sehr er — Langer — auch sonst Konvention verachtete, in diesem Falle konnte man nicht klug genug sein. Denn der Selbstmord mußte vertuscht werden.

„Glauben Sie denn, daß die ganze Stadt nicht schon voll von dem Ereignis ist? Daß an allen Ecken und Enden die weiblichen und noch viel mehr die männlichen Klatschbasen an der Börse, in den Klubs und beim Frühschoppen davon sprechen? Männer — weil sie täglich Gelegenheit haben in größeren Gruppen zusammen zu kommen — klatschen mehr als Frauen. Das hab' ich längst bei mir festgestellt. An der Börse wird man sich heut schon genug erzählt haben," sprach Henning.

„Aber niemand kann Gewisses sagen," behauptete der Justizrat, „und wenn denn schließlich auch der Selbstmord nicht geleugnet werden könnte: es kommt ja immer auf den Zustand des Selbstmörders an. Ist ein Selbstmord noch ein solcher, wenn er in geistiger Umnachtung begangen ward? Ich habe erst kürzlich einen Prozeß für eine Familie gewonnen, deren Oberhaupt sich erschoß. Es war im offenkundigen Irrsinn geschehen. Die Versicherungsgesellschaft wurde verurteilt, den Betrag der

Police an die Hinterbliebenen zu zahlen, denn das Gericht entschied, es liege kein Selbstmord im versicherungs-technischen Sinn vor."

Mit der Geduld, die ihn auszeichnete, und die seiner behaglichen Gemütsart entsprang, sagte Pastor Henning: „Wir haben hier gar nichts mit Lebensversicherungsgesellschaften zu tun. Und William war nicht irrsinnig, Gott sei es geklagt. Nackt und hart müssen wir es uns eingestehen: er hat diese fluchwürdige Tat der äußersten Feigheit bei vollem Verstande begangen."

„Das Aufhören der Lebensenergie, die Umkehr derselben in den Vernichtungstrieb ist immer krankhaft," sagte Langer mit jener Entschiedenheit, die jeder andern Ansicht die Berechtigung vorweg aberkennt. „Jeder Physiologe wird Ihnen das bestätigen."

„Wie wird es mit der Beerdigung?" fragte die Justizrätin dazwischen. „Können Sie ihn zu Grabe geleiten? Dies ist ja nun ein gräßlicher Konflikt, wo sie verwandt mit dem Hause sind . . ."

„Gar kein Konflikt," fiel ihr Mann ihr ins Wort. Er sah ein, er mußte es dem guten Pastor, der nicht begreifen wollte, sehr dick geben, daß William krank gewesen sein mußte. „Gar kein Konflikt. Auf der Basis der eben erwähnten und undiskutierbar feststehenden wissenschaftlichen Erkenntnis wird Doktor Pfeiffer den Totenschein ausschreiben: Selbstmord, begangen in akuter Unzurechnungsfähigkeit. Dann kann Henning am Grabe seine schönste Predigt halten."

Voll Energie biß er in einen Kuchen und hielt die Sache für erledigt.

„Gar kein Konflikt," sagte auch Pastor Henning ernst. „Ich bedarf keiner vertuschenden Zustutzung des Falles, meine liebe Frau Langer. Ihr Mann nimmt sich da meiner an, wo ich schon ganz allein den rechten Weg zu finden weiß. Die Kirche versagt dem Mörder, der hingerichtet werden soll, nicht ihren Zuspruch. Wäre Sinn darin, wäre es barmherzig, wenn ich nicht am Grabe eines Mörders beten wollte, der unserer Fürbitte erst recht bedarf, weil er seine sündhafte Tat nicht mehr bereuen kann?"

Fräulein Wittmer weinte.

„Gottlob," sagte die Justizrätin, erleichtert, daß der Familie und vor allem der jungen Witwe die Schmach erspart bleiben sollte, den Toten ‚weggesteckt' zu sehen."

Der Justizrat wiegte mit sehr ausdrucksvoller Gebärde des Mißfallens sein Haupt.

„Klingt schön, verehrter Freund! Praktischer ist es aber, sich nach allen Richtungen zu salvieren. Die Haltung Ihrer Kollegen ist verschieden — auch im Konsistorium könnten die Meinungen geteilt sein."

Henning lächelte in gelassener Überlegenheit. Er kannte das Bedürfnis Langers, Schwierigkeiten heranzuschleppen, um dann die Genugtuung haben zu können, sie alle fortzuräumen.

Der Eintritt seiner Tochter Käthe ersparte ihm die Fortsetzung des Gespräches.

Käthe küßte ihn.

„Bist Du wieder da? Das ist gut. Du kannst Gunhild nachher sehen."

Käthe trug auch schon tiefe Trauer, sie sah auch ernst aus. Aber es schien, als bleibe auf ihrem runden Gesicht und in ihren Kinderaugen immer ein unverwischbarer Rest von Zuversicht und Heiterkeit.

„Wie geht es ihr?" fragten Langers und der Pastor wie aus einem Munde.

„Ich hab' noch nie einen Menschen so viel weinen sehen. Immer wieder fängt sie an."

„Das ist gut," sagte die Justizrätin, „lass' sie nur. Tränen spülen viel weg."

„Und Ihre Schwiegermutter?" fragte Langer.

Käthe haßte das Wort und sagte mit Betonung: „Meine Mama ist in ihrem Zimmer. Der Doktor Franke ist bei ihr. Sie haben furchtbar viel zu bereden. Ich glaub' Geschäfte. Er will ja sofort nach der Beerdigung abreisen, sagte er mir — ich begegnete ihm vorhin auf der Treppe."

‚Geschäfte!' dachte die Justizrätin. ‚Selbst heute! Sie hat kein Herz — ich hab' es immer gesagt, sie hat kein Herz.'

Ihr Mann sah sie durchbohrend an. Er machte ein Gesicht, als erriete er ihre Gedanken, denn in etwas strengem Ton sprach er: „Nichts natürlicher, als daß sie mit Williams Verwandten vieles und wichtiges zu bereden hat."

„Wollen Sie nicht Tee, Käthe?" fragte Fräulein Wittmer sanft.

„Ich nehm' ihn mit 'rauf. Für Gunhild auch — ein bißchen was zu essen

dabei — ja? — — so, alles auf das Teebrett . . . . schön."

„Sie wird doch nichts nehmen," klagte Fräulein Wittmer.

„Sie wird!" sagte Käthe ganz zuversichtlich. „Heut' mittag und heut' morgen hab' ich sie auch dazu gekriegt."

Es lag viel Selbstbewußtsein in ihrem Auftreten. Man merkte es ihr an, sie fühlte sich befriedigt und glücklich und als die einzige, die hier ‚den Kopf oben' hatte.

Das genierte ihren Vater ein wenig; er fürchtete, Langers könnten es mißverstehen.

„Käthe, Du weißt doch, man kann nicht zart und geduldig genug mit den Traurigen sein."

„Bin ich, Papa. So ziemlich, wenigstens nur manchmal sag' ich's ihr: Dies Weinen und Weinen immerzu ist doch Unrecht. Sie hat doch noch Mama und uns alle. Und dann vor allen Dingen Wynrich. Solchen Bruder! Wer hat den gleich."

„Aber Kind — der beste Bruder ist dem Herzen einer Frau nicht so teuer wie der Gatte. Welch' unverständige Ansicht! Stell' Dir vor: wenn Wynrich etwas zustieße, würde unser Besitz Dich trösten?"

„So etwas darfst Du nicht einmal des Beispiels halber sagen," rief Käthe, „Wynrich und ich — das ist doch ganz etwas anderes."

‚Sie ist mehr als naiv', dachte Langer ungeduldig.

„Wieso — ganz was anderes?" fragte Fräulein Wittmer etwas gereizt.

Nun wurde Käthe fast verlegen. „Ich weiß nicht. Man kann viel fühlen. Aber gleich sagen? . . . Es war immer beinah so, als wie wenn man 'ne Geschichte las — so gar nicht, als ob Gunhild und William ein wirkliches Paar wären — ich meine, als ob sie nicht ganz zusammengehörten — — so was Fremdes war dabei. — Ach — " schloß sie ärgerlich und nahm bei diesem abwehrenden Schlußruf das Teebrett vom Tisch und ging davon.

„Sie ist viel einsichtsvoller und feinfühliger, als ich mir je gedacht habe," urteilte die Justizrätin und nickte ihrem Mann bedeutungsvoll zu.

Er nahm es für einen Vorwurf, denn seit vierundzwanzig Stunden braunte ja förmlich das Bewußtsein in ihm, daß er damals diesem unseligen Mann zur Heirat mit Gunhild verholfen hatte.

„Nachher sind die Leute immer klüger," brummte er und nahm in zorniger Laune den letzten Kuchen aus dem Korbe. „Nachher will jeder gemerkt haben, daß es in der Ehe nicht stimmte . . ."

„Wir wissen ja gar nicht, ob William sich erschoß, weil er in seiner Ehe unglücklich war," bemerkte Henning ernst.

„Na — Glückliche pflegen sich nicht zu erschießen," sagte Langer grob.

„Gunhild ist immer liebevoll und pflichttreu gewesen," rief Fräulein Wittmer erregt und sehr, sehr beleidigt.

Henning nahm ihre Hand und drückte sie beruhigend.

„Nie wird ein Mensch anders denken," sprach er. „Das wissen wir alle."

Die Justizrätin erhob sich. Sie fühlte, es war Zeit zu gehen. Seit vierundzwanzig Stunden hatte sie es kommen sehen: ihr Mann mußte sich Luft machen. Das hieß: in einem Zornausbruch ungerechtfertigter Art gegen Unschuldige seine Verstimmung austoben. Gegen Fräulein Wittmer — das wäre ihr nicht weiter ängstlich gewesen. Aber gegen Pastor Henning? — Der war nicht das geeignete Objekt. Der hatte eine so unzerstörbare, behagliche Art ihren zornigen Mann auf den Sand zu setzen. Und das vertrug Langer nicht. Dann fühlte er sich gedemütigt und ward tagelang nicht wieder gut. Dafür dankte sie. Er sollte sich nur im Wagen gegen sie austoben; sie hielt gern still, denn sie wußte ja, wenn noch das letzte Gewittergrollen in seiner Stimme war, ging auch schon die Reue und der Wunsch gut zu machen als Sonnenschein in seinem Herzen auf. Die ganze Geschichte war: er wollte vorbeugen, daß nicht etwa jemand ihm mit Vorwürfen kam. Lieber wurde er vorher gegen alle grob.

Durch einen Abschied mit Küssen und Tränen von Fräulein Wittmer suchte sie einen guten Abgang für sich und ihren Gatten. —

Oben auf ihrem Bette lag Gunhild, bald vor sich hinträumend, bald in Tränen zerfließend.

Es kam ihr selbst natürlich vor, daß sie im Mutterhause, in ihrem Mädchenstübchen war.

Mit keinem Wort und keinem Gedanken

verlangte sie nach ihrem eigenen Heim zurück, aus dem Pastor Henning und Fräulein Wittmer sie vor vierundzwanzig Stunden geholt hatten.

Henning hatte ihr gesagt, daß ihrem Gatten draußen in der Fabrik ein Unfall zugestoßen sei. Und Fräulein Wittmer, die schluchzend, mit verhülltem Gesicht dabei gestanden, nickte immerfort dazu.

Später kam es Gunhild vor, als habe sie in jenen Augenblicken etwas empfunden, was Dankbarkeit, fast Freude war. Das konnte doch nicht sein. Es gestaltete sich nur in ihrer Erinnerung so, die jeden leisesten Gedanken, jedes undeutliche Empfinden wieder und wieder beleuchtete.

Gewiß war das eine: ihr ganzes Wesen ward durchglüht von Mitleid und dem Wunsch zu helfen, Liebe zu zeigen.

Vielleicht erst später, auf der Fahrt hinaus kam dann die Hoffnung hinzu, daß aus diesem Unglück und dem Leiden, aus der Gelegenheit treue Hingebung zu zeigen, das wahre Glück erwachsen könne.

Aber nachträglich schien es ihr doch, als sei das alles in die ersten Minuten zusammen gefallen.

Von ihrer Mutter erfuhr sie die Wahrheit.

Die leiderfahrene Frau wußte ja, daß ein schon gefoltertes Herz keine langen Vorbereitungen mehr erträgt.

Sie gedachte der Stunde, da man ihr gesagt, daß ihr heißgeliebter Gatte auf dem Felde der Ehre gefallen sei.

In den noch heute nicht verwundenen Schmerz mischte sich die großartige Erhebung — das Bewußtsein des heiligen Opfers, das sie gebracht . . .

Dieser Mann aber war gefallen auf dem Felde der Unehre . . .

Justine wußte wohl, durch welche wunderbare Kraft sie selbst damals oben geblieben war: durch den Stolz auf ihren Gatten, durch die Liebe zu ihm, die unenttäuscht, tief und heiß nach sechsjähriger Ehe in ihr lebendig wirkte.

Das Unglück ihrer Tochter bildete den völligen Gegensatz zu ihrem eigenen. Und deshalb schien die Gefahr so groß, daß das junge Wesen daran zugrunde ging.

Ihr Mutterherz erbebte vor Sorgen. Dennoch fand es den Mut, der Tochter die Wahrheit zu sagen, gleich die ganze.

Die Wirkung war aber eine andere als die erwartete.

Es schien gerade, als ob das, was sie für das Furchtbarste gehalten, für Gunhild irgend eine geheime Nebenbedeutung habe, nicht befreiender Art, aber dennoch erleichternd.

Sie fand gleich Tränen — endlose Tränen.

So gebärdet sich nicht die Verzweiflung. So weint das Mitleid. Das war kein Aufbäumen gegen das Schicksal. Das war nur eine tiefe Klage.

Die Frau verstand nicht . . . Aber es erleichterte doch ihr Herz.

Sie ließ die Tochter weinen — weinen. Und um des Schattens willen, der seit dem Tage zwischen ihnen stand, da der nun Tote ins Haus kam, um der Unsicherheit willen, in welcher sie einander gegenüber dahinlebten, verbannte sie sich selbst für lange Stunden aus der Nähe der Weinenden.

Dann trat Käthe ihr Amt als Trösterin und Pflegerin an.

Mit Erstaunen fühlte die Frau, wie sehr wohl ihr selbst und auch Gunhild die Gegenwart des ‚unbedeutenden Mädchens' tat.

Ganz gewiß: Käthe hatte die einfache und behagliche Gemütsart ihres Vaters. Aus dieser heraus handelte sie immer gesund und richtig.

Selbst Fräulein Wittmer, die viel zu zerschmettert war, um die Stütze sein zu können, die sie ihrer Stellung nach sein sollte, hielt sich in diesen Tagen an Käthe.

In dunklen und schwülen Stunden blieb sie klar und frisch.

‚Das ist keine kleine Gabe', dachte die Mutter dankbar. —

Jetzt kam Käthe mit dem Teebrett in Gunhilds Zimmer und sagte im ganz gewöhnlichen Ton: „Nun wollen wir aber starken Tee trinken — der tut gut — Unten sind Langers und Papa. Papa kommt gleich 'rauf. Frau Langer pustet — ihr Kleid war wieder mal zu eng. Und er ist kratzbürstig. Sie meinen es ja aber sehr treu und lassen Dich hunderttausendmal grüßen."

„Von Wynrich Depesche?" fragte Gunhild und richtete sich ein wenig auf, weil Käthe ihr die Teetasse einfach an den Mund hielt.

„Nein. Immer noch nicht. Sie haben

ja gerade gestern morgen eine viertägige Übungsfahrt in die Ostsee unternommen. Er wird vielleicht unsere Depesche erst erhalten, während wir schon . . ."

Übermorgen sollte William beerdigt werden.

‚Nicht unnötig davon sprechen', dachte Käthe.

Aber Gunhild wußte ja, was sie meinte. Und von neuem rannen ihr Tränen über die Wangen.

Da kam Henning.

Gunhild war sogleich von ihrem Bett herunter und warf sich ihm an die Brust.

Er hielt sie lange still umfaßt, indes Käthe hinausschlich.

Vorsichtig führte er sie dann zu dem Sofa, das in seiner blauweißen Zierlichkeit eigentlich zu eng war für den großen Mann und die junge Frau. Aber sie schmiegte sich dicht an ihn.

„Fürchtest Du Dich, mein liebes Kind?" fragte er milde und ruhig.

„Nein," sprach sie.

„Hast Du Selbstvorwürfe in Deinem Herzen? Oder Zorn gegen ihn?"

„Nein," sprach sie und weinte fort.

Es gehörte zu seinen Ansichten, daß es richtiger sei die Traurigen sprechen zu lassen. Dann verrieten sie selbst, auf welchen Wegen der Trost am ehesten den Eingang zu ihren Herzen finden würde.

Doch Gunhild schien schweigen zu wollen. Er wartete. Aber sie klammerte sich immer an ihn wie eine, die noch etwas will und sprach doch nicht.

Endlich fragte er: „Kann ich Dir helfen?"

Sie nickte.

„Eine Frage . . ."

„Sprich sie aus, mein liebes Kind."

„Nicht wahr — ich konnte ihn nicht finden? Dazu war ich zu jung und zu schwach? Einen Mann, der das tat — das . . ."

„Wie meinst Du: Ihn nicht finden?" wiederholte Henning verwundert.

„Weißt Du noch, wie Du mir einmal sagtest: Wer nicht an Menschen glaubt, glaubt auch nicht an Gott? Da hab' ich ihn immerfort gesucht — denn ich hatte ihn schon damals verloren und wollte den Weg zurückfinden . . ."

Sie weinte laut.

Der Mann bekam nasse Augen.

Armes Kind! In solchen Kämpfen hatte sie gestanden . . .

„Nein," sagte er mit tiefem Ernst, „einen, der so feig war, sich selbst wegzuwerfen, den konntest Du nicht finden — hättest ihn nie gefunden . . ."

„Ich verstehe es nicht — ihn nicht — gar nicht," klagte sie.

Er streichelte ihr sehr sanft das Haar.

„Ich auch nicht, Kind. Deine Mutter und ich, wir sprachen schon heute morgen darüber. Es gibt gar keinen Grund, der stark genug und ausreichende Entschuldigung wäre für solche Tat. Auch aus den Verhältnissen heraus können wir nicht begreifen, weshalb der arme William . . . Aber es scheint, er war einer von denen, die vom Leben nur Genuß verlangen und gar keine Ahnung davon haben, daß man zum Verständnis des Lebens erst vordringt durch Kampf. Verzeih' ihm — wir wollen ihm alle verzeihen — Er bedarf sehr unserer Milde und unserer Gebete. Und hüte Dich vor bitteren Gedanken. In seiner Art hat er Dich doch geliebt. Den Weg zu Dir suchte er mit den Waffen der Lüge — sein Gefühl für Dich aber war Wahrheit."

Er fühlte: Dies hatte sie hören wollen. Die Warnung vor Bitterkeit, der Zuspruch, daß sie niemals seine Seele gefunden hätte — das tröstete sie, gab ihr Halt.

Voll Barmherzigkeit verschwieg er seine geringe Meinung von der Liebe des Mannes.

Das war nur die Leidenschaft eines Selbstsüchtigen gewesen, in Eitelkeit, Genußsucht, Feigheit verstrickt.

Auf die Erkenntnis würde die junge Frau selbst kommen. Das wußte er.

Ihr jetzt die Augen öffnen, das wäre kein Trösten, das wäre Verwunden gewesen.

Ward sie von selbst sehend, dann hieß das Gesundung.

Nun hatte sie die Erleichterung gefunden . . . nun konnte sie sprechen. Sie hielt den väterlichen Freund lange neben sich fest.

Das ungeheuere Rätsel des Todes, des Selbstmordes, war vor sie hingetreten. Sie tastete daran herum — mit immer neuen Fragen, scheu und doch begierig zu verstehen.

Dem guten Mann ward schwer und traurig ums Herz.

‚Bin ich nicht wie ein Arzt, der vor

der Macht und den Geheimnissen einer Krankheit hilflos steht,' dachte er.

Die großen Krankheiten der Menschenseele, die drohenden Geheimnisse des Lebens stehen da — umlauern unser friedliches Alltagsdasein mit vernichtenden Gewalten — so düster — so unbegreiflich — und sind doch vielleicht notwendig . . .

„Mein Kind," sagte er schließlich und hielt sie fester an sich, „ich kann nichts als Dir meine Armut gestehen. Ich bin nicht weise genug. Ich bescheide mich damit: Wenn ich auch nicht weiß, warum all dies in der Welt ist, Gott weiß es! Aber natürlich, die weinende Seele sucht nach Erklärungen. Unser Verstand ist mal so: er braucht was, woran er sich halten kann und wenn's nur ein Strohhalm ist. Und da denke ich oft: stählen unsere Muskeln sich nicht im Kampf mit Sturm und Wellen und Arbeit? Auch unsere Seele stählt sich, wenn sie mit Schuld, Versuchung, Härte zu ringen hat. Ja — das denke ich."

Und wie er das so bescheiden, im stillen Ton eines sprach, der sich für wenig hält, ward er doch zum Wohltäter an dem jungen, erstaunten, klagenden Herzen.

Über Gunhilds Gesicht legte sich ein Ausdruck von Ruhe und Ernst.

Sie gab ihm die Hand und sah ihn mit einem starken Versprechen im Herzen an. Er las es in ihren Augen.

„Ich will gefaßt sein."

— — — — — — — — —

Die Zeit ging dahin. Aber es schien, sie habe eherne Füße: langsam schritt sie und doch mächtig.

Sie war reich, aber sie war nicht wechselvoll.

Gunhild lebte wieder im Hause ihrer Mutter. Die ganze Welt fand es selbstverständlich.

Das Haus an den Anlagen war ausgeräumt worden. Eine Zeitlang hatte es keinen Mieter, und Fräulein Wittmer, wenn sie in die Stadt kam, mochte nicht daran vorbeigehen. Ihr war, als seien es ungeschlossene Totenaugen, die sie aus den schwarzblanken, gardinenlosen Fenstern ansähen. Aber als nach drei Monaten dann doch Bewohner da waren, mochte sie erst recht nicht daran vorbei, denn nun sah es beinah aus, als wohne das junge Paar dort noch.

Die Möbel waren auf Gunhilds Wunsch verkauft worden.

Die Mutter wußte nicht, wie sie das verstehen solle. In ihrem Arbeitszimmer stand ja noch das Sofa, welches sie und Fritz sich zur ersten Einrichtung angeschafft hatten . . .

Wenn sie diesen Wunsch Gunhilds und viele kleine Züge, die es fort und fort zu beobachten gab, richtig verstand, dann — ja dann liebte die junge Witwe den Toten gar nicht mehr, trauerte menschlich, aber nicht als Gattin um ihn.

Wenn die Frau sich zuweilen gezwungen fühlte, das zu glauben, wollte die alte leidenschaftliche Zorneskraft wieder in ihr aufgären, und sie dachte erbittert: um eines Rausches willen all dies! Fremd und scheu stand ihr Kind ihr gegenüber — und das war gekommen um eines solchen Wahnes willen? Dann stritten sich die sonderbarsten Widersprüche heftig in ihrem Herzen: die Mutterliebe in ihr wollte aufjauchzen, daß ihr Kind nicht zerbrach — ihrem Charakter aber war diese Art unverständlich, die erst über Leichen geht, um zum Ziel zu kommen, und dann rasch ernüchtert, staunend zurückblickt — —

Freilich — sein war die Schuld — wie ein Irrwisch hatte der Mann gelockt — seine Flammen wärmten keinen Herd . . .

In diesem Hin und Her ihrer Empfindungen wäre ihr ein Alleinsein mit der Tochter schwer gewesen. Denn Fräulein Wittmer zählte nicht als Ablenkung und ausgleichende Mittelsperson. Sie litt zu sehr mit, schon deshalb, weil sie in ihrem Herzen der Mutter recht gab, wenn die Mutter zu ihr sprach, und mit Gunhild litt, wenn diese klagte.

Da war es für alle eine Wohltat, daß man in Käthe eine immer gleichmäßig heitere, völlig unbefangene Hausgenossin hatte, die von dem Schatten zwischen Mutter und Tochter nichts ahnte.

Daß Pastor Henning das Opfer gebracht und Käthe ganz draußen auf Attlisberg ließ, hatte zwei Gründe. Der wichtigste war eben die Erkenntnis, daß die leidenden Frauen einen gesunden Menschen um sich haben mußten. Der andere Grund war die Aussteuer, um derentwillen Wynrich sich brieflich beinahe mit seinem Schwiegervater erzürnt hätte.



Letzte Sonnenstrahlen. Nach dem Gemälde von Roman Kochanowski-München.

Henning hatte manchmal altmodische Vorurteile, die kein Mensch mehr begriff. Auch dieses, daß eine Braut sich die ganze Wäscheausstattung selber nähen müsse. Wynrich wollte nicht, daß Käthe solche unzeitgemäße Anstrengungen zugemutet würden; Henning sah nicht ein, wozu Käthe denn eine Maschine besäße und nähen gelernt habe, auch wollte er durchaus alles in seinen und nicht in Staphorstschen Verhältnissen haben. Endlich fand Gunhild den Mittelweg: einige Maschinennäherinnen und eine Zuschneiderin sollten eine Zeitlang in Attlisberg sitzen und unter Aufsicht und Mitarbeit alles anfertigen.

Man konnte sich unglaublich viel Muße zu der Sache nehmen, denn die Hochzeit sollte erst im September, im ganz kleinen Kreise stattfinden.

Käthe reiste einmal mit ihrer Schwiegermutter nach Kiel, um eine Wohnung zu mieten.

Und sie kam von dieser Reise so begeistert zurück, daß die Mutter ganz belebt und freudig zu den Berichten nickte.

Gunhild fühlte dabei eine leise, schmerzliche Eifersucht.

„Du siehst, Fräul'n Wittmer," klagte sie abends weinend, „Käthe steht Mama jetzt näher als ich — ich spüre es alle Tage — Mama verzeiht es mir nie, nie, daß ich damals meine Heirat ertrotzt habe."

Und Fräulein Wittmer war ganz unglücklich, streichelte der Schluchzenden das Haar und sprach: „Komm Gunhild — komm."

Justine ihrerseits sagte am gleichen Abend: „Haben Sie bemerkt, Fräul'n Wittmer, Gunhild scheint durch meine Heimkehr eher bedrückt als erfreut. Liebt sie den Unseligen noch immer, so verzeiht sie mir nie, daß ich seine Gegnerin war. Liebt sie ihn nicht mehr — dann ist mein Familienglück zerstört, weil ein Phantom durch unsern Kreis ging — was ist schlimmer? Sagen Sie selbst? Was ist erbitternder? Sagen Sie . . .?"

Aber Fräulein Wittmer konnte natürlich nichts sagen, sondern nur unglücklich sein und nach einem erlösenden Wort suchen.

Wessen Hände waren stark genug, den kalten, grauen Schleier zwischen diesen beiden Herzen zu zerreißen?

Fräulein Wittmer fühlte: ihre Pflicht sei das. Aber wie sollte, wie konnte sie...

Über eines wunderte Justine sich manchmal — deckte aber rasch diese Verwunderung wieder zu, wie etwas, das besser unbesichtigt bleibt: Niemals kam ein Konflikt in ihr auf, Reue oder sentimentale Betrachtungen oder irgendetwas derartiges, über ihr Verhalten zu dem nun im Grabe Ruhenden. Sie sagte nicht mehr wie zu seinen Lebzeiten: Ich habe es falsch angefangen. Sie litt nicht, weil sie einmal in dunkler Stunde seinen Tod gewünscht. Es war gerade, als ob er durch seine Tat sich das Recht verwirkt hatte, im Zusammenhang ihres Seelenlebens Ursache und Wirkung zu sein. Er hatte sich ausgeschaltet . . .

‚Bin ich so hart, oder bin ich so stark?' fragte sie sich.

Aber sie konnte nicht anders. Daß es die gesunde Lebensenergie in ihr war, die so mit dem Schwächling fertig wurde, wußte sie nicht.

Äußerlich erinnerte freilich genug an den Toten.

Nicht nur Gunhilds Trauerkleid und die unselige Fremdheit zwischen Mutter und Tochter.

Auch die Person von Frau Laura Staphorst. Das Verhältnis zwischen den beiden Schwägerinnen war kriegerischer als je, nur daß endlich Justine die Überlegenheit gefunden hatte, die sie schon immer hätte zeigen sollen. Laura verwand es nicht, daß sie schon am Tage nach Williams Begräbnis, mitten hinein in ihre genußreichen Grübeleien, was Justine zu der „Entdeckung" über Williams Vermögen sagen würde, die sie ja nun endlich machen mußte — das sie mitten hinein in diese Grübeleien einen Brief bekam, in dem ein Scheck über 150 000 Mark lag. In dem Brief dankte Justine höflich für die aufopfernde Liebe, welche Laura dem jungen Paar bewiesen habe, in dem sie ihm den Weg zur Verbindung damals geebnet habe.

Der Brief war jesuitischerweise so abgefaßt, daß Laura sogar auf die Idee kommen mußte, Justine habe das Manöver von Anfang an durchschaut.

Sich so um einen Triumph gebracht zu sehen, war hart.

Sie trachtete, sich fort und fort dafür zu rächen.

Aber Justine ließ sich eben nicht mehr durch Mückenstiche verletzen. Darüber war sie hinaus. ‚Vielleicht schade‘, dachte sie manchmal mit lächelnder Melancholie; ‚wird man etwa auch anspruchsvoll im Leid? Wie manche Menschen blasiert im Genuß? Ist da nicht etwas Verwandtes? Hat man nur noch Augen und Empfänglichkeit für die großen Schauspiele ... Seltsam ...‘

Das arbeitsame Stillleben der Frauen ward zuweilen durch Besuche von Gilbert Franke unterbrochen. Was der aber eigentlich immer mit der Mutter zu verhandeln hatte, blieb Käthe und Gunhild und sogar auch Fräulein Wittmer verborgen.

Der Tag, an dem sie es erfuhren, war der gleiche, an welchem Wynrich eintraf. Käthe befand sich schon einige Zeit wieder bei ihrem Vater, denn von seinem Hause aus sollte sie natürlich heiraten.

Justine, obschon sie aus ehrlichem Herzen nun dem fröhlichen und verständigen Mädchen ihren Sohn gönnte, freute sich dennoch ein paar Tage lang noch das Gefühl haben zu dürfen: er ist in erster Linie mein. Mutter, das ist doch noch näher als Braut.

Und ihr war es auch, als ob der verheiratete Sohn ihr mehr Kamerad denn Kind werden würde. Er war dann als Gründer- und Vorstand einer Familie ihr sozusagen moralisch und sozial gleichgeordnet.

Es war ein Abschied — —

Daß ein Wiederfinden auf der neuen Basis und ein treues Zusammenstehen auch dann sich finden würde, darauf durfte sie ja sicher hoffen ...

Auch Wynrich empfand ähnlich und war sehr bewegt, als er seine Mutter und Schwester in die Arme schloß.

Ihm war, als würden sie nun schutzlos, trotzdem er ihnen, durch seinen Beruf gezwungen, in wichtigen, schweren Stunden hatte fernbleiben müssen.

Er fand die Mutter sehr gealtert. So recht fiel es ihm auf, als sie am Abend, nach seiner Rückkehr vom Besuch bei Schwiegervater und Braut beisammen saßen.

Es war das alte, trauliche Bild: die Lampe auf dem Tisch, im Helldunkel der Zimmertiefen das Blitzen und Blinken von orientalischem Tand, und die beruhigende Solidität altmodischer Möbel.

Am Tisch Fräulein Wittmer, die noch mit Hast an ihrem Hochzeitsgeschenk nähte und in Sorgen war, daß sie den Tischläufer doch nicht mehr fertig bekäme.

Etwas zurück, in einem tiefen Stuhl liegend Gunhild, mit dem schönen, verträumten Gesicht und dem Witwenkleid, das so unwahrscheinlich wirkte.

Und dann die Mutter, früh ergraut, mit scharfen und doch müden Zügen.

Mit einemmal sah Wynrich dies alles: eine schwere Sorge fiel auf sein Herz.

Die Mutter verließ er und ihr Lebenswerk, das ihr so teuer war. Wie freudlos mußte es für sie sein, immer noch und immer noch zu arbeiten, daß es weiter blühe ...

Und da war die Schwester — jung noch und doch vielleicht für immer vom Wege gedrängt ... „Mutter,“ sagte er, „Du siehst sehr überarbeitet aus. Mach' ein Ende. Wir haben ja zu leben. Geh' mit Gunhild in die schöne Welt hinaus. Verkauf unsere Fabrik — laß sie gründen — nur gönne Dir endlich Ruhe ...“

„Wynrich!“ sagte Fräulein Wittmer erschrocken. Er wußte doch: gleich nach den Kindern kam bei der Mutter die Fabrik. Und sie sollte sie Fremden lassen und zusehen! War es nicht schon schlimm genug, daß sie immer denken mußte: Was wird nach meinem Tode ...

„Mutter ist stark ... Sie muß auch dieser Tatsache ins Gesicht sehen, daß ihr Werk einst von Fremden fortgeführt wird.“

‚Sie ist stark — ja, darauf haben alle immer gepocht ... Es ist ja wohl beinah bequem für die Menschen, von einem zu denken: Ach, der ist stark. Dann kann man ihm viel zumuten,‘ dachte Fräulein Wittmer in einem Anfall von Schlagfertigkeit.

Justine aber legte die Zeitung hin und richtete sich ein wenig auf. Sie sah ihren Sohn an, lächelnd und zuversichtlich.

„Ich habe dieser Tatsache ins Gesicht gesehen,“ sprach sie mit möglichst unbefangenem Ton, denn zu ihrer eigenen Überraschung bekam sie Herzklopfen. „Du hast recht: ich bin früh müde geworden. Und da mußte ich auch beizeiten an die Zukunft meines Werkes denken. Sie ist gesichert. Ich habe bis zu diesem Zeitpunkt gewartet, ehe ich es mitteilte. Denn ich wollte es Euch, meinen beiden Kindern, zu gleicher Zeit sagen. Ich bekomme am ersten Januar einen Kompagnon, zur Zeit arbeitet er sich

in seine künftigen Obliegenheiten auf einer Fabrik ein — bei der Konkurrenz," sagte sie fast scherzend. „Und dann, nach einem halben Jahr vielleicht, ziehe ich mich ganz zurück, denn ich bin im voraus sicher: einem intelligenteren, fleißigeren und redlicheren Mann kann ich mein Werk nicht überlassen."

Fräulein Wittmer saß mit offenem Mund und bewunderte wieder aus tiefstem Herzen ihre Herrin, die doch immer wußte, was sie wollte . . .

Gunhild hatte sich lebhaft aufgerichtet. Wynrich stand erstaunt.

Die Frau erhob sich. „Ihr wißt," sprach sie, „ich bin ein wenig selbstherrlich veranlagt — eine andere Mutter hätte dies vielleicht mit ihren großen Kindern besprochen — verzeiht, wenn Ihr verletzt seid — Du siehst so erstaunt aus, Wynrich . . ."

„Nun, es kommt ja alles auf die Persönlichkeit an," meinte er und kämpfte eine kleine Empfindlichkeit nieder.

Justine sah an ihm vorbei. Ihr Blick ruhte fest und beobachtend auf Gunhild.

„Es ist Doktor Gilbert Franke," sprach sie sehr langsam.

Über Gunhilds Gesicht breitete sich eine dunkle Glut . . .

‚Morgenröte‘, dachte die Mutter entzückt.

„Wünschest Du mir kein Glück, mein Kind?" fragte sie sanft, nach einer schwülen Pause. Es war der alte Ton . . .

Er klang in dem jungen Herzen wieder.

Gunhild sprang auf und warf sich ihrer Mutter in die Arme. Sie weinte leidenschaftlich.

Die Frau schloß die Augen und bemühte sich gefaßt zu bleiben.

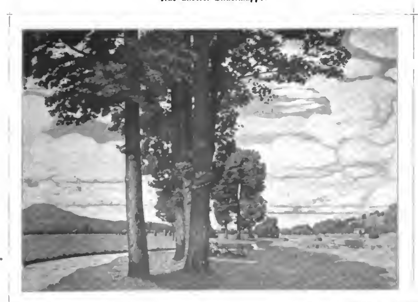
Sie hatte ihr Kind wieder! Sie fühlte es. Ohne Erklärung — ohne Grund —

Eine unsichtbare Hand hatte den kalten, grauen Schleier zerrissen . . .

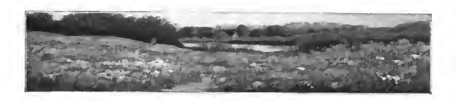
Fräulein Wittmer weinte Freudentränen.

Und als Gunhild immer weiter schluchzte und sich immer leidenschaftlicher an die Schulter der Mutter schmiegte, in Erlösung, Reue, seligem Staunen und köstlicher Furcht, da schlich Fräulein Wittmer sich leise heran, streichelte ihr das Haar und flüsterte: „Komm, Gunhild — komm."

Aus unserer Bildermappe:



Mittagsschwüle. Von Hans Schröder. Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig.



Der Hungrige Teich.

Von

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Weite Felder um Höderup-Deich,
Mitten darin der Hungrige Teich.

Die Ähren schütteln sich vor Entsetzen,
Der Fisch ängstet haufenweis zu den Netzen,
Wenn aus dem Teich, wie aus tiefer Gruft
Eine Stimme ruft,
Eine Stimme, die nie vergeblich ruft! — —

Der Pfarrer von Höderup geht über Feld,
Johannistag glüht auf der Marschenwelt,
Friedliches Stiefelknarren auf staubigem Wege,
Sonst kein Laut in Flur und Gehege.

Ein Ährenzittern läuft her, wellengleich!
Da! — Langsam und klar vom Hungrigen Teich
Heimatlose Worte wandeln durch das Licht:
„*Die Stunde ist da, — und der Mensch noch nicht!*"

Den Pfarrer packt es, er weiß nicht wie,
Er weiß nur das eine: Flieh! Entflieh!
Und wie er läuft — noch einmal, ganz nah:
„Die Stunde ist da — —!" — —

Vor Höderup, wo die Birken stehn,
Da hat er den Knaben laufen sehn,
Da hat er gewußt: Tu jetzt, was Du willst, —
Glaub doch nicht, daß du sein Hungern stillst
Dem Hungrigen Teich!

„Lütt Pieter, min Jung, segg, wo wistu hin?"
Er faßte ihn freundlich unters Kinn.
„„Nich wid! Wi sün ja dor all glieh, —
Ek gah to speelen an Hongrigen Diek!""

„Lütt Pieter, du schallst nich tom Water gahn,
Lap mal nahn Oberdörpe enan
Un segg Herrn Lehr ... un frag Herrn Lehr,
Ob hei hüt Ahmd in Kränzchen wer,
Un denn komm glieh to mi torügge,
Aber gah dörchs Dorp, — nich över de Brücke!" —

Die Diele im Pfarrhaus war weit und kühl,
In der Küche aber, da wallte es schwül,
Da standen die Weiber um Kessel und Trog,
Und Frau Pastor aus der Türe sich bog:
„Katrin, für die feine Wäsche hal gleich
Mal noch zwei Eimer vom Hungrigen Teich!"

Und der Pfarrer wußte: Laß sie nur gehn,
Der wird da draußen kein Leid geschehn.

Und er saß bang. Die Wanduhr tickte,
Unerbittlich der Zeiger rückte,
Und wie er nach dem Zeiger sah,
Da wußte er wieder: Die Stunde ist da!
Er trocknete sich von der Stirne den Schweiß,
Der Mittag brütete gar so heiß. —

Ein geller Frauenschrei: „Rudolf, Rudolf!!! —
Schnell, schnell!!" — Lütt Pieter lag
Tot auf der Diele gerührt vom Schlag.
Müde und durstig und heiß gerannt
Schöpfte er mit der Kinderhand,
Trank er vom Wasser, das dort stand!

Die Küchenuhr schlug durch Brodem und Rauch,
Die Stunde war da — der Mensch auch!





„Herrenmoral.“

Skizze aus einer nordaustralischen Bergwerksstadt.

Von

Stefan v. Kotze.

(Abdruck verboten.)

O Robert,“ schrie Frau Haller erregt hinter ihrer Morgenzeitung auf, „unsere Aktien steigen! Sie stehen schon auf 2 Mark 30.“

Herr Haller blickte auf, entriß seiner Gattin das Blatt und versicherte sich der Tatsache.

„Und man denke bloß,“ fuhr die Dame fort, „daß Du sie erst gestern für 25 Pfennig gekauft hast!“

„Hm!“ grunzte Herr Haller.

„Jetzt verkaufst Du sie doch wohl wieder, Männchen, nicht wahr? 1000 Stück à 2 Mark 30, das macht 2300 Mark! O Robert!“ Und sie fühlte sich ganz übermannt von dem Glück, das plötzlich in den Haushalt geregnet war.

Herrn Haller ging es gar nicht gut heute morgen. Er hatte abends zuvor mitgeholfen an der Feier irgendeines Ereignisses, dessen er sich beim besten Willen jetzt nicht mehr entsinnen konnte, und überhaupt schwammen die Vorkommnisse der ganzen Nacht in einem vagen Nebel. Es gehört nur ein sehr kleines Ereignis zu einer sehr großen Feier selbst unter den gesetztesten Bürgern einer Kleinstadt in Nordqueensland. Die trostlose Umgebung, das entnervende Klima, der Mangel an jeglicher intellektuellen Anregung demoralisieren den geistigen Arbeiter, den Geschäftsmann dort vielleicht noch schneller als den Muskelarbeiter. Und der Alkohol bietet die einzige Abwechslung, besonders wenn er so potentiell getrunken wird, wie im glühenden Norden Australiens.

Trotz seines Katzenjammers wirkte jedoch die freudige Nachricht erhebend auf Herrn Hallers Gemüt und ihm war wieder ganz wohl, als er das Haus verließ und seinem Bureau zuschritt, in der Nähe des sumpfigen, mangroveumsäumten kleinen Hafens.

„Verteufeltes Glück das, mit diesen Papieren!“ murmelte er vor sich hin auf seinem Marsche die heiße, staubige Straße entlang und bog in das „Trink und Stirb-Hotel“ zu einem Erfrischer ab.

Und zweifellos hatte er recht. Hinter der „Wilden Hund-Mine Nr. III“ lag eine ziemlich bewegte Vergangenheit, die meist aus Enttäuschungen und Pleiten bestand. Ab und zu, in weiten Abständen, stieß man auf ein phänomenal reiches Stück Goldwerz. Aber solche „Nester“ waren klein, und da die Direktion derlei Funde auf das beste für sich selbst auszunutzen verstand und kolossale Dividenden zahlte — oder doch versprach —, um die eigenen Aktien zu höchsten Preisen losschlagen zu können, stellten sich die darauffolgenden mageren Zeiten immer als ganz außergewöhnlich mager heraus. Dieser plötzliche Aufschwung im Markt bedeutete wiederum eine solche periodische Hausse, und Herr Haller beschloß, so schnell wie möglich zu verkaufen. Er trat in sein Bureau ein und öffnete mit selbstzufriedenem Lächeln den Geldschrank.

Die Aktien waren verschwunden.

Haller stand wie vom Schlage gerührt. Dann riß er in fiebriger Hast Bücher und Mappen heraus; er kroch unter das Pult und stocherte hinter dem Schranke; er forschte im Papierkorb nach und unter der Fußmatte. Vergebens. Und endlich sank er verzweifelt auf seinem Stuhl nieder und stöhnte laut. Die Aktien waren verschwunden.

Der Katzenjammer des Morgens kehrte mit verdoppelter Gewalt zurück und instinktiv griff er nach seinem Hut und wanderte zum Hotel hinüber. Die Kneipe ist für den Nordqueensländer, was dem Gläubigen sein Heiligtum: eine Zufluchtsstätte in aller Not, ein Rettungshafen in Sturm und Gefahr.

„Hallo, alter Junge!“ begrüßte man ihn an der Bar. „Wollen Sie einen heben? Sie sind ein Glückspilz, auf mein Wort!“

Herr Haller sah nicht gerade sehr glücklich aus. Er trank seinen Whisky mit einem

zweideutigen Grunzlaut. Der andere fuhr ermunternd fort: „Wie ich höre, sind die ‚Wilden Hunde' wieder um eine Mark gestiegen. Sie verkaufen doch wohl?"

Haller sah sich unsicher nach seinem Begleiter um. Das hieß denn doch Hohn auf Unheil häufen. Aber, natürlich konnte der andere ja nichts wissen. Auf einmal erhellte eine neue Idee sein betrübtes Antlitz. Er riß sich zusammen, zwang sich zu einem etwas winterlichen Lächeln und begann sondierend: „Heben Sie noch einen?" — Es ist stets die passende Einleitung in Nordqueensland, wenn man fragt: Wollen Sie einen heben?!

„Meinetwegen. Mir geht's heut vormittag auch nicht besonders. Ziemliche Kneiperei, gestern nacht!"

„Ja—a. Hm — erzählte ich Ihnen, daß ich 1000 Stück Wilde Hunde Nr. III gekauft habe?"

„Erzählte? Himmel, Sie haben uns doch die Papiere *gezeigt*! Erinnern Sie sich nicht? Sie nahmen sie dann mit, als wir gingen."

„O — ah — ja, natürlich! — Na, auf solange, alter Freund! Seh' Sie später wieder."

Draußen, in der sonnenflimmernden Straße stand Herr Haller lange und rang mit seinem rebellischen Gedächtnis. Aber die Einzelheiten über den Verbleib der Aktien wollten ihm durchaus nicht einfallen.

‚Ich nahm sie mit mir vom Bureau,' folgerte er; ‚soviel ist sicher. Hier sind sie nicht geblieben. Also müssen sie zu Hause sein.' Und entschlossen machte er kehrt und stiefelte mühsam seiner fernen Wohnung zu unter Vorspiegelung einer Seelenruhe, die keineswegs sein eigen war.

„Robert!" rief seine Frau aus, erstaunt die Brauen hebend. „Etwas passiert?"

„Was sollte wohl passiert sein?" knurrte unwirsch der liebenswürdige Gatte. „Ich habe nur ein paar Briefe liegen lassen." Und er schloß die Tür hinter sich mit einem Krach. Eine halbe Stunde später kam er wieder zum Vorschein, mit finsterer Miene.

„Hast Du die Briefe gefunden?" fragte Frau Haller.

„Ja!" log er mit entschiedener Stimme, als wünsche er hiermit ein für allemal die Unterhaltung abgeschlossen zu wissen.

„Sag' nur noch eins, Schatz," erkühnte sich die verschüchterte Dame, „hast Du die Aktien schon verkauft?"

Er starrte sie zornig an, und sie fuhr erschreckt zurück. „Würdest Du Dich freundlichst um Deine eigenen Angelegenheiten bekümmern und mir die meinigen überlassen!" schnauzte er. Und dann, auf der Schwelle: „Ich halte auf eine Hausse!"

Sie wagte nicht zu remonstrieren. Dennoch regten sich bange Zweifel in ihr. Der Wilde Hund war kein Bergwerk, das mit sich spaßen ließ. Auf der anderen Seite mußte Robert es doch am besten wissen. Der aber, sobald er sich außer Hörweite befand, begann wütend zu fluchen auf sein Pech und den Wilden Hund und den lokalen Whisky und alles, was sich sonst der ornamentalen Beschimpfung lieh. Denn obwohl er das ganze Haus durchgekramt hatte, blieben die Aktien verschwunden.

Nach einer abermaligen Einkehr im Hotel und nachdem er seine Nummern beim Makler angemeldet, beschloß er, sich seinem Freunde, dem Polizei-Inspektor anzuvertrauen. Dieser Herr jedoch zuckte hoffnungslos die Schultern. „Jedenfalls haben Sie sie verloren," grinste er. „Sie sollten Ihre Whiskymarke wechseln, mein Bester. Natürlich werde ich tun, was sich tun läßt. Aber es ist 100 zu 1, daß ich keinen Erfolg habe."

„Wenn ich sie nicht in ein oder zwei Tagen zurückhabe, sind sie wertlos für mich. Ich kenne die Bande, die den Wilden Hund dirigiert! Aber was immer Sie vornehmen," er wandte sich flehend an den Inspektor, „lassen Sie nichts öffentlich verlauten. Wenn meine Frau davon hört —"

Der lachte laut auf. „Haben Sie keine Angst. Alles unter der Hand. Aber sagen Sie nur mal, wie wollen Sie sich eigentlich herausreden, wenn die Scheine nicht zum Vorschein kommen?"

„500 Mark biete ich dem Mann, der mir das Paket wiederbringt," stöhnte der unselige Verlierer; „und — und — kommen Sie einen heben!" —

Den Rest des Tages verbrachte Herr Haller mit fruchtlosen Bemühungen, seinem Eigentum auf die Spur zu kommen. Seine Anstrengungen, mit überlegenem Gleichmut die Glückwünsche seiner Kneipkollegen vom Abend zuvor entgegenzunehmen, waren wahrhaft spartanisch. Er zog den Mantel sorgloser Freudigkeit über die Qualen, die in

seinen Eingeweiden wühlten. Bald wußte die ganze Stadt von dem großen Coup und kam ihm gratulieren und ein Glas Whisky mit ihm trinken. Nachmittags fingen die Papiere wieder an zu klettern, und als er nach Haus zurückgekehrt war, um in stoischer Ruhe die eifrigen Fragen seiner Frau zu parieren, hatte der Markt mit 6 Mark 75 geschlossen.

Frau Haller war wild vor Aufregung. Ohne der stirnrunzelnden Abwehr ihres Herrn und Gebieters zu achten, schwatzte sie unablässig von ihrem Glücksfall. Sie plante detaillierte Pläne, und in ihrer regen Einbildungskraft fuhr sie schon auf unzähligen Ferienreisen gen Süden ab, nach Sidney und Melbourne, dem Paradies der Nordländer. „Denke nur, Robert, denke nur!" jauchzte sie und tänzelte um seinen Stuhl herum. „6750 Mark! O, Robert—" Aber plötzlich ward sie nüchtern. „Du verkaufst doch morgen ganz früh, nicht wahr?"

„Ich verkaufe, wann ich's für richtig halte," bellte er. Und dann, in ganz unanständiger Weise seinen Vorteil wahrnehmend, erhob er sich zu voller Größe und redete sie eindrucksvoll also an: „Heute morgen, Frau Haller, versuchtest Du mich zu überrumpeln, meine Teilscheine für drei Mark oder so etwas ähnliches abzugeben. Wäre ich nun schlapp genug gewesen, mich von einem dummen Weib wie Du beeinflussen zu lassen, würden wir schon jetzt 3—4 Mark per Aktie verloren haben. Daher sei so gut und behalte Deine finanziellen Ratschläge für Dich und überlaß mir das Geschäftliche. Ich weiß, was ich tue."

Und damit wandte er sich ab und marschierte majestätisch aus der Stube. Sicherlich — bis zu einem gewissen Grade war er ein Held! —

Tags darauf standen Wilde Hunde auf 15 und die ganze Stadt befand sich in einem Taumel der Erregung. Noch nie war jemals solch ein Preis in dem alten Bergwerke vorgekommen. Als Haller den Kurszettel in der Zeitung sah, ward sein Antlitz aschfahl. Seine Frau wagte nicht, das Thema anzubrechen. Aber ihre krankhafte Unruhe, ihre stummen, kleinen Schmeicheleien um ein Wort der Information reizten den unglücklichen Mann mehr, als eine Flut von Beredsamkeit es getan hätte. Rasch schluckte er seinen Tee herunter, griff nach seinem Hut und schritt zur Tür hinaus. Sie mißverstand seine Eile.

„Du verkaufst?" schrie sie fast.

„Nein, noch nicht. Sie gehen höher."

„O Robert!" war ihre ganze Antwort. Doch in dem einen Ausruf lag ein angstvoller Warnungston, der auf dem Wege zur Polizeistation in seinem Herzen immerzu wiederklang. Schwitzend trabte er dahin. Die Hausse k o n n t e nicht länger dauern. Und dabei fortwährend dieses stereotype Lächeln der Außenwelt zeigen zu müssen, obgleich in ihm die Verzweiflung zitterte! Es war einfach unerträglich.

Die Miene des Inspektors verriet ihm sogleich sein Schicksal, und völlig geknickt schloß er sich im Bureau ein und sank auf den Stuhl nieder.

Trrrring—ting—ting! läutete die neueste Institution der Stadt. Er stürzte ans Telephon, und ein Hoffnungsfunke erwachte in seiner Brust. Aber es war nur seine Frau, die ihn angerufen hatte.

„Nun, was willst Du?"

„Lieber Robert," kam es in bebenden Accenten über den Draht, „Herr Jones war eben hier. Er war draußen am Bergwerk gewesen und riet mir, Dir zu sagen, Du solltest umgehendst verkaufen. Und, Robert, soll — soll ich zum Bureau kommen?"

„Nein!" brüllte Robert mit einer Stimme, die den Apparat verrückte und einen Schreckschuß durch die sämtlichen Leitungspfähle der Linie sandte.

„Aber, Schatz, ich habe — —"

„Schluß!" heulte er, hochrot vor Wut. Und dann klingelte er die Polizeistation an.

„Bieten Sie 1000 Mark Belohnung, oder 2000, wenn Sie wollen. Dem Makler sind die Nummern nicht angeboten worden. Also gestohlen sind sie nicht. Und ich m u ß sie sofort haben. Sofort!"

Der Mann am anderen Ende lächelte nur. Er wußte selbst etwas von den Eigentümlichkeiten des Wilden Hundes, und Haller tat ihm leid. Aber die Chancen einer rechtzeitigen Entdeckung der verlorenen Dokumente waren nicht der Rede wert.

Wie Herr Haller den Tag überlebte, konnte er später niemals völlig verstehen. Um elf Uhr herum war es stadtbekannt, daß das Goldnest im Wilden Hund sich dieses Mal in bezug auf seine Ausdehnung noch trügerischer erwiesen hatte, als je zu-

vor ein Fund in diesem interessanten Bergwerk. Nachmittags waren die letzten Spuren der flüchtigen Hausse verweht, und das Papier schwankte zwischen zwanzig Pfennigen und unverkäuflich. Wieder ein Akt im Drama der Montangeschichte des Feldes war zu Ende gegangen. Und immer noch fehlten die 1000 Aktien.

Mit Bitternis im Herzen, einer Bitternis, die verdoppelt wurde durch das Bewußtsein seiner eigenen Schuld, wanderte Haller heimwärts. Er fürchtete sich, zum ersten Male in seinem Leben, vor der Begegnung mit seiner Frau. Als er sich verstohlen in das Haus geschlichen hatte und in die Stube trat, war sie nicht anwesend. Er fand sie in einer äußerst unordentlichen Toilette auf dem Bette liegen, jämmerlich weinend. Offenbar wußte sie alles. Auf den Zehenspitzen balancierte er hinaus und stärkte sich an der Flasche für die kommende Feldschlacht. Aber der Feind griff nicht an.

„O Robert! O Robert!" schluchzte sie herzzerbrechend. „Sei nicht böse. Aber ich habe kein Abendessen fertig für Dich — ich habe es ganz und gar vergessen. Und — warum ließest Du mich denn nicht rechtzeitig zu Dir kommen heute morgen und — Dir die — die Aktien bringen?"

Es war sein Glück, daß die arme kleine Frau zu sehr mit ihrem eigenen Schmerz beschäftigt war, um den wahrhaft idiotischen Ausdruck der Verwunderung in den Zügen ihres Gemahls zu bemerken.

„Mir — was bringen?" stotterte er.

„Dir — die — Aktien — bringen," wiederholte sie, das Gesicht in den Kissen vergraben. „Du hast sie — nicht mitgenommen — heute morgen, und ich wußte — o ich wußte —" und ihre Stimme erstickte in Bettfedern und einem neuen Weinkrampf.

Herr Haller verließ die Stube und besuchte noch einmal die Flasche. Dann schritt er lange Zeit auf und ab in dem verkümmerten Gärtchen vor dem Hause und dachte nach. Endlich, als es ganz dunkel geworden und die brennende Lampe drinnen eine gelinde Erholung auf seiten seiner Frau in Aussicht stellte, trat er ein. Sein Plan war gefaßt.

„Marie, gib mir die Aktien!"

Sie kämpfte immer noch mit ihrem Kummer; ab und zu schüttelte ein unwillkürlicher Seufzer ihre ganze leichte Gestalt, und frische Tränen drangen durch die geschwollenen Lider. Aber gehorsam ging sie zu ihrem Nähtisch und zog aus der Schublade die fehlenden Papiere.

„Du sagtest mir, ich sollte sie weglegen, als Du damals nach Hause kamst. Du warst — Du warst so angeheitert, Schatz," erklärte sie, halb entschuldigend. Sie wagte nicht den Kopf zu heben und ihr tränenfeuchtes Antlitz zu zeigen, auf daß er es nicht als einen Vorwurf auffasse.

„Natürlich tat ich das," antwortete er gelassen und griff mit einer gehässigen Bewegung nach dem Bündel. „Aber ich glaube doch, die Dinger sind sicherer in meinem Bureau."

Und dann, als er sah, wie tapfer sie ankämpfte gegen die fürchterliche Enttäuschung, ward sein Herz weicher, und ein klein wenig seiner beleidigten Würde vergebend, schloß er sie in die Arme und streichelte väterlich ihr zerzaustes Haar.

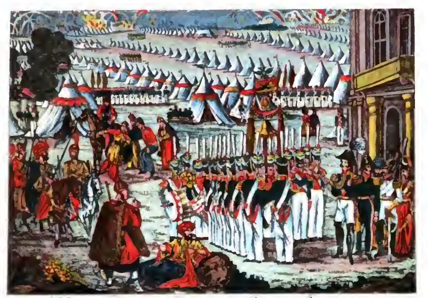
„Sieh her, Kleine," extemporierte er. „Ich war ganz falsch berichtet über das Stück reicher Erzader. Ich dachte, der Kurs würde über 20 steigen. Nichts mehr zu machen jetzt. Schad't nichts, wir werden schon glücklicher sein nächstes Mal. Jeder Minenspekulant fällt gelegentlich mal 'rein." —

Zweifellos, er hatte sich als Mann der Situation ganz gewachsen gezeigt. Und sie, das arme, gute Ding, sie glaubte jedes Wort und küßte ihn pflichttreulichst und vielleicht auch etwas beschämt über ihr unglaubliches Benehmen vorhin. Und Herr Haller selbst war sehr zufrieden mit seiner Großmut. Schließlich war es doch nur die Schuld seiner Frau gewesen, weil sie ihm so gar nichts gesagt hatte. Und in seiner Huld vergab er ihr. Natürlich, er war sehr betrunken gewesen, als er die Aktien heimbrachte. Auch hatte er sie wohl nicht befragt oder ihr den Verlust gestanden. Aber von einem Ehemann darf man doch nicht erwarten, daß er seine souveräne Stellung und seine Selbstachtung soweit vergesse, sich eine Blöße zu geben! Und — jedenfalls hat die Frau immer unrecht.

Dann ging er aus, um einen zu heben.



Jahrmarkt in Dachau. Nach dem Gemälde von F. W. Voigt-München.



Abend-Musik und Feuerwerk im Lager bei Kalisch.
(1835.)

Der Neuruppiner Bilderbogen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von

Heinz Bauer.

Mit siebzehn Abbildungen.

Zu keiner Zeit ist das Bestreben, Volk und Kunst einander zu nähern, ähnlich intensiv in Erscheinung getreten, wie gerade in den letzten Jahren. Und unverkennbar gibt sich die junge ästhetische Bewegung geschickt und zielbewußt; so manches Feld, das sie beackert, wird sicher reiche Früchte tragen.

Nur — eine Frage, ihr künstlerischen Volkserzieher, dem Unbefangenen mit Verlaub: Warum so stark betonen: mit neuen Mitteln, neuen Formen neue Pfade bahnen? Wie vieles Alte, Überwundene, das verstaubt und auch an sich wohl nicht mehr brauchbar, in irgendeinem dunklen Winkel lagert, ist deshalb doch nicht jedes pädagogischen Wertes bar. Vielleicht gibt es uns hier und da den Fingerzeig, mit dem es sich „schon eher weiterfühlen läßt“. Darum beherzigt den Rat, den ich Euch gebe: unverzagt die Rumpelkammertür geöffnet, den Staub hinausgeblasen und jedes Winkelchen durchstöbert!



Johann Bernhard Kühn,
Gründer des Hauses.

Was leuchtet uns da beispielsweise so rot, blau, grün und gelb von seinem dunklen

Platz entgegen? Kein Trugbild ist es, sondern ein leibhaftiger — Neuruppiner Bilderbogen! Kaum will der Geist erfassen, was das Auge wahrnimmt. Lebt er denn wirklich noch, der grelle, buntgetuschte Bogen mit seinen grausigen Schlachtenbildern, mit seinen Illustrationen zu Tagesereignissen, Couplets, Gedichten, Märchen, mit seiner Wiedergabe von unzähligen Truppengattungen, die, ausgeschnitten und auf Pappe geklebt, so oft in unsern Feldzügen en miniature ihren Mann zu stehen oder auch nicht zu stehen hatten?

Wie ein feines, leises Summen geht's mir durch den Sinn:

> Bilderbogen aus Neuruppin,
> Bunt gemalt bei Gustav Kühn —

an längst Entschwundenes, lieb Vertrautes mahnend. Die alte Kinderzeit wird wieder wach, die lange, ach so lange, da oben unterm lichten Haar in guter Ruhe lag. Nun seh ich alles wieder: die kleine märkische Stadt in Mittagsglut. Überm Markt vor unserm Hause brütet dumpfes Schweigen. Es rührt sich keine Seele. Da auf einmal — ein Pfiff und dann ein Triller. Seltsam hallt es durch die Stille. Dann eine Pause und noch einmal der Ruf. Und darauf als Echo aus hundert Kinderkehlen: Hurra, Holzappel, der Lumpenmatz, ist da! Mit einem Schlage ist die Stadt erwacht. Von der Straße, vom Hof aus schallt's herein; ein jeder greift es auf und gibt es weiter. Wir Kinder aber — hastig wird der Schatz hervorgekramt, der wohlbehütete: die Brocken, die vom Tisch des Haushaltes fielen. Ein letzter kühner Griff in Mutters Flickenkiste hilft ihn bereichern, und dann hinaus zum Markt, wo Holzappel, ein langer, hagerer Mann, von Mägdelein und Knaben dicht umlagert, beschaulich gegen seinen Hundewagen lehnt. Wie aufmunternd und lieblich tönt uns von weitem schon sein Sang entgegen, vom Chorus mit Gejohle fortgesetzt:

> Kinder, bringt das Hemdchen her,
> Wenn auch ein Floh noch drinnen wär'.

Unnahbar stolz — der beste Freund ist Luft



Pabst Leo XII im Sarge
zur Parade ausgestellt, umgeben von den ersten Dienern der Kirche. [illegible] 1829

Neue Bilder-Zeitung. 77tes Bild.





Entwaffnung der Insurgentenbesatzung von Rastatt.
(1849.)

geworden — bricht man sich durch die Menge Bahn und überliefert seinen bunten Krimskrams dem Lumpenmatz, der ruhig und gemessen zunächst mit kritischem Blick den Wert taxiert, indem er alles durcheinander wühlt und schließlich dieses hierhin, jenes dorthin wirft. Uns währt das alles eine Ewigkeit, auch der Kreis um uns bekundet seine Spannung durch ein erwartungsvolles Schweigen. Doch endlich naht er wirklich, der langersehnte große Augenblick. Die schwarze Wachstuchdecke wird zurückgeschlagen, und da — da liegt sie ausgebreitet, die ganze bunte Herrlichkeit, der unser Sinnen, unser Wünschen galt. Wer achtet noch des Garnes, der Bänder, Nadeln, die Holzappel uns in die Hände steckt; er allein nimmt unsern Sinn und unsern Blick gefangen: der Neuruppiner Bilderbogen. O, was ist Goldes, was Juwelen Schein ... Reich wie ein König, das Kleinod in der Hand, so stürzt man heim, gefolgt von einem weiten Freundeskreis, der einen Blick ins Zauberland auf Vorschuß zu erhaschen hoffte. Zu Hause aber warten Knecht und Magd schon, sogar die Mutter und der Vater; sie lassen sich in ihrer Arbeit stören, die Brille wird hervorgesucht und interessiert der Bogen sorgsam durchstudiert. Dann diskutiert man wohl am Stammtisch und beim Kaffeeklatsch darüber. Uns Kleinen aber schaffte er eine Welt, in der wir lange — bis zum nächsten Bogen — leben. In seinem Zeichen stehen alle unsere Spiele ...

Das war der Neuruppiner Bilderbogen. Er drängte dem wüsten Chaos der Kinderphantasie bestimmte Bilder auf, die sich mit diesem oder jenem Vorkommnis so fest verwoben, daß sie noch heute, wenn auch unbewußt, tief in uns schlummern und neu erstehen, wenn ein Zufall die Erinnerung an das betreffende Geschehnis weckt. Ein letztes Stückchen Jugend, das sich in das Mannestum hinübergerettet hat. —

Was aber erwarb ihm die Freundschaft und das Interesse auch der Erwachsenen, was verschaffte ihm vor allem die ungeheure Verbreitung, eine Verbreitung, die sich nicht an Landesgrenzen, nicht an Erdteilsgrenzen kehrte und der nicht einmal das Meer Halt gebot? Behauptet doch Fontane, der geborene Neuruppiner, in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg: „Gebiete, die Barth und Overweg, Richardson und Livingstone erst aufgeschlossen, sie waren vom Kühnschen Bilderbogen bereits vorher erobert; er war den Reisenden vorausgeeilt und hatte längst vor ihnen dem Innersten von Afrika von einer Welt da draußen

Preuss. Truppen transportiren Freischärler nach Mannheim (1849)



Da zieht sie hin die tolle Brut,
Wie eine Räuberschaar,
Aus war's mit ihrem wilden Muth
Als kam der preuß'sche Aar.
Die braven Preußen führen nun
Nach Mannheim diese Rott',
Die wohl gezeigt durch all' ihr Thun,
Daß sie nicht glaubt an Gott.

blick in sie gehabt, und der ‚Birkenhead', der in Flammen unterging, der ‚Präsident', der zwischen Eisbergen zertrümmerte, das Auge der Neuruppiner Kunst hat darüber gewacht. Andere ähnliche Unternehmungen sind seitdem ins Dasein getreten, der Münchener Bilderbogen hat seine Welttour gemacht, Winkelmann & Söhne haben durch Abbildungen von Stauffacher, Franz Moor und Jungfrau von Orleans der dramatischen Kunst die Schleppe getragen, aber was immer ihre Erfolge gewesen sein mögen, sie haben sich schlechter auf den Geschmack des großen Publikums verstanden und die rechte Stunde mehr als einmal versäumt. Da liegt es. Zu jedem Augenblick zu wissen, was obenauf schwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war unausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip und Aufgabe der Ruppiner Offizin. Und diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden, so glänzend, daß ich Personen mit sichtlichem Interesse vor diesen Bildern habe verweilen sehen, die vor der künstlerischen Leistung als solcher einen unaffektierten Schauder empfunden haben würden. Aber die Macht des Stoffes bewährte sich siegreich an ihnen, und sie zählten, wie ich selbst, mit leiser Befriedigung die Leichen der gefallenen Dänen, ohne sich in ihrem künstlerischen Gewissen irgendwie bedrückt zu fühlen."

erzählt." Was gab dem rot-blau-grün betuschten Fähnchen die Kraft zu solcher Weltumsegelung? Auch auf diese Frage ist Fontane um Antwort nicht verlegen:

„Lange bevor die erste illustrierte Zeitung in die Welt ging, illustrierte der Kühnsche Bilderbogen die Tagesgeschichte; und was die Hauptsache war, diese Illustration hinkte nicht langsam nach, sondern folgte den Ereignissen auf dem Fuße. Kaum daß die Trancheen vor Antwerpen eröffnet waren, so flogen in den Druck- und Kolorierstuben zu Neuruppin die Bomben und Granaten durch die Luft; kaum war Paskiewitsch in Warschau eingezogen, so breitete sich das Schlachtfeld von Ostrolenka mit grünen Uniformen und polnischen Pelzmützen vor dem erstaunten Blick der Menge aus, und tief sind in meinem Gedächtnis die Dänen eingeprägt, die in zinnoberroten Röcken vor dem Dannewerke lagen, während die preußischen Garden in Blau auf Schleswig und Schloß Gottorp losrückten. Dinge, die keines Menschen Auge gesehen, die Zeichner und Koloristen zu Neuruppin haben Ein-

So erschöpfend, wie sich diese Antwort des großen Landsmannes unseres Bilderbogens auch scheinbar gibt, so wird sie meines Erachtens dem Kern der Sache nur zum Teil gerecht. Unverkennbar bildet das, was man einen „aktuellen Inhalt" nennt, einen wesentlichen Faktor für den Erfolg eines Preßerzeugnisses, das seinen Absatz in der Menge sucht; aber einzig und allein verbürgt ein solcher Inhalt den Erfolg noch nicht, und um so weniger, wenn es sich, wie im vorliegenden Falle, um einen In-

teressentenkreis handelt, der sich über Hunderte von Meilen erstreckt und den zu versorgen bei den damaligen minderwertigen Verkehrsverhältnissen sicher Monate in Anspruch nahm. Es müssen eben noch andere glückliche Faktoren vorhanden sein, die dem Bogen zu seiner Popularität verhalfen und die außer im Inhalt auch in der Auffassung und in der Wiedergabe ihren Ausdruck finden. Und diese Faktoren sind vorhanden, und zwar so zahlreich, daß sich der Bogen gewissermaßen als ein Produkt aus ihnen darstellt, welches — man belächle nicht, was ich jetzt schreibe — schlechtweg in sich vollendet ist. Denn, was man nie vergessen darf, es handelt sich ja nicht um ein Erzeugnis, das durch künstlerische Qualitäten dem Reichen oder Armen, dem Kinde oder Großen etwas, und sei es noch so wenig, bieten will, sondern um ein Volksanschauungsmittel, das seinen ganzen Zweck lediglich in einer möglichst großen Verbreitung findet. Hier gleich das Hauptmoment, das dies gewährleistet: Wenn man sich den Menschenkreis, auf den der Bogen vornehmlich wirken soll, vergegenwärtigt, Kinder, kleine Leute, Dörfler, Soldaten usw., so ist man sich von vornherein darüber klar, daß alle seine Teile den Grundzug schlichter Naivität tragen müssen, einer Naivität, die sich durchaus natürlich gibt und nichts Erzwungenes haben darf: denn gerade der einfache Bilderbogenfreund ist überaus empfindlich, und selbst der leiseste Verdacht, daß man sich über ihn lustig machen wolle, würde ihn unfehlbar und für immer abschrecken. Und diese, für einen Schöpfer so unendlich schwer zu treffende Naivität, die echt ist und die empfunden wirkt, sie ist es, die sich im Inhalt, in Auffassung und Wiedergabe des Neu-

Ansicht von Dresden.



Nach Dir will ich ziehen, nach Dir steht mein Sinn,
Ihr Götter krönt gnädig mein eifrig Bemühn'

Gieb reichlichen Segen Fortuna Du mir,
So bin ich bald herrliches Dresden' in Dir

ruppiner Bilderbogens so überzeugend widerspiegelt.

Durch sie eroberte er sich aber auch die anderen Kreise. „Die Macht des Stoffes bewährte sich siegreich an ihnen,“ sagt Theodor Fontane. Eben, weil die natürliche Naivität selbst diesen krassen Phantasiegebilden den Ausdruck ehrlicher Biederkeit verlieh, die jedes künstlerische Gefühl der Wahrheit wie der künstlerischen Leistung gegenüber einlullen ließ. Dazu kommt allerdings die täglich sich bestätigende Erfahrung, daß zehnmal eher ein derartiges ehrlich naives Produkt auf den Gebildeten seine Wirkung ausübt, als daß im umgekehrten Falle der kleine Mann durch höchstes künstlerisches Raffinement sich bestechen ließe.

Aber, wie bereits erwähnt, die Popularität des Bilderbogens basiert nicht lediglich auf dieser Naivität, sondern noch eine ganze Reihe anderer günstiger Faktoren verteilt sich auf die drei Etappen im Werdegang des Bilderbogens, auf Inhalt, Auffassung und Wiedergabe, die wir im einzelnen jetzt betrachten wollen.

Was sich zum Inhalt sagen ließe, ist durch die Ausführungen Fontanes fast erschöpft. Es handelt sich fast immer um eine Illustrierung dessen, was obenauf schwimmt, was der Tag gebiert. Zunächst sind es die gerade interessierenden politischen Begebenheiten und Naturereignisse. Sie geben dem Bogen die Signatur des illustrierten Extrablattes und machen ihn dadurch zum Urbild der namentlich im Volke jetzt so beliebten bildgeschmückten Zeitungen und der modernen illustrierten Zeitschriften, die widerspiegeln, was die Welt bewegt, an jedem Tag, in jeder Woche. So muten denn bereits die ersten, hier reproduzierten Bilderbogen, die aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts stammen und noch im Original auf handgeschöpften Bütten abgedruckt sind, wie: „Abendmusik und Feuerwerk im Lager bei Kalisch,“ „Pabst Leo XII. im Sarge zur Parade ausgestellt, umgeben von den ersten Dienern der Kirche. Gestorb. d. 13ten März 1829“, uns inhaltlich schon ganz modern an. Ganz einwandsfrei tritt die Beziehung jedoch bei den folgenden

Im Morgengrauen.

Häuser her!



Die am 24. Juli 1860 im Neuen Palais zu Potsdam geborene
Prinzessin Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen
wird von Eltern und Großeltern auf das freudigste begrüßt

Bogen aus den Jahren 1848 und 1849 zutage, die sämtlich den Haupttitel: „Eine neue Bilderzeitung“ oder „Bilderzeitung der Gegenwart“ führen. Allerdings beschränkte sich auch in den ersten Zeiten die Fabrikation nicht einzig und allein auf die Bogen in Extrablattform; es entstanden schon damals mancherlei Varietäten, wie beispielsweise der Ziehmännerbogen. Doch auch bei diesem ist die Aktualität nicht zu verkennen. Soeben waren die Freiheitskriege vorüber. Was lag wohl allen mehr im Sinn als: der preußische Musketier und der Franzose?

Ausschließlich aber an die Politik und an Naturereignisse war der Bilderbogeninhalt keineswegs gebunden. Auch was die Straße zeitigte, an Witzen, Redensarten und Couplets, sobald sie nur den Popularitätskeim in sich trugen, fanden sie im Bogen ihre Verkörperung. Natürlich stehen auf diesem Felde die Berliner obenan. „Sachte, es klemmt sich!“ „Uns kann keiner an die Wimpern klimpern!“ und der schönen Worte mehr. Kaum entstanden, so hatten schon die Neuruppiner ihr aus dem Text geborenes Bildlein fertig. Wie viele alte Gassenhauer findet man heute, in Bilderbogenform verewigt, noch friedlich beieinander! Da ist der Herr Schmidt, dem man die Seele aus dem Leibe quält, was er seinem Julchen mitgibt; das Lied vom Hirsch in der Tanzstunde: Eins, zwei, drei, an der Bank vorbei; dann Lott' ist tot, die schöne Susanne, die nicht minder schöne Jule usw. usw. Wie sie der Tag geschaffen, so hat sie Gustav Kühn festgehalten und der Nachwelt überliefert.

Und schließlich gibt es eine Reihe Bogen, die ihren Stoff nicht unmittelbar den Zeitereignissen und Zeiterzeugnissen entlehnen. Sie spekulieren jedoch alle auf Regungen, wie sie die breiten Schichten des Volkes beherrschen. Da ist zuerst der Patriotismus zu nennen, der eine Reihe Fürstenbilder zeitigte. Wir finden sämtliche Regenten der europäischen Nationen aus den letzten hundert Jahren mit ihren Gemahlinnen im Kühnschen Archiv vereinigt. Dann kommen eine große Reihe Bogen, die religiösen Gefühlen Rechnung tragen: Christus- und Marienbilder, die verschiedenen Heiligen, Darstellungen von Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, Bogen, die von Wallfahrern als Fähnchen an ihren Stöcken be-

festigt werden, wenn die fromme Brüder- oder Schwesternschaft singend und betend ihres Weges zieht. Zum Schluß sei noch der vielen Kneipenbilder Erwähnung getan, die auf dem derben Volkshumor basieren. Drastische Darstellungen, die zum ergiebigen Biergenuß einladen, andere mit der Inschrift: „Hier wird nicht gepumpt!“, die zahlreichen Variationen der Heimkehr des Berauschten (siehe unser Bild: „Häuser her!“), seinen Empfang zu Hause usw. usw.

Nicht leicht ist es, der Auffassung gerecht zu werden. Zunächst mutet uns alles wie Karikaturen an; doch sind es keineswegs solche. Damit stände schon die oben festgelegte Beobachtung im Widerspruch, daß auf den kleinen Mann nichts so erkältend wirkt als der Gedanke, man wolle ihn und seinen Ideenkreis verspotten. Gewiß ist auch der Ulklust der Menge Rechnung getragen und manches zeigt sich in mutwilliger Verzerrung, jedoch in einer Weise, die die leitende Absicht klar erkennen läßt und auch vom Volke nicht mißverstanden werden kann. In der Hauptsache ist alles bitterernst gemeint. Das zeigt schon unverkennbar die Wahl der Motive. Grausige Katastrophen, Sterbeszenen, Aufbahrungen und Beerdigungen verehrter Persönlichkeiten durch die Brille des Spötters zu betrachten, so frivol ist niemand, ganz abgesehen davon, daß das urgesunde Volksempfinden, mit dem der Bilderbogenzeichner ja in erster Reihe zu rechnen hat, gegen derartige Geschmacklosigkeiten auf das entschiedenste protestieren würde. Aber warum wirkt es doch auf den Gebildeten so komisch, obgleich es vom Volke als ganz natürlich hingenommen wird? Weil die ungeschulte Volksanschauung alles so derb und grotesk erfaßt und sie dort, wo dem veredelten Geist durch tausend unsichtbare Fäden sich zarte Stimmungen und Schicksale erschließen, nur ganz reale Dinge sieht. Weil der geheimnisvolle Stimmungssinn, den einzig und allein die Kunst erzieht, der Menge abgeht, und nur die stark betonte Handlung, der Keulenschlag, sie in den Bann zwingt. Das Bilderbogenbild entspricht vollkommen dem Schlußtableau der Bühne von anno dazumal: ein plump gestelltes lebendes Bild im roten Schein bengalischen Feuers. Und das gefällt. Bedeutet es doch für die Menge den Höhepunkt im Rausche des Genusses.

Hie und da jedoch spricht noch ein anderer Umstand mit, der uns die Bogen manchmal so unfreiwillig komisch erscheinen läßt: in dem Bestreben, dem jeweilig in Frage kommenden Gefühl auch ja gerecht zu werden, schießt der Zeichner so häufig übers Ziel hinaus. So hat er beispielsweise eine heilige Scheu, bei Motiven, die die Liebe zum Fürstenhause schüren sollen, die hohen Herrschaften menschlich oder gar allzu menschlich darzustellen. Betrachten wir z. B. einmal das Bild: „Die am 24. Juli 1860 im Neuen Palais zu Potsdam geborene Prinzessin Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, wird von Eltern und Großeltern auf das freudigste begrüßt.“ Der Text dazu lautet: „Mit von Freude und Stolz erfüllten Herzen richtet das preußische Volk den Blick nach der glücklichen prinzlichen Familie, die sich hier im Zimmer der hohen Wöchnerin, der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm, versammelt hat. Wie lebhaft und freudig war die Teilnahme, als am Mittag des 24. Juli 1860 den Bewohnern Berlins die glückliche Entbindung der hohen Frau von einer Tochter durch 36 Kanonenschüsse, die im Lustgarten abgefeuert wurden, kundgetan ward. Eine Anzahl Häuser schmückten sich sofort mit preußisch-englischen Flaggen, und der Jubel, den dieses frohe Ereignis hervorrief, fand ein stürmisches Echo im ganzen Lande. Auch in der Königlichen Familie war die Freude groß. Der Prinz-Regent und die Frau Prinzessin von Preußen begaben sich sogleich nach dem Neuen Palais, wo Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Wilhelm sich schon an der Seite seiner Gemahlin befand. Die Frau Prinzessin Viktoria sitzt nun hier, links, mit dem jungen Prinzen dem frohbewegten Elternpaare gegenüber, während ihr hoher Gemahl, sich auf ihren Stuhl lehnend, freudige Blicke mit ihr auf die kleine Prinzessin richtet, die eine Hofdame vor ihnen hält. Daneben steht die Amme. Von der Wand des Zimmers schauen die Gemälde zweier Schwestern Friedrichs des Großen auf die glücklichen hohen Herrschaften herab.“ Das Bild stellt also einen Blick in — eine Wochenstube dar, wenige Stunden nach der Geburt. Die Wöchnerin, unsere nachmalige Kaiserin Friedrich, im Krinolinenkleide, ausgeschnitten und kurzärmlig, mit Hals- und Armschmuck,



Fest-Bilderbogen
zum 90. Geburtstage unseres Kaisers Wilhelm I.

Die deutschen Kriegsschiffe vor Samoa untergegangen (1889).



in lebhafter Bewegung auf einem Stuhle sitzend, die neugeborene Prinzessin eine goldene Krone auf dem Haupt — „Ei, ei!“ hätte sicher der alte Sanitätsrat Heim gesagt. Sonst zählt das Bild zeichnerisch nicht einmal zu den schlechtesten, wenngleich die scheußliche Bepinselung das meiste überdeckt. Wie hübsch sind beispielsweise die Krinolinenkostüme ausgeführt. Die Gruppierung hingegen wieder — Schlußtableau der Schmiere! Auch der „Festbilderbogen zum 90. Geburtstage unseres Kaisers Wilhelm I.“ ist besser gemeint, als er wahr ist. Unser alter Kaiser Wilhelm in großer Uniform mit Schärpe und Ordenssternen, den Helm auf dem Haupte, weiß behandschuht, am historischen Eckfenster, beide Flügel weit offen, jovial militärisch ins Volk grüßend — wahrlich, der Neuruppiner Zeichner muß einen merkwürdigen Tag zu dieser Beobachtung erwischt haben!

Zum Inhalt und zur Auffassung gesellt sich endlich als wesentlichstes Schlußstück die Wiedergabe, die dem Bogen sein characteristisches Gepräge gibt. Das eigenartige Aussehen, das einem sofort auffällt, da es den Bilderbogen von anderen farbigen Drucken unterscheidet, ist durch die Art der Herstellung begründet. Allerdings war es ursprünglich nicht Berechnung, die diese sonderbare Ausführung zeitigte. Im Jahre 1775, als Johann Bernhard Kühn, der Gründer der Fabrik, seine kleine Druckerei eröffnete und mit der Herstellung der „fliegenden Blätter“, wie man sie damals nannte, begann, da war die Farbendruckpresse noch ungeboren, das Zeitalter der Maschine sollte erst kommen, und mühsam suchte man mit der Hand das bunte Aussehen zu kopieren, das die Welt zu allen Zeiten trug. So wurden denn auf steife Holzschnitte, wie sie zu Ende des XVIII. Jahrhunderts üblich waren, aus Pappe geschnittene Schablonen gelegt, — für jede Farbe war eine besondere Schablone nötig — und mit einem kräftigen Pinsel die wenigen grellen Farben in breiten Flächen aufgetragen. Heute, wo uns die Psyche des Volks nicht mehr das Buch mit

sieben Siegeln ist und wir genau erkundet haben, auf welche künstlerischen Mittel sie am stärksten reagiert, heute können wir mit Sicherheit behaupten, daß dieser Art der Herstellung ein Hauptanteil an dem Erfolge zuzuschreiben ist. Die großen einheitlichen Farbenflächen in grellen Tönen, die ohne jeden Übergang hart aneinander stoßen, sie bannen unwillkürlich den Blick und zwingen den Beschauer, sich mit dem dargestellten Gegenstande zu beschäftigen. Basiert doch unsere ganze moderne Reklamekunst, deren wunderbare Wirkung erprobt und anerkannt ist, auf genau derselben Beobachtung. Ihr Wesenskern heißt: Flächenwirkung.

Und auch die Neuruppiner kamen bald dahinter, daß das, was eigentlich der Not entsprossen war, sich als ein nicht zu unterschätzender Vorteil erweise. Denn Leopold Gustav Kühn, der Sohn und Nachfolger Johann Bernhards, der die Firma, die heute noch seinen Namen führt, im Jahre 1822 übernahm, hatte, als er in seiner Jugend bei Professor Gubitz in Berlin das Holzschneiden erlernte, die damals neu erfundene Kunst des Steinzeichnens und Steindruckens kennen gelernt; und er richtete bald nach Übernahme des Geschäfts zur Herstellung der als Unterlage dienenden Konturenbogen eine Steindruckerei ein. Aber obgleich Senefelder schon gegen Mitte der zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts auch lithographischen Farbendruck ausübte, wurde in Neuruppin das Schablonenkolorierverfahren, in welchem die Arbeiter allmählich große Übung erlangt hatten, bis in die neueste Zeit beibehalten.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch das Schablonieren der Bogen in seinen Tönen frischer wirkt, als wenn er durch die Presse koloriert würde. Und da man nach dem alten Volkslied in Neuruppin den Grundsatz walten läßt:

> „Bunte Farbe lieb' ich traun,
> Sonderlich die rote,"

so entstehen Bilder, welche das Auge durch



Familien-Gottesdienst im Königlichen Palais.

Original und Eigenthum

Neu Ruppin zu haben bei Gustav Kühn No 1313

ihre schreiende Buntheit unbedingt gefangen nehmen. Im allgemeinen sucht man die Zusammenstellung der Farben wohl der Wirklichkeit entsprechend zu treffen, aber man ist sichtlich bestrebt, Gegensätze schroff aufeinander prallen zu lassen. Blaue Jacketts und rote Hosen auch Zivilisten anzuziehen, das dünkt den Neuruppiner Koloristen kaum ein Verbrechen. Daß übrigens bei einer bewußten Wahl der Töne sich selbst durch diese primitive Anstrichweise ganz hübsche Effekte erzielen lassen, zeigt das Bild: „Die deutschen Kriegsschiffe vor Samoa untergegangen.“ Die einheitliche, unheilschwangere Stimmung, die das Ganze atmet, der düstere Unwetterton des Himmels, der sich in den Wellen widerspiegelt, wird lediglich durch die aufgetragene bleigraugrüne Farbe hervorgerufen. — Allerdings besitzt das Schablonierverfahren auch seine Fehler, und mancher vielleicht an sich nicht üble Bogen ist durch eine kleine Unachtsamkeit unrettbar der Lächerlichkeit preisgegeben. Man betrachte beispielsweise das Bild: „Familiengottesdienst im Königlichen Palais.“ Der Dame rechts vom Geistlichen ist durch ein schlechtes Auflegen der Schablone, wie es bei einer derartigen Massenarbeit sich leicht ereignen kann, die Nase fortgepinselt, und von dem Ernst der Handlung wird wohl auf den Beschauer durch dieses kleine Manko nichts übergehen.

Aber auch wenn wir von seinem Anstrich absehen wollen, ist der Neuruppiner Bilderbogen, zeichnerisch betrachtet, im allgemeinen kein Kunstwerk. Einige der Illustrationen, so z. B. die hier reproduzierte: „Krigen mellem Russerne og Tyrkerne. Russerne Angrep paa den tyrkiske Fästning Kalafat“ sind Attentate gegen den guten Geschmack. Die Schwächen in der Zeichnung, die einem am häufigsten begegnen, sind: hölzerne Haltung der Figuren, unmögliche Stellungen und Bewegungen, perspektivische Verzeichnungen, sogar Fortfall jeder Perspektive. Wenn man die neusten Kriegsbilder, mit denen jetzt die japanische Kunst die Siege ihres Volkes feiert, betrachtet, so findet man (obwohl sie sonst künstlerisch höher stehen) ganz ähnliches. Vielfach nur ein Nebeneinander und ein Übereinander, ein Hintereinander will sich selten ergeben. Der erwähnte „Festbilderbogen zum 90. Geburtstage unseres Kaisers Wilhelm I.“ ist ein



Krigen mellem Russerne og Tyrkerne
Russerne Angrep paa den tyrkiske Fästning Kalafat
(1854.)

typisches Beispiel. Das Fenster ist als das historische Eckfenster vom Zeichner gedacht, wie viele Merkmale zeigen. Wie merkwürdig aber nimmt sich die abbiegende Wand aus! Eine Ecke, die auch durch die selbständige schöpferische Kraft der eigenen Phantasie, welche uns bei schlechten bildnerischen Erzeugnissen fast immer unterstützt und uns die Dinge zeigt, wie sie sein sollten, nicht möglich wird. Viele Bilderbogen sind eben unverkennbar Erzeugnisse von Leuten, die gegen einen festen Arbeitslohn täglich in einer festgesetzten Stundenzahl ein ganz bestimmtes Arbeitsquantum zu leisten haben.



In einer Periode, die sich etwa von 1830 bis 1870 erstreckt, begegnen einem aber häufig Bogen, die zeichnerisch sehr wohl geeignet sind, auch künstlerische Ansprüche einigermaßen zu befriedigen, so unter anderen: „Die Königin Viktoria mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, auf dem Ball“, „Augusta, Königin von Preußen, Wilhelm, König von Preußen, zum 18. Oktober 1861“, ferner die schon oben besprochene „Geburt der Prinzessin Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen“, und endlich „Siegreicher Kampf der Hannoveraner mit den Dänen bei Uldernp“. Allerdings darf man sich auch bei diesen Bogen durch die Kolorierung im Urteil nicht irreleiten lassen. Der Zeichner ist einzig und allein für den Konturenbogen verantwortlich. Denkt man sich aber die genannten Bilder, so wie sie schwarz, in Kreide- oder Federstrichmanier, vom Stein kommen, so wird selbst der verwöhntere Geschmack zugeben müssen, daß sie keineswegs unübel sind. Wahrscheinlich hat man es hier mit Produkten des Hofmalers W. Bülow zu tun, den Gustav Kühn, ebenso wie später den Sohn, als Mitarbeiter gewonnen hatte. Sie müssen beide gute Steinzeichner gewesen sein, wie das unkolorierte Bild: „Sterbelager Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.“, das nachweislich aus ihrer Werkstatt hervorgegangen ist, beweist; es fällt namentlich durch einige ganz vorzüglich ausgeführte Porträts auf. Denselben Vorzug weisen eben auch die drei ersten obengenannten Bilder auf, während das letztere, die Kampfesszene, in der Komposition den geschickten Maler erkennen läßt. Vorn links der in das Dorf verschwindende Heereszug, der hinten in einer Straßenkrümmung noch einmal flüchtig sichtbar wird, auf der rechten Seite die auseinandergezogene Schützenlinie, dazwischen charakteristische Erlenstumpfe, Häuschen usw., wirk-

lich eine Darstellung, die fesselt. Allen vier Bildern gemeinsam aber ist die Zeichenmanier (auffallende Exaktheit in Einzelheiten, wie Gewänder, Decken usw., Weichheit des Tons, bestimmte Arm- und Beinstellungen usw.), die der des Bülowbildes: „Sterbelager Friedrich Wilhelms IV.“ unbedingt Verwandtes zeigt.

Ein eigenes Kapitel der Wiedergabe ist der Text, der die Illustrationen begleitet. In neuerer Zeit meistens aus unveränderten Zeitungsnotizen bestehend, weisen namentlich

„Das Städtchen links am Meer ist Eckernförde, und die Schiffe, die soeben in die Bucht eingefahren sind, sind Dänenschiffe. Sie wollen der guten Stadt Eckernförde zu Leibe gehen. Aber schon donnern ihnen die schleswigschen Batterien vom Lande her einen Willkommen entgegen, und hier oben hält bereits der Herzog von Coburg, der selbst mit seinen Soldaten ins Feld gezogen ist, und gibt seinem Adjutanten die Befehle. Die Bürger der guten Stadt Eckernförde aber, die ihr nicht sehen könnt,



Augusta, Königin von Preußen.



Wilhelm I., König von Preußen.

Zum 18. October 1861.

die älteren Bogen Schilderungen auf, die sich unverkennbar als Neuruppiner Geistesprodukte offenbaren. Welche köstliche Naivität, gepaart mit patriotischer Begeisterung und tiefster Religiosität spricht aus allen diesen Zeilen! In festem Gottvertrauen und durchdrungen von dem Erfolge der gerechten Sache, schlägt der Erklarer einen Ton an, den er den Bänkelsängern auf dem Jahrmarkt abgelauscht hat. Sieht man nicht förmlich den langen Rohrstock durch die Luft fahren und auf die betreffenden Teile des Bildes klatschen, wenn man liest:

weil sie in der Stadt sind, erklären: und wenn der Däne ihnen die ganze Stadt in Trümmern schösse, so solle man nicht einen Finger breit nachgeben. So hat denn nun auch Gott sich der gerechten Sache angenommen und den Hochmut der Dänen zu schanden gemacht.“ In diesem Ton sind fast alle Erklärungen gehalten. Nachstehend noch die Unterschrift des bereits vorhin zitierten und reproduzierten Bildes: „Siegreicher Kampf der Hannoveraner mit den Dänen bei Ulderup.“ „Dort oben ist zu sehen, wie die braven Hannoveraner den Dänen

Siegreicher Kampf der Hannoveraner mit den Dänen
bei Ulderup.

auf den Leib rücken. Da gehen sie fröhlichen Herzens und heiteren Muthes über die schmale Brücke ins Dorf, Ulderup heißt es mit Namen, hinein, der Major an der Spitze voran, und ahnen nicht, daß mancher unter ihnen nicht wieder drüber zurückkehren wird. Denn dort hinter dem Dorf liegen die Dänen, und sind den Hannoveranern doppelt und dreifach überlegen. Da heißt es denn, sich ein Herz fassen und die Menge nicht fürchten, und das thun denn auch die braven Hannoveraner, und ist das ein Beweis von der Hitze des Gefechts, daß der Major da geblieben ist, und zehn Offiziere verwundet sind."

Aber was wollen alle diese Prosaproben sagen gegen die Neuruppiner Poesie! Ihre Lyrik ist uns längst bekannt, verschönt sie uns doch jeden Weihnachten mit „Herz" und „Schmerz", mit „Maid" und „Leid" den Pfefferkuchen; aber ihre Epik und ihre moralisierenden Verse sind nicht minder lesens- und beherzigenswert. So steht unter dem Bilde mit dem nasenlosen Fräulein: „Familiengottesdienst im Königlichen Palais" (1840):

O Christen, nehmt ein Beispiel dran,
Das Gott allein nur trösten kann.

ferner unter einem Bilde: „Große Seeschlacht am Schwarzen Meer bei Synope (1853)":

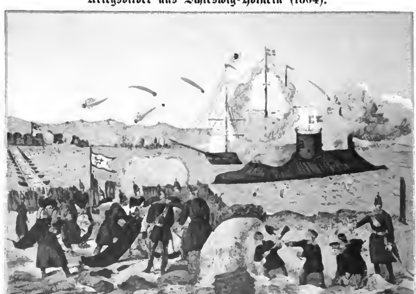
Zu Lande nicht allein will man den Feind besiegen,
Auch auf des Meeres Flut will man sich noch bekriegen.
Da lauert zwiefach Tod, an Flucht ist nicht zu denken,
Wen nicht die Kugel trifft, den wird das Meer versenken.
O! grausam schrecklich Los, das Menschen sich bereiten,
Die oft um Kleinigkeit so bitterlich sich streiten.

Unter einem andern Schlachtbild aus dem Krimkrieg ist zu lesen:

Seht hier die Söhne Englands kämpfen
Mit Mut und kühner Tapferkeit,
Ihn'n kann der Tod den Mut nicht dämpfen,
Für Englands Ruhm sind sie bereit.
Des Feindes Feuer schrecklich wütet,
Und ach! Es fällt manch braver Mann,
Und sind auch Hunderte getötet,
Viktoria! ruft — wer rufen kann.

Die letzte Strophe eines Gedichtes unter einem Bilde: „Die französische Flotte blockiert den Hafen von Venedig":

Kriegsbilder aus Schleswig-Holstein (1864).



Beschießung des Dänischen Panzerschiffes Rolf Krake
durch eine Preußische Strandbatterie.



Sterbelager Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Dein Landesvater wird ja auch
Die Treue wohl erkennen,
Und nach des Krieges hartem Brauch
Dir Ruhe jetzt vergönnen.
Hast viel gezahlt schon in voraus,
Das gibt es gern Dir wieder raus! —

Zu höchster Begeisterung aber entfachen den Neuruppiner Sänger der siebziger Ruhmestaten unseres Heeres. In mächtigen Akkorden schluchzt seine Harfe:

Was niemand hat gedacht,
König Wilhelm hat's vollbracht.
Rasch nahm die Sach' ihren Lauf,
Kaiser und Könige fielen zu Hauf!
Und im donnernden Schlachtenwetter
Wurde er Preußens und Deutschlands Retter . .

Zu einem anderen Bogen, der eine Zusammenstellung der Heeresführer enthält, singt er:

Der kluge Moltke machte den Plan,
Die andern führten die Truppen an,
Und haben sie tapfer zum Siege geführt,
Drum ihnen allen der Lorbeer gebührt.
Es fehlt nur Mutius, Manteuffel und Bonin,
Die bring' ich auf'n andern Bogen hin.

Der letzte Vers zeigt, daß der Dichter auch Sinn für die reale Seite hatte, eine Eigenschaft, die ihm, falls er noch leben sollte, sicher in den letzten Jahren nach der Mauserung der Literatur sehr zustatten gekommen ist. Daß ihm aber auch der Humor nicht fehlte, möge als Schluß die nachstehende kleine Probe zeigen; sie ist die Unterschrift zu einem Bild: „Deutschland in Frankreich,“ das einen Landwehrmann am Arme einer hübschen Französin zeigt:

Versallch is wirklich scheen,
Det muß ick sagen;
Die Damens kann man sehn
Dort mit Behagen;
Sie reichen freundlich uns
Die Feindeshand,
Ja, ja, die Landwehrmänner
Sind galant.
Zu Hause unsre Frau'n,
Die tun sich kränken,
Sie können nur mit Grau'n
An Krieg stets denken;
Doch wüßten sie, wie jut
Et uns hier jeht —
Sie schickten mich so oft

Uns ein Paket!
Na, Schulze, halt Dein Herz
Doch man recht feste,
Du weeßt doch, „Mutter“ bleibt
Zuletzt die Beste.
Liebst Du mich hier zu sehr
Det scheene Kind,
Denn, Bruder, schreib ick ihr,
Und det jeschwind!
Denn wird ihr in Berlin
Doch jar zu bange,
Denn, Schulze, dauert et
Jewiß nich lange; —
Se nimmt en Extrazug
Un jedenfalls
Kommt sie Dir nächster Tage
Auf 'n Hals.
Denn, Schulze, reiße man geschwinde aus,
Sonst kratzt die Olle Dir de Oogen aus.

Seine Fertigkeit konnte aber der Poet auch in Friedenszeiten glänzen lassen. Galt es doch häufig, auch zu den Gassenhauerbogen einen passenden Text fertig zu bringen, denn die eigentlichen Verse mußten, da unmittelbarer Nachdruck vielfach nicht statthaft ist, „umgedichtet“ werden. Er unterzog sich denn auch dieser Aufgabe mit bewährtem Geschick, und nur der Kehrreim erinnert an das ursprüngliche Lied.

* * *

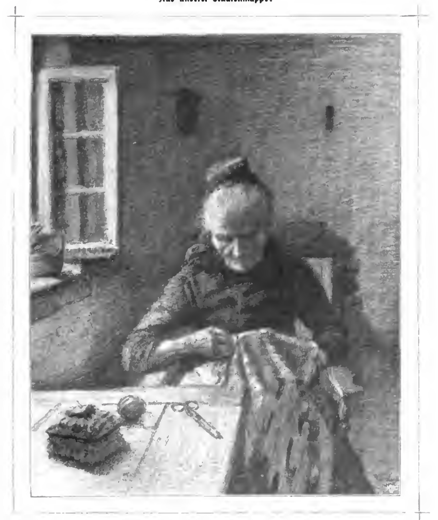
Das war der Neuruppiner Bilderbogen! Er hatte, wie kein zweites Erzeugnis vor ihm und nach ihm, sich die Herzen des Volkes gewonnen und Eingang in alle Kreise gefunden. Auch die Protektion der Großen war ihm zu teil geworden. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich lebhaft für die im Königlichen Schlosse zu Berlin befindliche Werkstatt der Bülows und ihre Erzeugnisse interessiert, namentlich aber der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., hatte als gelernter Buchbinder dort einen Lieblingsaufenthalt, dessen er sich in späteren Jahren gern erinnerte. Aber auch die Glanzzeit des Bilderbogens ging dahin. Für die Großen kam das Öldruckbild, den Kindern aber löste die Oblate in ihrem spiritnslackenen Glanze den Bilderbogen ab, bis diese selbst wieder dem Massenkunstprodukt der Neuzeit, der Ansichtskarte, weichen mußte. Auch diese hat wohl heute ihren Höhepunkt schon überschritten. Und was wird nach ihr kommen? Herrliche Erzeugnisse aus Meisterhand schaffen sich allmählich Bahn und finden, durch ihre rührigen Verleger geschickt lanciert, mit jedem Tage größere Verbreitung. Es sind die sogenannten „Künstlersteinzeichnungen“, die für wenige Mark zu haben sind und darum auch dem Minderwohlhabenden den wunderbarsten künstlerischen Schmuck gewähren. Aber — glaubt man wirklich mit diesen Bildern auch den Verhältnissen des kleinen Mannes gerecht zu werden? Schwerlich! Den breiten Schichten ist für eine Sache, die nicht zum täglichen Bedarf gehört, im höchsten Fall der Nickel locker. Wie wäre es nun, wenn die so rührige „ästhetische Bewegung“ im Hinblick auf die Künstlersteinzeichnungen den Versuch nicht scheute — den Neuruppiner Bilderbogen zu reformieren? Ich glaube, der Bogen machte einen Siegeslauf, der noch den ersten überträfe. Wer nähme ihn nicht auf, den Jugendfreund, und gäbe ihm eine Statt im Hause? Den Kindern aber würde er wieder das, was er den Eltern einst gewesen ist.

Noch haben die Firmen Gustav Kühn und Oehmigke und Riemschneider einen guten Klang, noch rauchen sie, die Neuruppiner Schlote! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie vieles Alte, Überwundene, das verstaubt und auch an sich wohl nicht mehr brauchbar, in irgendeinem dunklen Winkel lagert, ist deshalb doch nicht jedes pädagogischen Wertes bar. Vielleicht gibt es uns hier und da den Fingerzeig, mit dem es sich „schon eher weiterfühlen läßt“. Darum, beherziget den Rat, den ich Euch gebe: Unverzagt die Rumpelkammer geöffnet, den Staub hinausgeblasen und jedes Winkelchen durchstöbert!



Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Wilhelm Thielmann-Cassel.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen an Franz v. Lenbach.

Aufgezeichnet von Anna Muthesius.

Die Aufzeichnungen über Lenbach, die ich in einem kleinen schwarzen Heftchen meiner Erinnerungskiste entnehme, stammen schon aus dem Sommer 1893. Ich befand mich damals in dem glücklichen Alter, wo der Himmel voller Geigen hängt, obwohl ich gerade nicht an Geigen dachte, sondern an die Ausbildung meiner Stimme, und für den „allerletzten" Schliff Frau Joachims Schülerin in München werden wollte. Ich war in jenem Stadium jugendlicher Begeisterung, wo man stundenlang auf der Straße stehen kann, um ein gekröntes Haupt zu sehen, wo man stets einen Autographenfächer bei sich führt, und wo der Klang eines berühmten Namens das Herz höher klopfen läßt. — So war es gerade der richtige Zeitpunkt, um nach München zu kommen, wo eine Berühmtheit neben der anderen wohnt, und wo der Prinzregent im einfachen Rock auch dem Maler in der Dachkammer seinen Besuch abstattet. Täglich gab es denn auch ein wichtiges Erlebnis, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn ich nicht dies einem Tagebuche anvertraut hätte.

Entlocken uns diese Denkmäler aus der goldenen Jugendzeit im späteren Leben oft nur ein Lächeln, so stimmen mich doch diese Blätter heute wehmütig-ernst: erzählen sie doch kleine Episoden aus dem Leben eines Großen, dessen Heimgang jetzt die ganze Welt betrauert. Für die, die ihn kannten, setzen sie wohl kaum einen neuen Zug seinem Wesen hinzu; die aber, die ihn nicht kannten, mögen sich vielleicht ein Bild danach formen können, so scharf oder unscharf, wie eben auch meine eigenen Eindrücke es mir selbst nur zeichnen konnten.

München, im Juni 1893.

Lenbach wird hier wie ein König angesehen, daran ändern auch die ihn verketzernden modernen Herterich-Malschülerinnen nichts, mit denen ich zusammenwohne. Auch sein schönes großes Haus im italienischen Renaissancestil macht einen feierlichen, schloßartigen Eindruck. Oft stehen lange Zeit Neugierige auf dem Trottoir davor und gegenüber, die auf des „Königs" Anblick warten, der häufig auf einem der beiden Balkone nach der Straße hin erscheint. Natürlich sind auch die Aus- und Eingehenden interessant genug für sie, und eine Hofequipage vor der Tür ist keine Seltenheit. Auch die Straßenjungen wissen, was hier los ist; gleich beim ersten Male, als ich das Haus verließ, riefen sie mir zu: „De werd gmoaln!" —

Ein feuerrot galonierter Diener öffnete die Gittertür, als ich mit der bekannten Pastellmalerin Fräulein M. die Klingel zog. Sie hatte um Erlaubnis gebeten, mit einer „jungen Sängerin" das Atelier ansehen zu dürfen. „Vielleicht ist er dahoam, er ka scho sehr liebenswürdig sei, wenn er grad mag, i hab' ordentlich Angst." Im Vorgarten mit dem grünen Rasen, den Fontänen und Statuen spielte Lenbachs kleines goldlockiges Töchterchen mit seiner Bonne. Es gab das Patschchen, und der Diener kam zurück, uns die mit feuerrotem Teppich belegte Treppe zum Atelier heraufzuführen.

Schnell taten wir noch einen Blick in den alten venezianischen Spiegel, ehe wir uns den scharfen Blicken des großen Schönheitskenners aussetzten. Ich sah meinen großen alten schwarzen Strohhut darin und ein halb von der Temperatur draußen, halb von ängstlicher Neugier erhitztes Gesicht. Wir klopften, ein Hund bellte (wie wir beim Eintritt sahen, ein schwarzer Spitz, sein treues Tier), und ein Mann erschien, groß, mit grauem, dünnem Bart, spärlichen Haaren, in weißer Weste, grauem Anzug, Palette in der Hand und mit Augen, ja eben mit Augen — durchbohrenden, erfassenden und nicht wieder loslassenden, beängstigenden Augen. ‚Zu Damen, wenn sie nicht gar zu garstig sind, ist er wohl immer liebenswürdig,' hatte man mir erzählt, ‚freilich soll er auch zu einer Berliner Geheimrätin gesagt haben: „Se wollen's wohl hier Ihre Töchter ausstellen?" Da muß er aber wohl sehr schlechter Laune gewesen sein.'

„Was bringen's mir denn da für a merkwürdigs Madl?" Das waren die sehr gemütlichen Worte in gutem Bayerisch zu meiner Begleiterin. Die erklärte ihm nun umständlich, daß sie mich auf der Straße „entdeckt" habe: „... ist de net a merkwürdigs Mädchen? I hab' mer's glei denkt, daß s' Eahna gfalln werd, Herr

von Lenbach!" — Der hatte aber seine Pinsel schon wieder ergriffen und malte, als wenn er uns plötzlich vergessen hätte, und es war mir deshalb wieder ängstlich zu mute.

Wir sahen uns nun das Atelier an — drei große Räume nebeneinander —, da war nicht ein bißchen von Ateliekram; es sah aus wie in einem Museum, eine Sammlung von antiken Büsten, echten Teppichen, Statuetten. Die Wände bedeckt mit „Lenbachs", die drei echte im Mittelraum prangende Tiziane umkränzen. Erst der dritte Raum ist der eigentliche Arbeitsraum. Hier standen Staffeleien groß und klein und eine Menge angefangener Bilder darauf, eine Salome, ein Bild des Prinzen Ludwig mit Familie, ein solches der Baronin Worms, der Gräfin Hornstein u. a. In einer Ecke aber war eine Unmenge uneingerahmter Lenbachs aufgestapelt (man kann sich wohl erklären, wie leicht sich später ein Dieb ein Dutzend mitnehmen konnte, ohne daß es gleich gemerkt wurde). Durch eine kleine Seitentür sahen wir in die Muschelgrotte, Goldfische schwammen hier in einem kleinen Wasserbassin, daneben stand ein thronartiger Stuhl, auf den ein Purpurmantel malerisch hingeworfen war.

Als wir in das Allerheiligste, den Arbeitsraum, zu ihm zurückkehrten, hatte er die Palette weggelegt, in der höflichen Absicht, sich nun uns zu widmen. Das tat er, indem er mich in alle möglichen Beleuchtungen stellte, gegen die bunte Türverkleidung, und schnell braune und blaue Schleier hervorholte, mit denen er mich drapierte. Meine etwas verlegene Miene dabei bemerkend, meinte er: „I tua Eahna ja nix, hoad koa Angst!" — „Des ist hoalt a Griechin, ja, Sie möcht ich hoalt scho gern amoal moaln, hoaben's net amoat Zeit für mi?" Ich sagte ihm, daß ich hier wäre, um bei Frau Joachim Gesang zu studieren, und daß ich sehr fleißig sein müsse, aber von einem Lenbach ließe ich mich doch gern einmal malen. — Danach rief er vom Balkon sein Töchterchen herauf, das er zärtlich küßte; er setzte die Kleine auf die Erde und gab ihr eine seiner Skizzen, worauf sie mit Kreide das Bild des Vaters übermalen durfte. Als wir uns verabschiedeten, erschien wieder sein feuerroter Diener, dem er den Auftrag gab, uns die anderen Räume im Wohnhause zu zeigen. „Auf Wiedersehen, mein schönes Fräulein, kommen S' also am Montag."

Der Rote führte uns zuerst in die Wohnräume im Erdgeschoß des Atelierflügels. Das waren alles kleinere Zimmer, er meinte auch, zu Gesellschaften wär's hier allemal etwas zu eng. Der Mann führte uns sogar in die Küche und ins Schlafzimmer, als wenn wir die Wohnung mieten sollten. Im Flügel mit der Front nach der Straße waren nur Gesellschaftsräume, saalartig hoch und luftig, ohne intimere Ausstattung, aber voll von Kunstwerken. Mit besonderem Nachdruck zeigte er uns im oberen Stock die Zimmer, wo „der Fürst" (Bismarck) gewohnt habe.

Meine Pensionsgenossinnen zu Hause waren über meine Erlebnisse sehr aufgeregt, und es wurde nun alles von Lenbach hervorgeholt, was man sich von ihm erzählte: zwei Frauen haben sich um ihn das Leben genommen, zur Baronin X. hat er gesagt: sie müsse sich als ganze Figur aushauen lassen (Akt natürlich), diese Bemerkung sei doch sehr unpassend, na überhaupt! „Griechisch hat er Sie gefunden? — Da war der Wunsch der Vater des Gedankens! Der wird Sie nie charakteristisch malen — ewig dieses Antikisierende. Uns sollten Sie mal sitzen" (mit Schauder dachte ich an einen von meiner Stubengenossin mit Blaugrün gemalten Kopf, der den Preis bekommen hatte). Niemals!

Aber natürlich — daß ich griechisch aussähe, hatte ich auch noch niemals herausgefunden, wenn ich mein unregelmäßiges Gesicht einer genauen Kritik unterzog. Frau K. aber, meine liebenswürdige Pensionsmutter, eine Kunstmalerswitwe, war ganz entzückt über dies „von Lenbach gmoalt werden", und versprach mich zu bemuttern, wenn ich zur ersten Sitzung ginge.

Zwischen 5 und 6 Uhr an dem bestimmten Tage fuhren wir in die Luisenstraße, ich mit ängstlich klopfendem Herzen, da ich mir in dem grünen Tuchkleide, meinem „einzigen", nicht würdig genug (aber recht warm) vorkam. Wir gingen herauf, klopften, der Hund bellte, und der Meister kam uns mit großer Herzlichkeit entgegen, wie man eben Eingeladenen entgegen geht. Im Arbeitsraum waren zwei Damen, Frau Baronin W. und Frau Sch., bekannte Münchener Schönheiten. Die dicke, gutmütig aussehende Baronin im dekolletierten Seidenkleide und vollem Diamantschmuck stand ihm zu ihrem Porträt, das heißt, sie ging umher und rauchte, und ab und zu nur ließ er sie an die Staffelei kommen, um etwas an ihr zu studieren. Sonst folgte er ihren Bewegungen, und das Bild ging riesig schnell vorwärts. „Frau Fanny" holte alle möglichen Hintergründe — kostbare auf den Stühlen liegende Brokate — selbst herbei, doch sie fanden heute keinen passenden. „Soll ich denn den Smaragdschmuck oder die Rubinen anlegen, Herr von Lenbach?" — „A, dös is oalles oans; S' kennen auch beide ansteckn, Frau Fanny."

Er schien keine Stimmung mehr zu haben. Er verabschiedete denn auch Frau Baronin und Frau Sch., die viel lieber geblieben wären, indem er sie einfach um die Taille nahm und, sie hinaus führend, der einen glückliche Reise wünschte (sie hätte es doch nicht mehr nötig nach Schlangenbad zu gehen), und der Baronin die nächste Sitzung bestimmte.

Nun konnte es losgehen. Er war fieberisch erregt von der neuen Aufgabe; endlich nahm er eine Pappe vor und zeichnete los. Die günstigste Stellung erblickte er im Profil, einen Fuß auf eine Erhöhung gestellt, damit die geneigte Kopfstellung natürlicher erscheine. Schon nach wenigen Minuten sah man die scharf gezeichneten Profillinien auf der grauen Pappe, die er für Frauenköpfe fast immer wählte. Zu dem werdenden Pastellbilde nahm er nicht nur Pastellfarben und Kohle, sondern Bleistift, Tusche, Goldbronze, Aquarellfarbe, wie es ihm gerade einfiel. Jede einzelne Farbe holte er sich aus einem kleinen Kabinette. Auf meine Frage, ob das ein Geheimkabinett wäre, meinte er lachend: „Des grad net, aber i muß Bwegung habn, des san meine täglichen Spaziergäng." So ging er

rastlos beim Malen hin und her, sehr oft trat er auch auf einen seiner Balkone, blieb dort eine Weile sinnend stehen und kam zurück, sagend: „Segn S' nur maal, wie schön's jetzt draußen is." Er verlangte auch vom Modell durchaus nicht, daß es still stand oder saß. Einen ständigen Malthran gab es bei ihm nicht. Wenn man auch zeitweise dicht an die Staffelei treten mußte, seiner großen Kurzsichtigkeit wegen, so liebte er es, wenn er das Modell in Freiheit beobachten konnte. Um eine bestimmte Sache zu malen, mußte er womöglich ein anderes Bild vor sich sehen. Oft ließ er mich den Hut (den er den Tanagrahut nannte) aufsetzen, wenn er die Haare malen wollte, aber er hüllte mich in die braun und blauen Schleier: „Des Dran und Drum, des macht die Frauen erst," meinte er.

Es ist fabelhaft, wie schnell er sich einen Eindruck einprägen kann. Es erscheint beinahe überflüssig, daß man beim Malen anwesend ist. Er erzählte mir auch, daß ihm Bismarck selten „gsessen" hätte; der hätte das Modellstehen nicht gemocht, bei seinem Münchener Besuche hätte er ihn mühsam nur morgens beim Zeitunglesen ein Stündchen still sitzen gehabt. „Er interessierte sich aber auch nicht viel für meine Malerei." Mit Bismarck scheinen seine Hauptinteressen und seine ganze Begeisterung verknüpft zu sein. Wie oft mag er ihn gemalt haben, da sein Atelier immer mindestens vier Bilder von ihm aufweisen kann. — „Zuerst habe ich Ihre Kunst in dem Bilde einer sehr hohen Fürstlichkeit bewundert, wo ist das eigentlich geblieben?" — „Ja, ja," meinte er, „dieses Bild hängt irgendwo in einem Jagdschloß — dieses N . . . (hier folgte ein Name aus dem Tierreich) tu i nimma maaln. — Da steht a so'n Build, der Prinz findet, daß er die Naasn z' rot hat — er wollt's net hoabn, weil er's scheußlich fand. Erst als i's nach Amerika verkafen woallt, hat er's doch lieber selbst b'hoaltn."

Mitten in der Unterhaltung fällt es ihm dann mal wieder ein, „nun danke ich recht schön" zu sagen, was da heißt: „wir sind für heute fertig." Dann macht man sich eiligst zurecht, und hat man den Hut glücklich aufgesetzt, dann fällt ihm ein: „Ach, nach aan Augenblick, können S' den Huat naamaal heruntertuan, macht's Eahna nix?" „O bitte, gar nicht!" Dann geht es erst richtig los. Fertig wurde er diesmal nach nicht — er bat um eine weitere Sitzung.

Ich hatte nun von jetzt an jede Woche einmal Gelegenheit, ihn, den großen Vielgefeierten, zu sehen. Und man traf ihn immer zu Hause, wenn er nicht gerade auf Geschäftswegen war. Für seine rastlose Tätigkeit ist auch das elektrische Licht bezeichnend, das er als dringend nötig im Atelier hat.

„Ich habe auch keine Ruhe, nur acht Tage in der Sommerfrische zu sein, ich kann die Ruhe nicht aushalten."

Seine (erste) Frau, Gräfin Moltke, war darum auch allein am Starnberger See, wo er sie häufig am Abend besuchte. „Da rennen Tausende aan Menschen zu der Viehausstellung, gehn da spazieren. Wie's dazua nur Zeit habn, i haab kaa Zeit. I kann net begreifn, wie d' Maler immer über net z' tuan klagn kennen, guate Maler hätten z' tuan, aber sie suchen sich des Häßliche zum Moaln raus, was neamand mag, und 's gibt sa aiel Schöns in der Welt. Wenn des gmoalt würd, würden sich d' Leut, statt sich Diners oder sanstigen Luxus z' leistn, a guats Build in d' Stubn hängn."

So hoch er die alten Meister schätzte, so wenig bewunderte er seine Zeitgenossen. Stuck, den sie in der Pension so verehrten, fand er „recht talentvoll", Leute wie Herterich, den sie vergötterten, „glaubte er zu kennen".

‚Keine andern Götter neben mir', konnte man ihm von der Stirn ablesen. Ich fragte ihn, zu welcher Vereinigung der Maler er gehöre (ich wußte es ganz gut). „I ghör scho zur Künstlergenossenschaft, aber wie i halt auch zur katholischen Kirch ghör: i geh net hi."

Ein gewisses Zeichen, daß man ihn im Atelier traf, war die offene Balkontür; auch eines Morgens war sie offen, ich war aber doch zu früh gekommen, im Atelier war er noch nicht, erst beim Frühstück. Wir waren dann ganz allein, und es wurde deshalb eifrig gemalt. Das Jubiläumsfest der Künstlergenossenschaft war nahe herangerückt, und ich erzählte ihm etwas von meiner Tätigkeit als Rosenkönigin dabei und teilte ihm auch meine Kostümsorgen mit. „Natürli nur griechisch," meinte er, „Se müaßten des überhaupt immer tragn, Se san ja nur für a Land gboarn, wo Kostüme gtragn wern. An Huat dürftn S' überhaupt net aufsetzn."

„Kommen Sie denn auch wohl auf das Fest?" — „I muaß Sie doch sehen, i kamm gwiß." — „Die Joachim kommt auch hin." — „So, die Joachim? Warum ist die hier ohne ihren Mann?" — „Das wissen Sie nicht, Herr von Lenbach, sie sind doch geschieden." — „Sehen Sie, alle Ehen sind vergiftet, des geht von den höchsten Kreisen an, heiraten S' nur net, des rat i Eahna." — „Es muß doch ein glückliches, ruhiges Gefühl sein, wenn man so bewundert wird wie Sie," meinte ich. Ein kleines geschmeicheltes Lächeln huschte bei solchen Gelegenheiten über seine Züge, vielleicht hörte er gerade aus dem Munde der Unmündigen so etwas gern. „Ja," sagte er, „Könige, Fürsten, oalls kommt daher, aber glückli und ruhig hat überhaupt ein bedeutender Mensch net z' sein und wird es auch nie. Segn S' Bismarck, ist der wohl glücklich und ruhig? Der bedeutende Mensch hat immer weiter z' strebn und immer unzufrieden mit sich zu sein." — Ich erzählte ihm, daß ich ihn zufällig beim Begräbnis des Professor Döllinger gesehen hätte, daß ich aber mitten in der Rede des Pastors weggelaufen wäre, das Pathos wäre zu schrecklich gewesen. „Mir is des scha recht, da giabts an Ablenkung von der Traurigkeit des Begräbnisses," meinte er.

Auf dem Feste in Feldafing hatte ich ihn zwar schon lange entdeckt, aber ihn nicht aus der Mitte der hohen Herrschaften weichen sehen. Schließlich hatte er mich gesehen und kam mir schnell entgegen. Ich war erstaunt, wie festesfröhlich er aussah, ordentlich jung erschien er in der historischen weißen Weste, wozu er aber heute nach einen hellen Leinenanzug trug. Er

führte mich in seinen Bekanntenkreis und zu seiner Frau, die aus Starnberg herübergekommen war. Sie sah sehr hübsch aus in ihrem rosa Kleide. „Dies ist das Fräulein, das Du schon bei mir im Bilde gesehen hast. Sehen Sie doch mal da rauf! Das Kostüm steht Ihnen famos“ — und zur Freude des neugierig umherstehenden Publikums wickelte er mir meinen weißen Schleier um den Kopf, sich gleich wieder in den Künstler verwandelnd. In liebenswürdiger Fürsorge stellte er mir die verschiedensten Leute vor, von denen er glaubte, daß sie mir nützen könnten. Als ich ihn am Abend beim Feuerwerk noch einmal traf, führte er mich auch zu der schönen Frau P. „Wenn S' zu der Frau eingladn werdn, werdn S' verzaubert, des is a Loreley.“

Es kam unglaublich viel Besuch zu ihm, den er verhältnismäßig liebenswürdig über sich ergehen ließ. Interessierte er ihn nicht, so malte er ruhig weiter, interessierte er ihn, so malte er auch, unterbrach aber ab und zu die Arbeit. Um 2 Uhr war öffentliche Besichtigungsstunde des Ateliers, es soll durchaus nichts Seltenes gewesen sein, daß er sich selbst dem Volke zeigte. Eines Tages kam der Verleger Bruckmann; er wie ich wurden mit einer großen Photographie, seinem Selbstporträt, beschenkt. Es zeigt Meister Lenbach mit der Palette in der Hand vor einem seiner Bismarckbilder, von dem man freilich nur das Ohr sieht. Gehalten wird es von einer unsichtbaren Macht, auf die sich aber von dem mit indischen Armbändern geschmückten weiblichen Arm schließen läßt, der oben den Rahmen umklammert. Er selbst zeigt sich darauf im Renaissancekostüm mit einem Barett auf dem Kopfe. Seine große Liebe zum Kostümieren spricht sich auch auf diesem Bilde aus.

An dem Tage kam auch mit vielen Bücklingen ein alter Maler herein, der sich vor Höflichkeit verkroch. Er brachte die verschiedensten alten Gemälde zum Vorschein. Lenbach prüfte sie eingehend, obgleich er wohl sofort wußte, daß nichts daran sei. Er sprach mit ihm darüber im Sinne des Kaimschen Malverfahrens, das ihm gerade im Sinne lag. Enttäuscht und betrübt zog der Alte wieder ab. Ich glaube mich nicht zu irren, daß ihm Lenbach im Nebenzimmer einen kleinen Trost in die Hand gedrückt hat — er sah nicht gern betrübte Gesichter. Als er mich einmal nach Hause schicken mußte, weil er keine Zeit hatte, schenkte er mir schnell ein nettes Bildchen von sich mit seinem Töchterchen, das er selbst photographiert hatte.

Über das Photographieren seiner Modelle hat man sich viel den Kopf zerbrochen. „Nicht wahr, er photographierte Sie erst, ehe er malte?“ — „Freilich hat er mich photographiert, nur war das Bild schon fertig. Nötig hat er's nicht gehabt, seine erste Zeichnung war von unglaublicher Ähnlichkeit.“ Dabei war er deshalb nicht gleich zufrieden mit sich. Aus dem großen, beinahe fertigen Ölbilde der Gräfin M. hatte er die Augen wieder herausgekratzt. Auch durfte man ihn kritisieren. Ich sehe heute noch auf meinem Pastell die zweite Kopflinie, die er zog, als ich ihm lustig naseweis-bescheiden sagte, ich fände den Kopf zu dick.

Eines Tages photographierte er mich wohl in zwölf Stellungen, wobei er sich immer mit seinem Photographen begeistert über die verschiedenen Stellungen unterhielt. Mein Bild vollendete er an dem Tage beinahe, er hatte auch in meiner Abwesenheit daran gearbeitet. „I kenn Sie auswendi,“ sagte er, „i hoab selten a Kopf so studiert! Kommn S' doch das nächste Mal ganz fruah, wenn mi des ‚Handwerk‘ noch net müd gemacht hat.“

An einem Nachmittag wurde mir und Fräulein M. erst nach längerem Klopfen aufgemacht. Es war an dem Tage eine drückende Hitze gewesen, auch noch jetzt war's unerträglich. In seinem Arbeitszimmer fanden wir noch einen alten Herrn, Herrn Direktor Soundso. Er und Lenbach kamen eben vom Begräbnis; Lenbachs Faktotum, sein langjähriger Diener, dem er wegen seines Leidens schon immer den Tod gewünscht hatte — er hustete immer entsetzlich — war endlich gestorben. Sie saßen beide recht nachdenklich da, als wenn sie sehr ernste Betrachtungen an dies Ereignis geknüpft hätten. Es war mir fast, als wenn man sie nicht stören dürfte.

Mein Bild stand mit einem antiken Rahmen eingerahmt fertig da. „S' können's mitnehmen, wenn S' haben woalln, hängen S' in'n Rauchfang.“ Plötzlich entschloß er sich zu malen. Als ich an der Staffelei stand, auf die er eine neue Leinwand gestellt hatte, weil er mich noch einmal nach dem Kaimschen Verfahren malen wollte, fragte ich ihn erst mal heimlich, wer denn eigentlich der Herr Direktor sei. „Kennen's denn den Levy net? Waren S' denn noch nie in der Oper?“ — „Denken Sie, Herr Direktor,“ sagte ich, „ich wußte nicht, daß Sie es waren. In der Oper bin ich immer auf dem Olymp, da konnte ich Sie nicht sehen.“ Jetzt war ich natürlich sehr stolz, ihm als ‚Kollegin‘ vorgestellt worden zu sein. „Sie müssen uns mal was vorsingen,“ meinte Levy. — „Ja, das würde ich sehr gern tun.“

Es kamen zwei neue Gäste: Herr und Frau Heyse. Jetzt hatte ich besser auf den Namen gehört und war glücklich über diese neue interessante Bekanntschaft. Paul Heyse war ja auch nach den Bildern, die man von ihm gesehen hatte, sofort zu erkennen. „Ein Opfer der Malkunst“ wurde ich ihm und seiner Frau vorgestellt. Lenbach ließ sich durch die Besucher nicht stören, er malte ruhig weiter, ich „stand“. „Das Fräulein ist ja aber so unwahrscheinlich, man glaubt es Dir nicht, Lenbach,“ meinte Heyse. „Sind Sie Italienerin, gnädiges Fräulein?“ „O nein, ich und alle meine Vorahnen sind aus der Provinz Sachsen.“ — „Unmöglich — verzeihen Sie übrigens, daß ich nicht gleich Ihren Namen wiedererkannte, natürlich habe ich schon von Ihnen gehört!“ „Das glaube ich auf keinen Fall, ich bin noch nicht so berühmt, daß Sie mich durchaus kennen müßten!“ Er widersprach liebenswürdig, und nun stritten wir uns wieder um meine Berühmtheit. „Das Fräulein sollte uns aber was vorsingen,“ meinte endlich Levy. „Ach — was werden Sie denn singen?“ Wir kamen auf „Dunkel wie dunkel“ von Brahms. „Meine Lieblingslieder sind übrigens die von Jensen, von Ihnen gedichtet … ‚Über die Welt kommt Stille‘. Sie

werden wenig gesungen" — leider kannte sie aber Levy nicht. „Ich habe neulich ein Gedicht von Dir kampaniert," meinte Levy zu Heyse. „Und das schickst Du mir nicht mal?" „Du weißt ja, ich bin nicht stalz auf meine Kompositionen, komponieren war immer meine schwache Seite." „Also nun mein Lieblingslied," sagte Heyse. Levy begleitete, so gut es an dem Harmonium gehen wollte, aus dem Kopfe. Ich sang und sang in graßer Begeisterung. Die M. geriet dabei außer sich über den gelben Hintergrund und mein weißes Kleid. Lenbach kam auch allmählich heran. Er war erstaunt über den „veränderten leidenschaftlichen Gesichtsausdruck", den er nach gar nicht an mir gesehen hatte. — Heyse schien tief ergriffen und meinte, „Wilhelmine" hätte es ihnen wahl aft gesungen, aber sa hätte er es nach nicht gehört. Indessen war Lenbach schan wieder zum Malen zurückgekehrt. Ich entschuldigte mich, daß ich ihn heute sa aft treulos verließe, aber er war doch ganz gerührt von meinem Singen. Nun salgte wieder eine van den beliebten Kastümszenen, zu der diesmal Levy herhalten mußte. Er wurde mit einer braunen Plüschdecke drapiert, band sich noch ein Taschentuch um den Kopf und wurde nun als „Araber" bewundert. „Sa tua i Di nun ganz g'wiß aus dem Gedächtnis maaln, i hoab's ganz g'nau in mei Kopf."

Levy staunte, daß ich mein Bild geschenkt bekäme, „da können Sie sich aber freuen." Ich hatte es mir ja auch nicht träumen lassen. „Was machen S' denn nun damit?" meinte Lenbach „Wem schenkn S's denn?" „Das ist mein Stalz, da wird ganz Berlin zu mir gerannt kommen und sich das Bild ansehen." „Gelt, Ihretwegen kommen's, nicht des Bildes wegn." „Herr von Lenbach, wie sall ich Ihnen nur danken?" „Se solln immer guat und brav sein, recht schö singen, sich net z' fruah verliabn, sich an mir a Muster nehmen!" Selig zog ich, mit meinem Bilde unter dem Arm, begleitet von Fräul. M., ab. Wir traten in einen Hausflur, wa wir das Bild recht gründlich betrachteten und wa sie mie versicherte, daß das Bild absalut nicht gut und auch nicht varteilhaft sei. —

* * *

Das unvarteilhafte Parträt — in den zehn Jahren ist es vielleicht varteilhafter gewarden — habe ich heilig gehalten. Nur einmal hat es in einer Ausstellung gehangen, sa daß „ganz Berlin" es bewundern konnte. Dann wanderte es mit mir übers Meer, wo es sieben Jahre in meinem Häuschen an der Themse hing. Vam Themsenebel aber wurde es krank und überzog sich mit kleinen grauen Schimmelpilzen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich noch einmal nach München kammen würde, wa es der Meister, der es schuf, wieder heilen kannte.

Ich werde ihn nicht mehr finden. Auch über seine Lebenssanne, die ihm so lange strahlend geschienen, breiteten sich die Nebel. Schwere Krankheit brach die Kraft des starken Mannes und lähmte die unermüdliche Hand des großen Künstlers. Wahl nahte endlich die Heilung, die die Welt für ihn erflehte — aber anders als sie gehafft hatte. Der Tadesengel entführte ihn in ein Reich, das seinem sehnenden Auge neue ungeahnte Schönheiten enthüllen wird.



Wald-Adel.

Von

Frida Schanz.

Bergwald- und Hachwaldadel,
Trutzfest und reckenhaft!
Es strömt aus dem Genadel
Des Lebens tiefste Kraft!

In grader, starker Richte
Ragt jeder Baum im Tann
Vam Erdenschaß zum Lichte,
Hachaufwärts, himmelan.

Jedem ward's zugesprochen,
Van jedem wird's bezeugt:
Liegt mancher auch gebrachen,
Nicht einer steht gebeugt!

Und unter all den Recken
Ein säuselndes Verstehn!
Das feste, mächt'ge Strecken,
Das gibt das feine Wehn.

Das gibt das zarte Lauschen,
Erdtief und himmelan.
Es quillt kein Quellenrauschen
Sa heilig wie im Tann.



Studienzeichnung von Prof. A. Kampf-Berlin.



Falkenbeize. Stich um 1600 von D. Vinckenboons.

Die Falkenbeize.

Von

Julius R. Haarhaus.

Mit fünfzehn Abbildungen.

Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd
Sind mehr als zwanzig Weiber wert.

Arab. Sprichwort.

Falkenbeize! Schon das Wort klingt wie der Gruß aus einer längst vergangenen Zeit, und vor dem Auge des Jagdfreundes, der zugleich Kulturhistoriker ist, steigen bei dem Klange dieser vier Silben Bilder auf, so bewegt und farbenreich, wie sie kein Maler der Gegenwart mehr auf die Leinwand zu zaubern vermag.

Ein Jagdschlößchen, hinter alten Ulmen halbversteckt, leuchtet im ersten Sonnenlichte eines Frühlingsmorgens. Unter den blühenden Kastanien der Allee, die zum Portale führt, harrt der Jagdtroß seines Herrn und der vornehmen Gäste, die heute drunten in der Flußniederung den Reiher beizen wollen. Die Rüdenmeister können die zu Koppeln vereinigten Stöber- und Hatzhunde kaum noch beruhigen, die Reitknechte führen die lustig wiehernden Rosse auf und nieder, und der Mann, auf dessen Schultern die Sorge für den genußreichen Verlauf des Morgens ruht, der Falkenmeister, erteilt den Falknern und Knechten die letzten Anweisungen.

Endlich erscheint die Jagdgesellschaft auf der Schloßrampe: schöne Damen im wallenden Reitkleid, Kavaliere im Jagdhabit mit aufgeknöpften Rockschößen, den Dreispitz auf dem gepuderten Haar und die Falknertasche am Gütel, und zuletzt der vornehmste Gast, ein hoher Kirchenfürst, den nur ein kurzer violetter Mantel und das goldene Kreuz auf der breiten Brust von seiner weltlichen Umgebung unterscheiden.

Die Herrschaften steigen zu Pferde, man nimmt die Falken auf die behandschuhte Faust, und die bunte Kavalkade setzt sich in Bewegung. Aus dem Schatten der Allee geht's hinaus über schimmernde Felder und Wiesen, dem Flusse zu, der trägen Laufes durch die weite Ebene dahinzieht und sich in unabsehbaren Sümpfen verliert. Bei einer Gruppe uralter Pappeln wird Halt gemacht. Es ist der Sammelpunkt der Reiher, die droben in den Wipfeln übernachten und um diese Jahreszeit auch horsten. Deutlich vermag man die im frischen Laube halbverborgenen kunstlosen Nester zu erkennen. Aber von den schönen Fischräubern selbst ist nichts zu sehen. Man löst die Hunde von der Leine und schickt sie in das hohe Schilf. Erwartungsvoll verfolgt jedes Auge die Bewegungen der Rohr- und Binsenhalme. Jetzt wird ein Stöberhund laut, und mit ruhigen Schwingenschlägen geht ein Reiher auf. Er will aufbäumen, erblickt aber die unter den Pappeln haltende Kavalkade und streicht nach dem anderen Ufer hin ab. Da lüftet einer der Jäger mit schneller Hand die Haube seines Falken,



Gefesselter Falke mit Schellen am Fuß, auf einer behandschuhten Hand sitzend. (Ausschnitt aus einem Gemälde „Der Falkenjäger" von F. Floris.)

läßt den Riemen aus den Ringen des Geschühes gleiten und schleudert den Vogel in die Luft. Dieser, geblendet von der Fülle des Lichtes, scheint einen Augenblick im Fluge zu taumeln, dann erkennt er seinen Gegner und eilt ihm pfeilschnell nach.

Der Reiher bemerkt die ihm drohende Gefahr, er ändert seinen Kurs und steigt senkrecht empor. Umsonst! Der Falke versteht sich auf die Taktik seines Feindes, er „überflügelt" ihn und sucht ihn von oben zu stoßen. Aber auch jetzt weiß der Reiher Rat, er legt den Kopf auf den Rücken und erwartet mit aufwärts gerichtetem Schnabel den Angriff des kleinen Raubvogels. Im Übereifer stößt dieser fehl, der Reiher gewinnt dadurch einen Vorsprung, steigt höher und höher, der Falke folgt ihm wieder, und so setzt sich der Kampf fort, bis es, vielleicht erst nach einer Stunde, dem kleineren, aber gewandteren Kämpen gelingt, den Gegner zu schlagen und auf die Erde hinabzudrängen, wo ihn die Hunde festhalten, bis ein Falkonier zur Stelle ist, der dem Besiegten einen Metallring mit dem Datum des Jagdtages um den „Ständer" legt, ihn einiger Federn beraubt und dann wieder freiläßt, während ein anderer den Sieger mit dem Federspiel auf die Faust zurück lockt, wo er „gekröpft", das heißt gefüttert und wieder verkappt wird.

Das ungefähr ist der Verlauf einer Beizjagd, wie man sie um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, also kurz vor dem Niedergange und gänzlichen Ende dieser interessantesten und kostspieligsten Jagdmethode, in Deutschland betrieb.

Der Falke, der scharfsichtigste, gewandteste und mutigste unter den gefiederten Räubern, hat schon früh die besondere Beachtung und Wertschätzung der Menschen gefunden. Im Gegensatz zu dem düster gefärbten Adler galt der kleinere lichtfarbige Falke den indogermanischen Völkern von jeher als ein Symbol des Edlen, Ritterlichen, ja Göttlichen. Der immer wachsame, immer kampfbereite Vogel ist der geschworene Feind der in der Finsternis waltenden diabolischen Mächte, er war als solcher den Ägyptern heilig, auf deren Bildwerken seine charakteristische Figur eine große Rolle spielt. Die Zähmbarkeit des Falken ist sehr zeitig erkannt und von nahezu allen Kulturvölkern zu Jagdzwecken ausgenutzt worden. Schon



Illustration aus J. Ammans Jagdbuch. 1582.

um das Jahr 400 vor Chr. jagte man in Indien mit dem Beizfalken Federwild, wie denn überhaupt Asien als die Wiege der Falknerei angesehen werden muß. Die Chinesen richteten wahrscheinlich schon vor unserer Zeitrechnung Falken zum Kampfe mit Adlern ab und haben, konservativ wie sie sind, auch heute noch für diese Art des Zweikampfes eine besondere Schwäche. Falkenjagden allergrößten Stils wurden seit dem frühen Mittelalter in China abgehalten: der Venezianer Marco Polo sah den Chan ums Jahr 1200 mit 10000 Falkonieren zur Beize ausbrechen.



Kaiser Maximilian auf der Reiherbeize.
Illustration von H. Burghmair aus dem Weißkunig.

Den alten Griechen war die Verwendung des Falken zur Jagd unbekannt; bei den Römern bürgerte sich der Sport erst im IV. Jahrhundert n. Chr. von Asien her ein. Ihre gründlichste Ausbildung erhielt die Falknerei zur Zeit der Blüte des Rittertums in den westeuropäischen Ländern. Sie galt als ein Privilegium des Adels; ihre Ausübung blieb dem nicht ritterbürtigen Manne untersagt und wurde schon von Karl dem Großen durch gesetzliche Bestimmungen geregelt. Wie das Schwert mußte auch der Falke im Besitze des Besiegten bleiben. Welche Rolle der edle Vogel im ritterlichen Leben des Mittelalters spielte, beweist nicht nur seine häufige Erwähnung in der Poesie jener Zeit — es sei nur an das Nibelungenlied und Gottfried von Straßburg erinnert —, in den auf mittelalterlichen Anschauungen basierenden Rechtsquellen, die, wie der Schwabenspiegel, den Falkner zu den Künstlern zählen, sondern auch die immer wiederkehrende bildliche Darstellung des Falken auf Siegeln und Grabmälern und endlich die große Zahl der mit dem Worte „Falken“ zusammengesetzten Ortsnamen. — Aber der Beizvogel war nicht allein ein unentbehrliches Requisit jedes adeligen Hauses — bis ins XVI. Jahrhundert besaß auch der ärmste Edelmann wenigstens *einen* Falken —, er nahm vielmehr im Haushalte eine Stellung ein, wie wir sie heute keinem Tiere, nicht einmal dem treuen Hunde, mehr einräumen. Der eines Vergehens beschuldigte Ritter konnte beispielsweise beim Reinigungseide seinen Falken zum Zeugen seiner Unschuld anrufen, da ja nach den Anschauungen der Zeit Gott die Macht besitzen mußte, gleichsam „durch den Mund“ des edelsten Tieres die Wahrheit offenbar werden zu lassen und den Meineidigen Lügen zu strafen.

Wo es galt, in feierlicher Weise Rechtsansprüche geltend zu machen oder Verträge zu schließen, durfte der Jagdfalke nicht fehlen. Wie er beim Gottesdienste seinen Platz auf dem Altar erhielt, so wurde er in einzelnen Gegenden sogar in der Kirche ge-



Robert Cheseman, Falkner König Heinrichs VIII. von England.
Gemälde von Hans Holbein d. J. im Museum des Haag.

füttert. In einem rheinischen Weistume findet sich die Bestimmung, daß der jeweilige Herr von Rheineck alljährlich an einem Abend mit drei Pferden, einem Maulesel, Wind- und Vogelhunden und einem Habicht im Dorfe Urmitz einkehren mußte, wo er für sich und sein Gefolge im Gasthause Verpflegung fand, während der Beizvogel in der Kirche ein Huhn bekam. Aus der Fülle ähnlicher Rechtsgewohnheiten sei nur der sonderbare Brauch hervorgehoben, der es den Lehnsmännern der Herrschaft Tomburg in der Eifel zur Pflicht machte, beim Belehnungsakte auf einem einäugigen Pferde, mit einem einäugigen Windspiel und einem Falken, der dasselbe Gebrechen aufwies, zu erscheinen.

Wo der Landesherr ein passionierter Beizjäger war, hatten die Untertanen meist unter drakonischen Gesetzen zum Schutze der Falken und Reiher zu leiden. Drückend war der Taubenzehnte, den die Bauern entrichten mußten, drückender die schweren Leibesstrafen, die jedem drohten, der einen Falken oder Reiher tötete, einen verflogenen Jagdvogel fing und unterschlug oder auch nur die Reiher beim Brutgeschäft störte. Am weitesten ging in dieser Beziehung König Eduard III. von England: er bestrafte unnachsichtlich den Diebstahl eines Jagdvogels mit dem Tode.

Beim Niedergange des Rittertums bemächtigte sich der Klerus des Falkensports und trieb ihn mit solcher Leidenschaft, daß mehrere Päpste sich genötigt sahen, den Geistlichen das Halten von Jagdvögeln zu verbieten. Besondere Wirkung scheinen diese Verbote nicht gehabt zu haben, denn gerade

die Klöster und die Höfe der Kirchenfürsten wurden in der Folgezeit die Zufluchtsstätte der Falknerei. In den Urkunden der Abtei Werden findet sich häufig die Bestimmung, daß die zinspflichtigen Höfe der Umgegend an bestimmten Tagen den Abt „mit Falken und Winden“ zu bewirten hatten, und noch Clemens August, der prachtliebende Kurfürst und Erzbischof von Köln, erbaute sich bei Brühl das Jagdschloß Falkenlust, um seiner Lieblingsneigung mit aller Bequemlichkeit huldigen zu können.

Durch die Annalen der Geschichte zieht sich die Kunde von der Falknerei und ihren Freunden wie ein roter Faden. Nicht ohne Befremden lesen wir, wie der heilige Bonifatius, der Apostel Nordwestdeutschlands, sich herbeiläßt, für hochgestellte Gönner Falken zu besorgen, und wie selbst der größte Gelehrte des XIII. Jahrhunderts, Albertus Magnus, ein umfangreiches Werk über die Falknerei schreibt. Kaiser Friedrich I. und sein Sohn Heinrich VI. hielten es nicht für unter ihrer Würde, selbst Falken abzurichten, und Friedrich II. galt für den erfahrensten Falkner seiner Zeit und schrieb ein Buch „de arte venandi cum avibus“, das sein Sohn Manfred mit Anmerkungen versah. Als dem König Philipp August von Frankreich während der Belagerung von Akkon ein Jagdvogel entflog, bot er für die Rückgabe desselben den Türken vergebens tausend Goldgulden, eine für damalige Begriffe geradezu märchenhaft hohe Summe. Daß die Belagerten den Vogel um diesen Preis seinem Besitzer nicht zurücksandten, ist ein Beweis dafür, welchen Wert man auch auf seiten der Türken dem Falken beimaß. Überhaupt scheint die Wertschätzung der Falknerei einer der wenigen Berührungspunkte für die Anschauungen der abendländischen Ritter und der vornehmen Mohammedaner gewesen zu sein. Als im Jahre 1396 viele französische Edelleute, darunter der Herzog von Nevers, in die Hände des Sultans Bajesid gefallen waren, weigerte dieser sich, die Gefangenen gegen ein hohes Lösegeld freizulassen, tauschte sie jedoch mit großem Vergnügen gegen zwölf weiße Falken ein. Wichtige Belege für die Falkenliebhaberei der Morgenländer sind die Koranstellen und Dichterwerke, die sich mit dem edlen Vogel beschäftigen und ihn gewissermaßen als die Krone der Schöpfung preisen. In Tausend und einer Nacht wird ein Fürst geschildert, der sich von seinem Lieblingsfalken nie zu trennen vermag und ihn selbst während des Schlafes nicht von der Faust läßt. Früher wahrscheinlich als im Abendland hat sich im Orient eine eigne Falknereiliteratur herausgebildet. Da finden sich umfangreiche Bände, die in blumenreicher und keineswegs leicht verständlicher Sprache unzählige Regeln über die Behandlung des Falken und die Eigenschaften eines guten Falkners aufstellen und höchst ergötzliche Methoden zur Untersuchung und Behandlung kranker Jagdvögel empfehlen.

Eine systematische Ausbildung auf theo-



Falkonier, den Falken abhaubend.
Stich nach J. E. Ridinger.



Der Reiher wird vom Falken von oben herab geschlagen. Nach J. E. Ridinger.

Liebhaber deckte. Zuletzt scheint die Nachfrage nach Falken dem Angebot nicht mehr recht entsprochen zu haben, da der Preis für einen erstklassigen Vogel nur noch zehn bis zwölf Taler betrug.

Auch die italienischen Fürsten der Renaissancezeit holten sich ihre Beizvögel aus dem Norden; die weißen Falken, für deren Unterhaltung Filippo Maria Visconti monatlich 3000 Goldstücke ausgab, sind unzweifelhaft Polarfalken gewesen. In Italien wurde die Beize übrigens schon früh ein Lieblingssport der Damen, und Lucrezia Borgia wußte ohne Zweifel, was sie tat, wenn sie sogleich bei Empfang einer neuen Falkensendung die schönsten Vögel auswählte und als Geschenk an befreundete Fürstinnen weitergab.

Der letzte kaiserliche Gönner der Beizjagd war Karl V. Er gab den Johanniterrittern die Insel Malta unter der Bedingung zu Lehen, daß sie ihm jährlich einen weißen Falken lieferten. Unter seinen Nachfolgern auf dem deutschen Kaiserthrone fehlt es zwar nicht an passionierten Weidmännern, allein sie gaben ohne Ausnahme anderen Jagdmethoden den Vorzug. Die Falkenbeize fand dafür an den Höfen der kleinen deutschen Fürsten eine Zufluchtstätte, nicht gerade zum Heile und zur Freude ihrer Untertanen, die der Ehre gewürdigt wurden, zu den Unterhaltungskosten des landesväterlichen Beizjagdapparats ihr Scherflein beizutragen. Die Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel waren es vor allen anderen deutschen Fürsten, die dem Sporte unermeßliche Summen opferten, ein ganzes Heer von Falkonieren hielten und jede Beize als Haupt- und Staatsaktion behandelten.

In Frankreich erreichte die Liebhaberei an der Beizjagd weit später als in Deutschland ihren Höhepunkt. Als die Glanzperiode der französischen Falknerei kann man die Regierungszeit Franz' I. bezeichnen, der

retischer Grundlage erhielt die Falknerei im Abendlande zunächst durch den Deutschorden. Der Hochmeister Konrad von Jungingen errichtete im Jahre 1396 eine Falknerschule, aus der die bedeutendsten Falkoniere des XV. Jahrhunderts hervorgingen. Das Falkenmaterial scheinen die Deutschordensritter in Preußen selbst gefangen zu haben, wie denn noch Kaiser Maximilian, der größte Praktiker und Theoretiker der Beizjagd, die kupferfarbigen preußischen Falken als die besten rühmt und ihnen vor den aus dem Oberelsaß und Brabant bezogenen den Vorzug gibt. Später standen die isländischen Beizvögel in besonderem Ansehen, und wenn wir lesen, daß einzelne Hansastädte, wie z. B. Lübeck, dem Kaiser alljährlich eine bestimmte Anzahl Falken zu liefern hatten, so dürfen wir wohl annehmen, daß es sich hierbei um isländische gehandelt habe. Noch bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts sandte die dänische Regierung in jedem Sommer ein Falkenschiff nach Island, das mit Jagdvögeln befrachtet im Herbst zurückkehrte und den Bedarf der westeuropäischen

für seinen eigenen Bedarf 300 Beizvögel hielt. Der Oberfalkenmeister wurde unter ihm zur einflußreichsten Persönlichkeit des Hofes, und für die jungen Edelleute des Landes gab es kein verlockenderes Ziel, als in das königliche Falknerkorps aufgenommen zu werden.

Unter den Herrschern und Herrscherinnen des russischen Reiches tat sich Katharina II. als leidenschaftliche Beizjägerin hervor. Sie verschmähte jedoch den Gebrauch des Edelfalken und begnügte sich damit, den kleinsten seines Geschlechts, den zwerghaften Merlin, als Beizvogel zu benutzen. Dieser wurde im Frühjahr gefangen und abgerichtet — „abgetragen", im Sommer zur Jagd benutzt und im Herbste wieder freigelassen.

In England erfreute sich wie jeder Sport von jeher auch die Beizjagd großer Beliebtheit. Heinrich VIII. war einer der größten Falkner aller Zeiten. Er wie seine Nachfolger bezogen die Falken aus Holland, und zwar aus dem Orte Valkenswaard, wo bis vor kurzem noch eine Falknerschule bestand und heute noch der letzte berufsmäßige Falkenfänger Europas lebt. Diesem Herrn — er heißt Karel Th. Moller — verdanke ich interessante Aufschlüsse über die heutige Falkenbeize. Er schreibt mir unter anderem folgendes: „In früheren Jahren beschäftigte sich hier in der Gegend eine große Anzahl von Falkonieren mit dem Fang und der Abrichtung von Falken, um mit diesen während der Sommerzeit die edle Jagd in verschiedenen Ländern auszuüben. Von der königlichen Falkenjagd in Het Loo werden Sie gehört haben. Diese ist nach dem Tode Sr. K. H. des Prinzen Alexander 1855 aufgehoben worden. Seitdem wird die Beizjagd noch in England, Frankreich und seit etwa drei Jahren auch wieder in Italien gepflegt. Für Rechnung englischer und französischer Herren fange ich jährlich eine bestimmte Anzahl Falken (etwa zwanzig Stück). Das tue ich nun schon seit dreißig Jahren. Früher richteten wir — mein Vater und mein Bruder lebten damals noch — zuweilen die Falken vollständig zur Jagd ab, aber nun beschränke ich mich darauf, dieselben zu fangen und zu zähmen, worauf sie von den Auftraggebern abgeholt werden."

Die vornehmste Vereinigung zur Pflege der Beizjagd ist zurzeit der „Old Hawking Club" zu Lyndhurst, der seinen Ursprung von der alten englisch-holländischen Falknergesellschaft zu Het Loo herleitet, etwa zehn bis zwölf Mitglieder zählt und alljährlich im März und April in den Niederungen von Wiltshire Beizjagden abhält.

Auch in Deutschland sind in neuerer Zeit wiederholt Versuche gemacht worden, die Falkenbeize wieder einzuführen. Wie verlautet, bekundet sogar Kaiser Wilhelm II. für diesen ritterlichen Sport lebhaftes Interesse. Um so mehr ist es zu bedauern, daß alle auf eine Erneuerung der Beizjagd abzielenden Bestrebungen bisher ohne Erfolg geblieben sind.


Falkonier mit dem Luder den Falken einholend.
Nach J. E. Ridinger.



Moller sen. aus Valkenswaard, † am 27. Juli 1896, ehemals Falkonier des Königs Wilhelm III. der Niederlande.

Eine größere praktische Bedeutung hat die Jagd mit dem Beizvogel gegenwärtig noch in mehreren außereuropäischen Ländern. Die reichen Perser benutzen dressierte Raubvögel zur Jagd auf wilde Schweine, wilde Esel, Füchse und Antilopen; Baschkiren und Kirgisen jagen Haarwild vom Kaninchen bis zum Wolf mit Hilfe von Falken, Sperbern, Habichten und Königsadlern; in Indien beizt man mit Falken verschiedener Art Rebhühner, Wachteln, Trappen und Hasen, und die Beduinen der Sahara verwenden den Würgfalken Südosteuropas ganz allgemein zur Gazellenjagd.

Ehe ich zu einer kurzen Schilderung der Abrichtung des Beizvogels übergehe, sei mir gestattet, die wichtigsten der zur Jagd benutzten Falkenarten zu nennen. Der edelste seines Geschlechts ist der eigentliche Jagd- oder Polarfalk, dessen Heimat Grönland, Island und Nordasien sind. Seine Färbung wechselt vom reinsten Weiß bis zum lichten Braun oder Schieferblau. Sein Rival in der Gunst der Liebhaber war stets der Gerfalk Nordeuropas, derselbe, der heute noch in England und Frankreich zur Reiherjagd gebraucht wird. Im mohammedanischen Orient ist der Würg- oder Sakhrfalk der Donauländer am beliebtesten, während die Indier dem Wanderfalk und dem „Schahin“ (Königsfalk) den Vorzug geben. Außer diesen kommen in Indien noch der Rothalsfalk, der Sperber und der Muti zur Verwendung, letzterer seiner Kleinheit wegen nur zur Wachteljagd. Bei uns wurde früher auch der Baumfalk zur Jagd auf Wildenten und Rebhühner benutzt, zur Hasenjagd dagegen vorzugsweise der Hühnerhabicht, der von allen Artgenossen am leichtesten zu beschaffen und daher der bevorzugte Beizvogel des armen Adels war.

Die zur Jagd bestimmten Falken werden entweder jung aus dem Horst genommen oder mit dem Schlagnetz, neben dem man eine lebende Taube als Köder befestigt, gefangen. Die weiblichen Vögel sind größer und stärker, mithin auch wertvoller als die männlichen. Letztere heißen „Terzel“ und wurden von den alten Falknern meist nur dann abgerichtet, wenn weibliche „Geschrinze“ nicht in genügender Anzahl zu erlangen waren.

Um den frisch gefangenen Vogel zu zähmen, setzt man ihn mit verkapptem Kopfe in einen Holzreifen, der dreimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen in schaukelnder Bewegung gehalten werden muß, wodurch der Falke am Schlafen verhindert



Karel Th. Moller, der letzte Fallner von Valkenswaard, mit dem Falken auf der Hand.



Karel Th. Moller mit seinen Gehilfen.

wird. Die ersten vierundzwanzig Stunden läßt man den Wildfang hungern, dann nimmt man ihn auf die durch einen derben Lederhandschuh geschützte Faust, lüftet die Kappe und hält ihm frisches Fleisch zur Atzung vor. Weigert er sich zu „kröpfen", so läßt man ihn bis zum nächsten Tag weiter hungern. Dann ist er gewöhnlich so zahm geworden, daß er von selbst auf die vorgehaltene Faust fliegt, um die Atzung in Empfang zu nehmen. Allmählich vergrößert man die Entfernung zwischen seinem Standorte und der Faust, dann befestigt man an der Lederfessel seiner Fänge (Hände), dem „Geschühe", eine lange Leine, setzt ihn im Freien auf einen erhöhten Gegenstand und lockt ihn mit Fleisch zu sich herab. Hat man den Falken schließlich daran gewöhnt, dem Falkner, auch wenn dieser zu Pferde sitzt, unter allen Umständen auf die Faust zu fliegen, so geht man dazu über, ihn zur Jagd „abzutragen". Man läßt den entkappten Vogel auf tote Tauben stoßen, die man in die Luft wirft, später auf





Ein Polar-, ein Gerfalke und ein Hühnerhabicht.
Nach ausgestopften Exemplaren im Zoologischen Museum zu Berlin.

lebende mit gestutzten Flügeln, dann auf Rebhühner, die man durch Hunde aufstöbern läßt, und endlich auf Reiher und Kraniche. Diese macht man zunächst dadurch kampfunfähig, daß man ihnen ein Holunderrohr über den Schnabel steckt, während man sie selbst durch Anlegung lederner Bandagen gegen die Schnabelhiebe ihres Feindes sichert.

Stößt der Falke fehl, so lockt man ihn mit dem „Federspiel“ auf die Faust zurück. Das Federspiel besteht aus einem eirunden oder walzenförmigen Körper mit seitlich angebrachten Vogelflügeln, der an einer kurzen Leine durch die Luft gewirbelt wird.

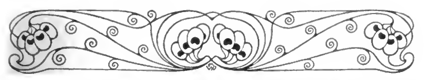
Beizvögel, namentlich Habichte, die zur Jagd auf Haarwild gebraucht werden sollen, richtet man mit Hilfe eines ausgestopften und von einem Pferde vorwärts gezogenen Hasenbalges ab, auf dem der Vogel auch kröpfen muß.

Als die günstigste Zeit zur Beizjagd gelten bei den meisten Fachschriftstellern die Monate vom November bis April, bei anderen die Sommermonate. In England wird, wie wir gehört haben, zurzeit meist im März und im April gejagt, doch pflegen die Falkner des Old Hawking Club den Sommer über auf die Güter der englischen, schottischen und irischen Großgrundbesitzer zu ziehen, um dort die Beize fortzusetzen.

Während der Mauserung bedarf der Falke einer besonders aufmerksamen Pflege, wenn er nicht eingehen oder doch das mühsam Erlernte vergessen soll. Überhaupt verlangen die edlen Vögel eine unausgesetzte Beobachtung und sachgemäße Wartung, was der Hauptgrund dafür sein mag, daß die Unterhaltungskosten selbst des bescheidensten Falknerapparates heute geradezu unerschwingliche geworden sind.

Wer weiß, ob unter diesen Umständen die Falkenbeize in Deutschland noch einmal wieder zum Leben erweckt wird! Dies wäre hauptsächlich deshalb zu wünschen, weil die Beizjagd ohne Frage zur Veredlung unseres gesamten sportlichen Lebens, das bereits bedenkliche Anzeichen der Verrohung zeigt, wesentlich beitragen würde.





Chinas Verhalten im japanisch-russischen Kriege und die chinesische Heeresreform.

Von

Freiherr von Reitzenstein.

(Abdruck verboten.)

Die chinesische Regierung hat in Petersburg wiederholt die Versicherung abgeben lassen, daß sie strenge Neutralität im japanisch-russischen Kriege beobachten werde und die Ansammlung chinesischer Truppen an der mandschurischen Grenze lediglich die Aufrechterhaltung der Neutralität nach beiden Seiten, sowie die Abwehr von Räuberbanden bezwecke.

Offenbar will man in Peking keinen Krieg. Dort herrscht bereits die Empfindung vor, daß China ohnehin die Kosten des gegenwärtigen Krieges zu tragen haben wird, daß der endgültige Sieg der Russen den Verlust der Mandschurei, der Sieg Japans hingegen dessen Diktatur zur Folge haben wird. Und der Wunsch, den die chinesische Regierung hegt, gipfelt darin, daß beide Gegner ihren gefährlichen Überschuß an Kräften in diesem Kriege verlieren möchten. Nachher hofft sie mit den minder unbequemen Nachbarn um so leichter auskommen zu können. Ihr Hauptaugenmerk ist daher gegenwärtig darauf gerichtet, die durch geheime Gesellschaften und durch die wachsenden militärischen Erfolge Japans erregte Bevölkerung niederzuhalten.

Dementsprechend hat sie den Vizekönigen und Gouverneuren der Provinzen Instruktionen erteilt; und derjenige von ihnen, welcher in seinem militärischen Bereiche die Neutralität verletzen ließe, würde die Todesstrafe erleiden.

Rußland braucht daher nicht zu fürchten, daß sich der Vizekönig Juan-schi-kai und der ihm unterstellte General Ma mit den an der mandschurischen Grenze stehenden Truppen aus eigener Initiative dem Siegeszuge der Japaner anschließen werden, zumal sich die Zentralregierung in Peking seit alters her die Entscheidung über den Waffengebrauch chinesischer Truppen ein für allemal vorbehalten hat. Letzteres habe ich aus meiner eigenen Tätigkeit in chinesischen Diensten noch in lebhafter Erinnerung.

Als Kommandeur der Nan-jang-Truppe, welche im Jahre 1896 von Nanking nach dem neuerrichteten Truppenlager bei Wusung übergeführt worden war, traten mir hier Verhältnisse entgegen, die unter Umständen das Losschlagen der Truppe erforderlich machen konnten, und ich hatte alle Vorbereitungen hierzu getroffen. Der mir beigegebene Tao-tai lebte aber dieserhalb in größter Sorge und setzte alle Hebel in Bewegung, um noch rechtzeitig auf telegraphischem Wege die Genehmigung der Zentralregierung hierzu durch den Vizekönig von Nanking einzuholen.

Etwas ganz anderes wäre es natürlich, wenn — wie in der Tagespresse angenommen wird — der Vizekönig Juan-schi-kai und General Ma wirklich Gegner der in China herrschenden Dynastie sind, und beide eine Umwälzung mit Hilfe der Japaner vorbereiten. Dafür liegen aber nach meiner Ansicht keine Anzeichen vor. Für nicht minder unglaubwürdig halte ich die immer wieder auftauchende Vermutung, daß die chinesischen Behörden in der Mandschurei von Peking aus Instruktionen im russenfeindlichen Sinne erhalten haben sollen.

Ich kann mich auch des Eindruckes nicht erwehren, daß man noch immer die Leistungsfähigkeit der chinesischen Armee zu überschätzen geneigt ist, obwohl sie in der Mandschurei wiederum nur eine kläglich Rolle gespielt hat, indem sie sich ohne Schwertstreich von den Russen hinauswerfen ließ. Und wenn ich auch die militärische Fähigkeit und das Organisationstalent des Vizekönigs Juan-schi-kai gelten lassen wollte, so ist doch die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß den Chinesen der militärische Geist gänzlich abhanden gekommen ist, den kein Mensch plötzlich wieder zu beleben vermag.

Sehen wir uns doch einmal die chinesische Armee etwas näher an. Sie ist auf dem Papier sehr zahlreich. Von einer einheitlichen Leitung, Organisation und Einteilung ist aber nicht die Rede.

Die mandschurischen oder Achtbannertruppen bilden die Hauptstütze der jetzigen Dynastie und sind die Nachfolger der ehemaligen Invasionsarmee der Mandschu aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. Sie gleichen vollkommen einer Kriegerkaste; die freiwerdenden Stellen nehmen ausschließlich die Söhne der zum Dienst berechtigten und verpflichteten Familien ein. Im Norden beschränkt sich ihr Dienst auf den Schutz der kaiserlichen Residenzen usw. Ihre Stärke dort wird auf 120 000 Mann angegeben. Der Rest von 80 000 Mann ist in den großen Städten des Reiches verteilt und lebt in besonderen Tatarenvierteln streng von der chinesischen Bevölkerung geschieden. Die Befehlshaber betrachten sich als Stellvertreter des Kaisers und sind auch von ihm mit besonderen Vollmachten ausgerüstet, um erforderlichenfalls die Autorität der Mandschu-Dynastie den Chinesen gegenüber zu wahren.

Abgesehen von dieser Mandschu-Truppe, sowie von den mongolischen und tibetanischen

Milizen, sind alle übrigen Teile der Armee chinesische Provinzialtruppen und auf die 18 Provinzen des Reiches verteilt. Sie unterstehen den betreffenden Generalgouverneuren oder Vizekönigen und Gouverneuren. Ihren ältesten Stamm bilden die Truppen des grünen Banners, deren Errichtung aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts stammt und denen heute der militärpolizeiliche Dienst obliegt. Ihre Sollstärke ist 450000 Mann.

Die Unbrauchbarkeit dieser alten Truppen hat sich ebenso wie die der Mandschu bereits bei dem Aufstande der Sekte der weißen Lilie in Sze-chuen und in den beiden Hu-Provinzen 1796, sowie während des Taipingaufstandes im vorigen Jahrhundert gezeigt. In dem letzteren wurden daher in den gefährdeten Provinzen sogenannte Feldtruppen gebildet, denen es mit Hilfe europäischer Unterstützung schließlich im Jahre 1864 gelang, den Taipingaufstand niederzuschlagen. Sie sind einigermaßen militärisch ausgebildet, und ihre Zahl wird auf 210000 Mann angegeben. Drohen Verwickelungen, so werden sie aufgeboten und entsprechend vermehrt. Nach Beendigung derselben entläßt man dann diejenigen wieder, welche entbehrlich erscheinen.

Zu je 500 Mann werden diese Truppen in viereckige, durch Lehmwälle abgeschlossene Lager eingepfercht, die sich durch eine große Anzahl bunter Fahnen und Wimpel weithin kenntlich machen. Ihre Unterhaltung und Ausrüstung wird von den Gouverneuren den Lagerkommandanten übertragen.

Diese halten meist nur einen geringen Teil der Sollstärke, und zwar mit Wissen jener hohen Beamten, die den daraus entstehenden Gewinn mit ihnen teilen. Manchmal werden ganze Lager zeitweise oder dauernd aufgelöst, bleiben aber in der Rechnung bestehen. Rückt der alle fünf Jahre wiederkehrende Termin heran, wo von Peking Zensoren entsandt werden, um die Provinzialtruppen zu mustern, so werden mit fieberhaftem Eifer Kulis angeworben, die von ihren Offizieren auch dann noch um ihren kärglichen Sold ganz oder doch teilweise betrogen werden. Nahezu das einzige, was vorhanden ist, sind die meist recht bunten und schreienden Uniformen, die gleich den Waffen in Kisten verpackt, alsdann ihrer Auferstehung harren. Dem Zensor genügt es, recht vollzählige Kadres zu finden; ob die Mannschaften ausgebildet und wie sie bewaffnet sind, ist ihm gleichgültig. Anläßlich einer solchen Musterung im Jahre 1897 bat mich ein chinesischer General um Überlassung eines Exerzierplatzes auf etliche Tage. Der ablehnenden Antwort fügte ich die Frage hinzu, wo er denn seine Truppen bisher exerziert habe, worauf er kleinlaut erwiderte: „Ach, das ist es ja eben, ich hatte bisher keine Truppen." So war es in der Tat. Die höheren Offiziere betrachten ihr Kommando als Geldgeschäft. Sie stellen sogar alte Waffen als neueste europäische wieder in Rechnung; daher ein Teil der Kriegsausrüstung immer unbrauchbar ist.

Die alten Soldaten betrachten das Kriegshandwerk gleichfalls als ein von ihren Vätern ererbtes Geschäft. Sie sind sämtlich dem Opiumrauchen und Hasardspiel ergeben. Man findet sie stets an Volksaufständen und Räubereien, sowie an Angriffen des Pöbels auf Fremde beteiligt.

Nur die in den Küstenplätzen befindlichen Teile der Feldtruppen sind zum Teil mit neueren Waffen ausgerüstet und einigermaßen ausgebildet, insbesondere die aus angeworbenen Freiwilligen und besser bezahlten Truppen. Zu ihrer Bewaffnung werden alljährlich Millionen verausgabt; aus allen Ländern bezieht man Kanonen, Gewehre und Schiffe.

Li-hung-chang war der erste, welcher als Vizekönig von Pe-tschi-li neben fremden Waffen auch europäische Instrukteure heranzog; letztere betraute er mit der Ausbildung besonderer Lehrtruppen. Seinem Beispiele sind andere Vizekönige gefolgt, darunter der Generalgouverneur Juan-schi-kai in Schan-tung und Chan-chi-tung am Jang-tse. Zur Heranbildung geeigneter chinesischer Offiziere wurden ferner Kriegs- und Militärschulen in Tientsin, Kanton, Nanking und Wu-tschang errichtet, an denen europäische Offiziere lehrten und teilweise noch lehren.

Während der Chinawirren 1900—1901 standen bereits folgende, nach europäischem Muster ausgebildete und in der Hauptsache modern bewaffnete Truppen zur Verfügung: die Lehrtruppen der Provinz Pe-tschi-li in der Stärke von 12000 Mann; die unter den Generalen Nieh und Sung stehenden Huai-Truppen, 23000 Mann; 11000 Mann des Vizekönigs Juan-schi-kai in Schantung und in Mittelchina die Truppen Chan-chi-tungs einschließlich der 2600 Mann starken Nan-jang-Truppe in Kian-yin.

Die darauf verwendete Mehrausgabe und die Anwendung fremder Methoden ist bisher aber ohne Erfolg gewesen; indes trug nicht die Methode Schuld daran. Die Chinesen und nicht die fremden Methoden sind dafür zu tadeln. Chan-chi-tung sagt darüber in seinem, unter dem Titel „Chinas alleinige Hoffnung" übersetzten Werke: „Es gibt eine Klasse von Chinesen, die die fremde Methode verachten, ohne ihre Vorzüge zu prüfen und sie unter dem Vorwande verwerfen, daß sie nicht besonders in den sechs Klassikern und der Geschichte von China erwähnt seien." Er fordert aber alle diese Kritiker heraus, eine „immer siegreiche Armee" (Gordons Truppen in dem Taipingaufstande) mit dem alten Exerzitium hervorzubringen oder die Küste mit den alten chinesischen Kanonenbooten statt mit Panzerkreuzern zu schützen.

Fürwahr, China hat allen Grund, auf Mittel zur Wahrung seiner Selbständigkeit zu sinnen. Der Generalzolldirektor Sir Robert Hart soll deshalb der Zentralregierung neuerdings wieder den Rat erteilt haben, Maßregeln zur Gründung einer starken Armee zu treffen. Der Rat ist außerordentlich wertvoll, aber nicht neu. „Wer wird ihn mit Erfolg ins Praktische übersetzen?" Diese Frage richtete bereits vor Jahren ein reformfreundlicher Chinese an mich, indem er hinzufügte: „Sie könnten es! Sie kennen ja mein Heimatland, besonders hinsichtlich dieses Punktes, besser als alle anderen; unseren chinesischen Generalen fehlt ja jede Fähigkeit hierzu."

In allen Notlagen während der letzten vierzig Jahre haben die Chinesen sich denn auch nach der Hilfe Fremder umgesehen. War aber die Gefahr vorüber, so beeilten sie sich bei aller Anerkennung der geleisteten Dienste, jene wieder zu entlassen. Dadurch haben die chinesische Armee und Marine ihre besten Instruktoren eingebüßt und das Geld für die Heeresreform war einfach fortgeworfen.

Die an mich gerichtete Frage des Vizekönigs Chan-chi-tung von Nanking, wo ich, meinem mit der chinesischen Regierung abgeschlossenen Vertrage entsprechend, im Frühjahr 1895 eintraf: weshalb sich die chinesischen Truppen bislang trotz ihrer europäischen Bewaffnung und Ausbildung als unbrauchbar für den Krieg erwiesen hätten? — beantwortete ich denn auch in diesem Sinne. Dabei kamen jedoch noch weitere Punkte zur Sprache. Vor allem hatten die in der Armee des Vizekönigs Li-hung-chang in Tientsin tätig gewesenen deutschen Offiziere nur als Lehrer unter chinesischen Befehlshabern ohne jegliche Autorität und Machtvollkommenheit Verwendung gefunden. Letztere vermochten aber in dem chinesisch-japanischen Kriege, bei dessen Ausbruch im Jahre 1894 die Deutschen in die Heimat zurückkehrten, weder das Vertrauen ihrer Untergebenen zu gewinnen, noch als Führer größerer Truppenverbände aufzutreten. Die geschulte Mannschaft hatte wohl das Marschieren und die Handhabung der Waffen erlernt, aber auf die Mannszucht, die Vorbedingung für jeden militärischen Erfolg, hatten die Instruktoren keinen Einfluß gehabt. Sie waren lediglich für die Ausbildung der Abteilungen da, konnten ihnen wohl die Formen des Reglements beibringen, sie aber nicht gefechtsfähig machen, ihnen nicht den moralischen Halt einimpfen, der allein die Truppe zum Siege führt.

In meinen Denkschriften, betreffend die Organisation und Heranbildung der nach deutschem Muster in Nanking zu formierenden Truppe, empfahl ich daher dringend, die deutschen Offiziere zunächst als Führer zu verwenden, sie mit voller Gewalt, einschließlich Bestrafung, Beförderung und Löhnungszahlung, auszurüsten und für die Handhabung des inneren und äußeren Dienstes bis zur Heranbildung geeigneter chinesischer Offiziere verantwortlich zu machen. Ich war mir dabei der Schwierigkeit dieser Aufgabe für uns wohl bewußt angesichts der grenzenlosen Überhebung, Indolenz und Verachtung aller von Fremden kommenden Neuerungen seitens der chinesischen Beamten und der alten, militärisch unbrauchbaren Offiziere.

Eine Änderung in dem von mir vorgeschlagenen Sinne bedrohte ja deren Existenz. Anderseits hegte ich aber das Vertrauen zu dem Vizekönig Chan-chi-tung, daß er meine Vorschläge sachgemäß prüfen werde und daß er energisch genug sei, das als richtig Erkannte zur Ausführung zu bringen. Und so war es auch.

Wir übernahmen nun zunächst die Ausbildung seiner Leibwache in der Stärke von etlichen Lagern Infanterie, Kavallerie und Artillerie, wobei sich die beste Gelegenheit bot, das Wesen und den Charakter der Chinesen kennen zu lernen, und uns in der Behandlung bezopfter Soldaten sowie in den chinesischen Kommandos zu üben.

Während die Erlernung der letzteren, die mit Hilfe von Dolmetschern festgestellt waren, verhältnismäßig schnell von statten ging, war gegenüber dem Verhalten der alten Soldaten grenzenlose Geduld erforderlich. Mehr an leichten Arbeitsdienst als an strammes Exerzieren gewöhnt, zogen sie mit zahlreichen Fahnen auf den Exerzierplatz, um sich nach der Ankunft daselbst zunächst von den Anstrengungen des Marsches an einer Tasse Tee und einer Pfeife Tabak zu laben, welche ihnen Weib und Kind darreichten. Waren die Leute glücklich in Reih und Glied gebracht, so wiederholte sich dasselbe Bild nach dem Kommando zum Rühren. Oft wurde letzteres gar nicht abgewartet; Leute, die sich unbeobachtet glaubten, sah man in der ersten Zeit fortwährend hinter der Front niederhocken.

Bei dem angeborenen und anerzogenen Phlegma und der kindlichen Unbeständigkeit der Chinesen konnte zunächst nur ganz allmählich Wandel geschaffen werden. Auch war äußerste Langmut geboten, um Widersetzlichkeiten vorzubeugen. Vielfach sagte den Soldaten der ungewohnte Dienst überhaupt nicht zu; sie liefen einfach davon. Erst nachdem ihnen höherer Sold und bessere Verpflegung gewährt waren, stiegen ihr Interesse und Eifer.

Selbst die chinesische Bevölkerung, welche sonst mit Verachtung auf den Krieger herabzublicken pflegt, gewann mit der Zeit Gefallen daran. Ganze Kinderscharen nahmen den Stock an Stelle des Gewehrs zur Hand und versuchten, ihren Vätern nachzueifern. Viele Tausende von Bürgern zogen bereits anfangs Juli 1895 nach dem Gräberfelde im Osten der Stadt, um einer Felddienstübung beizuwohnen, welche die Leibwache unter den Augen des Vizekönigs ausführte.

Die Truppe war zwar keineswegs schon genügend hierfür vorbereitet, man hatte dem Vizekönig aber soviel von der neuen Art der Ausbildung berichtet, daß er sich persönlich davon überzeugen wollte.

Er war denn auch aufs höchste überrascht und beantragte nunmehr unverzüglich in Peking die Genehmigung zur Bildung eines Armeekorps nach deutschem Muster. „Dieses Gesuch", so schrieb der Vizekönig dorthin, „bezweckt die Genehmigung zur Anwerbung junger Leute behufs ihrer Ausbildung durch deutsche Offiziere, denn nur auf diese Weise kann China wieder stark und mit den alten Gewohnheiten gebrochen werden. Daher erlaube ich mir Eurer Majestät nachfolgendes zu unterbreiten:

Nach dem Kriege gegen Japan kann ich auf Mittel, Chinas Armee wieder stark zu machen, und fand, daß dies nur möglich sei, wenn die Soldaten nach fremder Methode herangebildet werden. Ich schlage daher vor, zunächst 10000 Mann in Nanking unter dem Kommando deutscher Offiziere aufzustellen und die hierzu erforderlichen Geldmittel von Europäern aufzunehmen. Durch Vermittelung des Gesandten Shü in Berlin haben 35 Instruktoren die Ausreise angetreten. Einige derselben kamen im Frühjahr, der anderen Ankunft ist mir gemeldet worden.

Ich forderte die ersteren auf, die Leibwache zu exerzieren, um ihre Arbeitsfähigkeit prüfen zu können. Schon nach wenigen Monaten fand ich die Soldaten ausgezeichnet herangebildet. Daher will ich nun so schnell als möglich ein Armeekorps nach deutschem Muster formieren.

Meine Gründe für die Bildung der neuen Truppe sind folgende: 1. Um Zeit zu anderen Dingen zu gewinnen, sind unsere alten Soldaten sehr oft überhaupt nicht exerziert. Soldaten aber, die nicht exerziert werden, sind unbrauchbar. Ungewohnt des Dienstes, ermüden sie schnell, wenn sie alltäglich dazu angehalten werden. Die Folge ist, daß sie davonlaufen, ohne wieder ergriffen werden zu können, weil ihr Aufenthalt unbekannt bleibt und keine Personallisten geführt werden. 2. Bei der Auswahl der Soldaten weiß man daher auch nichts über ihre Vergangenheit und ihren Charakter. 3. Die festgesetzte Zahl von Soldaten wird in den seltensten Fällen gehalten, und selbst diese werden von den Offizieren als Privatdiener und zu anderen Arbeiten verwendet. 4. Die Löhnung wird vielfach überhaupt nicht gezahlt, oder durch die Offiziere gekürzt. Die Offiziere sind infolgedessen reich, die Soldaten sehr arm. 5. Europäische Waffen sind außerordentlich brauchbar. Die Offiziere müssen aber genaue Kenntnis von deren Beschaffenheit und Verwendung haben. In China leben jedoch viele Generale und Lagerkommandanten, die gar keine Kenntnis davon besitzen. Sie lassen die Geschütze deshalb lieber gar nicht in Benutzung nehmen. Andere lassen die Waffen nur zur Schau tragen. Der Gebrauch derselben, die Art des Ladens, des Schießens und Reinigens ist ihnen gänzlich unbekannt. Wie sollen da die Soldaten den Gebrauch der Waffen lernen und damit fechten? 6. Wollen wir daher eine Truppe in aller Weise exerzieren mit ihren unfähigen Offizieren, so bleiben sie nur verwendbar gegen chinesische Räuber, nicht aber gegen Soldaten anderer Nationen. 7. Generale und Lagerkommandanten in China erhalten ihre Stellung ausschließlich durch die Gunst hoher Beamten. Sie verstehen aber nichts von militärischen Dingen; sie verstehen nur sich gut zu kleiden und gut zu speisen. Im übrigen sind sie faul, saugen die Soldaten aus und haben weder Ehre noch Stolz. Sie gehen ihren alten Weg, und wenn wir nicht schnell eine Änderung darin eintreten lassen, werden wir in dem nächsten Kriege abermals geschlagen werden.

Gegenwärtig beginne ich mit der Aufstellung der Nan-yang-Truppe in der Stärke von acht Kompanien, zwei Eskadrons und zwei Batterien nach dem deutschen Kriegsetat. Nach je einem halben Jahre verdoppele ich sie, so daß mir nach drei Jahren schon ein Musterkorps von 30 000 Mann zur Verfügung steht.

Wenn die deutschen Offiziere die neue Truppe herangebildet haben, dann soll diese von den inzwischen erzogenen chinesischen Offizieren übernommen werden, während die Deutschen neue Truppen zu organisieren beginnen. Bis dahin sollen die chinesischen Offiziere die Deutschen im inneren Dienst vertreten und mit den Soldaten in den Lagern wohnen. Auf diese Weise kann die Meinung und der Wille der deutschen Offiziere den chinesischen Soldaten leichter beigebracht werden, können die Deutschen in ihrer schweren Arbeit besser unterstützt und diejenigen chinesischen Offiziere herausgefunden werden, welche sich später zu Führern eignen. Wenn endlich die Zahl der deutschen Offiziere bei der Truppenvermehrung nicht ausreicht, so können sie durch die von ihnen inzwischen herangebildeten Militärschüler unterstützt werden.

Die Soldaten werde ich vorläufig aus den um Nanking liegenden Präfekturen an, damit das Alter der Soldaten und Nachrichten über ihre Vergangenheit und ihren Charakter leicht zu erlangen sind. Die jungen Leute müssen ehrenhaft, kräftig und im Alter von 16 bis 20 Jahren sein. Auch wünsche ich nur solche Leute anzuwerben, deren Nachbarn für sie gut sagen. Sie sollen sich zu zehnjähriger Dienstzeit verpflichten, aber jederzeit entlassen werden können, wenn sie nicht gut tun. Schlechte Leute und solche, welche früher Soldaten waren, wünsche ich nicht. Alle Rekruten werden zunächst von den deutschen Offizieren gemustert, um die Überzeugung zu gewinnen, daß sie kräftig genug, nicht krank, kurzsichtig usw. sind.

Ich will den Soldaten einen hohen Sold zahlen, außerdem für gute Verpflegung, Kleidung und Wohnung sorgen, weil der Dienst nach deutschem Muster sehr anstrengend ist, und schlecht gehaltene Soldaten den Dienst in dieser Weise nicht aushalten.“ —

Vorstehende Grundsätze wurden bei der genehmigten Formation der Nan-yang-Truppe streng festgehalten, nur das Aushebungsalter der Rekruten erwies sich als ein Fehlgriff. Die jungen Leute waren nicht genügend leistungsfähig; sie wurden deshalb durch junge Männer von 20 bis 24 Jahren ersetzt.

Daß die Formation, Unterbringung, Ausrüstung und Bewaffnung anfänglich keine besonders schnellen Fortschritte machten, muß jedem einleuchten, der mit chinesischen Verhältnissen vertraut ist. Immerhin war aber doch ein Anfang gemacht, der auf eine erfolgreiche Zukunft hoffen ließ.

Da wurde aber plötzlich der Begründer der Reform, der Vizekönig Chan-chi-tung, abberufen, und unser Werk drohte unter seinem Nachfolger Liu-kun-yi, durch die mit diesem in verstärktem Maße hereinbrechende Günstlings- und Mandarinenwirtschaft wieder zusammenzubrechen. Wir selbst kamen persönlich schon bald in Lebensgefahr und mußten zweimal durch herbeigeeilte deutsche Kriegsschiffe geschützt werden, bis die Verlegung der ersten auszubildenden 2600 Mann von Nanking, wo wir mit allerhand Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten, nach Wusung auf mein Verlangen endlich durchgesetzt wurde.

Hier ging die Ausbildung der chinesischen Rekruten rüstig vorwärts. Wir stellten es uns vor allem auch zur Aufgabe, das Selbstgefühl der Soldaten wachzurufen, indem wir sie zu Leistungen erzogen, die in jeder Beziehung von denen der alten Soldaten vorteilhaft abstachen. Das Schulexerzieren ging bald tadellos, und auch der Felddienst sowie das Gefechtsschießen genügten

schließlich den billigerweise zu stellenden Anforderungen.

Von überall her trafen hohe Mandarinen ein, um sich von den Leistungen der Nan-yang-Truppe durch den Augenschein zu überzeugen. Selbst europäische Besucher waren erstaunt über das Gesehene. „Ja," sagten etliche Engländer, „diese Chinesen exerzieren gut; aber wer weiß, ob sie sich auch im Ernstfall bewähren werden, namentlich wenn man sie gegen ihre Landsleute, gegen Chinesen führt." Einige Wochen darauf erhielt die Nan-yang-Truppe Gelegenheit, auch auf diese Bedenken durch die Tat zu antworten, indem ich sie gegen die in Se-ze-lin meuternden alten Truppen führte und diese zum Niederlegen der Waffen zwang. Die Nachricht vom Erfolg der jungen Truppe verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Der alte Chan-chi-tung war selig und sandte gleich anderen hohen Würdenträgern ein Glückwunschtelegramm. Die chinesische Regierung erwies sich durch Verleihung von Auszeichnungen an die deutschen Instruktoren besonders dankbar. Aber mit dem Ruhm erschien auch dessen unzertrennlicher Begleiter, der Neid. Dazu kam die im November 1897 einlaufende Nachricht von der Besitzergreifung Kiau-tschous durch die deutsche Marine. Mit diesem Augenblick war das kaum erloschene Mißtrauen der Chinesen gegen die deutschen Instruktoren wieder erwacht. Man sprach offen die Befürchtung aus, daß ich die Nan-yang-Truppe nach Kiau-tschou überführen werde, und verlangte deshalb unsere sofortige Entlassung.

Alles dies gab den Beamten in Nanking einen willkommenen Anlaß dazu, sofort den Bau eines Lagers in Kian-yin, weiter oberhalb am Jang-tse, für die Nan-yang-Truppe zu beginnen und den durch die gelbe Reitjacke als besonders tüchtig gekennzeichneten General Li zur Übernahme der Truppe und Inmarschsetzung dorthin bereit zu halten.

Bevor es indes zu unserer Entlassung kam, hatte ich noch am 21. April 1898 die Ehre, dem Prinzen Heinrich von Preußen die Nan-yang-Truppe vorzustellen und dessen Anerkennung über ihre Leistungen entgegenzunehmen.

Am 1. Mai 1898 erfolgte alsdann die Übergabe der Truppe an den General Li, unter dessen Führung sie nach kurzer Zeit in den altchinesischen Schlendrian verfallen ist. Der Vizekönig Chan-chi-tung hatte dies vorausgesehen und benutzte daher die erste sich bietende Gelegenheit, den General dringend zu ermahnen, nichts an der bisherigen Einrichtung der Truppe zu ändern und ihr die hohen moralischen Eigenschaften zu erhalten, welche der im rechten Sinne betriebene Waffendienst bisher entwickelt habe. Aber es war verlorene Liebesmühe um das Kind seiner Schöpfung.

Ein chinesischer Offizier, welcher der Truppe bisher angehört hatte, schrieb mir bereits im Jahre 1899: „Seitdem wir die Nan-yang-Armee sich selbst überlassen haben, ist sie in eine elende Truppe verwandelt." In demselben Sinne lautete die Nachricht von einem anderen Chinesen: „Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die Armee, die Sie auszubilden sich soviel Mühe gegeben haben, jetzt ganz anders ist, als da Sie dieselbe verließen."

Ich hatte es nicht anders erwartet, weil General Li noch während meiner Anwesenheit in China damit begann, den Effektivbestand der Truppe herabzumindern, seinen Dienern und Günstlingen den Sold aus den offenen Stellen zu überweisen, Dienstpferde zu verkaufen, die Geschütze an das Arsenal bei Shanghai abzuliefern u. dergl. mehr. Über den Marsch der Kavallerie und Artillerie von Wu-sung nach Kian-yin berichtete mir einer der Offiziere: „Wir ließen auf Befehl 55 Ponies in Su-tschou außerhalb der Stadt zurück, damit sie dort verkauft würden." Des weiteren wurde in Kian-yin sofort die Einrichtung des Lazaretts und der Apotheke verkauft, sowie den mit gutem Erfolg tätig gewesenen, europäisch gebildeten Ärzten der Laufpaß gegeben. Selbst an der Bekleidung und Verpflegung der Soldaten traten Abzüge ein. Das Exerzieren wurde gänzlich eingestellt; die Truppe sank zur Arbeitstruppe herab. Die herangebildeten jüngeren Offiziere gingen fort und suchten Stellung bei den Lehrtruppen im Norden, oder in der von uns anfangs gedrillten Leibgarde des Vizekönigs Chan-chi-tung in Wu-tschang, wo sie noch heute wirken.

Ein in Kian-yin lebender ehemaliger deutscher Militär berichtete jüngst über den Zustand der Nan-yang-Truppe folgendes: Die Leute kamen aus Wu-sung, sahen sauber und ordentlich aus; als sie einmarschierten, waren sie in jeder Hinsicht verschieden von dem Anblick gewöhnlicher chinesischer Truppen. Sie machten auf die Bevölkerung einen sehr guten Eindruck. Aber heute, nachdem sie der straffen deutschen Führung beraubt sind, sehen sie nicht besser aus als die altchinesischen Soldaten. Sie sind ebenso schmutzig, faul, unordentlich und gar nichts wert. Der schnelle Rückfall beweist, daß es zwecklos ist, chinesische Truppen auf westliche Art heranzubilden, wenn man sie nicht beständig in der Hand behält."

Dabei ist bemerkenswert, daß die Mandarinen Nankings noch im besten Rufe stehen. Die Fehler liegen eben in dem ganzen Verwaltungssystem. Die Militärmandarine stehen sozial auf einer äußerst niederen Stufe und rangieren allemal hinter den Zivilbeamten. Literaten werden ohne weiteres für jede militärische Stellung befähigt erachtet. So wurde z. B. mein Dolmetscher Liu, welcher hier bei unserem 4. Garderegiment zu Fuß als Infanterieoffizier ausgebildet ist, während des Krieges mit Japan 1894 zum Kommandanten eines chinesischen Torpedobootes ernannt. Kann man sich da wundern, daß er in der Seeschlacht von Hei-yang sein Boot auf den Strand laufen ließ? In seiner drolligen Weise schilderte er, wie er froh gewesen sei, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Hernach stand er auf der Liste der zum Tode Verurteilten, war aber im Herbst 1901 im Gefolge des Sühneprinzen Tschun.

Betrat ein Lieferant das Verwaltungsgebäude der Nan-yang-Truppe, so mußte er zunächst dem Amtsdiener, dem Polizeiaufseher und dem Zahlmeister eine Geldsumme opfern, bevor er zum chinesischen Verwaltungsdirektor gelangte. Dieser

selbst war nur durch größere Geldspenden zur Übertragung der Lieferung zu gewinnen und machte hernach noch erhebliche Abstriche an den Rechnungen. Die natürliche Folge war die Lieferung schlechter Ware, welche jedoch seitens der zur Abnahme bestimmten deutschen Offiziere rücksichtslos zurückgewiesen wurde. Als Truppenkommandeur hatte ich nur die Verantwortung für die Brauchbarkeit des beschafften Ausrüstungs-, Bekleidungs- usw. Materials übernommen, alle Geldangelegenheiten aber absichtlich der Regierung überlassen. Nur die Löhnungszahlung und die Sorge für die Verpflegung lag den mir unterstehenden deutschen Kompagnie-, Eskadron- und Batteriechefs ob.

Ungeachtet dessen fanden die chinesischen Offiziere anfangs dennoch Mittel und Wege, einen Teil der Löhnung in ihre Taschen zurückfließen zu lassen, indem sie gemeinsame Beschaffung von kleinen Bedürfnissen übernahmen, auch wohl ohne weiteres nach der Auszahlung des Soldes einen Teil davon für sich in Anspruch nahmen. Es mußten ferner chinesische Offiziere und Unteroffiziere zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie Mannschaften als Ersatz für Stellenvakanzen in Vorschlag brachten, von denen ihnen der erste Monatssold als Geschenk in Aussicht gestellt wurde.

Selbst die Gemeinen fanden Mittel zur Aufbesserung ihrer Finanzen. So traten wir dem Davonlaufen der Soldaten dadurch wirksam entgegen, daß die deutschen Chefs von der Mannschaftslöhnung monatlich pro Kopf je einen Dollar einbehielten und auf der deutsch-asiatischen Bank in Shanghai verzinslich niederlegten. Die Rückzahlung dieser Ersparnisse einschließlich Zinsen hatte zu erfolgen, wenn der deutsche Chef aus chinesischen Diensten austrat, die Verpflichtung des Soldaten zum Dienst abgelaufen war oder der Soldat krankheitshalber früher entlassen wurde. Im Todesfall sollte das Spargeld den Angehörigen gezahlt werden. Die Ersparnisse weggelaufener oder mit Entlassung bestrafter Soldaten kamen dagegen deren Kameraden zugute. — Nun suchten einzelne Leute ihren chinesischen Truppenarzt durch Vorspiegelung von Krankheit zu täuschen, bis er sie für dienstuntauglich erklärte, in welchem Falle sie entlassen und ihnen neben dem Reisegeld und der vollen Monatslöhnung noch ihre Ersparnisse zu zahlen waren. Anstatt aber in die Heimat zurückzukehren, versuchten sie, nach Einheimsung ihrer Gelder, sich bei einer anderen Abteilung wieder anwerben zu lassen, wo sie hoffen durften, unerkannt zu bleiben.

Diese Spargelder erweckten übrigens auch die Habgier des Verwaltungsdirektors, als die chinesische Regierung im Frühjahr 1898 eine Zwangsanleihe unter ihren Beamten aufnahm. Anderseits erinnere ich mich seiner Freigebigkeit, als bei einer durch Zensoren vorgenommenen Musterung deren Sekretäre von ihm Geldspenden forderten.

Bei dieser Gelegenheit kam mir wieder eine Episode aus meiner eigenen Besichtigungsreise durch das untere Jang-tse-Gebiet im Jahre 1895 in den Sinn. Als ich nämlich eines Morgens um 8 Uhr von einem General erwartet wurde, führte er mich zunächst zu einer reich besetzten Tafel, weil er der Ansicht huldigte, ein vor der Besichtigung eingenommenes Mahl stimme den Besichtigenden in seinem Urteil milder. Später fand ich, daß diese Ansicht in China weit verbreitet ist, und den Gebeden auch noch Geldgeschenke beigefügt zu werden pflegen. Die Korruption geht eben durch die ganze chinesische Staatsverwaltung bis hinauf zu ihren Spitzen. In der Armee trat sie bisher bei jeder kriegerischen Verwickelung in Erscheinung.

Dennoch bedürfen die Chinesen nur guter Führung, um vortreffliche Soldaten zu werden. Die chinesischen Tugenden sind Ausdauer und Genügsamkeit. Der Chinese erträgt Hunger und Durst sowie physische Schmerzen mit großem Gleichmut. Er besitzt keine Nerven, und da auch sein Auge nur wenig unter dem Einfluß der Zivilisation gelitten hat, so ist er meist ein vorzüglicher Schütze. Seine Gelehrigkeit ist erstaunlich, sein Charakter aber unstetbständig. Sein Mut ist ein rein passiver. Seine geringe Geistesbildung und sein Mangel an aktiver Entschlossenheit lassen ihn zurückweichen, solange man ihm die Stirn zeigt und rücksichtslos auf ihn eindringt. So sehen wir denn auch die Chinesen sich während der Wirren dem Nahkampf, dem Sturm mit dem Bajonett allenthalben durch die Flucht entziehen. Dahingegen stürzt sich die Masse in blinder Wut auf den Gegner, welcher ihr den Rücken wendet. Ihre stumpfsinnige Grausamkeit tritt alsdann zu Tage. Die fanatisierten Massen sind in der Hand energievoller Führer stets ein furchtbares Werkzeug gewesen, solange der Erfolg auf ihrer Seite war. Aber an blinden Gehorsam von Hause aus gewöhnt und in sklavischer Furcht vor den Machthabern lebend, entbehrt die chinesische Bevölkerung jegliches freiheitliche Ideal; kein Funke von Patriotismus entflammt. Ein Krieg bricht los, Armeen werden besiegt, Kriegsschiffe zerstört und Festungen gestürmt. Niemand kümmert sich darum, viele wissen überhaupt nichts davon. Der Süden weigert sich, dem Norden zu helfen, der Westen sorgt sich nicht um den Osten. Die chinesische Bevölkerung ist in ihrer Mehrheit unempfänglich für soldatisches Wesen geworden und betrachtet den Krieg als nationales Übel. Man kümmert sich nur um das, was den einzelnen unmittelbar angeht. Nur wenn die persönliche Existenz bedroht wird, erwacht der Selbsterhaltungstrieb.

Die militärischen Reformbestrebungen sind in China wieder aufgenommen worden. In Peking hat man sich indes bisher noch nicht dazu entschlossen, die Heeresreform einheitlich in die Hand zu nehmen und mit der Sorge für die Reorganisation auch die Verantwortung für diese zu übernehmen. An der Vervollkommnung des Heerwesens sind aber nunmehr in ihrem wohlverstandenen Machtinteresse die bis zum Chauvinismus patriotischen Japaner beteiligt. Und wenn die Zentralregierung in Peking veranlaßt wird, die Vizekönige zu gemeinsamem Handeln zu zwingen, so bilden auch die gegenwärtig noch minderwertigen chinesischen Söldnermassen unter japanischer Führung einen Faktor, der von den Völkern Europas nicht unbeachtet bleiben darf.



Erbgroßherzogin Charlotte von Sachsen-Meiningen. Nach dem Gemälde von Albert Edelfelt.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.)



Der Volksgarten.

Wiener Gärten.

Stille Wanderungen von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit siebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Der Wiener ist Naturschwärmer. So stolz er auf seine Stadtbahn ist, er verzeiht ihr schwer, daß sie so viel Gartenfrevel verschuldet hat. Die Natur hat's aber auch um ihn verdient. Sie hat ihm den Schneebergprospekt aufgebaut, sie grünt ihm ins Herz hinein und kränzt ihm die leichtfrohe Stirn mit Weinlaub. Schon Bonfinis, der Günstling des Königs Mathias Corvinus, berichtet: „Wiens ganzes Gebiet ist ein ungeheurer, herrlicher Garten, mit schönen Rebenhügeln und Obstgärten bekrönt.“ Als „am Hof“ noch der Babenberger Leopold, glorreichen Angedenkens, hauste, da gab's Frühlingsfeste zu Ehren des ersten gefundenen Veilchens. Heute scheinen aus jener Babenberger Veilchenzeit nur mehr die unverwüstlichen „Weibsen“ übrig, die uns an den Straßenecken zum Kalenderlenz ihren Veilchengruß bieten: „Schöne Veigerln, Ew. Gnaden“ ... Vom Frühling selbst haben wir nicht viel, gar oft versengt ihn plötzlich des Sommers Glut. Gleichwohl ist der Wiener, schon von Temperaments wegen, ein unerschütterlicher Frühlingsmensch. Wenn die Weiden die ersten frommen Palmkätzchen ansetzen und von der Rax die ersten Touristen abstürzen, dann wird ihm schon lenzweh ums Herz, mag's ihm auch noch rechtschaffen ins Gesicht stöbern.

Es gibt nicht wenig Leute, die für Wien als Sommerfrische schwärmen. Diese Schwärmer sind froh, wenn Politik, Kunst, Theater und Rennsport ihre Flagge streichen. Die Schonzeit für Minister, Parlamentarier,

Schauspieler und — Rassepferde ist ihre Zeit. Wenn die „Upperten“ und die gezählten Zehntausende, die's ihnen nachmachen müssen, draußen sind, dann erst werden die Stadtsommerfrischler ihres Wiens froh. Und sieht man genau zu, so sind vielleicht die ungezählten Hunderttausende, die zurückbleiben, aufrichtigere Naturschwärmer als ihre wienflüchtigen Mitbürger. Groß Vindobona birgt soviel Sommerfrische in ihrem Busen, daß die Fernschwärmer schier nicht nötig hätten, ihre Liebe anderswohin zu tragen. Laßt Euch auf den Kahlenberg hinauf „zahnradeln“ und schaut aus. Weithin gedehnt zwischen Strom und Waldgebirg liegt sie hingebreitet, die große, liebe, heiter-schöne Stadt, überall oasendurchbrochen, entzückend blütenverschneit, wenn Ihr sie im Frühlingsstaat zu überraschen vermögt. Schwer graugrün unter dem Sommerstaubdunst freilich und gar nicht sommerfrischlich, aber dann wieder wie prangend schön im leuchtenden Rauschrotgold oder unter sanft durchsonnten Herbstflören! Und gar Wien im Schnee, wenn die Wintersonne einmal aus vollem Himmel lacht!



Nymphenbrunnen von V. Tilgner im Volksgarten.

Ja, gartenreich wie kaum eine andere Großstadt ist Wien heute noch. Die Bauwelle hat den Wiener Privatgarten noch nicht verschlungen. Er blüht weiter, nicht bloß pflichtgemäß in den Villenvierteln Währing, Hietzing, Dornbach, Döbling, nein, auch in dichtbevölkerten Stadtteilen wie Landstraße, Wieden, Alsergrund. Öffentliche und private dem Publikum geöffnete Parks und Gärten besitzt Wien wohl zwei Dutzend, nicht halb soviel als London beispielsweise, aber es hat seinen Prater, den nächst dem Münchener Englischen Garten wohl umfangreichsten Großstadtpark, 1712 Hektaren, neunmal größer als der Regent-Park. Dreierlei Parks haben wir: hofärarische, feudale, städtische.

Am Schmuckband des „Ring“ ist ein erquicklich Grünen. Ich schlendere den „Franzensring“ entlang. Der Tag will zur Rüste gehen. Verwunschen liegt der Burgtheaterbau. Um so lauter jubelt's gegenüber im tiefschattigen Rathausgarten von tausend Kinderstimmen. Gar ernst blickt der Belfried Meister Friedrichs von Schwaben auf diese liebe Fröhlichkeit. Ein Funkeln dort! Ein Abendstrahl, der von den frischvergoldeten Adlerknäufen der Parlaments-Flaggenmaste auffährt. Und er umfängt warm, wie Spätliebe, das marmorweiße Kolossalbild der Pallas Athene und spielt auf ihrer goldenen, göttlichen Brünne. Leise rauscht's in den Brunnenbecken zu ihren Füßen, und die marmornen Weisen auf den Rampensockeln lehnen so verschlafen in ihren curulischen Sesseln, als hielte einer oben im Portikus, wo auf goldenem Mosaikgrunde Lebiedzkis Austriafries verdämmert, eine tschechische Dauerrede. Aus dem „Volksgarten“ gegenüber kommt ein unwiderstehlich Klingen.

Ein alter kaiserlicher Garten, achtzig Jahre alt, mitten in dem monumentalsten Wien gebettet, mit entzückenden Architekturdurchblicken. Vormärzliche Erinnerungen knüpfen sich an ihn. Kaiser Franz übergab ihn 1822 der öffentlichen Benutzung, 1864 wurde er erweitert, 1872 fiel ein den Wienern lange lieb gewesener Teil, das „Paradies“-Gärtlein auf der Löwelbastei, unter der Spitzhacke, die „Ochsenmühle“ aber — so hieß der enge Kreis, den die



Der Rathauspark.

Spaziergänger umwandelten — blieb im Volksmund. Hier strichen, echt Wiener Betörer, Lanner und Strauß die Sommerfiedel. Jetzt herrscht die Militärkapelle. Früher gehörte Volksgartenbesuch zum Programm der Lebewelt. Heute hat sich der Garten einigermaßen demokratisiert, gleichwohl jedoch etwas Konservatives, Vornehmes behalten. Ministerien sind in der Nähe, das Auswärtige am nächsten, und von der Bellariaterrasse des Leopoldstraktes konnte Kaiserin Elisabeth in den Garten hineinschauen. Dort soll auch ihr Denkmal stehen. Des Frühmorgens ist hier Beamtenbeschaulichkeit, tagsüber Kinderjubel, des Abends Laubdunkel durchbrechen. Dann drängt sich alles gegen das „Netz“, um die Musik zu „schinden“, und die Nichtzahlenden genießen außerhalb des straffgespannten Netzes in respektvoll angemessener Entfernung den Anblick jener Privilegierten, welche drinnen bei guter Musik und Küche ihres Leibes pflegen. Denn das Restaurant hat alten Ruf. Abseitsgenießer lehnen auf den Bänken vor dem Hemicycle des Grillparzerdenkmals, dessen Marmor durch die Büsche schimmert, und lassen sich das Ohr umschmeicheln. Ein verzauberter Anblick ist's, wenn Vollmond des Dichters sinnendes Sitzbild und seine unsterblichen Gestalten auf den Hochreliefs



Der Kursalon im Stadtpark.

Musikpromenade. Der Theseustempel Nobiles birgt jetzt die Ephesusfunde. Man kann da ohne Schulerinnerungen nicht vorbei. Vor allem denkt man an die herostratische Tat. Um das heilige Artemision wandeln die Schatten Krösus', Neros, des Evangelisten Johannes, des Apostels Paulus. Stummberedte Geschichte umwittert die Erzpforte der Cella. Ringsum aber überschreit sich junges, daseinsfrohes Leben. Kinderscharen stürmen die Freitreppen empor, Wildfang hascht sich zwischen den dorischen Säulen. Das tollt noch abends in den „Feuerzauber“ und die „blaue Donau“ hinein, wenn bereits die Lichter das dichte zu täuschendem Leben erweckt. Gespenstisch schwebt die „Ahnfrau“ über dem Sarkophage, Sappho neigt sich zu Melitten, Hero entdeckt Leanders Leiche, Ottokar kniet vor dem Habsburger, Rustan liegt im Traum … Ich weiß nicht, ob die beiden Denkmalschöpfer, Kundmann und Weyr, einmal ihr Werk mondverzaubert gesehen haben. Doch es ist Schließstunde, die Musik verstummt, der Garten verödet. Der Tilgnerbrunnen rauscht uns den Abschied nach. Jauchzend pustet der Triton seinen Wasserstrahl hinaus; er hat allen Grund dazu, die Najade, die er geraubt, ist gesundes Tilgner-Vollblut; sie sträubt sich ein wenig, doch nur



Das Wetterhäuschen im Stadtpark.

Farbensinn verrät, Rosenflor, Rasenflächen, exotischer Baumwuchs, Amsellied und Finkenschlag — eine Musterstadtoase. Sie grüßt von ferne, kommt man das neue Wienboulevard herab, das, von überschlanken Bäumchen besäumt — sie werden noch lange nicht in den Himmel wachsen —, auf die Wien-Überwölbung seine Rasen- und Blumenteppiche hingebreitet hat. Die Stadtbahn hat da zum Guten und Schlimmen gehaust. Dem Stadtpark wurde sein prächtig geratener Zwilling, der „Kinderpark“, unter Schutt begraben. Und die schattenlose Anlage mit den wenigen überlebenden Baumeremiten dürfte erst späten Enkeln wieder ein richtiger Kinderpark werden. Dagegen sind die ehemaligen steilen Wienufer, wo vordem zur Blütezeit mächtige Akazienbestände weithin dufteten, in monumentale Kaimauern mit Spazier-Terrassen und schönen Treppen gefaßt worden. Eine eigenartige Anlage im ganzen, mit

zum Schein, der Räuber ist ein Prachtkerl. Ueber den gut beleuchteten Burgplatz — — darin wenigstens war unser Bürgermeister ein Lichtbringer — grüßt der weiße Prachtbau der neuen Burg. Dahinter liegt der „Kaisergarten“, den Kaiser Franz, der Blumenfreund, geschaffen, jedoch der Öffentlichkeit vorenthalten hat. Hier der Kaiser — dort das Volk.

Der populärste Park mitten in Wien ist der „Stadtpark“. Kaum vierzig Jahre alt, wurde er unter der Regierung des Bürgermeisters Zelinka, dessen Erzbüste man dafür auf den Sockel gebracht, von Siebeck angelegt. Der bekannte Wiener Schriftsteller Friedrich Uhl gab die Anregung, kein geringerer als Maler Selleny, der Weltumsegler auf der „Novara“, machte den Plan, einen der glücklichsten, der je für eine öffentliche Parkanlage entworfen worden. Nichts fehlt dem Stadtpark an Gartenreizen, zu viel Denkmäler hat er, könnte man höchstens sagen, denn er wird nach gerade wie der Pariser Parc Monceau zum Camposanto. Auch „Mozart“ soll ja demnächst hierher übersiedeln. Kursalon mit Prachtterrasse für Festessen und Promenadenkonzerte, Trinkhalle für verschämte Kurgäste, verschwiegene Bosketts, Kiosk, Wetterhäuschen, Schwanenteich, Teppichgärtnerei, bei welcher sich der Wiener



Das Donauweibchen im Stadtpark.

malerischen Ausblicken auf das tiefe Wienbett und die hohen Ufer der beiden Parks, welche die zierliche Karolinenbrücke hochüber miteinander verbindet. Ein bescheidenes, zahmes Gerinne ist heute der Unband von ehedem, und die alten Wiener erkennen ihre Wien nicht mehr. Nächstens soll sie dem Wassersport dienstbar gemacht werden, jetzt freilich schließt sie vorläufig derart Gelüste noch aus, aber sie duftet wenigstens nicht mehr. Ihre Tunnelmündung bekommt einen Monumentalabschluß mit plastischem Schmuck und Schleierkaskade. Leider sind die Elefanten und Riesenschildkröten als Wasserspeier vom Programm gestrichen worden.

Darf ich den Leser zu einem sommerlichen Morgengang unter dem duftigen Schatten des Stadtparkes einladen? Spärlich sind die Frühaufsteher, und zumeist nimmt sie der Prater auf. Kurtrinker stören uns nicht, sie arbeiten wie mit dem Schrittmesser in der Tasche; Stimmungsmenschen und -bilder existieren nicht für sie, ihre Surrogatkur für Karlsbad oder Vichy absorbiert sie vollauf. Sie hören selbst die Morgenstimmen in den Zweigen nicht und bemerken die Amseln nicht, die durch die Büsche schlüpfen. Von der Blumenteppichterrasse vor dem Kursalon wenden wir uns links. Ein Postament mit Bronzebüste schimmert aus einem Boskett: Remi van Haanen, der Wintermaler. Am Wetterhäuschen vorüber treten wir in eine dicht umwachsene Partie. Ein leiser Wasserstrahl graupelt. Brunnennymphe ist Gassers anmutsvolles „Donauweibchen". Sie tränkt am Tage tausend fröhliche Kinder, und des spätabends rauscht ihr Brünnlein traumhaft in das Liebesgeflüster auf den Bänken. Noch ein paar Schritte und ein marmorner Mann sitzt plötzlich am Wege: Wiens liebster Landschaftsmaler Jakob Emil Schindler. So wie er da gemütlich ruht, ein Belauscher der Landschaftsseele, den einen Arm mit der zierlichen Hand über die Sitzlehne herabhängend, das Auge träumend, ein Lächeln um den feinen Mund, so kannten, so liebten wir ihn. Hellmer hat nichts Lebendigeres geschaffen wie dies Marmorbild, das uns so wehmütig vertraut anmutet, denn Schindler hatte es nicht allzu gut gehabt und ging viel zu früh. Vom eisernen Kiosk werfen wir einen Blick auf den Teich und sein Schwaneninselchen, über die Wipfel ragt der Stephansturm auf.

Das Schindlerdenkmal von Hellmer im Stadtpark.

Wieder ein marmorner Gast dort jenseits auf dem Sockel. Es ist Tilgners letztes und wohl schwächstes Werk: Hans Makart, im Rubenswams des Festzuges zur kaiserlichen Silberhochzeit. Er mutet uns selbst in der Entfernung fremdartig an, eher wie ein Schauspieler, der unsern Hans tragiert, als wie dieser Hans selbst. Echter Tilgner ist dagegen die Brucknerbüste, die wir weiterschlendernd finden. Am Sockel knieend, reicht dem viel angefeindeten Tondichter eine schöne Carrara-Jungfrau den Lorbeer; doch er wendet sich zur Seite, wo ein Dornzweig tückisch emporrankt. Beredte Symbolik. Jenseits des Teiches an einem Kreuzweg halten wir vor Benks sprechender Marmorbüste des Malers Amerling inne. Jüngst errichtet, ist sie eine Widmung seiner Witwe, der jetzigen Gräfin Hoyos. Eine Wegbiegung und wir grüßen Kundmanns „Schubert", der Zeit nach das erste Stadtpark-



Das Makartdenkmal von V. Tilgner im Stadtpark.

monument. Und eines der edelsten. Im Freien sitzend, mit erhobenem Haupte lauscht er hier seit mehr als dreißig Jahren dem Rieseln der Blätter, dem Gesang der Vögel, dem Spiel der Kinder. Dabei kommen ihm alle die Lieder, die uns das Herz rauben. Und er schreibt sie mit dem marmornen Griffel auf das marmorne Notenblatt auf seinem Schoße und die Finken picken ihm die Noten weg . . .

Das ist der Stadtpark für die Einsamen, die Stimmungssucher, die Sichverträumer mitten im betäubenden Großstadtgetriebe. Der Stadtpark für die elegante Welt ist ein ganz anderer. Da ist die Staffage die Hauptsache. Zumal die weibliche, welche Bank an Bank, Stuhl an Stuhl die Wege besetzt hält, eine Sommerparade. Wehe dem Menschenkind, das ahnungslos zum erstenmal die „Spießrutenallee" passiert. Da gibt's keine Schonung. Willst Du's riskieren, Leser? Leserin, Du lieber nicht. Wenn Dich aber solches Gelüste anwandelt, so komme mit an einem schönen Spätnachmittag des Juni, wenn die sterbende Season noch einmal aufflackert und die Rennen noch genügend müßige Eleganz in der Stadt zurückhalten. Wohl ist die Eleganz hier auf eine laute, bisweilen überlaute Note gestimmt, aber ganze Reihen schöner Frauen geben den Ton. Orientalisches Blut reichlich, blitzende Augen, blendender Teint, Primatoiletten. Alles sitzt knapp und tadellos und verrät gerade so viel als es soll. Liebesränke, feiner als das Gespinst der Seidenraupe, spinnen sich da, eine Blume am Busen, in der Hand, auf dem Hut wird zum Stichwort, ein farbig Band zur Parole, eine geraffte Schleppe zum Symbol. Es ist ein schwüles Lustwandeln!

Vom Parkring zum Schwarzenbergplatz ist's nicht weit. Hinter dem Sommerpalais der Schwarzenberge ragt, ein reizender Pro-


Das Schubertdenkmal von Kundmann im Stadtpark.



Blick durch die Anlagen auf Schloß Belvedere.

spekt, das obere Belvedere empor, ein Rokokojuwel. Vom hochgelegenen Schlosse steigt in Terrassen der Belvederegarten im Lenôtre-Stil bis zum unteren Belvedere am Rennweg hinab. Der kurfürstlich bayrische Garteninspektor Girard lieferte die Pläne. Bauherr war bekanntlich Prinz Eugen, der Meister der Schlacht und Pracht. Hildebrand hat daran einunddreißig Jahre, von 1693—1724, gebaut. Heute residiert im bis vor wenigen Jahren bilderberühmten Belvedere-Palais der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin, der Fürstin Hohenberg. Den schönen Zopfgarten betreten wir durch eine Halle vom Rennweg aus. Der Weg führt nach einer Weile über eine flache Treppe zum oberen Garten empor, wo ehedem die Römer ihr Standlager hatten. Von dort ist eine entzückende Aussicht auf Wien und die Ferne nach dem Marchfeld und den Kleinen Karpathen. Sonnenüberflutet ist der Garten mit seinen hohen Laubwänden, Rondellen, Blumenbeeten, Zierbrunnen, Statuen und Sphinxen, die lächelnd auf den Treppenwangen lagern. Scharen von Kindern tummeln sich allenthalben, und beim unteren Belvedere ist ein Kinderwagenpark aufgefahren. Die Invalidenwächter haben nicht Augen genug für das lose, kleine Volk, das auf den Sphinxen reitet, die Thujenkegel umtollt, sich hinter den Buchsständen versteckt, an den Blumenbeeten frevelt und die glattbeschnittenen Ahornwände entlang jagt. Ein merkwürdiger Geist, der alles mit der Gartenschere behandelte, nur den Zopf nicht. Die herrschenden Mächte in diesem Rokokokinderparke sind Bonne und Amme, letztere bisweilen in hannackischer Gala. Da wird manche Intrigue gegen die Herrschaft eingefädelt, die schlimmere Folgen haben mag, als das verliebte Ränkespiel im Stadtpark. Die elegante Welt, die zur theresianischen Zeit hier gern promenierte, verliert sich heute nur zu irgend einem Wohltätigkeitsfeste der Fürstin Pauline Metternich in den Belvederegarten. Dann ist glänzender Korso in der Mittelallee, wo Gassers zwölf Monate, allegorisch verkörpert, auf dem Sockel stehen.

Auch der benachbarte herrliche, von den Fremden wenig gekannte Schwarzenbergpark wird von den Eleganten nur für Schaufeste der Mildtätigkeit aufgesucht. Er ist ein Sommergarten, vom 1. Mai ab geöffnet. Fürst Mannsfeld-Fondi, der bekannte Gegner des Prinzen Eugen im Hofkriegsrate, hatte sich hier einen Garten angelegt, den Fürst Adam Schwarzenberg vor 141 Jahren kaufte und dem Sommerpalais anpassen ließ. Wie der Belvederegarten in Terrassen angelegt, ist dieser Park doch

ein Gemisch französischer und englischer Gartenkunst. Eine weite, sonnige Esplanade breitet sich vor dem Palais aus; der Blick taucht über den Hochstrahlbrunnen hinaus auf den Schwarzenbergplatz, wo Hähnels Reiterstandbild des Feldmarschalls sich erhebt. Hatte man das kleine Gartentor passiert und hielt sich rechts, dann konnte man bis vor wenigen Jahren an einem unscheinbaren Pförtlein lesen: Victor Tilgner. Der Fürst hatte dem Künstler in einem Nebentrakt Gastfreundschaft gegeben. Hier entstand das Mozartdenkmal. Wie oft erging sich Schreiber dieser Zeilen mit dem gern räsonierenden Künstler im hohen Laubgange, der zum ersten Teiche mit der den Kindern der „Landstraße" so wohlbekannten Quellengrotte führt. Zur Rosenzeit kann man sich auf dem großen Rondeau einen Duftrausch holen. Allenthalben ein starkes Aufgebot von Göttergeschichte in Stein, mythologische Paare, verträumte Nymphen und Dryaden, zu deren Füßen Generationen von Wiener Kindern gespielt haben und die in schönen Juninächten rosenberauschten Nachtigallen lauschen ....

Ein zweiter kleinerer Feudalpark, welcher dem Publikum offen steht, ist der Liechtensteingarten im Alsergrund. Das Palais (italienische Renaissance) dazu enthält die Galerie, berühmt durch ihre Niederländer. Der Erlacher Fischer ist der Architekt des Liechtenstein-Sommerpalastes wie des Schwarzenbergschen; aber Martinelli hatte die Pläne entworfen. Der Garten ist im englischen Stil angelegt und bald 200 Jahre alt; er entstand aus einem Auerspergschen und einem Martinitzschen, die Fürst Adam Liechtenstein, der Gründer der Wiener Stadtbank, miteinander vereinigte. Auch andere Parks hochadeliger Besitzer waren dem Publikum zugänglich, so der Esterhazygarten in „Mariahilf" und der Schönborngarten in der Josefstadt. Beide sind heute städtisch, sowie auch der Park des Fürsten Arenberg, welchen die Gemeinde vor kurzem angekauft und in einen öffentlichen Garten verwandelt hat. Städtisch ist auch der neue Park auf der Türkenschanze, mit malerischem Blick auf die Kuppeln der Sternwarte und das entzückende Cottageviertel. Kaiserlich dagegen der im französischen Stile angelegte Augarten, abseits in der Brigittenau, auf einer Donau-



Panorama von Belvedere.



Die Rotunde im Prater.

insel. Mächtige Linden- und Kastanienalleen durchziehen ihn, weite Rasenplätze dazwischen. Er datiert weit zurück. Kaiser Mathias schon erbaute da 1614 die „Favorita“, ein Lustschloß im Walde. Später standen die Anlagen durch eine Allee mit dem Prater in Verbindung. Kaiser Josef öffnete den mittlerweile „Augarten“ getauften Park dem Publikum und ließ über das Haupttor schreiben: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer.“ Der Garten, lange ein Liebling der Wiener, hat glänzende Tage gekannt, heute ist er außer Mode. Ein melancholischer Hauch leise fortschreitender Verwahrlosung schwebt über seinen Prachtalleen und durchwittert seine Laubgänge. Selbst das Kinderjauchzen vermag diesen schwermütigen Zug nicht zu bannen, der einsamen Lesern und Ruhesuchern aus den benach-



Der Praterstern mit dem Prater.

barten stark bevölkerten Bezirken so sympathisch ist. Das Palais bewohnte der verstorbene Erste Obersthofmeister des Kaisers, Prinz Constantin zu Hohenlohe. Außerordentlicher Beliebtheit erfreut sich hingegen der Schönbrunner Park, dem wir jedoch an dieser Stelle eine besondere Studie zu widmen in der Lage sein werden. Wenn wir dem botanischen Garten, einer Gründung Maria Theresias, ein besonders Wort angedeihen lassen, so geschieht es sowohl seiner reservierten Wissenschaftlichkeit, als seiner Kinderfeindlichkeit halber, die freilich begreiflich ist. Die Hüter wären nicht im stande, die kostbaren Beete vor Schaden zu



Ein Frühlingstag in der Praterfternallee.

bewahren. Bisweilen taucht ein Pensionat auf, mit botanischem Führer an der Spitze, sonst nur stille Leute, Geistliche, dichtende Jünglinge, Pensionisten, die sich vor der Langeweile in die Botanik flüchten. Von tausend Besuchern aber hat, ich wette, kaum einer im Hörsaal oben Knapps Bild von der „Apotheose Jacquins“ gesehen.

Und nun der Prater! Er genießt einen Weltruf. Er ist kaiserlich, seit 1766 dem Publikum zugänglich. Die Praterliebe ist ein Stück vom Wiener Herzen. Praterfahrt, Freudenauer Meetings, Derby, Blumenkorso sind Wiener Feiertage. Unwiderstehlich lockt's Hunderttausende nach dem mächtigen Inselwalde voll Kultur und Wildnis, voll Schau- und Putzlust, Musik, schöner Frauen, Fiakerübermut, stolzer Gespanne, siegreicher Toiletten. Von der Pratersehnsucht leben seit 30 Jahren unsere großen Ausstellungen. Seit vom Knauf der Rotunde die Kaiserkrone funkelt, gibt's nicht allein einen Volks-, Wurstl-, Renn- und Landschafterprater, sondern auch einen Ausstellungsprater. Und was hat sich nicht schon unter der riesigen eisernen Käseglocke herumgetummelt! Elektriker und Seilkünstler, Sportsmen und Viehzüchter, Bazarpatronessen und Theaterleute, Landwirte und Jäger, Schulvereinler und Großgewerbler, Ceylon und „Wild-West“, Beduinen und Holub-Afrika, Barnum, Blondin, Leona Dare ... Stärker und stärker wird dieser Zug nach dem Prater, der Wiener Zug nach dem Osten, Tag für Tag, nicht bloß als Feiertagsziel. Außer beim Donaukanal war glücklicherweise die Bauspekulation bis vor kurzem diesem Zuge nicht gefolgt. Nun aber verkalkt sie die große Wiener Lunge, und die Zinspaläste schließen sich an die Schaubuden der Ausstellungsallee.

Fächerartig durchstrahlen große Alleen den Prater; Fächerknauf ist der Praterstern. Von da bis zum „Lusthaus“ ist's aber eine halbe Meile. Ein Blumenkorso in der Hauptallee, wenn die Kastanien ihre roten Blütenkerzen zu den weißen Frauen- und Mädchengestalten auf den Mailcoaches und



Das Lusthaus im Prater.

Jagdwagen neigen, ist ein berückendes Schauspiel, und der Blumenkampf treibt selbst dem bloßen Beschauer das Blut rascher durch die Adern, mag's noch so wienerisch maikalt sein. Die berühmten Praterfahrten des 1. Mai haben heute viel von ihrem alten Glanz verloren. Der rote Arbeiterfeiertag hat ihre elegante Fröhlichkeit verschüchtert. Auch die Feuerwerkkünste der Dynastie Stüwer haben sich überlebt, die Rennen dagegen erfreuen sich steigender Beliebtheit. Der sogenannte „Wurstlprater" mit seinen Polichinellen und Wachsfigurenkabinetten, seinen Ringelspielen und Panoramen hat von seiner alten Wiener Fröhlichkeit nicht wenig eingebüßt, dagegen speist man beim „Eisvogel" heute immer noch so vorzüglich, wie vor vierzig Jahren.

Wenn ich in meinen Pratererinnerungen blättere! Seit jenem verregneten Maientage, wo sie die 1873er Weltausstellung auftaten, bis heute, schier ein Menschenalter. Und was für eines! Ein herzhaft Stück Welt hat es umgestaltet und -gewertet. Noch sehe ich die Prinzeß Royal in blauer Faillerobe, mit Rosa-Seidenhütchen, und den Kronprinzen des Deutschen Reiches, den vielbewunderten Hünen als Gardekürassier, die Vließkette um den Hals und an seinem Arme unsere schlanke Kaiserin. Fünf Jahre später die Praterfeste zur Silberhochzeit mit hunderttausend Buntlampen zum nächtlichen Heimmarsch. Wieder fünf Jahre weiter die Elektrizitätsausstellung, wo die Wiener das große Licht in der Kriegsau wie ein ungeheurer Mottenschwarm umschwärmten und eine „Nachtsonne" von der Praterinsel über die große Stadt strahlte. Kronprinz Rudolf sprach damals sein bejubeltes Wort vom



Beim Blumenkorso.

„Meer des Lichts“ ... Ach, er selbst, sollte verlöschen wie ein Licht! Dann kamen die Landwirte und Forstleute. Was sich Feld und Wald erzählt, ward in eine tausendfach gegliederte, reizend belehrsame Kleinwelt zusammengedrängt. Folgten die Schauspieler und Musiker mit ihrer so vornehmen internationalen Ausstellung, und den Reigen schloß die Ausstellung zum Kaiserjubiläum, in das ein jäher Blitz, die Genfer Mordnachricht, fuhr ....

Beste Einbruchstelle in die Praterwelt ist eigentlich die hochgelegene Station Praterstern der Stadtbahn, an sich einer der dankbarsten Wiener Aussichtspunkte mit Doppelblick, hier auf Tegetthoffs Rostralsäule, welche die Praterstraße beherrscht, dort auf die Hauptallee und die rauschenden Wipfel weithin. Des Abends, komm mit, Leser. Der bunte Glühlichtsspuk vom „Englischen Garten“ bricht durch das Blättergewühl und das große Rad — Wiens jüngstes Wahrzeichen — dreht sich hoch, still, kaum merklich, über dem schöngegliederten Landschaftsbilde. Der Englische Garten, seit sieben Jahren ein Praterreiz mehr, lockt uns. Seinen Sommernächten widerstehst du nicht. Zuerst war's „Venedig in Wien“ mit echter Staffage im täuschenden Rahmen. Als die Lagunen verjauchten und die Gondolieri außer Kurs gerieten, da stülpte Gabor Steiner, der Schöpfer dieses Venedig, die ganze San Marco- und Rialto-Herrlichkeit mit einem Griff in ein internationales Weltbild um mit allen Reizen und Überreizen. Und darauf schuf er wieder ein neues Bild: eine Blumenstadt und heuer eine Lichtstadt mit Arena. Der feste Pol in dieser Flucht der Erscheinungen ist die Sommerbühne mit leichtgeschürzter Operette, Ausstattungsburleske, Ober- und Unterbrettl. Leser, sei auf der Hut! Hundert süße Schlangen lauern hinter diesen Blumen und Büschen, mit hundert Fangarmen umfängt dich, von Licht, Musik und Frauenaugen berauscht, die Verführung. In der großen Avenue mit ihrem sinnverwirrenden Lichtgeschmeide rast der Coriandoli-Corso und unter den Tritten der Corsograzien sprießen bunte Papierschnitzel. Freund, über und über bist du schon damit bedeckt, ich überlasse dich deinem Schicksal.

Es geht auf Mitternacht. Mitten im Riesenrad steht der Mond, eine leuchtende Nabe. Ich strebe aus der Confettischlacht, dem Gewühl heißer Menschenleiber hinaus in die Praterkühle. Langsam schreite ich die Hauptallee entlang. Hinter mir ersterben die süßen Klänge des Schubertschen „Ständchens“. Nur einsame Lichter hier und dort. Der Vollmond ist Nachtregent. Er verwandelt den Teich beim Konstantinhügel in Silber. Immer mächtiger umfängt mich das flüsternde Baumdunkel. Feuchte Schleier ziehen leise hin, Nixengewänder, in silbrigen Dunst zerfließend. Ein Nachtvogel rauscht auf. Da fällt auf der Aue drüben ein Schuß ... Vielleicht liegt dort einer, und der Mond schaut ihm friedvoll-gütig ins stille Antlitz ...



Im Wurstlprater.



Caroline von Humboldt.

Ein Lebensbild von

Professor Dr. Bruno Gebhardt.

(Abdruck verboten.)

Gustav Schlesier, der erste Biograph Wilhelms von Humboldt, sagt von dessen Gattin Caroline: „Frau von Humboldt wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbständigkeit genoß.“

Dieses gesonderte Bild zu zeichnen und aufzustellen darf jetzt vielleicht versucht werden, nachdem in reichlicher Weise ihre Briefe an die Öffentlichkeit gekommen sind und aus zahlreichen Familienarchiven Beiträge zur Erkenntnis ihres Lebens und ihrer Individualität dargeboten wurden. Allerdings fehlt noch immer der beste Teil ihres Briefwechsels, der mit ihrem Gatten; Humboldt hat ihn nach ihrem Tode geordnet und mit innerster Freude und Teilnahme wieder durchgelesen. Und so wird er heute noch in Tegel von der Familie pietätvoll aufbewahrt, ist aber nur dieser zugänglich, und es ist nur sehr geringe Hoffnung vorhanden, daß er ganz oder teilweise an die Öffentlichkeit käme. Der Verzicht ist für alle, die das harmonische und innige Verhältnis der beiden Gatten kennen, ein sehr großer und für die Kenntnis der Literatur und Politik der Zeit von 1790 bis 1830 der Verlust ein sehr herber. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die Familie sich zur Herausgabe entschlösse; aber vorläufig müssen wir ihn entbehren und gestützt auf die andern, sehr reichlichen Quellen, gedruckte und ungedruckte, das Leben und Wesen Carolinens von Humboldt zu schildern versuchen.

* * *

Caroline Friederike von Dacheröden war am 23. Februar 1766 als einzige Tochter des ehemaligen preußischen Kammerpräsidenten zu Minden, Freiherrn Karl Friedrich von Dacheröden und seiner Gattin, Ernestine Friederike geborenen Gräfin Hopfgarten geboren. Der Vater, im Mai 1732 geboren, war Erbherr auf Burg-Örner, Siersleben, Auleben und Dabbra, hatte zeitig den Dienst verlassen und lebte schon in den siebziger Jahren in Erfurt. Aus der Zeit der Muße stammt eine Schrift: „Inwiefern sind Lehnsherren berechtigt, einen Vasallen . . . vom Besitze des Lehens auszuschließen?“ (1790). Von seiner Art gewinnen wir kein deutliches Bild, denn die Urteile aus dem Schiller-Lengefeldschen Kreise sind vielfach in jugendlichem Übermut abgegeben und betrachten den damals noch gar nicht alten Mann als gemütlichen, aber schwatzhaften Greis, den zu unterhalten und zu beschäftigen ein rechtes Kreuz war. Tochter und Schwiegersohn behandeln ihn mit Achtung und Ehrfurcht, und er scheint der Tochter gegenüber ein guter und nachgiebiger Vater gewesen zu sein. Außer Caroline Friederike hatte er noch ein Kind, einen Sohn, Ernst Ludwig Wilhelm mit Namen; er war wohl älter als die Schwester, bekleidete 1789 in dem damals kurmainzisch gewordenen Erfurt die Stellung eines kurmainzischen Kammerherrn und Regierungsrates, auch Domherrn zu Naumburg und veröffentlichte 1789 eine Schrift: „Von den Verdiensten der Römer um die Ausbreitung und Berichtigung der Erdkunde oder Geographie.“ Nach zeitgenössischen Berichten galt er als fade und geschwätzig; er blieb unverheiratet und starb schon 1806. Seine Schwester denkt bei der Nachricht von seinem Tode nur an die grausamen Folgen, die das unerwartete Ereignis für den Vater haben könnte, ohne des Bruders weiter zu gedenken.

Als Caroline acht Jahre alt war, starb ihre Mutter (1774) und eine Französin, Madame Dessoulx, übernahm ihre Erziehung, die übrigens nicht leicht gewesen sein mag.

Sie war, wenn man von der späteren Erscheinung zurückschließen darf, wohl lebendig und munter und geistig sehr rege, aber vielfach frei, ja ausgelassen, wobei doch die in der Zeit liegenden sentimentalen Regungen nicht fehlten. Nach der Familientradition soll sie ihre freudlose Kindheit und Jugend oft beklagt haben und bestrebt gewesen sein, ihren Kindern soviel Heiterkeit und Frohsinn zu bereiten, als möglich war: „Das einsame Leben auf dem Lande mit dem pedantischen Vater, dem nüchternen trocknen Bruder, die strenge Zucht einer völlig geistlosen französischen Gouvernante boten ihrem lebhaften Geist und Gemüt nichts als Zwang und unsägliche Langeweile, und es ist ein Beweis für die Kraft ihrer ursprünglichen Natur, daß sie sich davon nicht zu Boden drücken ließ, sondern auch in dieser stagnierenden Umgebung eine eigentümliche Frische und nie versiegende Heiterkeit behielt.“ So schildert ihre Urenkelin ihre Jugend; sie selbst schreibt den besten Teil ihrer Erziehung dem Lehrer und Freund Becker, dem späteren Verfasser des vielverbreiteten Not- und Hilfsbüchleins, zu, „denn ich war wirklich ein sehr verdorbenes kleines Geschöpf, als Becker in unser Haus kam“. Zu der Zeit, wo sie uns literarisch entgegentritt, Ende der achtziger Jahre im Verkehr mit den Schwestern von Lengefeld, besitzt sie eine Bildung, die angesichts der damaligen Frauenerziehung in den vornehmen Kreisen bedeutend genannt werden muß. Sie war mit Caroline, der älteren Schwester, damals noch Frau von Beulwitz, schon seit 1785 befreundet und lernte die jüngere Lotte im November 1788 kennen.

Der zeitlich erste Brief aus der Feder Carolinens von Dacheröden, den wir besitzen, ist an Lotte gerichtet: vom 17. Dezember 1788: „Diese ersten Augenblicke des Tages sollen meiner teuren Charlotte gewidmet sein, deren sanftes Bild so lebhaft in meiner Seele geblieben ist. Liebe! Es ist mir sehr süß zu denken, daß ich Dir etwas sein werde; laß in diesem Gefühl alle Klagen über unser getrenntes Leben sich auflösen. Wohl dem, der fühlt, daß doch eigentlich keine Trennung für die Seele stattfindet, und daß gerade dieses Abgerissene die Sprosse der Leiter ist, die zunächst hinaufreicht zu einem Zustand höherer Genußfähigkeit und ungetrübteren Glücks. Deine Anhänglichkeit an die Natur freut mich. Ihre Betrachtung und die Liebe zu ihr webt immer stille Freude in die Seele. Nichts ist gewöhnlicher als affektierter Geschmack an ihren Schönheiten und nichts seltener als wahre und innig Schätzung ihres Wertes und des Genusses, mit dem sie die Seele überströmt.“

Auf diesen Ton ist der Briefwechsel gestimmt; aber bald beschäftigen ernstere Dinge die Schwestern. Im August 1789 hatte sich Schiller mit Lotte von Lengefeld verlobt, und jenes merkwürdige Doppelverhältnis begann nun, daß er seine Liebe und Verehrung beiden Schwestern zuwandte. Zugleich waren Humboldt und La Roche in Erfurt erschienen und bemühten sich die Zuneigung Carolinens zu erlangen. Nach einer Erzählung von Henriette Herz in ihren „Erinnerungen“ habe sie in Berlin einen Bund sentimentaler Seelen gestiftet; die Mitglieder strebten nach edlen Lebenszielen und waren durch das freundschaftliche Du verknüpft. Zu den auswärtigen, persönlich unbekannten Genossen gehörte auch Caroline von Dacheröden, zweifellos durch die Beulwitz zugeführt. Auch Wilhelm von Humboldt und Carl La Roche, der Sohn Sophiens, waren Zugehörige des Bundes, und da Frauen ohne Heiratstiften nicht auskommen, so hatte die Herz beide junge Männer auf Caroline von Dacheröden aufmerksam gemacht. Die Beulwitz, selbst zwar unglücklich in ihrer Ehe, sollte das Band knüpfen. Und schließlich planten die Freundinnen noch einen dritten Ehebund: zwischen dem alten Herrn von Dacheröden und Frau von Lengefeld, der chère mère des Briefwechsels, die in Rudolstadt als Erzieherin der Prinzessinnen lebte. So waren denn Gegenstände und Interessen genug, mit denen sie ihre Briefe füllten.

Sehr schön und verständig ist Carolinens Verhalten in dem Schillerschen Falle. Charlotte von Lengefeld hatte das Gefühl, daß seine Liebe ihr nicht allein gehöre, und hatte es der Freundin ausgesprochen. Diese schrieb ihr am 18. November 1789: „Ich habe in diesen Tagen viel über Euer Verhältnis mit Schiller nachgedacht. — Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und Du fühlst, daß Du die Idee, Schiller liebe Caroline mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, Dich mit Schiller dar-

über zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln. Es tut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß alles unter Euch harmonisch sei, gestört würde, aber dies steht denn doch in keinem Verhältnis mit der dauernden Unruhe Deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte. Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in Dein Leben verwebt ist, und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe Dir so blühen sollten. Es wird vorüber gehen, sollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmonischen Fortgang der Natur? Suche Dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und Du wirst den rückkehrenden Frieden Deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, wert, in Deinem schönen Herzen geboren zu sein, Schiller und Caroline zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall."

Caroline Dacheröden fand auch in ihrem Wesen die volle Anerkennung und Bewunderung ihrer Freunde. Schiller schrieb an Lotte, ehe er jene kennen gelernt hatte: „Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geschöpf seyn, wenn sie dem Bilde gleicht, das ich mir, nach Ihrer und Ihrer Schwester Beschreibung, von ihr gemacht habe." Und später nach erfolgter Bekanntschaft: „Unsere Caroline habe ich bloß ahnen können. Ihr Geist überraschte mich, in ihr ist etwas Edles und Feines, das man idealisch nennen möchte. Wie wahr und wie tief sie fühlt, müßte ein längerer Umgang mich lehren; daß ich im voraus daran glaube, versteht sich, aber die Erscheinung ging mir zu flüchtig vorüber, und ihr ganzes Wesen hat einen gewissen Glanz, der mich blendet." Und Lotte erwiderte ihm darauf: „Du hast recht, in dem was Du von Caroline sagst, sie hat so etwas Edles, so etwas Erhabenes, daß es mir oft ist, wenn ich bei ihr bin, als möchte ich vor sie nieder knieen, als wäre sie ein höheres Wesen; wenn es viel solcher Art Menschen sonst gegeben hätte, so könnte ich mir recht gut denken, wie man auf die Ideen von Engeln und Halbgöttern käme."

Als diese Zeilen gewechselt wurden (August 1789), war Caroline Dacheröden schwer krank aus Lauchstädt, wo sie mit den Freundinnen geweilt hatte, nach Burg-Örner zurückgekehrt. Krämpfe und Blutspeien schienen ihr Leben zu bedrohen, und erst dem Eingreifen des Hallenser Professors Wakel verdankte sie schließlich ihre Genesung. Doch scheint dieser sich später so taktlos benommen oder geäußert zu haben, unter Benutzung gewisser Unvorsichtigkeiten der Kranken, daß Schiller ihn mit Ohrfeigen bedacht haben wollte. Nach der Ansicht von Lotte von Lengefeld hat das Ungewisse des Verhältnisses zu Humboldt zu ihrer Krankheit beigetragen, und sie hofft im November von dessen Rückkehr aus der Schweiz Ruhe für Caroline.

Humboldt war Anfang Januar 1789 in Erfurt erschienen; Lotte meldet 5. Januar 1789 an Schiller: „Lolochen mußte gestern einmal Fremde unterhalten helfen, es ist ein junger Herr von Humpolt, ein guter Freund des la roche und der Dacheröden. Er studiert in Göttingen, es scheint ein guter Mensch, er bleibt heute hier." Im Juli 1789 war er mit den Freundinnen und La Roche in Burg-Örner, dann reiste er, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben, nach der Schweiz. Im Oktober 1789 schreibt Lotte an Schiller: „Humboldts Brief kam mir ganz eigen vor. Doch denke ich auch, streitet er jetzt selbst mit seinen Gefühlen, weil er noch nicht gewiß weiß, daß Caroline sich ebensogern mit ihm verbände als mit La Roche und er gesteht sich nicht so, wie er sie liebt. Auf der andern Seite könnte es wieder sein, daß ihm sein Eifer, dem Staat nützlich zu sein, und eine große politische Laufbahn anzutreten, noch dem Gefühle für Liebe allein entgegen wäre, und er noch mit sich im Kampfe wäre, welchem Ruf er folgen soll." Ihr scheint es, als ob Caroline La Roche mehr liebe, doch hatte diese im September die Beulwitz schon gebeten: „Wenn Du an unsern Humboldt schreibst, so sag ihm alles was Du weißt, das ewig für ihn in meinem Herzen ist;" aber allerdings schwankt sie und vergleicht ihre Stellung zwischen Humboldt und La Roche mit der Schillers zwischen den beiden

Schwestern. Doch mehr und mehr neigte sie auch während Humboldts Abwesenheit in Paris und der Schweiz ihm zu, und als er im Dezember, von seinem Bruder Alexander begleitet, wieder in Erfurt eintraf, fiel die Entscheidung rasch. Am 16. Dezember 1789 waren Dacherödens mit ihren Gästen bei dem Regierungs- und Kammerdirektor Geheimrat von Belmont eingeladen; dort verlobten sich Humboldt und Caroline, und Herr von Dacheröden gab freudig seine Zustimmung.

Caroline von Beulwitz erwähnt in einem Briefe an Schiller das Brautpaar, und es ist sehr charakteristisch, wenn sie mitteilt: „Humboldt raisonniert über seine Gefühle, ist sich selbst ein Gegenstand der Kontemplation — vielleicht ist dieser Zustand nur vereinbar mit einer Innigkeit, die sich in einen Gegenstande verliebt. Er sagt, daß er Caroline nicht liebe, doch glücklich mit ihr sein werde — ich spreche mit Dir darüber. Es wird ein sehr zartes Gewebe unter ihnen sein.“ Die letzten Behauptungen waren richtig, denn die Ehe zwischen den beiden hervorragenden Persönlichkeiten war ein „zartes Gewebe“, machte sie aber beide glücklich.


Caroline von Humboldt, geb. von Dacheroden.
Nach dem Gemälde von Schick.

Zwischen den beiden Brautpaaren entspann sich nun ein inniges Verhältnis, und Schiller und Humboldt schlossen in diesen Tagen ihren bedeutsamen Freundschaftsbund. Projekte für ein zukünftiges Zusammenleben wurden gemacht: sie knüpften an den in Erfurt lebenden und ihnen nahestehenden Koadjutor von Dalberg an. Wenn dieser erst Erzbischof von Mainz werden würde, hoffte Schiller dort eine Stellung zu gewinnen und Humboldt die preußische Gesandtschaft in Mainz zu erlangen. Weihnachten und Neujahr 1790 verlebten die befreundeten Menschen zu Weimar, das Du verband sie, fiel aber später wieder fort. Dagegen wohnten Humboldt und Caroline der Hochzeit Schillers nicht bei. Am Abend des Hochzeitstages, am 22. Februar 1790, schrieb Caroline an Lotte: „Mein Herz ist bei Dir, teure Geliebte, und in ihm ein Bedürfnis, sich gegen Dich auszusprechen. Still erhob sich meine Seele zu der ewigen, allwaltenden Güte über uns in diesen Stunden, wo Dir, meine Lotte, ein neues, schöneres Dasein aufgeht. Ach, ich hätte viel darum gegeben, mit Dir sein zu können, obschon ich Dir hier auch nicht fern war und Du gewiß die Nähe meines Herzens empfunden hast.“ Am 29. Juni 1791 war auch ihr Hochzeitstag: das Paar wurde abends 6 Uhr im Hause des Präsidenten zu Erfurt getraut und ging nach Burg-Örner, wo es die nächsten Monate verlebte. „Ich lebe so still und unaussprechlich glücklich!“ schreibt die junge Frau an Lotte (26. August 1791), „Wilhelm ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor allem lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart ist er in allem, wie so leicht zu behandeln, und immer schön in allen kleinen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendliche stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnt kaum ihren erhabenen Flug.“

Am 16. Mai 1792 wurde dem Paare das erste Kind geboren, ein Mädchen, das

den Namen der Mutter Caroline erhielt. In den folgenden Jahren lebten sie auf den verschiedenen Gütern bei Erfurt, dort selbst und seit Januar 1794 in Jena, wo Schiller als Professor tätig war. Zeitweise lebte Caroline von Beulwitz mit ihnen, so im Februar 1792, wo sie an Schiller und Lotte schreibt: „Ich habe ein freundlich harmonisches Dasein zwischen Li. und Bill, und wir haben recht schöne Abende. Bill übersetzt uns aus dem Plato oder anderen alten Schriftstellern; er besitzt die Sprachen sehr; er ist ein gar feines Wesen." Zeitweise weilten Humboldts auch in Rudolstadt, in Jena — es war ein Hin und Her, bis sie 1794 ganz dorthin übersiedelten. In diesem Jahre knüpfte sich auch die Verbindung Schillers mit Goethe an; Humbold nahm den innigsten Anteil daran und begleitete die Werke seiner Freunde mit trefflicher, von ihnen dankbar anerkannter Kritik. Von Caroline hören wir in diesem Jahre nichts Direktes: Die engste geistige Gemeinschaft verknüpfte die sich reifer und edler entwickelnde Frau mit den erlauchten Geistern; sie nahm an allen Schöpfungen, die in dieser Zeit geboren wurden, den lebhaftesten Anteil und bildete sich im Umgange mit diesen ideal strebenden Männern und Frauen zu dem geist- und gemütvollen Wesen, als das sie uns später entgegentritt. — An häuslichen Sorgen fehlte es auch nicht: die wiederholten Krankheiten Schillers, die lange geplante Ehescheidung Carolinens von Beulwitz, die Geburt eines Sohnes, Wilhelm, der am 5. Mai 1794 das Licht der Welt erblickte, und die schwere Erkrankung ihrer bis jetzt noch unbekannten Schwiegermutter in Tegel beschäftigten sie und die Freunde vielfach. Und der letzte Umstand war es, der eine Trennung herbeiführte: Humboldts siedelten im Juni 1795 nach Tegel über, um der sterbenden Mutter nahe zu sein.

So sehr zurückgezogen Humboldts in Tegel lebten, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß Caroline jetzt die Jugendfreunde und -freundinnen ihres Gatten kennen lernte: Rahel, Henriette Herz und die Damen, die diesem Kreise angehörten, Wilhelm von Burgsdorf, Finkenstein, Gentz, Brinkmann 2c. Mit ihrer großen Herzensgüte und ihrem leicht anschmiegenden Sinn fand sie sich auch in diesem Kreise und dem Tone, der darin herrschte, zurecht und wurde von diesen Männern und Frauen nicht weniger geliebt und verehrt wie von den Weimaranern und Jenensern. Mit einigen Persönlichkeiten aus dieser Bekanntschaft blieb sie in Briefwechsel, so mit Brinkmann, dem schwedischen Diplomaten, mit Rahel, und Burgsdorf lebte in Jena und Paris mit den Humboldts. Da das Befinden der kranken Mutter keine Aussicht auf nahe Erlösung bot, beschloß Humboldt, im Herbst 1796 nach Jena zurückzukehren, längst von Goethe und Schiller ersehnt. Vorher machte das Ehepaar noch eine Reise in Norddeutschland, die sich bis nach Rügen ausdehnte und über die Humboldt ein seither gedrucktes „Tagebuch" abfaßte. Von Carolinens Hand besitzen wir von dieser Reise meist heitere Briefe an Brinkmann. Ende Oktober waren sie in Jena, aber schon am 14. November 1796 kam die Nachricht von der Erlösung der kranken Mutter. Sie gingen aber nicht wieder nach Berlin, sondern blieben in Erfurt und Jena im herzlichsten Verkehr mit Schiller und Goethe, die damals am Wallenstein und an Hermann und Dorothea arbeiteten; von beiden Werken sind Carolinens Briefe voll und überfließen von so berechtigter Bewunderung. Am 19. Januar 1797 wurde Caroline von einem zweiten Sohne, Theodor, entbunden, war aber nach diesem Wochenbette schwer leidend. Die Familie begab sich nach Dresden, und Humboldt reiste von dort auf kurze Zeit nach Berlin, um die Hinterlassenschaft der Mutter zu ordnen. In den Besitz größerer Mittel gelangt, wollten sie jetzt einen alten, schon in der Brautzeit gehegten Wunsch ausführen und auf Reisen gehen. Vor allem war die Sehnsucht nach Italien gerichtet, und auf dem Wege dorthin sollte in Wien Station gemacht werden. Anfang August 1797 reisten sie von Dresden nach Wien. Hier waren auch Alexander von Humboldt, Burgsdorf und der Bildhauer Türk, sie fanden auch manchen Anschluß in der Wiener Gesellschaft, vor allem zogen die vorhandenen Kunstwerke Carolinen an, und wie schon in Dresden und nachher in Paris, Spanien und Italien machten sie jetzt ein wahres Studium aus den Bildern und Büsten. Im ganzen fand sie Wien großstädtisch, die Frauen gebildeter als die Männer, schön und sehr weltklug.

Die geplante Reise nach Italien mußte aber aufgegeben werden, da die politischen Verhältnisse sie unmöglich machten, und so entschlossen sich Humboldts, über die Schweiz nach Paris zu gehen; die Hoffnung, Goethe bei Zürich zu treffen, schlug fehl, und nach einer wenig interessanten Reise kamen sie am 17. November 1797 in Paris an. „Paris ist sehr schön," schreibt Caroline, „es gibt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem pont royal steht, zur Rechten den pont neuf, zur Linken den pont de la Révolution, unter dem schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quais mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, der Garten und weiter die champs Elyssées." Neben den Freunden aus der Heimat, Burgsdorf, Brinkmann, Alexander von Humboldt, fanden sich Fremde und Einheimische an Carolinens Teetisch zusammen, ihr Haus wurde, wie sie schreibt, ein point de ralliement, daneben besuchte sie die Theater aufs eifrigste und studierte die in Paris zusammengebrachten Kunstschätze mit wahrer Begeisterung. Ein geplanter Ausflug nach England unterblieb, der Sommer 1799 wurde in der schönen Umgebung von Paris verbracht, und im September reiste die ganze Familie, nicht, wie zuerst geplant war, Humboldt allein, nach Spanien ab. Am 8. September 1799 traten sie die Reise über Bordeaux an, nahmen Aufenthalt in Bagnères, von wo aus sie Ausflüge machten — Caroline zu Pferde —, dann über Pau nach Bayonne; am 27. Oktober waren die Reisenden im Eskorial, am 5. November trafen sie in Madrid ein. Während Humboldt seinen baskischen Studien nachging, studierte Caroline die reichen Bilderschätze im Eskorial. „Über die Gemälde habe ich vieles aufgezeichnet, was ich mit nach Hause bringen werde. Ein unglaublicher Schatz ist in diesem reichen Kloster vor den Augen der Welt vergraben. Vier große Bilder von Raffael außer einigen kleinen Guidos, Titians, Tintorettos in großer Menge, und die spanischen Maler lernt man erst hier im Lande kennen und schätzen", so schreibt sie dem Vater, wie die Briefe an ihn überhaupt die beste Quelle für die Reise sind. Einige von diesen Beschreibungen der Bilder fand Goethe so wertvoll und interessant, daß er sie veröffentlichte. Die Schriften ihrer weimarischen Freunde begleiteten sie, und wie lebendig wurde ihnen Don Carlos an den Orten, wo er gelebt hatte! Bis Granada drangen die Reisenden vor, dann kehrten sie Ende März 1800 über Toulouse nach Paris zurück. Wenige Wochen später, am 17. Mai, gebar Caroline ihr viertes Kind, eine Tochter, die den Namen Adelheid erhielt. Im September kam Rahel mit der Gräfin Schlabberndorff nach Paris und brachten den „Wallenstein" mit, auf den Humboldts längst gespannt waren. Caroline schreibt darüber: „Was mich in diesen Tagen fast ausschließend beschäftigt, mich so eingenommen hat, daß ich keines anderen Gedankens fähig war, ist der Wallenstein, den die Berliner Frauen mitgebracht haben. Ich kann Ihnen unmöglich ein Urteil darüber schreiben, mein Gemüt ist zu sehr davon erfüllt, um schon jetzt darüber ruhig zu sprechen, eine Welt von Empfindungen und Gedanken muß Schiller in sich getragen haben, während er in dieser Arbeit lebte; denn er erregt in dem sinnigen Leser eine Welt von Empfindungen und Gedanken. Ich sage Ihnen aber, nach der Lektüre des letzten Stücks war ich wie zerstört — er hat das Haus Wallenstein wie ein Haus der Atriden enden machen — überall, in dem ganzen Gange des Stücks, der drängenden Handlung, das fürchterlich durchgreifende unerbittliche Schicksal. Wie in den alten Tragödien, wie im Shakespeare das ganze Leben in seinem unendlichen Kreis liegt, wie man es ermißt in seinen Höhen und Tiefen, so auch im Wallenstein steht es einem vor der Seele. Jede Natur ist in ihrer tiefsten und feinsten Individualität ganz entfaltet und mit wenig bedeutenden Zügen ausgedrückt. Die Hauptcharaktere haben durchaus eine Höhe, die ihnen eine idealische Haltung gibt, neben den reinsten menschlichen Bewegungen des Herzens, die mit der ergreifendsten Wahrheit ausgesprochen sind. Die Geschichte, die Liebe des Max Piccolomini mit Thekla, Wallensteins Tochter, hat Schiller ganz aus sich genommen — er hat den vielfaltigen Charakteren der Menschheit zwei durchaus neue und durchaus natürliche gegeben — die Liebe ist mit einer Größe behandelt, die sie für einen Strahl des Himmels erkennen macht — die beseligende Kraft der Gemüter, die sie ganz

einnimmt, fühlt man einzig als ihr Werk. Thekla ist von einer Mädchenhaftigkeit, einer Weiblichkeit, die der schönsten, rührendsten, wahrsten, die Goethe je erschienen, nichts nachgibt, und damit verbindet sie eine Größe, Klarheit, einen in sich gegründeten Sinn, den einem noch kein Dichter vor Schiller anzuschauen gab. Mit einem Worte, selbst mit dem Bekenntnis einiger Fehler im Wallenstein, einiger Geschmacklosigkeiten, vieler schlechter Verse, ist und bleibt das Stück doch das größte, was man in unserer Sprache gemacht hat."

Für den Frühling 1801 war die Abreise aus Paris geplant; da hielt es Humboldt für notwendig, noch einmal in die Pyrenäen zu eilen, um seine baskischen Studien fortzusetzen; erst im Juni kehrt er wieder zurück, und nun ging es in die Heimat zurück. Im September war Caroline in Burg-Örner, weilte dann in Weimar und Erfurt und folgte endlich dem vorangegangenen Gemahl nach Berlin und Tegel. Am 28. Mai 1802 gebar sie das fünfte Kind, eine Tochter, Gabriele. Aber lange blieb die Familie nicht in Ruhe. Humboldt hatte sich entschlossen, in den preußischen Staatsdienst zu treten, und hatte die ihm höchst erwünschte Stellung als Resident in Rom erhalten. Am 14. September 1802 reiste er mit seiner Familie von Tegel ab und traf nach einem Aufenthalt in Verona am 17. Oktober in Mailand, am 28. November in Rom ein. Ihre erste Wohnung nahmen sie in der Villa di Malta auf dem Pincio unter einem Dache mit Friederike Brun und mehreren Künstlern. Für Caroline begann jetzt die Höhezeit ihres Lebens. Es war, als ob das Kind der Thüringer Berge für den Aufenthalt im Süden geschaffen wäre. Die acht Jahre, die sie dort verlebte, blieben ihr bis ans Ende unvergeßlich, und ihre Begeisterung für die Künste und ihre Reise in der Schätzung und Bewunderung der künstlerischen Werke entfalteten sich dort aufs höchste. Sie verkennt nicht die Schattenseiten des päpstlichen Rom: das Elend des Volkes trat ihr auch zu aufdringlich vor die Augen, die Teuerung der notwendigsten Lebensmittel, die jämmerliche Bettelei, die Unsicherheit auf den Straßen, aber nichts vermochte ihr die Bewunderung für die Schönheit der Gegend, der Stadt, des Himmels, der Kunst zu rauben. Wie vorher in Paris, wurde auch hier ihr Haus die Versammlungsstätte der verschiedensten gesellschaftlichen Elemente: reisende Fürstlichkeiten und deutsche Künstler bildeten den Hauptbestand ihres Verkehrs und die einen wie die andern fanden ein Stück Heimat an ihrem Herde. Schon anfangs 1803 zogen sie in den Palazzo Tomati in der Via Gregoriana auf Trinità di Monti; dort hatten sie mehr Raum und hielten am Mittwoch und Sonntag ihre Empfänge ab. Von deutschen Fürstlichkeiten, die ihr bald nahe traten, ist vor allem die Fürstin Caroline von Rudolstadt, die mit Gemahl, Schwester und Schwager bis zum 17. Mai 1803 in Rom weilte, zu nennen; die beiderseitigen Beziehungen zu den Lengefelds führten beide Frauen zusammen, und ein Briefwechsel, der bis an Carolinens Ende dauerte, verband sie. Sehr nahe trat der Familie auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, der nachherige Großherzog, Bruder der Königin Luise, und Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha. Sonst standen zu ihr Angelika Kauffmann, die allerdings in ihre Frömmigkeit versunken lebte, Fernow, der bald darauf Rom verließ und in Jena starb, Graß, der nahe Freund der Schillerschen Familie, Reinhard u. a. in einem freundschaftlichen Verhältnis. Wenige Monate weilte sie erst in Rom, als ein furchtbarer Schlag die Familie traf: der älteste Sohn Wilhelm starb nach kurzem Krankenlager am 15. August 1803 zu Ariccia, wo die Familie Sommerwohnung bezogen hatte, und Theodor, der zweite, erkrankte tödlich und blieb monatelang in Gefahr. Was litt die arme Mutter, die ihre Kinder über alles liebte, kaum einen Brief schrieb, ohne der fröhlichen Entwicklung ihrer Lieblinge zu gedenken, und nun diesen blühend schönen Knaben, den alle bewunderten, in ein frühes Grab senken mußte! Kein Brief stammt aus dieser und der folgenden Zeit, der nicht von dem Toten und dem Erkrankten spricht! Am ausführlichsten hat sie das Unglück an Charlotte Schiller geschildert, und wir müssen auf dieses Schreiben verweisen. Auf dem protestantischen Kirchhof an der Pyramide des Cestius fand das Kind die letzte Ruhestätte, noch in den zwanziger Jahren sind ihre Briefe an Bunsen mit der Sorge um das Grab erfüllt, und noch heute erhebt sich die Säule mit der lateinischen Inschrift

auf dem geschlossenen Teile des Kirchhofs, und der Führer leitet sofort zu den bambini di Humboldt.

Theodor erholte sich so langsam, daß die besorgte Mutter beschloß, eine Veränderung des Klimas vorzunehmen, und so reiste sie im März 1804, begleitet von der ältesten Tochter Caroline und dem treuen Kohlrausch, dem Arzte der Familie, nach Deutschland, wo der Knabe sich auch rasch erholte. Caroline weilte dreiviertel Jahr in der Ferne, besuchte die Freunde in der thüringischen Heimat, verbrachte mehrere Monate in Paris, wo sie am 2. Juli ein Mädchen gebar, das nach wenigen Wochen dort starb, und kehrte über Südfrankreich nach Rom zurück, wo sie am 29. Januar 1805 eintraf. Humboldt kam ihr mit den beiden kleinen Mädchen zwei Stunden weit entgegen, und sie fand ihn und die Kinder im besten Wohlsein, letztere sehr gewachsen und entwickelt. Das Jahr 1805 brachte neben anderen Fremden Frau von Staël, die schon von der Pariser Zeit her bekannt war, und ein heiteres gesellschaftliches Leben entspann sich, nur unterbrochen durch die Trauerkunde von Schillers Tod. Wie furchtbar Humboldts durch die Katastrophe getroffen waren, läßt sich nach der nahen Freundschaft, die zwischen ihnen herrschte, ermessen. Erst am 8. Juli schrieb sie ihrer Lotte; sie hatte es früher nicht gewagt, und auch jetzt noch ist der Brief ein einziger Schrei der Angst, der Sorge und des liebevollsten Anteils. Aber auch für sie selbst kamen bald unruhe- und kummervolle Zeiten. Zwar gebar sie am 7. Januar 1806 einen Sohn, den sie Gustav nach dem Freunde Schlabrendorff in Paris nannten, aber zwei Tage nach der Taufe empfing sie die Nachricht vom Tode ihres einzigen Bruders, und der Neugeborene starb schon im folgenden Jahre 1807 und fand seine Ruhestätte auf dem Monte Testaccio neben dem älteren Bruder. Und so eng Leben und Tod die Familie an Rom band, so sehr auch der Wunsch in dem Ehepaare lebte, ihr Leben in Rom zu verbringen und zu beschließen, gestalteten sich die öffentlichen Verhältnisse in Preußen, in Deutschland bald so unglücklich, daß Humboldt an eine Heimreise denken mußte. Zwar war der Grund für den erbetenen und bewilligten Urlaub privater Natur: der alte Dacheröden stand allein, fühlte sich dem Tode nahe und wollte seine Verhältnisse ordnen, was um so dringlicher war, da mehrere der Güter Mannslehen waren und das Erbrecht der Tochter bestritten werden konnte. Auch seine eigenen Vermögensverhältnisse machten die Reise notwendig, da Tegel von den Franzosen verwüstet, ein großer Teil seines Privatvermögens im Herzogtum Warschau angelegt war. Zum 1. Mai 1808 wurde ihm der Urlaub bewilligt, aber er wartete die Entwicklung der Verhältnisse in Rom ab, trat erst am 14. Oktober seine Reise an in Begleitung seines Sohnes Theodor, der in Deutschland erzogen werden sollte, und traf am 11. November in Erfurt ein. Er sollte Italien nie wiedersehen. Aus der Zeit seiner Abwesenheit sind wenigstens einige Brieffragmente an seine Gattin bekannt geworden; nur zwei seien mitgeteilt: „Wieder jetzt in Deutschland," schreibt er 1808, „wo ich doch so viele Frauen gesehen, überall fühle ich, daß Du einzig bist, daß so viel Selbständigkeit und so viel Liebe, so viel tiefe Größe und so viel himmlische Weiblichkeit nirgends auf der Welt sind als in Dir", und etwas später: „Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserm Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unpartheilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir."

Wie schwer ihm auch die Trennung von Weib und Kind und von dem geliebten Italien wurde, er folgte dem Rufe seines Herrschers, übernahm die Leitung des Kultus und Unterrichts und 1810 die Gesandtschaft in Wien. Dort sollten und wollten sich die Gatten wieder vereinigen. Während der Abwesenheit ihres Mannes gebar Caroline am 23. April 1809 ihren letzten Sohn, Hermann, einen Ersatz für den von ihr vielbeklagten Gustav; er wurde im Petersdom getauft und wuchs fröhlich auf. Gegen Ende des Jahres, am 20. November 1809, starb ihr Vater; sie konnte nur in der Entfernung trauern, während Humboldt von Königsberg aus nach Erfurt reiste, um die Angelegenheiten des Verstorbenen zu

ordnen. Caroline aber beschloß, ehe sie Italien verließ, einen Ausflug nach Neapel zu machen, und brach am 10. März 1810 in Begleitung ihrer Kinder und des getreuen Rauch dorthin auf. Sie blieb fast zwei Monate dort, machte die üblichen Ausflüge nach Sorrent und dem Vesuv und genoß mit ihren allezeit offenen Sinnen die wunderbare, zum Teil melancholische Schönheit der Gegend. Im Mai nach Rom zurückgekehrt, begann sie mit den Vorbereitungen zur endgültigen Abreise. „Im Frühjahr verlasse ich Rom," schrieb sie an Charlotte von Schiller, „ach, ich läugne es nicht, mit vielen, vielen Schmerzen. Himmel und Erde, die süßesten und traurigsten Erinnerungen meines Lebens halten mich mit gleichen Banden, aber es muß sein." Und wie ihr das Scheiden schwer wurde, so ließ sie in Rom Freunde zurück, die ihren Weggang aufs herbste betrauerten: vor allem Rauch, der wie ein Verwandter zum Hause gehörte, Canova, Thorwaldsen, Joseph Koch, Gmelin, Graß, Schick, der ein reizendes Bild der beiden jüngsten Töchter gemalt hatte. Nahe getreten war ihr auch Zacharias Werner, und es zeugt von der Weitherzigkeit ihres Kunstverständnisses, daß sie, die mit Schiller und Goethe so befreundet war, der letzterer noch kurz vorher seine „Wahlverwandtschaften" gesendet hatte, auch diesem wilden Sprößling der Romantik ihre Teilnahme schenkte, seine Dramen und Gedichte sich vorlesen ließ und sogar seinen Übertritt zum Katholizismus verteidigte. „Ich gestehe Ihnen," schrieb sie der Fürstin von Rudolstadt, „daß ich nicht glaube, ich werde jemals religiöse Meinungen wechseln, aber die Art, wie Werner die Religion gewechselt hat, hat nichts Zurückschreckendes für mich; ich bin überzeugt, daß er nicht daran gedacht hat, der Mode zu folgen, sondern aus Überzeugung übergetreten ist, er verbringt Stunden in den tiefsten Betrachtungen und ist duldsamer, bescheidener geworden. Ich glaube zwar, daß man dies alles sein kann, ohne sich zum Katholizismus zu bekennen — aber wenn seine Seele größeren Frieden beweist, katholisch zu sein, so kann ich es nicht verdammen."

Sie verließ mit den vier Kindern Rom am 24. September, hielt sich nur wenige Tage in Florenz und Venedig auf und traf am 21. Oktober in Wien ein; in derselben Stunde traf der älteste Sohn Theodor dort ein, und so war die Familie nach langer Zeit wieder vereinigt.

Wien gefiel Caroline nicht. „Die Menschen sind gut, aber flach, ich meine die höheren Stände; besser, tüchtiger, ernster, deutscher sind die niederen," schreibt sie. Ihr Herz hing an Rom und blutete bei den Nachrichten von Umgestaltungen, die die Franzosen dort vornahmen. „Es scheint bestimmt zu sein, durch alle Jahrhunderte ein Heiligtum für die Künste und ein Zufluchtsort für jede gefallene Größe zu sein, aber nichts widersteht dem Andrang eines tyrannischen und zerstörenden Willens." Mit der Rückkehr auf deutschen Boden war ihr patriotisches Herz, ihre politische Teilnahme, erwacht und loderte desto stärker empor, je mehr und durchgreifender die Franzosen Fortschritte machten. „Europa ist nur ein wüstes Gefängnis!" rief sie angesichts der Verfolgungen, denen Madame Staël ausgesetzt war. Sie lebte in Wien so zurückgezogen, wie es mit der Stellung ihres Gatten nur vereinbar war, widmete sich ganz ihrer Familie, — die kleinen Mädchen fingen nun endlich an, Deutsch zu lernen, auch Erkrankungen der Kinder blieben nicht aus —, erfreute sich aber am Verkehr mit Friedrich Schlegel und seiner Gattin, — seine und Adam Müllers Vorlesungen waren ihr zu katholisch, — „seine Vorlesungen wären durchaus schön gewesen, wenn er nicht allzu partheiisch für die catholische Religion gewesen wäre, es für die eigentliche Religion zu sein, gestatte ich ihm gern, aber alles andere Streben des menschlichen Geistes, sogar des Wissens, nicht voll anerkennen zu können, wenn es nicht von einem Catholiken, wenn es nicht einer catholischen Nation angehört, das ist doch etwas arg," schreibt sie an Welcker; — mit Henriette Herz, die eine Zeitlang in Wien lebte, mit ihrem Schwager Alexander, den sie ein „solches Composé von Liebenswürdigkeit, Eitelkeit, weichem Sinn, Kälte und Wärme, wie mir noch nie ein zweites vorgekommen ist", nannte; mit Theodor Körner, dessen Talent sie wohl anerkannte, dem aber, wie sie fürchtete, die Leichtigkeit, seine Stücke auf die Bühne zu bringen, schaden könnte. Die größte Bewunderung zollte sie der Kaiserin Marie Luise, der dritten Gemahlin Franz' II. „Es ist unmöglich, mehr

Anmuth, Leutseligkeit und Feinheit mit mehr Würde zu vereinigen, ihre Unterhaltung ist die ausgezeichnetste und ihre ganze Seele belebt die Züge ihres Äußeren und macht besonders den Ausdruck ihrer Augen bemerkenswerth. Ich glaube niemals schönere und ausdrucksvollere gesehen zu haben," schreibt sie der Fürstin von Rudolstadt. Sie beklagt, daß die Kaiserin so selten zu sehen ist, und glaubt, daß sie noch zu großen Dingen bestimmt sei. Als die Kaiserin 1816 auf einer Reise in ihre Heimat in Verona starb, widmete ihr Caroline vier schöne Gedichte, in denen zugleich auch das Andenken an die Königin Luise lebendig ist.

So kam das Jahr 1813 heran, auf das Caroline später folgendes Sonett dichtete:

Das Jahr 1813 und 1814.

Was irdisch blüht, entführt der Jahre Wallen,
Und nichts besteht, was groß einst war und hehr.
In nächtlich Dunkel, ohne Wiederkehr,
Wie Laub des Herbstes, Herrscher, Völker fallen.
Will auch ihr Ruf fernher laut tönend schallen,
Es übertäubt, von wilder Ströme Heer
Gepeitscht, der Zeit allüberwogend Meer,
Mit seiner Flut Getös, ihr dumpfes Hallen.
Nur Tat und Wort durch Ewigkeiten währen,
Da sich ihr Glanz, verstummt gleich ird'scher Mund,
Nicht irdisch selbst, hängt an der Sterne Sphären.
Darum vergeht nie dieser Jahre Weihe,
Wo, groß durch sich und groß durch festen Bund,
Siegt hoher Fürstenmut und Völkertum.

So wenig in Wien von Enthusiasmus für den beginnenden Befreiungskampf die Rede war, so lebhaft entfaltete er sich bei Caroline von Humboldt und ihrer Familie. Der Gatte mußte ins große Hauptquartier, um an den wichtigen Verhandlungen einen einflußreichen Anteil zu nehmen, der älteste Sohn, erst 16 Jahre alt, trat als Freiwilliger bei den Gardedragonern ein, Freunde des Hauses, wie Theodor Körner, folgten dem Rufe des preußischen Königs, und die Frauen — „die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche", schrieb Caroline dem Gatten, als sie den Wunsch aussprach, den Beginn des Sieges mit ihrem Herzensblute erkaufen zu können — die Frauen wirkten aufs eifrigste, um das Elend des Krieges zu lindern und zu stillen. Carolinens Briefe aus dieser Zeit sind von so hoher, ernster und frommer Gesinnung, ihre ganze Seele ist mit in dem Kampfe, sie fühlt sich so gänzlich als Preußin, daß sie in der Wiener Gesellschaft nur wenige Gleichgesinnte und Teilnehmende fand. Doch tat sie das Möglichste, um den Enthusiasmus, der sie beseelte, zu verbreiten, und Metternich, dem jeder Enthusiasmus ein Greuel war, dem Caroline in der Reinheit ihrer deutschen Gesinnung ohnedies unsympathisch war, machte aus seinem Widerwillen gegen sie kein Hehl. Im ganzen zog sie sich von der Gesellschaft zurück, sammelte Geld und Leinwand für die Verwundeten und horchte auf die Siegesnachrichten. Wie jubelte sie nach der Schlacht bei Leipzig. „Unter den furchtbaren Schlägen dieser zwei glänzenden Tage," schreibt sie am 27. Oktober, „und denen, die ihnen vorangingen, hebt sich die Freiheit der Welt wieder empor. Mit Stolz darf sich mein Vaterland und meine Mitbürger darunter nennen. Alle, auch die glänzendste Tapferkeit darf sich nur neben dieser nennen, denn zu übertreffen ist sie nicht mehr. Mein Zustand ist ein Zustand der ununterbrochensten Rührung, denn wenn man wie ich beinah ununterbrochen hört, wie sie überall die Ersten waren und überall zugleich die Bescheidensten und Mäßigsten sind, so kann man nicht anders, als in einem tiefen, tiefen Dank es gegen Gott mit Thränen erkennen, daß er die gewürdigt, die Verfechter des Rechts und der Erkämpfung der heiligsten Güter der Menschheit zu sein, die er am tiefsten gebeugt hatte." Wie sind ihre Briefe an Rahel, die in Prag die Verwundeten pflegte und sich im Interesse Varnhagens, der in die preußische Diplomatie eintreten wollte, wieder mit Caroline in Verbindung gesetzt hatte, voll Teilnahme am Lose der Verwundeten und Kranken; wie ermutigt sie den Gatten in den bekannt gewordenen Brieffragmenten: „Bis zu Deinem fünfzigsten Jahre Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich für eine unverläßliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und ernster Zeit. Ich wünsche es aus reinem Interesse für das Gute," und später: „Ich werde überall glücklich sein, wo ich mit Dir bin, aber aus reinem Interesse für das Gute wünsche ich, daß in dem Lande, zu dem Du gehörst, ein Denkmal Deiner Gesinnungen, Deines Herzens und Verstandes bleibe."

Mit solchen Gesinnungen folgte sie dem Kriege und dem Frieden. Nach Abschluß desselben wurde Humboldt mit einer Mission in der Schweiz bedacht, und dort traf er

mit seiner Familie zusammen. Wundervolle Wochen verlebten sie hier zusammen und trafen auch die Verabredung, daß Caroline während des Wiener Kongresses in Berlin lebe, da ihre Gesundheit den Anstrengungen der Repräsentation schwerlich gewachsen wäre. Von der Schweiz begab sie sich nach Heidelberg, wo sie mit Goethe zusammentraf, besuchte dann in Rudolstadt die Fürstin und die Lengefeldsche Familie, ihre Güter in der goldnen Aue und traf endlich am 2. November 1814 in Berlin ein.

Wir sahen schon mehrfach, mit wie offenem Sinn und großer Empfänglichkeit Caroline die Strömungen der Zeit in sich aufnahm. Ihr lebhaftes politisches Interesse war zweifellos durch Humboldt beeinflußt; wenigstens spricht sie Anschauungen aus, die durchaus den seinen entsprachen. Sie beklagt es, daß der Wiener Kongreß sich so lange hinziehe und daß es schwerlich zu dem ruhigen Zustande der Dinge wie vorher käme. Aber sie findet dies natürlich. „Wozu es 25 Jahre bedurft hat, um es einzureißen, dazu bedarf es mehr wie zwei oder drei Jahre, um es wieder aufzubauen. Allein Deutschland geht mächtigen Schrittes großen und konstitutionellen Formen entgegen, und in dem weiten Vaterland gibt es ein Volk, das nicht Preußen, Sachsen, Bayern, Hessen, sondern Deutsche heißt, diese Deutschen streben zu einem Ziele, und was sie nicht erreichen werden, werden sie als ein teures Vermächtnis denen hinterlassen, auf die ihr Geist erben wird, das ist mir klar und gewiß, Deutschland geht großen und vereinten Schicksalen entgegen." Ebenso ist es ganz Humboldts Meinung, wenn sie im Januar 1815 schreibt: „Die Resultate des Kongresses werden auch nicht von fern so rein, so entschieden wie die des Krieges seyn. Vieles, alles eigentlich hätte nicht bis zum Kongreß aufgeschoben werden, hätte gleich bei der Abschließung des Pariser Friedens abgemacht werden müssen. Dagegen muß man auch denken, daß es die Bedingung alles menschlichen Tuns ist, daß es sich nur nach und nach gestaltet. Man muß nur aufmerksam hier merken, wohin der Geist der Zeit im allgemeinen geht, und da kann ich nicht anders als glauben und fühlen: es geht zum Bessern. Niemand wird mir den Gedanken rauben, daß die Ideen zuletzt das sind was die Welt regiert — und diesen, die ich gut, edel, groß, in tausend Menschen waltend kenne, diesen vertraue ich die Tage an, die im Schoße der Zukunft liegen. Viele Kämpfe wird es noch geben, aber den Enkeln erblüht doch wohl endlich in dem großen gemeinsamen Vaterlande der Friede als Frucht der Kraft." Aber der Abschluß des Kongresses, den die preußischen Staatsmänner in seinen Resultaten nur bitter beklagten und beklagen konnten, gibt ihr schon nach der Schlacht bei Belle-Alliance Anlaß zu der schmerzlichen Klage: „Möchte doch dieser Sieg am 18. außer den großen Resultaten, welche er in Frankreich herbeiführen muß, alle Herzen in Deutschland gewinnen! Denn ich gestehe Ew. Hoheit," der Brief ist an die Fürstin von Rudolstadt gerichtet, „ich sehe in Deutschland noch nicht die Gefühle, welche Preußen wohl verdient hat, und deren geheiligte Wahrheit es mit seinem reinsten Blute besiegelt hat. Es ist peinlich zu gestehen, aber es ist nur zu wahr, der Feldzug von 1813 und 14, die glorreiche Hingebung Preußens hat den leidenschaftlichsten Haß erregt — et la mauvaise conscience de plusieurs Souverains les fait croire qu'il n'y a de salut pour eux qu'autant qu'ils réussissent à intriguer contre la Prusse. Ach, mit dem Falle Napoleons" — sie fährt deutsch fort — „sind seine Grundsätze leider nicht mit der Wurzel ausgerissen, reichlich haben sie gewuchert und wer weiß, ob mit diesem Kriege alles gereinigt wird. Mit Freuden, können Ew. Durchlaucht wohl denken, habe ich die Details dieses letzten großen Sieges erfahren, und preise die glücklich, die dafür siegreich gefallen sind, allein man kann sich keiner Freude ohne die Ahndung schwer lastender Zukunft jetzt hingeben — und diese Ahndung kann ich auch jetzt nicht aus der Brust verbannen und finde einzig Trost in dem Gedanken, daß alles, alles Irdische ja nur Erziehung und Übergang zu dem Ewigen und Bleibenden ist." Diese fromme Gesinnung war bei ihr in den Kriegsjahren zum Durchbruch gekommen, wie bei so vielen Menschen jenes Zeitalters, und spricht sich bei ihr in vollstem Bewußtsein der veränderten Sachlage und in reinster Klarheit aus. „Tieck-Schlegels mystischer Unsinn wird vergehen, allein das wahre Gefühl für Religion ist reger seit 20 Jahren im Menschen geworden als es vor 50 war. Goethe aber ist von



Sommertag auf der Polder. Nach dem Gemälde von J. H. Wysmüller-Amsterdam.

Natur ein Heide," so schreibt sie 1817. Auch die Auswüchse der Zeit lassen sie nicht unberührt: sie schwärmt eine Zeitlang für den damals aufblühenden Mesmerismus, die Ärzte Koreff und Wolfart und die Somnambule Frl. Spendel waren ihr wohl bekannt, und sie ließ ihre Tochter Caroline, die an nervösen Kopfschmerzen litt, magnetisch behandeln, nicht ohne vorübergehenden Erfolg. „Auch über den Magnetismus wäre es mir unendlich wichtig gewesen, mit Ihnen" — der Brief ist an die Fürstin Karoline Louise gerichtet — „sprechen und Ihnen die bedeutenden Erscheinungen mitteilen zu dürfen, die ich hier gesehen habe. Es ist in dem sogenannten Mesmerismus vieles als Anwendung auf die Staatseinrichtung wohl unausführbar, allein es ist ein großer Gedanke, das eigentlich einzige große Heilmittel als die göttliche Kraft zu denken, die von Gott ausströmend durch das Universum geht. Die Erläuterungen im zweiten Bande (sie scheint „Passavant, Untersuchung über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen" im Auge zu haben) scheinen mir außerordentlich schön und tief. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine Hellschlafende beinahe täglich und auf das vertraulichste zu sehen, und ich kann Ihnen, gnädigste Fürstin, beteuern, daß sich nie geahnte Wunder in diesem — ich muß ihn so nennen — heiligen Zustande vor mir offenbart haben. Ich möchte ihn mit keinem als mit dem eines selig in Gott sterbenden Menschen vergleichen."

Diese Zeitströmung scheint allerdings rasch vorübergegangen zu sein, denn ihre bekannt gewordenen Briefe erwähnen nichts weiter davon. Dagegen enthalten sie jetzt viel Mitteilungen über häusliche Freuden, da ihre Tochter Adelheid mit dem seit Jahren dem Hause befreundeten August von Hedemann sich verlobt hatte. Sie war erst 15 Jahre alt, er 30, aber schon an das Kind hatte der Mann sein Herz verloren; als er nach Napoleons Flucht aus Elba mit Prinz Wilhelm, dessen Adjutant er seit Jahren war, nach Berlin kam, um sich zum Kriege zu rüsten, begehrte er Adelheids Hand, und die Mutter sagte sie ihm in Kenntnis von Humboldts Gesinnung für Hedemann freudig zu. Die Heirat sollte noch vor Beginn des Feldzugs stattfinden: am 22. April wurde Adelheid von Schleiermacher konfirmiert, am folgenden Tage nahm sie mit Mutter und Schwester das Abendmahl, und am 24. fand ebenfalls durch Schleiermacher, in Abwesenheit des Vaters, die Trauung statt. Am 30. Mai mußte Hedemann ins Feld, und die junge Strohwitwe blieb bei der geliebten Mutter und den Schwestern. Erst im folgenden Jahre, nachdem auch Gabriele eingesegnet war und Caroline eine Kur in Karlsbad gebraucht hatte, vereinigte sich Frau von Humboldt mit ihrem Gatten in Frankfurt a. M. Dort lernte Gabriele Heinrich von Bülow, den Attaché ihres Vaters, kennen und lieben; sie verlobten sich, aber die Heirat wurde noch aufgeschoben. Humboldt war zum Gesandten in London bestimmt, Bülow begleitete ihn dorthin, während Caroline mit ihren drei Töchtern und Hedemann nach Italien reiste, da die älteste ein Bad auf Ischia gebrauchen sollte. So kehrte denn die begeisterte Freundin Italiens noch einmal nach dem geliebten Lande, wohin allezeit ihre Sehnsucht gerichtet war, zurück. Am 15. April 1817 reisten sie ab, am 2. Mai überschritten sie die Alpen, am 31. Mai kamen sie in Rom an. „Sie können von meinen entfernten Freunden nicht wissen," schrieb sie an Friederike Brun, „mit welchen Empfindungen ich zur Porta del Popolo hereinfuhr." Ihr erster Gang war zu den Gräbern ihrer Kinder auf dem Testaccio. „Rom ist durch die teuren Kinder, die ich dort lassen mußte, durch alles Erlebte in diesen acht Jahren an Freud' und Schmerz die Heimat meiner Seele geworden," schreibt sie an Charlotte von Schiller. Sie wohnten wieder in der Via Gregoriana, in demselben Hause wie einst. „Ja, Madame," schreibt sie nach Rudolstadt, „wenn es ein Glück ist, diese ewige Stadt zu sehen, so ist es ein einziger und tiefer Genuß, sie wiederzusehen. Was allein meinem Glück mangelte, ist die Anwesenheit eines Mannes, welcher diesen Genuß der Seele und alle Erinnerungen, welche mein Herz erfüllten, mitgefühlt haben würde." Nur etwas über einen Monat dauerte der Aufenthalt in Rom, dann begaben sie sich nach Neapel und schließlich nach Lacco auf Ischia, wo Caroline, die Tochter, die Bäder mit dem erfreulichsten und dauerndsten Erfolge benutzte. Am 19. August verließen sie die Insel, blieben einige Wochen in Neapel und trafen am

22. September in Rom ein, und wieder wie in alten Zeiten wurde der Palazzo Tomati der Mittelpunkt für die deutsche und fremde Künstlerwelt. Thorwaldsen auf der Höhe seiner Kunst war anwesend, von den älteren auch Gmelin und Reichardt, Cornelius, Overbeck und die Brüder Schadow malten die Geschichte Josephs, auch Veit lebte in Rom und daneben noch viele Jüngere. Die Briefe Schnorrs von Carolsfeld spiegeln vielfach das Austreten der Humboldtschen Familie wieder; so schreibt er im Juni 1818: „Frau von Humboldt hat sich den Künstlern als eine Mutter erzeigt. Sie hat sehr einfach hier gelebt, dafür aber eine große Menge von Künstlern auf das ehrenvollste beschäftigt.“ Den ersten Weihnachtsfeiertag verlebten sie alle bei der Hofrätin Schlegel; Philipp Veit hatte die Verkündigung an die Hirten, Eggers die Geburt Christi transparent gemalt. Auch den Ausgrabungen widmete Caroline ihr reges Interesse, nicht minder den älteren Gemälden, und lebte ganz der Kunst und den Künstlern: „Ich bin gut mit allen, sie mögen neu- oder altkatholisch sein oder Protestanten.“ So verging der Winter; auch der Kronprinz Ludwig von Bayern war nach Rom gekommen und hatte sich dem Zirkel der Frau von Humboldt aufs engste angeschlossen, im Mai 1818 kam auch Rauch aus Carrara und wurde wieder der tägliche Genosse — es war alles wie in alten Zeiten. Caroline kaufte zahlreiche Kunstwerke, ließ andere kopieren — Tegel strahlt heute noch im Besitz derselben — und bestellte bei Thorwaldsen die Speranza in Marmor. Hedemanns waren schon im November 1817 nach Deutschland zurückgekehrt, Frau von Humboldt machte sich am 3. Juli auf, gebrauchte mit Caroline das Bad in Nocera in den Appeninen, kehrte aber im August wieder nach Rom zurück, da Humboldt in London nicht bleiben wollte, also die Bestimmung des zukünftigen Aufenthaltsorts wieder fraglich wurde. Gelang es Humboldt auch, seine Abberufung aus London zu bewirken, und wünschte er nun auch die Rückkehr seiner Familie, so machte doch der Gesundheitszustand seiner recht leidend gewordenen Gattin die weite Reise unmöglich, und sie blieb auch den Winter 1818/19 noch in Rom. Der Verkehr war infolge ihres Leidens geringer, aber Frau von Schlegel, Henriette Herz, die Prinzessinnen von Kurland boten Geselligkeit genug, und das Interesse an der Kunst half der Leidenden über manche schwere Stunde hinweg. Am 2. Mai 1819 wurde endlich die Abreise angetreten. Schnorr von Carolsfeld schreibt wenige Tage vorher: „Ihr Haus bot den angenehmsten Vereinigungspunkt für uns Künstler dar. Sie zeigte eine solche Teilnahme für uns, bekümmerte sich mit solcher Sorgfalt um das Wohl des einzelnen (und wußte zu helfen wo es nottat), daß wir sie nicht anders denn als Mutter betrachten konnten. Jahraus, jahrein war eine Menge Künstler entweder für sie oder durch sie beschäftigt.“ Drei Wochen hielten sich die Reisenden in Florenz auf, am 14. Juni überschritten sie den Simplon und reisten über Stuttgart nach Frankfurt, wo Humboldt mit den Arbeiten über die Territorial-Angelegenheiten beschäftigt war, obwohl er schon zum Minister des Innern ernannt war. In Heidelberg erwartete die ganze Familie — auch Theodor hatte im Jahre vorher sich vermählt — die Ankommenden; bald aber begab sich Caroline zur Kur nach Ems. Die Zeit in Italien war ihre beste Glanzzeit, und noch acht Jahre später sprach sie die „Erinnerung an Sorrento“ poetisch aus:

„Zu dem hohen Felsgestade
Spiegelnd sich im Wellenbade,
Und gekrönt mit goldner Frucht,
Trägt mich oft in stillen Stunden
Wenn des Tags Geräusch entschwunden
Der Gedanken leise Flucht.

Weilen wohl noch sel'ge Geister
Da, wo des Gesanges Meister
Hat das Licht der Welt erblickt?
Zwangen seiner Leier Töne
Dich, Natur, zu solcher Schöne
Wie sie dort das Aug' entzückt?

Wenn des Morgens Rosengluten
Sonst entzündeten die Fluten
Wie verklärt im höhern Licht,
Wie verkündend aufgegangen
Sah ich Erd und Himmel prangen
Ein unsterbliches Gedicht.

Welche Stille! Welche Feier!
Wenn der Dämmrung weicher Schleier
Leis und leiser sank herab.
Millionen Stern' erglänzen
Nirgend sind der Schöpfung Grenzen,
Nirgend, nirgend ist ein Grab.

Wandlung alles, alles Leben!
Durch die Schöpfung geht ein Beben
Ew'gen Werkes Widerhall!

Was in Liebe ist verbunden,
Treu in Liebe ward erfunden,
Findet sich im Weltenall."

Nach der Badekur in Ems, die durch Ausflüge zum Freiherrn von Stein nach Nassau und anderweithin unterbrochen wurde, und nach einem Besuche der Güter bei Erfurt und in Weimar, traf Caroline am 17. September 1819 in Tegel ein, und im Oktober wurde in Berlin Wohnung bezogen. Humboldts Tätigkeit als Minister dauerte nur bis Ende des Jahres; der Kampf mit Hardenberg endete zu seinen Ungunsten, und am 31. Dezember erhielt er nebst Beyme, nachdem schon Boyen gegangen war, seine Entlassung. „Nun wird man doch wieder etwas für sich tun können," war sein erstes Wort, das Caroline mehrfach mitteilt, doch bedauerte sie, daß so viel guter Wille und Arbeitskraft dem Vaterlande verloren gingen. Die Familie lebte still und zurückgezogen und höchst glückselig, Humboldt hatte sofort seine Sprachstudien wieder aufgenommen. Im Mai ging Caroline mit ihrer ältesten Tochter nach Dresden, um sich von ihrem Arzte Weigel behandeln zu lassen, dann trat sie Badereisen nach Karlsbad und Teplitz an, und im August traf sie mit ihrem Gatten in Burg-Örner zusammen.

Am 10. Januar 1821 fand die Hochzeit der jüngsten Tochter Gabriele mit dem zum vortragenden Rat im Auswärtigen Amte ernannten Heinrich von Bülow statt. So war von allen Kindern — denn Hermann befand sich noch im Türkschen Institut in Potsdam — nur Karoline, die älteste, noch zu Hause, aber sie wollte nicht heiraten, trotzdem seit der letzten Reise nach Italien mehrere Bewerber sich eingefunden hatten; sie wollte die Mutter nicht verlassen, und alle Vorstellungen, daß diese einst von ihr scheiden würde und sie allein stehen müsse, hatten keinen Einfluß auf sie.

In Leid und Freud blieb nun die Familie, soweit es möglich war, verbunden, da Adelheids Gemahl Hedemann Kommandeur der schwarzen Husaren geworden und nach Herrnstadt in Schlesien versetzt war. Carolinens Gesundheit ließ jetzt viel zu wünschen übrig und sie mußte jährlich Badereisen unternehmen. Im Jahre 1822 gebar Gabriele eine Tochter, bedurfte aber der sorgfältigsten Pflege, ehe sie sich erholte. Im folgenden Jahre gab sie einer zweiten Tochter das Leben, Adelheid, und die Großmutter freute sich der Enkelkinder, da die Mutter selbst noch ein Kind war.

Carolinens Liebe zu Rom blieb unerlöschlich. Der Ausbau des Schlößchens Tegel, wo nun die lange Jahre hindurch gesammelten Kunstschätze würdige Aufstellung fanden, rief immer von neuem die Erinnerung wach.

„Wo nur der Hauch der Menschlichkeit je wehte,
Sehnt die Brust sich nach der Stadt der Städte."

„Das unterschreibe ich willig. Ich lebte ja selbst 10 Jahre dort, und nur mit dem Leben kann die unauslöschliche Sehnsucht nach jenem Himmel, nach jener großartigen Stille und Einsamkeit in mir aufhören. Der schöne Wilhelm ruht dort, und von der Pinie, auf seinem Grabe gepflanzt, sandte man mir durch meinen Schwager Alexander im Jahre 22 die ersten Früchte, die sie trug. Ihn nahm der Tod in der Blüte, und über seinen Grabhügel hinweg stürmte diese ereignisreiche, schicksalschwere Zeit, von der er, wenn er gelebt hätte, wohl seine Bildung empfangen hätte," so schreibt sie im Jahre 1824. Auch ihre Teilnahme für die Künstler blieb immer rege, und ihre Briefe aus den letzten Lebensjahren sind voll davon.

Denn in der Tat neigte sich dieses Leben seinem Ausgange zu. Schmerzen in verschiedenen Körperteilen wurden als rheumatische angesehen oder ausgegeben, und sie besuchte mehrere Jahre Gastein mit vorübergehendem Erfolg. Sie konnte auch noch, als Bülow 1827 zum preußischen Gesandten in London ernannt war, ihre Gabriele, die 1826 eine dritte Tochter, Caroline, geboren hatte, im folgenden Jahre mit ihrem Gemahl nach London begleiten, auf der Rückreise in Paris weilen und sich nach Gastein begeben. Wie verklärt erscheint sie in diesen letzten Monaten ihres irdischen Daseins. Sie schreibt der geliebten Tochter: „Nein, sage nicht, Geliebte, daß Du durch unsere Trennung mehr entbehrst als ich. Ach, ein ewiges Gesetz geht durch die Schöpfung, der Strom der Liebe fließt abwärts und erneut sich in ewig frisch aufblühenden Geschlechtern. So wollte es Gott, und die Liebe, die göttlichen Ursprungs ist, die er dem Menschen mit auf die Wege des Lebens gab, die wird uns dereinst auch zurückleiten zu ihm, der solcher Liebe heiliger Urquell ist. Wie die Zukunft sich mehr und mehr Dir entwickeln

wird, meine Geliebte, so wird die Tiefe des Lebens und Deiner eigenen Brust Dir immer anschaulicher werden: ‚Man geht aus Nacht in Sonnen, man geht aus Schmerz in Wonnen, aus Tod in Leben ein!'" Sie wurde immer schwächer; im Januar 1829 glaubte sie selbst, ihre Auflösung sei nahe, und äußerte diesen Glauben in den Worten: „Es ist ein Mensch fertig," aber noch wochenlang zog sich das Leiden hin. Erst am 26. März 1829 erlosch dieses reiche Leben, verließ diese reine Seele ihre irdische Hülle.

Caroline von Wolzogen, die Jugendfreundin, teilt der Fürstin von Rudolstadt die Katastrophe in Humboldts Namen mit: „Am 26. März früh halb 8 Uhr endete das geliebte und so vorzügliche Wesen in Gruß und Güte ihr irdisches Leben. Lebt wohl! — Weinet nicht — Nimm mein Leben — Dein Wille geschehe — waren ihre letzten Worte. Ihre letzten Blicke fielen auf Gabrielens Bild und die Kopien der Himmelfahrt der Maria nach Raffael. Humboldt schrieb mir noch im Februar voll Hoffnung, und ein so schnelles Ende hatten alle nicht erwartet. Ich erfuhr die wahre Natur der Krankheit erst mit der Todesnachricht und mußte die ewige Güte preisen, die vor noch härterem Leiden sie hinwegnahm. Im Oktober, wo ich sie in Gera (?) sah, schien sie das fürchterliche Übel, den Mutterkrebs, nicht zu ahnen. Humboldt sagte mir, daß die Ärzte selbst sich gewundert hätten, daß sie keine heftigeren Schmerzen gelitten. Doch hat sie sich vielleicht in ihrer Seelenstärke nicht ausgesprochen. Ich fand sie beim letzten Sehen still in sich, aufs Ewige und Wahre gerichtet, und die Wohltätigkeitsanstalten der Mme. Frey, die sie kennen gelernt, waren ihr Hauptinteresse in England gewesen. Humboldt schreibt mir am Todesabend, er fühle sich ganz abgeschieden vom Leben, und ums verlorene Glück sei kein Trost."

Ihre letzte Ruhestätte fand Caroline von Humboldt in Tegel, und Thorwaldsens Speranza breitet die Flügel voll Frieden und Hoffnung über ihrem Grabe aus.



An der Unter-Elbe.

Über Marsch und Graben und Teich,
Über scharfumrissenen Deich,
Über des Binsensaums Violett,
Schau' ich das tiefblau leuchtende Bett.
Das sich weitet zum Horizont,
Grünschimmernd umfaßt und glitzernd besonnt.

Blendende Segel gleiten zum Meere;
Tief gesenkt durch des Fanges Schwere,
Unter bräunlichem, bauschigen Linnen
Fischerboote das Ufer gewinnen.
Und entsendend die lange Zeile
Grauwolkigen Rauchs in geschäftiger Eile
Streben vorüber mit schäumendem Buge
Schwarz sich streckende Dampfer im Fluge.
Doch ob der Weltheerstraße Gewimmel
Malt sich in lichten Farben der Himmel.
Zartester Duft umschleiert die Weite,
Möven wiegen sich über der Breite,
Und aus des Bordes dichtschilfigem Rohr
Bricht rauschenden Fluges die Wildgans hervor.

So ziehst du in güldenem Glanze einher,
Du fürstlicher Strom, zu weißscholligem Meer:
Die Adern strotzend von Lebenssaft,
In Anmut ein Jüngling, ein Riese an Kraft!

Johannes Wilda.





Herzchen.

Von

Adelheid Weber.

(Abdruck verboten.)

Es ist doch eine eigne Sache mit unsern Erinnerungen. Da ruhen, in unserm Gehirn aufgespeichert, eine Menge der verschiedenartigsten Eindrücke friedlich nebeneinander, so friedlich und so still, daß wir selbst nichts mehr von ihnen wissen, bis ein zufälliger neuer Eindruck an eine jener kleinen Gehirnkammern pocht und daraus plötzlich eine Erinnerung hervorspringt, die vielleicht ein Menschenalter geschlafen hat und nun klare, junge Augen zum Tageslicht aufschlägt.

Da hat mir vor einem Jahre eine Freundin einen Rhododendron gebracht, der über und über mit Blüten bedeckt war, die sich während des ganzen Sommers erneuten und im Herbst sogar noch eine zweite Nachlese brachten. Und kaum waren die letzten Blumenblätter abgefallen, so bildeten sich bereits neue Knospen, wirkliche Blütenknospen, sehr zur Verwunderung aller Blumenkundigen, denn der Rhododendron pflegt im Zimmer nicht zum zweiten mal zu blühen. Ich war denn auch sehr stolz auf meine glückliche Hand und pflegte den Baum aufs beste. Den ganzen Winter hindurch sahen die Knospen strotzend aus, wuchsen, wurden groß und voll. Als aber das Frühjahr kam, hielt ihre Entwicklung inne; sie begannen sich zwar zu färben, wuchsen aber nicht mehr und wollten sich auch nicht öffnen. Endlich brach ich eine ab und untersuchte sie. Da fand ich, von grünen Blättern eng umschlossen, eine Menge schwarzer, samengleicher Körperchen vor. Als ich sie aber öffnete, waren es Blüten, aus Kelch, Blumenblättern und Staubfäden regelrecht gebildet — aber zusammengetrocknet, verkümmert. Die grünen Blätter hatten die Blüte so eng umschlossen, daß sie ihr Sonne und Luft entzogen hatten.

„In der Knospe verdorrt,“ sagte der Gärtner. „Sie haben sie zu gut gepflegt.“

Und sonderbar, als der Mann das sagte, wuchs mir aus der Knospe, die ich noch immer betroffen in der Hand hielt, ein Bild heraus, dehnte sich, wurde farbig und lebendig, — und ich sah vor mir das hohe gewölbte Zimmer und die sonderbaren Weiblein — ein Bild aus meiner Kindheit Tagen, an das ich seither wohl nie mehr bewußt gedacht hatte. Ein Figürchen, wie von Watteaus Pinsel hingestrichelt, köstlich in seiner spielerischen Feinheit und seiner etwas manierierten Heiterkeit — eins jener Figürchen, die man sich nur in stilisierten, rings umhegten Gärten mit gestutzten Bäumen oder noch besser in einen Rokokosalon, parfümiert und seidengepolstert, ohne frische Luft, erleuchtet von farbigem Licht, hineindenken kann — und um dies zarte Blütchen herum, als wachestehende Blumenblätter, groß und stattlich und steif wie die Grenadiere jenes parfümierten Zeitalters, die drei alten Schwestern und der Vater —

„Herzchen!“ sagte ich ganz laut, erstaunt und seltsam ergriffen von der Erinnerung, die beim Anblick der in der Knospe verdorrten Blüte vor mir aufstieg.

— — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, seit wann das alte Kloster, das in meinem ostpreußischen Heimatstädtchen noch von der Ordenszeit her zwischen Festung und See dastand, zu einem Stift für arme adelige Fräuleins bestimmt worden war; auch weiß ich nicht, warum, soweit meine Erinnerung reicht, keine andere der dazu berechtigten Damen Wohnung darin genommen hatte. Ob es nun in der Familie des Stifters zur Zeit so wenig arme Fräulein gab, ob sie es vorgezogen hatten, ihre Legate anderwärts

zu verzehren, gewiß ist, daß in den Jahren, in denen mein Vater Kommandant von Pillau war, und in die meine Kindheit fällt, nur die vier Baronessen Lupinski in dem Kloster wohnten und daß während einiger Jahre noch ihr Vater, der alte Oberst, mit ihnen zusammen dort lebte. Sie verkehren mit niemand im Städtchen, sondern hielten sich in schweigendem Hochmut abseits von den bürgerlichen Familien der Kaufleute und Reeder. Nur mein Vater, als dem Oberst im Range gleichstehender Offizier, wurde zuweilen des Besuchs des alten Herrn gewürdigt; doch weiß ich mich nicht zu entsinnen, daß eine der Damen unser Haus betreten hätte. Dagegen wandten sie mir, die damals ein behendes, zwitscherndes und lachendes kleines Ding war, ihre besondere Gunst zu, und Mama, der die alternden Mädchen von Herzen leid taten, schickte mich manchmal zu ihnen, als eine Art Spielzeug und Zeitvertreib. So war ich gleichsam ein buntes Bändchen, das die Einsamen in dem alten Kloster mit der frischen Welt draußen, wenn auch nur locker, verknüpfte.

Am klarsten erinnere ich mich eines herrlichen Maitages, dessen Nachmittagsstunden ich bei den Baronessen zubrachte. Freilich weiß ich nicht recht, ob etwa nicht meine Erinnerung manche der Zeit nach zerstreute Eindrücke in das eine Bild zusammengefaßt hat, ob sie auch von anderen später oder früher Gehörtes mithinein bezieht; gewiß ist es nur, daß der Eindruck, den ich damals empfing, frisch und unverändert in meinem Gedächtnis bis heute stehen geblieben ist.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag, warm und sonnig, wie seinesgleichen unser Norden uns selten schenkt. Im Fichtenwäldchen vor dem Tore sangen die Finken, und im Weidengebüsch am Festungsgraben schlug gar schon eine Nachtigall. Ich trug ein Körbchen am Arm, in das ich die Veilchen sammelte, die ich auf dem Wall für die Baronessen pflückte. Ich sprang aber nicht wie sonst gleich einem wilden Füllen einher; denn ich trug Barons zu Ehren zum erstenmal in diesem Jahre einen ganz kleinen Frühlingsstaat und war unsäglich stolz auf mein rosenrotes Batistkleidchen, das steif wie ein kleiner Korb um mich herumstand, auf meinen großen italienischen Strohhut mit den fliegenden blauen Seidenbändern und am meisten auf das bunte Sonnenschirmchen, das ich so gerade vor mir hertrug, wie etwa eine kleine Heilige auf einem alten Bilde das Modell des Kirchleins trägt, dessen Stifterin sie ist. Dies Sonnenschirmchen hinderte mich namentlich beim Veilchenpflücken unsäglich, aber es reihte mich in meinen Augen an „die Großen“ an und stärkte meinen Mut, der vor jedem Besuche bei Barons bedenklich zu schwanken pflegte. Aber als ich so bald auf der Höhe, bald am Abhange des Waldes herumkletterte, grünende Sträucher um mich, unter mir die weite, weite blaue See, über mir den weißlichen Himmel, von dem herab es immer klang — ich weiß nicht, ob's die Lerche war oder das Geflüster der Bäume oder der Sonnenschein selber —, da vergaß ich zuletzt doch Sonnenschirm, Veilchenpflücken und beinahe auch den ganzen Besuch, den ich zu machen ging. Und weil ich mit dem vollen Körbchen und dem aufgespannten Schirm nicht laufen konnte, so stieß ich wenigstens kleine, schrille, jauchzende Schreie aus und berauschte mich an meiner Stimme, wie die Nachtigall da unten an der ihrigen. Aber zuletzt kam ich doch ins Laufen, und als ich sah, wie dabei die Veilchen aus dem Körbchen um mich herflogen, schwenkte ich's nur um so übermütiger, bis nur noch eine der kleinen Blumen, die ich mit so vieler Mühe gesammelt hatte, auf seinem Grunde lag. Die nahm ich denn, hielt sie vor meinen Mund und versuchte sie hoch in die Luft zu blasen. Da schlug eine Uhr mit langsamen, hallenden Schlägen die vierte Stunde. Das durchfuhr mich; denn es war die Klosteruhr, die nun als verkörperte Stimme meines Gewissens mich zu meiner Pflicht zurückrief. Mit bedeutend verlangsamtem Schritte näherte ich mich meinem Ziel, umschritt das massige, im frühgotischen Stil kalt und unwirtlich gebaute Kloster und pochte mit dem großen Messingklopfer an die schwere Eichentür. Sie öffnete sich langsam von innen, und es durchschauerte mich fast ängstlich, als ich See, Himmel und Grün, die ganze sonnendurchleuchtete Weite hinter mir ließ und vor mir den langen, gewölbten, dunklen Gang sah, aus dem mir eine feuchtkalte Luft atembeklem-

mend entgegenschlug. Die alte Hanne, die mir geöffnet hatte und die in ihrem schwarzen Sonntagsstaat mit der schwarzen Haube auf dem Kopfe noch finsterer und unlebendiger aussah, als sonst, nahm mich schweigend bei der Hand und führte mich den ganzen langen Gang hindurch bis an das jenseitige Ende des Hauses; denn Barons hatten der Seewinde wegen die dem Lande zugekehrte Seite des Klosters zum Wohnsitz gewählt. So hatten sie denn anstatt des weiten, freien, lebendigen Wassers immer die toten Festungswälle vor sich, die ihnen wohl Schutz gegen die Winde gewährten, sie aber von Leben, Licht und Schönheit abschlossen, wie die Mauern eines Gefängnisses. Auch das Zimmer, das ich jetzt betrat, war wohl hoch und hell, aber sonnenlos und kühl; jene dumpfe Luft sehr alter Gebäude erfüllte es, und selbst die großen Möbel, die aus dem Anfang des Jahrhunderts stammten, konnten den übergroßen Raum nicht füllen, verstärkten vielmehr nur durch ihre steife Einfachheit den Eindruck der Kahlheit und Unwirtlichkeit, den das Zimmer machte.

Der alte Oberst und die drei ältesten Baronessen saßen am Kaffeetisch, als ich eintrat. Jedes hatte neben seiner Tasse auf einem Tellerchen von altem, schönen Porzellan einen kleinen Salzkringel liegen, das billigste Gebäck, das es damals bei uns gab. Dieser kleine Kringel stand für mich in solchem Gegensatze zu den großen und starken Figuren des Vaters und der Töchter, daß er mir gleichsam ein Symbol und Ausdruck der vielen Widersprüche im Leben und Sein dieser Familie wurde, die meinen phantastischen Kindersinn geheimnisvoll anzogen und abstießen. Ich machte nun meinen Knicks und blieb neben der Tür stehen, wie ich es allemal tat, weniger aus Scheu und Schüchternheit, als weil ich wußte, daß Barons es sehr unschicklich gefunden hätten, wenn ich ohne Aufforderung näher getreten wäre. Ich wartete also eine halbe Minute, bis die älteste Baronesse, Bertha, mit ihrer tiefen Männerstimme: sagte: „Tritt näher, mein Kind.“ Darauf machte ich zwei Schritte vorwärts und richtete neben den Grüßen eine Einladung meiner Eltern für Mamas Geburtsfest aus, eine Höflichkeit, die von seiten meiner Eltern stets erneuert und von der der Baronessen stets dankend abgelehnt wurde. „Wir danken vielmals,“ antwortete auch diesmal die zweite Baronesse, Roberta, und die dritte, Huberta, erkundigte sich freundlich nach dem Befinden Mamas. Während ich wie ein wohlerzogenes Kind antwortete, wanderten meine neugierigen Augen von einer Schwester zur andern, und ich wunderte mich wieder von neuem, wie groß, wie knochig, wie häßlich und wie uralt sie waren. In der Tat mögen sie damals im Anfang der Fünfziger gestanden haben, waren aber gewiß früh gealtert, und ihre Tracht trug dazu bei, sie noch häßlicher zu machen, als sie ohnedies waren. Die glatten Taillen ihrer schwarzen Kleider legten sich mitleidlos streng um ihre knochigen und flachen Figuren, die Wellenscheitel ihrer schwarzen Haare, in denen kein Silberfaden schimmerte und kein widerspenstiges Härchen sich aufrichtete, legten sich steif an die großen Gesichter, und die Stimmen waren tief und laut wie die von Männern. Sie waren alle ihrem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, nur daß auf dem ihren unter aller steifen Zurückhaltung eine große Gutmütigkeit lag, während das des Obersten immer wie in Wetterwolken steckte. Er war der einzige, der noch kein Wort zu mir gesprochen hatte; denn er haßte die Kinder und mich, glaube ich, besonders als ein extra ausgebildetes Exemplar jener neugierigen, lärmenden, zappeligen, ruhestörenden Menschenart. Er pflegte denn auch bei meinen Besuchen immer sehr bald das Zimmer zu verlassen, sehr zu meiner Erleichterung und wie ich glaube, auch zu der seiner Töchter, namentlich der jüngsten, auf deren Wesen seine Gegenwart wie ein Alp lastete. Jetzt war sie übrigens nicht im Zimmer, und ich wollte eben eine Frage nach ihr wagen, denn ich betrachtete sie als meine eigentliche Wirtin und Spielgefährtin — als sich die Tür ein wenig heftig öffnete und Baronesse „Herzchen“ eintrat. Die drei älteren Schwestern erhoben sich und gingen der Eintretenden entgegen, und so stand sie zwischen den großen, derben, schwarzen Gestalten klein und fein wie ein Kind, mit einem hellen Batistkleidchen angetan, den Strohhut in der einen Hand, ein Körbchen mit Frühlingsblumen in der andern, den Kopf voll kleiner blonder Löckchen, in dem feinen Gesicht zwei Grübchen,

die ein etwas verlegenes Lachen hineingedrückt hatte, das um die Augen ein paar Fältchen zeichnete. Grübchen, die ich heut zum erstenmal in dem Kindergesichtchen wahrnahm und die mich mit unbändigem Erstaunen erfüllten, denn noch wußte ich nicht, war Baronesse Herzchen noch ein halbes Kind, wie ich bis jetzt geglaubt hatte, oder war sie vielleicht schon eine alte Frau.

„Wo warst Du bloß, Herzchen? Der Kaffee ist kalt geworden," hatten unterdessen die Schwestern gesagt. Der Vater, der sitzen geblieben war, äußerte gar nichts, sondern räusperte sich nur. Herzchen war bei diesem Räuspern rot und blaß geworden, faßte sich aber und ging mit kleinen, trippelnden Schritten zum Vater hin. „Ich habe Dir Blumen gebracht, Papa," sagte sie mit einem Versuche, ihn schelmisch anzulächeln, und reichte ihm das Körbchen hin. Er schob es mit der Hand von sich. „Alfanzereien," brummte er. „Setz Dich und trink Deinen Kaffee."

„Ja, Papa," erwiderte Herzchen gehorsam und nahm Platz, während Bertha, Roberta und Huberta ihr Kaffee eingossen und Sahne und Weißbrot reichten und das alles mit einem zärtlichen Eifer taten, als wäre jede von ihnen eine Mutter, die ein verwöhntes Kind umsorgt. Aber Herzchen hatte unterdes mich bemerkt, die sich ziemlich befangen nach der Fensternische zurückgezogen hatte. „Herrgott, da ist ja das Evchen!" rief sie in kindlicher Freude, sprang auf und lief auf mich zu. „Wie hübsch, daß Du mich wieder einmal besuchst!" rief sie und küßte mich herzlich. Sie brauchte sich kaum zu mir herabzubeugen, so klein war sie, und diese Kleinheit brachte sie trotz der verwunderlichen Fältchen in ihrem Kindergesicht mir wieder nahe und besiegte meine Scheu, so daß wir bald in sehr gutem Einvernehmen am Kaffeetisch saßen und ich den Kringel, den Herzchen von ihrem Teller auf den meinen gelegt hatte, mit gutem Appetit verzehrte. Der alte Baron war hinausgegangen, und so kam auch unsere Unterhaltung bald in Fluß. Die drei alten Mädchen hatten trotz ihres männlichen Aussehens die weiblichsten Herzen von der Welt und dazu einen in seiner Enge geradezu kindlichen Horizont. Die Bibel, der Gothaische Kalender, die Militärrangliste und die Familienereignisse in den ostpreußischen Adelsfamilien waren die Pole, um die sich ihr Denken und Wissen drehte. Dazu waren sie alle drei von einer fabelhaften Übereinstimmung in Denken und Ausdruck, so daß ich mir manchmal den Spaß machte, die Augen eine Weile zuzudrücken, mit jedesmal demselben Resultate, daß ich dann nicht wußte, ob Bertha, Roberta oder Huberta sprach. Ebenso wie ich nie ganz sicher war, welcher Name jeder Schwester rechtmäßig zukam. Sie kannten und belächelten gutmütig mein kindliches Vergnügen an ihrer Gleichartigkeit und erzählten mir heut zum so und so vieltenmal die Geschichte ihrer Namen, indem immer eine der Schwestern die andere in ihrem Berichte ablöste; heut wie stets mit fast denselben Worten und in derselben langsamen, alles wichtig nehmenden Weise, die sich mir so unvergeßlich eingeprägt hat, daß ich meine, sie noch heut fast wörtlich wiedergeben zu können.

Huberta — oder war es Bertha? — begann:

„Du weißt, Evchen, mein Vater hat niemand in der Welt je so geliebt und verehrt, wie seine Mutter —"

„Die leider bereits starb, als Vater zehn Jahre alt war," fuhr Roberta — oder Huberta? — fort:

„Deren Bild aber unverwischbar in seiner Erinnerung stand und der Maßstab wurde, an dem er alle Menschen maß," vollendete Bertha, und die erste Sprecherin setzte mit einem tiefen Seufzer hinzu:

„So daß natürlich wir armen, fehlerhaften, unbegabten Mädchen im Vergleich mit den herrlichen Eigenschaften der Verewigten sehr in Schatten stehen mußten —"

„Leider aber wohl unsere arme Mutter auch," warf hier Herzchen in ganz programmwidriger Weise mit entschieden oppositionellem Tone ein. Da strich ihr eine der Schwestern begütigend über das Haar und murmelte: „Es ist wieder der Frühling, der dem armen Kinde in den Gliedern steckt;" die zweite sagte mit einem ganz ganz leisen Tadel in der Stimme:

„Mein armes Herzchen, du bist noch viel zu jung, um ein Urteil über diese Dinge zu haben," und die dritte ergänzte:

„Zumal Du ja unsere arme, liebe Mutter gar nicht gekannt hast, armes Kind."

Da füllten sich Herzchens Augen mit



Lauernder Fuchs. Gemälde aus Johannes Deikers Studienmappe.
(Kunstverlag von Gebr. Schniner in Berlin.)

Tränen und sie faßte die Hand der ihr zunächst sitzenden Schwester. Nun reichten die beiden andern Damen ihre Hände über den Tisch herüber, und das Fünkchen Opposition erlosch wieder unter der Asche langgewohnter Pietät.

Die erste Sprecherin fuhr in ihrer Erzählung fort, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden:

„...als ich nun geboren wurde, war es natürlich, daß Papa mir den Namen seiner unvergeßlichen Mutter, Bertha, gab."

(‚Also das ist die Bertha,' dachte ich und versuchte an ihr Merkmale zu finden, die sie von den andern Schwestern unterschieden; ich fand auch richtig heraus, daß sie ihren Scheitel etwas länger trug als die andern, eine Besonderheit, die leider, wie ich später einsah, auf Zufall beruhte und mit dem einen Tage wieder verschwand.)

„...und als ich zur Welt kam, fand Papa für mich den Namen ‚Roberta'," sagte die zweite, und ich setzte meine Forschungen fort und fand einen breiteren Leinenkragen an Robertas Kleid.

„Bei mir wurde es Papa schon schwer, einen Namen zu finden, der an den seiner teueren Mutter anklang," sagte die dritte Schwester — sie hatte, schien mir, eine noch größere Nase als die andern — „aber schließlich fand er doch noch ‚Huberta' für mich."

Und nun schwiegen alle drei ein Weilchen, jedenfalls um meine Bewunderung für das Findertalent ihres Vaters voll auszukosten.

Endlich begann wieder Bertha:

„So sollte denn in uns für Papa die Selige sozusagen dreifach wiedergeboren sein —"

„Aber leider fand sich mit der Zeit keine Ähnlichkeit zwischen der Verewigten und uns als die Namen," fügte Roberta mit gesenkter Stirn hinzu.

„Dann kann mir die Großmutter leid tun!" rief Herzchen dazwischen, worauf alle drei Schwestern schreckensvoll fragten:

„Wie meinst Du das, mein armes Kind?"

„Ich meine, daß Ihr die besten, liebsten alten Mädchen auf der Welt seid," rief das aufrührerische Herzchen, „und daß ich ohne Euch wahrscheinlich an Großmutters Bild zugrunde gegangen wäre. 's ist ja, als wär' man lebendig mit einem Leichnam zusammengebunden und sollte ihn überall hin mitschleppen, wenn man ewig eine Tote zum Vorbild aufgestellt bekommt."

Die Schwestern saßen da, wie von diesem Ausbruche gelähmt.

„Kind!" stammelte endlich Bertha.

„Kind!" wiederholte Roberta, und erst Huberta raffte sich zu der Frage auf: „Wie kommst Du nur zu so entsetzlichen Ausdrücken?"

„Ach was," sagte Herzchen, die heute aus Rand und Band zu sein schien, und drückte mir unter dem Tisch die Hand, als wollte sie sich durch die Nähe einer Bundesgenossin zu neuem Frevel stärken, „einmal läuft einem doch die Galle über, wenn man sieht, wie sich die besten Menschen unvernünftig quälen lassen —"

Weiter kam sie nicht; denn Bertha trat hinter ihren Stuhl und nahm Herzchens Kopf in ihre beiden großen Hände.

„Sie hat nie eine Mutter gekannt," sagte sie zu den beiden andern Schwestern, wie zur Erklärung und Entschuldigung ungeheuren Frevels, und Roberta und Huberta senkten traurig und mild ihre großen Köpfe.

Das hielt das arme Herzchen nicht aus; sie zog Berthas Hände an ihre Lippen.

„Ihr seid meine Mütter," sagte sie und begann zu weinen.

„Die Verewigte konnten wir Dir nicht ersetzen," antwortete Bertha, und ihre vorstehenden, hilflosen blauen Augen standen auch im Wasser. „Du aber, Kind, bist uns alten Mädchen alles geworden, unser Lichtstrahl, unser Blümchen, die einzige Freude unseres Alters —"

„Ihr waret aber noch nicht alt, als ich geboren wurde und Mutter starb," sagte Herzchen, „Ihr waret wenig über zwanzig, junge, gefeierte Mädchen —"

„Gefeiert waren wir nie, mein Kind," erwiderte nun Roberta. „Dazu waren wir zu wenig hübsch und auch wohl zu weltfremd und zu schüchtern."

„Aber Ihr waret doch immer die begehrtesten Tänzerinnen auf allen Bällen," beharrte Herzchen. „Huberta hat mir erst neulich davon erzählt."

Ein strafender Blick glitt aus den Augen Berthas und Robertas zu der Schuldigen herüber, die das Kind in die Eitelkeit der Welt eingeweiht hatte, dann erwiderte Bertha

ernsthaft: „Papa war ja Kommandierender; da haben selbstverständlich seine jungen Offiziere mit uns tanzen müssen. Aber solche Pflichttänze sind kein großes Vergnügen, für beide Teile nicht. Und als nun der liebe Gott zu unser aller Freude Dich uns schenkte —"

„Ein Glück, das unsere liebe Mutter leider mit dem Leben bezahlen mußte," schaltete Roberta ein, und Bertha fuhr mit ernstem Kopfneigen fort:

„Da hatte Papa eben den Abschied erhalten und zog mit uns hierher, wo wir ja von Anfang an in völliger Einsamkeit gelebt haben."

„... und so war es kein Verdienst, sondern nur eine selbstverständliche Pflicht," sagte Roberta. —

„... und ein großes Glück für uns," wagte Huberta einzuschalten, und Bertha endigte:

„... daß Du unser einziger Lebenszweck geworden bist."

Und wieder streckten sich drei Hände Herzchen entgegen.

Die aber stand auf. —

„Komm, Eva, ich will Dir was zeigen," sagte sie, zog mich mit sich fort und durchschritt fast laufend mit mir den langen, dunklen Klostergang, bis wir an dem letzten Zimmer der anderen Seite Halt machten. Da stieß sie die Tür heftig auf, und vor uns lag eine kleine Klosterzelle, vor deren Fenster das Meer blaute. Sonne und Seeluft durchdrangen den kleinen Raum mit Frische, und vor ihm breitete sich die Unendlichkeit. Das Zimmer selbst aber war ganz vollgestopft mit Rokokomöbeln, Teppichen, Deckchen, künstlichen Blumen und allerlei anderem zierlichem Plunder, so daß ich mich kaum darin zu rühren wagte, aus Furcht, eine der Niedlichkeiten durch meine lebhaften Bewegungen zu gefährden.

Herzchen aber ging rasch zwischen den Möbelchen hindurch zu einem kleinen Tafelklavier, das am Fenster stand, öffnete die Klaviatur und ließ die Hände mit einer Kraft auf die Tasten fallen, die niemand in diesem zarten Figürchen vermutet hätte. Ob sie irgend etwas Zusammenhängendes spielte, ob sie wahllos die schrillen Dissonanzen griff, das konnte ich damals nicht beurteilen; als sie aber so dasaß, das kleine Gesicht zur Decke erhoben und immerfort gleichsam schrille Schreie ausstoßend, da mußte ich an unseren jungen Hund denken, den sie an die Kette gelegt hatten und der, den Kopf zum Himmel erhoben, mit einer Ausdauer geheult hatte, wie sie nur Hunde in der Verzweiflung beweisen.

Und so ist es mir in der Erinnerung geblieben, das Bild der Klosterzelle mit der lebendigen, freien Weite draußen und dem erstickenden Plunder drinnen — und mitten unter den Niedlichkeiten Herzchen mit dem feinen, ältlichen Kindergesicht, dem zierlichen Figürchen und dem mädchenhaften Putz — am Klavier sitzend und unverstandene Verzweiflung und halb bewußtes Sehnen in schrillen Dissonanzen ausklingen lassend.

Und dann fängt das Bild an zu zittern und sich anders zusammenzusetzen. Herzchen sitzt noch immer am Klavier, aber es liegt auf ihrem Gesicht ein Strahlen, das mich verwundert. Hinter ihrem Stuhle stehen die drei Schwestern, steif wie Grenadiere, die eine kleine Prinzessin bewachen; aber neben ihr sitzt noch jemand, der mit ihr spielt. Ich sehe ihn nicht ganz deutlich; nur schwarze, lange Haare, große, schwarze Augen und eine lange, etwas vornübergebeugte Gestalt tauchen aus dem Nebel der Vergangenheit vor mir auf und dazu eine etwas heisere Stimme, die zu den Schwestern sagt:

„Wenn Baronesse Herta sich der Musik nur mehr widmen dürfte, so wollte ich mir wohl getrauen, eine ganze Künstlerin aus ihr zu machen."

Da wird Herzchens Gesicht ganz weiß, und sie blickt die Schwestern mit Augen an — ja, mit denselben Augen, mit denen unser Flock mich anbettelte, ihn von der Kette zu lösen. Und ich wundere mich über diese Augen und wundere mich über den scharfen Ton, in dem Bertha antwortet:

„Das Spiel der Baronesse genügt für das Haus, Herr Musikdirektor."

„Für das Haus!" wiederholt der schwarzhaarige Mann mit fast ebenso großem Hochmut in Ton und Haltung; aber Bertha schneidet ihm das Wort kurz ab:

„Eine andere Ausübung der Kunst ist natürlich ausgeschlossen."

Darauf antwortet der Herr etwas, und die Schwestern werden immer hochmütiger, und endlich nimmt der Herr seinen Hut, und die drei Baronessen gehen mit ihm hinaus, und als ich mit Herzchen allein

bin, wirft die sich vor einem kleinen Diwan nieder, legt das Gesicht auf die Seidenpolster und streckt die Arme lang von sich. Sie liegt so lange unbeweglich, daß mir angst wird und ich sie am Kleid zupfe und flüstere: „Du, Herzchen, was fehlt Dir? Du, Herzchen, bist Du tot?"

Da hebt sie endlich ihr Gesicht empor, und es sieht wirklich aus wie verloschen und ist ganz alt geworden. —

Und ist es nun wirklich dasselbe Herzchen, das eine Stunde später mir die Herrlichkeiten ihres Zimmerchens zeigt und wieder das niedliche Kindergesichtchen und die vogelhaften kleinen Bewegungen von früher hat.—

„Du hast es aber hübsch hier!" sage ich; denn ich habe das Bestreben, sie für einen Schmerz zu trösten, den ich nicht verstehe.

„Nicht wahr?" gibt sie zurück und lacht schon wieder ein wenig. „Die Schwestern haben mir erlaubt, in der Rumpelkammer zu kramen, und da habe ich so viele hübsche Sachen gefunden. Sie sind ja ein wenig verblichen und verschlissen; aber das sieht man gar nicht. Guck mal!"

Sie hebt behutsam ein gesticktes Deckchen von einem Sessel und zeigt mir das große Loch, das darunter gähnt.

„Siehst Du," sagt sie, „die Schwestern geniert so etwas; sie sagen, Löcher unter seidenen Decken seien noch schlimmer als Flicken in Baumwolle. Aber ich, weißt Du, kann nun mal Seide unter jeder Bedingung besser leiden als Kattun."

„Ich auch," pflichte ich bei.

„Nicht wahr?" sagt sie ganz glücklich. „Wenn's nur hübsch aussieht." Und nun zieht sie mich von einem der Geräte zum anderen und weist mir mit kindlicher Freude alle die hübschen kleinen Arrangements, die sie getroffen hat.

Und wieder eine Weile später sitzen wir im großen Wohnzimmer und essen gequollenen Reis mit Fruchtgelee, das ständige Bewirtungsgericht bei Barons, das in zierlichen Schalen mit zierlichen Löffelchen dasteht, und die Schwestern legen ein Löffelchen Gelee nach dem anderen auf Herzchens Teller, gerade wie Mama unserem Baby tut, wenn ihm etwas weh tut. Und Herzchen sieht auch aus wie unser Baby, wenn es nicht recht weiß, ob es weinen oder lachen soll. Und mit dem letzten Löffelchen Gelee sagt Bertha:

„Die Frau Oberst" (das war meine Mutter) „hat wieder die Güte gehabt, uns zu ihrem Geburtstage einzuladen; was möchtest Du nun sagen, Kind, wenn wir für Dich annehmen?"

Herzchen springt auf. „Ich soll — ich soll einmal in Gesellschaft gehen?" ruft sie jubelnd, fügt aber dann gleich sehr niedergeschlagen hinzu: „Aber ich weiß ja gar nicht, wie ich mich da benehmen soll, ich bin ja nie mit anderen zusammen gewesen."

„Du bist gut genug erzogen, um bei Hofe präsentiert werden zu können. Und dann geht natürlich eine von uns mit, der Schicklichkeit halber," entscheidet Bertha.

Als ich eine halbe Stunde darauf Berthas Zusage für sie und Herzchen den Eltern überbringe und ihnen von Herzchens Entzücken darüber erzähle, brummt Papa in seinen Bart: „Armes Ding! Wird alt und hat gewiß nie einen Schritt getanzt, nie eine Reise gemacht und nie einen Mann geküßt," und er setzt noch etwas von einfältigen alten Scharteken und einem Menschenfresser hinzu, was aber von Mamas sehr energischem Räuspern halb erstickt wird und zu einem undeutlichen Gemurmel herabsinkt.

Dann ist die lange vorbereitete Gesellschaft bei uns, und ich habe mich in den Saal geschlichen, stehe in der Fensternische hinter den Vorhängen und bin ganz geblendet von der Pracht vor mir — der Pracht, die Wohnung, Beleuchtung, Gäste eines Obersten in einer kleinen ostpreußischen Stadt in jenen bescheidenen Jahren ausstrahlten, einer Pracht, über die selbst ein Handwerkerkind von heut die Achseln zucken würde, die aber meinen unverwöhnten Kinderaugen ungeahnte Wunder bot.

Die Schönste von allen ist aber für mich Herzchen, Herzchen in ihrem weißen Mullkleidchen, das ihre kindlich runden Schultern frei läßt, mit ihrem rosigen Gesichtchen unter dem Kranz von frischen Rosenknospen, der in den blonden Löckchen so allerliebst aussieht. Sie steht abgesondert von den anderen am Klavier, von dem sie eben sich erhoben hat, hat die eine Hand leicht auf die Stuhllehne gelegt und blickt zu einem Herrn empor, der neben ihr steht und der mir den Rücken wendet. Und auf Herzchens Gesicht ist ein Leuchten und eine Frische, wie auf der Erde, wenn sie ihr betautes Antlitz der aufgehenden Sonne

entgegenhält. Und nun spricht der Herr etwas, und Herzchen wird rot wie die Rosen in ihrem Haar und sieht sehr lieblich und sehr jung aus. Aber schon ist Baronesse Bertha zu ihnen getreten, steif, groß, schwarz und in meinen Augen mehr Gefängniswärter denn je, und der Herr verbeugt sich und geht — es ist der Musikdirektor von neulich, wie ich jetzt sehe, und er beißt sich die Lippen, und seine Augen funkeln so eigentümlich. Ich sehe rasch wieder zu Herzchen hin, und auf ihrem Gesicht ist aller Glanz und alles Blühen erloschen und verwelkt; sie geht mit gesenktem Kopf neben der Schwester her, als sei sie wirklich eine arme Gefangene, die eine kurze Stunde in Licht und Freiheit geschaut hat und nun zurückkehrt in ihren Kerker.

Das sind die Bilder, die plötzlich in meiner Erinnerung auftauchen, als ich vor dem Rhododendron stehe, dessen Blüte meine übermäßige Sorgfalt in der Knospe getötet hat. Und mit meinem gereiften Verständnis suche ich mir zusammenzustellen und zu erklären, was ich damals an zerstreuten und unverstandenen Eindrücken in mich aufgenommen habe. Ich denke nach: ich weiß wenig seitdem von Herzchens Ergehen. Bald nach jener Gesellschaft war Papa versetzt worden, und unsere Verbindung mit Barons war, obgleich nie ganz zerrissen, doch im wesentlichen auf den Austausch von Familienereignissen beschränkt geblieben. Und davon waren im Verlauf der mehr als zwanzig Jahre, die seit jener Zeit verstrichen waren, auf beiden Seiten natürlich viele gewesen. Der alte Baron, die Baronessen Roberta und Huberta waren gestorben; aber Bertha und Herzchen lebten nach wie vor in dem alten Kloster anscheinend in unveränderter Weise. Anscheinend; denn wie es ihnen, wie es Herzchen wirklich erging, danach hatte ich nicht mehr gefragt.

Sie war ja nur eine Kindheitserinnerung für mich gewesen, und soviel eigenes Glück und Leid hatte sich zwischen mich und meine Kindheit gelegt, daß selten mehr ein Zipfelchen davon vor mir aufgetaucht war. Nun aber stand sie frisch und unverwischt vor mir, und jenes große Mitleid der damaligen Zeit erfüllte mich wieder. Wer weiß, ob nicht in der kleinen Herta eine ganze Künstlerin oder ein ganzes Weib gesteckt hatte, eine Künstlerin, deren Seele vom Streben nach einem großen Ziele hätte geweitet werden können, oder ein Weib, das in dem geliebten Manne das Glück seines Lebens gefunden hätte? Und wer weiß, ob nicht jener Musiker beides für sie repräsentiert hatte, die Kunst, für die sie begabt war, und den Mann, den sie hätte lieben können? Und Begabung und Weiblichkeit waren in ihr erstickt worden, nicht durch Bosheit der Umgebung, nicht durch den Kampf mit der übermächtigen Welt, sondern erstickt in der liebevollen Umarmung ihrer Pflegerinnen, die ihr Licht und Luft weggenommen hatte. Ihre Zärtlichkeit hatte allmählich den Widerstand, der in der Seele des armen Mädchens von Zeit zu Zeit aufgeflackert war, in der Knospe erstickt und mit ihm Begabung und Streben, bis zuletzt nichts übrig geblieben und nichts geworden war, als ein verzärteltes, unselbständiges, albernes Kind, ein Mensch, der alt geworden war, ohne je geblüht zu haben und gereift zu sein. Armes Herzchen!

Und seltsam, wie mir oft geschieht, daß der Mensch oder das Ding, an die ich intensiv denke, ganz unerwartet vor mir auftauchen, auf der Straße, in der Zeitung, irgendwo, wo ich sie gar nicht vermutete, so kam auch von Herzchen bald nach jenem Tage, der ihr Gedächtnis so lebhaft in mir erweckt hatte, ein Zeichen zu mir, und zwar ein sehr wichtiges. Ihre Schwester Bertha war nun auch gestorben. Eigen bewegt blickte ich auf die Botschaft. Der letzte von Herzchens Wächtern war tot; sie war frei! — Frei! Es war wie eine Ironie des Schicksals. Wäre diese Freiheit vor zwanzig Jahren gekommen, vielleicht hätte „das Kind" sich noch zum vollen Menschen entwickeln können. Jetzt — würde sie jetzt die Freiluft der Wirklichkeit überhaupt noch vertragen? Würde sie sich nicht im Gegenteil unsäglich unglücklich fühlen, wenn sie, die Verdorrte, jetzt ins blühende Leben trat? Sie hatte ja keine goldgelben Triebe mehr, die die Sonne hätte aufküssen und entfalten können.

— — — — — — — — — — — —

Und wieder war ein Jahr dahingegangen, da wählte ich ein Seebad in der Nähe des Hafenstädtchens zum Sommeraufenthalte. Kaum, daß ich meinen Fuß in das Städtchen setzte — mein Gott, wie klein es doch war, wie in die Erde gesunken seine Häuser,

wie menschenleer seine Gassen! — da ging ich sofort zu dem alten Kloster am Seestrande. Mein Herz klopfte, als ich sie beide vor mir sah, die See so grünblau, still und weit — und das alte Haus so finster, einsam und verschlossen, halb Burg, halb Gefängnis, eine Zufluchtsstätte für die, die das Leben zurückwies und aussperrte von allen seinen Kämpfen und Freuden. Armes Herzchen! Arme kleine Nonne!

Eine geraume Zeit verstrich, ehe sich auf mein Klopfen die schwere Eichentür öffnete. Eine alte Frau in schwarzem Kleide und schwarzer Haube, mit mürrischem Gesicht und trübem Blick stand vor mir — war es wirklich noch die alte Hanne? Nein; diese Dienerin war erst seit zehn Jahren hier — das Leben in diesem Kloster versteinerte auch die Dienstboten. Ich gab der Alten meine Karte für die Baronesse, und kaum daß ihr schlürfender Schritt im dunklen Korridor verhallt war, kam ein leichter, hüpfender daher, und eine kleine, zierliche Gestalt flog beinahe mir an den Hals. „Meine Eva, mein Liebling!“ Es war noch die alte Kinderstimme. Und nun stand sie vor mir in der kleinen Rokokozelle, die, wenigstens auf den ersten Blick, noch genau so aussah wie damals — gealtert, verblichen, aber nicht verändert. Und so auch die Bewohnerin — noch ganz dieselbe kindliche Gestalt, nur wie vertrocknet, noch ganz dasselbe Kindergesicht, nur verwelkt, voll unzähliger Fältchen, derselbe Lockenkopf, nur gelichtet und ergraut, dasselbe Lachen, dieselben kleinen niedlichen Ausrufe und die vogelhaften Bewegungen — Herzchen, noch immer Herzchen — noch immer das Kind.

Meine Brust preßte sich zusammen, ein eignes Gefühl stieg in mir auf, Widerwille mit Mitleid und Lachen gemischt — alles in allem eine unheimliche Empfindung. Noch nie ist mir so klar geworden, wie uns die Naturgesetze in Fleisch und Blut übergegangen sind, so daß wir unbewußt die Wandlung alles Lebenden, die wir doch fürchten und beklagen, dennoch verlangen.

Herzchen selbst empfand natürlich nichts ähnliches. Sie war ganz aufgelöst in Entzücken über das Wiedersehen mit ihrer alten Spielgefährtin, wie sie mich nannte, und das „Weißt Du noch?“, das bei solchen Gelegenheiten seine wehmütig glückliche Rolle spielt, fiel fortwährend von ihren Lippen, bis es auch mich einspann in den Zauber wieder lebendig gewordener alter Zeiten.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde miteinander geplaudert haben, als die alte Dienerin — sie wurde natürlich „Hanne“ genannt — mit einer Botschaft eintrat, die sie Herzchen ins Ohr flüsterte, von der ich aber die Worte „der Herr Musikmeister“ und „schon sehr ungeduldig“ deutlich verstand. Ich erhob mich.

„Du hast noch Musikstunden, nicht wahr?“ sagte ich.

Ein helles Rot schoß in Herzchens Gesicht und machte es für einen Moment wieder jung und lieblich.

„Sag' dem Herrn, ich komme gleich und bringe eine alte, liebe Freundin mit,“ beschied sie die Alte. Als Hanne das Zimmer verlassen hatte, zog Herzchen mich noch einmal auf den kleinen Diwan mit den löcherigen Seidenpolstern nieder. Sie schwieg noch einen Augenblick, als ob sie eine Verlegenheit und Verwirrung niederkämpfen müsse. Dann legte sie mit ihrer alten kindlichen Gebärde ihren Arm um mich.

„Nicht wahr, Du erinnerst Dich noch des Musikdirektors Wöllner?“ fragte sie.

„Des schwarzhaarigen, langen Musikers, der damals mit Dir spielte?“ erwiderte ich. „Der lebt also noch immer, und Du spielst noch immer mit ihm?“

Herzchen sah ein wenig beleidigt darein. „Warum sollte er denn nicht mehr leben? Wir sind doch alle noch nicht alt,“ entgegnete sie ein wenig scharf. „Spielen kann er zwar leider nicht mehr, denn er ist seit Jahren gelähmt und fast blind, aber er steht mir noch immer mit seinem Rate bei meinen Studien zur Seite.“

Ich murmelte irgend etwas Zustimmendes, und Herzchen fuhr fort, indem sie meinen Blick vermied:

„Er ist der beste, klügste, vornehmste Mensch unter der Sonne und hat ein Herz wie wenige — wenn man das auch auf den ersten Blick vielleicht nicht sieht. Es ist ja sehr natürlich, daß sein großes Unglück ihn etwas reizbar gemacht hat, nicht wahr, Eva?“

„Gewiß,“ bestätigte ich. „Man treibt nur leider für derartige Sieche auf die

Länge selten die nötige Nachsicht und Geduld auf."

„O, Nachsicht braucht er nicht — und Geduld — wie sollte man nicht Geduld mit einem Menschen haben, den man von ganzem Herzen verehrt, und der so bitter leidet?" entgegnete Herzchen mit einem hübschen Eifer.

„Die Liebe ist nachsichtig und geduldig — die Menschenliebe eines so guten Herzens, wie Du es hast," setzte ich rasch hinzu, als ich die Röte sah, die dem alten Mädchen ins Gesicht stieg. — „Und so läßt sich wohl der Arme von Zeit zu Zeit zu Dir bringen, um bei Dir Trost zu holen?"

„Das tat er früher," antwortete sie. „Aber die Beschwer wurde auf die Länge zu groß für ihn. Und als nun meine liebe Schwester Bertha auch gestorben war —" Herzchens Augen füllten sich mit Tränen, und ich nahm ihre Hand teilnehmend in die meine. Da begann sie wirklich zu weinen.

„Siehst Du, Evchen," sagte sie schluchzend, „ich bin ja nicht immer so gegen die Schwestern gewesen, wie ich hätte sein sollen — besonders früher nicht, als ich noch — als ich noch sehr jung war, damals, weißt Du, als wir beide noch miteinander spielten. Da habe ich manchmal gemeint, wenn sie mich bloß nicht immerzu bewachen, wenn sie mich bloß mehr in die Welt hineinlassen wollten, so könnte ich vielleicht da ein besonderes Glück finden. — Und dann kam noch später eine sehr, sehr böse Zeit — Damals bildete ich mir ein — Aber es konnte ja nicht sein — und nun ist es ja vorüber — Aber wie gut sie damals zu mir waren, alle drei, ach Evchen, das kann ich ja nie vergessen. Immer mit Liebe haben sie mir zugeredet, haben mich nie allein gelassen, haben alle meine Unarten geduldig getragen, bis ich mich ausgetobt hatte —"

„Und müde warst und Dir Dein Glück aus den Händen winden ließest," sagte ich, ganz erbittert über so viele fromme Ergebung. Aber meine Heftigkeit tat mir gleich wieder leid; denn Herzchen war schmerzhaft zusammengezuckt.

„Ach Evchen," sagte sie dann sanft — „für ein Glück, wie Du es meinst, war ich wohl schon damals nicht mehr kräftig genug."

‚Nein,' dachte ich, ‚denn sie hatten Dich schon damals umklammert und Dir die frische Kraft ausgesogen.' Aber ich sprach den Gedanken nicht aus, sondern ließ Herzchen fortfahren.

„Siehst Du, und zuletzt wurde ich ja vernünftig und fühlte so recht, wie warm ich in der Liebe der Schwestern gebettet war, und wir wuchsen immer enger zusammen. Und als sie dann nacheinander starben — ach, Evchen, als auch Bertha dahin war und ich nun keinen Menschen hatte, der mich schalt und verzog und den ich pflegen konnte, da wäre ich am liebsten mitgestorben. Denn was sollte ich noch auf der Welt? Ich war ja ganz unnütz geworden."

Sie schwieg eine Weile, und auch ich konnte kein Wort herausbringen. Dann fuhr sie fort und sah mir nun frei in die Augen:

„Siehst Du, Eva, da war es Wöllner, der mich rettete. Er war sehr gut zu mir — sehr gut. Er verstand mich. Und er verstand auch, daß ich jemand haben mußte, den ich pflegen und für den ich denken konnte. Und da machte er mir den Vorschlag — oder eigentlich machte ich ihn — er solle mir eins oder zwei der Zimmer abmieten, die ja für mich einzelnes Mädchen überflüssig geworden waren. Und das hat er dann getan. Und ich lasse für ihn kochen und sorge ein bißchen für seine Pflege, und er steht mir mit seinem Rat bei meinen Studien zur Seite. Und so helfen wir uns gegenseitig durchs Leben."

Sie stand auf, und auch ich erhob mich. Sprechen konnte ich nicht, es saß mir etwas in der Kehle; aber ich begriff, daß ich Herzchen bitter kränken würde, wenn ich mich jetzt weigerte, ihren Pflegling zu sehen, und so ging ich mit in das ehemalige Wohnzimmer, das nun die Behausung des Kranken geworden war.

Als wir es betraten, sagte eine zugleich herrische und klagende Stimme vom Ofen her:

„Wo bleiben Sie denn, Herzchen? Ich bin schon seit einer Stunde allein."

Und Herzchen antwortete demütig: „Ich habe eine liebe Jugendfreundin mitgebracht — unsere kleine Eva, die Tochter des Kommandanten von Geßler — erinnern Sie sich, lieber Freund?"

„Ob ich mich erinnere!" sagte die

Stimme jetzt mit anderem, herzlicherem Klange. „Es waren schöne Stunden, die ich in Ihrem Elternhause verlebte, gnädige Frau — wollen Sie nicht näher treten und einem kranken, blinden Manne Ihre Hand geben?“

Ich trat zu ihm. Da hob sich aus den Kissen eine magere, gebeugte Gestalt und sank gleich wieder hilflos zurück und ließ sich von Herzchen, die zugesprungen war, wieder mit den Kissen umstopfen, und ich sah in ein vergilbtes, verbittertes Gesicht mit großen, schwarzen, leeren Augen.

„Ja, ja, ich habe mich verändert, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben,“ sagte er mit galligem Tone und fügte mit bitterem Lachen hinzu: „Es ist aber gleichgültig, denn mich sieht ja doch niemand; wen das Unglück schlägt, den fliehen die lieben Mitmenschen wie einen Verpesteten.“

Mir stieg das Blut ins Gesicht; denn auch ich hatte mich auf dem Wunsche ertappt, dieses Unglück zu fliehen, das mich quälte und dem ich doch nicht helfen konnte, ja, gegen das ich eine Art von Haß fühlte, weil es noch ein anderes Leben in seinen Bannkreis zog. Der instinktive Widerwille des Gesunden gegen das unheilbar Kranke, das ein anderes Gesundes aussaugt, um sein nutzloses Dasein zu fristen, hielt in diesem Augenblicke mein Mitleid nieder.

Da antwortete dem Armen statt meiner ein Laut voll Schmerz und Liebe. Herzchen war, meiner Anwesenheit nicht mehr achtend, vor ihm niedergekniet und hatte ihre Arme um seinen hilflosen Leib geschlungen. Seine dürren Finger legten sich auf ihren Kopf.

„Nein, Herzchen, Sie nicht — Sie nicht,“ murmelte er. „Sie Heilige, Sie Retterin — mein Kind — mein —“

„Ich bin ja so glücklich!“ schluchzte Herzchen. — — Und als ich wieder mit mir allein und zur Ruhe gekommen war, dachte ich, daß das arme, alte Kind wohl wirklich mit unfehlbarem Instinkte das einzige Glück gefunden und ergriffen hatte, das es für sein verkümmertes Leben noch gab, als es die Freiheit, die ihm zu spät geworden war und die es nicht mehr ertragen konnte, fortwarf und sich freiwillig wieder in Abhängigkeit begab. In eine Sklaverei, in der es Kind blieb, tyrannisiert und verhätschelt wie von je, und doch Weib sein durfte, ein Weib, das sein Leben für den hingab, den es liebte.



Sphinx.

Oh Leben! seltsames, unbegreifliches Leben!
Du gleißendes Rätsel, das niemand ergründet,
Doch jeder sich sehnt zu ergründen!
Kontrast um Kontrast drängst du unlogisch uns auf,
Widerspruch ist dein Gesetz und Zweifel dein Erbe;
Zwiefach ist stets deine Einheit, denn Gutes und Böses
Säest du sorglos im selben, verderblichen Keim.
Grausame Sphinx, ohne Mitleid und ohne Erbarmen!
Lächelnd zerreißt du die Herzen und trinkst unser Herzblut!
Steinern blickst du uns an, wenn um Gnade wir flehen;
Steinernes Schweigen ist Antwort uns, einzige Antwort,
Wenn wir verzweifelnd und lechzend dich fragen
Nach einem „Warum!“

Olga von Gerstfeldt.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Wie mit Fanfaren ist das neue Jahrhundert eröffnet worden. Kaum ist je eine andere Zeit so leidenschaftlich begrüßt worden mit Hoffnungen und Wünschen, mit Phantasien und Programmen. Kaum hat man je einer anderen so bestimmt und so einmütig vorgeschrieben, was sie zu leisten und zu schaffen haben wird. Nach dem Jahrhundert der Technik, der Naturwissenschaften, des Materialismus, des Kampfes, der Vorbereitung soll das XX. Jahrhundert eine Zeit der Erfüllung, ideeller Erhebungen, eine Zeit der Harmonie, der Kunst, der Freude werden. Überall in Büchern und Leitartikeln, in Trinksprüchen und Festreden hat dieses Programm begeisterten Ausdruck gefunden. Wer sollte sich auch nicht berauschen an der Losung: Weniger Werktagsgeist und mehr Sonntagsstimmung, weniger Sorgen und Grübeln und mehr Genuß und Lebenslust! ... Freilich, bis jetzt hat die neue Epoche noch so gut wie nichts getan, das Programm zu verwirklichen. Mit Völkerkriegen hat sie begonnen, wie sie sinnloser und brutaler selten geführt worden sind, und die wirtschaftlichen Werktagskämpfe haben an gegenseitiger Erbitterung eher zu- als abgenommen. Trotzdem hat die Erwartung, daß das Jahrhundert wieder einmal die ästhetischen Werte zur entscheidenden Geltung bringen, eine neue Blütezeit künstlerischen Empfindens heraufführen wird, ihr wohl Berechtigtes. Nur sollte nie übersehen werden, daß die Aussicht auf eine ästhetische Renaissance neben allem Berückenden auch ihr gut Teil Bedenkliches aufweist. Jedes Zeitalter, jeder Einzelne, jede Gesellschaft, die das Ästhetische beherrschend in den Vordergrund stellen, erliegen nur zu leicht der Gefahr, sich in Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, in Prunk und Luxus, in Genuß- und Selbstsüchtelei zu verlieren.

Was eine rein oder überwiegend ästhetische Kultur an Gefahr und Verhängnis bedeutet, das hat niemand überzeugender dargetan, als Sören Kierkegaard, der große dänische Denker und Dichter. Niemand hat so scharf wie er die Grenzen des Ästhetischen und Ethischen bestimmt, niemand so siegreich die Selbstherrlichkeit des Ästhetischen bekämpft und so nachdrücklich dessen — wenn nicht Unterordnung, so doch Einordnung ins Ethische gefordert. Kierkegaards religiöse Anschauungen und Forderungen können nur einen engeren Kreis tiefer bewegen; auch hier ist seine Größe unleugbar, die rücksichtslose Unbedingtheit, mit der er die idealen Forderungen des Christentums — auch gegen die Kirche — vertritt, hat etwas Überwältigendes, immerhin haftet seiner Weltanschauung die Beschränktheit der vordarwinistischen Ära an. Als Ethiker aber nimmt Kierkegaard eine menschheitliche Stellung ein. Schon vor einem halben Jahrhundert hat er sein Leben beschlossen. Mir scheint jedoch, daß er eben erst beginnt den geistigen Einfluß auszuüben, der ihm gebührt. Das neue Jahrhundert würde gut daran tun, in ihm einen der großen Lehrer zu sehen, deren es bedarf.

Wenn ich nicht irre, sind zehn Jahre verflossen, seit Kierkegaards „Enten—Eller" — „Entweder—Oder" — zum erstenmal in deutscher Übertragung, in der meisterhaften Übertragung von O. Gleiß erschien. Von diesem Buche liegt jetzt die zweite Auflage (Dresden, Fr. Richter) vor. Innerhalb eines Jahres hat Frenssens Roman „Jörn Uhl" hunderttausend Käufer gefunden, innerhalb eines Jahrzehnts „Entweder—Oder" etwa tausend. Wäre es umgekehrt, dann würde ich glauben, daß der Weltuntergang nahe bevorstände, denn der Massenerfolg eines Kierkegaardschen Buches, der bedeutete eine Kulturhöhe, wie sie nur am Ende aller Tage zu erwarten ist. Aber getrost, der Weltuntergang ist noch nicht zu befürchten. Und doch, so gering die Zahl Tausend erscheint, sie übertrifft weitaus meine Erwartungen. Kierkegaard verlangt Leser, denen keine Tiefe zu tief ist und die ihre ganze Seele daran setzen, in ihn einzudringen. Wenn es deren tausend in Deutschland gibt, so ist das eine ebenso bemerkenswerte wie erfreuliche Tatsache. Mit dem Verstande allein ist es nicht möglich, sich der Schriften Kierkegaards zu bemächtigen; man muß sich mit allen Seelenkräften, mit Phantasie, Gefühl, Wille, Denken hinein versenken, hineinwühlen, um an dem Reichtum des Verfassers teilzunehmen.

Als Stilist vereint er leidenschaftliches Pathos mit herber Ironie oder auch launiger Satire; er spielt alle Saiten des Geistes und der Sprache, und oft scheint er nichts als zu spielen, ja sich über den Leser lustig zu machen. Aber auch spielend und ironisierend führt er ihn doch nach und nach an den Wesenskern der Dinge, und da merkt man, daß auch sein Spiel etwas von grimmigem Ernst hat. Wer flüchtig über die Seiten hinweghuscht, wird leicht den Eindruck von etwas durchaus Abstrusem und Verworrenem gewinnen, wer tiefer eindringt, wird schließlich eine große Schlichtheit und Klarheit herausfühlen.

In „Entweder—Oder" hat sich Kierkegaard das Problem gesetzt, den Unterschied zwischen dem ethischen und ästhetischen Menschen als einen unüberbrückbaren aufzudecken. Entweder ästhetisch oder ethisch! Und doch kommt er zuletzt zu dem Schluß, daß das theoretisch Unvereinbare

in der lebendigen Persönlichkeit miteinander verwächst, freilich nicht in der Weise, als ob es möglich sei, teils ästhetisch, teils ethisch, bald dies, bald jenes zu sein, oder als ob das Ästhetische und Ethische zwei gleichwertige Hälften eines Ganzen seien. Nein, das wahrhaft Ethische ist von selbst auch das wahrhaft Ästhetische. Nur der ethische Mensch ist der wahre Mensch, der bloß ästhetische, bloß genießende Mensch bleibt in der Tierheit stecken. Das „Tagebuch des Verführers“ schildert das Wesen des Genußmenschen, der durch keine sittlichen Bedenken in der Ausübung seiner Ichsucht gehemmt wird, in wahrhaft dämonischer Weise. Eine immerwährende Gier, die nie satt wird und schließlich in Verzweiflung enden muß. Zur inneren Harmonie, zum letzten Frieden führt nur das Ästhetische, wie es der zweite Hauptteil des Buches, betitelt „Die ästhetische Gültigkeit der Ehe“, mit lichtesten Farben ausmalt . . . „Jede ästhetische Lebensanschauung ist“ — wie Kierkegaard ausführt — „Verzweiflung, jeder, der ästhetisch lebt, ist verzweifelt, ob er es nun weiß oder nicht, schon deshalb, weil er eine Gier hat, die nie Sättigung findet; jeder Genuß zeugt neue Begier ohne Befriedigung. Auch deshalb bedeutet das Ästhetische Verzweiflung, weil es sich auf etwas gründet, was ebensogut existieren wie nicht existieren kann,“ — nicht auf das wahrhaft Seiende, Notwendige. „Die ethische Entwicklung ist wie die einer Pflanze; das Individuum bleibt immer dasselbe und wird nichts anderes, als was es unmittelbar ist. Wer aber die Persönlichkeit ethisch betrachtet, hat gleich eine absolute Differenz, die zwischen Gut und Böse; und ist in ihm auch des Bösen mehr als das Gute, so heißt das doch nicht, daß das Böse sich mehr und mehr entwickeln soll, sondern vielmehr, daß das Böse zurückgedrängt werden und das Gute ans Licht kommen muß. Wenn ein Mensch sich dann ethisch entwickelt, dann wird er das, was er wird,“ nicht nur das, was er ist. „Es hat ein festes Ziel, das Gute, während der ästhetische Mensch ziellos durch einen Irrgarten schwankt . . .“ „In Wahrheit gehört viel ethischer Mut dazu, sich zum Guten als zum Höchsten zu bekennen, weil man dadurch unter ganz allgemeine Bestimmungen fällt. Ein guter Mensch kann jeder sein, der es will, um aber böse zu sein, muß man Talent haben. Deshalb wollen sie für ihr Leben gern Philosophen sein, aber keine Christen, denn ein Philosoph muß Talent haben, ein Christ braucht nur Demut, und die kann jeder haben, der es will . . . Wer ästhetisch lebt, ist der zufällige Mensch; er glaubt dadurch der vollkommene Mensch zu sein, daß er der einzige, ein Ausnahmemensch ist. Wer ethisch lebt, der arbeitet dahin, daß er der allgemeine Mensch wird“ Kierkegaard fügt hinzu: „Ein Ausnahmemensch zu sein ist nicht das Höchste, sondern das Niedrigste.“ Wie er diesen Satz, der den herrschenden Auffassungen so ganz und gar ins Gesicht schlägt, begründet, das ist vielleicht geistreicher, sicherlich lebengenügender, als alles, was Nietzsche geschrieben, und führt zu ganz neuer Weltempfindung, die freilich in ihrem Kern längst geahnt und gelebt worden ist. In enger Verbindung mit dieser Lebensauffassung stehen die Betrachtungen, die in dem Satze gipfeln: „Erst dann, wenn ich das Leben ethisch betrachte, erkenne ich es in seiner Schönheit; für die ethische Betrachtung gibt es nichts Häßliches und Widerliches, für sie ist alles schön, auch das Niedrigste und Ärmste; erst wenn man das Leben ethisch betrachtet, wird es schön, wahr, bedeutungsvoll und bleibend.“

Durch Kierkegaards Buch klingt das hohe Lied der Ehe. „Ästhetisch ist es, im bloß Erotischen stecken bleiben: ethisch wird das Erotische durch die Ehe; sie ist nicht die Vernichtung der erotischen Liebe, sondern die Verklärung derselben.“ „Die ethische Auffassung der Ehe hat vor jeder ästhetischen Auffassung der Liebe mehrere Vorzüge. Sie erklärt das Allgemeine, nicht das Zufällige. Sie sagt nicht, wie ein Paar ganz einzelne Menschen in ihrer Ungewöhnlichkeit glücklich werden können, sondern wie jedes Ehepaar es werden kann.“ Kierkegaard ist ein inbrünstiger Verehrer des Weibes, von der Emanzipation der Frau will er trotzdem oder gerade deshalb nichts wissen. Das Weib ist die Repräsentantin der Erde, des Endlichen, sie ist das stabile, praktische, festwurzelnde Elementarwesen; der Mann vertritt das Ideal, die Unendlichkeit, er ist ein Ringender und immer Suchender. „Ein Weib faßt die Endlichkeit, sie versteht sie von Grund aus, daher ist sie so reizend, und das ist, wesentlich angesehen, jedes Weib, daher ist sie so anmutig, und das ist kein Mann. Daher ist sie so glücklich, so glücklich, wie kein Mann es sein kann oder soll, daher ist sie in Harmonie mit dem Dasein, wie es kein Mann sein kann und soll. Man kann daher sagen, ihr Leben ist glücklicher als das des Mannes, denn die Endlichkeit kann einen Menschen wohl glücklich machen, die Endlichkeit als solche niemals. Sie ist vollkommener als der Mann, denn der, der etwas erklärt, ist doch wohl vollkommener als der, der nach einer Erklärung sucht. Das Weib erklärt die Endlichkeit, der Mann jagt der Unendlichkeit nach. So soll es sein, und jeder hat seinen Schmerz; denn das Weib gebiert mit Schmerzen Kinder, aber der Mann empfängt die Ideen mit Schmerzen, und das Weib soll nicht die Angst des Zweifels und die Qual der Verzweiflung kennen, sie soll nicht ohne Ideen sein, aber sie hat sie aus zweiter Hand. Und weil das Weib die Endlichkeit so erklärt, deshalb ist sie des Mannes tiefstes Leben, aber ein Leben, das verborgen ist, wie es das Leben der Wurzel immer ist.“

Mit diesen einzelnen Sätzen läßt sich nur schwer von dem Wesen und dem Wert des Buches eine Andeutung geben. Vielleicht aber wecken sie hier und da eine Lust nach dem Ganzen. Wen sie verlocken, der wird sich von vornherein darüber klar sein, daß der Genuß, der ihn erwartet, nur mit Arbeit erkauft wird. Ebenso aber darf er gewiß sein, daß diese Arbeit eine Erhöhung und Bereicherung bedeutet.

Wenn man will, kann man auch in Anton Freiherrn von Perfall einen Lebenslehrer sehen. Sein neuester Roman „Münchener Kindeln“ (Leipzig, Paul List) befriedigt mehr in ethischer, als in ästhetischen Hinsicht. Aus dem Buche spricht ein durchs Leben gereifter Geist, der ein feines Verständnis für das, was

unserer Zeit und ihren Kindern nottut, bekundet. Spricht eine Persönlichkeit, die in sich selbst gefestigt allem sicher gegründeten Fortschritt mit sympathischem Wohlwollen gegenübersteht, mit Abneigung aber all der Überstürzung und Unreife, die, losgelöst vom geschichtlich Gewordenen, in Wolken baut, all dem Lebensdilettantismus, der mehr auf Schein als Sein ausgeht. Künstlerisch zeigt der Roman in Sprache und Aufbau, in Schilderung und Charakteristik überall den gewandten, geübten Erzähler, der sein Handwerk von Grund aus versteht und in dieser und jener Einzelheit auch über das Handwerkliche hinaus zu echt künstlerischer und poetischer Wirkung gelangt. Im großen ganzen aber leidet der Roman an Überfüllung mit rein stofflichen Elementen, das äußere Geschehen überwiegt und vom inneren Leben der Gestalten wird wenig merkbar. Der Roman gehört zu den flüchtigeren Arbeiten des Verfassers, die nur die Oberfläche streifen und die rechte Vertiefung vermissen lassen. Von den Gestalten zeugt kaum eine irgendwelche Spuren von Eigenart, fast durchweg handelt es sich um gebräuchliche Romantypen, die ein wenig aufgeputzt und zugestutzt sind; alles Beiwerk aber kann das literarische Durchschnittsgepräge nicht verdecken. In der Gestalt, die im Mittelpunkt der Erzählung steht, in der Persönlichkeit des Grafen Gunterfing, gibt Perfall eine Art Wiederholung aus einem seiner früheren Werke. Eine sehr blasse Kopie des Grafen, der in „Kraft und Liebe“ die führende Rolle spielt. Der tragische Absturz dieses Helden wird dem Grafen Gunterfing erspart; die Kopie hält sich mehr auf den gebahnten Wegen des Lebens und bringt es daher schließlich zu einem soliden Ehеglückszustand, in dessen Hafen von jeher das Romanschifflein am liebsten seine Fahrten beschließt.

Perfalls Roman erzählt von den ersten Jahren des neuen Münchens, von dem Neuwerden der Stadt, das mit dem Tage beginnt, wo Bayern ein Glied des neuen Reiches geworden ist. Die anfängliche Entwicklung zeitigt im Gesunden wie im Kranken ganz ähnliche Erscheinungen, wie das jähe Wachstum des neuen Berlin, Erscheinungen, die von Spielhagen und anderen in Dutzenden von Romanen geschildert worden sind. Die Bauspekulation reißt auch besonnene Leute in ihren Wirbel mit hinein, alle Begriffe von Recht und Unrecht verkehren sich, und das brave Münchener Kindl scheint sich zu einem Teufelchen auswachsen zu wollen. Schließlich verlaufen sich die Wasser aber doch wieder, ohne unheilbaren Schaden angerichtet zu haben. Alles Faule und innerlich Widerstandslose wird von der Flut hinweggeschwemmt, alles Lebensfähige aber hat sich im Kampfe mit der Versuchung gestählt. Der große Künstler Heim verliert sein Weib, das den Verführungen der Großstadt erliegt, aber durch das Leid vertieft sich sein Können, und so wird er zum glorreichen Schöpfer der neuen nationalen Kunst. Graf Gunderfing, der auf allen Gebieten herumdilettiert hat, wird zu der Einsicht bekehrt, daß ein Mann wie er nur auf dem Boden, mit dem er geschichtlich verwachsen ist, befriedigende und dauernde Lebenswerte schaffen kann. Und deshalb flieht er zu guter Letzt die entnervenden Vergnügungen der Salons, lernt die Nichtigkeit der Tageserfolge, wie sie diese Salons zu bieten haben, durchschauen, und kehrt zurück aufs Land, um die Scholle der Väter zu bebauen. Mit ihm geht Juliane, die ideale Schauspielerin, die so gar nichts von einer Komödiantin an sich hat, als Gräfin Gunterfing. „Aus dem Tannenwalde erhebt sich das neue Schloß, die deutsche Burg, vom Zwange roher Kriegszeiten befreit, einer neuen, schönheitsvolleren Zeit dienend, und doch männlich trutzig, fest gestemmt auf den vaterländischen Boden. Ein neues Geschlecht erwächst aus ihm, wurzelechte Gundelfinger vom Stamme der Eichen, und — dank Juliane, der Schloßherrin — doch echte Münchener Kindeln.“

Perfall ist in tiefstem Grunde Moralist, seine Erzählungen — soweit ich sie kenne — laufen fast durchweg auf irgendeine moralische Tendenz hinaus. Eine Tendenz allerdings, der keinerlei Engherzigkeit anhaftet. Von solcher Moralisiererei ist ein anderer unserer Erzähler, Wilhelm Jensen, in keiner Faser seines Schaffens angekränkelt, seine Kunst ist wesentlich Phantasieren und Fabulieren, sie liebt den freien, ungehemmten Flug durch das unendliche Reich der Möglichkeiten, weit über den Alltag, manchmal selbst über die Wirklichkeit hinaus. Und fast immer ist ihr etwas Traumhaftes eigen. Wenn einmal eine Tendenz in die Erzählung hineinsickert, so handelt es sich sicher nur um ein feines Gerinnsel und immer um dieselbe Tendenz, die sich mit der Losung umschreiben läßt: Heil allem echten deutschen Wesen und Trutz allem Pfaffentum.

In seinem jüngsten Roman „Gäste auf Hohenaschau“ (Dresden, Carl Reißner) läßt sich der Dichter wieder einmal so behaglich gehen, als ob er in einer Kleinstadt des XVIII. Jahrhunderts lebe und nicht in der nervösen, immer erregten Zeit des XX. Seine endlos sich hinziehenden Schilderungen, seine langatmigen Gespräche sind durchaus dazu angetan, jene „epische Langeweile“ zu erzeugen, die schon Vater Homer nicht immer zu vermeiden wußte. Die Laune, mit der Jensen solche Langeweile meist vergoldet, ist diesmal etwas dünn geraten. Und literarisch zeigt der Roman das Können des Dichters von keiner neuen Seite. Charakteristik, Stil, Sprache, Stimmung und Färbung erinnern überall lebhaft an frühere Jenseniana. Nur eine der Gestalten überrascht durch ihre ausgeprägte Sonderart; in dem Burgfräulein von Hohenaschau hat der Dichter einen weiblichen Charakter geschaffen, der, wie mir scheint, eine wirkliche literarische Neuheit bedeutet. Diese Richa Freyberg, die bei ihrer ganzen Umgebung für den harmlosesten und unbedeutendsten aller Backfische gilt, die aber mit ihrer versteckten Klugheit über alle hinwegsieht und mit zäher Energie das Ziel, das sie sich gesetzt hat, in überlegenem Spiel erreicht, diese Gestalt mag in der Literatur ihre Verwandte haben, aber etwas ganz Eigenes bleibt sie doch. Nie hat ein Dichter feiner gezeigt, wie das scheinbar Schwache schließlich den Sieg über selbstgewisse Kraft erringen kann; die ganze Art, wie Richa sich den Mann, den sie will, erzwingt, hat etwas wahrhaft Symbolisches für den ewigen

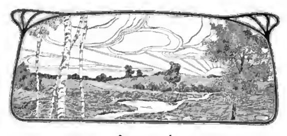
„Kampf“, den Mann und Weib um die „Herrschaft“ führen. Oder besser gesagt, für die Verschiedenheit, mit der beide ihr Wesen durchsetzen, Macht erringen und ausüben.

Hohenaschau ist eine Burg am Chiemsee, in der um 1520 herum Jost von Freyberg als ein echter Reichsfreiherr, der von niemandem abhängig ist, gebietet. Gottes Freund und der Pfaffen Feind, das ist auch seine Losung. Und in Betätigung dieser Gesinnung macht er seine Burg zum Asyl für alle, die mit der herrischenden Kirchengewalt in Konflikt geraten. So finden sich auf seinem Schloß Gäste der mannigfaltigsten Art zusammen, ehrenfeste Ritter, welsche Doktoren, entlaufene Mönche und mit ihnen auch ein entlaufenes Klosterfräulein. Auch der große Zeiterreger selbst, Martinus Luther, hält für einige Tage Einkehr; er kommt vom Augsburger Reichstag, und die Burg bietet ihm willkommenen Schutz gegen die Gegner, die heimlich daran arbeiten, ihn unschädlich zu machen. Schließlich erfährt der Erzbischof von Salzburg — den Jensen manchmal Leonhard, manchmal Leopold nennt — von der bösen Gasterei, und er schickt seinen Feldhauptmann aus, die ganze Gesellschaft aufzuheben. Jost Freyberg aber versteht es, durch List und Mannhaftigkeit das Unheil abzuwenden. Und Leonhard, der auch Leopold heißt, wird um die erhoffte Beute betrogen. Liebesgeschichten durchranken fröhlich die Welt- und Kirchenhändel ... Es ist manches, wie gesagt, recht zäh an dem Buche, aber um des Köstlichen willen, das es birgt, nimmt man das Unschmackhafte willig mit in den Kauf.

Ein latenter, verhaltener Humor, der kaum merkbar lächelt, gibt der Erzählung Jensens die eigentliche Würze. Um so ausgelassener und losgelassener, keck und hell lachend treibt der Humor in Henry F. Urbans Geschichtenbuch „Just Zwölf“ (Berlin, Konkordia-Verlag) sein Wesen. Urban erzählt von den Toll- und Torheiten der Yankees, und so hat sich denn auch am Yankee-Humor sein eigener gebildet. Vielfach erinnert seine Weise an die des Mark Twain und anderer amerikanischer Spaßvögel, aber in Darstellung und Empfindungsausdruck kommt doch auch eigene Art lebendig zum Vorschein. Es gibt wenig Bücher, die eine so angenehme Mischung von Deutschtum und Yankeetum bieten, eine Mischung, die über die Maßen fröhlich stimmt, wie etwa Sekt mit Porter. Notabene wenn man sie verträgt; ein guter Magen aber verträgt sie. Übrigens sind sie nicht nur lustig, die Geschichten, es steckt in ihnen auch ein gut Teil Volks- und Zeitcharakteristik. Schwerlich kann das amerikanische Reportertum treffender gezeichnet werden, als in den Humoresken: „Amandines Stelldichein“, „Wie der Reporter den Lord verheiratete“, „Das Begräbnis des Humoristen“. Von amerikanischen Bühnenzuständen gibt die Geschichte „Tragöde Adams“ ein recht deutliches Bild. Frau Weber gen. Horatio Adams bewirbt sich beim Direktor Morris Abramson um eine Stellung; er wünscht den Hamlet zu spielen, denn das ist die Rolle, die ihm vor allem liegt. Mr. Abramson aber hat bessere Verwendung für den Kunstjünger, er gibt ihm die Rolle eines stummen Kellners, der weiter nichts zu tun hat, als sich mit einem Fußtritt die Treppe herab spedieren zu lassen. Und in dieser Rolle feiert Horatio Triumphe, wie er sie als Hamlet niemals errungen hätte; der Fußtritt macht ihn zum bewunderten Liebling, zu einer Bühnengröße, die unter den Landesberühmtheiten mit in erster Reihe zählt. Charakteristisch für den far west ist die Erzählung „Stovepipe Ben“; schon die Annonce, an die sie anknüpft, ist gerade bezeichnend genug: „Gesucht für die Presbyterianerkirche von Dingmanns Ferry, Kolorado, ein Prediger. Ein junger Mann, der mit Revolver oder Winchesterbüchse umzugehen weiß, vorgezogen.“ Während in diesen Geschichten der Yankeegeist überwiegt, zeigen „August der Spatz“ und „Der Herrgott des kleinen Fritz“ mehr deutsche Art. Ergötzlich aber wirken sie ebenso.

Wenn sich in Kierkegaards „Entweder—Oder“ Kunst mit Wissenschaft, Philosophie mit Poesie harmonisch verbindet, so gilt das gleiche von Wilhelm Bölsches Schriften, nicht zum wenigsten von seinem neuesten Buche „Aus der Schneegrube“ (Dresden, C. Reißner). Nach Jahren des Schwankens und Zweifelns, der Blasiertheit und Gleichgültigkeit tritt jetzt überall der Drang zutage, feste Stellung zu nehmen zu den höchsten Problemen des Wissens und Denkens, des Wollens und Sehnens, und Zeugnis abzulegen von der Entscheidung, die man getroffen. Zeugnis entweder von der Treue zum Alten oder vom Glauben an das Neue. Ein solches Zeugnis und Bekenntnis ist auch Bölsches Buch. Aber zum Glück kein Bekenntnis in starrer, dogmatischer Form, auch kein plumper Überredungs- und Bekehrungsversuch, sondern ein Zeugnis, dessen Wachsen und Werden wir miterleben wie ein Stück eigenen Entwicklungsprozesses. Auch derjenige, der mit Bölsches Anschauungen nicht übereinstimmt, der seine Ideen bekämpft, wird in ihm einen Gegner ehren müssen, mit dem es sich lohnt, einen Disput zu führen, von dem man lernen kann, überall lernen kann, auch wenn man den letzten Folgerungen sich entzieht. Nirgendwo sind die Betrachtungen Bölsches von erregter Kampfesstimmung durchsetzt oder gar durch Fanatismus entstellt; er hebt mehr das Einigende als das Trennende hervor, mehr das Versöhnende als das Entzweiende. Und wer schließlich dem Forscher nicht folgen will, den wird der Dichter verlocken; dem ästhetischen Zauber des Buches wird sich so leicht niemand entziehen können. Bölsche singt das hohe Lied der Natur, deren Priester durchaus nicht, wie er darlegt, einem öden, eisigen Materialismus verfallen muß. In ihr ist für alles Raum, für das Kleinste wie für das Größte, für das Alltägliche wie das Sonntägliche, für Arbeit und Mühe, für das Tierische wie das Göttliche, für den Genuß wie für das höchste Ideal. Nur für denjenigen, der sich der Natur fremd und fern hält, ist sie starr, kalt und unzugänglich; demjenigen, der ihr näher tritt, sich ihr hingibt, bietet sie Schönheit über Schönheit, Glück über Glück. Bölsche erläutert das an einem Erlebnis, dem das Buch seinen Titel verdankt. An einem Frühlingstage klimmt und klettert der Verfasser durch die Felsen und Schründe

des Riesengebirges. Von weiten scheint es, als ob die Vertiefungen, die Kessel, die Schneegruben noch ganz mit winterlichem Schnee erfüllt seien. Wenn man aber näher herankommt, zeigt es sich, daß die vermeintlichen Schneeflächen Teppiche duftender weißer Anemonen sind ... Es gibt wenig Bücher, die soviel Anregung bieten, soviel Belehrung in anziehendster Form. Wie Bölsche es versteht, Wissen in lebendige Anschauung umzusetzen, eine Lehre gleichsam in farbigen Bildern auseinanderzubreiten, davon gibt das Kapitel über die Mutationslehre einen fast berückenden Beweis. Die Untersuchungen und Entdeckungen des Holländers De Vries werden dem Leser geradezu zu einem Miterlebnis. Die Darstellungskunst Bölsches erscheint hier im glänzendsten Licht. Aber es fehlt dem Buche auch nicht an fröhlichen Stellen. Zu ihnen rechne ich die Erzählung von dem Medium Valesla Töpfer; Bölsche gibt hier die Erfahrungen zum besten, die er mit dem Spiritismus gemacht hat; sein Bericht ist durchaus objektiv und tatsächlich, um so schlimmer für den Humbug, daß er durch sich selbst ins Lächerliche fällt. Als Ganzes ist das Buch selbst ein lebendiges Zeugnis für den Satz, daß, ebensowenig wie Natur und Ideal, Naturwissenschaft und Idealismus im Gegensatz zu stehen brauchen. Aber die Liebe ist das Höchste, — das predigt auch dieses Buch. Nicht die sinnliche, sondern jene Liebe, die höher ist denn alle Vernunft.



Sonntag!

Sonntag! Sonntag! — Du, der Woche
Schönster Tag, ich muß Dich lieben,
Weil die Wirtin mit Gepoche
Mich nicht wachruft um halb sieben! —
Ach wie schleppen faul und ledern
Sich dahin die Werkeltage —
Sich zu heben aus den Federn
Macht mir alle Morgen Plage!
Aber Sonntags!! Ohne Wecker
Spring' ich aus dem Lotterbette,
Mit dem Milchmann und dem Bäcker
Konkurrier' ich um die Wette!
Fröhlich schlüpf' ich in die helle
Bügelfalt'ge Sommerhose,
Und mich ziert auf alle Fälle
Der Zylinder, der famose! —
Sonntag! Festtag ohnegleichen,
Heut' will ich an Dir mich laben!!
Ach, wie arm sind doch die Reichen,
Weil sie keinen Sonntag haben!

Ei! Die Straße ist schon munter —
Mit Musik ein voller Kremser!
Hübsche Mädchen sind darunter,
Tragen luft'ge, duft'ge Wämser.
Na, das wird ein Wirbeln geben
Draußen auf dem Bal-champêtre,
Wenn den neusten Tanz anheben
Paukenschläger und Trompeter. —
Stolz die Buben! Denn sie tragen
Grüne Trommeln, bunte Mützen!
Mütter schwatzen mit Behagen,
Und beim Skat die Väter sitzen!
Aber nun die kleinen Mädchen,
Holdrio! In Sommerblusen —
Weiße Schuhchen an den Pfötchen
Und ein puppernd Herz im Busen!
Sonntag! Sorgenüberwinder,
Schütte ihnen Deine Gaben!
Ach, wie reich sind doch die Kinder,
Weil sie immer Sonntag haben!

Sonntag, ja! Du bist der Woche
Schönster Tag mir stets geblieben!
Du störst nicht mit Türgepoche
Mich des Morgens um halb sieben!
Ach, den Zeiger rücken sehen,
Ohne folgen ihm zu müssen!
Sich noch einmal umzudrehen
Auf dem sanften Ruhekissen:
Das ist Wohltat — Wonne — Gnade!
Und in seltnem Hochgenusse
Labt man sich an Schokolade,
Mokka- oder Tee-Aufgusse! —
Lacht die Sonne: führt man seine
Braut aus — regnet's ohne Schonung,
Kommt und schmückt wohl selbst die Kleine
Unsre Junggesellenwohnung!
Sonntag! Komm und mach' erwarmen,
Die im Staub des Lebens troben!
Ach, wie reich sind doch die Armen,
Weil sie einen Sonntag haben!

R. Zoozmann.

Illustrierte Rundschau.

Wilhelm Jordan †. — Künstlerische Spitzenarbeiten von Frau von Eckardt und Prof. Hrdlicka. — Glasfenster von Alb. Edelfelt und Eliel Saarinen. — Speisezimmer von C. F. A. Voysey. — Zu unsern Bildern.

Am 25. Juni starb in Frankfurt a. M., seiner zweiten Heimat, Wilhelm Jordan, der Nestor der deutschen Dichter. Er stammte aus Ostpreußen; am 8. Februar 1819 wurde er zu Insterburg geboren. Als Sohn eines Geistlichen widmete auch er sich zuerst der Theologie, gab das Studium aber bald auf, um sich den Naturwissenschaften und der Philosophie zuzuwenden. Er geriet dann in das politische Fahrwasser, wurde 1848, als er vorübergehend in Berlin lebte, vom Kreise Ober-Barnim in die Deutsche Nationalversammlung gewählt und bald deren Sekretär; auch war er einige Zeit als „Marinerat" Mitglied des Reichsministeriums. In seinem späteren Leben ist er nie wieder politisch hervorgetreten, sondern hat sich nur literarisch betätigt. Die Reihe seiner Werke ist sehr groß. Wir finden da neben einem ungeheuerlichen dreibändigen Buchdrama „Demiurgos" eine bedeutende Zahl von Trauerspielen, Lustspielen (— am bekanntesten wohl ‚Durchs Ohr' —), Romanen (‚Die Sebalds', ‚Zwei Wiegen'); ferner auch eine meisterhafte Übersetzung der Ilias und der Odyssee. Sein eigentliches Hauptwerk aber, und wohl das einzige, das ihn überleben wird, war die Neudichtung der Nibelungensage, in der er versuchte, unser gewaltigstes Epos durch Hereinziehung der eddischen Göttersage und all der Episoden, welche in Gedichten und Bruchstücken außerhalb des eigentlichen Epos auf uns gekommen sind, neu zu gestalten. Unleugbar gelang es ihm, in dieser umfassenden Dichtung die alte nordische Götter- und Heldenwelt dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Wem es vergönnt war, von den Lippen Wilhelm Jordans, der ein Jahrzehnt lang als Rhapsode Deutschlands Gauen durchzog, die markigen Stabreimverse seines „Siegfried", seiner „Heimkehr Hildebrants" selbst zu hören, gedenkt wohl zeitlebens ihrer wunderbaren Kraftfülle und Plastik, die des Dichters geniale Vortragskunst meisterlich zur Geltung zu bringen wußte. —



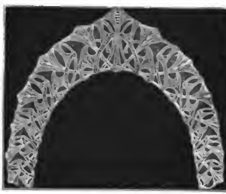
Dr. Wilhelm Jordan †.
(Aufnahme der Photo-Illustration Hans Franke & Co. in Berlin.)

Die Einführung der billigen Maschinenspitze hat der manuellen Herstellung der Spitzen mehr und mehr den Boden abgegraben, und erst in unseren Tagen hat künstlerischer Dilettantismus die Spitzenkunst zu neuem Leben erweckt. Man weiß, daß es Tausende von Spitzensorten gibt, und Frau Dr. Simon von Eckardt, die, ursprünglich Malerin, sich jetzt ganz den künstlerischen Aufgaben auf dem Gebiete der angewandten Kunst zugewandt hat, gebührt das Verdienst, durch eifriges Studium der Spitzenherstellung des Mittelalters und der Renaissance über hundert alter seltener

Spitze für Nähtechnik von J. Hrdlicka.

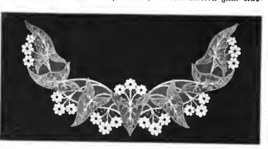


Spitzenfächer.
Entworfen und ausgeführt von Annette Simon von Eckardt in München.



Spitzenkragen.
Entworfen von Max Pfeiffer, ausgeführt von Annette Simon von Eckardt in München.

Spitzenstiche wiedergefunden zu haben, die sie in ihren von modernem Geist durchwehten Arbeiten, von denen wir einige Abbildungen bringen, vortrefflich zu verwerten weiß. — Die Spitzen Prof. J. Hrdlickas sind dem im Verlage von Julius Hoffmann-Stuttgart erschienenen Mappenwerk „Moderne Spitzen“ entnommen (Preis 35 Mk.), in dem über 100 Entwürfe dieses hervorragenden Wiener Künstlers vereinigt sind. Prof. Hrdlicka ist der Leiter des K. K. Zentral-Spitzenkurs-Wien. Seine Arbeiten, deren Motive er fast immer der heimischen Pflanzenwelt entnimmt, sind modern im besten Sinne. Mit feinem Verständnis für die Eigenart der Pflanzen, das Organische in ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung, weiß er Blüten und Ranken für den jeweiligen Zweck überaus geschmackvoll zu kombinieren. —



Hemdenpasse (Nähtechnik) von J. Hrdlicka.

In Finland regt sich, inmitten schweren politischen Ringens, ein überraschend reiches künstlerisches Leben. Auf dem kulturkräftigen Boden dieses kleinen Landes mit seiner willensstarken, hochgebildeten Bevölkerung hat sich eine durch und durch nationale Kunst entwickelt, in der sich starke Heimatsliebe bedeutsam ausprägt. Auf die ersten Regungen dieser ihre Nationalität hervorhebenden Kunst wurde man durch die Arbeiten des Malers Albert Edelfelt aufmerksam, der seit Jahren in Paris lebt und ein gefeierter Porträtmaler geworden ist. Seine rassige Eigenart zeigt er auch in seinen Naturschilderungen, und da ist seine Kunst im besten Sinne dekorativ. Dies kommt auch deutlich in dem Karton zum Ausdruck, den er für das prächtige Glasfenster des Hauses für das nyländische Studentenkorps zeichnete. Das Motiv ist der nordischen Geschichte entnommen, eine unter wolkigem Himmel segelnde Wikingerflotte. — In den Glasfenstern des talentvollen Architekten Etiel Saarinen zeigt sich seine große Vorliebe für die der heimischen Pflanzenwelt entnommenen Motive; ein streng stilisierter Tannenzweig, ein mit wenigen Strichen charakteristisch gestaltetes Farnblatt sind ihm Mittel zu feinster künstlerischer Wirkung. —



Stickerei von J. Hrdlicka.

Kissen mit Spitzenapplikation.
Entworfen und ausgeführt von Annette Simon von Eckardt in München.

Von allen lebenden englischen Architekten ist C. F. A. Voysey wohl der vielseitigste, ja man kann sagen, der einzigste, der sich an alle Aufgaben herangewagt hat, welche die Architektur und die Inneneinrichtung von Wohnräumen stellen kann. Während in England die Architekten erst jetzt beginnen,





Fenster aus dem Foyer des Theaters in Helsingfors.
Entworfen von E. Saarinen, ausgeführt in den Ateliers von S. Wuorio in Helsingfors.

sich auch um die innere Ausstattung ihrer Bauten zu bekümmern, hat Voysey schon vor Jahren seine vortrefflichen Landhäuser nicht nur gebaut, sondern auch das Mobiliar dafür gezeichnet. Die vielen kleinen Landhäuser, die er in der Nähe Londons gebaut hat, lehnen sich an das alte englische Bauernhaus an, sie sind meist mit geringen Mitteln erbaut, aber bei aller Einfachheit sehr komfortabel. Das Speisezimmer, von dem wir zwei Abbildungen bringen, ist in seiner schlichten Schönheit unübertrefflich, ja man kann es unbedenklich als eine der besten Schöpfungen moderner englischer Wohnungskunst bezeichnen, die ja nun einmal auf unsere, sich der Innendekoration widmenden Künstler — mögen sie es auch bisweilen leugnen — so nachhaltig eingewirkt hat. —

* * *

Unser schönes farbiges Titelbild „Niederbayerin in Trauer“ gibt eine Ölstudie von Ch. Ewerbeck wieder, einem der begabtesten Schüler des großen Düsseldorfer Meisters E. v. Gebhardt. — Zwischen S. 608 u. S. 609 bringen wir eine Arbeit des allzufrüh verstorbenen Bildhauers R. Maison, den thronenden Wotan. Die Freunde seiner Kunst seien darauf aufmerksam gemacht, daß augenblicklich im Münchener Glaspalast eine umfassende Sonderausstellung seiner Werke stattfindet. — Von Anselm Feuerbach schalteten wir zw. S. 616 u. S. 617 eine Reproduktion des Gemäldes „Paolo und Franzeska da Rimini“ ein, der bekannten Perle der Schackgalerie; es gibt doch zu denken, daß gerade unsere Zeit sich wieder für Feuerbachs monumentale, hoheitsvolle Kunst zu begeistern vermag — diese vielgescholtene Zeit, der man eine einseitige Vorliebe für die nervösen Schöpfungen der Modernsten immer wieder vorhält! — Der überraschend schönen Wasserlandschaft von H. Wysmüller-Amsterdam (zw. S. 696 u. S. 697) sei das ernste, stille Gemälde „Letzte Sonnenstrahlen“ des Münchener Roman Kochanowski zur Seite



Glasfenster im Hause der Nylandischen Studenten-Korporation in Helsingfors.
Entworfen von Albert Edelfelt, ausgeführt von S. Wuorio in Helsingfors.



Englisches Speisezimmer von C. F. A. Voysey.

gestellt (zw. S. 624 u. S. 625) — mit geringen äußerlichen Mitteln ist hier Großes und Schönes erreicht, der Stimmungsinhalt der Landschaft ist scharf erfaßt und prachtvoll wiedergegeben. — Eine Szene vom Dachauer Jahrmarkt mit famos gesehenen Frauentypen malte F. W. Voigt (zw. S. 632 u. S. 633); Prof. A. Kampf in Berlin gab uns einen interessanten Studienkopf, virtuos gezeichnet (zw. S. 656 u. S. 657). — Im Kunstverlag von Gebr. Schnitzer, Berlin SW. 68, erschien kürzlich ein Prachtwerk „Aus Johannes Deikers Studienmappe", 36 Tierstudien des trefflichen Düsseldorfer Meisters enthaltend. Wir bilden nach einem dieser Blätter den „Lauernden Fuchs" (zw. S. 704 u. S. 705) nach und weisen die Jäger und Tierfreunde unter unseren Lesern gern auf die prächtige Sammlung hin. — Von dem ausgezeichneten finländischen Porträtmaler Alb. Edelfelt, den wir in dieser Rundschau schon einmal erwähnten, bringen wir das feine Bildnis der Frau Erbherzogin von Meiningen (zw. S. 672 u. S. 673). Wir benutzen diese Gelegenheit gern, um einen kleinen Irrtum in unserem Maiheft zu berichtigen: Herr Edelfelt ist nicht mit der Sängerin Ackté vermählt, vielmehr mit einem Fräulein de la Chapelle. Richtig ist nur, daß er jene Künstlerin in einem wundervollen Bildnis verewigt hat. — Auf S. 627 endlich fügten wir die Wiedergabe einer Steinzeichnung „Mittagsschwüle" aus dem Verlage von R. Voigtländer in Leipzig ein, der sich um die Wiederbelebung der schönen lithographischen Kunst immer stärker hervortretende Verdienste erwirbt. —

Der Rundschau bleibt das letzte Wort im letzten Heft des Jahrgangs. Wir dürfen gerade auf diesen nun abgeschlossenen Jahrgang mit vollster Befriedigung, ja mit Stolz zurückblicken. Er hat uns einen alle unsere Erwartungen übertreffenden Zuwachs von Abonnenten, er hat uns vor allem aber überraschend viele Anerkennung aus dem Kreise unserer Leser gebracht. Indem wir diesen für ihre vielbewährte Treue und Anhänglichkeit herzlich danken, glauben wir ihnen gleichzeitig die Versicherung geben zu können, daß wir unsere Hefte auch in Zukunft nicht nur auf der alten Höhe halten, daß wir sie vielmehr durch immer weiteren Ausbau verschönern und bereichern werden. H. v. S.

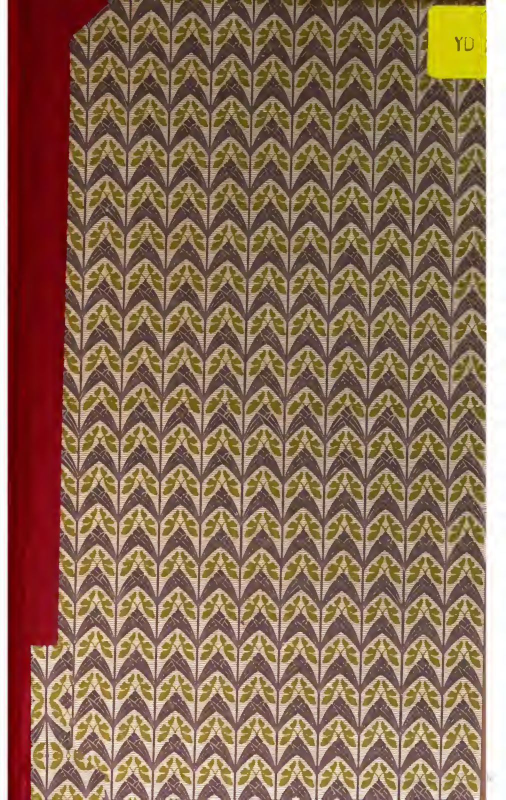
Englisches Speisezimmer von C. F. A. Voysey.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.




YD

